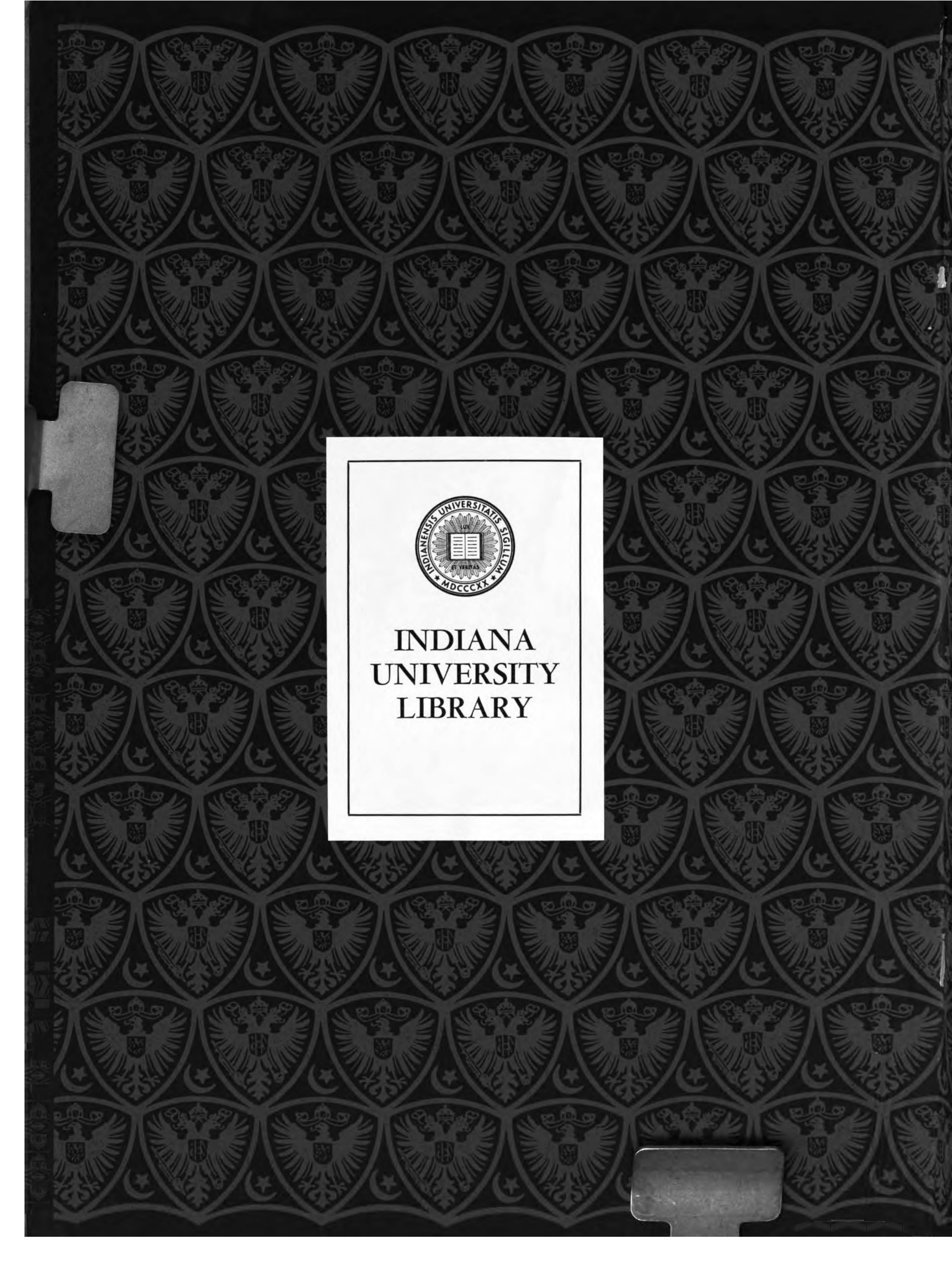
Illustrierte Geschichte des Weltkrieges

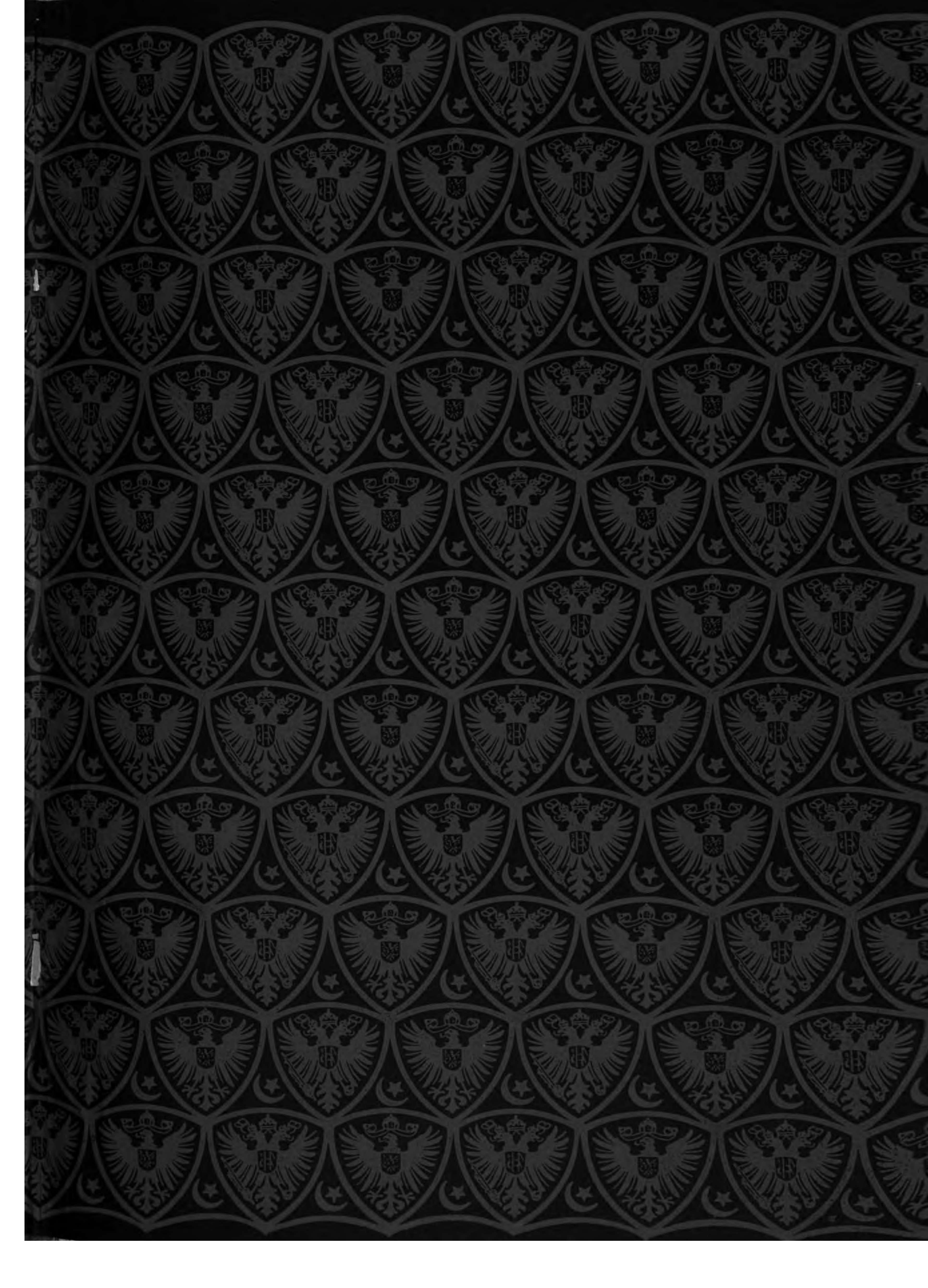
1914/18

Union
Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.

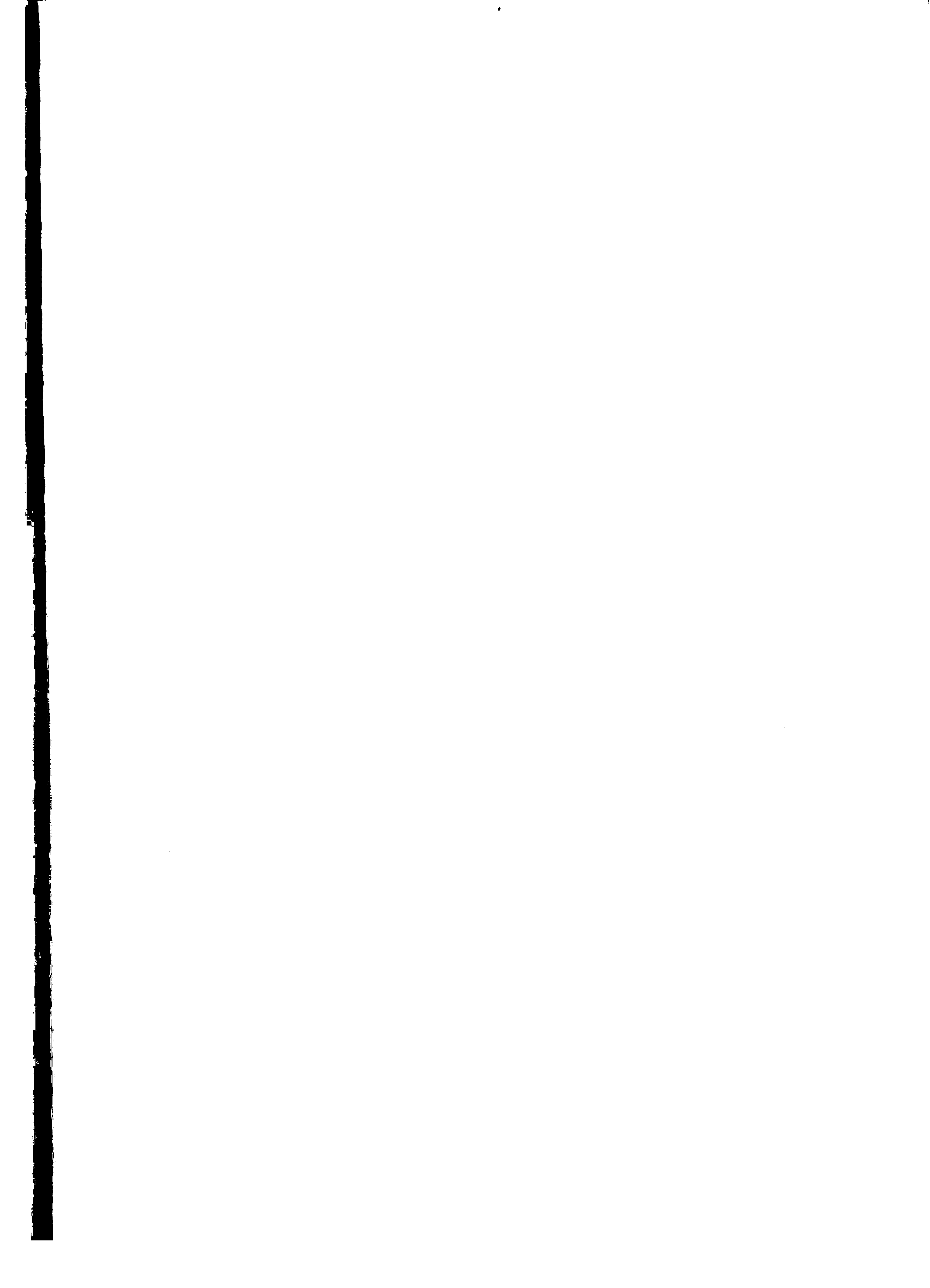
HOFFMANN
MUENCHEN

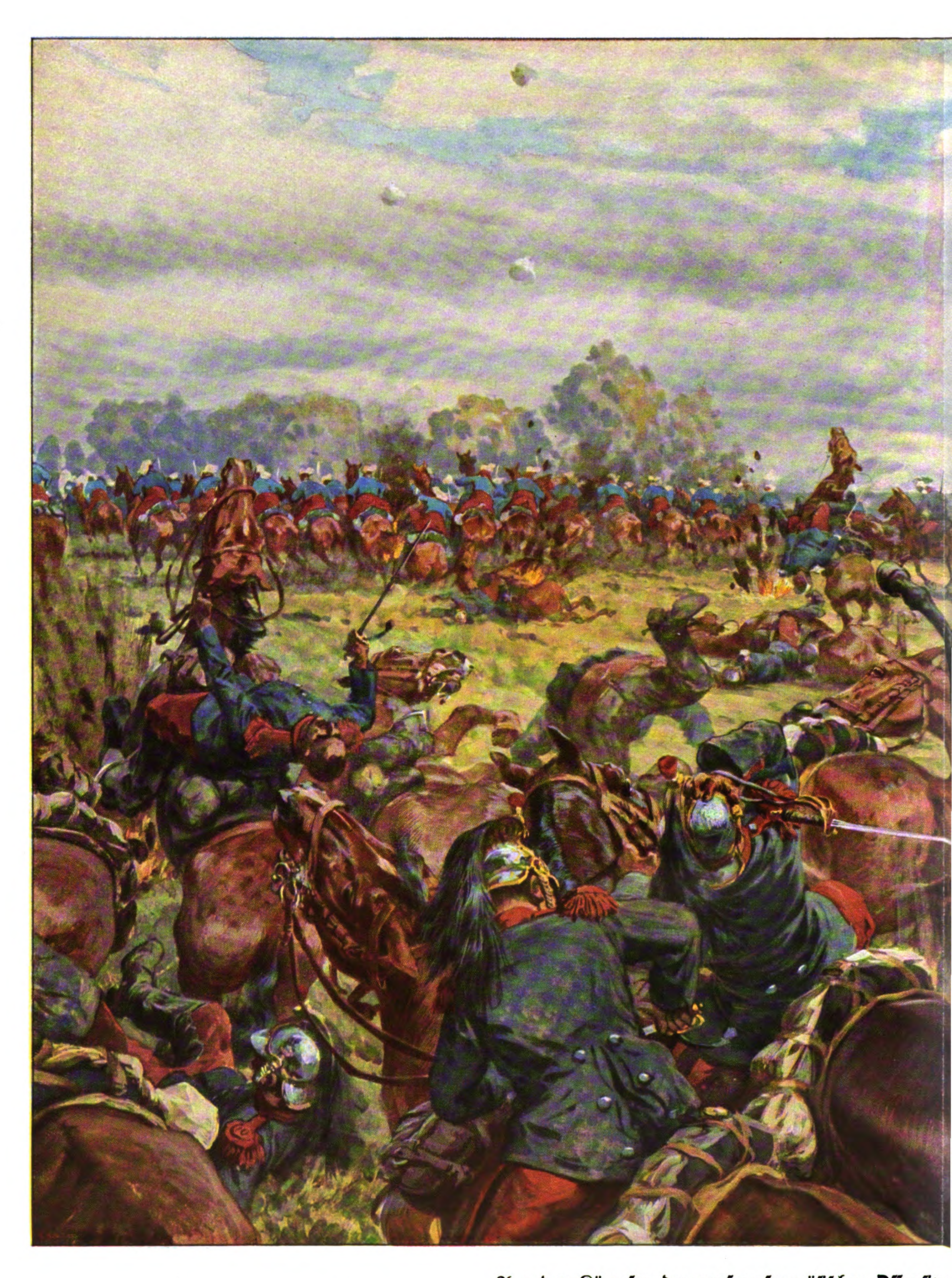


INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX
ET VERITAS
MDCCCXX





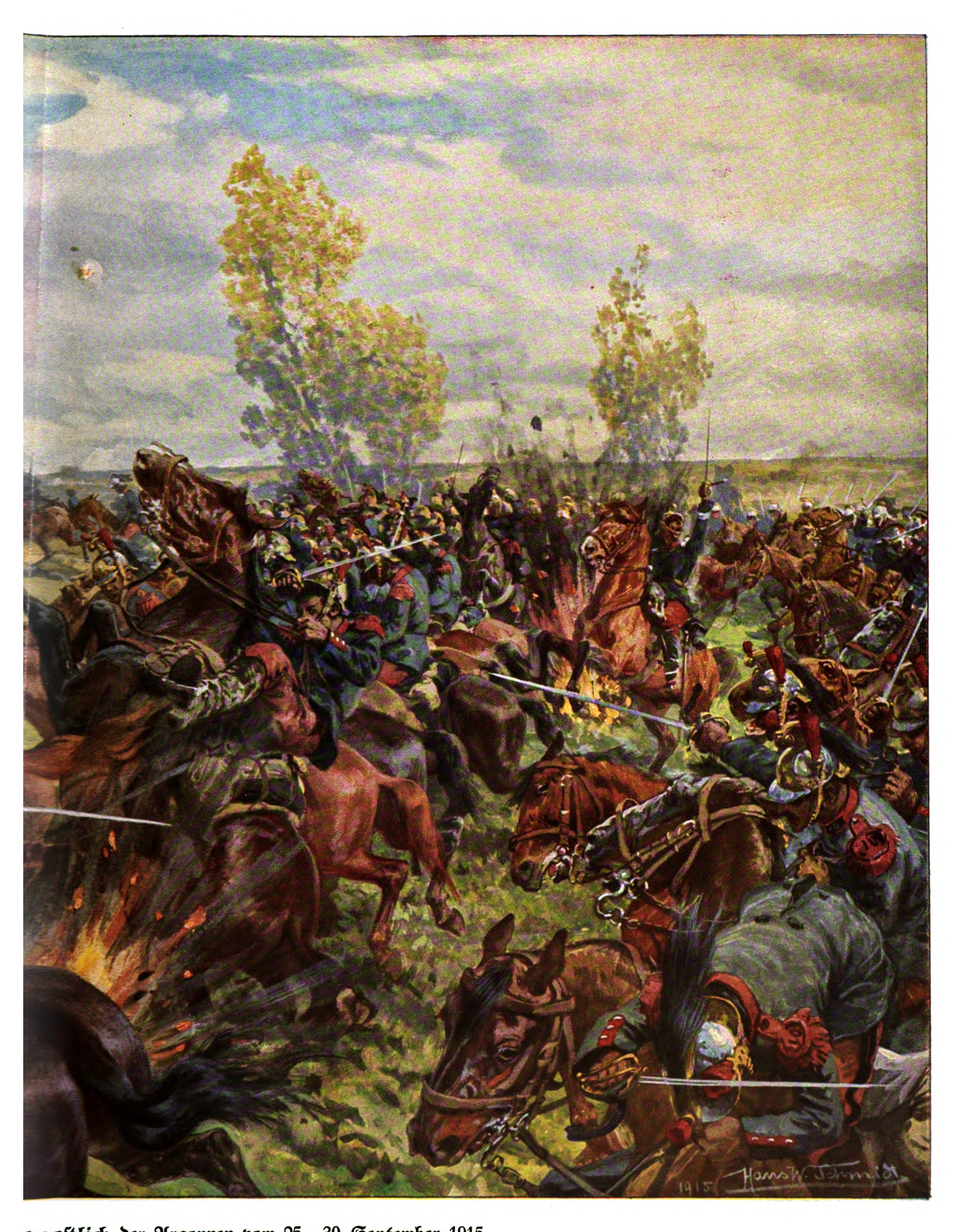




Aus den Kämpfen der großen französischen Offensive

Das 10. französische Kavallerieregiment und afrikanische Jäger werden beim Anreit[...]

Nach einem Originalaquarellbild des zur Zeit der großen französischen Offensive au[...]



westlich der Argonnen vom 25.—30. September 1915.

Durch deutsches Granatfeuer in Verwirrung gebracht und zum Rückzug gezwungen.

em westlichen Kriegschauplatz anwesenden Kriegsmalers Professor Hans W. Schmidt.

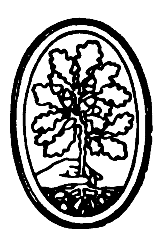
Illustrierte Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

Mit Beiträgen von

Generalleutnant z. D. **Baron v. Ardenne**, Oberarzt der Landwehr Dr. **P. Bernoulli**, Marineschriftsteller **Hans Bruhnsen**, **Paul Otto Ebe**, Dr. **H. Friedemann**, Oberstleutnant a. D. **Frobenius**, **O. v. Gottberg**, Dr. **P. Grabein**, Universitätsprofessor Dr. **Haller**, Hofrat **Hoppe**, Major a. D. **Moraht**, Kapitänleutnant a. D. **v. Niessen**, Dr. **Colin Roß**, Major a. D. **Schmahl**, Dr. **Alfred Semerau**, Generalmajor **v. Sprösser**, **F. Streißler**, Privatdozent Dr. **Weiß**, Privatdozent Dr. **Wigand**, Professor Dr. **Theobald Ziegler**, Professor Dr. **Waldemar Zimmermann**, Maler **R. Aßmann**, **M. Barascudts**, Marinemaler **Claus Bergen**, **Fritz Bergen**, Professor **Hans Bohrdt**, **W. Brandes**, Kriegsmaler **Hugo L. Braune**, **G. Adolf Closs**, **M. Zeno Diemer**, **Johs. Gehrts**, Schlachtenmaler **Fritz Grotemeyer**, **Georg Hänel**, **Harry Heußer**, Professor **Artur Heyer**, Professor **Anton Hoffmann**, **Fr. Kienmayer**, Marinemaler **Alex Kircher**, **E. Klein**, **Ludwig Koch**, **Curt Liebich**, **O. Merté**, Professor **Messerschmitt**, **W. Moralt**, **Fritz Neumann**, **M. Plinzner**, **Adolf Reich**, **Albert Reich**, Orientmaler **Bruno Richter**, **A. Roloff**, Professor **Hans W. Schmidt**, **Viktor Schramm**, **Wilhelm Schreuer**, Professor **Hans Rud. Schulze**, Professor **Chr. Speyer**, Professor **Karl Storch**, Professor **Willy Stöwer**, **Paul Teschinsky**, **Ewald Thiel**, **Max Tilke**, **L. Tuszynski**, **Ernst Zimmer** u. a. m.

680 Abbildungen im Text, 23 zum Teil doppelseitige, mehrfarbige Kunstbeilagen, 2 große zweifarbige Kartenbeilagen, 48 Karten und Pläne im Text sowie ein Kriegskalender, die Ereignisse im zweiten Halbjahr 1915 enthaltend.

Dritter Band.



Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien / Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhaltsverzeichnis.

Kunstbeilagen.

Karten.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Auf dem **nordöstlichen Kriegsschauplatz** gab die Eroberung Libaus am 7. Mai (vgl. Band II, Seite 402) der Armee Hindenburg den Anlaß zu weiteren kräftigen Vorstößen in Kurland. Die Russen trafen umfassende Vorbereitungen zu einem Gegenstoß, der auf eine neue Bedrohung und Überflutung Ostpreußens schließen ließ. Im Raume um Kowno zogen sie gewaltige Truppenmassen zusammen und brachen von dort in nachdrücklichem Angriff vor. Bei Mariampol und Kalwarja kam es zu den ersten blutigen Gefechten, die für die Russen sehr verlustreich endeten. Auch im Raume südlich des Njemen wurden die angreifenden Russen bereits von geschickt umgruppierten deutschen Truppen erwartet und in heftigen Kämpfen entscheidend geschlagen. Derzeit befanden sich unsere Hauptkräfte nördlich Wilkowiszki, einer Kreisstadt von etwa 5000 Einwohnern im Gouvernement Suwalki, an der Eisenbahn St. Petersburg—Eydtkuhnen. Ferner standen an den Ufern des Njemen östlich der ostpreußischen Grenze starke deutsche Kräfte zur Abwehr des zu erwartenden russischen Hauptstoßes bereit. Unsere Kavallerie verschleierte geschickt das Vorhandensein dieser deutschen Hauptstreitmacht. Die vorstoßenden russischen Parallelkolonnen erreichten am 17. Mai morgens die Orte Szaki, Syntowty und Gryska im Gouvernement Suwalki. Überall stießen sie dort auf deutsche Truppen. Als ihnen so das Vorhandensein deutscher Kräfte im Süden, Westen und Norden bekannt wurde, mögen sie an die Einkreisung in der Masurenschlacht gedacht und sich gesagt haben, daß ihr neuer Vormarsch auf Ostpreußen ein neuer Weg ins sichere Grab sein würde. Ihr eilmarschmäßig ausgeführter Vorstoß verwandelte sich nach seinem sofortigen Abbruch in einen fluchtartigen Rückzug. Das erneute Vorgehen auf Ostpreußen, von dem man mindestens die völlige Entlastung Kurlands erwartet hatte, zerfiel also schon zu Beginn völlig in sich. In dem engen Raum zwischen Kowno und SafieszisKi wurden die von unseren Truppen hart bedrängten Russen zu verzweifelten Rückzugskämpfen gezwungen. Die drei Kriegsbrücken bei Wilki mußte der Gegner unbenutzt darangeben. In dem dreitägigen blutigen Ringen vom 17. bis 20. Mai fielen unseren Truppen ungefähr 3000 Gefangene in die Hände; doch waren die russischen Verluste an Toten und Verwundeten unverhältnismäßig größer.

Bei dem heißumstrittenen Szawle (Schaulen) entwickelte sich am 12. Mai ein neues Gefecht. Am 14. verzeichneten die Russen einen vorübergehenden kleinen Erfolg, der unseren Truppen drei Geschütze kostete. Die Kämpfe blieben aber doch unbestritten für uns siegreich, insofern der russische Vormarsch auch hier aufgehalten wurde. Mit einem neuen Vorstoß am 15. Mai hatte der Feind ebenfalls kein Glück; wir gewannen an diesem Teile der Front vom 12. bis 15. Mai 15 000 Gefangene.

Zu besonders schweren Kämpfen kam es Mitte Mai an der Dubissa. Am 19. traten an der Linie Shagori—Frauenburg stärkere feindliche Kräfte auf, doch kam es noch bis zum nächsten Tage zu keiner Gefechtsberührung. An der Dubissa wurden am 19. sowohl wie am 20. Mai wieder zahlreiche Gefangene gemacht. Am 19. wagten an diesem Flusse die Russen mehrere scharfe Angriffe. Sie wurden siegreich abgeschlagen, und unseren Truppen blieben 900 Gefangene und 2 Maschinengewehre. An diesem Tage gingen wir nördlich Podubies zum Angriff über, nahmen die Höhe 105 und machten weitere 500 Gefangene. Der nächste Tag brachte den deutschen Angriff östlich von Podubies bis Betygola, und auch hierbei fielen wieder 1500 Gefangene



Abführung russischer Gefangener über die Memel bei dem Dorf Trappönen. Nach einer Originalzeichnung von Professor Karl Storch.

in deutsche Hände, eine Zahl, die tags darauf noch um 300 stieg. Östlich von Miloszajcie und Zemigola wurden die Russen über den Fluß zurückgeworfen. Die in der Nacht darauf erfolgten Gegenangriffe brachten den Unsrigen noch mehr als 1000 Gefangene ein.

Zu Reiterkämpfen, bei denen ein Regiment der russischen Ussur-Reiterbrigade aufgerieben wurde, kam es am 21. Mai westlich der Windau in der Gegend von Schawdjni. Die wütenden Kämpfe an der Dubissa wurden am 24. durch einen schönen Erfolg unserer Feldgrauen gekrönt. Östlich Rossieny, einer Kreisstadt im russischen Gouvernement Kowno mit etwa 8000 Einwohnern, griffen sie gegenüberstehende starke russische Truppen an, schlugen sie und warfen sie unter empfindlichsten Verlusten über den Fluß. 2240 Gefangene und 5 Maschinengewehre waren die Beute. Auch weiter südlich tobten an diesem Tage Kämpfe, die ebenfalls zu unseren Gunsten endeten und dem Feinde große blutige Opfer auferlegten.

Am 27. Mai gingen wir an der Dubissa erneut vor. Ein zu beiden Seiten der Straße Rossieny-Eiragola geführter Angriff war von gutem Erfolge begleitet, blieben doch hier wieder allein 3120 russische Gefangene in unseren Händen. Die russischen Nachtangriffe, die hierauf folgten, waren an allen Stellen erfolglos. Auch der nächste Tag brachte uns an verschiedenen Stellen Erfolge, und mehrfach wurde der Gegner über die Dubissa zurückgeworfen, wobei unsere Truppen weitere Gefangene machten. Am 29. mußte eine kleinere deutsche Abteilung den Ort Sawdeniki vor einem überraschenden russischen Angriff aufgeben und sich unter Preisgabe von vier Geschützen zurückziehen; doch bald trafen neue Verstärkungen ein, die das Dorf wieder nahmen und die Russen daraus vertrieben.

Szawle war am 22. Mai der Schauplatz lebhafter Kämpfe. Die deutschen Truppen hatten hier den russischen Nordflügel angegriffen und schlugen ihn bald in die Flucht; 1600 Gefangene und 7 Maschinengewehre waren das Ergebnis dieser Gefechte. An den nächsten Tagen hatten sie hier wiederholt feindliche Gegenangriffe abzuweisen.

Am 29. kam es 60 Kilometer südöstlich von Libau bei Illoky zu einem Gefecht, in dessen Verlauf eine feindliche Abteilung durch deutsche Kavallerie in nördlicher und nordöstlicher Richtung zurückgeworfen wurde. Zwei Tage später wurde 50 Kilometer östlich von Libau bei Amboten das russische 4. Dragonerregiment in die Flucht geschlagen. Groß war die Beute, die die Deutschen im Monat Mai an dieser Front machten. Nördlich des Njemen wurden allein 24 700 Gefangene, 16 Geschütze und 47 Maschinengewehre erbeutet, zwischen Njemen und Pilica gab es 6943 Gefangene, 11 Maschinengewehre und 1 Flugzeug.

Am 1. Juni kam es zu kleineren Plänkeleien bei Shidiki, 50 Kilometer nordöstlich von Libau, ebenso 65 Kilometer südöstlich dieser Stadt, die sämtlich günstig für uns entschieden wurden. An der Dubissa, südöstlich von Kielmy, sowie zwischen Ugiany und Eiragola spielten sich ebenfalls für uns erfolgreiche Plänkeleien ab. Bei Szawle kam es zu einem kleineren Gefecht, in dessen Verlauf die Unsrigen etwa 500 Gefangene machten. Immer weiter rückten sie östlich Libau vor. Schon am 4. konnte die deutsche Heeresleitung melden, daß die Russen durch Kavallerie aus den Ortschaften Lenen und Schrunden, 60 bis 70 Kilometer östlich von Libau, vertrieben wurden.

Größere Kämpfe entwickelten sich am 3. Juni in der Gegend Rawdsjany, westlich Kurschany und bei Sawdeniki an der Dubissa. Am nächsten Tage stießen deutsche Truppen bei den genannten Orten vor, warfen die Russen nach kurzem Kampfe und machten hierbei 1970 Gefangene. Auch tags darauf setzte sich unsere Vorwärtsbewegung fort, und der Kampfplatz erweiterte sich durch die Hinzunahme neuer Truppen, die sich nördlich und südlich anschlossen. Die Zahl der hier gemachten Gefangenen stieg an diesem Tage auf 3650.

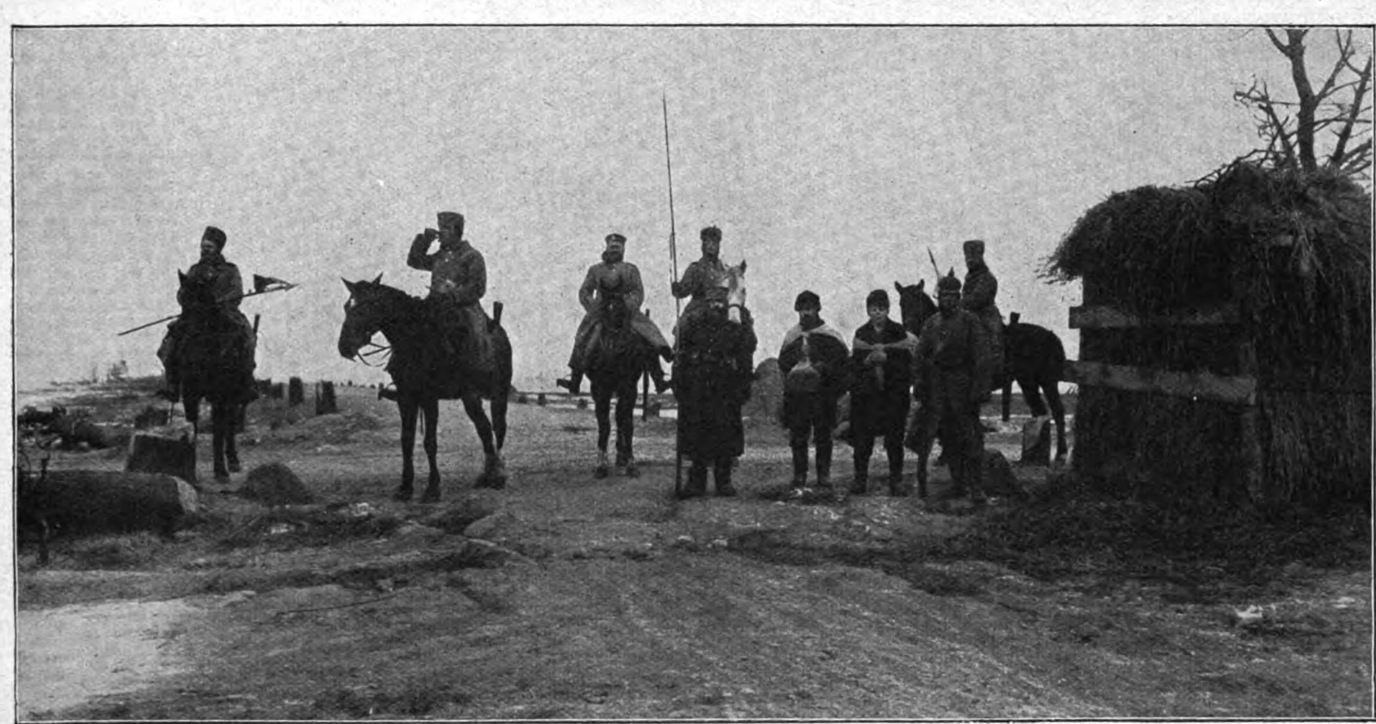
Am 6. Juni überwand unsere Kavallerie ein neues Hindernis, indem sie bei Kurschany die Windau überschritt und in südöstlicher Richtung vordrang. Südöstlich von Kurtewiany und in der Gegend östlich Sawdeniki machten wir an diesem Tage ebenfalls gute Fortschritte. Fielen doch hier weitere 3340 Gefangene und 10 Maschinengewehre in unsere Hände. Am 8. Juni wurde am östlichen Windauufer der erste Erfolg erzielt, nämlich nordöstlich von Kurschany die Stadt Kubyli genommen. Gleichzeitig wurde an der Dubissa der russische Nordflügel in südöstlicher Richtung zurückgeworfen, wodurch unsere vorderste Linie die Straße Batigola—Jlgise erreichte. Am nächsten Tage setzten die Russen hier aus nordöstlicher Richtung Verstärkungen ein, wodurch sich die deutsche Heeresleitung veranlaßt sah, den bedrohten Flügel unbelästigt vom Feinde in die Linie Betygola—Zoginie zurückzunehmen. Am 10. Juni wurden an der unteren Dubissa nordwestlich von Eiragola mehrere russische Angriffe abgewiesen, wobei der Feind 300 Gefangene verlor. Am nächsten Tage mißlangen russische Vorstöße in der Gegend von Zoginie und Betygola.

Auch bei Szawle rückten deutsche Truppen beständig vor, mit den Russen stetig im Kampf. So setzten diese am 9. Juni südwestlich Szawle unserem Vorgehen lebhaften Widerstand entgegen, und wir konnten hier nur kleinere Fortschritte machen. Dennoch ergab sich hier in einigen Tagen eine Beute von 2250 Gefangenen und 2 Maschinengewehren. Am 12. Juni kamen unsere Angriffe nordwestlich von Szawle voran und die Stadt Kuze wurde im Sturm genommen.



Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Stimmungsbild aus dem Dorfe Berzniki in der Nähe von Augustow (Russisch-Polen).



Kavalleriepatrouille bringt zwei russische Plünderer ein. Phot. A. Grohs, Berlin.

Dieser Tag brachte den deutschen Truppen wieder 8 Offiziere und 3350 Mann an Gefangenen sowie 8 Maschinengewehre ein. Am darauffolgenden Tage gingen wir nordwestlich Szawle mit Eifer weiter vor: in der Nähe von Kuzowimia wurden einige russische Stellungen genommen und hierbei 3 Offiziere und 300 Mann zu Gefangenen gemacht. Am 14. Juni war der Hauptschauplatz der Kämpfe um Szawle das Dorf Danksze westlich dieser Stadt. Es wurde gestürmt und die russischen Gegenangriffe, die hierauf erfolgten, sämtlich siegreich abgeschlagen. Von den zwei bis drei russischen Regimentern, die sich bei den Gegenangriffen beteiligt hatten, wurden 4 Offiziere und gegen 1700 Mann gefangen genommen.

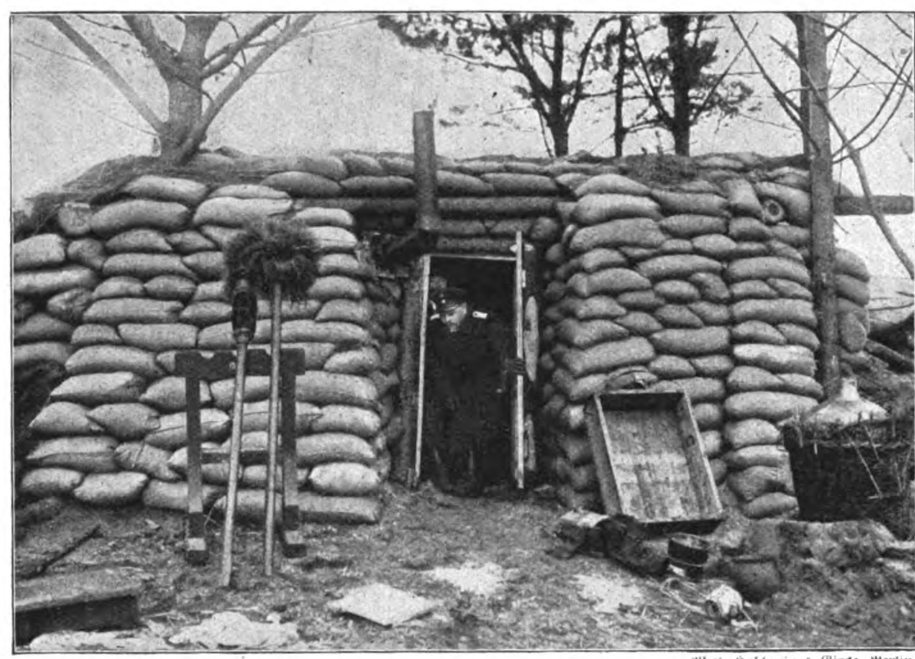
Am Njemen tobten Anfang und Mitte Juni ebenfalls heftige Kämpfe, die uns stellenweise sehr wesentliche Erfolge brachten. So wurde schon am 6. südlich des Njemen das Flußufer bis zur Linie Tolausis-Sapiczszki vom Feinde gesäubert. Zwei Tage später traten die Russen nach hartnäckigen Kämpfen bei Dembowa, Ruda und Kozliszki den Rückzug auf Kowno an, bei dem sie von neuem Verluste erlitten. Die sofort aufgenommene Verfolgung brachte uns noch unter Sicherung gegen Kowno die Straße Mariampol—Kowno. Am 9. Juni erhöhte sich die Zahl der seit dem 6. südlich des Njemen gefangenen Russen auf 3020, ferner wurden noch 2 Fahnen, 12 Maschinengewehre, viele Feldküchen und Fahrzeuge erbeutet. Dann herrschte am Njemen einige Tage Ruhe, bis am 12. Juni wieder Kämpfe gegen von Süden herangekommene russische Verstärkungen begannen, die schon am nächsten Tage zu einer neuen Niederlage des Gegners führten. Südöstlich der Straße Mariampol—Kowno erstürmten deutsche Truppen an diesem Tage die vorderste russische Linie, wobei 3 Offiziere und 300 Mann gefangen wurden. Alle russischen Versuche, diese Stellung wieder zurückzuerobern, scheiterten an der Tapferkeit und Ausdauer unserer Truppen.

Auch weiter südlich hatten wir im Juni Erfolge. Bei Prasznysz stürmten württembergische Regimenter am 1. eine russische Stellung und erbeuteten 150 Gefangene, einige



Deutsche Kürassiere an der Straße Petrikau—Przeborz. Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Maschinengewehre und Minenwerfer. An der Rawka zwischen Bolimow und Sochaczew brachen unsere Truppen am selben Tage in die feindliche Stellung ein und nahmen 500 Russen gefangen. Diesem Einbruch folgten in der Nacht russische Gegenangriffe, die sämtlich erfolglos blieben. Die gewonnenen Stellungen behielten wir fest, und die Beute stieg noch beträchtlich; sie erreichte 1660 Gefangene, acht Geschütze (darunter zwei schwere) und neun Maschinengewehre. Am nächsten Tage ergaben die Kämpfe um Prasznysz weitere 150 Gefangene.



Phot. Hohlwein & Gircke, Berlin.

Kugelsichere Soldatenwohnung auf dem nordöstlichen Kriegschauplatz.

Die hier berichteten Kämpfe auf dem nordöstlichen Kriegschauplatz waren von ganz hervorragender Bedeutung für das Gelingen unseres Vorgehens gegen Rußland auf dem **südöstlichen Schauplatz,** weil sie ständig ermüdende und schwächende Truppenverschiebungen unserer Feinde nötig machten. Diese haben ja im Nordosten tatsächlich unter Aufbietung aller Kraft ein größeres, vernichtendes Unglück vermieden, vielleicht aber auch nur hinausgeschoben. Der Wert unseres Erfolges auf diesem Schauplatz läßt sich nicht so bequem wie im Südosten an der Zahl der Gefangenen feststellen. Er besteht nicht nur in der Abwehr des Vorstoßes auf Ostpreußen, sondern mehr noch in den ungeheuren blutigen Verlusten, die der Feind hier erlitten. Dieser verdankt die Vermeidung einer schweren Niederlage größten Maßstabes gerade hier nur den überaus schlechten Weg- und den ungemein schwer zu besiegenden Geländeverhältnissen, die besonders den Einsatz schwerer Artillerie stellenweise geradezu zur Unmöglichkeit machten. Das erfordert den mit viel Zeitaufwand verbundenen Bau von Brücken, die Anlage von Feldbahn-

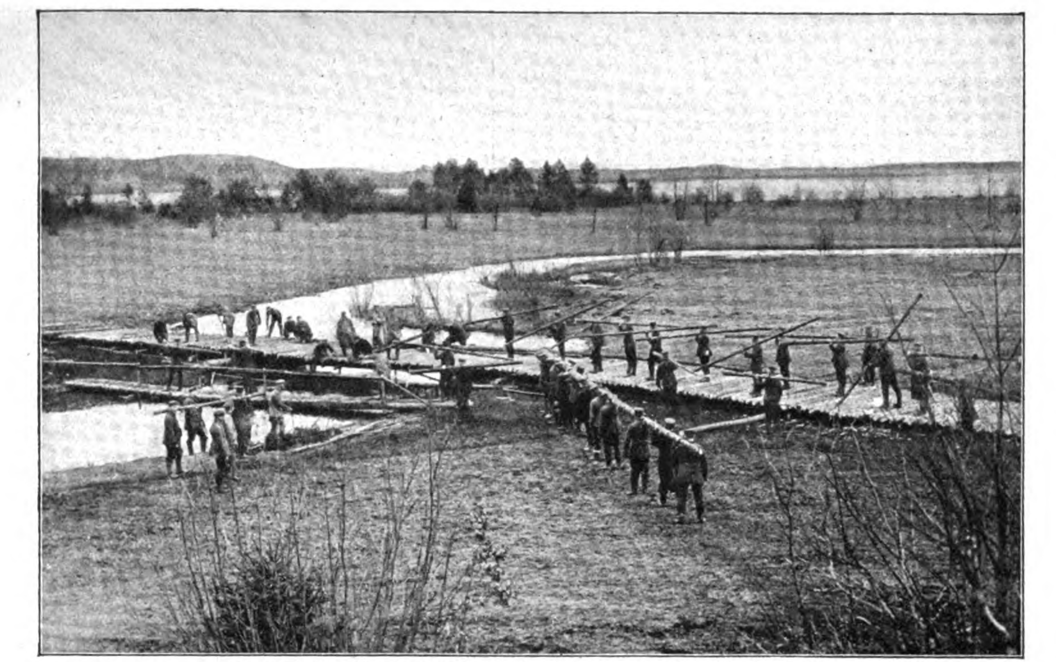


Proviantversorgung der Truppen in Russisch-Polen mit der Förderbahn. Phot. Boedecker, Berlin.

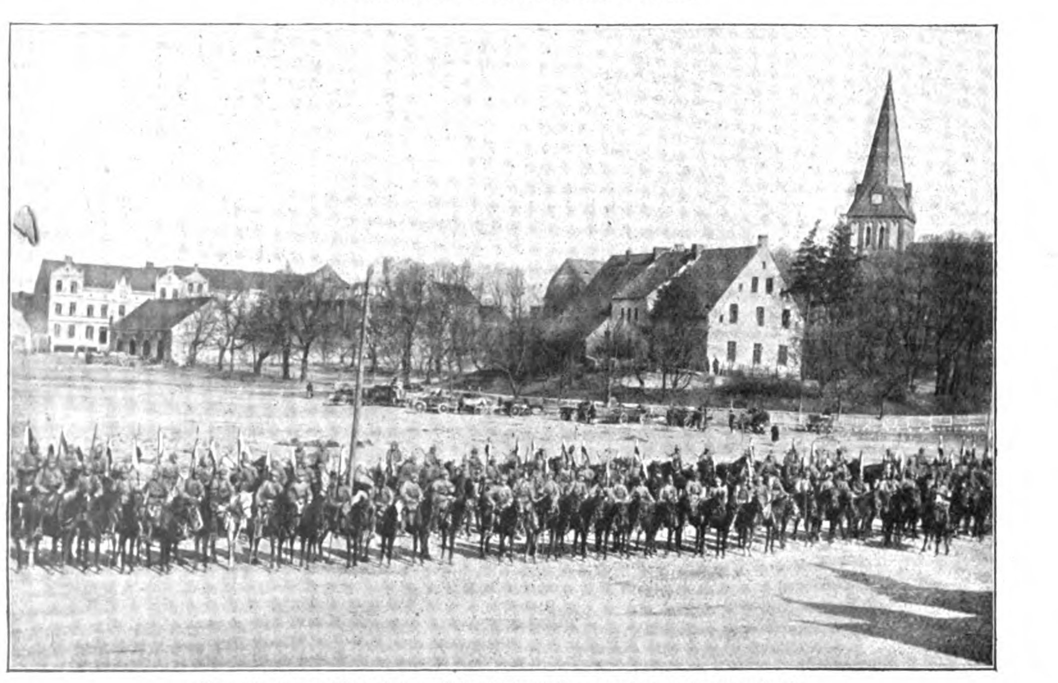
Die für weite Strecken der russischen Front fehlende Eisenbahnverbindung stellt die Heeresleitung im Osten vor eine besonders schwierige Aufgabe. Tatsächlich sind aber unsere Truppen gerade in Russisch-Polen ganz besonders reichlich und pünktlich versorgt dank der Anlage von Feldgleisen, auf denen alle Proviantplätze mit Lebens- und Futtermitteln versehen werden. Auch hier hat sich die deutsche Volkswirtschaft selbst geholfen. Während wir dank unserer hervorragenden Industrie sehr leicht dieses Kleinbahnmaterial herstellen können, sparen wir eine Unmenge Pferdematerial. Wie groß diese Ersparnis in Wirklichkeit ist, kann nur der beurteilen, der die endlosen Proviantkolonnen auf den Verbindungstraßen hinter der Front zu beobachten Gelegenheit hatte. Zwei Pferde ziehen zwei Förderwagen mit zusammen 120 Zentner Ladung, ohne sich dabei sonderlich anzustrengen, während diese beiden Pferde bei bedeutend größerer Anstrengung in der Fuhrparkkolonne auf den schlechten russischen Wegen durchschnittlich nur zwölf Zentner Ladung und noch dazu viel langsamer fortbewegen.



Plock von der Kriegsbrücke aus gesehen, die die Deutschen gebaut haben. Im Hintergrund der Dom, die russische und die evangelische Kirche.



Ungedienter Landsturm in Rußland stellt eine Sumpfbrücke her.



Kavallerieappell auf dem Markt in Marggrabowa (Ostpreußen).



Kraftwagenhalteplatz auf dem Markt in Sierpe (Gouvernement Plock).

Bilder vom östlichen Kriegschauplatz.

Nach Aufnahmen des Hofphotographen Kühlewindt in Königsberg i. Pr.

spuren und Bohlenwegen, eine Arbeit unserer tapferen Schipperkolonnen, deren Wichtigkeit für den Erfolg unserer kriegerischen Unternehmungen nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

* * *

Unser in **Galizien** so erfolgreiches Vorgehen, das wir bereits bis zu der am 14. Mai erfolgten Einnahme von Stadt und Brückenkopf Jaroslau geschildert haben (Band II, Seite 421), nahm auch weiterhin einen glücklichen Fortgang. Es galt jetzt, den unteren San in breiter Front zu überschreiten. Noch aber hielt der Feind vorwärts Radymno und im San-Wislok-Winkel in zwei stark ausgebauten Brückenköpfen das Westufer dieses Flusses. Im übrigen beschränkte er sich auf die frontale Verteidigung des Ostufers. Während preußische Gardetruppen in engster Fühlung mit österreichisch-ungarischen Regimentern sich bei Jaroslau den Übergang über den Fluß erkämpften und den durch frische Kräfte sich täglich vermehrenden Feind immer weiter nach Osten und Nordosten zurückwarfen, erzwangen mehrere Kilometer weiter stromabwärts hannoversche Regimenter den Flußübergang. Braunschweiger waren es, die durch Erstürmung der Höhen von Wiazownica die Bahn geöffnet und die Gewinnung des hartnäckig verteidigten Sanübergangs dadurch ermöglicht hatten. Weiter nördlich wurde der San-Wislok-Winkel von dem dort noch standhaltenden Gegner gesäubert. 16 Offiziere, worunter ein Oberst, 7800 Gefangene, 4 Geschütze, 28 Maschinengewehre, 13 Munitionswagen und eine Feldküche blieben in unserer Hand, der Rest des Gegners sah sich zu schleunigem Abzug nach dem östlichen Ufer gezwungen. Eine ausführliche Schilderung dieser Kämpfe und Erfolge der verbündeten Truppen, die sich unter den Augen des Deutschen Kaisers vollzogen, finden unsere Leser bereits auf Seite 500 des II. Bandes.

In den Tagen vom 18. bis 20. Mai drangen die Truppen der Verbündeten weiter gegen Osten, Nordosten und Norden vor, warfen den Feind aus Sieniawa hinaus und setzten sich auf einer Frontbreite von 30 Kilometern auf dem östlichen Ufer fest; der Feind wich hinter den Lubaczowkabach zurück. Alle seine Versuche, das verlorene Gelände wiederzugewinnen, scheiterten, obwohl er vom 13. bis 20. Mai nicht weniger als sechs frische Divisionen einsetzte, um unser Vordringen bei und über Jaroslau zum Stehen zu bringen. Im ganzen hatte die russische Führung seit Beginn der Kämpfe sieben Armeekorps von anderen Kriegschauplätzen an die Front der Armee Mackensen und gegen die Mitte und den rechten Flügel der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand geworfen. Es waren das 3. kaukasische, das 15. und ein kombiniertes Armeekorps, 6 einzelne Infanterieregimenter, die 34., 45., 58., 62., 63., 77, 81. Infanterie- und die 13. sibirische Division, ungerechnet vier Kavalleriedivisionen, die schon in den ersten Tagen eingesetzt worden waren. Mit dem kombinierten Armeekorps tauchte die aus Armeniern und Grusiniern zusammengesetzte 3. kaukasische Schützendivision auf, die bis Januar in Persien gefochten hatte und im April nach dem Kars, später nach Odessa verladen worden war, wo sie einen Teil der sogenannten Bosporusarmee bildete. Auch die Plastunbrigaden (Kosaken zu Fuß, ein besonderer milizartiger Truppenkörper, der bisher im Kaukasus gekämpft hatte) erschienen vor der Front; endlich kam auf dem äußersten linken Heeresflügel der Russen die Transamurgrenzwache zum Einsatz, eine lediglich zum Bahnschutz in der Nordmandschurei bestimmte Truppe, an deren Verwendung auf einem Kriegschauplatz man wohl selbst in Rußland kaum jemals gedacht hatte. Noch aber hielten sich die Russen am unteren San, dem letzten auf dem westlichen Ufer gelegenen Brückenkopf von Radymno. Die Korps des Generaloberst v. Mackensen standen am 23. Mai abends in einem großen, nach Osten gerichteten Bogen beiderseits des San. Am rechten Flügel beobachteten bayerische Truppen die Nordwestfront der Festung Przemysl. Im Anschluß an die bayerischen Truppen standen deutsche Truppen zusammen mit österreichisch-ungarischen südlich des San vor dem starkbefestigten Radymno. Weiter nördlich schlossen sich andere Truppen der Armee an. Der Brückenkopf von Radymno bestand in einer dreifachen Linie von Feldbefestigungen, einmal aus einer mit Drahtverhauen wohlversehenen Hauptstellung, die sich auf den dem Dorfe Ostrow westlich vorgelagerten Höhen hinzog und durch die Sanniederung hindurch zu diesem Flusse führte, dann aus einer wohlausgebauten



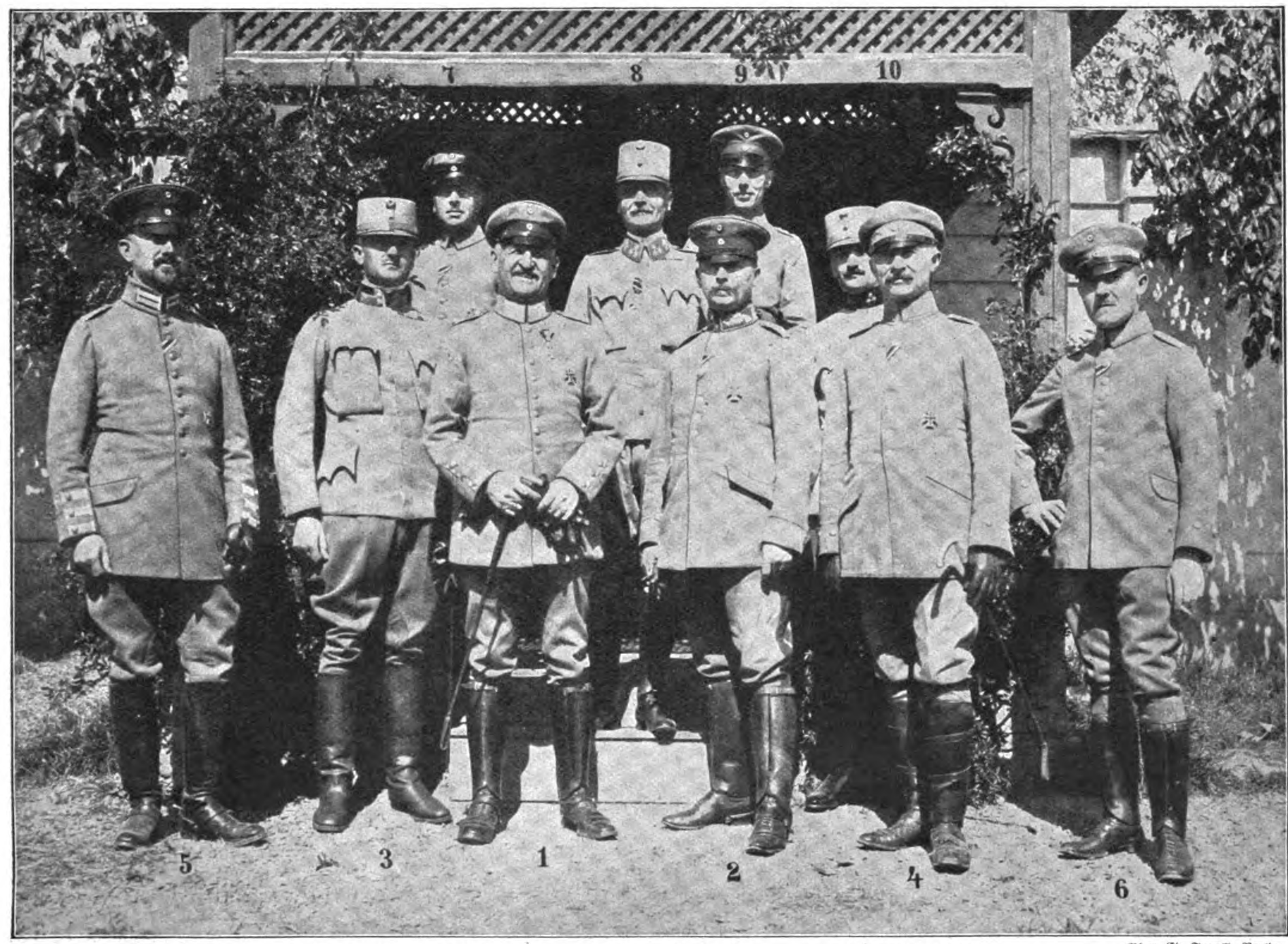
Erstürmung eines Forts auf der Nordfront von Przemysl durch bayerische Truppen am 31. Mai 1915.
Nach einer Originalzeichnung von Professor A. Heyer.

Zwischenstellung, die mitten durch das langgestreckte Dorf Ostrow hindurchgelegt war, endlich aus dem sogenannten Brückenkopf von Zagrody, der zum Schutze der östlich Radymno über den Fluß führenden Straßen und Eisenbahnbrücken angelegt war. Flieger hatten alle diese Stellungen photographiert, die Photogrammeter die erhaltenen Aufnahmen ausgewertet und auf die Karte übertragen.

Es galt zunächst die feindliche Hauptstellung sturmreif zu machen. Hierzu begann die Artillerie am Nachmittag des 23. Mai ihr Feuer, das am nächsten Tage fortgesetzt wurde. Von den Höhen bei Jaroslau aus sah man das im Nebel liegende Santal, daraus aufragend die Kuppeltürme von Radymno, nebst den Ortschaften Ostrow, Wietlin, Wysocko und so weiter. Das Feuer der Artillerie war aufs äußerste gesteigert. Die schweren Geschosse durchfurchten heulend die Luft, entfachten im Aufschlagen riesige Brände und hoben gewaltige Erdtrichter aus. Die russische Artillerie antwortete. Um sechs Uhr morgens erhoben sich die langen Infanterielinien aus ihren Sturmstellungen und schritten zum Angriff. Flieger meldeten, daß hinter den feindlichen Stellungen weidendes Vieh und Bagagen zu beobachten seien. Der Feind schien an einen ernsthaften Angriff nicht zu denken. Der Petersburger Bericht hatte ja auch festgestellt, daß die Kämpfe in Galizien an Heftigkeit nachgelassen hätten und daß die Verbündeten fast allenthalben zur Verteidigung übergegangen seien. Um sechs Uhr dreißig Minuten morgens war die feindliche Hauptstellung ihrer ganzen Ausdehnung nach in der Hand der deutschen Truppen. Erschüttert durch das schwere Artilleriefeuer, hatte der Feind nur kurzen Widerstand geleistet; er war in eiligem Rückzug nach Osten. Aber gerade dorthin und nach Radymno hinein, von woher die feindlichen Verstärkungen zu erwarten waren, hatte inzwischen die Artillerie ihr Feuer verlegt. Gewaltige Rauchwolken hüllten diese von der Artillerie in Brand geschossenen Ortschaften ein. Die Russen kamen auf diese Weise nicht dazu, sich in Ostrow festzusetzen. Die Besatzung dieses Dorfes ergab sich, Hunderte von Gewehren und große Mengen Munition zurücklassend. Auf der ganzen Linie war jetzt die deutsche Infanterie im Vorrücken auf Radymno und die südlich an diesen Ort anschließenden Dörfer Skoloszow und Zamojsce. Mit jedem Schritt vorwärts mehrte sich die Zahl der Gefangenen. Eine Division meldete sehr bald dem Generalkommando, daß sie nicht genug Mannschaften habe, um die große Masse der Gefangenen ohne Beeinträchtigung der Gefechtshandlung abzuführen. Das Generalkommando stellte nunmehr Kavallerie zu diesem Zweck zur Verfügung.

Bei Radymno war der Feind ins Gedränge geraten. Voreilig hatte er eine hölzerne Straßenbrücke über den San abgebrannt. Mit dem Scherenfernrohr konnte die Gefechtsleitung die lodernde Flamme und die durch brennendes Naphtha, das zur Beschleunigung der Vernichtung angewandt worden war, dunkelgefärbten Rauchwolken beobachten. Auch sah man lange, ostwärts flüchtende Kolonnen, die in regellosen Haufen die Straße nach Dunkowice bedeckten. Da die in Radymno versammelt gewesenen russischen Rekruten nur kurzen Widerstand leisteten, so ging auch diese Ortschaft und die gesamte Artillerie verloren. Erst im Brückenkopf von Zagrody brachten die russischen Führer durch den Einsatz frischen, schleunigst herangezogenen Nachschubs den Angriff der Deutschen zum Stehen. 70 Offiziere und 9000 Mann als Gefangene, 42 Maschinengewehre, 52 Geschütze, darunter 10 schwere, 14 Munitionswagen und zahlreiches anderes Kriegsmaterial waren die Frucht dieser Kämpfe.

Diesem bedeutenden Siege folgte bald die heiß erstrebte Öffnung des Stryjtales durch die Einnahme der Stadt Stryj. Am 30. Mai gelang es der Armee Linsingen, seitlich von Stryj Raum zu gewinnen. Am 31. früh ging sie zum Sturm auf die letzte Verteidigungslinie der Feinde vor der Stadt über, und mittags zogen die Deutschen, voran die Ostpreußen und andere niederdeutsche Regimenter, unter



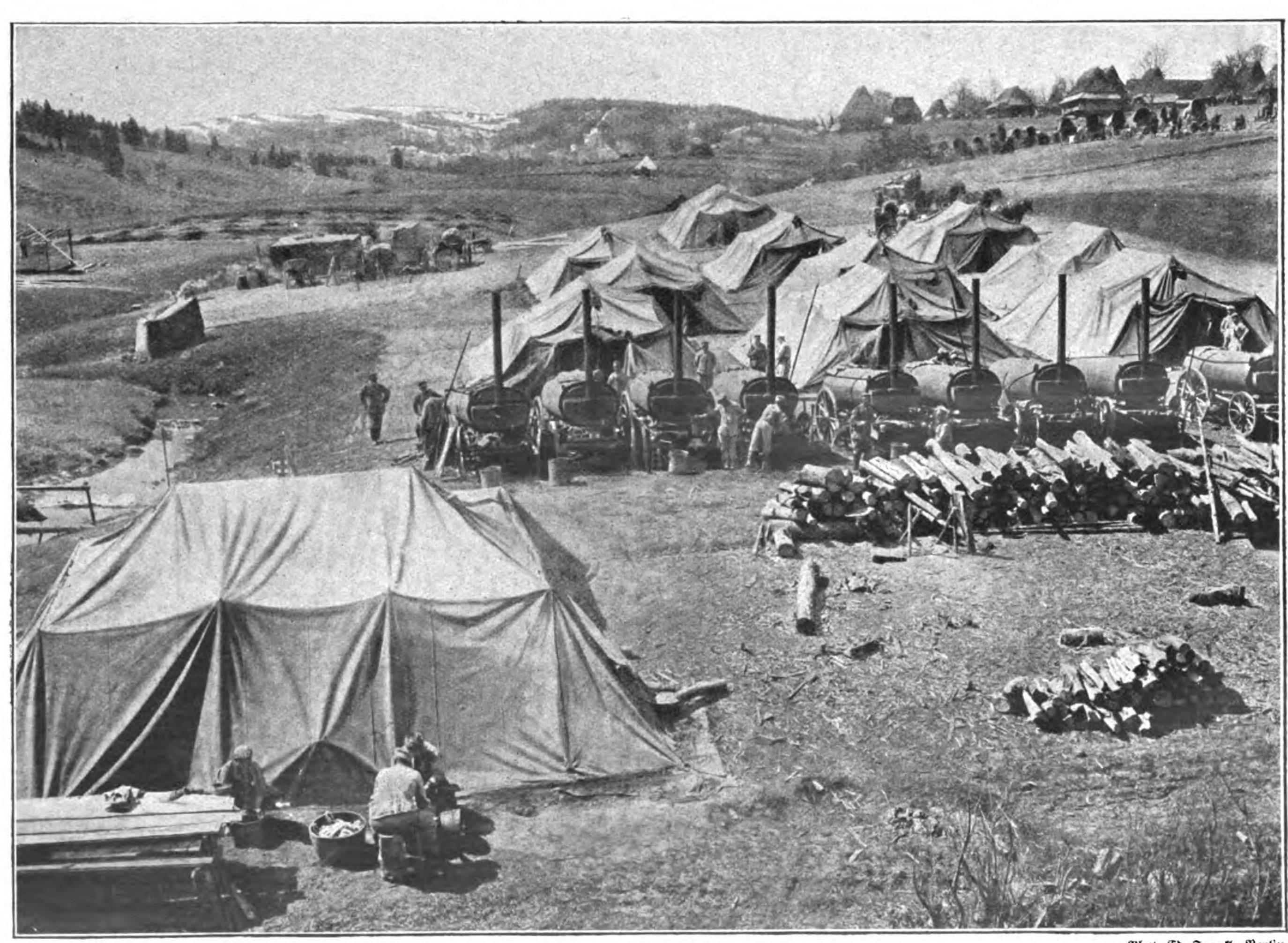
Der Stab der deutschen Südarmee in den Karpathen mit dem Oberbefehlshaber. Phot. Ed. Frankl, Berlin.

1. Exzellenz v. Linsingen; 2. Chef des Generalstabs Exzellenz v. Stolzmann; 3. Generalquartiermeister Oberstleutnant Purtscher; 4. Major Klette; 5. Major v. Cranach; 6. Hauptmann Muff; 7. Hauptmann Lange; 8. Hauptmann Freiherr v. Karaisl; 9. Hauptmann v. Bock und Polach; 10. Hauptmann Kalčič.



Phot. Ed. Frankl, Berlin.

Die Sanitätsabteilung der deutschen Südarmee in den Karpathen verbringt verwundete Deutsche und Russen nach dem Feldhospital in Tucholka.



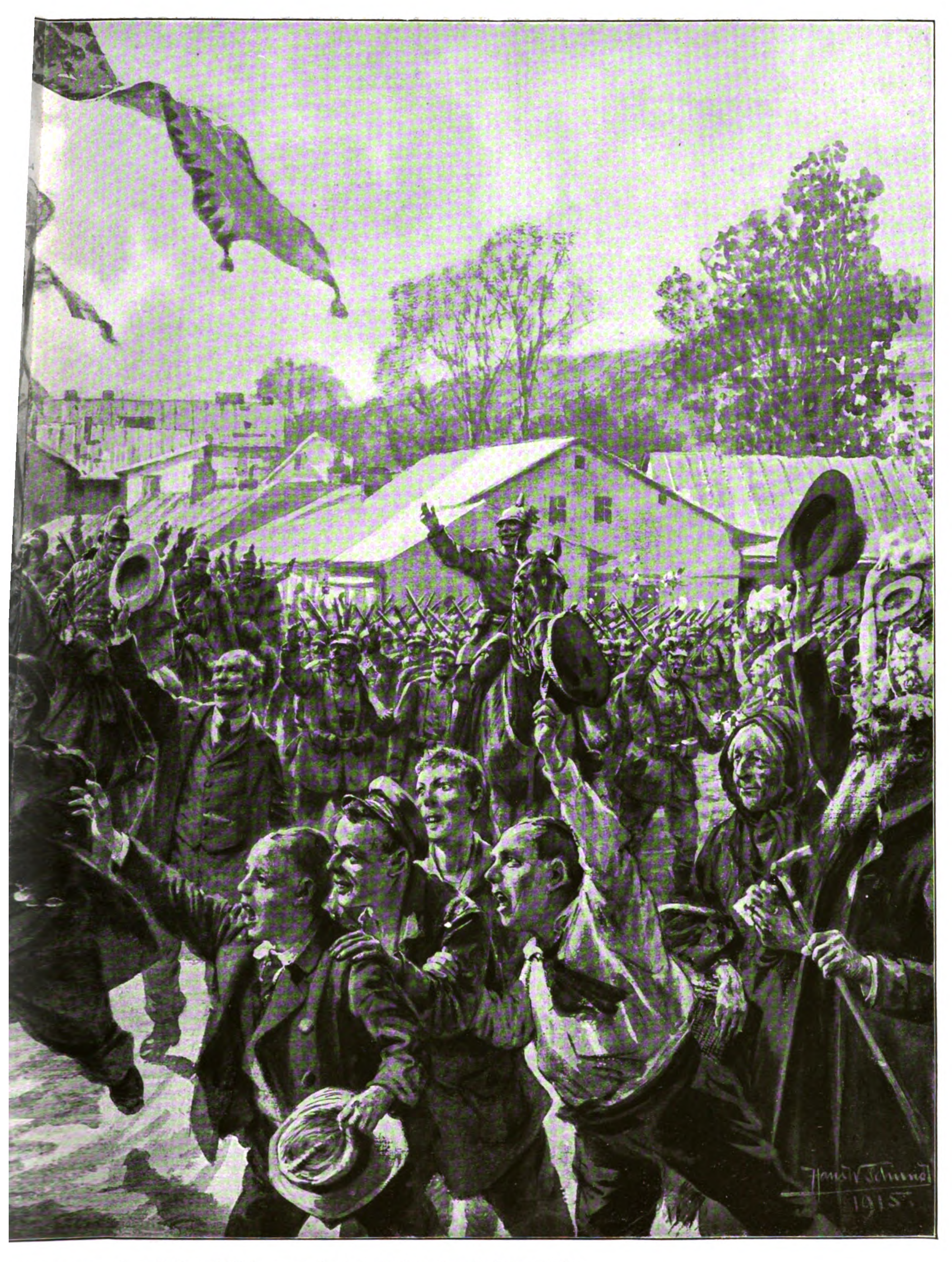
Phot. Ed. Frankl, Berlin.

Lager einer Bäckereikolonne der deutschen Südarmee in den Karpathen.

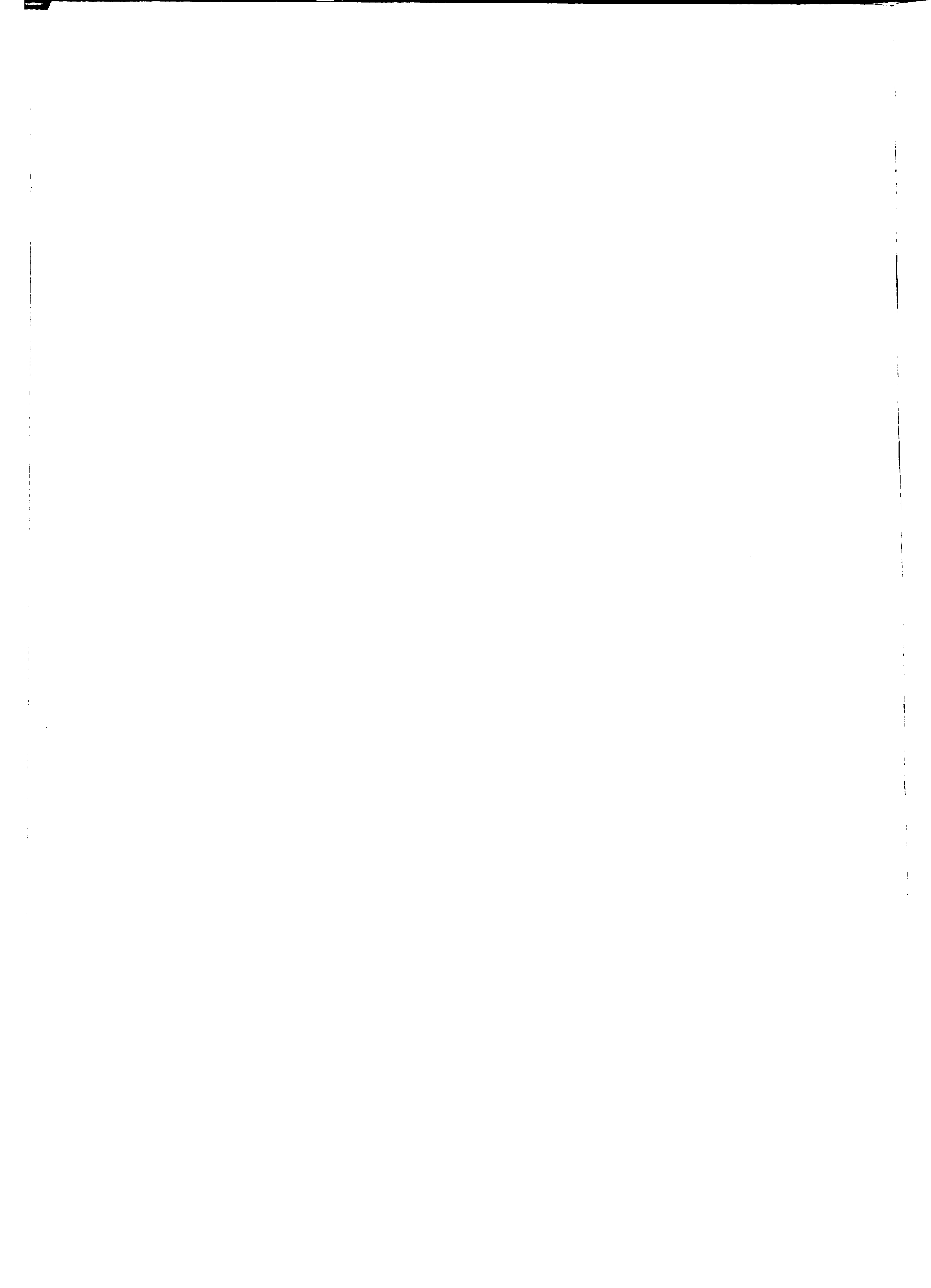


Einzug der Kavalleriedivision Berndt und bayerischer Infanterie in

Nach einer Originalzeichnung von



Przemysl nach der Erstürmung in der Frühe des 3. Juni 1915.
Professor Hans W. Schmidt.





Die Erstürmung des Ostry durch das Honved-Infanterie-Regiment Nr. 19.
Nach einer Originalzeichnung von A. Reich, Wien.

Führung des bayerischen Generals Graf Bothmer, des Eroberers des Zwinin, in die Stadt ein. In den Straßen der Bezirkshauptstadt wurden die Truppen von der Bevölkerung als langersehnte Befreier jubelnd begrüßt. Doch hielten sie sich in der Stadt nicht auf, sondern marschierten in Verfolgung des geschlagenen Gegners nur rasch durch und gelangten in der Stryjniederung bereits halbwegs bis zur Dnjestrlinie.

Während sich die Armeegruppen des Grafen Bothmer und des Feldmarschalleutnants Hofmann den Zugang zur Stadt Stryj und damit zu den beiden Bahnlinien nach Lemberg erkämpften, brachte der linke Flügel der Armee Linsingen, nämlich die Armeegruppe Szurmay, das ganze Petroleumgebiet in seine Gewalt. Dieses wichtigste und reichste Naphthagebiet Zentraleuropas, das bis zum Kriegsausbruch jährlich 15 Millionen Meterzentner Erdöl im Werte von 50 Millionen Kronen lieferte, blieb unter der russischen Herrschaft im großen und ganzen unbeschädigt, sowohl weil englisches, französisches und belgisches Kapital dort sehr stark beteiligt war, als auch weil die russische Heeresverwaltung sich die Produktion an Leuchtöl, Benzin und Schmieröl für ihre Zwecke nutzbar machen wollte. Erst als der Ausgang der großen Maischlacht auch an der Karpathenfront fühlbar wurde und die Südarmee Linsingens vom Uzsoker Paß und aus dem Oramatal gegen Boryslaw und Stryj vorstieß, setzten die Russen die Quellen, soviel sie in der Eile des Rückzuges nur erreichen konnten, in Brand, wobei sie auch das Eigentum ihrer englischen und französischen Bundesgenossen nicht schonten (siehe Band II, Seite 498). Sie entfernten aus den großen runden Eisenbehältern die Nieten und zündeten das ausströmende Gas an, worauf die Behälter nach einiger Zeit infolge der starken Hitzeentwicklung explodierten. Von den 3000 Bohrtürmen, die den ganzen Raum zwischen Boryslaw und Drohobycz wie ein Wald bedecken, brannten sie 200 nieder. Sie stiegen sogar in die Tiefe der Schächte, die bis zu 1500 Meter unter Tag hinunterführen, und entzündeten die Naphthaquellen. Die violettschwarzen Rauchsäulen des brennenden Naphthas standen, von rotgoldenen Feuergarben durchschossen, noch lange drohend in der frühlingsblauen Luft, die von einem lästigen Naphthageruch durchtränkt war. Die Fabrikgebäude und die Bureaus waren in ihren Grundmauern meist unversehrt, dagegen beschädigten die Russen an den Bahnstationen das Röhrennetz, das zu der Überleitung des Rohöls in die Zisternenwagen diente. Von diesen Wagen selbst, von denen in Friedenszeiten täglich hundert Lastzüge zwischen Boryslaw und Drohobycz verkehrten, fanden unsere Leute nur noch wenige vor. Die ungarischen und deutschen Soldaten machten sich sogleich daran, die Brände der Naphthawerke einzudämmen. Nach dem Rat der Ansässigen, die die durch Blitzschlag entstandenen Naphthabrände so zu bekämpfen pflegen, erstickten sie die Quellenbrände durch Aufhäufung von Erde. Die Behälter, deren Eisenteile bei den Explosionen rotglühend und als weiche Masse umherspritzten, mußte man ausbrennen lassen. Die Menge des vernichteten Rohöls wurde auf 80 000 Tonnen geschätzt. Die Stadt Drohobycz, die 38 000 Einwohner zählt, und die Doppelgemeinde Boryslaw-Instanowice mit zusammen 28 000 Einwohnern blieben bis auf einige niedergebrannte und ausgeplünderte Häuser unversehrt. Außer den Ölquellen und Raffinerien gab dieser Vormarsch uns auch ein anderes wichtiges Industriegebiet wieder, die Erdwachsgruben von Boryslaw, deren Produkt zur Kerzenfabrikation unerläßlich ist. Diese Gruben sind die einzigen in Europa. Ihre Jahreserzeugung betrug 20 000 Meterzentner im Werte von 3 Millionen Kronen.

Das rasche Vordringen der Verbündeten nach dem Siege in Westgalizien hatte die Russen offenbar höchlichst überrascht. Immer wieder glaubten sie durch den Einsatz rasch herbeigeführter Verstärkungen den Siegeslauf an verschiedenen zur Verteidigung geeigneten Abschnitten, insbesondere an der Wisloka und am Wislok, aufhalten und Przemysl, dem so wichtigen Stützpunkt der Zarenherrschaft in Galizien, die Belagerung ersparen zu können. So wurden der Feldarmee denn auch beträchtliche Teile der Festungsbesatzung zu Hilfe gesandt und in den Strudel der rasch aufeinanderfolgenden Niederlagen hineingerissen. Mit unheimlicher Schnelligkeit näherten sich die Verbündeten Przemysl und überraschten die geschwächte Besatzung, die nun nicht Kraft hatte, die weit ausgedehnten Vorstellungen zu behaupten, sondern sie dem Ansturm der Verbündeten, besonders der von Westen heranrückenden Kavallerietruppendivision Berndt und dem von Südwest heranziehenden 10. Korps, überlassen mußte. Fast schien es, als ob auch der Gürtel der Werke nur als Nachhutstellung dienen sollte, um den Massen der über den San strebenden geschlagenen russischen Truppen einen Vorsprung zu verschaffen. Das 10. Korps setzte auch sofort, schon am 16. Mai, zum Angriff an. Obwohl zur artilleristischen Vorbereitung nur Feldgeschütze zur Verwendung kommen konnten, drangen die Unsrigen unaufhaltsam, die wütende Gegenwehr der Russen nicht achtend, bis an den Rand des Hindernisgürtels des südwestlichen Abschnitts und namentlich des Werkes Pralkovce vor. Hier mußten sie halten, da zur Zerstörung der äußerst starken Hindernisse und betonierten Werke die Feldartillerie nicht ausreichte. Inzwischen war in Przemysl ein Befehl des Oberbefehlshabers Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch eingetroffen, daß die Besatzung die Festung bis zum Äußersten zu verteidigen habe. Das Eintreffen bedeutender Kräfte zur Verstärkung wurde in Aussicht gestellt. Das so dicht am Feinde liegende 10. Korps hielt die Besatzung nunmehr ständig in Atem. Mittlerweile vollzog sich die Einschließung der Festung im Süden und bald auch im Norden. Gegen Ende Mai kam allgemach die schwere Artillerie der Verbündeten heran, deren Vormarsch durch die Zerstörung aller Brücken beträchtlich verzögert worden war. Kaum waren beim 10. Korps einige schwere Batterien eingetroffen, als die Beschießung, insbesondere gegen die hartbedrängte Front Pralkovce, begann. Nach wirkungsvoller Vorbereitung begann die Infanterie zu stürmen und nahm das Werk am Abend des 29. Mai. Als Pralkovce fiel, wurde die gesamte Reserveartillerie der Festung und alles Geschütz, das an den anderen Fronten entbehrlich war, herangezogen und zur Abwehr in Tätigkeit gesetzt. Bald ergoß sich ein dichter Hagel von Geschossen auf Pralkovce, so daß ein Verbleiben in dem Werke unmöglich war. Die Infanterie mußte zurückgezogen werden, setzte sich aber wieder in den höheren Stellungen vor den Hindernissen fest und vereitelte von hier aus den Versuch der Russen, das Werk zurückzunehmen. So blieb die Wunde offen, die in den Festungsgürtel geschlagen worden war, und die Russen mußten ständig Massen ihrer Artillerie bereithalten, um jeden Versuch eines neuerlichen Einbruchs wirksam bekämpfen zu können.

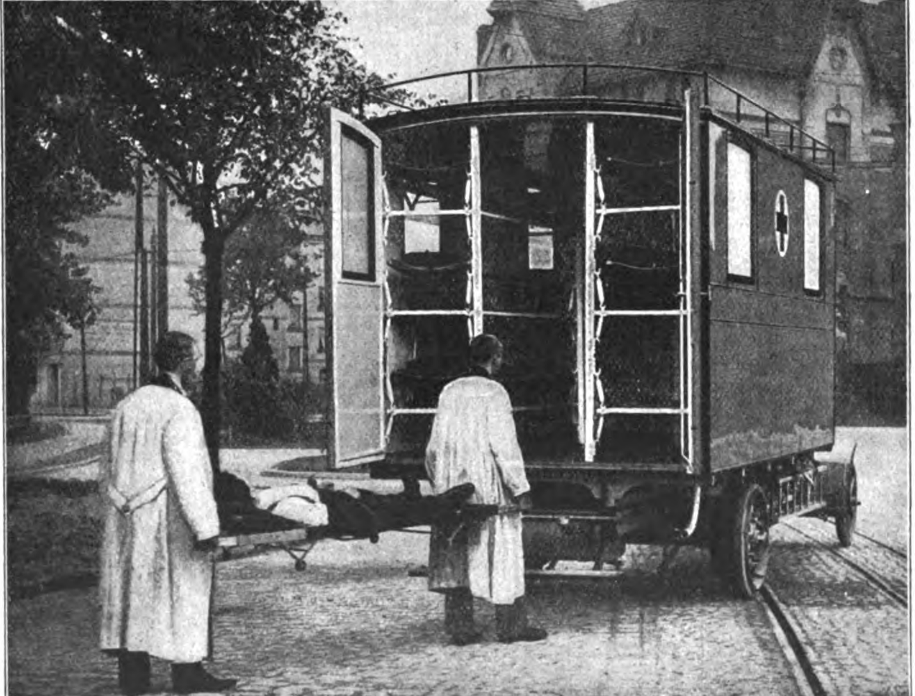
Inzwischen war auch vor der Nordfront, wo die bayerische Division des Generalleutnants Kneußl, verstärkt durch preußische Garde und ein preußisches Infanterieregiment sowie das Fußbataillon einer Honved-Kavallerie-Division, nach dem Siege bei Radymno den Raum bis zum San abschloß, schwere Artillerie eingetroffen und begann am 30. Mai mittags die Beschießung des Abschnitts zwischen Ujkowice und Dunkowici, in dem sich die Werke 10 (Ujkowice), 10a, 11a und 11 (Dunkowici) nebst etlichen Zwischenwerken befanden. Vom zwerghaften Gebirgsgeschütz bis zum 42er Riesen traten hier alle Kaliber der österreichisch-ungarischen und deutschen Artillerie in Tätigkeit. Mit unheimlicher Genauigkeit und Wirkung bearbeiteten die Feuerschlünde den ganzen Abschnitt, namentlich aber die Werke 10a, 11a und 11. Die Arbeit wurde wesentlich dadurch gefördert, daß die Russen verhältnismäßig nur wenig Artillerie entgegenstellen konnten, war doch das Gros an der Südwestfront durch das 10. Korps gebunden. Übrigens hielten die Russen den Angriff gegen diesen stärksten Teil des Gürtels für eine Scheinmaßnahme, die nur die Aufmerksamkeit von der Südwestfront ablenken sollte. Die Befestigungen, namentlich der Hindernisgürtel, waren so stark, daß die Beschießung am 31. fortgesetzt werden mußte. Doch hatte sich die Infanterie während der Nacht nahe an die Stellungen herangearbeitet. Am Mittag des 31. trat eine Feuerpause ein. Ein preußischer Unteroffizier schlich sich aus der Deckung gegen 11a vor, um die Wirkung der Beschießung zu erkunden. Er fand mehrere Breschen in den Hindernissen und merkte beim Vorgehen, daß die Schießscharten der Werke unbesetzt waren. Rasch eilte er mit mehreren herbeigewinkten Soldaten vor und erkletterte die Brustwehr. Die Russen waren während der fürchterlichen Beschießung aus den Werken in rückwärtige Stellungen zurückgegangen. Als die Feuerpause eintrat, eilten sie in ihre Stellungen zurück. Schon aber hatte der Unteroffizier mit seinen wenigen Leuten die Brustwehr erklettert. Vor den drohend angeschlagenen Gewehren stutzten die Russen, einzelne warfen die Waffen weg und hoben die Hände hoch. Mittlerweile hatten aber auch die

nächsten Kompanien das Vorgehen der kleinen Gruppe bemerkt und stürmten herbei. Im Nu waren die Stellungen voller Angreifer, die der russischen Gegenwehr in kurzem, heftigem Kampf ein rasches Ende bereiteten. 10 a und 11 a waren nebst kleineren Werken genommen (s. Bild S. 6). An der Erstürmung der zwischen diesen Werken gelegenen Infanteriestellungen beteiligten sich Honved-Husaren zu Fuß. Vom Standpunkt des Gruppenkommandanten sah es aus, als ob dort der Rückzug angetreten werde, da plötzlich aus den Stellungen zurückgehende Schwarmlinien sichtbar wurden. Bald zeigte sich aber, daß es waffenlose Gefangene waren. Nun zog 11 (Dunkowici), obschon es in bestem Verteidigungszustande war und am wenigsten gelitten hatte, die weiße Fahne auf. Jetzt wandten sich die Sieger rechts und links, um den Gürtel aufzurollen. Die Russen sahen aber endlich doch, daß hier die größte Gefahr drohe. Verstärkungen eilten herbei. Sie konnten zwar den Schaden nicht mehr beheben, vereitelten aber in wütenden Gegenangriffen ein Vorgehen gegen die Straßensperre bei Dunkowici. Bald kam auch ein Gegenstoß in Richtung 10 a und 11 a, der nach heißem Kampf unter Mitwirkung der die Infanterie mit bewunderungswürdigem Verständnis unterstützenden Artillerie abgewiesen wurde. Diese schweren Kämpfe, die am 1. Juni stattfanden, führten dazu, daß am Abend die Straßensperre genommen war.

Neue Art von Tragbahren zum Gebrauch in Laufgräben.

Auf dem westlichen Flügel war die Infanterie an das Werk 10 gekommen. 11 a hatte ihr Vordringen durch Flankenfeuer zu stören versucht, war aber von der schweren Artillerie sogleich derart mit Bomben belegt worden, daß es rasch zum Schweigen gezwungen war. Werk 10 war aber so stark, daß die Infanterie nicht durch die noch unbeschädigten Hindernisse zu stürmen vermochte. Zu ihrer unmittelbaren Unterstützung war nur eine leichte Batterie zur Hand. Schweren Herzens mußte sie das Feuer einstellen, um nicht den eigenen Leuten zu schaden. In der Nacht ging die Infanterie auf 1000 Meter zurück, damit am Morgen die 42er und die 30,5er ihre Grüße hinübersenden könnten. Nach wenigen Schüssen schon sah man Rauchwolken im Werk aufsteigen. Gleich darauf äußerte sich die Wirkung des Feuers auch darin, daß die Besatzung des Werkes mit emporgehobenen Händen an der Brustwehr erschien und sich der rasch heraneilenden Infanterie ergab. Zu spät eilte russischer Nachschub herbei. Die Unsrigen waren bereits in das Werk vorgerückt und wiesen die Stürme blutig ab. Inzwischen war am 2. Juni mittags die Gruppe, die Dunkowici genommen hatte, gegen die Stellung vorgegangen, die die Russen nördlich von Zurawica besetzt hatten. Namentlich um das Barackenlager und die benachbarten Höhen entwickelte sich ein heftiger Kampf, der mit Zurückwerfung der Russen endete. Die Verbündeten gelangten noch am Abend bis auf die Höhen nördlich Zurawica und rüsteten sich zum Angriff gegen Nohau. Als jedoch die ersten Abteilungen vorgingen, fanden sie diese Werke geräumt. Erschüttert und entmutigt durch die Beschießung und die schweren Niederlagen, hatten die Russen sich zur Preisgabe von Przemysl entschließen müssen, ohne den letzten Widerstand in Nohau zu versuchen, obwohl bekannt war, daß die Feldarmee einen allgemeinen Angriff plante und äußerster Widerstand befohlen war, um das Ergebnis dieser Rettung verheißenden Untersuchung abzuwarten. So konnten die deutschen Truppen, denen später die österreichisch-ungarische 4. Kavalleriedivision folgte, die wohlausgebaute innere Fortlinie besetzen und am 3. Juni früh morgens, nachdem sie noch etwa 34 000 Gefangene gemacht hatten, in die befreite Stadt Przemysl einziehen (siehe die Kunstbeilage). Hier gab es, als die erste Truppe, ein Bataillon des 3. Garderegiments zu Fuß, einzog, noch einen letzten Halt, da die abgebrannten Sanbrücken erst rasch durch Kriegsbrücken ersetzt werden mußten.

Nach einer Belagerung von nur vier Tagen war die Festung Przemysl wieder im Besitz der Verbündeten. Die Russen hatten dieselbe Festung monatelang vergeblich angegriffen. Obwohl sie geradezu ungeheure Blutopfer gebracht hatten, war es ihnen nicht gelungen, die Festung mit stürmender Hand zu nehmen; sie brachten sie nur durch Aushungerung zum Fall und konnten sich nur neun Wochen lang ihres Besitzes freuen. Eine tatkräftige und kühne Führung hatte, unterstützt von den heldenhaft fechtenden Truppen und der vorzüglichen schweren Artillerie, wiederum in kürzester Zeit eine große Festung zu Fall gebracht. Über die Wirkung der beliebten Brummer schrieb das Große Hauptquartier: „Betonklötze von 3 Meter Stärke sind geborsten und abgesplittert gleich zerstörten Sandburgen. Die Trichter der 42-cm-Geschosse weisen eine Tiefe bis zu 8 und eine Breite bis zu 15 Meter auf. Auch die moralische Wirkung dieser Geschosse war eine derartige, daß die Russen an mehreren Stellen selbst die Drahtnetze durchschnitten, um sich aus ihrer unerträglichen Lage zu befreien und dem stürmenden Feinde zu ergeben."



Phot. G. Brünnlein, Berlin.

Ein für sechs Schwerverwundete eingerichtetes Krankenautomobil.

Die Tragbahren laufen auf Rollen, können also leicht hineingeschoben und wieder herausgenommen werden.

In Österreich-Ungarn, in Deutschland und in der Türkei rief die Kunde von der Zurückeroberung Przemysls hellen Jubel hervor. In allen Städten prangten die Straßen im Flaggenschmuck, Sang und Klang herrschte überall. In Wien strömten riesige Menschenmassen durch die Hauptstraßen und gaben ihrer Freude stürmisch Ausdruck. Am Abend zogen sie, im Vorwärtsschreiten mächtig anschwellend,


Am 9. Mai 1915 bei Ypern gefangen genommene Engländer. Phot. W. Braemer, Berlin.

auf die neutralen Staaten und die Westmächte. Auf dem Balkan, wo die Ententefreundschaft noch recht gefährlich für uns ihr Unwesen trieb, hatte der Fall der Festung eine starke Ernüchterung im Gefolge. Man mußte sich schließlich sagen, daß die Sache des Vierverbandes als verloren zu betrachten sei, denn nach der Eroberung von Przemysl war die Wiedereinnahme von Lemberg nur eine Frage kurzer Zeit, und dann war es mit der russischen Herrschaft in Galizien überhaupt vorbei. In der Tat wurden die Verhandlungen, die Bulgarien und Rumänien mit dem Vierverband führten, nunmehr von seiten jener möglichst verlangsamt. Beide

mit Fahnen und Musikkapellen nach Schönbrunn zum Kaiser. Unterwegs wurde beim Kriegsministerium haltgemacht. Die deutsche und die österreichische Volkshymne wurden gespielt und von der hochbegeisterten Menschenmenge mitgesungen. Unter den Klängen der „Wacht am Rhein" ging es dann weiter.

Auch in Berlin löste die Nachricht freudige Erregung aus. Besonders groß aber war der Jubel der Bevölkerung in München; waren es doch Bayern, die an der Eroberung von Przemysl so tapfer mitgeholfen hatten, und ein Bayer war ihr Anführer gewesen. Generalleutnant Paul Kneußl stammt aus Lindau. 1862 als Sohn eines Staatsbeamten geboren, ward er 1883 Leutnant, 1892 Oberleutnant, 1897 Hauptmann, 1904 Major, 1907 Oberstleutnant, 1910 Oberst, 1912 Generalmajor und während des Krieges Generalleutnant. Durch den bayerischen Generalstab hindurchgegangen, war er als Stabsoffizier auch Direktor der bayerischen Kriegsakademie und zuletzt im Frieden, 1913, Staatsrat und Stellvertreter des bayerischen Kriegsministers.

Einen tiefen Eindruck machte der Fall von Przemysl ferner

Staaten wollen offenbar den Gang der Ereignisse noch weiter abwarten, bevor sie einen Entschluß fassen, um immer noch die Freiheit zu haben, sich im geeigneten Zeitpunkte für oder gegen den Vierverband zu entscheiden. In Frankreich und England wirkte der Fall von Przemysl niederschmetternd. Trotz allen beschönigenden Wenns und Abers wurde im Grunde genommen doch zugegeben, daß der Sieg der verbündeten Zentralmächte wohl das Vorspiel zur gänzlichen Zertrümmerung der russischen Militärmacht sei.

In den Schlachten des Monats Mai wurden von den unter österreichisch-ungarischem Oberbefehl kämpfenden verbündeten Armeen an Gefangenen und sonstiger Beute eingebracht: 863 Offiziere, 268869 Mann, 251 leichte und schwere Geschütze, 576 Maschinengewehre und 189 Munitionswagen. Hierzu kommt noch zahlreiches anderes Kriegsmaterial, das zum Beispiel bei einer einzigen der Karpathenarmeen 8500 Schuß Artilleriemunition, 5½ Millionen Infanteriepatronen, 32000 russische Repetiergewehre und 21000 russische blanke Waffen beträgt. (Fortsetzung folgt.)

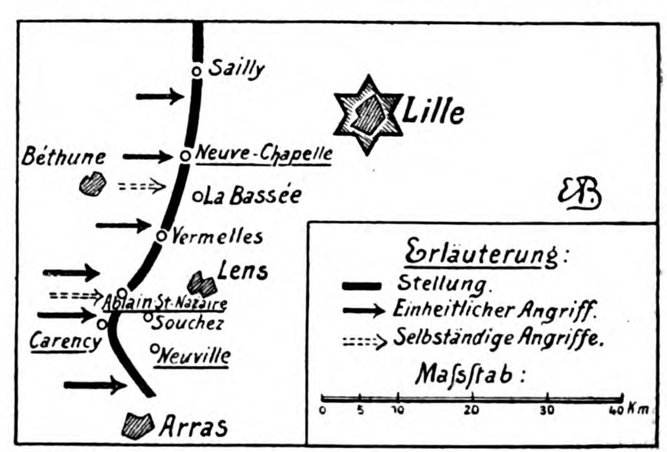
Illustrierte Kriegsberichte.

Die Erstürmung des Ostry.

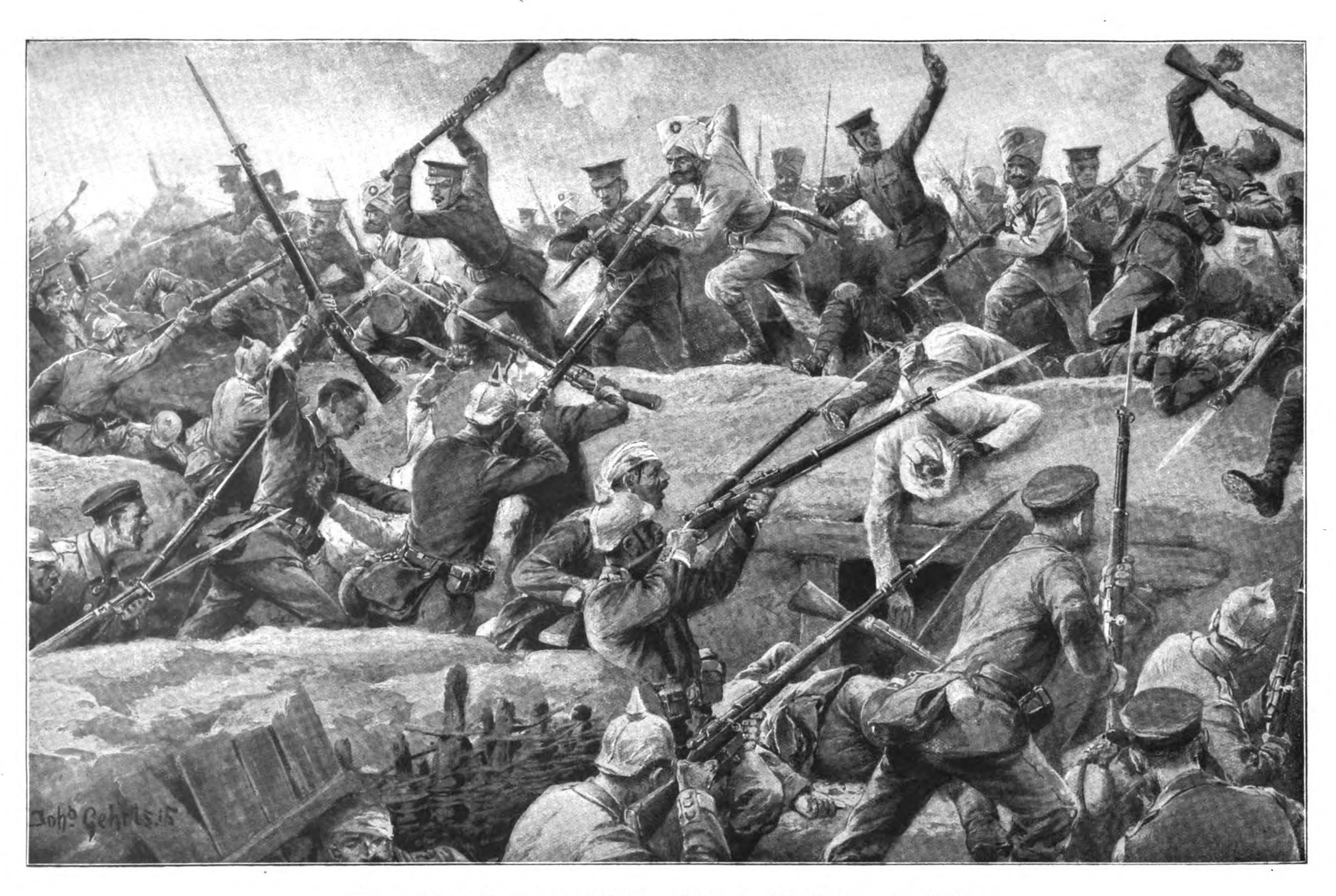
(Hierzu das Bild Seite 9.)

Am 9. April wurde von deutschen Truppen der Zwinin erstürmt, jener hohe Bergrücken bei Tucholka, den die Russen nach allen Regeln der Festungsbaukunst für die Verteidigung ausgebaut hatten und für vollkommen uneinnehmbar ansahen. Nun galt es, den südöstlich anschließenden, 1026 Meter hohen Ostry zu bezwingen, der nach der treffenden Bezeichnung eines Kriegsberichterstatters dort noch „wie ein Pfahl in unser Fleisch" ragte. Es trat zunächst eine Pause ein, die unter anderem von den Sanitätsabteilungen benutzt wurde, den auf dem Zwinin gefallenen Kameraden ein würdiges Denkmal zu errichten; auch mußte man die nötigen Nachschübe an Munition, Lebensmitteln und sonstigem Kriegsbedarf erst abwarten. Darüber wurde aber natürlich keine Stunde die Vorarbeit gegen den Ostry versäumt. Den hatten die Russen womöglich noch großartiger ausgestaltet als den Zwinin. Mehrfache Ketten von Schützengräben waren eingerichtet und mit besten russischen Truppen, nämlich finnischen Schützenregimentern, besetzt; ja selbst für den Fall, daß ihnen ein Teil des Berges entrissen würde, waren innere Stützpunkte vorgesehen. Im übrigen war der ganze Ostry mit Maschinengewehren geradezu gespickt, nicht gerechnet die Batterien und verschiedene Minenfelder, die Drahtverhaue und Wolfsgruben. Trotz allem aber arbeiteten sich die Angreifer langsam heran. Sappen um Sappen wurden vorgetrieben, Minenstollen gegraben und an ihren Enden gewaltige

Ladungen zur Explosion gebracht. Kurz, es entwickelte sich dort ein regelrechtes Bild des bis dahin in den Karpathen noch wenig geübten, an der Westfront seit Monaten wohlbekannten Stellungskampfes. So ging es bis zum 24. April. An diesem Tage setzte um zehn Uhr vormittags bei den verbündeten Truppen ein gewaltiges Feuer auf die etwa einen Kilometer lange feindliche Höhe ein, aus sämtlichen Rohren: zwei schwere und zwei leichte Haubitzenbatterien im Westen, je eine Gebirgshaubitzen- und eine Gebirgskanonenbatterie im Süden, ferner die großen



Karte zu den Maikämpfen an der Westfront.



Sturmangriff von Engländern und Indern auf einen deutschen Schützengraben bei Ypern.

Nach einer Originalzeichnung von Johs. Gehrts

Minenwerfer. Deren explodierende Geschosse hüllten zeitweilig den Rücken des Ostry vollständig mit ihren Dampfwolken ein. Um halb elf Uhr begann dann der Sturm unter der Leitung des Feldmarschalleutnants Peter Hofmann. Von dessen Korps begann die Gruppe des Oberstleutnants Guilleaume den Angriff von Süden her, während sich im Westen deutsche Truppen in Bewegung setzten. Im ersten Anlauf überrannten die Marschbataillone des Honvedinfanterieregiments 19 drei Reihen feindlicher Schützengräben, machten 200 Gefangene und gewannen schließlich den Gipfel des Berges, wo sie sich einnisteten und die Nacht über hielten. Im Osten von ihnen gelang der Angriff erst am folgenden Tag. Die deutschen Bataillone im Westen schwenkten nun gegen Koziowa ein, um den Russen in den Rücken zu kommen, und damit war deren Schicksal besiegelt. Mit bewundernswerter Zähigkeit hatten sie sich bisher gehalten, trotz des gewaltigen Artilleriefeuers; nun zogen sie sich endlich gegen Nordosten auf die dortigen Anhöhen zurück, die ihnen indessen keinen dauernden Rückhalt mehr bieten konnten, da sie vom Ostry aus zu beherrschen waren.

Die Bedeutung dieses Erfolges der deutschen Südarmee unter General v. Linsingen lag vor allem darin, daß er, abgesehen von der Sicherung des Orawatales, die im Westen anschließende, den Uzsoker Paß verteidigende Armeegruppe Szurmay entlastete. Diese, die schon einmal die Russen aus dem südlich vom Karpathenkamm gelegenen Csontos vertrieben hatte, mußte in bedenkliche Lage geraten, wenn es dem ungestüm andrängenden Feind zum zweiten Male gelang, sich dort der Paßstraße und der Eisenbahn von Sambor nach Ungvar zu bemächtigen; ja, wahrscheinlich wäre auch die noch weiter westlich zwischen Ung und Laborcza stehende Armee Böhm-Ermolli in Mitleidenschaft gezogen worden. So war dieser östliche Flügel der Karpathenstellung dauernd gesichert, und es konnte mit aller Zuversicht in Angriff genommen werden, was wir den berühmten Durchbruch bei Gorlice nennen.

Der seit jenen Apriltagen noch viel besser bekannt gewordene Befehlshaber der deutschen Südarmee, General v. Linsingen (siehe Bild Seite 7), trat schon 1868 ins Heer ein und machte als Leutnant den Krieg von 1870/71 mit. Im Jahre 1901 erhielt er das Kommando der 81. Infanteriebrigade, 1905 bis 1908 war er Kommandeur der 27. (württembergischen) Division in Ulm; aus jener Zeit ist er dort noch in dankbarster Erinnerung. Nachdem er kurze Zeit zur Disposition gestellt gewesen war, wurde er im September 1909 kommandierender General des 2. Armeekorps, das er bis zum Ausbruch des Krieges führte.

Ein Vierteljahr U-Bootkrieg.

(Hierzu die Karte Seite 15.)

Am 18. Februar 1915 hat der Vergeltungskampf unserer Unterseeboote gegen die englische Handelschiffahrt begonnen. Von da ab bis zum 18. Mai, also im Laufe des ersten Vierteljahrs des U-Bootkrieges, sind, wie die unten folgende Tabelle zeigt, im ganzen 111 feindliche Handelschiffe mit einem Tonnengehalt von 234 249 Tonnen unseren Tauchbooten erlegen; 102 davon mit 215 816 Tonnen gehörten der englischen, 7 mit 14 422 Tonnen der französischen und 2 mit 4121 Tonnen der russischen Flotte an. Von den 111 versenkten Schiffen hatten einen Tonnengehalt von unter 1000 Tonnen 55 Schiffe, von 1000 bis 5000 Tonnen 48 Schiffe, von 5000 bis 10 000 Tonnen 7 Schiffe und ein Schiff über 10 000 Tonnen, das war die „Lusitania", mit einem Tonnengehalt von 31 550 Tonnen.

Eine Einbuße von rund 216 000 Tonnen bedeutet für die englische Handelsflotte mit rund 20 Millionen Tonnen eine Schädigung von 1,08 Prozent. Dazu kommt noch der Verlust zahlreicher Handelsdampfer, die unseren Kreuzern über See zum Opfer gefallen sind; im ganzen dürfte die englische Flotte über 2 Prozent ihres Bestandes eingebüßt haben.

Die Maikämpfe an der Westfront während des Karpathendurchbruchs im Osten.

(Hierzu Bilder und Kartenskizze Seite 12, 13, 18/19.)

Bei jeder strategischen oder taktischen Kampfhandlung kommt es hauptsächlich darauf an, ob man erreicht, was man erreichen wollte, oder militärisch ausgedrückt: ist die Aufgabe erfüllt oder nicht? Ist sie nicht erfüllt, ihre Durchführung jedoch mit allen zu Gebote stehenden Mitteln versucht worden, so bleibt meist ein gewaltiges Minus übrig. Menschenopfer, Munitionsmengen, Materialschäden mußten in Kauf genommen werden. Sie wären reichlich aufgewogen worden durch einen Erfolg des geplanten Unternehmens. Ist jedoch nur ein kleiner Teilerfolg erreicht, so wurde er zu teuer bezahlt.

Die Beute unserer U-Boote.

1. Dinorah	(franz.)	4208 t	am 18. 2.
2. Cambank	(engl.)	3112 t	„ 20. 2.
3. Oakbey	„	1976 t	„ 23. 2.
4. Downshire	„	365 t	„ 20. 2.
5. Western Coast	„	487 t	„ 24. 2.
6. Deptford	„	1208 t	„ 24. 2.
7. Harpalion	„	5867 t	„ 24. 2.
8. Rio Parana	„	4015 t	„ 24. 2.
9. Branksome Chine	„	2026 t	„ 24. 2.
10. Bengrove	„	3840 t	„ 7. 3.
11. Princeß Victoria	„	1108 t	„ 9. 3.
12. Tangistan	„	3738 t	„ 9. 3.
13. Blackwood	„	1230 t	„ 9. 3.
14. Gris Nez	(franz.)	208 t	„ 9. 3.
15. Auguste Conseil	(engl.)	2952 t	„ 11. 3.
16. Florazan	„	4600 t	„ 11. 3.
17. Adenwen	„	3798 t	„ 11. 3.
18. Headlands	„	2988 t	„ 12. 3.
19. Andalusian	„	2349 t	„ 12. 3.
20. Indian City	„	4645 t	„ 12. 3.
21. Hartdale	„	3839 t	„ 13. 3.
22. Invergyle	„	1794 t	„ 13. 3.
23. Atlanta	„	519 t	„ 14. 3.
24. Fingal	„	1567 t	„ 15. 3.
25. Durham Castle	„	8228 t	„ 15. 3.
26. Leeuwarden	„	990 t	„ 16. 3.
27. Hyndford	„	4286 t	„ 16. 3.
28. Glenartney	„	5201 t	„ 17. 3.
29. Rivaulx Abbey	„	1166 t	„ 17. 3.
30. Blue Jacket	„	3515 t	„ 18. 3.
31. Beeswing	„	2002 t	„ 19. 3.
32. Cairntorr	„	3588 t	„ 21. 3.
33. Concord	„	2861 t	„ 21. 3.
34. Delmira	„	3459 t	„ 24. 3.
35. Falaba	„	4806 t	„ 27. 3.
36. Aguila	„	2114 t	„ 27. 3.
37. Vosges	„	1295 t	„ 28. 3.
38. Flaminian	(engl.)	3500 t	am 29. 3.
39. Crown of Castile	„	4505 t	„ 30. 3.
40. Emma	(franz.)	1617 t	„ 31. 3.
41. Seven Seas	(engl.)	632 t	„ 31. 3.
42. Jason	„	176 t	„ 1. 4.
43. Gloxinia	„	145 t	„ 1. 4.
44. Nellie	„	109 t	„ 1. 4.
45. Lochwood	„	1143 t	„ 2. 4.
46. South Point	„	3837 t	„ 2. 4.
47. Paquerette	(franz.)	400 t	„ 2. 4.
48. Olivine	(engl.)	634 t	„ 4. 4.
49. Hermes	(russ.)	1019 t	„ 4. 4.
50. City of Bremen	(engl.)	782 t	„ 4. 4.
51. Northlands	„	2776 t	„ 5. 4.
52. Acantha	„	171 t	„ 5. 4.
53. Zarina	„	154 t	„ 7. 4.
54. Chateaubriand	(franz.)	2247 t	„ 8. 4.
55. General de Sonis	(engl.)	2190 t	„ 9. 4.
56. Elmina	„	4792 t	„ 9. 4.
57. Harpalyce	„	5940 t	„ 10. 4.
58. The President	„	647 t	„ 10. 4.
59. Frederic Frank	(franz.)	973 t	„ 11. 4.
60. Wayfarer	(engl.)	9599 t	„ 12. 4.
61. Pfarmigan	„	780 t	„ 14. 4.
62. Rapid	„	170 t	„ 14. 4.
63. Resto	„	169 t	„ 14. 4.
64. Rio	„	117 t	„ 14. 4.
65. Mercia	„	175 t	„ 14. 4.
66. Ferret	„	157 t	„ 14. 4.
67. Stirling	„	165 t	„ 14. 4.
68. Horatio	„	174 t	„ 14. 4.
69. Argentina	„	177 t	„ 14. 4.
70. Vanilla	„	158 t	„ 18. 4.
71. Envoy	„	156 t	„ 21. 4.
72. St. Lawrence	„	196 t	„ 22. 4.
73. Recolo	„	176 t	„ 26. 4.
74. Lilydale	„	129 t	„ 28. 4.
75. Mobile	(engl.)	1915 t	am 28. 4.
76. Cherbury	„	3220 t	„ 29. 4.
77. Edale	„	3110 t	„ 1. 5.
78. Svdrono	(russ.)	3102 t	„ 1. 5.
79. Europe	(franz.)	4769 t	„ 2. 5.
80. Fulgent	(engl.)	2008 t	„ 2. 5.
81. Sunray	„	165 t	„ 2. 5.
82. Cruiser	„	155 t	„ 2. 5.
83. Martaban	„	148 t	„ 2. 5.
84. Mercury	„	222 t	„ 2. 5.
85. St. Georg	„	229 t	„ 2. 5.
86. St. Louis	„	211 t	„ 2. 5.
87. Emblem	„	157 t	„ 2. 5.
88. Jolanthe	„	180 t	„ 3. 5.
89. Hero	„	173 t	„ 3. 5.
90. Northward Ho	„	180 t	„ 3. 5.
91. Hector	„	179 t	„ 3. 5.
92. Progreß	„	273 t	„ 3. 5.
93. Coquet	„	176 t	„ 3. 5.
94. Bobwhite	„	180 t	„ 3. 5.
95. Scottish Queen	„	125 t	„ 3. 5.
96. Rugby	„	205 t	„ 4. 5.
97. Uxbridge	„	164 t	„ 4. 5.
98. Sceptre	„	166 t	„ 5. 5.
99. Stratton	„	383 t	„ 5. 5.
100. Minterne	„	3018 t	„ 3. 5.
101. Earl of Latham	„	132 t	„ 5. 5.
102. Candidate	„	5858 t	„ 6. 5.
103. Centurion	„	5945 t	„ 6. 5.
104. Truro	„	836 t	„ 6. 5.
105. Merry Islington	„	147 t	„ 6. 5.
106. Don	„	168 t	„ 6. 5.
107. Lusitania	„	31 550 t	„ 7. 5.
108. Benington	„	131 t	„ 7. 5.
109. Queen Wilhelmina	„	3590 t	„ 8. 5.
110. Hellenic	„	180 t	„ 8. 5.
111. Drumcree	„	4052 t	„ 18. 5.

Diese wichtige Überlegung muß man sich vor Augen halten, wenn man die Kriegsereignisse an der Westfront kritisch beurteilen und auf die von jedem ausführlicheren neuzeitlichen Kriegsbericht erwartete Stellungnahme zu der Frage: stehen die Aussichten für uns günstiger oder weniger vorteilhaft als vor Beginn dieser letzten Kämpfe? näher eingehen will.

Was wir Deutsche im Mai für Hauptziele verfolgten, ist leicht zu sagen. An der Ostfront — Karpathendurchbruch mit allen verfügbaren Truppen. An der Westfront — zähes Festhalten des eroberten Gebietes mit den dortigen, verhältnismäßig schwachen Truppen, damit keine Verstärkungen vom Ostheer abgegeben werden müssen, dessen Stoßkraft nicht geschwächt zu werden braucht.

Zum Beweise dafür, daß zu jener Zeit unsere westlichen Feinde ihre Aufgabe nicht allein darin sahen, deutsche Truppen von ihren russischen Verbündeten durch scharfe Bedrängung der westlichen Kampffront abzulenken, sondern auch die Gelegenheit benutzen wollten, um großzügig durchzubrechen und Belgien zurückzuerobern, muß ich folgenden Befehl des französischen 33. Armeekorps der 10. Armee auszugsweise und in Übersetzung wiedergeben:

„Nach 9 Monaten Feldzug, wovon 7 in den Feldbefestigungen zugebracht wurden, ist es Zeit, eine endgültige Anstrengung zu machen, die feindliche Linie zu durchbrechen und die Deutschen zunächst vom nationalen Boden zu vertreiben. .. Der Feind ist nach seinen heftigen Angriffen der ersten Monate jetzt auf die Verteidigung seiner West- und Ostfront beschränkt,“ (letzteres ist natürlich erlogen) „während die Neutralen darauf warten, daß wir ihnen durch einen Erfolg das Zeichen zum Losschlagen geben... Wir sind hier viermal so stark wie der Feind... Es handelt sich heute nicht mehr darum, einen Handstreich zu wagen oder einen Graben zu nehmen. Es handelt sich darum, den Gegner zu schlagen... Nichts ist erreicht, wenn der Feind nicht endgültig geschlagen wird ...

Kommandierender General des 33. Armeekorps
Petain.“



Ein Vierteljahr Unterseeboot-Krieg (siehe den Artikel und die Tabelle Seite 14).
Die Karte zeigt das Tätigkeitsgebiet unserer Unterseeboote, das sich rings um die englischen Küsten erstreckt. In die kleinen Kreise sind die Nummern der in der Tabelle verzeichneten Schiffe eingetragen, so daß sich für jedes Schiff feststellen läßt, wo es versenkt wurde.

Die sich darauf gründenden Kämpfe wurden in der Linie Sailly—Arras ausgefochten. Unsere Aufklärung hatte in diesem Raum zunächst starke feindliche Kräfte gemeldet. Es waren mindestens 4 Armeekorps und einige Reservedivisionen, die sich zu den schon dort befindlichen Truppen gesellten. Mit diesen 200 000 Angreifern erfolgte auf jener Front von 40 Kilometern ein einheitlich angesetzter Durchbruchsversuch Anfang Mai 1915. Weiße und farbige Engländer bildeten den Nordflügel. Weiße und farbige Franzosen schlossen sich südlich an.

Der Erfolg dieses ersten Vorstoßes war, daß die Engländer bei Neuve Chapelle einzelne Durchbrüche durch unsere erste Stellung zu verzeichnen hatten, die sie jedoch reichlich teuer mit Menschenleben und ungeheuren Munitionsmengen für stundenlange vorhergehende Artillerievorbereitung bezahlen mußten. Weiter nördlich gelang es ihnen nicht, in die deutsche Stellung einzudringen, trotz erbitterter, immer neuer Versuche. Durch unsere Gegenstöße warfen wir sie stets von neuem zurück und erzielten manchen Trupp gefangener Engländer (siehe Bild Seite 12).

Die Franzosen eroberten mit ihrem Südflügel die vordersten deutschen Stellungen rechts und links von Carency. Sie drangen ferner in Ablain und Neuville ein, doch gelang es ihnen nicht, diese Ortschaften ganz in Besitz zu nehmen. Auch an der Lorettohöhe (siehe Bild Seite 18/19) verzeichneten sie einige kleinere Erfolge. — Das war alles. So sehr wir auch die Verluste unserer gegen die Übermacht sich heldenmütig haltenden Truppen bedauern und uns das zum Glück geringe wieder verlorene Stück Boden schmerzt, muß man doch bekennen, daß wir vom strategischen Gesichtspunkt aus durch Vereitelung des Durchbruchs günstiger abschnitten, das heißt unsere Aufgabe besser erfüllten als unsere Gegner die ihre. Sie haben ihr Ziel nicht erreicht, haben die deutsche vorderste Linie nur vereinzelt zurückzudrücken vermocht, während sie doch alle hintereinanderliegenden Stellungen durchstoßen und zerreißen sollten.

Nach diesem mißglückten französisch-englischen Angriffsplan, der großzügig und einheitlich angesetzt war, zersplitterten sich die feindlichen Versuche und boten damit natür-

lich noch weniger Aussicht auf den geplanten Erfolg. So ist der darauf folgende Kampfabschnitt zusammengesetzt aus lauter kleineren selbständigen Unternehmungen, die teilweise sehr heftig und tapfer durchgeführt wurden. Ein Hinundherwogen der Kämpfe östlich Béthune und südlich der Lorettohöhe, sowie zwischen Ablain und Souchez war die Folge. Besonderes Interesse fordern nur die letztgenannten Kämpfe, die deshalb im nächsten Hefte (Seite 26 u. 27) eingehender gewürdigt werden sollen, als es bei diesem Überblick möglich ist.

Wie unbedeutend alle diese Durchbruchsanstrengungen im Gegensatz zu dem gewaltigen Aufwand waren, erhellt am besten daraus, daß wir nicht nur keine Truppen von der Ostfront zurückzurufen brauchten, sondern nicht einmal unseren kleinen Ypernvorstoß, der doch nur wenig mehr als 20 Kilometer weiter nördlich stattfand, unterbrechen mußten.

Vom 22. April bis zum 4. Mai hatten wir die dortige Frontbreite durch Zuschnüren der feindlichen Stellung von 25 Kilometer auf 13 Kilometer und den Tiefenraum von 9 Kilometer auf 5 Kilometer zusammenschrumpfen lassen. Am 6. Mai war Ferme Vanheule und die Bahn Messines—Ypern in unserem Besitz, dazu 100 Engländer gefangen und 15 Maschinengewehre nebst Minenwerfern und einer größeren Menge Gewehrmunition erbeutet. Zwei Tage darauf wurden die englischen Stellungen an Straße Fortuin—Wieltje und Gheluveld—Ypern geworfen. Frezenberg und Verlorenhoek waren mit den dort befindlichen Höhenstellungen in unserem Besitz. 800 Engländer, darunter 16 Offiziere, ergaben sich. Dagegen zogen wir die Truppen jenseits des Kanals von Steenstrate und Het Sas wieder auf das Ostufer zurück, wegen der starken Wirkung der schweren feindlichen Artillerie. Die taktische Bedeutung entsprach nicht den zu erwartenden Verlusten.

Wenn wir auch unsere rein örtlichen Erfolge bei Ypern nicht überschätzen wollen, genau so wenig wie die französisch-englischen gegen Sailly—Arras, so können wir doch als Endergebnis der Maikämpfe an der Westfront die Erfüllung unserer Aufgabe feststellen: ohne neue Truppen die alte Front in ihrer Geschlossenheit und in ihrem Zusammenhang zu erhalten, wozu noch brauchbare Teilerfolge bei Ypern (siehe Bild Seite 13) ohne wesentliche Verluste kommen. Der feindliche große Durchbruchsversuch muß jedoch, wie fast alle bisherigen, als völlig gescheitert, die kleinen örtlichen Erfolge durch die großen Truppen- und Materialopfer als viel zu teuer erkauft angesehen werden. Wie prophetisch der Befehl des Generals Petain in dieser Beziehung doch war! „Nichts ist erreicht, wenn der Feind nicht endgültig geschlagen wird."

Die Nacht im modernen Feldkriege.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu das Bild Seite 17.)

„Meine Herren, der Tag hat vierundzwanzig Stunden, und wenn das nicht reicht, so nehmen Sie die Nacht dazu," soll sich ein hoher Militär einmal geäußert haben. Dieses geflügelte Wort kennzeichnet unseren Dienstbetrieb in den letzten Friedensjahren und im jetzigen Kriege.

Schon vor Sonnenaufgang, mit der Morgendämmerung, beginnt das Tagewerk unserer Feldgrauen in vorderster Linie, um erst mit Sonnenuntergang, wenn das Büchsenlicht allmählich nachläßt, auszusetzen. Selbst wenn man die vielen nächtlichen Kommandos wie Posten, Feldwachen, Patrouillen nicht dazu zählt, da es immer nur einzelne Leute sind, haben wir hauptsächlich zu Beginn des Feldzugs, im Bewegungskrieg, wo die Front dichter war als im Stellungskrieg mit seinen stärkenden Deckungen und der entsprechend schwächeren, jedoch öfter abgelösten Abschnittsbesatzung, manche Nacht nicht geschlafen. Unsere nächtlichen Aufgaben bestanden entweder in der Herstellung von Geländeverstärkungen, die bis zum Morgen wegen des zu erwartenden überlegenen Infanterie- oder Artilleriefeuers fertiggestellt sein mußten, in Nachtmärschen oder in Nachtgefechten.

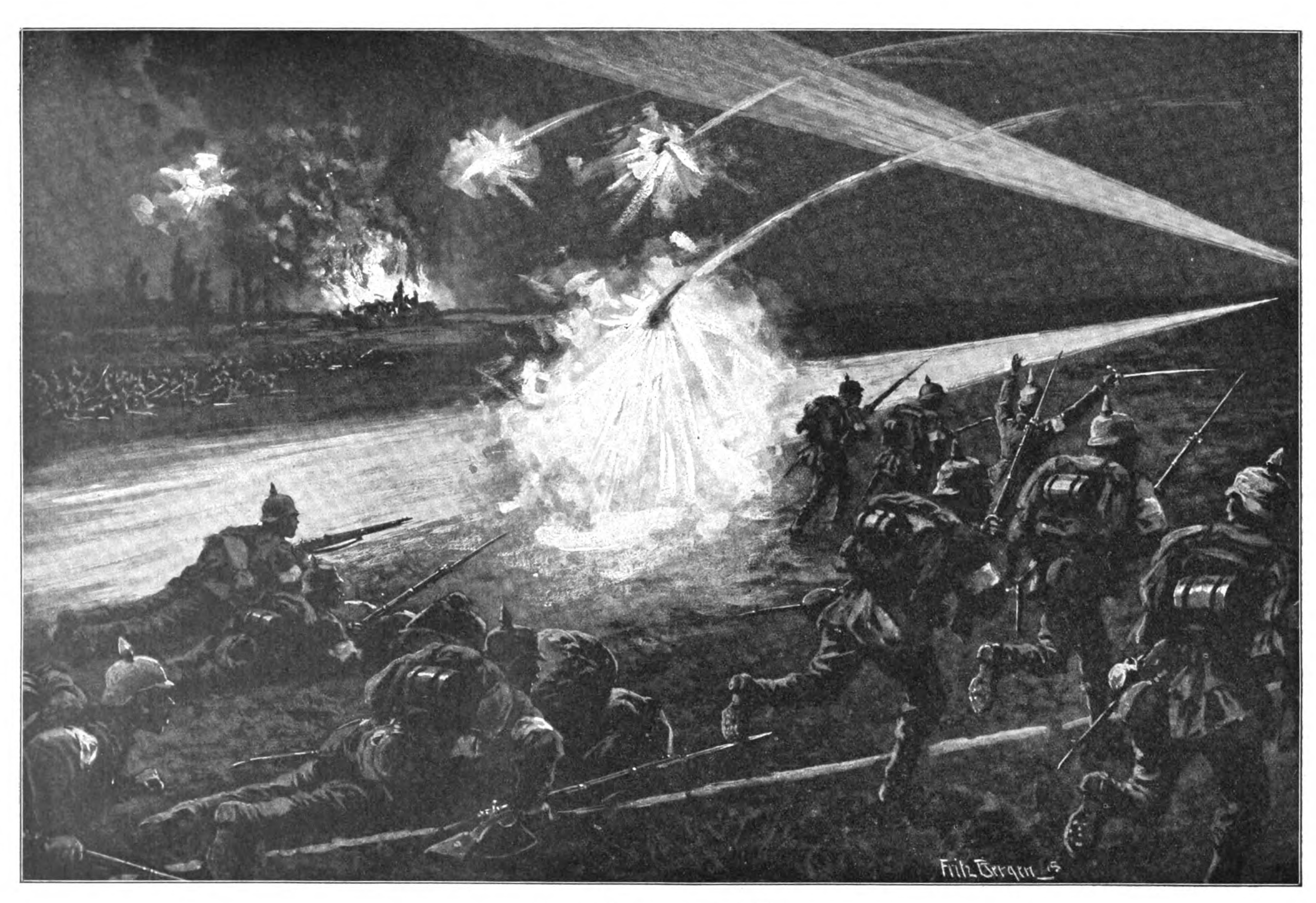
Letztere Beschäftigung war weitaus die interessanteste, denn wenn man auch mit Recht sagen kann, daß unsere neuzeitlichen Schlachten durch die Leere des Schlachtfelds an Romantik gegen früher immer mehr verlieren — es sei denn bei groß angelegten Attacken — so trifft das bei den Nachtgefechten durchaus nicht zu.

Ein Nachtgefecht stellt sowohl beim Angreifer wie beim Verteidiger die höchsten Anforderungen an die Sinne. Augen und Ohren werden stundenlang bis zur äußersten Leistungsfähigkeit angespannt. Das Abheben von dunklen Silhouetten gegen den etwas helleren Nachthimmel, sowie die gute Schallübertragung des Erdbodens werden beiderseits möglichst ausgenutzt. Die Stille der Nacht wird berücksichtigt durch ängstliches Vermeiden jedes verräterischen Geräusches, wie Klappern von Schanzzeug und Seitengewehr, Knirschen steiniger Wege beim Überschreiten, Poltern und Fluchen beim halsbrecherischen Sturz in Granatlöcher oder Gräben. Daß diesen Anforderungen nur sehr gut geschulte Soldaten gewachsen sind, ist einleuchtend. Doch auch an die Führer stellt ein Nachtgefecht große Ansprüche. Meldungen treffen nicht rechtzeitig ein, da der Stab in der Dunkelheit nicht gefunden wird. Häufig sind sie übertrieben, oft sogar falsch. Wie manches Mal haben wir schon im Manöver, wo die Phantasie der Mannschaft lange nicht so erregt war, wie wenn es sich jede Sekunde um Tod oder Leben handelt, schon anstatt gegnerischer Schützenlinien — Heuhaufen gestürmt! Sind jedoch Meldungen eingetroffen, so gilt es, sofort zu handeln. Lange Zeit zum Disponieren gibt es nicht. Man ist zumeist schon viel zu nahe aneinander, wenn beispielsweise ein Gegenstoß aus der feindlichen Feldstellung einsetzt. Auch der höhere Führer verwendet sein Können bei der Anlage des Unternehmens, beim Ineinandergreifen der Waffen, wie Artillerieunterstützung, Zuteilen des Brückentrains, Kommandierung von Pionieren mit Handgranaten, sowie bei Ausnutzung der Beleuchtungsmittel.

Gehen wir jetzt etwas näher auf den Angriff ein. Die Infanterie geht ohne Feuergefecht mit aufgepflanztem Seitengewehr möglichst überraschend gegen den Gegner vor. Zu Beginn des Feldzuges bevorzugte man noch der moralischen Wirkung und des besseren Zusammenhaltens halber dichte Schützenlinien mit fast aufgeschlossenen Kolonnen dahinter. So beim abgewiesenen französischen Nachtangriff am 7. September 1914 zehn Uhr abends bei Sommaisne, oder beim deutschen Angriff am 5. September 1914 zwölf Uhr nachts auf Clairemont, das jedoch kurz vorher vom Gegner noch freiwillig geräumt wurde. Neuerdings scheint man indessen wegen des großen bestrichenen Raumes mehrere Schützenlinien hintereinander angreifen zu lassen mit dem ersten, zweiten oder dritten feindlichen Graben als Endziel. Oft versucht man auch den Gegner zu täuschen, indem man mit schwachen Kräften an einer Stelle lebhaft feuert und an anderer Stelle die Hauptkräfte etwas später, damit feindliche Reserven möglichst schon verwendet worden sind, lautlos zum Angriff vorgehen läßt.

Zum Gelingen eines Nachtangriffs tragen folgende Maßnahmen bei: Eine sorgfältige Nahaufklärung durch Offizierspatrouillen, die sich mit einem langen weißen Band vorschleichen, um damit entweder die letzte Feuerstellung zu kennzeichnen, in der man sich dann eingräbt und von wo aus man beim Büchsenlicht des kommenden Tages die letzte Feuerüberlegenheit zum letzten Sprung erkämpft, oder um damit die Marschrichtung senkrecht zur feindlichen Front sowie eine Trennungslinie der Kompanien, Bataillone und Regimenter zu legen. Dadurch wird einem Verlaufen oder dem verwirrenden Ineinanderschieben der Verbände vorgebeugt. Der damit betraute Leutnant muß über Umsicht und Wagemut verfügen, soll er die vielen Schwierigkeiten überwinden. Mühsame Orientierung nach Sternbildern — falls kein Leuchtkompaß vorhanden ist — Störungen durch feindliche Patrouillen sowie das mühevolle Eindecken der Soldaten, die das lange Band trotz Dunkelheit, trotz Geländeunebenheiten gerade legen müssen, erschweren ihm seine verantwortungsvolle Aufgabe. Da das Band ferner meist zu kurz ist, muß es durch „lebende Wegweiser" ergänzt werden. Das sind Leute der Patrouille, die sich in gewissem Abstand voneinander in Richtung des Bandes eingedeckt haben und sich bei feindlichem Feuer hinter gefüllten Sandsäcken decken.

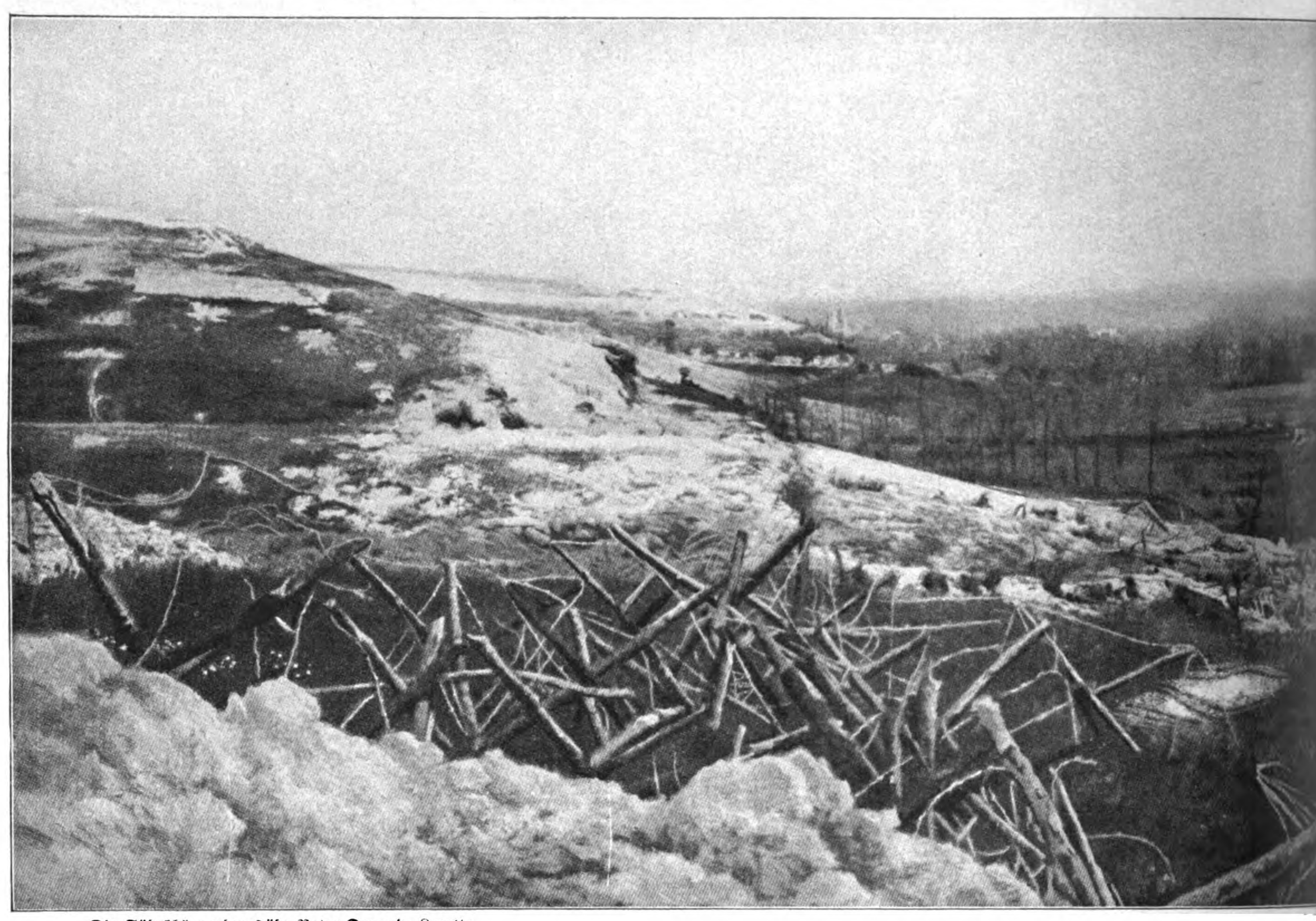
Sind diese Vorbereitungen getroffen, so treten die Schützenlinien an. Das Marschtempo ist möglichst langsam, man hält öfters, um Front und Ordnung neu herzustellen, Verbindungsleute gewährleisten den Zusammenhang. Gegen den Feind abgeblendete Lichter, weiße Armbinden, weiße Tücher am Tornister dienen zum Erkennen untereinander. Blitzen Scheinwerfer oder Leuchtkugeln auf, so verharrt



Die Nacht im modernen Feldkriege.

Die Franzosen haben beim nächtlichen Vorgehen deutscher Truppen zur Erhellung des Vorfeldes den Bahnhof la Vaux Maria, östlich der Argonnen, angezündet.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Bergen.



Die Südabhänge der Höhe Notre Dame de Lorette.

auf weiteren Entfernungen alles regungslos, bis der Lichtkegel weiter gleitet. Das sind bange Minuten! Näher am Feind ist Hinlegen geboten, bevor der Lichtkegel die Truppe erreicht. Will man — wie bei den Argonnenkämpfen des Dezembers — ohne letzte Feuerstellung nur mit blanker Waffe stürmen, so gibt es nur noch ein Drauflos, sobald der Gegner durch Schnellfeuer anzeigt, daß man bemerkt wurde. Auch Scheinwerferbeleuchtung darf die zum Sturm angetretene Truppe nicht mehr aufhalten.

Die Maßnahmen des Verteidigers dürften bekannter sein. Die Gewehre und Maschinengewehre werden auf einen bestimmten Geländeabschnitt oder auf die Hindernisse eingerichtet, Horchposten werden vorgeschoben, die ihrerseits wieder oft Klingelzüge legen und den feindlichen Anmarsch durch verabredete Zeichen, Lichtsignale und dergleichen melden, sowie die Hindernisse bewachen. Ein verstärkter Patrouillengang wird angeordnet, Leuchtpistolen werden mitgenommen, um das Vorfeld zu erhellen. Zu letzterem Zweck werden auch oft Gehöfte angezündet, wie französischerseits der Bahnhof la Vaux Maria, östlich der Argonnen (siehe Bild Seite 17). Auch beim Verteidiger befleißigt man sich möglichster Ruhe, um den Angreifer besser zu hören. Die Feuerlinie wird nur schwach besetzt, die Truppen ruhen möglichst dicht dahinter, bis ein feindliches Vorgehen erkannt ist.

Vom Verteidiger aus ist es ebenfalls ein herrliches Schauspiel, den ruhelos wandernden Lichtkegel des Scheinwerfers zu beobachten, mit Hilfe dessen man auch bis 100 Kilometer weit signalisieren kann. Bald hier, bald dort blitzen Leuchtkugeln auf, die für 8—10 Sekunden den Umkreis von 100 Metern taghell erleuchten. Huschende Schatten verschwinden dann blitzschnell in Bodenunebenheiten, dunkle Gegenstände werden geschwind beleuchtet. Sind's Bäume, Büsche oder stehende Kolonnen? Das Gehöft brennt gar nicht mehr so lichterloh wie anfangs! Ist es ausgebrannt oder werden die Flammen künstlich gelöscht? Ein leises Zirpen ertönt halb rechts. Ist es der Lockruf einer zersprengten feindlichen Patrouille? Ein Posten meldet, vom linken Flügel deutlich fremde Kommandos vernommen zu haben. Es sind nur Verwundete, die sich zu regen beginnen. Ein Horchposten mit Telephon gibt plötzlich keine Antwort mehr auf den Anruf. Ist die Leitung durchschnitten? Wurde er lautlos erwürgt? Plötzlich tönen die Klingeldrähte. Sie kommen! Ohrenbetäubendes Schießen. Bomben krachen. Hallendes Hurra! Der Scheinwerfer beleuchtet wilde Bilder des Nahkampfes. — Dann wird es wieder ruhig. Wieder dunkle Nacht.

Im serbischen Hauptquartier.

Nisch ist das neue Herz Serbiens, Kragujevaz aber sein Puls. Ist dort die Regierung und Verwaltungsbehörde, so befindet sich hier das Hauptquartier des Heeres. Kragujevaz ist eine wahre Überraschung zudem. Man stellt sich immer vor, daß außer Belgrad alle anderen Städte Serbiens nur große Dörfer sind. Aber Kragujevaz ist ein Städtchen, ein wirklich anmutiges Städtchen mit langen, reinen und gepflegten Straßen, schönen Häusern, eleganten Villen und einer gefälligen Architektur, die in allen möglichen und unmöglichen Stilen schwelgt und auf der Suche nach dem echten balkanischen Stil zu sein scheint. Und dann sind dort ganz überraschend schöne Läden mit allerhand guten Sachen trotz des Krieges und ein weiter Park mit herrlichen Alleen.

Als ich nach Kragujevaz kam, stand plötzlich vor meinem Geist das Bild der rauhen galizischen Festung Przemysl, in der ich Anfang September weilte, als die Stadt noch nicht von den Russen belagert war und das österreichisch-ungarische Hauptquartier dort seinen Sitz hatte, das dann später nach Neu-Sandek verlegt wurde. Unwillkürlich stellte ich Vergleiche an. Dort in Przemysl mehr als tausend Automobile, hier zwanzig, von denen mindestens zehn ständig in Reparatur sind, weil bei den fürchterlichen Wegen alle Augenblicke etwas entzwei geht. Und dann die prachtvolle Regelung des Nachschubs in Österreich-Ungarn, die Hunderte und aber Hunderte von ankommenden Zügen,



Die Straße von Villers au Bois nach Souchez.

…ansicht … Lorettohöhe … chtfeldes, des … er französisch- … bruchsversuche … 1915.

die Tausende von Wagen, die endlosen Reihen riesiger Lastautomobile, die aufgestapelten Waren und bis zum Giebel gefüllten Speicher — alles Dinge, die hier auf das äußerste Minimum beschränkt sind. Ein paar Dutzend „Komora“ (die landesüblichen Ochsenkarren) fahren hier vorüber, die eine durch Kriegsgesetz geregelte Abgabe der Bevölkerung darstellen, die je nach Vermögen zu dieser Steuer herangezogen wird. Sie bringen ein paar hundert Uniformen und Decken und scheinen unter der Last der Munitionskisten und Mehlsackpyramiden beinahe zusammenzubrechen. Mit der Beförderung beeilen sie sich durchaus nicht. Die Reise geht langsam, ohne Eskorte, in kurzen Etappen vonstatten. Und doch wird auch hier gekämpft, gekämpft und sogar gesiegt.

Das Oberkommando ist im Polizeipräsidium untergebracht. Der Schutzheilige des Hauptquartiers ist der Woiwode Putnik, der als Generalissimus in den beiden Balkankriegen den Oberbefehl führte. Äußerlich hat er nichts Heldenhaftes oder auch nur Feierliches. Er ist von kleinem Wuchs, hat das Gesicht von einem weißen Bärtchen umrahmt und die Mütze tief herabgezogen. Er geht nur sehr wenig an die frische Luft, und zwar immer im Automobil. Außer dieser kurzen Erholung arbeitet er angestrengt den ganzen Tag, zum Schrecken seiner Offiziere. Nicht einmal die Mahlzeiten bedeuten eine Unterbrechung der Gedankentätigkeit. Zur bestimmten Zeit wird auf eine Ecke des Arbeitstisches das Essen aufgetragen, und zwischen einem Bissen und dem nächsten werden die Karten studiert, die die andere Seite des Tisches ausfüllen. Klingelt das Telephon, so tritt der Woiwode selbst heran und steht oft über eine halbe Stunde am Apparat. Das ist eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen man ihn sprechen hören kann. Sonst hüllt er sich in undurchdringliches Schweigen. Er pflegt sehr aufmerksam zuzuhören, wobei sich die Augenbrauen, die allein in der sie umgebenden Weiße schwarz blieben, über den leuchtenden Augen zusammenziehen; glaubt man aber dann, daß er das Wort nehmen werde, so senkt er plötzlich die Augen und begibt sich wieder an die Arbeit. Das ist seine Art, die Unterhaltung zu beenden, und sie bedeutet soviel wie: Schon gut, Sie können machen, daß Sie fortkommen.

Das Kommando der drei serbischen Armeen liegt den Generalen Missitsch, Stefanowitsch und Sturm ob.

Alle diese Generale und Stabsoffiziere — etwa fünfzig an der Zahl — tragen eine große Sicherheit zur Schau, als ob nie einer von ihnen je an einem guten Ausgang zweifelte. Aber ich weiß noch sehr wohl, daß zur Zeit des letzten furchtbaren österreichisch-ungarischen Vorgehens, als das Heer König Peters sich völlig zurückziehen mußte und alle Wege des nördlichen Serbien von jammernden Flüchtlingen überfüllt waren, auch hier im Hauptquartier der Mut sank. Unaufhaltsam und immer weiter rückte das k. u. k. Heer vor, und die Serben konnten sich nicht einmal verteidigen, weil ihnen die Munition ausgegangen war. Es waren zwei Wochen schrecklicher Verzweiflung. Vor den auf sie einstürmenden feindlichen Horden wandten sich die Soldaten in höchster Angst mit der flehentlichen Bitte um Patronen und Granaten an ihre Offiziere. Sie hatten nichts mehr zum Verschießen, rein gar nichts! Die lächerlich kleinen Mengen, die hin und wieder einer Abteilung ausgeteilt wurden, genügten noch nicht einmal, um anzufangen. Und dabei ließ das Oberkommando noch sagen: „Nur ja sparsam umgehen! Wir haben unsere bestimmten Absichten.“ Die Wahrheit war, daß sich in den Munitionskammern nicht mehr das geringste vorfand. Soldaten und Offiziere heulten vor Wut auf, sich so zur Ohnmacht verurteilt zu sehen. Aber eines Tages kamen die Munitionen an. O freundliches Frankreich, o fürsorgliches heiliges Rußland!

Gestern war ich mit einigen Offizieren im Kaffee Obrenowitsch, als plötzlich ein hochgewachsener, brünetter junger Mann im serbischen Nationalkostüm, die leuchtenden Patronentaschen umgehängt, den Revolver im Gürtel, in den Saal trat. Er hatte sehr lebhafte schwarze Augen, einen kleinen schwarzen Schnurrbart und unter einer tiefschwarzen dichten Haarmähne ein verschmitztes, frisches Gesicht. Er kam mit einem beschwingten, etwas theatralischen Gang zur Tür herein, grüßte ringsum, indem er flüchtig die Mütze be-

rührte, und setzte sich ohne weitere Umstände zu uns. Sofort erhob sich an allen Tischen ein lebhaftes Geflüster. „Erkennen Sie ihn?" fragte mich ein junger Serbe, den ich als Journalist in Paris kennen gelernt hatte. — „Nie gesehen!" — „Ist auch etwas sehr Seltenes, den Mann zu treffen. Er steckt mit seinen Komitadschi immer oben auf den Bergen, bald im Norden, bald im Süden Serbiens, immer gegenwärtig und nie zu finden. Tankowitsch ist das, der berühmte Major Tankowitsch, einer der volkstümlichsten Männer von ganz Serbien, über den zahllose Legenden umlaufen. Das Volk nennt ihn geradezu den General und Woiwoden der Komitadschis. Das ist jener Tankowitsch, von dem Österreich-Ungarn behauptet, daß er die Ermordung des Erzherzogs in Serajewo ins Werk setzte und dessen Ausstoßung aus dem Heere und Auslieferung es demgemäß forderte. Wissen Sie, wie man ihn bei uns nennt? Den Mann, der den Weltkrieg entfesselt hat. Prosit!" — Der Mann, der den Weltkrieg entfesselt hat: das ist nichts Geringes! Ich betrachte ihn mit größerer Aufmerksamkeit, wie er in einer Haltung, als wolle er jeden Augenblick beim ersten Zeichen in die Höhe springen, am Tisch sitzt. Er sieht aus, als lebe er in beständiger Unruhe, die ihm selbst nicht eine kurze Mußestunde gönnt.

Phantastische Dinge bekomme ich über ihn zu hören. Er ist ein wahrer Abenteurer, der sein Leben mit derselben kalten Gleichgültigkeit aufs Spiel setzt, mit der ein leidenschaftlicher Spieler sein ganzes Vermögen auf den grünen Tisch wirft. Er ist fünfunddreißig Jahre alt und lebt inmitten der Gefahren, seitdem er fünfzehn wurde. Als Mazedonien und Albanien der Türkei gehörten, machte er die Behörden in Konstantinopel halb verrückt. Eine Prämie wurde auf seinen Kopf gesetzt, aber geholt hat sie sich keiner. Dann brachte er den Gouverneur von Bosnien zur Verzweiflung. Sein Bataillon Komitadschi ist ein wahres Todesbataillon. Zu Beginn dieses Krieges hatte er achthundert Mann, jetzt nur achtzig; alle anderen haben ihr Leben gelassen. Die waghalsigsten Unternehmungen erhielt immer das Bataillon des Tankowitsch. Ihm darf nur der Korpskommandeur befehlen, und wenn ihm nicht die unwahrscheinlichsten Dinge aufgetragen werden, sucht er sich seine Abenteuer auf eigene Faust. Und bei all diesen Gefahren ist er nicht ein einziges Mal verwundet worden. Nicht einmal die Haut ist ihm geritzt worden. Seine Leute sind überzeugt, daß er unverwundbar ist. Ich spreche mit ihm und lasse mir einige seiner schwindelerregenden Waffentaten erzählen. Wie ich ihn über die Zukunft befrage, springt er auf ein anderes Thema über. Plötzlich erhebt er sich, rührt leicht an die Mütze und ist schon am Ausgang. „Wohin so schnell?" fragen ihn die Offiziere. „Dorthin!" und er macht eine unbestimmte Bewegung mit der Hand. Schon ist er mit seinem theatralischen Schritt hinausgeschwebt. Draußen auf der Straße bleiben alle, die ihn sehen, überrascht stehen und machen einander auf ihn aufmerksam. „Dorthin?" Wohin? Aber wer hat je gewußt, wohin Tankowitsch, der Woiwode der Komitadschi, geht? Man erfährt es immer erst nachher, wenn er getan hat, was er tun sollte.

Das autogene Schneiden im Kriege.

(Hierzu das untenstehende Bild.)

Das autogene Schneiden, besser als „Sauerstoffschmelzschneiden" zu bezeichnen, spielt auch in diesem Kriege, der ja fast alle Zweige der Technik zu ihren Höchstleistungen aufruft, eine wesentliche Rolle. Unsere Abbildung zeigt uns einen Offizier beschäftigt, mittels dieses Verfahrens den eisernen Träger einer Brücke zu durchschneiden, sei es behufs Zerstörung dieses Bauwerks, sei es zwecks Wegräumung seiner Trümmer. Er bedient sich dazu der Knallgasflamme, deren Bestandteile, Wasserstoff und Sauerstoff, durch Schläuche dem tragbaren Brenner zugeführt werden.

Knallgas ist ein Gemisch von zwei Teilen Wasserstoff und einem Teil Sauerstoff, es explodiert unter Bildung von Wasserdampf und Entwicklung großer Hitze (bis 2000 Grad Celsius). Die Explosion muß beim sogenannten autogenen Schneiden verhindert werden. Zu diesem Zweck hat man für die Verbrennung des Gemisches besondere Verbrennungsröhren gebaut, die so eingerichtet sind, daß die Vermischung der beiden getrennt zugeführten Gase erst unmittelbar vor dem Eintritt der Flamme stattfindet; dadurch wird die Bildung größerer Mengen von Knallgas und ihre Explosionsmöglichkeit verhindert, der Flamme aber ihre Hitze erhalten und ihre Wirkung durch einen Überschuß von Sauerstoff noch gesteigert.



Phot. Eiko-Film G. m. b. H., Berlin.

Ein deutscher Offizier durchschneidet einen Träger der Pilicabrücke mit einem autogenen Sauerstoffgebläse.

Richtet man diese Knallgasflamme auf ein dünnes Eisenblech, so steigt seine Temperatur an der durch die Flamme getroffenen Stelle von Rotglut auf Weißglut. Durch die Hitze der Knallgasflamme wird die Entzündungstemperatur des Metalls an der Schneidestelle erreicht, worauf das Eisen infolge des Sauerstoffüberschusses unter Funkensprühen verbrennt. Hält man die Flamme auf eine Stelle gerichtet, so entsteht ein kreisrundes Loch im Eisen, durch Weiterbewegen des Apparates kommt ein Schnitt zustande.

Der eigentliche Erfinder des autogenen Schneidens ist ein Einbrecher namens Browne, der 1890 mit einer Knallgasflamme, bei deren Erzeugung unter Druck stehender Sauerstoff zur Verfügung stand, versuchte, ein Loch in einen Geldschrank zu brennen. Jetzt findet das autogene Schneiden nicht nur zum Durchschneiden von Metall, sondern auch zum Durchlochen, Ausschneiden und Schlitzen Verwendung. Die Arbeit wird durch das autogene Schneiden sehr erleichtert und beschleunigt. In eine gebogene Panzerplatte von 200 Millimeter Dicke wird ein Schauloch von 1,2 Meter Länge vom Apparat in fünf bis sechs Stunden ohne wesentliche Anstrengung für den Arbeiter geschnitten, sonst ist das Zehnfache der Zeit erforderlich. Eisenstücke bis zu 500 Millimeter Dicke und darüber können durchschnitten werden.

So dient der Apparat im Frieden z. B. dazu, bei Eisenbahnunfällen verbogene Eisenstücke schwerster Dimension zu schneiden und dadurch die Rettung darunter befindlicher Verunglückter zu ermöglichen, während er im Kriege in der Hand unserer Pioniere ein unentbehrliches Kriegsmittel geworden ist.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Der Monat Mai, der den deutschen Wald und die deutschen Auen zu so blühendem, strotzendem Leben weckte, brachte im Kriegsjahr 1915 auch eine frühlingsfrische, wuchtige Kraftäußerung des deutschen Heereskörpers. Im Osten erzwangen die verbündeten Heere eine umwälzende Vorwärtsentwicklung fast der ganzen langen Front, im **Westen** schlugen unsere Tapferen nicht nur die wildesten, entschlossensten Angriffe des ganzen Krieges ab, sondern packten dort stellenweise noch fester zu und mehrten und stützten unseren Besitzstand.

Der überraschende deutsche Vorstoß vor Ypern reizte den Gegner zu zahllosen Angriffen mit dem Ziel, uns den wertvollen Geländegewinn wieder zu entreißen. Sie hatten das Ergebnis, daß er in der Zeit vom 23. April bis zum 1. Mai außer allerschlimmsten Einbußen an Toten und Verwundeten 5000 Gefangene, 65 Geschütze, darunter 4 schwere englische Kanonen mit langen Rohren, und viel anderes Kriegsmaterial darangeben mußte. Kein Stück des am 23. April abgenommenen Geländes war zurückgewonnen, in der Gegend St.-Julien, nordwestlich 's Gravenstafel, hatten wir unsere Stellung sogar etwas vorgeschoben. Die blutige Abwehr der hartnäckigen Angriffe gelang uns besonders nachdrücklich, weil die Batterien unseres Südflügels auf Grund des Erfolges vom 22. April den Feind wirkungsvoll im Rücken zu fassen vermochten. Die Stellung der Gegner wurde von drei Seiten von dem Feuer unserer Batterien umklammert; dagegen vermochten die verzweifelten, opferreichen Angriffe nichts auszurichten. Wie dringend man aus London auch getrieben haben mag, die alten Stellungen wieder zu holen oder die neuen wenigstens zu halten, trafen die Verbündeten nach einem letzten schwer verlustreichen Angriff der Franzosen am 1. Mai auf den Westabschnitt unserer Front doch deutlich Vorbereitungen, die das Aufgeben der vorgeschobenen Stellungen auf dem ganzen rechten Yserufer vermuten ließen. Der Gegner machte sich an den Bau eines Brückenkopfes hart östlich von Ypern und zog schwere Artillerie aus der vorgeschobenen sackähnlichen Stellung heraus. Diese Rückzugsvorbereitungen und noch mehr die starke Schwächung der feindlichen Kräfte infolge der vielen mißlungenen Angriffe ließen unserer Heeresleitung den Augenblick für einen neuen Vorstoß günstig erscheinen. Er begann am Abend des 2. Mai und kam in der Mitte der Front südlich St.-Julien, in dem Abschnitt des westlich dieses Dorfes gelegenen Wäldchens und der Straße Langemarck—Zonnebeke, merkbar vorwärts. Vor Einbruch der Nacht schon war hier die Straße Mosselmarkt, nördlich von Paschendaele—Fortuin, erreicht. Der Häuserkampf in Fortuin endete nach tapferster Gegenwehr mit dem Siege unserer Feldgrauen, und damit war an dieser Stelle Gelände in der Tiefe von 500 Meter bis 1 Kilometer gewonnen. Zu beiden Seiten dieses Angriffstreifens kamen unsere Truppen unter sehr hartnäckigen Kämpfen ebenfalls langsam voran. Am 3. Mai verloren die Engländer unter dem unwiderstehlichen Ansturm württembergischer und sächsischer Bataillone das als Stützpunkt stark ausgebaute Wäldchen nördlich 's Gravenstafel, den Eckpfeiler im Schnittpunkt der feindlichen Nord- und Ostfront.

Wieder war der Sack östlich von Ypern bedenklich enger geworden, ständig wuchs die Gefahr, daß bei weiterem Vorschieben der deutschen Front die am weitesten östlich stehenden Heeresteile nicht rechtzeitig zurückgenommen werden könnten. Da entschloß sich denn der Gegner in der Nacht vom 3. auf den 4. Mai zum Abbau seiner Stellungen. Seine Nordost- und Südfront gab er zwischen Fortuin, Broodseinde und Zillebeke in einer Breite von 15 Kilometer und in einer Tiefe von ½ bis 3 Kilometer auf. Unsere Truppen drängten sofort kräftig nach. Die voranflutenden Schützenlinien, die nachfolgenden Abteilungen von Reservetruppen, die im Trab nachkommenden langen Artillerie- und Munitionskolonnen belebten nach so langer Zeit des Stellungskrieges die flandrische Wiesenlandschaft einmal wieder mit den wechselvollen Bildern des Bewegungskampfes.

Währenddem deckte der Feind unter zäher Behauptung seiner westlichen und mittleren Nordostfront und des westlichsten Teiles seiner Südfront den Rückzug der übrigen Teile. Diese setzten sich in der ungefähren Linie 700 Meter südwestlich Fortuin—Fredenberg—Erksternest—Ostrand des Waldes östlich Zillebeke erneut fest.

In dem damit beginnenden neuen Abschnitt der Kämpfe um Ypern hatten die Verbündeten fast täglich bittere Verluste an Menschen und Material, unsere tapferen, unermüdlichen Vaterlandsverteidiger aber dauernd kleinen, doch wertvollen Geländegewinn. Am 6. und 7. Mai versuchten die Engländer die Rückeroberung der vielumstrittenen Höhe 60 südöstlich Zillebeke; bei der erfolgreichen Abwehr gewannen unsere Truppen sogar noch Raum und behielten sieben englische Maschinengewehre und einen Minenwerfer, dazu viele Gewehre und Munition. Der 8. Mai führte zu einem besonders schönen Erfolg. An diesem Tage warfen die deutschen Truppen den Feind aus seiner stark geschützten Stellung zwischen den Straßen Fortuin und Gheluvelt—Ypern heraus und eroberten die militärisch wichtigen Orte Frezenberg und Verloerenhoek. Dabei wurden 800 Engländer, darunter 15 Offiziere, gefangen genommen; durch die Fortsetzung der Angriffe am nächsten Tage kamen dazu weitere 162 Gefangene.

In den heißen Gefechten östlich von Ypern gewannen die deutschen Kräfte am 10. Mai fünf Maschinengewehre, am 11. erkämpften sie den Besitz einer beherrschenden Höhe, am 12. näherten sie sich im Kampf gegen die Engländer dem Brückenkopf östlich Ypern. Am nächsten Tage stürmten sie die Ferme Vanheule und schritten an der Bahn



Ungarische Husaren mit Füllen auf dem Marsch nach Lemberg.

Welt-Preß-Photo, Wien.

Messines—Ypern voran unter Wegnahme von 100 Gefangenen und 15 Maschinengewehren.

An diesem Tage scheiterten englische Angriffe an anderen Teilen der neuen Front, und wir gewannen auch an der Straße Menin—Ypern in der Richtung auf Hooge neues Gelände. Am nächsten Tage griffen die Deutschen mit Erfolg an der Straße St.-Julien—Ypern vor und nahmen 3 englische Offiziere mit 60 Mann und 1 Maschinengewehr weg.

Unabhängig von diesen Gefechten hatten sich unterdes heftige Kämpfe um unseren Besitz auf dem linken Kanalufer entsponnen, mit Het Sas und Steenstrate als Mittelpunkt. Nach vielen im Keim erstickten oder blutig abgeschlagenen wochenlangen Angriffen auf diese Orte wurden hier am Nachmittag des 16. Mai schwarze Truppen schonungslos eingesetzt. Bei Het Sas gelang die endgültige Abwehr noch an demselben Tage, bei Steenstrate hielten die Kämpfe auch noch am nächsten Tage an. Schließlich faßten wir den Entschluß, unsere schwachen Kräfte in den nicht besonders bedeutungsvollen vorgeschobenen Posten westlich des Kanals auf unsere Hauptstellung am Ostufer zurückzunehmen, um nicht von dem heftigen Flankenfeuer der feindlichen Artillerie auf die Vorstellung am Westufer unnötig schwere Verluste zu erleiden.

Wegen des unsichtigen Wetters schlummerten dann die Kämpfe fast an der ganzen Yserfront. Am 24. Mai gingen die Deutschen aber wieder zu neuen kräftigen Vorstößen über, nahmen die Ortschaften Vlaminghe-Ferme, Bellewaarde-Ferme und das Schloß nördlich Wieltje im Sturm und erbeuteten dabei 150 Gefangene und 2 Maschinengewehre.

Ein nach zehnstündiger Artillerievorbereitung unternommener Angriff der Franzosen am 30. Mai mitternachts auf die deutschen Stellungen nördlich von der Houdt-Ferme wurde mit großen Verlusten für die Franzosen abgeschlagen. Dabei wurden Zuaven von vier verschiedenen Regimentern gefangen genommen. Ein Beweis für den Umfang des Ansturmes.

Unsere eigenen Angriffe auf das von den Engländern besetzte Hooge gelangen dagegen nach Wunsch. Das starkbefestigte Schloß und der Ort selbst kamen bis auf wenige Häuser am Westrande in Kämpfen am 2. und 3. Juni in unsere Hände. Alle Gegenangriffe der Engländer waren erfolglos.



Phot. W. Braemer, Berlin.

Von einer Granate gefällte Eiche in einem Park in Flandern.

In lockerem Zusammenhang mit den Kämpfen um Ypern standen auch kleinere Gefechte im Küstengebiet. Am 7. Mai erschienen englische Kriegschiffe vor Zeebrügge und versuchten eine Beschießung unserer Küstenbatterien. Diese nahmen das Gefecht sofort wirkungsvoll auf und versenkten den Torpedozerstörer „Maori“. Der ihm zu Hilfe eilende „Crusader“ wurde zum Rückzug gezwungen und die Besatzung des gesunkenen „Maori“ samt den Bootsbemannungen des „Crusader“, alles zusammen 7 Offiziere und 88 Mann, gerettet und gefangen genommen.

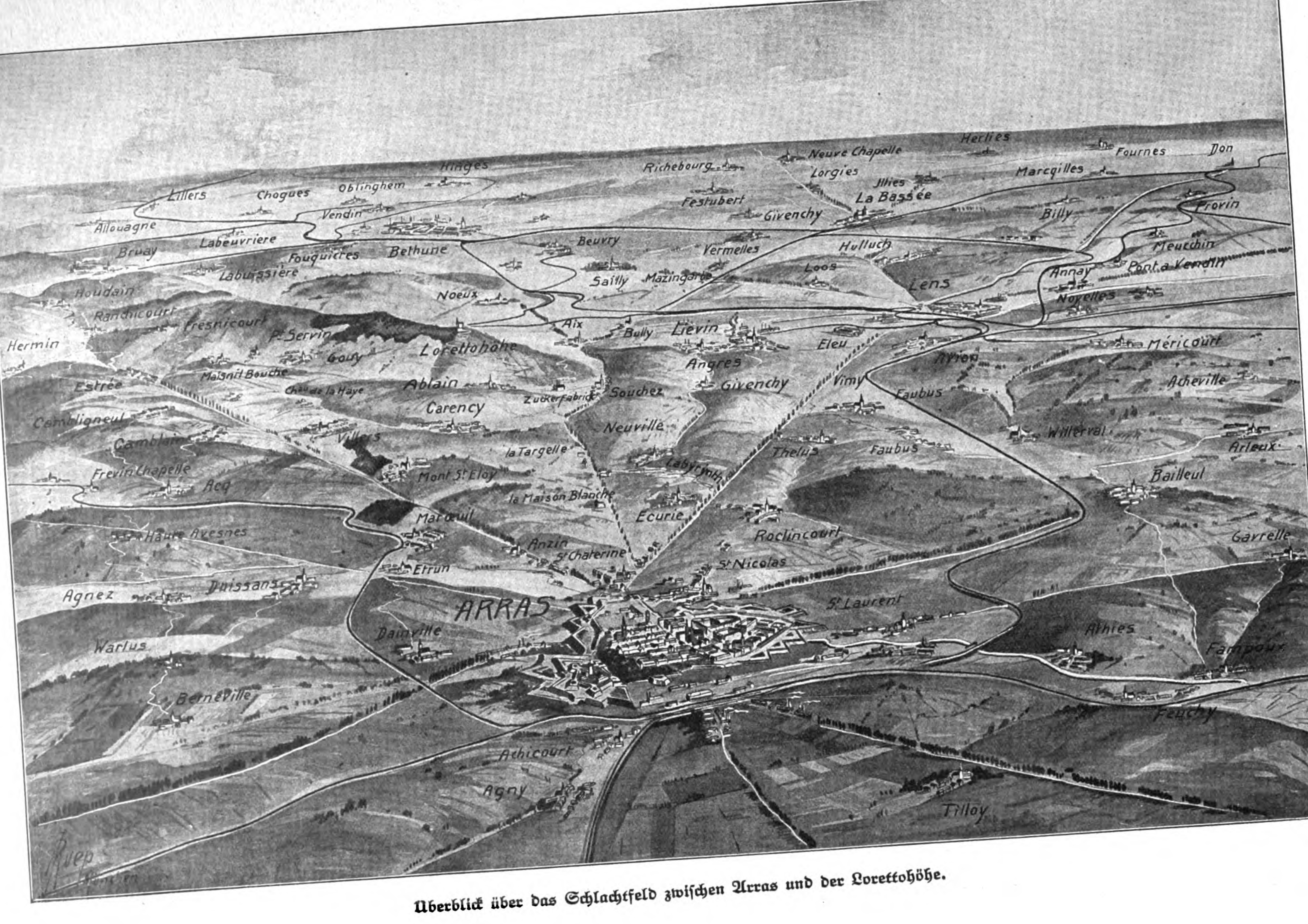
Am 9. Mai stießen die deutschen Truppen mit Erfolg auf Nieuport vor und erbeuteten einige Maschinengewehre. Der Feind kam in der folgenden Nacht im Gegenstoß bis an Lombartzyde heran, wurde aber danach völlig zurückgeworfen.

Die Kämpfe auf diesem Teile der Westfront waren die Nachwehen des glänzenden deutschen Hauptangriffs vom 22. April, welcher dem so prahlerisch angekündigten Frühjahrsvorstoß der Verbündeten in Flandern zuvorkam. Sie zertrümmerten auf lange Zeit alle Hoffnungen der Feinde, in Flandern durchzubrechen. Dabei opferten unsere Gegner schonungslos Material und Menschen. Selbst die englische Presse sprach offen von starken Verlusten an der Yserfront. Aus dem Brief eines englischen Offiziers klang die verzweifelte Mahnung, doch nur in kürzester Zeit Verstärkungen an Soldaten und Maschinengewehren nachzuschieben, da sonst bald kein lebendiger, kampffähiger Engländer mehr in Flandern sein werde. Unter ungeheuerlichen Opfern erreichten die Verbündeten auf diesem Teile der Westfront lediglich die unwesentliche Zurücknahme schwacher deutscher Kräfte auf dem linken Kanalufer. Wir dagegen sicherten unseren Sieg vom 22. April durch Wegnahme wichtiger Stützpunkte und beherrschender Höhenzüge vor Ypern und legten damit den Grund zu neuem sieghaften Vordringen.

Im engsten Zusammenhang mit unserem bedeutenden Fortschritt in Flandern steht die Beschießung Dünkirchens mit schwersten Kalibern, die zum erstenmal am 11. Mai von unserer Heeresleitung berichtet wurde. Diese Tatsache, die Beschießung einer Stadt aus mehr als 30 Kilometer Entfernung mit unleugbarem Erfolg, erregte in der ganzen Welt neues Erstaunen, neue Achtung vor den Leistungen der deutschen Technik, während sie unsere Gegner in hohem Grade beunruhigte. Oft genug haben sie berichtet, daß die schweren deutschen Geschütze zum Schweigen gebracht seien, aber immer wieder kamen die unheimlichen Geschosse in Dünkirchen angesaust und richteten immer wieder verhängnisvollen militärischen Schaden an.

Blieb so in Flandern nicht die Spur einer Aussicht auf einen erfolgreichen Durchbruch, so konnten die verbündeten Gegner dafür an der allerschwächsten Stelle der deutschen Westfront mit sehr wohlbegründeten Hoffnungen auf einen entscheidenden Sieg zu Werke gehen. Ein entscheidendes Unternehmen mußte ja begonnen werden, teils um der Bündnispflicht mit Rußland willen, besonders aber wegen der ungeahnten Fortschritte der verbündeten Deutschen, Österreicher und Ungarn im Osten. Der Zusammenbruch so zahlreicher russischer Armeen mußte sich schließlich für die Franzosen und Engländer in einer Verstärkung der deutschen Westfstreitkräfte äußern und damit die Durchführung deutscher Angriffspläne auch im Westen in greifbare Nähe rücken. In seinen Folgen war der deutsch-österreichische Vormarsch im Osten eine Bedrohung am eigenen Leibe auch für den Westen, die es rechtzeitig abzuwehren galt. Die Aussicht auf eine Niederlegung der dortigen deutschen Abwehrmauer war auch deshalb so günstig, weil allem Anschein nach starke deutsche Truppenmassen für den Osten freigemacht waren und die Franzosen und Engländer überall mit ganz bedeutender Überlegenheit an Menschen und Material aufzutreten vermochten.

Der deutscherseits erwartete Durchbruchsversuch richtete sich gegen die Stellung zwischen La Bassée und Arras (siehe auch die nebenstehende Karte). In langwierigen Gefechten hatten sich unsere Truppen auf dieser Front nach und nach seit Oktober Geländevorteile zu verschaffen gesucht, um das im Rücken liegende Gebiet für die spätere Vorbereitung größerer Unternehmungen ausnützen zu können. Infolgedessen gab es in der Gegend Armentières—La Bassée vorspringende Teile unserer Linien, die Gelegenheit für eine Umfassung durch den Feind boten. Gegenüber diesem unsicheren Teile der deutschen Front lag die erste englische Armee. Am 9. Mai morgens erfolgte ihr Angriff. Eingeleitet ward er durch heftiges Artilleriefeuer, besonders auf dem Raum westlich der großen Straße von La Bassée—Estailles und nördlich von Fromelles. Dort erfolgte nach einer wohlgelungenen Minensprengung ein Teildurchbruch. Englische Schützenlinien überrannten mühelos die wenigen an dieser Stelle noch

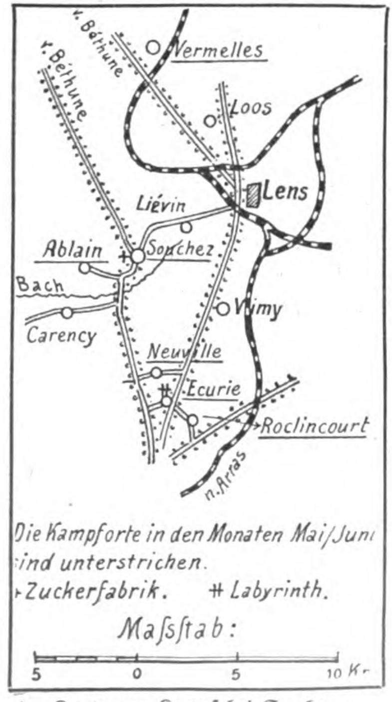


Überblick über das Schlachtfeld zwischen Arras und der Lorettohöhe.

kampffähigen Verteidiger und versuchten, sich hinter den deutschen Linien auszudehnen. Sie erzielten aber lediglich einen Augenblickserfolg. Eine bayerische Division, die hier den Angriff einer dreifachen feindlichen Übermacht auszuhalten hatte, griff die Eindringlinge mit äußerstem Grimm an. Am Mittag war der Hauptangriff bereits unter vernichtenden Verlusten für die Engländer abgeschlagen, am Abend waren auch die Geländeteile innerhalb der deutschen Front völlig vom Feinde frei. Hinter der Durchbruchstelle wurden 1500 englische Leichen begraben, darunter allein fast soviel Offiziere, wie die Gesamtzahl unserer dortigen eigenen Verluste betrug, nämlich 143.

Farbige und weiße Engländer versuchten an diesem Tage nachmittags gegen den Abschnitt Bois du Biez—La Quinque Rue ebenfalls einen Vorstoß. Aus seinen Versammlungsgräben stürmte der Gegner tapfer bis zur Tollkühnheit heran, aber kein Engländer gelangte in unseren Graben. Westfalen hinderten es durch ihr standhaftes Durchhalten und ihr wohlgezieltes Feuer. Der Führer der englischen ersten Armee hatte seine Soldaten mit dem Befehl ins Gefecht geschickt: „Die geplanten Operationen zielen auf einen entscheidenden Sieg, nicht auf einen lokalen Erfolg ab. Das Ziel der ersten Armee ist: Durchbruch der feindlichen Linie, um sich in den Besitz der Straße La Bassée—Fournes zu setzen und dann auf Don vorzustoßen." Diesem Ziel war die englische erste Armee nach dem Einsatz der besten Truppen, nach einem überwältigenden Aufwand von Munition nicht einen Schritt näher gekommen.

Weit gefährlicher als die Angriffe der Engländer waren, ebenfalls an diesem Tage, die der Franzosen südlich der englischen Kampflinie gewesen. In Anwesenheit von Joffre suchten die Franzosen in wuchtigem Vorgehen gleichfalls am 9. Mai die deutsche Front zu zerschellen. Die von La Bassée über Loos und Angres geführte deutsche Linie sprang über die Lorettohöhe mit einer scharfen Spitze zu den beiden südlich davon liegenden, durch die niedrige Höhe 125 geschiedenen Bachgründen mit den Orten Ablain und Carency vor. Die Ausläufer dieser Dörfer waren in französischen Händen geblieben. Von ihnen wich die deutsche Linie scharf nach Südwesten zurück und traf auf die östliche Vorstadt von Arras, St.-Laurent. Dicht östlich des großen Dorfes Neuville führte sie über La Targelle in der Tiefe zwischen zwei Höhenzügen, deren westlicher den Franzosen sehr willkommene Artilleriestellungen bot; der östliche, der in unserem Besitz war, steigt von dem tief im Carencybachtal gelegenen Souchez aus stark zur Höhe 140 vor und senkt sich dann über La Folie zwischen Thelus und



Karte zum Kampf bei Souchez.

Der Kampf ...
fabrik bei ...
Nach eigenen ...
gefertigten Skiz...
Ernst Z...



n die Zucker-
Souchez.
Ort und Stelle
n gezeichnet von
mmer.

Bailleul hindurch an die Scarpe. Nach dem Bericht des Großen Hauptquartiers war die Wegnahme dieses Höhenzuges im Oktober für uns von größter Wichtigkeit gewesen, da die genannten Höhen die weite Ebene von Douai nach Westen abschließen und einer von hier aus vordringenden Armee die erste günstige Stellung geboten hätten. Der vorspringende Winkel bei der Lorettohöhe und die sehr bloßliegenden, dem feindlichen Artilleriefeuer ganz besonders ausgesetzten anschließenden Stellungen in der Tiefe, ließen einen Angriff der Franzosen besonders naheliegend erscheinen. An dieser Stelle wollte Joffre denn auch seinen großen Plan Tat werden lassen, der in dem Befehl eines der beteiligten Armeekorps folgendermaßen zum Ausdruck kommt:

„Nach neunmonatiger Feldzugsdauer ist es an der Zeit, eine endgültige Anstrengung zu machen, die feindlichen Linien zu durchbrechen und zunächst als erstes die Deutschen von Frankreichs Boden zu verjagen.

Der Augenblick ist günstig. Niemals war das Heer stärker, noch von größerem Mute beseelt. Der Feind scheint nur einige Divisionen vor unserer Front zu haben, unsere Kräfte sind viermal so stark wie die seinigen. Wir verfügen über die stärkste Artillerie, die je auf einem Schlachtfeld verwendet worden ist.

Es handelt sich heute nicht um einen Handstreich oder um die Wegnahme von Schützengräben. Es handelt sich darum, den Feind mit äußerster Heftigkeit anzugreifen, ihn zu schlagen und mit beispielloser Hartnäckigkeit zu verfolgen ohne Rücksicht auf Strapazen, Hunger, Durst und Leiden."

Dieses gewiß nicht geringe Ziel bereiteten die Franzosen mit außergewöhnlicher Geschicklichkeit und Gewissenhaftigkeit vor. Die Fliegertätigkeit zu Aufklärungszwecken ward uns Anfang Mai durch schlechtes Wetter erschwert, wenn wir auch erkannten, worauf alle die geheimnisvollen Bewegungen und Verschiebungen hinausliefen.

Seit dem 1. Mai lag der Abschnitt von der Lorettohöhe südlich bis gegenüber Roclincourt unter äußerst schwerem französischen Artilleriefeuer. Am 6. schätzte ein Armeekorps, daß auf seine vorderen Linien 13 500 Schuß abgefeuert seien. Am 8. Mai erhöhte sich die Zahl auf 17 000, außerdem wurden 1800 schwere Wurfminen gezählt. An diesem Tage kam es bei Lievin zum Kampf. Nach einem starken Artillerieüberfall drangen hier französische Jäger in ein kleines Grabenstück ein. Im Laufe der Nacht wurden sie wieder hinausgeworfen und ließen 100 Gefangene zurück.

Am 9. Mai sollte der Hauptschlag gegen die deutschen Reihen geführt werden. In der Nacht zum 4. bombardierten Flieger erfolglos alle wichtigen Bahnhöfe, mit der Absicht der Verhinderung des Nachschubes von Verstärkungen. Das Artilleriefeuer auf die Stellungen bei Arras wuchs ins Ungemessene. Unsere Drahthindernisse und Gräben, denen das Feuer der vorhergehenden Tage schon schwere, nicht mehr auszubessernde Schäden zugefügt hatte, wurden fürchterlich mitgenommen. Nach vier Stunden heftigster Beschießung gingen die Franzosen dann zum Sturm vor. Bei Scarpe deckten wir sie mit mächtigem Feuer zu. Hier zählte ein Regiment vor seiner Front allein 1600 tote Franzosen. Bei La Targelle-Carency aber überrannte die stürmende feindliche Übermacht die schwachen Reste der deutschen Verteidiger. An unserer vorderen Geschützstellung nördlich Neuville und südlich Souchez stand der Ansturm kurze Zeit, schließlich drangen die Franzosen doch auf die Höhe von La Folie und stürmten in das Dorf Souchez hinab. Ein Bataillonskommandeur bayerischer Jäger hielt hier mit zehn Mann vorläufig den Eingang. Zuaven und Fremdenlegionäre umschlossen mit anderen Truppenteilen bald das



Auf dem Marsch nach Souchez. Phot. W. Braemer, Berlin.

Dorf Carency von Osten, Süden und Westen. Gegen Mittag schon hatten die Franzosen auf einer Breite von 4 Kilometern und in einer Tiefe von 3 Kilometern das Gelände zwischen Neuville, Carency und Souchez in der Hand. Aber schon um ein Uhr mittags hatte sich das Blatt dank der treuen Tapferkeit unserer Feldgrauen zu unseren Gunsten gewandt. Der wichtigste Teil des verlorenen Geländes kam wieder in unsere Hand, und der Angriff war über den gefährlichsten Punkt hinaus abgehalten.

Nördlich von diesem Abschnitt griff der Gegner gleichzeitig die von Artilleriegeschossen umgewühlte Lorettohöhe an. Nach großen Opfern kam er hier und in der Gegend von Loos in den vordersten Graben.

Erfolge hatte der Feind mit seiner unbestrittenen Übermacht unter blutigsten Opfern erreicht; aber wie unendlich weit blieb er hinter dem vorgesetzten Ziel zurück. Nirgends auf der ganzen Front war ihm der Durchbruch gelungen, nirgends war er über die erste deutsche Stellung hinausgedrungen.

Bei diesen Kämpfen wurden von uns 500 Gefangene gemacht, am folgenden Tage waren es bereits 800. Die stürmischen Angriffe auf dieser Front wurden nun aber durch Wochen hindurch mit äußerster Heftigkeit fortgesetzt. Besonders auf Carency verwandten die Franzosen rücksichtslose Opfer, ohne hier vorläufig voranzukommen. Am 17. Mai machten wir in diesen Gefechten 170 Gefangene.

Die Engländer nahmen nach ihrer schlimmen Niederlage vom 9. Mai bedeutendere Angriffe erst am 17. südlich von Neuve-Chapelle wieder auf. Am 18. Mai ließen sie sich an dieser Front einen Völkerrechtsbruch übelster Art zuschulden kommen. An einem ihrer Schützengräben zogen sie eine weiße Fahne auf und griffen dann die deutschen Truppen in deutschen Uniformen, mit deutschen Helmen, Mänteln und Tornistern versehen an. Solche Künste brachten aber den englischen Angriff nicht mehr vor. Ein am 20. spät beginnender englischer Sturm bei La Quinque Rue brach schon in unserem Feuer zusammen. Am 21. wurden mehrere englische Teilangriffe südwestlich von Neuve-Chapelle abgewiesen und eine Anzahl „farbiger Engländer“ gefangen genommen.

Die Franzosen setzten ihre Angriffe, die ihnen hoffnungsvoll erscheinen mochten, weil sie die schlecht zu verteidigenden deutschen Stellungen zum Teil anbrachen, mit der größten Ausdauer fort. Sie konnten aber nicht verhindern, daß wir im Gegenangriff auf der Lorettohöhe ständig Fortschritte machten. Am 17. Mai erbeuteten wir dort nach der Einnahme verschiedener feindlicher Gräben zwei Maschinengewehre und rückten am 19. wieder ein Stück vor. In fortgesetzten Angriffen faßten die Franzosen nur in einem Teile unseres vordersten Grabens Fuß. Bei eigenen Vorstößen an demselben Tage nahmen wir ihnen aber zwei Maschinengewehre und 90 Gefangene ab. Am nächsten Tage blieben 150 Franzosen in unserer Hand. In endloser Folge ereigneten sich Schützengrabenkämpfe und wechselten nur an einigen Tagen mit Angriffen größeren und größten Stiles ab.

So wurde am 26. Mai die ganze Linie Souchez—Neuville (siehe Kartenskizze Seite 24) wütend angegriffen. Doch abermals erfolglos. Eine große Zahl heldenmütig gefallener Feinde lag vor den deutschen Gräben. Der 26. Mai ist auch der dunkle Tag und Neuville die berüchtigte Stätte, wo Franzosen am Friedhof ungestört zu schanzen dachten, indem sie deutsche Kriegsgefangene aus vorhergehenden Kämpfen eine lebende Mauer um sich bilden ließen und aufrechtstehend Schützengräben aushoben. Tags darauf begann ein Gefecht bei dem Souchez vorgelagerten Orte Ablain, das sich am nächsten Tage fortsetzte und längs der Straße Béthune—Souchez einen starken Gegenangriff mit großen Massen brachte, gleichzeitig mit Angriffsversuchen südlich Souchez sowie



Straße in Neuville. Phot. W. Braemer, Berlin.

Minen- und Handgranatenvorstößen südlich Neuville. In jener Nacht nahmen wir die schwache Besatzung aus dem Ostteil des Ortes Ablain zurück, ohne daß es der gegenüberliegende Gegner merkte — kein gutes Zeichen für dessen Wachsamkeit und Aufklärung. Die Folge war eine zwecklose Munitionsvergeudung, als man das geräumte Dorf von dort aus stundenlang unter schwerstes Artilleriefeuer nahm. Der 30. Mai war verhältnismäßig ruhig. Er sollte zu einem letzten Atemholen dienen, denn der Gegner hatte sich — von uns nicht unbemerkt — bei Neuville und weiter südlich bis Roclincourt durch Sappenarbeiten unseren Schützengräben genähert. Der Gedanke lag also nahe, daß jetzt, nachdem die Angriffe zwischen Souchez und Neuville im Sande verlaufen waren, der neue Angriffsversuch mit einigen rasch verschobenen Reserven an jener Stelle erfolgen würde. Man kannte die launische französische Kriegführung schon zur Genüge, die jede harte Nuß nach den ersten mißlungenen Versuchen liegen läßt und sich nach etwas anderem in der Nähe umsieht. So erfolgte am 31. Mai nach stundenlanger Artillerievorbereitung, die die Zähigkeit und den Mut unserer rheinischen und bayerischen Truppen auf eine harte Probe stellte, der Vorstoß, der sich wiederum in eine französische Niederlage verwandelte. Tags darauf wurden die deutschen Stellungen zwischen der großen schönen Straße Souchez—Béthune und dem Carencybach angegriffen. Die Frontausdehnung scheint $2\frac{1}{2}$ Kilometer betragen zu haben. In der Zuckerfabrik dicht westlich Souchez wurde hart gekämpft und diese Örtlichkeit von den Angreifern für den Rest des Tages besetzt gehalten. Am 2. Juni warfen wir sie wieder hinaus (siehe Bild Seite 24/25). Auch gelang es uns, einen Angriff in der Abenddämmerung gegen Neuville zurückzuwerfen. Doch konnte der Gegner sich weiter südlich in den Besitz eines kleinen Grabenstückes setzen, das etwas über die Straße Ecurie—Neuville vorsprang. Die Tage vom 3. bis 10. Juni bedeuteten einen gewaltigen Ansturm gegen die Linie Souchez—Neuville. Die Zuckerfabrik ist täglich in beiden Berichten erwähnt. Der Kampf an jener Fabrik wogt hin und her mit unglaublicher Erbitterung. Immer neue Reserven stützen die deutsche Front. Abbildung Seite 26 oben zeigt uns eine derartige Kolonne auf dem Marsch zur Feuerlinie.



Phot. Elvira, München.

General Graf Felix v. Bothmer,
unter dessen Führung preußische Garde, Ostpreußen und Pommern die Stadt Stryj in Galizien eroberten.

Am 12. Juni taucht zum ersten Male im Bericht der Obersten Heeresleitung ein Name auf, der in den nächsten Wochen fast täglich wiederkehrt: das Labyrinth. Es liegt nördlich Ecurie und wurde der Kampfplatz für beinahe tägliches Handgemenge.

Auch in der Zeit vom 13. bis 24. Juni flammten die feindlichen Angriffe auf der Linie Souchez—Neuville sowie bei Ecurie ohne Ende von neuem auf. Menschenverluste schienen von den Franzosen überhaupt nicht mehr im Verhältnis zum möglichen Erfolge abgewogen zu werden. So kam über Haag die Nachricht, daß englische Zeitungen vom 12. Juni die Verluste der Franzosen bei den besprochenen Kämpfen auf mindestens 18 000 Mann schätzen.

Allmählich gewannen wir an immer mehr Punkten die Oberhand und rückten so auch bei Serre, südöstlich von Hebuterne, wieder weiter vor. Nach starken Verlusten am 13. Juni holten sich die Franzosen bei einem straffen Durchbruchversuch auf der Front Lievin—Arras wieder eine besonders schwere Niederlage. Die mit mächtigem Munitionsaufwand vorbereiteten, in dichten Wellen vorgetragenen französischen Angriffe brachen hier ausnahmslos völlig zusammen.

Am 15. Juni hatten die Engländer, die unsere Stellungen zwischen der Straße Estaires—La Bassée und dem Kanal von La Bassée vier Divisionen stark angriffen, denselben Mißerfolg. Westfalen und Teile der Garde warfen sie in heftigem Nahkampf zurück.

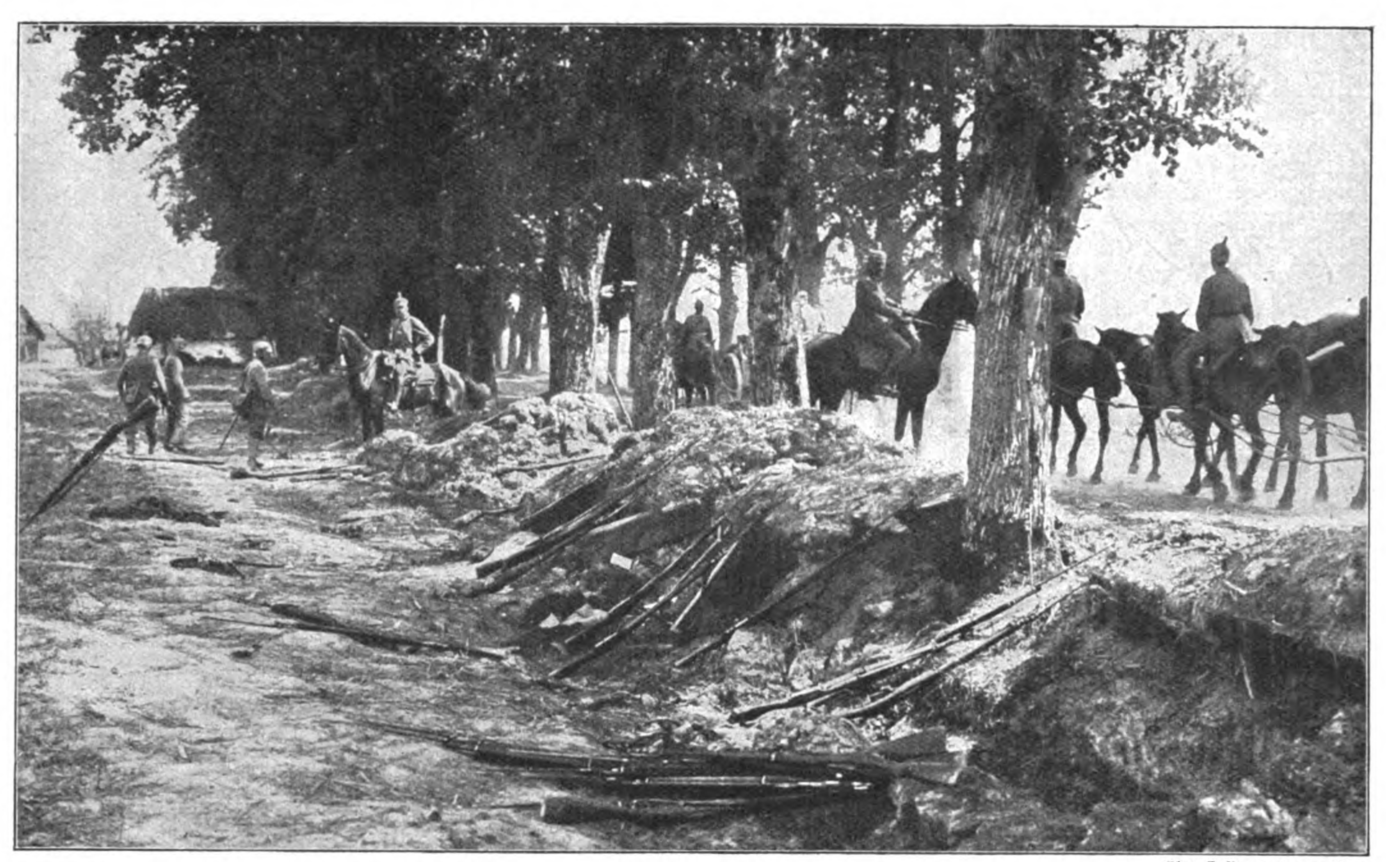
Die Schlacht von Arras und La Bassée, die unserem Aufenthalt in Frankreich das Ende bereiten sollte, hat die Franzosen nur auf ganz vereinzelten Stellen der Front zu gewissen Teilerfolgen geführt. Abgesehen davon, daß sie die gewonnenen kleinen Geländeteile nach und nach wieder verloren, zersplitterte die kerndeutsche Zähigkeit des schwachen Haufens unserer Verteidiger die groß gedachte Schlachthandlung in eine Fülle zwar erbitterter, aber fruchtloser Kämpfe um Häusergruppen und Grabenstücke. Auch an diesem schwächsten Punkte der deutschen Front im Westen ist es den vereinigten Gegnern trotz aller Opfer und aller Tapferkeit nicht gelungen, uns irgend einen wesentlichen Schaden beizufügen. Deutsche Ausdauer, deutsche entsagende Treue ließen sich durch keine Übermacht aus dem Felde schlagen.

Die Kämpfe zwischen **Maas und Mosel** im südlichen Teile der Westfront verliefen für uns im Mai und im Juni wieder im besten Sinne erfolgreich. Am 4. Mai stießen die Franzosen nach heftiger Artillerievorbereitung mit starken Kräften gegen unsere Stellung im Priesterwalde nördlich Pont-à-Mousson vor. Unter starken Verlusten eilten sie wieder in ihre Stellungen zurück. An diesem Tage griffen wir selbst im Walde von Ailly und östlich davon an und nahmen 10 Offiziere und 750 Mann gefangen. Der nächste Tag brachte die Fortsetzung dieser Kämpfe. Die Franzosen wurden aus ihren Stellungen vollständig hinausgeworfen. Dabei hatten sie schwere blutige Verluste und büßten auch viele Gefangene sowie wertvolles Kriegsmaterial ein. Mehr als 2000 Franzosen, darunter 21 Offiziere, wurden hier gefangen genommen und zwei Geschütze sowie mehrere Maschinengewehre und Minenwerfer erbeutet. Die Siegesbeute dieses Tages wurde noch erhöht durch Kämpfe im Waldgelände westlich Combres, wo 4 französische Offiziere, 135 Mann als Gefangene, 4 Maschinengewehre und ein Minenwerfer in unserer Hand blieben. Französische Angriffe in den nächsten Tagen gegen die von uns eroberten Stellungen blieben fruchtlos.

Am 12. Mai griffen die Franzosen bei Croix des Carmes an und gelangten in einer Breite von 150 bis 200 Meter in unsere vordersten Gräben. In erbitterten Nahkämpfen wurden unsere Stellungen jedoch bald wieder völlig von den Franzosen gesäubert.

Nach Abwehr kleinerer Angriffe gewannen wir am 14. Mai südlich von Ailly wieder einige Gräben und nahmen 52 verwundete und 166 unverwundete Franzosen gefangen, darunter einen Bataillonskommandeur.

Versuche der Franzosen, an der Straße Essey—Flirey gegen uns vorzustoßen, wurden dreimal niedergehalten. Erst am 19. Mai griffen die Franzosen östlich Ailly in breiter Front an. Es kam zu erbittertem Handgemenge, bei dem wir Sieger blieben. Die Tage bis Ende Mai waren durch Artilleriekämpfe ausgefüllt, dann aber schienen die Franzosen im Priesterwalde nordwestlich von Pont-à-Mousson wieder großzügige Angriffe vorbereitet zu haben. Aber nichts von allem, das sie wagten, konnte in unserem Feuer aufkommen. Am 30. Mai drangen sie wohl in einige vorgeschobene, schwachbesetzte Gräben ein; diese waren aber sehr bald wieder fast vollzählig in unseren Händen.



Phot. E. Benninghoven, Wien.

Eine von den deutschen Truppen genommene russische Stellung an der Straße Sawadrow—Stryj.



Phot. E. Benninghoven, Wien.

Einmarsch von Truppen der Armee Linsingen in Stryj.



Die Erstürmung von Stryj durch preußische Garde, Ostpreußen und Pommern.
Nach einer Originalzeichnung von Professor A. Heyer


Ansicht von Przemysl.

Geschütze arbeiteten. Die feindlichen Verstärkungen wurden zugedeckt. Ein feindliches Bataillon in Reservestellung geriet, wie Gefangene aussagten, derart in den Bereich unserer Haubitzen, daß der Kommandeur den seit Waterloo berühmten Befehl gab: Sauve qui peut! (Rette sich, wer kann!) Am 16. machten die Franzosen drei wütende Vorstöße. Den Tag leiteten sie wie gewöhnlich mit Wirbelfeuer ein. Um elf Uhr brachen sie nördlich von Moulin bei der Ferme Quennevie vor. Die kleinen Vorteile, die sie dort errangen, wurden ihnen am Abend wieder abgenommen. Das Ergebnis dieser erbitterten, langwierigen Kämpfe war für die Franzosen ein wertloses kleines Grabenstück, also wenig mehr als Null.

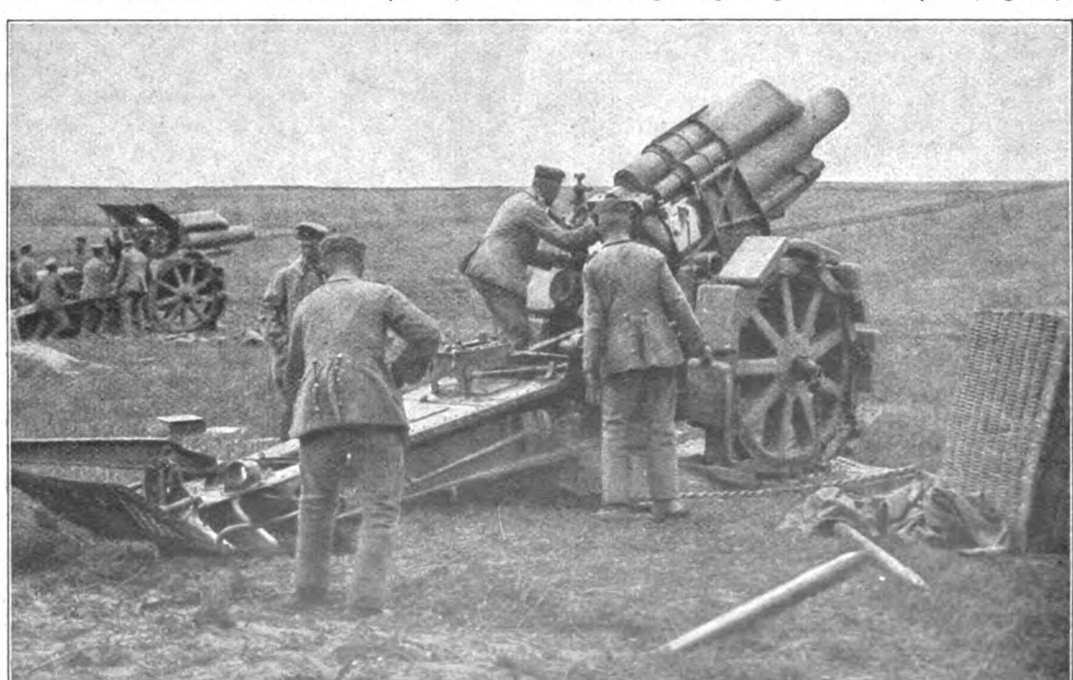
Kämpfe schwerster Art wurden dann am 5. Juni bei Moulin-sous-Touvent eingeleitet. Von drei Uhr nachmittags an brauste drei Stunden ununterbrochen das Wirbelfeuer der feindlichen Artillerie über die deutschen Stellungen. Am 6. Juni, einem Sonntag, wurde das Feuer von sieben bis zehn Uhr fortgesetzt, denn die Drahtverhaue der vordersten Gräben mußten vernichtet sein, eher war ein Sturm unmöglich, wollte man nicht, daß ein ganzes Regiment in den Drähten hängen bliebe. Dazu wurden alle Zugänge zu der deutschen Front und die Verbindungswege unter starkem Feuer gehalten. Niemand konnte vor oder zurück. Schließlich kamen die Schwarzen angestürmt, sie fielen wie Hämmel, in die der Blitz schlägt. Dann erst fluteten die Wellen der französischen Infanterie heran. Die Übermacht war so groß, daß es Wahnsinn gewesen wäre, sie in zerschossenen Gräben und Granattrichtern zu erwarten. Unsere Truppen gingen zurück. Aber die flankierenden Gräben standen wie Festungen und gaben Flankenfeuer. Verlängerungen wurden vorgetrieben, um die Flankenstellungen auszudehnen. Die Schlacht war im Gange. Reserven kamen blitzschnell heran. Zum Gegenangriff! Zum Sturm! Um sechs Uhr abends war der Feind wieder zurückgeworfen. Was er noch hielt, waren zwei zusammengeschossene Gräben von etwa 100 Meter Länge. Die ganze Nacht hagelten die Granaten bis acht Uhr morgens. Die Kämpfe wogten hin und her. Die Gewehre knallten, die Maschinengewehre hämmerten, Minen erdröhnten, Handgranaten krachten. Unsere Feldgrauen hockten in rasch aufgeworfenen Gräben hinter Sandsäcken. Es war heiß, staubig und stickig. Dennoch trieb man Sappen und Gräben vor, bis sich gleichsam durch die Erde näher. So ging es fort, ohne Pause bis zum 14. Juni. Immer das gleiche. Das heißt, es war immer gleich furchtbar, gleich blutig, es erforderte immer den gleichen Mut, die gleiche Ausdauer, die gleiche unmenschliche Anstrengung. Am 14. abends setzte der deutsche Gegenstoß ein, die Franzosen verloren einen Graben. Unsere

Abgesehen von den drei Hauptschauplätzen, an denen die Feinde während der Monate Mai und Juni mit immer wieder neuen Angriffen sich Bahn und den Russen Luft zu schaffen suchten, kam es auch noch an anderen Stellen der Westfront gelegentlich zu heftigen Zusammenstößen. Am 10. Mai griffen unsere Truppen bei Berry-au-Bac an und erstürmten in den Waldungen südlich La Ville-au-Bois eine aus zwei hintereinanderliegenden Linien bestehende feindliche Stellung in einer Breite von 400 Metern. Dabei erbeuteten sie Gefangene und zwei Minenwerfer mit großen Mengen Munition. Gegenangriffe der Franzosen am 12. Mai prallten an dem Widerstande der Unserigen glatt ab.

Im Lager südlich Mourmelon-le-Grand richtete ein deutscher Volltreffer am 30. Mai bemerkenswertes Unheil an. Unter anderem rissen sich dort 300 bis 400 Pferde los und stoben eiligst auseinander. Auch Fuhrwerke und Automobile sah man nach allen Seiten davoneilen.

Am 6. Juni machten die Franzosen bei Vauquois südlich von Varennes einen Angriff mit Brandbomben, die unsere Gräben mit einer leicht brennbaren Flüssigkeit überzogen. Dieses grausame Kampfmittel blieb aber ohne den gewünschten Erfolg. Unter schwersten Verlusten fluteten die aus ihren Gräben hervorgekommenen Angriffslinien in Deckung zurück.

In der Champagne gelang uns durch erfolgreiche


Deutsche schwere Mörserbatterie bei Beschießung der Forts von Przemysl. Welt-Preß-Photo, Wien.



Przemysl und Umgebung aus der Vogelschau.

Sprengungen bei Souain und nördlich Hurlus am 9. Juni die Besitznahme mehrerer feindlicher Gräben, gleichzeitig stürmten wir nördlich Le Mesnil die französischen Stellungen in einer Breite von 200 Metern. Trotz hartnäckiger Gegenangriffe behaupteten wir diesen Gewinn.

An der Grenze der Reichslande gab es im Mai nur kleinere, aber für uns erfolgbringende Kämpfe. Am 2. Mai schon unternahmen die Franzosen in der Nacht vergebliche Angriffsversuche gegen unsere Gipfelstellung auf dem Hartmannsweilerkopf. Drei Tage später versuchten sie einen Vorstoß in den Vogesen bei Steinabrück, aber auch dieser mißlang. Tags darauf erfolgende neue Angriffe wurden hier schon im Keime erstickt. Am 7. Mai wiederholten sich die Angriffe auf unsere Stellungen bei Steinabrück beiderseits des Fechttales nach stundenlanger Artillerievorbereitung. Aber sämtliche Angriffe scheiterten unter den schwersten Verlusten der Gegner.

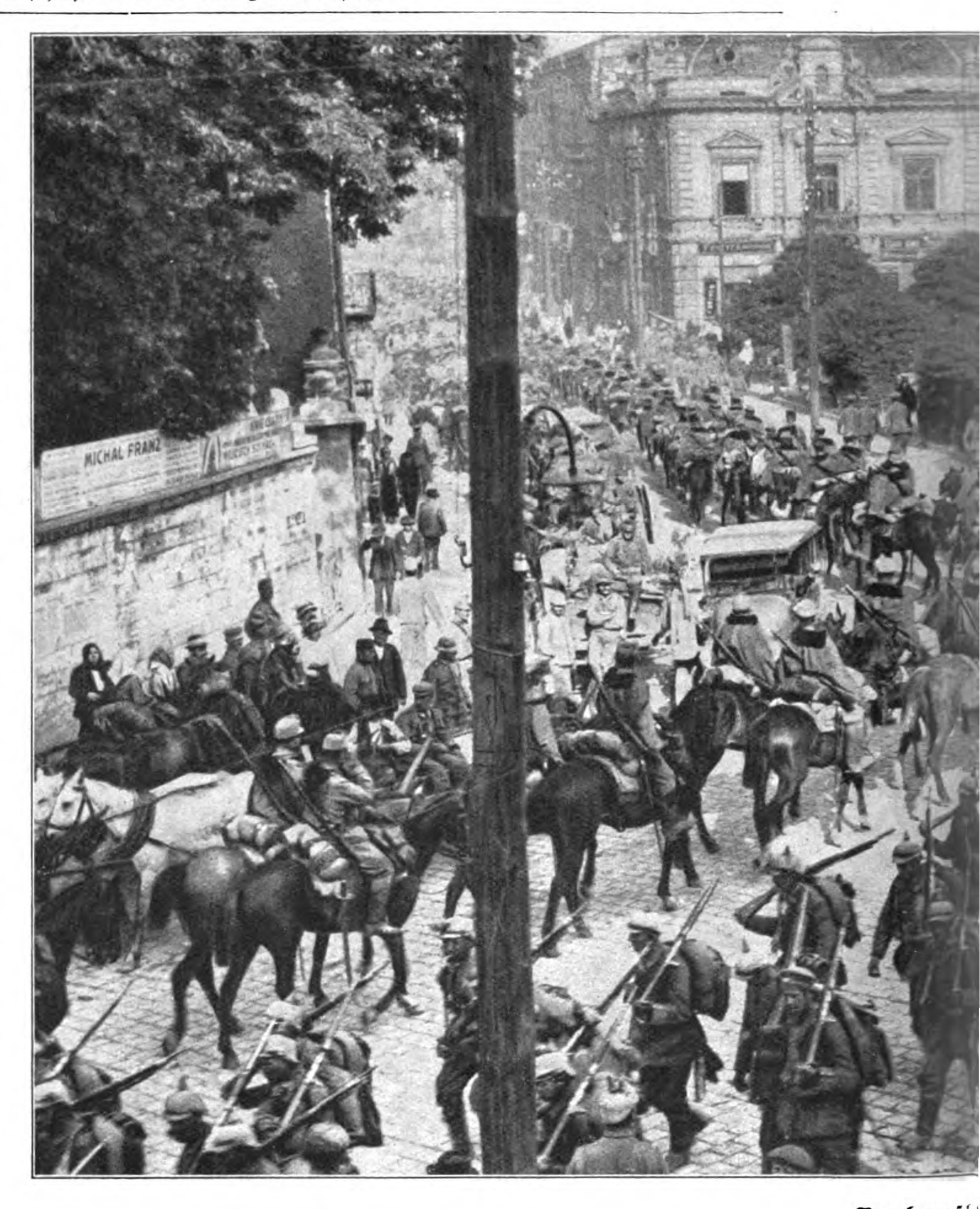
Am 11. Mai versuchten die Franzosen, uns den Hartmannsweilerkopf wieder zu entreißen. Nach starker Artillerievorbereitung drangen französische Alpenjäger zwar in das auf der Kuppe gelegene Blockhaus ein, wurden aber sofort wieder hinausgeworfen. Schon am nächsten Tage schoß deutsche Artillerie am Westabhange des Hartmannsweilerkopfes zwei französische Blockhäuser zusammen.

Danach ereigneten sich erst am 27. Mai wieder nennenswerte Gefechte. Südwestlich von Metzeral gelang es dem Gegner, sich in einem kleinen Grabenstück festzusetzen.

Am Reichsackerkopf nördlich von Mühlbach machten die Franzosen an jenem Tage aber vergebliche Versuche, irgendwie vorzudringen.

Der Eisenbahnviadukt von Dammerkirch war am 30. Mai das Ziel deutscher Artillerie. Mit wenigen Schüssen war er zerstört, nachdem es den Franzosen nach monatelanger Arbeit einige Tage vorher gelungen war, ihn gebrauchsfertig zu machen.

Kleinere örtliche Zusammenstöße gab es am 2. Juni in der Gegend des Fechttales bei Metzeral. Dagegen versuchten die Franzosen am 15. Juni einen heftigen Durchbruch zwischen

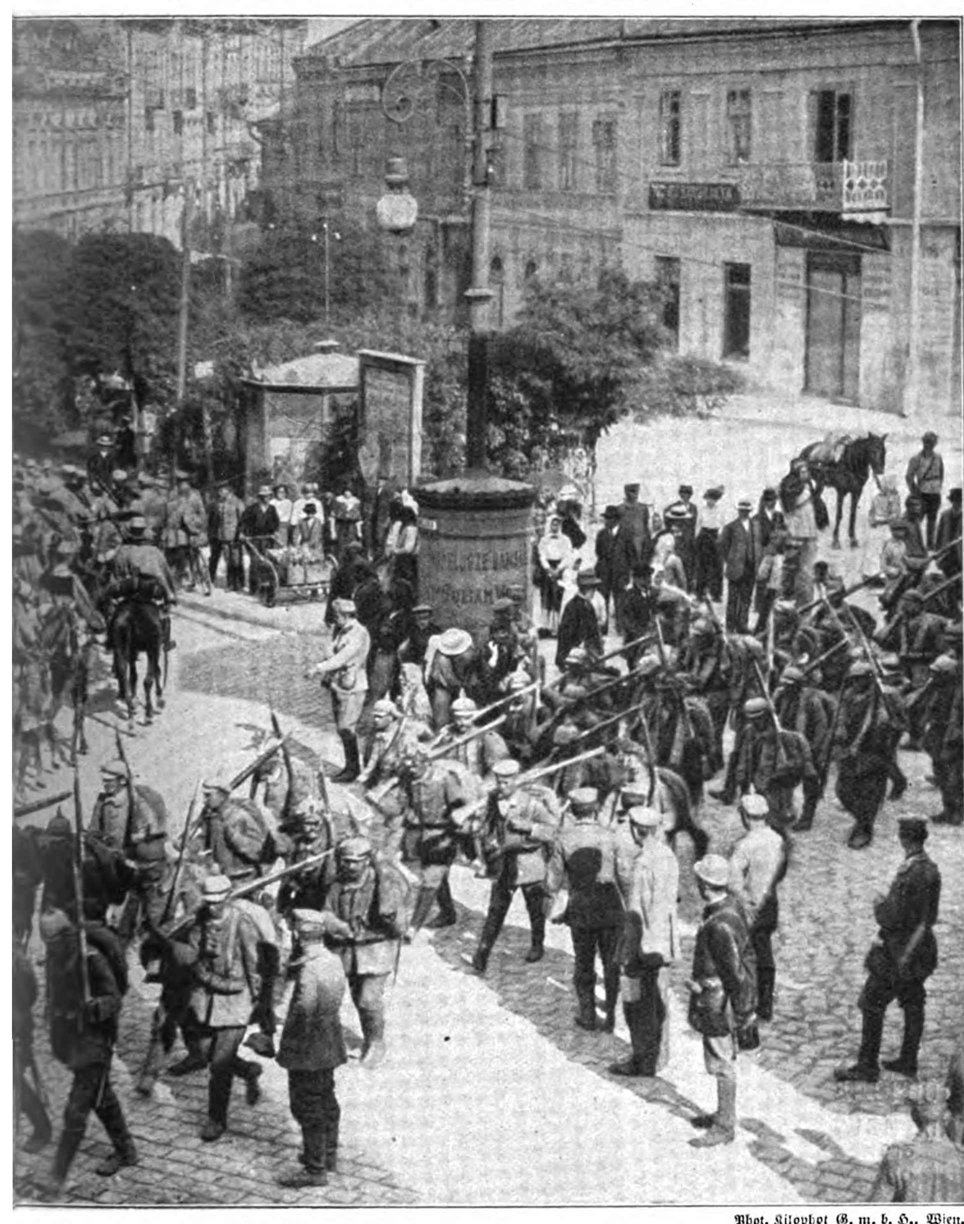


Durchmarsch [...] und österreichis[...] Truppen durch [...] eroberte P[...]



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Zerfetzte Eisenbetonblöcke am Fort 11 von Przemysl, die die furchtbare Wirkung unserer schweren Artillerie zeigen.



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

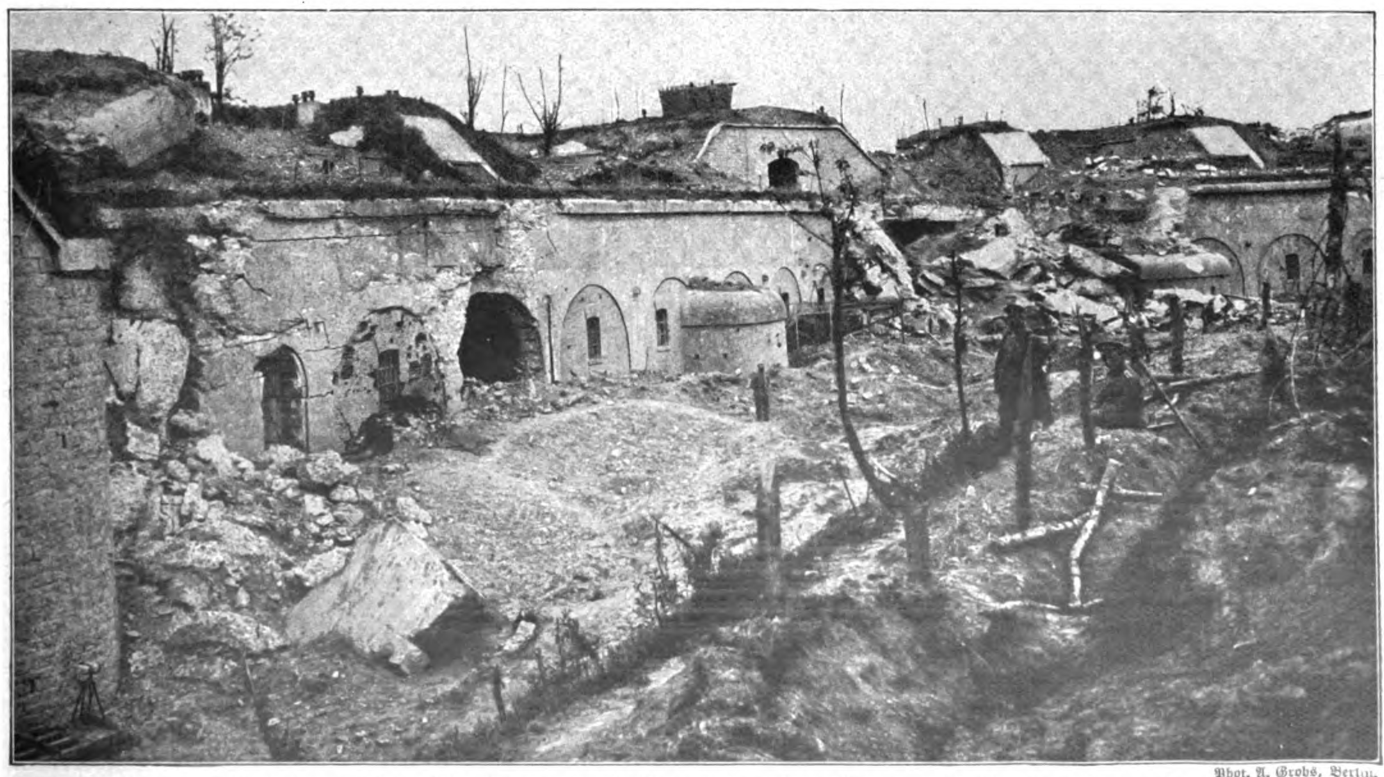
... deutscher ...h-ungarischer ... das wieder- ...rzemysl.

den Bachtälern der Fecht und Lauch. Er mißlang. Die Kämpfe dauerten noch die nächsten Tage an. Am 16. hatten wir bereits wieder über 100 Gefangene gemacht.

In den Monaten Mai und Juni kam es an der Westfront auch zu einer ganz besonders lebhaften Fliegertätigkeit. Beinahe jeder Tagesbericht unserer Heeresleitung meldete abgeschossene feindliche Flieger oder die Bewerfung feindlicher Städte mit Bomben. Wiederholt erschienen auch feindliche Flieger über deutschem Boden und belegten offene Städte mit Bomben.

Nachdem die französischen Flieger ihre kindermörderische Tätigkeit über Lörrach und dem Wiesental, wo es überhaupt keinen militärischen Schaden anzurichten gibt, eingestellt hatten, machten sie eine längere Pause. Aber plötzlich am 27. Mai erschien wieder ein französisches Flugzeuggeschwader in der Stärke von 18 Fliegern und warf Bomben auf Ludwigshafen mit dem Zweck der Zerstörung bestimmter Werkstätten der dortigen Anilinfabrik. Die Absicht mißlang. Es fiel nur eine Bombe in eine neue noch unbenutzte Werkstätte der Fabrik, um so mehr Geschosse zersprangen aber in der offenen Stadt Ludwigshafen und töteten oder verletzten harmlose Bürger. Die Beschießung der Flieger hatte wenigstens das Ergebnis, daß das Führerflugzeug südlich von Neustadt an der Haardt landen mußte, und ein Major, der Kommandant des Flugzeuggeschwaders in Nancy, in unsere Hände fiel. Als Antwort auf den Angriff gegen Ludwigshafen belegten unsere Flieger am nächsten Tage ausgiebig die befestigten Orte Gravelines und Dünkirchen und den Etappenort St.-Omer mit Bomben und erzielten auch auf dem feindlichen Flugplatz in Fismes mehrere Treffer.

Konnte für den Luftangriff auf die Ludwigshafener Fabrik wenigstens noch der Wunsch erklärend vorgeschoben werden, eine Unterbrechung in der Herstellung der so unangenehmen Rauchbomben herbeizuführen, so blieben für den zweiten französischen Flugzeuggeschwaderangriff, der der ebenfalls offenen Stadt Karlsruhe galt, nur sehr niedrige Beweggründe übrig, da der eine nichtssagende



Phot. A. Grohs, Berlin.

Blick in das von bayerischen Truppen am 31. Mai erstürmte Fort 10a an der Nordfront von Przemysl.

militärische, der Versuch der Zerstörung der unbedeutenden Munitionsfabrik in Karlsruhe, kaum in Rechnung zu stellen ist.

An der leicht zu erkennenden Munitionsfabrik wurde lediglich ein Baugerüst beschädigt, die Fabrik aber trotz des gefälligen Zieles, das sie den Fliegern bot, nur ganz nebenbei mit Bomben bedacht. Der Hauptangriff galt auch nach dem amtlichen französischen Bericht dem Residenzschloß in Karlsruhe. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Franzosen von der Anwesenheit nicht nur der ehrwürdigen Großherzogin Luise, sondern auch der Königin von Schweden im Schloß genau unterrichtet waren und daß geradezu ein Attentat auf die Königin von Schweden, der man unerschütterliche Deutschfreundlichkeit nachrühmt, beabsichtigt war. Die böse Absicht, die selbst von so unzweifelhaft dreiverbandsfreundlichen Stockholmer Blättern wie „Dagens Nyhetter“ scharf verurteilt wurde, mißlang zum Glück. Aber immerhin forderte der verbrecherische Anschlag unter der Karlsruher Bevölkerung das Opfer von gegen 80 Verwundeten und Toten. Auch dieses Flugzeuggeschwader konnte nur unter schweren Verlusten nach Frankreich zurückkommen. Eins der Fahrzeuge wurde von unseren Kampffliegern aus der Luft heruntergeholt; die Insassen waren tot. Ein anderes wurde bei Schirmeck zum Landen gezwungen, ein drittes endlich wurde auf Schweizer Gebiet abgetrieben und zur Notlandung veranlaßt, die Insassen festgenommen.

Die Verteidiger der deutschen Westfront haben mit den Monaten Mai und Juni die allerhärteste Zeit des ganzen Krieges hinter sich. Während die Kameraden im Osten von Sieg zu Sieg eilen durften, mußten unsere Feldgrauen im Westen die ganze schwere Not des denkbar schwersten Artilleriefeuers in ihren Schützengräben über sich hereinbrechen lassen, konnten nicht voran und wollten und durften nicht zurück. Wahrlich, sie hatten ein weit härteres Los, als die als Helden in die Geschichte übergegangenen mutigen Verteidiger des Engpasses der Thermopylen, die unter Leonidas einer Übermacht lange Zeit standhielten und einmütig für ihr Vaterland starben. Die noch heldenhaftere Ausdauer unserer Kämpfer im Westen, die ebenfalls hielten, was sie hatten, oder mutvoll ihr Leben ließen, trug den schönen Lohn davon, daß die deutsche Mauer im Westen unerschüttert blieb in dem Augenblick, als der Feind übermächtig und die Zahl der Verteidiger klein war. Aber sie ist nicht schwach gewesen. Sie hat heldenmütig das Unmögliche geleistet: unsere Stellung im Westen ist nicht nur unerschüttert, sondern an vielen Punkten mehr gestützt und gestählt als zuvor.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Eroberung von Stryj.

(Hierzu die Bilder Seite 27, 28 und 29.)

Nach der Erstürmung des Zwinin und Ostry im April hielt die deutsche Südarmee unter General v. Linsingen weiter treue Wacht an den Karpathen zwischen den österreichisch-ungarischen Armeen vom Uzsoker Paß westlich und den Verteidigern der Bukowina, der gleichfalls rühmlich bekannten Armeegruppe Pflanzer-Baltin. Als dann der Durchbruch bei Gorlice auch die gesamte russische Karpathenfront vom Dukla- bis zum Uzsoker Paß ins Wanken gebracht hatte, stieg General v. Linsingen mit seinen Truppen in das vorgelagerte Hügelland nieder, um das wertvolle Petroleumgebiet Drohobycz-Boryslav und den wichtigen Eisenbahnknotenpunkt Stryj (siehe auch Seite 7 unten) von den russischen Eindringlingen zu befreien. Diese Stadt, nach dem verheerenden Brande in den achtziger Jahren neu aufgebaut, zählte bei Kriegsausbruch rund 25 000 Einwohner. Von hier laufen fünf Eisenbahnlinien aus, nämlich nach Lemberg, nach Sambor, nach Munkacz, über Kalusz nach Stanislau und über Chodorow nach Tarnopol, welch letztere drei wichtige, von Lemberg nach Osten führende Linien kreuzt. Darum suchten die Russen den Ort mit allen Kräften zu halten und hatten ihn während der letzten sechs Monate geradezu meisterhaft zur Verteidigung ausgebaut. Breite Drahtverhaue mit über zwei Meter hohen, tief in Beton eingelassenen Eisenpfählen und zahllose kunstvoll angelegte Schützengräben durchzogen das Gelände vor der Stadt; ebenso waren wieder sorgsam ausgewählte Zwischenstellungen vorgesehen für den Fall, daß die Vorstellungen durchbrochen werden sollten. Auch warfen sie beträchtliche, gut ausgerüstete Verstärkungen in die Stadt. Ende Mai schlug der bayerische Korpsstab der zum Angriff hier angesetzten, meist preußischen Truppen sein Quartier in Skole am Oporfluß auf. Von einem Hügel, 15 Kilometer weiter nordöstlich und ebensoviel von Stryj entfernt, hatte man bei halbwegs günstigem Wetter vortreffliche Aussicht über das Gelände bis an den Horizont. Nach längerer Artillerievorbereitung setzten die Flügelgruppen zum Angriff ein, der sich besonders für den linken, aus einer deutschen und einer Honved-Brigade bestehenden Flügel wegen der zahlreichen Waldbestände sehr mühevoll gestaltete. Die Division unmittelbar vor Stryj durfte wegen der ungemein festen feindlichen Stellungen in der Richtung auf Bolechow einen frontalen Vorstoß zunächst nicht wagen. Am 31. Mai aber konnte der endgültige Schlag erfolgen. Vier Uhr morgens gab ein Schuß aus einem österreichisch-ungarischen Mörser das Zeichen für die bereitgestellte Artillerie, die nun zwei Stunden lang die feindlichen Stellungen beschoß. Schlag sechs Uhr verstummte die Artillerie, und nun brachen die deutschen Linien — Garde, Ostpreußen und Pommern — zum Sturm vor. Ihrem schallenden Hurra, ihren blitzenden Bajonetten hielt der Feind nicht lange stand; in Zügen, in Kompanien ergaben sich die vordersten. Wohl setzte nun die russische Artillerie nochmals mit aller Wucht ein und trieb sogar den deutschen Divisionsstab aus dem Bahnhaus von Koniuchow, wodurch eine Zeitlang alle telephonischen Verbindungen unterbrochen wurden. Trotzdem wurde der Angriff gerade hier mit bewundernswerter Todesverachtung vorwärts getragen. Man nahm trotz verzweifelter russischer Gegenstöße auf die linke Nebendivision Grabowice, dann Holobutow, das eine wahre Erdfestung war, und Zawadow,

Hofphot. H. Siemssen, Augsburg.

Generalleutnant Ritter v. Kneußl,
der Führer der bayerischen Truppen bei dem Sturm auf Przemysl, erhielt vom Deutschen Kaiser außer dem Roten Adlerorden 2. Klasse mit Eichenlaub und Schwertern den Orden Pour le Mérite und vom Kaiser von Österreich die hohe Kriegsauszeichnung des Ordens der Eisernen Krone 1. Klasse mit der Kriegsdekoration.

endlich Stupnica und Letynca an der Straße nach Drohobycz, bis die Russen hinter das brennende Brigidau, eine deutsche Siedlung, geworfen waren und infolgedessen die Stadt Stryj selber nach kurzen Straßenkämpfen räumen mußten. Schwer geschlagen, nach Verlust von 53 Offizieren und 9182 Mann als Gefangenen sowie von 8 Geschützen und 15 Maschinengewehren, zogen sie sich an die Dnjestrübergänge bei Zydaczow und Zurawno zurück, die nunmehr das nächste Ziel der unermüdlichen Südarmee bildeten und schon in der Zeit von einer Woche genommen wurden. Mit welchem Jubel die einrückenden Befreier in Stryj begrüßt wurden, kann man sich leicht ausmalen.

General der Infanterie Graf Felix v. Bothmer (Bild Seite 27), dessen Name für immer mit der Geschichte der Eroberung von Stryj verknüpft sein wird, stammt aus einer alten bayerischen Soldatenfamilie, aus der schon mehrere verdienstvolle Generale hervorgegangen sind. Ein Onkel von ihm befehligte im Jahre 1870 die Vorhut der 3. deutschen Armee bei Weißenburg und errang sich auch weiterhin Lorbeeren bei Wörth, Sedan und vor Paris; der Vater des Siegers von Stryj war Generalleutnant und Generalquartiermeister. Dieser selbst steht jetzt im 63. Lebensjahre und war bei Kriegsausbruch als General z. D. Generalkapitän der bayerischen Hoftruppe, der Hartschierenleibgarde. Er trat 1871 in Nürnberg beim 14. Infanterieregiment als Fahnenjunker ein und war später Kompaniechef im Infanterieleibregiment, bis er 1890 in den Generalstab des 2. bayerischen Armeekorps berufen wurde. In der Folge arbeitete er im bayerischen Kriegsministerium, im preußischen und bayerischen Generalstab; 1901 erhielt er das Leibregiment, 1903 die 2. Infanteriebrigade in München. 1905 wurde er dann zum Generalleutnant, 1910 zum General der Infanterie befördert. Zu seinem Erfolg bei Stryj sandten ihm sowohl König Ludwig von Bayern als auch König Friedrich August von Sachsen Glückwunschtelegramme.

Höhere Stäbe.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 37.)

Die höheren Stäbe — das Gehirn, die niederen — das Herz, die Truppen — die Glieder. So ließe sich die Tätigkeit und das Zusammenarbeiten der verschiedenen Kommandostellen am besten vergleichen. Erstere denken die großen, wichtigen Operationspläne aus. Diese gehen dann den niederen Stäben auf dem Dienstwege zu, die sie ins Praktische umsetzen und durch die Truppen unter ihrer Leitung zur Ausführung bringen.

Um in den für den Laien so verwirrenden Benennungen etwas klarer zu sehen, seien nachfolgend die Stäbe aufgezählt. Diese Stufenleiter ist jedoch nur als Beispiel anzusehen, da es auch viele Ausnahmen gibt. Der niederste Stab ist der Kompaniestab. Hierauf folgen: Bataillons-, Regiments-, Brigade-, Divisionsstab. Der nächst höhere Stab ist das Generalkommando, dem die Truppen eines Armeekorps unterstellt sind. Noch höher ist das Armeeoberkommando, das über einige Armeekorps befiehlt und nur noch der obersten Heeresleitung untersteht. Als Ausnahme kann man es bezeichnen, wenn beispielsweise eine Brigade unmittelbar dem Armeeoberkommando untersteht oder ein Bataillon unmittelbar der Brigade.

Die sechs Aufnahmen Seite 37 führen uns zu einem Generalkommando. Wir sehen auf dem ersten Bilde den Stab bei der Arbeit. Der kommandierende General, Exzellenz v. Emmich, der Eroberer Lüttichs, gibt Befehle an Hand der Karte. Im Vordergrund steht ein Scherenfernrohr, mit dem sich Sprengwölkchen am fernen Horizont, der Abmarsch eigener Truppen, die zum Eingreifen in Marsch gesetzt wurden, auffahrende Batterien und dergleichen bis zu 12 Kilometer Entfernung gut beobachten lassen.

Das zweite Bild zeigt uns die Übermittlung der schriftlich ausgearbeiteten Befehle an die unterstellten Divisionsstäbe. Der Telephonist hat nicht immer leichte Arbeit. Er wird oft auf eine harte Geduldsprobe gestellt. Hauptsächlich wenn mehrere Ortsnamen im Befehl vorkommen, die der Empfänger durchaus nicht versteht. „Jetzt passen Sie doch mal auf! Kowotschist heißt das Nest! Ich buchstabiere: K wie Karl, O wie Otto, W wie Willi ... Verstanden? Na, das ist ein Glück!" Wer will dem Braven einen Seufzer der Erleichterung übelnehmen, wenn der Angeredete endlich alles bis zum letzten Satz nochmals zur Probe wiederholt hat! Anderseits, was nützt der beste Befehl, wenn er falsch, verstümmelt oder unverständlich bei der Stelle anlangt, die danach handeln soll und schnell handeln muß? Auch über sämtliche anderen technischen Nachrichtenmittel verfügen die höheren Stäbe.

Um dem Leser ein anschauliches Bild zu bieten vom Leben und Treiben bei einem höheren Stabe, sei ein Tageslauf kurz beschrieben. Noch ist Mitternacht kaum vorüber, so beginnt es sich schon wieder in einzelnen Gehöften, kleinen Dörfchen oder schönen, vom Besitzer verlassenen Schlössern zu regen. Trübe Lichter flammen hinter den Fensterscheiben auf. Türen knirschen in den Angeln. Schritte poltern. Schwerfällig schieben sich feldgraue Autos aus Scheunen oder leeren Stallungen. Dunkle Gestalten sind an ihnen beschäftigt. Offiziere kommen mit dickbauchigen Satteltaschen, falten Karten zurecht und lassen sie in den Kartentaschen verschwinden. Ein Motor wird plötzlich angeworfen, und kurz darauf gleitet ein vollbesetzter Kraftwagen hinaus ins Dunkel. Ein zweiter. Ein dritter. Andere folgen.

Allmählich beginnt es zu tagen. Man trifft auf dem Gefechtstande (drittes Bild) ein, wo Fernsprechleitungen von 30 Kilometer Draht — manchmal noch mehr — von allen Seiten her zusammenlaufen. Auch der Stab des Armeeoberkommandos kommt zum Beobachtungstand der Division, deren Herren schon seit 4 Uhr morgens nach kurzem Ritt zur Stelle sind. Die weniger wichtigen Nachtmeldungen (viertes Bild) werden verlesen. Man prüft die Karteneinzeichnungen der eigenen und der feindlichen Truppen nochmals, bespricht die eingetretenen kleinen Veränderungen, den Zustand der Truppen, die Aussichten des Kampfes.

Das Infanteriefeuer knattert lebhafter. Die Geschütze beginnen zu krachen und scheinen sich Rede und Antwort zu stehen. Nach und nach weitet sich die Fernsicht. Eine Hügelkette nach der anderen wird entschleiert. Die Sonne bricht sich Bahn. Tü! tü! meldet sich der Fernsprecher und wird sofort bedient. Truppen ziehen auf den weiß schimmernden Straßen feindwärts, unseren Schützengräben zu. Sie sind ernst, aber getrost und voll Zuversicht. Es sind ganz junge Regimenter und doch gute Soldaten.

Vorn wächst der Gefechtslärm. Am Horizont tauchen weiße runde Wölkchen auf, werden größer und vergehen. Man sieht es, ohne auf sie besonders zu achten. Sie bevölkern den eintönig blauen Sommerhimmel. Es sind Schrapnellbrennzünder, die ihre Kugeln aus luftiger Sprenghöhe säen. Zschpumm! kracht es vom vorliegenden Höhenkamm herüber. Dort sprüht eine schwarze Garbe auf und verdunkelt für Augenblicke die Aussicht nach jenem Geländestreifen. „Aha! das große Geschütz ist auch schon wach." Es wird das Geschoß einer feindlichen schweren Haubitze gewesen sein. Dort drüben macht schon wieder eines dieser Geschosse seinen ersten und letzten Kopfsprung. Hei, wie die Erdklumpen in die Höhe fliegen!

Meldende Offiziere kommen und gehen. Der Fernsprecher will sich gar nicht beruhigen. Man hört sein monotones, nervenaufreizendes Tü! tü! trotz des Kampflärmes. Artillerie- und Infanteriemunitionskolonnen rattern auf der Straße hinaus. Verwundetenautos kommen ihnen entgegen und fahren haarscharf an ihnen vorbei. Aber sie verstehen ihr Handwerk tadellos. Es ist gar nicht so ungefährlich, wie die Leute meinen, die über die „Kolonnenschleicher" spötteln. Ich sah schon manches Autograb mit dem üblichen Durcheinander von verbogenen Eisenteilen und brandgeschwärzten Karosserien an Stelle des Grabsteins über dem Hügel.

Der Tag wird heiß. Die friedensmäßige Mittagszeit ist schon längst vorüber. Endlich naht sich die Verpflegung. Das kärgliche Mahl mundet ausgezeichnet, wie aus dem fünften und sechsten Bilde ersichtlich. Umstände werden nicht gemacht.

Immer heftiger wird das Feuer. Von den Nebendivisionen laufen gute Meldungen ein. Der Gegner scheint fast erschüttert zu sein. Das ist der Anfang vom Ende. Der Fernsprecher hat unaufhörlich gearbeitet. Da nimmt plötzlich der Generalstäbler das Hörrohr. Es sind anscheinend sehr wichtige Meldungen. Er horcht und blickt auf die Karte. Dann verlangt er schleunigst eine andere Verbindung. Ja, wenn das so rasch ginge! Da summt und surrt es durcheinander. Artilleriemeldungen, Anfragen über Verpflegung und so weiter. „Schluß mit den Gesprächen! Das Armee-

oberkommando braucht die Leitung dringend!" Es wird etwas ruhiger. Nur eine Stimme läßt sich noch hören und redet ohne Unterlaß wie ein Wasserfall. „Also Ruhe jetzt! A.O.K. will sprechen! ... Also, jetzt hören Sie doch endlich mal auf ... Ihre Lebensmittelrequisition hat noch lange Zeit — ... raus aus der Leitung! — — Na, endlich! — Schreiben Sie auf: X. Brigade 4 Uhr 40 Minuten nachmittags beide russische Stellungen durchstoßen. Gegner weicht. Er wird verfolgt. Schluß!"

Wie wir Przemysl nahmen.

Von Dr. Colin Roß.

(Hierzu die Bilder und die Karte Seite 30 bis 34.)

Przemysl, 3. Juni 1915.

Es waren keine leichten Tage. Um 3 Uhr begann die Tagesarbeit, oft noch früher, um 10 Uhr endete sie, oft erst später. Tage in glühender Sonnenhitze. Nächte im Regen. Verschmutzt, voll Ungeziefer, in durchschwitzten, am Körper klebenden Kleidern, so nahmen wir die Festung. Wer hätte Zeit gehabt, sich auch nur die Hände zu waschen oder ein Hemd zu wechseln! Wo gäb' es auch Wasser auf den Höhen gegenüber der Festung, in den Gräben oder in den von den Mörsern halb zertrümmerten Forts, um die der Kampf tobte.

Noch rauscht im Ohr das Dröhnen der Geschütze, das mit Morgengrauen begann und nachts nicht abreißen wollte, das Singen der Gewehrgeschosse und das sausende Einschlagen der Schrapnellkugeln und Sprengstücke. Gestern abend noch, als es den letzten hartnäckigen Kampf um die letzte Stellung galt — und heute jubelnde Zurufe und lachende Mädchen, Blumen und singende Truppen mit Eichenlaub um die Helme. —

Mit Beendigung der anstrengenden, aufreibenden Verfolgungskämpfe nach der Durchbruchschlacht von Gorlice—Tarnow kam der rasche Vormarsch zum Stehen, und es schien, als solle eine ruhigere Zeit beginnen. Wir kamen allerdings nicht voran, aber doch wurden die Tage nicht ruhiger. Wir gelangten in den Bereich der Festungsgeschütze, die uns anfunkten, ohne daß wir uns dagegen wehren konnten. Mit dem Handstreich oder der kampflosen Räumung, mit der man im ersten Siegesrausch gerechnet hatte, wurde es leider nichts. So mußte in weitem Halbkreis der Ring um Przemysl gezogen werden. Die Nord- und Ostfront konnten vorerst nicht eingeschlossen werden; denn selbst nach dem Fall von Jaroslau hielten die Russen südlich davon noch das linke Sanufer.

Es gab harte, langwierige Kämpfe um Ostrow, Radymno, Drohojow, bis auch das letzte der zu Festungen ausgebauten Dörfer fiel. Mit einer unglaublichen Zähigkeit hielten die Russen und wichen erst, als sie, beinahe von allen Seiten umfaßt, unter ein fürchterliches konzentrisches Feuer genommen wurden. Damit war die Nordfront frei und der Aufmarsch der Angriffsartillerie konnte beginnen. Alle fuhren sie auf: die fleißige Berta, ihre leichteren österreichisch-ungarischen Schwestern, die 28- und die 21-cm-Mörser, die schweren Haubitzen und die langen 13- und 15-cm-Kanonen mitsamt all dem leichten Gelichter von Feldgeschützen und Feldhaubitzen.

Jetzt war das Schicksal von Przemysl besiegelt, obwohl die Russen das Menschenmögliche getan hatten, um die Schäden, die die Werke bei der ersten Beschießung erlitten hatten, auszubessern und die Festung so stark wie möglich zu machen. Die Betongewölbe, die die Österreicher und Ungarn gesprengt hatten, waren neu aufgeführt, die Panzertürme und Panzergeschütze unversehrt, die Infanteriestellung in der überlegtesten Weise mit zahlreichen Stützpunkten und Flankierungsanlagen ausgebaut. Am grauenhaftesten waren die Drahthindernisse. Drahthindernisse von 30, 50 und 80 Meter Tiefe, mit einbetonierten Eisenstäben und Wolfsgruben, mit Stacheldrähten, Klingeldrähten und Flatterminen. Wenige Schützen mit eisernen Nerven müßten eine solche Stellung gegen Armeen erfolgreich verteidigen können. Allein es muß Dinge geben, die das für Menschen Mögliche übersteigen, und dazu gehört das Ertragen schweren Artilleriefeuers. Schon die Beschießung aus mittleren Kalibern ist längere Zeit hintereinander kaum auszuhalten. Nur durch eine vollkommene Todesbereitschaft kann man die Nerven so stählen, daß sie den ununterbrochen auf sie einstürmenden Schrecken gewachsen sind. Aber das alles ist nichts gegen eine Beschießung mit ganz schweren Geschützen.

Wir haben die Zweiundvierziger nicht gesehen. Sie standen irgendwo weit hinten. Aber wir kannten bald ihr Heulen und ihren Einschlag aus all den gelben, schwarzen und rotbraunen Wolken heraus. Wie aus einem Vulkan steigt die schwarze Rauchsäule aus der Erde. Balken, zentnerschwere Blöcke, Geschützteile fliegen umher. Die Erde bebt, alles scheint zusammenzustürzen, der schwarze Rauch erstickt den Tag, verpestet die Luft. In wahnsinnigem Schreck flüchtet die Besatzung aus dem Fort. Und nun ging unsere Infanterie inmitten des Dröhnens und Krachens vor, bahnte sich einen Weg durch die Felder stachliger Drähte und brach am hellen Tage überraschend in die feindliche Stellung ein.

Hinter der Durchbruchstelle setzten sich die Verteidiger. Es gab einen Kampf von Graben zu Graben. Frisch herangeführte Regimenter machten Gegenangriffe. Wir zogen Batterien heran und schossen von den Forts aus, Forts, die aus der Hölle zu stammen schienen. Es waren halb verschüttete Betonhöhlen und eingestürzte Erdwälle. Dazwischen aber der eine oder andere Panzerturm.

Wir lagen nach der dem Feinde zu offenen Seite der Forts in heftigstem Feuer. Eine Granate schlägt auf fünf Schritte ein. Sie krepiert nicht. Eine Kugel trifft den Leib. Sie prallt an dem Griff der Pistole ab. Ganz nahe liegt der Gegner. Unsere Infanterie wirft ihn. In der Nacht arbeitet er sich wieder vor und greift im Morgendämmern überraschend an. Bis auf zehn Schritte kommt er an die eigene Stellung. Gerade noch rechtzeitig konnten die Batterien eingreifen. Diese liegen in ununterbrochenem Feuer. Der Feind ist so nahe herangekommen, daß sie auf die Höhe hinauf müssen, um ihn zu bekämpfen. Feindliche Artillerie faßt sie in der Flanke. Die Verluste mehren sich. Ein Angriff unter schweren Opfern gegen das nächste, noch von den Russen besetzte Fort führt kaum vorwärts. Endlich laufen die Russen doch. Scharen auf Scharen sammeln sich im Fort.

Unheimliches Dunkel in den Betongewölben! Sprünge und Risse in den Mauern. An manchen Stellen hat die Wucht der in der Nähe einschlagenden Geschosse ganze Stücke herausgequetscht. Über unseren Köpfen hängt, von den verbogenen Stahlschienen gehalten, ein Blindgänger, ein nicht explodiertes Geschoß aus einem 42-cm-Mörser. Überall Schmutz, Staub und Dunkelheit. Die Gewölbe füllen sich mit Gefangenen. Tage voll Fieber und Gefahr; kaum Schlaf, nur die notdürftigste Nahrung. Und doch Tage herrlichen Erlebens.

Dann der letzte siegreiche Angriff über Zarawica hinaus. In der Nacht geht es weiter vor, und mit beginnendem Tag kommt die Kunde, daß Przemysl in unserer Hand ist.

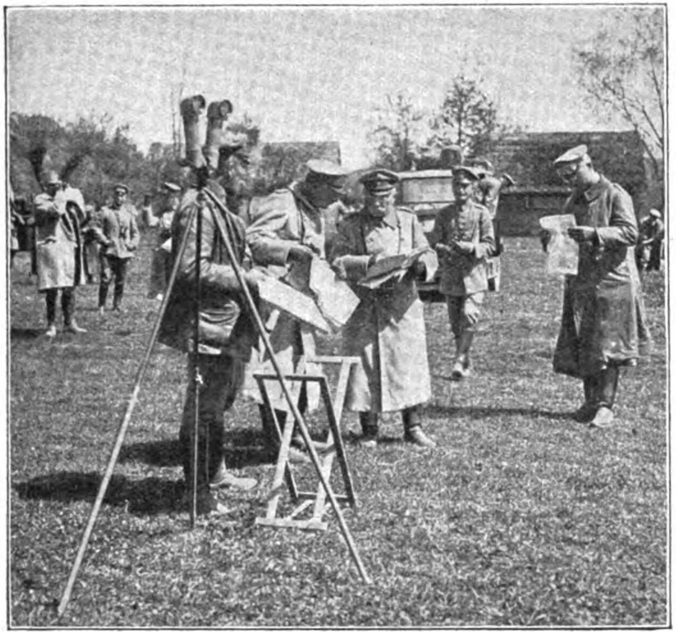
Ein Sommertag voll strahlenden Glanzes. Die Kanonen schweigen. Wir aber reiten unter Blüten und Blumen. Przemysl unser! Die Mädchen jubeln uns zu mit lachenden Augen. Die Helme schimmern grün von Eichenlaub. Die Fahnen wehen. Przemysl unser!

Mit der Sanitätskompanie in Nordfrankreich.

Von Dr. med. Bernoulli, Oberarzt d. L. im Felde.

Es war um die Mittagstunde des 27. ..., als wir auf der großen Nationalstraße von C. nach A. die Gardekavalleriedivision zu Gesicht bekamen, die „bis vor die Tore von Paris" aufgeklärt hatte und deren kühne Taten Deutschland an eine frühzeitige siegreiche Beendigung des Feldzugs im Westen hatten glauben lassen. Nächtlich alarmiert, waren wir seit fünf Uhr morgens auf dem Marsche, hatten das prächtige alte Renaissancetor des aus der Geschichte bekannten C. passiert und wollten nach Durchquerung der Stadt zu kurzem Halt ausruhen, als uns jener das Soldatenherz erfrischende Anblick zuteil wurde.

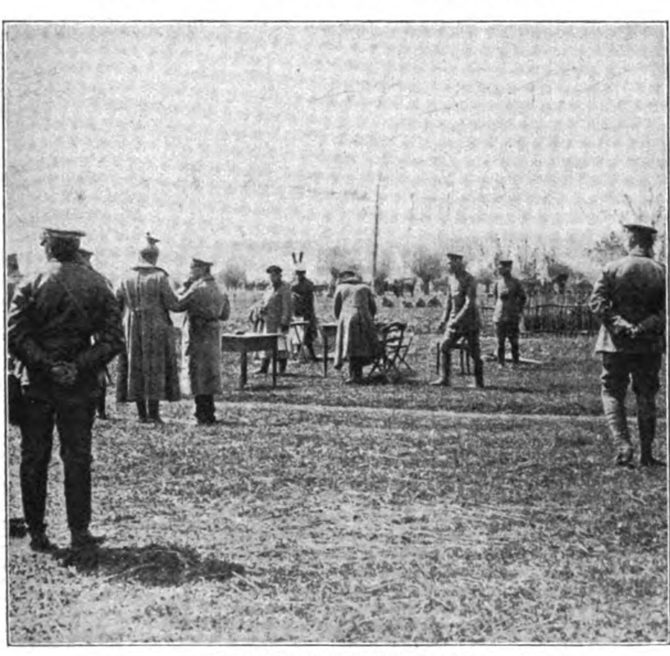
Das waren sie also, jene kühnen Reiter, die wie der Wind über die Ebenen Nordfrankreichs gezogen waren, Städte eingenommen hatten und Schrecken verbreitend das französische Heer bis an die Marne vor sich hergetrieben hatten! Die Franzosen scheinen von unserer Kavallerie, die sie nur schlechthin mit „les ulans" bezeichnen, eine Vorstellung zu haben, wie etwa wir von den Kosaken. Nun, ich kann versichern, ihr Aussehen war damals ein von diesen grundverschiedenes, und ihr bei allem entschlossenen Mut im Grunde doch gutmütiger Gesichtsausdruck ließ in ihnen wohl die Deutschen erkennen, aber Kosakentum nicht einmal ahnen. Roß und Mann schmuck und wohlgenährt, obwohl mir von Angehörigen dieser Truppe glaubhaft versichert



Der kommandierende General, Exzellenz v. Emmich, gibt an Hand der Karten Befehle für die kämpfenden Truppen.



Telephonische Übermittlung der schriftlichen Befehle vom Gefechtstand an die einzelnen Kommandeure.



Gesamtbild des Gefechtstandes.



Exzellenz v. Emmich (der dritte Offizier von links) mit seinen Stabsoffizieren beim Morgenkaffee die neuesten Nachrichten anhörend.



Ein paar Löffel Suppe für die Stabsoffiziere während der Kämpfe.



Stabsoffiziere bei der Mittagsuppe.
Der zweite Offizier links ist der Erbgroßherzog von Oldenburg (X).

Zu dem Artikel „Höhere Stäbe" (Seite 35).

Nach photographischen Aufnahmen von R. Sennecke, Berlin.

worden ist, daß bei ihnen mehr Wert auf kühnes Draufgehen und Strapazen als auf Essen und Trinken gelegt wird; von Schlaf zu schweigen.

Wie die Vision stolzer Hoffnungen waren sie vorübergerauscht, ein belebendes und erfrischendes Gefühl in uns zurücklassend.

Unsere sanitäre Arbeit, die nach unserem Wirken auf einem anderen Kampffeld einige Zeit geruht hatte, begann jetzt wieder. Die ersten Verwundeten des gestrigen Tages galt es nach C. zurückzubringen ins Lazarett, wo noch französische Ärzte arbeiteten. Auf dem Weitermarsch kamen wir durch das Dorf B., aus dem noch die hellen Flammen schlugen; Schutt, rauchende Trümmer, allerlei Gerät zeigten das grausige Antlitz des schweren nächtlichen Gefechtes. Ich lernte später einen Musketier kennen, der — im bürgerlichen Leben Diakon — sich bei einem erfolgreichen Patrouillengang nach diesem Dorf das Eiserne Kreuz erster Klasse verdient hatte; leider hat auch dieser bescheidene und pflichttreue Mensch, wie so viele, die von Anfang an dabei waren, inzwischen sein Leben lassen müssen.

Nachdem wir, schon im Dunkel der Nacht, den Ort, in dem sich später die Garde zeitweilig häuslich einrichtete, hinter uns hatten, wurde endlich, nach 50 Kilometer Tagesmarsch, in W. Alarmquartier bezogen. Dieses bestand in einem vierstündigen Nachtaufenthalt in windiger Strohscheuer. Gefechtsbereite Truppen lagen im Ort.

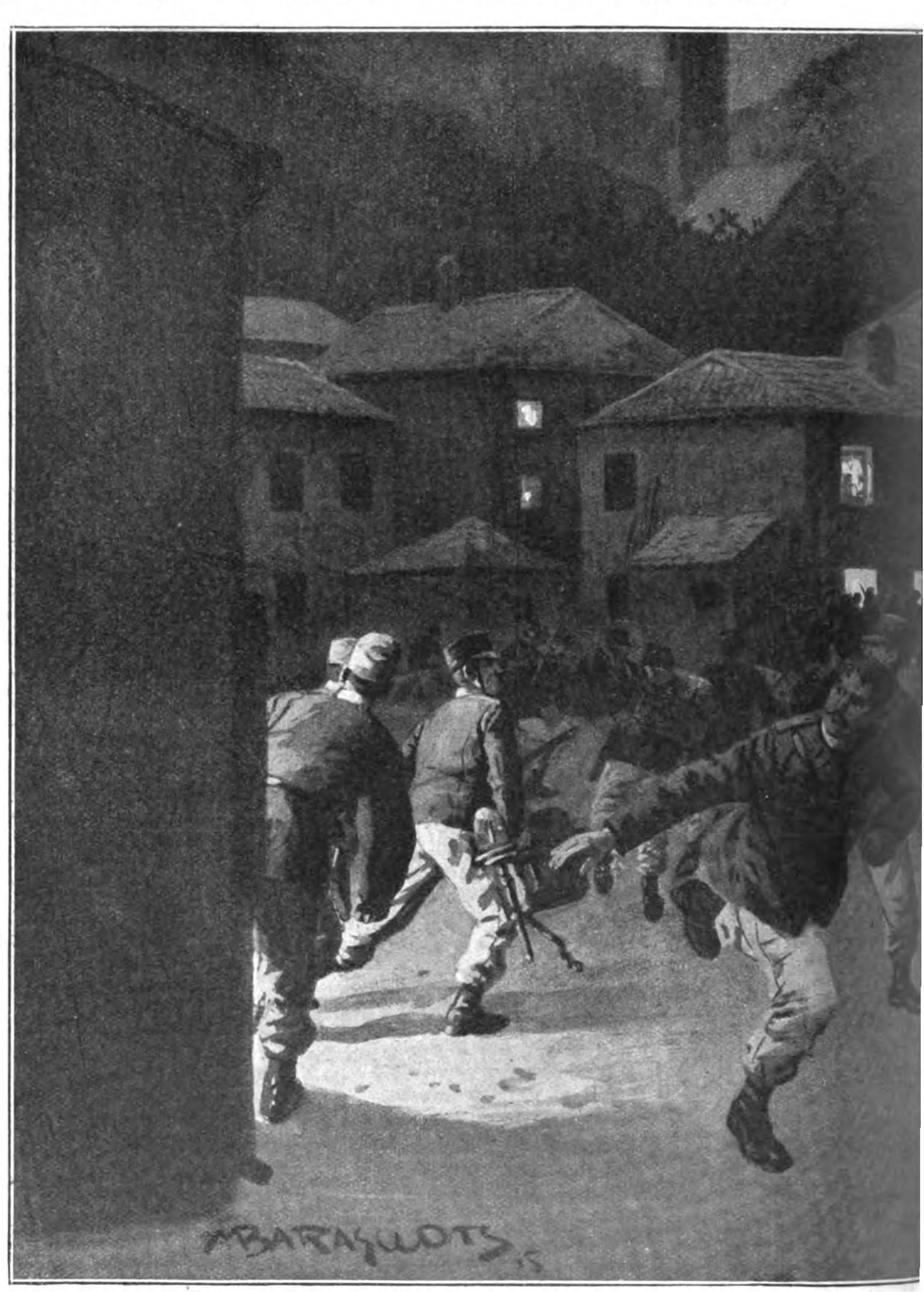
Um fünf Uhr wurde aufgebrochen. Granaten schlugen frühzeitig am Dorfrand ein. Vorn tobten heiße Kämpfe. Zwischen Marsch und längerem Halten verging ein großer Teil des Tages; langes Warten und dann allerfleißigstes Arbeiten, das ist das Los einer Sanitätskompanie. Es war ein Herbsttag von ungewöhnlich schöner Färbung; kühler Wind spielte mit gelblichen Blättern der Pappelbäume, verschwimmendes Sonnengold lag über der verträumten Hügellandschaft — da kam der Befehl, die Sanitätskompanie habe auf der Zuckerfabrik ... den Hauptverbandplatz einzurichten.

Vorwärts ging's, in sanfter Steigung bergan, den halbkreisförmig vor uns platzenden Schrapnellwolken entgegen, in die kalte Abenddämmerung hinein. Dort hinten, da tobte die Schlacht auf den Rübenfeldern. Zur Linken, an einsamer Ferme, hielt der Divisionsstab, Befehle erteilend und Nachrichten empfangend; die Landstraße einige hundert Meter weiter, zur Rechten, sollte unsere Arbeitstätte sein. Truppenärzte hatten hier bereits ihre dornenvolle Tätigkeit entfaltet; jetzt kam die Sanitätskompanie an die Reihe, um in großem Maßstab die Verwundeten der ganzen Division nebst gefangenen verletzten Franzosen aufzunehmen.

Der kleine Kontorraum ward zur Operationstätte, die Pförtnerwohnung zum Verband- und Lagerungsraum, die Maschinenräume für Franzosen hergerichtet. Bis nach Mitternacht währte die Arbeit, umbrüllt von Kanonendonner, die Einschläge der Granaten immer in greifbarer Nähe. Die Kämpfe waren äußerst erbittert, die Verletzungen dementsprechend zahlreich und schwer. Bei den Infanterieverletzungen zeigte sich hier auch wieder die menschlichere Wirkung unseres Geschosses, während das französische Kupfermantelgeschoß, um 1,2 Zentimeter länger als das unserige, mehr reißt und viel Querschlägerwirkung erzielt.

Die Kämpfe fanden am folgenden Tage mit neuer Heftigkeit statt; offenbar hatte der Gegner sich hier eine für ihn günstige Stellung gesteckt, über welche Linie er bei seinem Zurückfluten nicht hinausgehen wollte. In der Verteidigung ist der Franzose ja äußerst zäh. Harte Arbeit war die Losung für unsere Truppen wie für uns Ärzte. Unaufhörlich waren Sanitätsmannschaften und Wagen draußen, frische Verwundete zu bergen. Auf dem Rückwege eines solchen Zuges zur Zuckerfabrik gewahrte ich an steinerner Windmühle auf einer kleinen Anhöhe die schlanke Gestalt des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, wie er mit seinem Stabe den Gang der wichtigen Gefechte als Armeeführer verfolgte; zur Seite das kronprinzliche Auto. Ein geschichtliches Bild von packender Färbung! —

Auf dem Hauptverbandplatz gab es kein Ausruhen. Es ging heute bis an die Grenze unserer ganzen Leistungsfähigkeit; der mangelnde Schlaf der letzten Tage machte sich unangenehm fühlbar. Der Arzt in der Sanitätskompanie, der, obwohl den Ereignissen nahe, über den Gang des Gefechtes doch nur durch die Verwundeten hört — und gerade diese berichten begreiflicherweise nicht immer nur Erfreuliches — er hat seine volle Nervenkraft nötig, um dem



Der Überf...
Zwei italienisch... durch eine Abtei... schützen aus ...
Nach einer ... von M.

seelischen Eindruck des Anblicks der Verwundeten und der ungemessenen Last der Arbeit gewachsen zu sein.

Kalter Abendwind machte das Anzünden eines Lagerfeuers auf dem Hof notwendig, um das die Ankömmlinge auf ihren Tragbahren gestellt wurden, bis die Reihe der ärztlichen Versorgung an sie kam. Manchem konnte geholfen, andern wenigstens für den Augenblick Erleichterung verschafft werden. Eines löste das andre ab, bis die Uhr die vierte Morgenstunde zeigte.

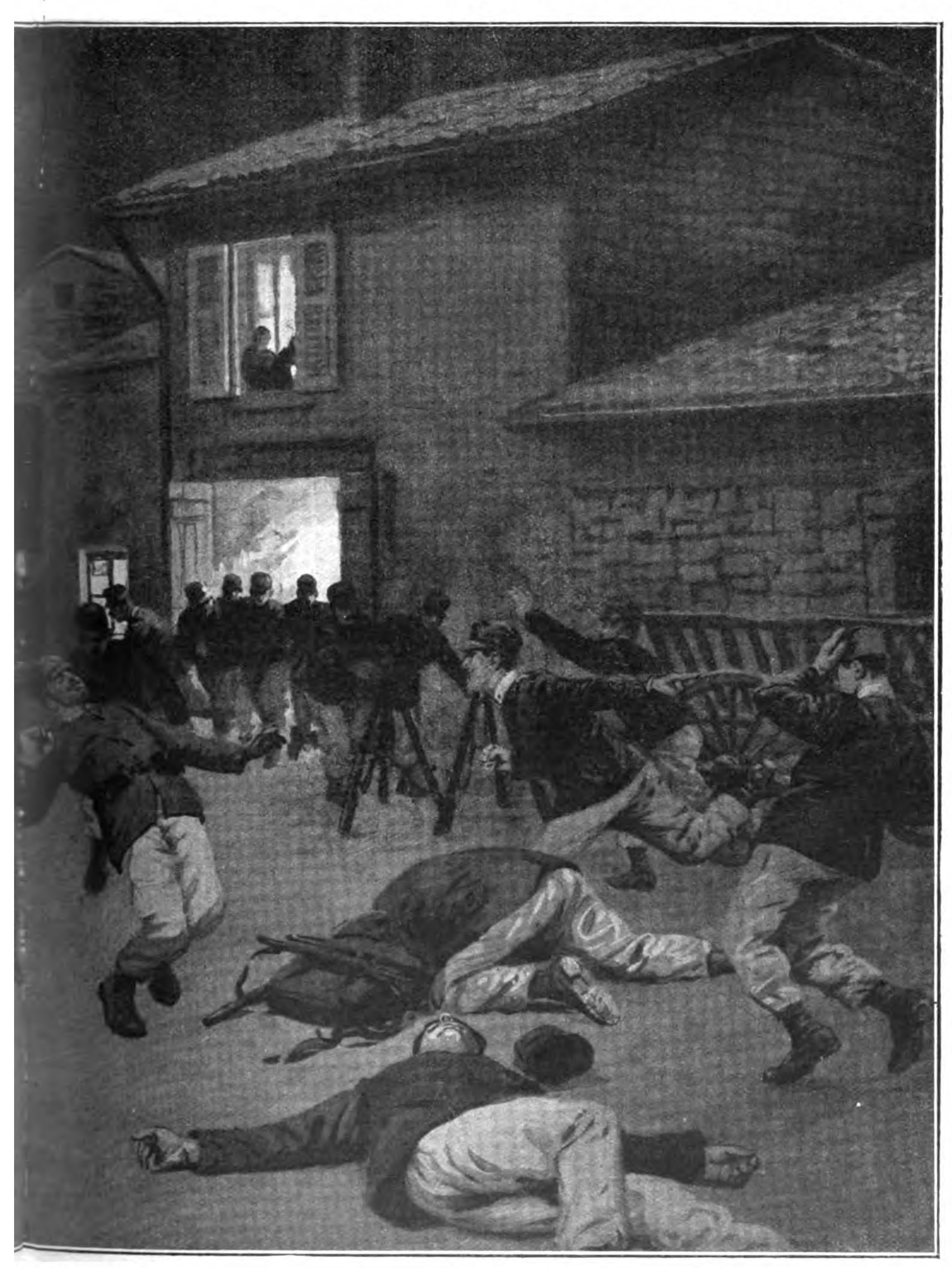
Zwei Stunden bleiernen Schlafes verschafften unseren Gliedern die notdürftigste Ruhe. Während dieser Zeit wurde ein Teil der Verwundeten von unseren Fahrern ins Feldlazarett zurück in Sicherheit gebracht. Um sechs Uhr früh mußten wir unsere Arbeitstätte räumen, weil die Artillerie diesen Platz für ihre Zwecke benötigte. Da war allerdings

unseres Bleibens nicht länger. Wir begaben uns wenige Kilometer weiter zurück, um unsere Tätigkeit in einem Dörfchen neu einzurichten und wieder aufzunehmen. Denn die Gefechte gingen weiter und begannen allmählich sich zum Stellungskampf zu entwickeln.

Grenzgefecht bei Caprile.

(Hierzu das untenstehende Bild.)

Ein Musterbeispiel für den Schneid, den kühnen Wagemut und die Unternehmungslust der österreichisch-ungarischen Soldaten bietet das Grenzgefecht bei Caprile am 26. Mai.



...l bei Caprile.
...Kompanien werden ...ng Tiroler Landes-...prile vertrieben.
...ginalzeichnung ...Arascudts.

Als unsichere Meldungen über die italienischen Truppenbewegungen von Caprile ins Sottegudatal eintrafen, entschloß sich der Oberleutnant Zeyer vom Innicher Landesschützenregiment, durch einen Vorstoß über die Grenze volle Gewißheit über die Lage zu erlangen. Mit einbrechender Dunkelheit war die Abteilung Zeyer, 70 Landesschützen mit Maschinengewehren, gesichert und marschbereit. Um dieselbe Zeit bezogen zwei italienische Kompanien Infanterie in Caprile Quartier. Sie stellten bloß am Eingang des Ortes Wachen auf. Oberleutnant Zeyer entschloß sich zu einem Feuerüberfall mit Maschinengewehren auf 900 Schritt Entfernung. Die aus den Quartieren zu den Gewehrpyramiden herausstürzenden Mannschaften erlitten in dem Feuer der wohlgerichteten Maschinengewehre schwere Verluste an Toten und Verwundeten. In voller Auflösung und ohne Rüstung flüchteten beide Kompanien in die Wälder. Nach diesem erfolgreichen Feuerüberfall, durch den der Gefechtszweck einer Klärung der Lage erreicht war, trat Zeyer den Rückmarsch nach den alten Stellungen an. In der Nähe eines Dorfes auf österreichischem Gebiet versuchte eine Kompanie feindlicher Infanterie, von Verrätern geführt, der Abteilung den Rückzug zu verlegen. Der Versuch blieb erfolglos. Mit einem Verlust von bloß fünf Mann schlug sich die Abteilung mit den Maschinengewehren glücklich durch. Die Bewohner des Grenzgebietes und ganz Österreich-Ungarns können solchen Männern ruhig den Schutz ihrer Südwestgrenze anvertrauen. Die braven Tiroler freuen sich des wohlgelungenen ersten Erfolges und hoffen auf weitere.

Die Landesfarben, Kriegs- und Handelsflaggen der kriegführenden Staaten.

Daß Deutschland die Landesfarben Schwarz-Weiß-Rot, die österreichische Hälfte der Donaumonarchie Schwarz-Gelb, Ungarn dagegen Rot-Weiß-Grün, alle quergestreift, führen, dürfte allgemein bekannt sein, und doch wird die ungarische häufig mit der italienischen verwechselt, da Italien dieselben Farben, jedoch in umgekehrter Reihenfolge und außerdem senkrecht geteilt, aufweist. Die Kriegs- und Handelsflaggen der seefahrenden Staaten zeigen vielfach die Landesfarben, unterscheiden sich aber nicht selten durch die gleichzeitige Verwendung von heraldischen Motiven. Die deutsche Handelsflagge ist gleich der Landesfarbe; die Kriegsflagge zeigt dagegen ein schwarzes Kreuz mit aufgelegtem preußischem Adler, ferner die Reichsfarben und das Eiserne Kreuz in der oberen Vierung (im linken oberen Viertel oder Viereck). Die österreichisch-ungarische Kriegsflagge führt die kaiserlichen Hausfarben Rot-Weiß-Rot, quergestreift, über das mittlere Feld das mit der königlichen Krone überdeckte Stammwappen des Erzhauses Österreich aufgelegt. Die Handelsflagge zeigt, dem dualistischen Charakter der Monarchie entsprechend, rechtsseitig auch das ungarische Wappen und unten einen hälftigen grünen Querstreifen. Belgiens Landesfarben sind Schwarz-Gelb-Rot, senkrecht geteilt, also gleichlaufend mit dem Flaggenstock. Frankreich führt die Landesfarben Blau-Weiß-Rot, senkrecht geteilt; Kriegs- und Handelsflagge ebenso. Die englischen Landesfarben sind Rot-Gelb-Blau; an ihrer Stelle steht aber der sogenannte Unionjack in Verwendung, ein stehendes rotes, ein liegendes weißes und ein liegendes rotes Kreuz auf blauem Grunde. Die Kriegsflagge zeigt in Weiß ein rotes stehendes Kreuz und in der Vierung den Unionjack. Die Handelsflagge ist vollständig rot und in der Vierung der Jack aufgelegt. Italien hat, wie schon bemerkt, die Landesfarben Grün-Weiß-Rot, senkrecht gestreift. Die Kriegs- und die Handelsflagge zeigen die gleiche Teilung; erstere führt im weißen Mittelfeld das blaugeränderte Landeswappen mit der Königskrone, während diese bei der Handelsflagge fehlt. Die Landesfarben Montenegros sind: Purpur-Blau-Weiß in wagerechten Streifen. Kriegs- und Handelsflagge sind dem Landesbanner gleich, nur trägt die Kriegsflagge die Initialen des Königs und darüber eine Krone. Rußland führt die Landesfarben Schwarz-Orange-Weiß. Die Kriegsflagge zeigt ein blaues Andreaskreuz (liegendes Kreuz) auf weißem Feld; die Handelsflagge ist dagegen Weiß-Blau-Rot, quergestreift. Serbiens Landesbanner hat die Farben Rot-Blau-Weiß, quergestreift. In der Türkei gelten Rot und Grün als Landesfarben. Die Kriegsflagge trägt in Rot einen silbernen Halbmond und einen fünfstrahligen silbernen Stern. Die Handelsflagge ist Rot-Grün-Rot, quergestreift.

Die Marschleistungen deutscher Truppen.

Der deutschen Heeresverwaltung ist die höchste Anerkennung dafür gezollt worden, daß sie es zu Anfang des Krieges rechtzeitig fertiggebracht hat, den gefährdeten rechten



Unsere Soldaten im Elsaß: Gemeinsames Mittagsmahl mit den Kindern des Dorfes.

Flügel der deutschen Armee durch eine große Heeresmasse, die in Tag- und Nachtmärschen gegen den Nordwesten Frankreichs vorgeschoben wurde, vor einer Umgehung zu bewahren. Man hat damals sogar den Spieß umgekehrt und ist zum Angriff an derselben Stelle übergegangen. Welche Schwierigkeiten aber zu überwinden waren, bis die endgültige Sicherung des rechten Flügels mit den Truppen an dem Sommeabschnitt in der Gegend südlich Cambrai erreicht war, davon kann sich nur der einen richtigen Begriff machen, der die letzten Septembertage des Jahres 1914 mitgemacht hat oder, besser gesagt, mitmarschiert ist. — Die „Frankfurter Zeitung" war in der Lage, aus einem ihr zur Verfügung gestellten Feldpostbrief hierüber mitzuteilen: Die Bahn brachte uns, da die Eisenbahnbrücke bei Namur zerstört war, bis hart südlich Namur. Dort begann der Fußmarsch gegen Westen — wohin, war uns im Beginn unbekannt. Wir hatten nach dreitägiger ununterbrochener Eisenbahnfahrt nur eine Stunde Erholung, dann kamen fünf aufeinanderfolgende Marschtage, an denen unsere wettergebräunten, schon kampf- und sieggewohnten Truppen zeigen konnten, was eiserner Wille und deutsche Disziplin vermögen. 35 Kilometer, das war der Durchschnitt täglicher Marschleistung. 42 und 47 Kilometer täglich waren die Höchstleistungen. Die Leute trugen dabei mehr Patronen als normal, nämlich 250 der Mann, bei sich und hatten eiserne Portion für drei Tage im schwerbepackten Tornister. Am sechsten Tage ging es in aller Frühe ins Gefecht. Die Leute hielten tapfer durch. Die Müdigkeit war angesichts des lang erwarteten Feindes gewichen und hatte einem unwiderstehlichen Drange nach vorwärts Platz gemacht. Ich habe mich immer wieder gefragt, wie nach so übermenschlichen Anstrengungen eine Truppe noch imstande ist, solche Heldentaten, wie man wohl sagen kann, zu vollbringen.

Man sprach 1870 bei der Verfolgung der bei Wörth geschlagenen Armee Mac Mahons von Gewaltmärschen unserer Kronprinzenarmee. Sie waren es gewiß, bei glühender Augusthitze und wochenlanger Dauer, aber es gab immer wieder Ruhetage dazwischen, und die Höchstleistung am Tag betrug nur einmal 31 Kilometer. Der gute Geist, der Gedanke, es geht vorwärts, nicht zuletzt die gute, rasche und kräftige Verpflegung der Truppe aus der Feldküche vermochten bei uns alles. Selbst eine Reserveinfanteriebrigade mit Reservisten und Landwehrleuten brachte die genannte glänzende Marschleistung, wenn auch mit letzter Anspannung ihrer Kräfte, fertig. Da trug eben der Kräftigere eine Zeitlang dem Schwächeren das Gewehr, wir Offiziere trugen es denjenigen unter den Mannschaften, die nur noch schwer vorwärts kamen. So zog alles mit bis in die Nacht hinein, um am nächsten Morgen um fünf Uhr wieder abzurücken. Auf diese Marschleistungen allein kann eine Truppe schon recht stolz sein. Sie stehen bis jetzt einzig in der Kriegsgeschichte da und stellen größere Anforderungen an die Willenskraft als der Kampf selbst.



Phot. W. Braemer, Berlin.

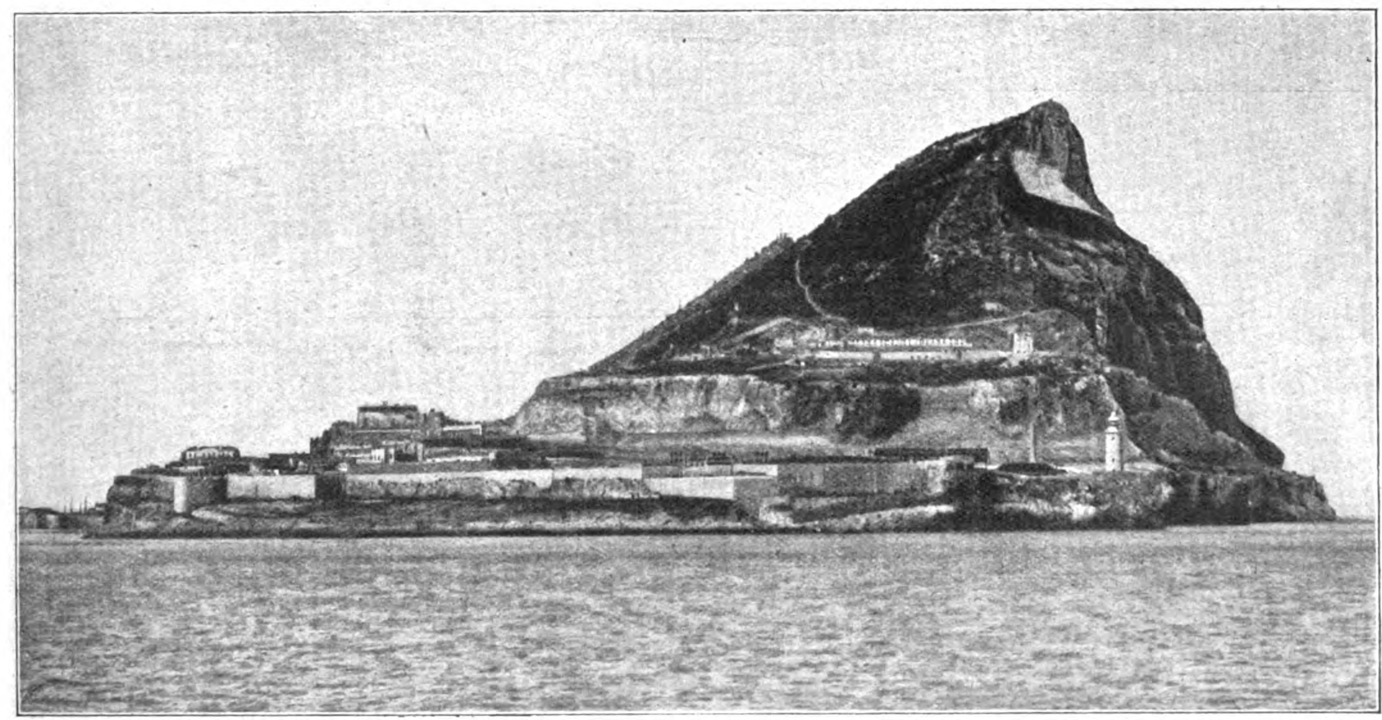
Volksfest unserer Feldgrauen in Flandern: Das Auftreten der Schuhplattlertruppe.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

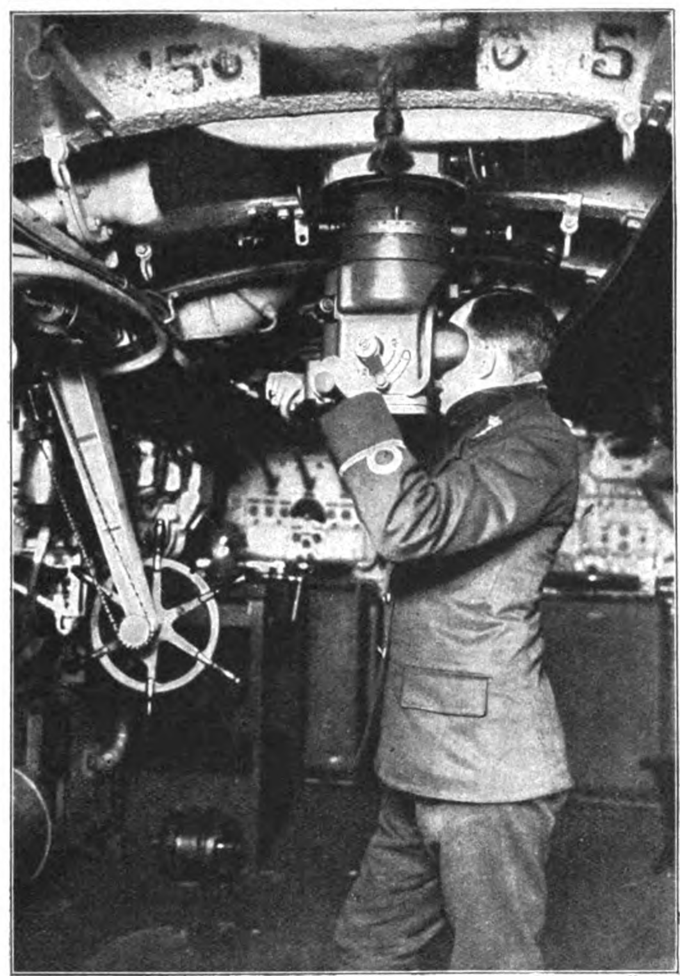
(Fortsetzung.)

Die so ausgesprochen gegen **England** sich wendende Stimmung, die alle Kreise Deutschlands und Österreich-Ungarns beherrscht, findet ihre Ursache nicht in der Nebensächlichkeit, daß England nicht schon am 1., sondern erst am 4. August losschlug. Sie erwuchs aus der Hinterlist, mit der England den Ausbruch der Feindseligkeiten bis zur Vervollständigung der Mobilmachung seiner Verbündeten, besonders Rußlands, hinauszuzögern trachtete, aus dem Telegraphen- und Pressekrieg, in dem es die gewaltigsten Lügenminen gegen Deutschlands Ehre und Ansehen auf der ganzen Welt mit bitterstem Nachteil für uns und unsere Landsleute im Ausland zur Explosion brachte, aus der alle Verträge zerreißenden Kampfesart zu See und zu Land, die neutrales Gebiet rücksichtslos verletzte, und ganz besonders aus dem alle Kultur und alle Moral verleugnenden Versuch, Deutschland nicht im ehrlichen Kampf der Waffen und der wehrfähigen Männer niederzuringen, sondern es durch den Hunger in erster Linie auch seiner Zivilbevölkerung, seiner Frauen und Kinder, zum Untergang oder zu ehrloser Unterwerfung zu zwingen. Diese Dinge hauptsächlich sind es, die die lodernde Flamme des ehrlichen Zornes gegen England genährt haben. Ein Volk, das sich eine solch verderbliche, in der Wahl der Mittel gewissenlose Bedrohung seines Lebens gleichmütig gefallen ließe, wäre nicht lebendig, verdiente nichts anderes als solchen Untergang. Das deutsche Volk aber ist lebendiger und lebensfähiger als je in seiner Geschichte; es wächst durch Blut und Eisen zu seinem blütenreichsten Tage heran. Gerade der ehrliche Zorn gegen England ist es gewesen, der es zu dem höchsten Grad von Selbstzucht befähigt hat, den je ein Volk in der Geschichte erreichte. Die grause Not, die sich durch England über das Vaterland ergießen sollte, gab dem deutschen Krieger erst das volle Verantwortlichkeitsgefühl, gab ihm erst die volle reine Herzensfreiheit für seine schweren Aufgaben; die Drohung mit der Hungergeißel wirkte nicht erstarrend auf die Tatkraft der Daheimgebliebenen, sie rief nun auch die letzten Träumer wach und reifte das ganze Volk zu der freudigen Unterwerfung unter all die ja nur scheinbar schweren, doch aber tief in das persönliche Leben der einzelnen eingreifenden gesetzgeberischen Maßnahmen über die Verteilung der notwendigsten Lebensmittel. England hatte Schwäche und Verzagen säen wollen und hatte dadurch erreicht, daß in Deutschland auch der letzte Mann sprung- und kampfbereit wurde, daß auch die letzte Hausfrau wirtschaftlich denken lernte und daß auch das letzte, erst schwach den Ernst der Lage begreifende Kind für sein Vaterland sparte und zusammenhielt, so viel ihm nur möglich war.

Mit Genugtuung empfindet man daher auch in Deutschland jeden Hieb, der auf den schuldbeladenen Rücken Englands fällt, und jubelnde Begeisterung begleitet jeden der zahlreichen Hauptschläge unserer Unterseeboote. Wie ein großer Sieg wurde besonders die Versenkung des Schnelldampfers „Lusitania“ empfunden, der den ehrlosen Flaggenmißbrauch Englands eingeleitet und als Zubringer amerikanischer Mordwaffen ein sehr reichliches Sündenkonto angesammelt hatte. England heulte unter diesem wuchtigen Hiebe und fand in seiner Not einen guten Freund, der ihm den Rücken zu decken suchte: Amerika. Der Untergang der „Lusitania“ ist der Beginn eines bedeutsamen Notenkampfes, den der Präsident der Vereinigten Staaten gegen die deutsche Regierung auszufechten suchte, angeblich zum Schutz der amerikanischen Gesamtinteressen, in Wahrheit aber bewußt oder unbewußt im Sonderinteresse der amerikanischen Waffen- und Munitionsfabriken. Mit hohen Worten hat der Präsident Wilson sich oft genug als Friedensapostel empfohlen, aber dennoch wird der Geschichtschreiber ihn einst als schwankende Erscheinung kennzeichnen müssen. Seine unsicher tastende Haltung erschwert natürlich sehr, die Flut der Geschehnisse und die Tragweite seiner Politik auf ihren Wert zu prüfen, so viel aber schien sicher, daß die amerikanische Regierung es nicht wagte, gegen Deutschland ausgesprochen feindselig aufzutreten, geschweige loszuschlagen, weil sie praktisch Deutschland ja auch gar nicht viel größeren Schaden zufügen konnte als durch Duldung der Waffen- und Munitionsausfuhr. Aber abgesehen davon suchte sie durch fortgesetzte Noten auf Deutschland zu drücken, um eine Beschränkung des Unterseebootkrieges zu erreichen. Wider besseres Wissen verteidigte die amerikanische Regierung den Standpunkt, daß die „Lusitania“ ein unbewaffnetes Handelschiff gewesen sei und daß Bürger neutraler Staaten nicht durch dessen Kaperung und Zerstörung in Gefahr gebracht werden durften, und verlangte im Interesse dieser neutralen Bürger, daß die deutschen Unterseebootkommandanten in Zukunft nichts tun sollten, was das Leben von Nichtkombattanten oder die Sicherheit neutraler Schiffe gefährden könnte, selbst auf die Gefahr hin, daß durch solche Rücksichtnahme die Kaperung oder Zerstörung des in Frage kommenden Schiffes vereitelt würde.



Gibraltar.



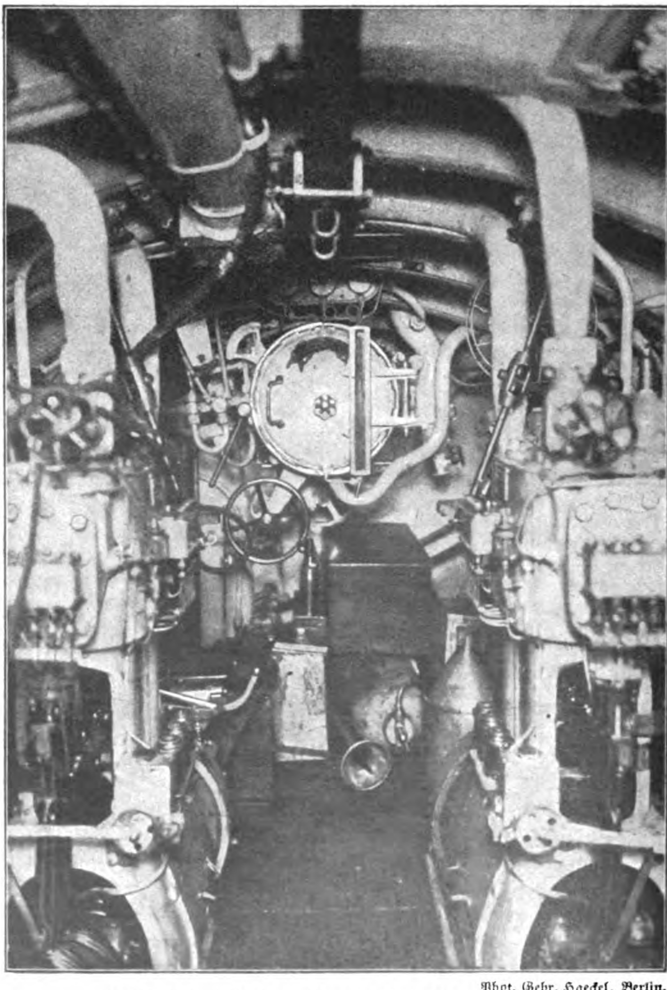
Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Am Periskop eines Unterseebootes.

Die deutsche Regierung betonte in ihrer Antwort vom 28. Mai zwar, daß sie in offener und freundschaftlicher Weise zur Aufklärung etwaiger Mißverständnisse sich bereit halte, mußte aber ganz selbstverständlich im vollsten Einverständnis mit dem ganzen deutschen Volke die außergewöhnlich weitgehenden amerikanischen Forderungen in ihre Grenzen zurückweisen. Den ausweichenden Wortwendungen Wilsons hielt sie die Wahrheiten entgegen, daß die englische Regierung durch die befohlene und ausgeführte Bewaffnung aller Handelsschiffe den Unterschied zwischen Kriegs- und Handelsflotte vollständig verwischt habe, daß insonderheit die „Lusitania" mit Geschützen ausgerüstet gewesen sei, daß dieses Schiff ferner in weitgehendstem Maße Kriegskonterbande mitgeführt habe und die deutsche Regierung in gerechter Selbstverteidigung die Verhinderung der Ankunft dieser gefährlichen Ladung mit allen Mitteln anstreben mußte. Gerade die Ladung mit Explosivstoffen habe ja auch den ungeahnt schnellen Untergang des Riesendampfers und damit den Tod so zahlreicher Fahrgäste verursacht, nicht etwa schon der eine Torpedotreffer. Diese Tatsachen empfahl die deutsche Regierung der amerikanischen zu aufmerksamer Prüfung und erklärte, bis dahin ihre endgültige Stellungnahme zu den amerikanischen Forderungen aussetzen zu wollen. Gleichzeitig wies sie zur Kennzeichnung ihrer versöhnlichen Grundstimmung darauf hin, daß es nicht an ihr, sondern ganz allein an der großbritannischen Regierung liege, wenn die dankenswerten, London und Berlin unterbreiteten amerikanischen Vermittlungsvorschläge für eine Änderung des Seekrieges zwischen Deutschland und England noch zu keinem Ergebnis geführt hätten.

Die deutschfeindliche Presse der ganzen Welt, besonders auch die englisch-amerikanische der Vereinigten Staaten, versuchte die entschlossene, von dem Bewußtsein seines natürlichen Rechts eingegebene Antwort Deutschlands zum Hebel eines ernsten Zwischenfalls zwischen Deutschland und Amerika zu machen und rechnete mit dem offenen Eintritt Amerikas in die Reihe der Feinde Deutschlands. Der Widerstreit der Meinungen machte sich in der amerikanischen Regierung selbst so stark bemerkbar, daß der amerikanische Staatssekretär des Auswärtigen sich wegen seiner starken Meinungsverschiedenheit mit Wilson über die Behandlung der deutschen Antwort zur Niederlegung seines Amtes und zum Austritt aus der Regierung entschloß. Bryan, der sich zu Beginn des Krieges wiederholt als deutschfeindlich erwiesen hatte, suchte jetzt seine Deutschfreundlichkeit den mächtigen deutsch-amerikanischen und irischen Parteigruppen dadurch zu beweisen, daß er als Friedensvorkämpfer in aller Öffentlichkeit mit der ganzen Betriebsamkeit des zünftigen Volksredners hervortrat und besonders auch die Bewegung zum Verbot des amerikanischen Waffen- und Munitionshandels mit den Kriegführenden rednerisch unterstützte.

Amerika schritt keineswegs zu irgendwelchen besonders bedrohlichen Maßnahmen als Antwort auf die deutsche Erwiderung seiner Protestnote, sondern blieb auf der Bahn schriftlicher Auseinandersetzungen und übergab der deutschen Regierung unter dem 12. Juni eine neue Note. Darin bestreitet sie die Bewaffnung der „Lusitania", läßt die Beförderung von Kriegskonterbande wegen der Anwesenheit zahlreicher amerikanischer Bürger an Bord des Schiffes nicht als gesetzmäßigen Grund für das deutsche Verfahren gelten, gibt der Meinung Ausdruck, daß der deutsche Unterseebootkommandant die „Lusitania" erst hätte untersuchen oder unmittelbar vor der Versenkung mindestens hätte warnen müssen, und beharrt auf der Forderung der Änderung des deutschen Unterseebootkampfes. Die Note war aber so entgegenkommend gehalten, daß sie die Fortsetzung eines ruhigen Meinungsaustausches seitens der deutschen Regierung nicht unmöglich machte, wenn auch vom deutschen Standpunkt die Ausführungen Wilsons, die sich so vollständig nur an den Wortlaut des Völkerrechts und völkerrechtlicher Bestimmungen hielten und so ganz und gar die allbekannten vertragsbrüchigen Maßnahmen Englands und seine verbrecherische Kampfesart gerade zur See außer acht ließen, mindestens stark befremden mußten. Die deutsche Regierung machte dem ganzen Wortgefecht dadurch ein plötzliches Ende, daß sie in ihrer Antwort vom 8 Juli dankbar das Eintreten Amerikas für die Grundsätze

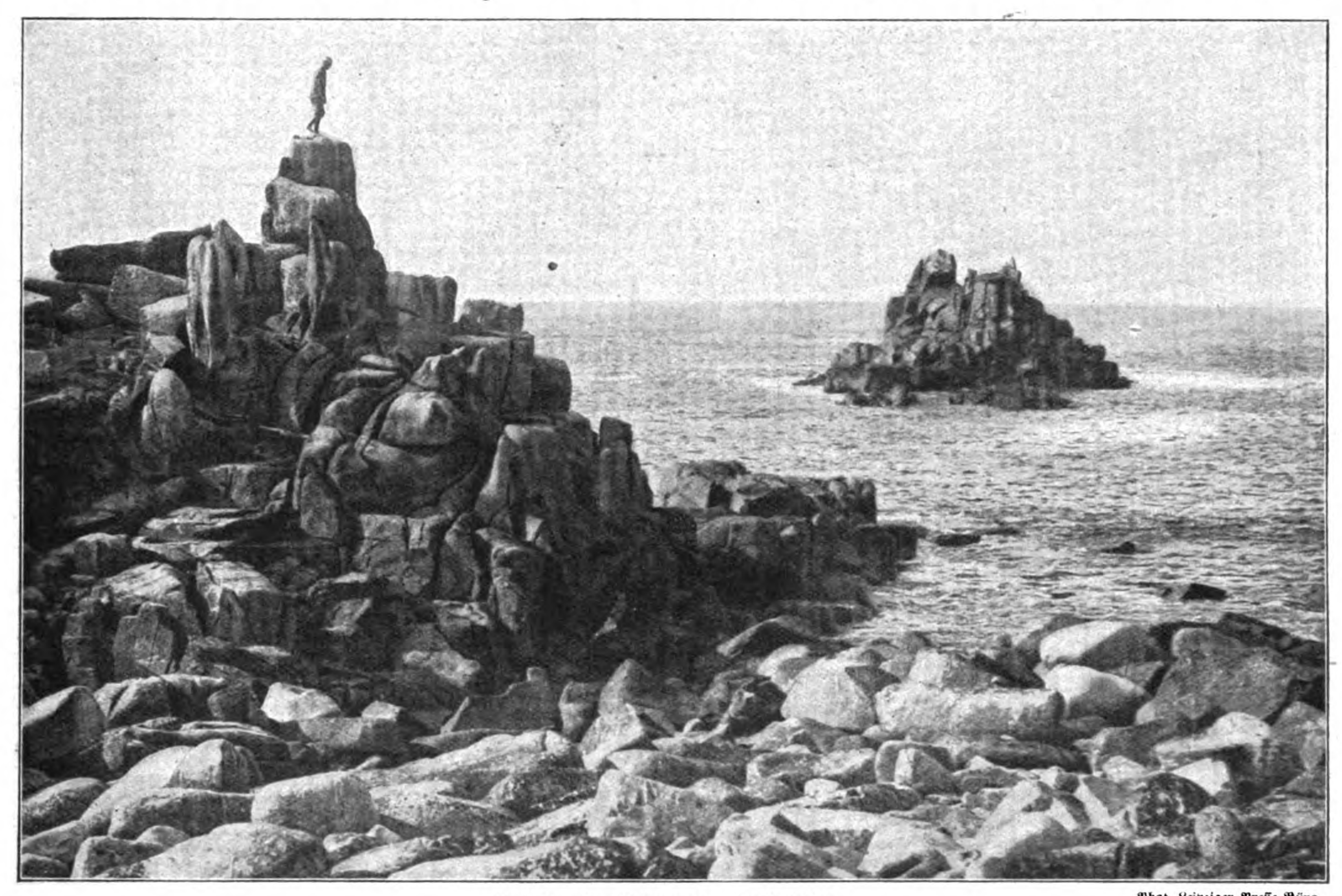


Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Blick in den hinteren Raum eines Unterseebootes.

In der Mitte ein Torpedorohr, vorn die Luftpumpen.

der Menschlichkeit begrüßte, es aber entschieden von sich wies, diese Grundsätze ohne den Zwang bitterster Not jemals verletzt zu haben. Sie verwies in nicht mißzuverstehenden kräftigen Worten auf Englands Lossagung von allen Regeln des Völkerrechts, auf seine rücksichtslose Gefährdung der neutralen Schiffahrt, unter anderem auch durch das Auslegen schlecht verankerter Minen, endlich auch auf die völkerrechtswidrige Unterbindung der neutralen Schiffahrt mit Deutschland zur Verhinderung der Nahrungsmittelzufuhr, durch die England, wie es einst die Buren durch Hunger niedergezwungen hat, auch das deutsche Volk vor die Wahl zu stellen versucht, ob es mit seinen Frauen und Kindern dem Hungertode erliegen oder seine Selbständigkeit aufgeben will. Unsere Regierung verlangte von den Amerikanern nun die Würdigung der Tatsache, daß sie in dem so von seinen Gegnern ihm aufgezwungenen Daseinskampf „die heilige Pflicht hat, alles zu tun, um das Leben der deutschen Untertanen zu schützen und zu retten. Wollte die kaiserliche gesicherte Durchführung dieser Absichten bringt die deutsche Regierung mit dem Wunsche, daß die amerikanischen Passagierdampfer durch besondere Abzeichen kenntlich gemacht werden und in angemessener Zeit vorher angesagt werden sollen, damit den Unterseebooten entsprechende Befehle zugehen können. Erwartet wird dann von der amerikanischen Regierung die Gewähr dafür, daß die solchermaßen zugelassenen Schiffe keine Konterbande an Bord haben. Zum Beweise der unangreifbaren Ehrlichkeit ihrer Absichten gibt die deutsche Regierung obendrein noch zu erwägen, zur Schaffung ausreichender Reisegelegenheit für amerikanische Bürger über den Atlantischen Ozean die Zahl der verfügbaren Dampfer durch Einstellung einer der genaueren Vereinbarung unterliegenden Zahl neutraler Dampfer und selbst darüber hinaus noch durch Einstellung von vier feindlichen Passagierdampfern unter amerikanischer Flagge zu vermehren. Damit hat die deutsche Regierung hinsichtlich der gesicherten Verbindung zwischen Europa und



Phot. Leipziger Presse-Büro.

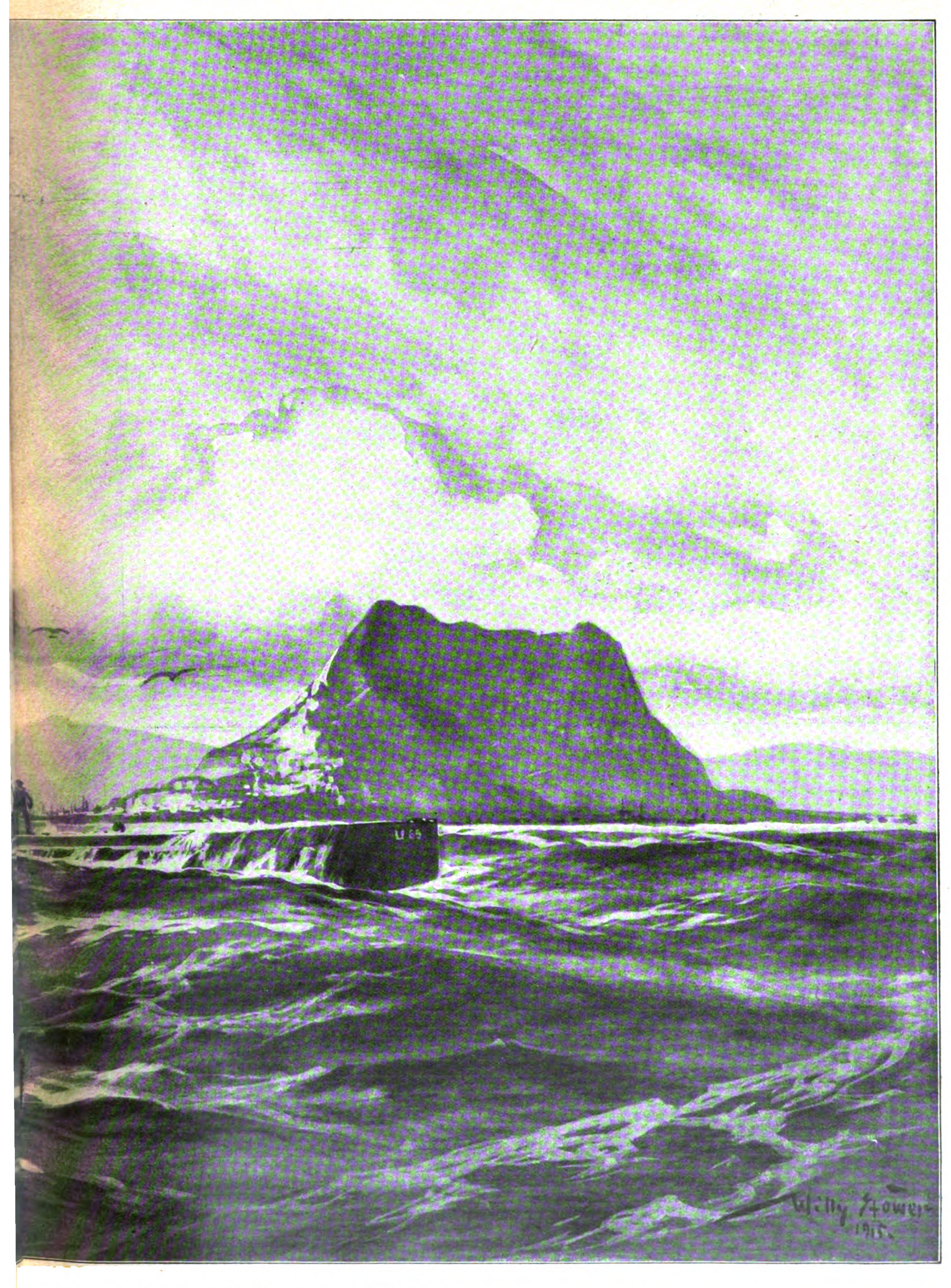
Zwischen den Klippen der Scillyinseln,
deren flaches Gewässer englischen Berichten zufolge unseren Unterseebooten eine willkommene Basis bietet, von der aus sie fast jede Woche eine Anzahl englischer Schiffe versenken und wohin ihnen die englischen Kriegschiffe ihres zu großen Tiefganges wegen nicht folgen können.

Regierung diese ihre Pflichten versäumen, so würde sie sich vor Gott und der Geschichte der Verletzung derjenigen Grundsätze höchster Humanität schuldig machen, die die Grundlagen jedes Staatslebens sind". Dann bewies die Antwort zum Überfluß, was Herr Wilson ja schon wußte, aber nach seinem Wunsch nun auch „amtlich" schwarz auf weiß zugestellt bekam, daß die bewaffnete „Lusitania" ganz selbstverständlich das kleine Unterseeboot unschädlich gemacht haben würde, wenn dieses nach amerikanischer Forderung sich erst auf Verhandlungen mit der Schiffsleitung der „Lusitania" eingelassen hätte. Damit kann der Fall der „Lusitania" nach dem Sinne unserer Antwortnote als erledigt angesehen werden. Für die Zukunft tritt nun aber die deutsche Regierung mit ganz bestimmten unausweichbaren Vorschlägen an die amerikanische Regierung heran, die Wilson, wenn er es mit der Klärung der Streitfragen ehrlich meint, nicht beiseite schieben kann. Die deutsche Regierung wiederholt die Zusicherung, daß amerikanische Schiffe in der Ausübung der legitimen (das heißt völkerrechtlich zulässigen) Schiffahrt nicht gehindert und das Leben amerikanischer Bürger auf neutralen Schiffen nicht gefährdet werden soll. Neue praktische Vorschläge für die Amerika alles getan, was Amerika überhaupt erwarten kann. Von dem Verzicht auf den Unterseebootkrieg ist ganz selbstverständlich nicht mit einem Wort die Rede. Die Amerikaner sind ja bei so reichlicher Fahrgelegenheit auch niemals gezwungen, sich den Munitions- und Handelskriegschiffen der Engländer anzuvertrauen, ebensowenig wie sie als Weg für ihre Erholungsreisen zu Lande etwa die französisch-englische Frontlinie in Frankreich und Belgien wählen müssen, auf der sie trotz aller Neutralität ebenso gewiß mit deutschen Waffen Bekanntschaft machen würden, wie auf den von unseren Unterseebooten verfolgten feindlichen Kriegs- und bewaffneten Handelsdampfern. Mit ihren sehr annehmbaren praktischen Vorschlägen gibt die deutsche Regierung der amerikanischen die Entscheidung über das gute Einvernehmen der beiden Völker in die Hand, soweit es nicht schon dauernd schwer getrübt ist durch die tätige Unterstützung, die Amerika allen unseren Gegnern durch den viele hundert Millionen werten Waffen- und Munitionsersatz immer noch zu leisten sich nicht scheut. Wütende Auslassungen deutschfeindlicher amerikanischer Zeitungen, die bald nach Bekanntwerden der deutschen Antwortnote erfolgten, gaben Kunde davon, wie vollständig



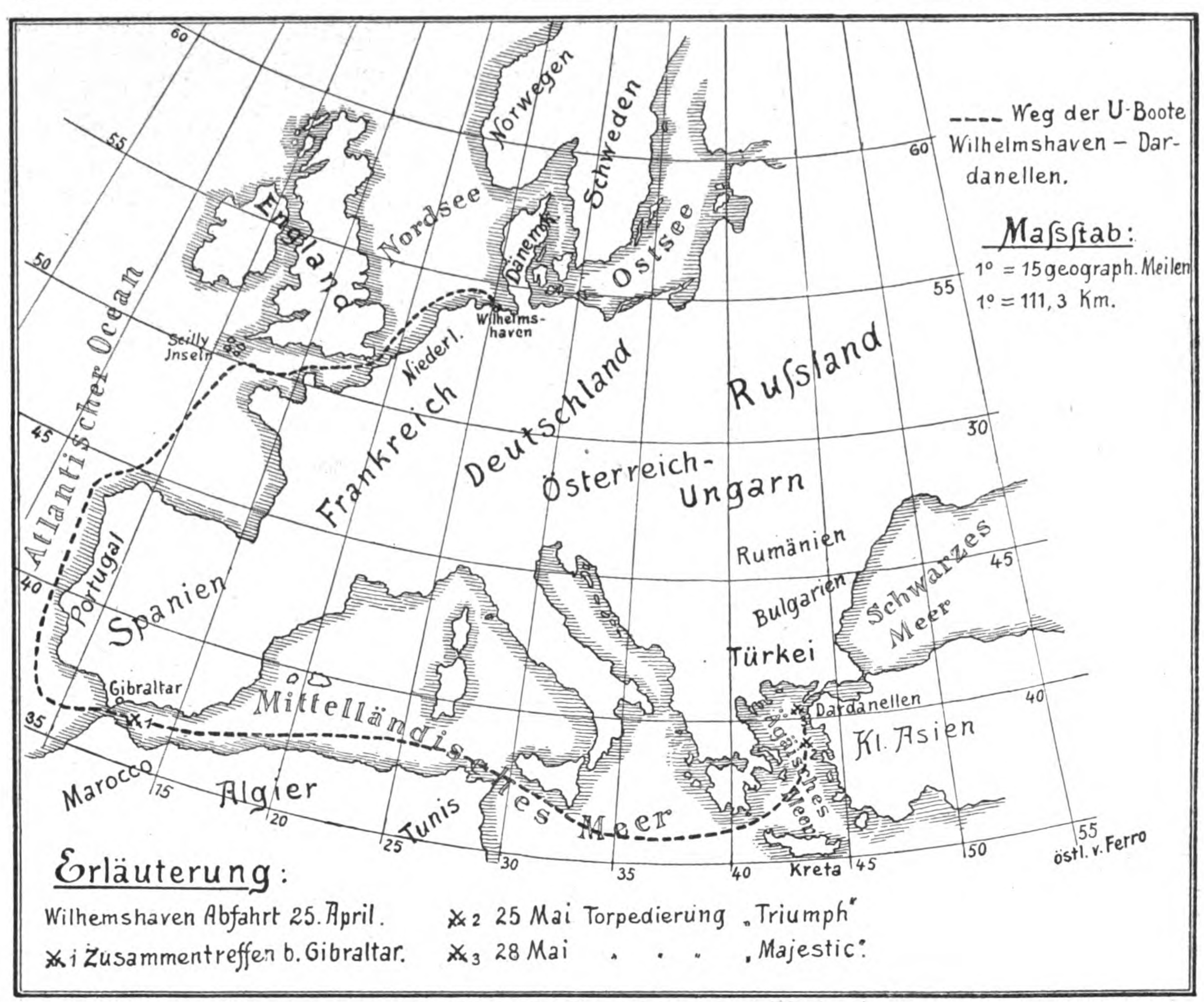
Deutsche Unterseeboote durchfahren auf dem Wege

Nach einer Originalzeichnung



nach den Dardanellen die Straße von Gibraltar.

von Professor Willy Stöwer.



Der Weg unserer U-Boote nach Konstantinopel.

die kraftvolle, überzeugende Antwort der deutschen Regierung den Deutschfeinden in Amerika den besten Wind aus den Segeln genommen hat. Selbst in der englischen Presse wurde trotz aller Reuterlügen alsbald zugegeben, daß an einen Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten oder gar an einen offenen Krieg zwischen beiden Ländern nicht gedacht werden könne. Allen Deutschenfeinden in Amerika kam nun auch noch eine ausführliche Darlegung der Neuyorker Zeitung „The Gaelic American“ äußerst ungelegen, in der der Beweis geführt wird, daß die „Lusitania“ trotz des gegenteiligen amtlichen Zeugnisses des Hafenkollekteurs Malone bei ihrer letzten Ausfahrt aus Neuyork doch Geschütze und Munition an Bord gehabt hat. „Die Männer, die die ‚Lusitania‘ vor ihrer letzten Ausfahrt untersucht und keine Geschütze gefunden haben, waren entweder sehr entgegenkommende Inspektoren oder sie konnten nicht gut sehen oder wollten nicht sehen, was jeder Dockarbeiter, der auf dem Schiffe gearbeitet hat, und jeder Matrose, der darauf gefahren ist, als Tatsache kannte.“ Die Erklärung der Cunardlinie, daß ihre Dampfer, bevor sie zum Marinedienst beordert werden, erst einen Heimathafen anlaufen müssen, um Waffen und Munition zu übernehmen, weist die Zeitung unter anderem vernichtend mit dem seinerzeit aufsehenerregenden Bericht der deutschfresserischen „New York Tribune“ zurück, daß die Beamten der Cunardlinie einem Berichterstatter der „Tribune“ zugestanden haben, der „Ozeanwindhund werde mit kraftvollen Seegeschützen ausgestattet, in Übereinstimmung mit Englands neuer Politik, Passagierschiffe zu bewaffnen“. Das war im Jahre 1913. Deshalb wunderte sich 1914 auch kein Mensch mehr, als die bei Ausbruch des Krieges im Hafen von Neuyork liegenden Cunarddampfer einfach aus dem Hafen ausliefen, ihre Geschütze klarmachten und sofort Aufklärungsdienste für die englische Flotte taten, ohne erst vorher Liverpool anzulaufen, um Geschütze zu holen. Denn Geschütze und selbstverständlich auch die dazu gehörige Munition hatten sie an Bord. Die Zeitung sagt unter anderem noch: „Die Admiralität hatte die britische Flotte lange vor dem Kriege mobilisiert, weil sie wußte, daß der Krieg kommen werde. Deutschland wußte es nicht, und daher wurden seine Schiffe überrascht.“

An solchen Zeugnissen im eigenen Lager, im Verein mit der so freimütig entgegenkommenden Auslassung der deutschen Regierung, vermochte auch Wilson, trotz all seines besonders nachgiebigen Verständnisses für englische Maßnahmen, nicht vorbeizugehen. Vor allem eines dürfte ihm klar geworden sein: der unbeugsame Wille der deutschen Regierung, den Unterseebootkrieg gegen England mit äußerster Härte unbeirrt fortzuführen, solange England bei seinem Willen, Deutschland durch Hunger zu vernichten, so halsstarrig wie bisher beharrt.

An der Neuyorker Börse begannen als Wirkung der deutschen Antwort alsbald die Werte der Waffen- und Munitionsfabriken bedeutend zu sinken. Dort nahm man anscheinend also an, daß Deutschland mit seinen Vorschlägen so oder so durchdringen werde und dann den Konterbande führenden Schiffen noch tatkräftiger auf den Leib rücken werde.

In der Zeit des deutsch-amerikanischen Notenwechsels hatte die Handelsflotte unserer Feinde nicht die mindeste Erleichterung im Unterseebootkampf. Die Liste der Schiffe, die wir auf Seite 14 dieses Bandes gebracht haben, ist in der zweiten Hälfte des Mai und im Juni ganz erheblich vermehrt worden. In der Bekämpfung der Unterseeboote erweist sich England so unfähig, daß es nur unter Anwendung hinterlistiger völkerrechtswidriger Mittel überhaupt imstande ist, hin und wieder eines unserer unermüdlichen U-Boote außer Gefecht zu setzen. U 29 ging mit unserem unsterb-

lichen Seehelden Otto v. Weddigen ohne Zweifel durch eine so schmähliche Irreführung zugrunde, wie das Wolffsche Büro sie aus maßgebender Quelle mitteilte. Danach versuchte am 14. Mai vormittags fünf Meilen östlich des an der englischen Ostküste liegenden Longstone-Leuchtturms ein unter norwegischer Flagge und mit norwegischen Neutralitätsabzeichen fahrender Dampfer auf eines unserer Unterseeboote einen zum Glück erfolglosen Angriff. Der Kommandant konnte später aus einer englischen Zeitung feststellen, daß der betreffende Dampfer ein englisches Schiff gewesen ist, das im Wettbewerb um den von der englischen Admiralität für die Vernichtung von Unterseebooten ausgesetzten Preis im mißbräuchlichen Schutze der norwegischen Flagge unser U-Boot bedrohte.

Viel schlimmer noch ist ein ähnlicher Flaggenmißbrauch im Kampf gegen U-Boote, der sich am 10. Juni an derselben Stelle ereignete. An diesem Tage versuchte ein englischer Dampfer im Schutze der schwedischen Flagge und des schwedischen Neutralitätsabzeichens im Verein mit einem ohne Flaggen und ohne jegliches Abzeichen fahrenden Dampfer und einem englischen Torpedobootzerstörer eines unserer U-Boote zu rammen, auch wieder ohne Erfolg. Dieser Fall beweist, daß die britische Admiralität selbst nicht davor zurückschreckt, den amtlich empfohlenen Mißbrauch der neutralen Flagge für Handelsschiffe auch zu Kriegshandlungen auszunutzen.

Anfang Juni gelang den Engländern, nach einer Mitteilung des ersten Lords der Admiralität vom 8. Juni, die Vernichtung des deutschen U 14. Der holländische Fischer Grootfeld von dem Scheveninger Fischerboot „Sch 347", das in der Nähe und Augenzeuge des Kampfes war, hat den Hergang geschildert. Danach griff U 14 einen bewaffneten englischen Fischdampfer an, ohne wegen starken Nebels sehen zu können, daß noch vier andere bewaffnete englische Fischerfahrzeuge in der Nähe waren. Diese eilten ihrem angegriffenen Gefährten zu Hilfe und befeuerten gemeinschaftlich U 14, das von einer Salve am Vorderschiff getroffen wurde. Selbst in dieser gefährdeten Lage, ohne die Möglichkeit, unterzutauchen, machte die Mannschaft des U-Bootes keine Anstalt, sich zu ergeben. Die Engländer rammten das Boot. Es sank, kam aber nach einigen Minuten für eine kurze Spanne Zeit wieder an die Oberfläche. Den Augenblick benutzte die mit Schwimmgürteln versehene Besatzung zum Sprung über Bord. Sie wurde aufgefischt und fortgeführt. Bei dieser Gelegenheit ist es nötig, darauf hinzuweisen, daß die englische Regierung unter den Neutralen auch dadurch Mißstimmung gegen Deutschland zu verursachen gesucht hat, daß sie den Deutschen unterschob, sie bekämpften harmlose und friedliche Fischer. Der geschilderte Kampf gegen U 14 ist nur ein Schulbeispiel dafür, was man von diesen harmlosen Fischern zu halten hat. Ihre Fahrzeuge sind weiter nichts als Aufklärungs- und Gefechtschiffe der englischen Kriegsflotte.

Diese ist zum Schmerz für die Engländer im Verlauf der Monate Mai und Juni aber auch nicht ungeschoren davongekommen. Am 28. Mai flog der Hilfskreuzer „Prinzeß Irene" bei Sheerneß nach amtlicher Meldung durch einen „unglücklichen Zufall" in die Luft. Der unglückliche Zufall ist der Torpedo eines deutschen U-Bootes gewesen. „Irene" war ein neuer, erst 1914 von Stapel gelassener Canadian-Pacific-Dampfer von 6000 Tonnen.

Am 5. Juni wurde ferner gemeldet, daß der englische Zerstörer „Mohawk" in der Nordsee auf eine Mine aufgelaufen sei, sich aber noch bis zum nächsten Hafen schleppen konnte. Der „Mohawk" stammt aus dem Jahre 1907, hatte eine Besatzung von 70 Mann und verdrängte 900 Tonnen.

Am 20. Juni torpedierte ein deutsches Tauchboot in der Nordsee einen englischen Panzerkreuzer vom Minotaur-Typ. Der deutsche Kommandant konnte keine vollständig genaue Meldung über das Ergebnis des Angriffes machen, weil er nach dem Torpedoschuß sofort untertauchen mußte. Die englische Admiralität teilte über den Fall am 24. Juni mit, daß am 20. der Panzerkreuzer „Roxburgh" von einem Torpedo getroffen, aber nicht sehr schwer beschädigt worden sei; er habe noch unter eigenem Dampf die Fahrt fortsetzen können.

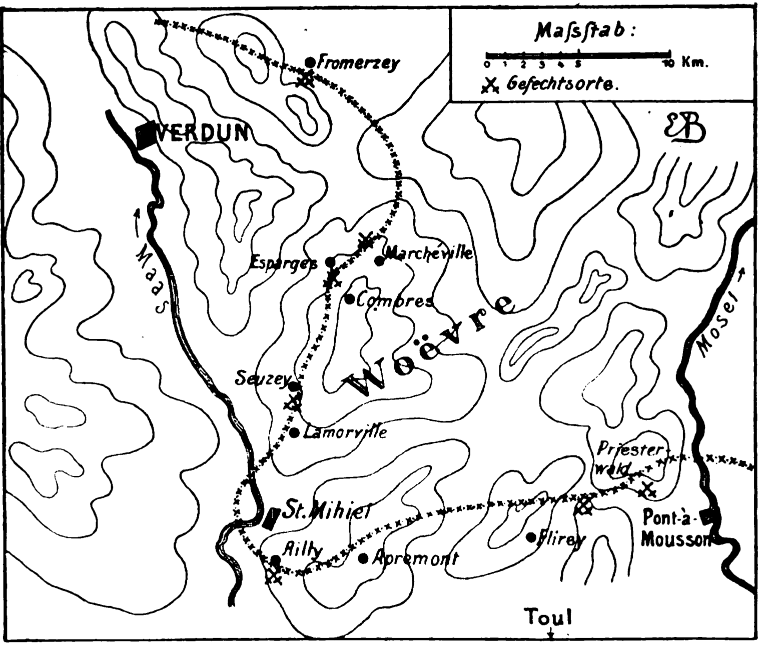
Deutschland beweist seine Überlegenheit im Vergleich mit England nicht nur durch den täglichen Angriff seiner U-Boote, sondern auch durch Angriffe aus der Luft mit seinen Zeppelinen. Am 19. Mai warf ein Zeppelin Bomben über Southend und Westcliffe. Der Schaden in Southend allein soll nach gegnerischen Meldungen über 200 Millionen Franken betragen haben. Alle öffentlichen Gebäude wurden mehr oder minder schwer beschädigt und aus den nach dem Tag des Angriffs stark anschwellenden Todesanzeigen in Southender Blättern ward ersichtlich, daß der Angriff auch eine sehr erhebliche Zahl Menschen zum Opfer gefordert hatte. Der englische Zensor ist hinsichtlich der Mitteilung der Ergebnisse von Angriffen aus der Luft ganz besonders peinlich, kaum daß er die Mitteilung der nackten Tatsache zuläßt, daß überhaupt ein Angriff stattgefunden hat.

Anfang Juni prasselten die schweren deutschen Luftbomben auch über Ramsgate, Brentwood und andere Orte in der allerunmittelbarsten Umgebung Londons nieder. Darüber lag am 1. Juni eine sich sehr dumm stellende amtliche Reutermeldung vor, die es in Zweifel zog, ob die zahlreichen Brände in den genannten und anderen Orten im Zusammenhang mit dem Besuch der Luftschiffe ständen.

Dafür meldete der deutsche Admiralstab amtlich einen zweiten Angriff in der Nacht vom 6./7. Juni auf die Docks von Kingston und Grimsby.

Dieser Ausfall auf den empfindlichsten Teil der Weltstadt ist von gewaltiger moralischer Wirkung in England gewesen. Diesmal sorgte der Zensor dafür, daß nicht die kleinste Nachricht über die Folgen der Bombenwürfe durch die Zeitungen bekannt gemacht wurde. Jeder Einfallsort einer Bombe wurde sofort umfassend abgesperrt. Wir wissen aber aus Mitteilungen Reisender und aus Briefen, daß in der Nähe von Bishopsgate Market, fünf Minuten von der City, dem innersten Herzen Londons, entfernt, Häuser durch Bomben in Brand geraten sind. Ebenso gingen in Hoxey, einer dichtbewohnten Vorstadt Londons, zahlreiche Häuser in Flammen auf. Über 300 Personen wurden getötet oder verwundet. Eine große Anzahl der Stapel- und Lagerhäuser längs der Themse brannte ab. Die Regierung behauptete, diese Brände seien durch Brandstiftung entstanden. Jedermann in London aber weiß, daß sie auf Zeppelinbomben zurückzuführen sind. In den Tilbury-Docks wurde ein mächtiges Lagerhaus mit Jute vernichtet, in den Indian-Docks verbrannte ein großer Dampfer von 6000 Tonnen. In der Upperthames-Street brach in dem siebenstöckigen Warenhaus der Firma A. und G. Green ein riesiges Schadenfeuer aus, das unter der Tätigkeit von zwölf Dampfspritzen endlich zum Stehen kam. In der Nähe dieses Hauses verbrannten Schuppen mit 1200 Ballen Baumwolle bis auf den letzten Rest. In der Brewery-Road wurde das Gewerkschaftsgebäude der Arsenalarbeiter von Woolwich vom Feuer erfaßt, konnte in seinen Hauptteilen aber durch die Feuerwehr erhalten werden.

Am 5./6. Juni hatte auch die befestigte Humbermündung



Kartenskizze zum Angriff auf die Combreshöhe (siehe Seite 56).

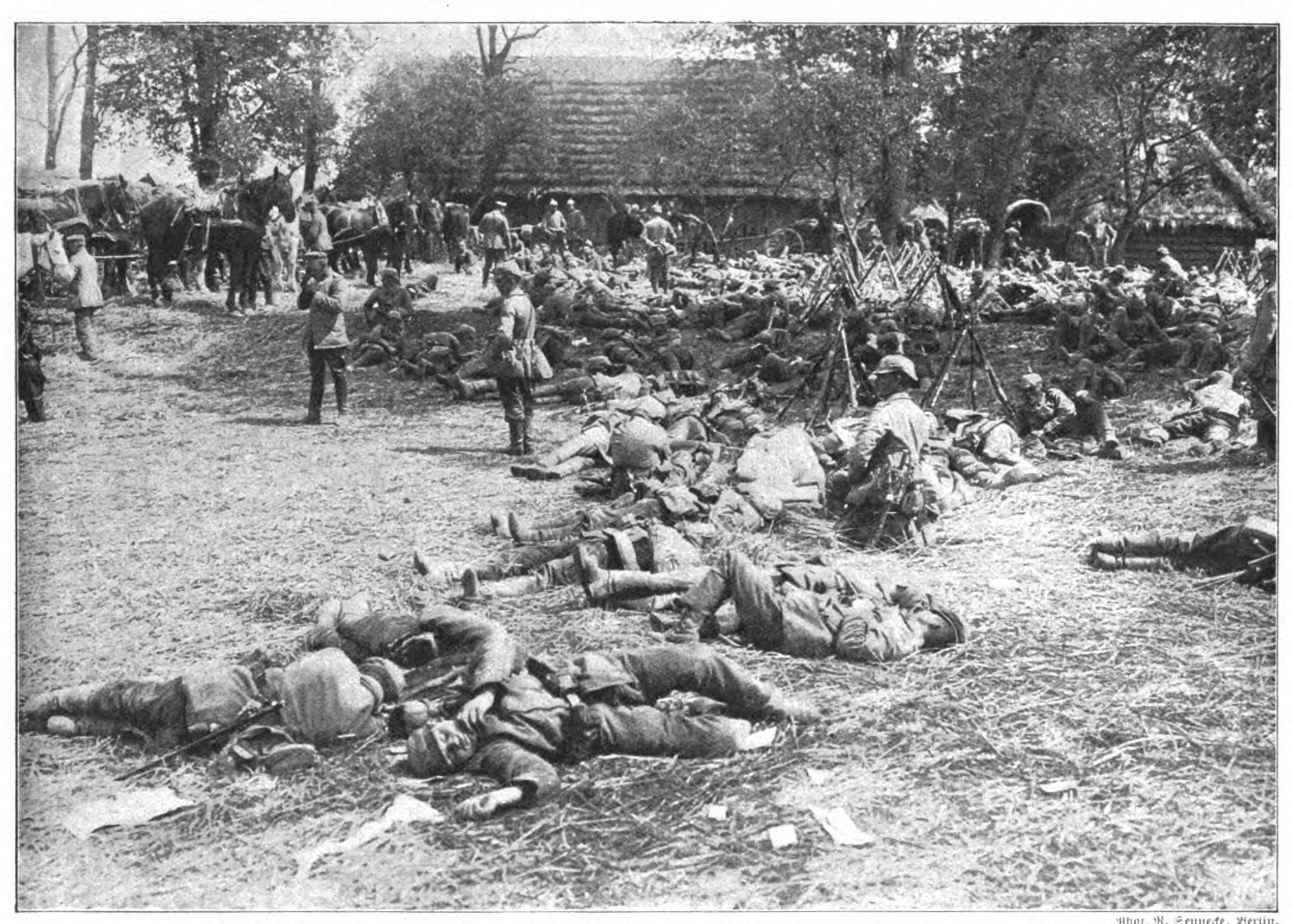
und der Flottenstützpunkt Harwich einen harten Angriff deutscher Marineluftschiffe über sich ergehen lassen müssen. Besonders im Hafen von Harwich waren die Brandbombenwürfe von bestem Erfolg. Es wurden zahlreiche Brände gesichtet und starke Explosionen gehört, darunter eine überaus heftige, die von einem in die Luft geflogenen Öltank oder Gasbehälter stammen mußte. Auch über diese Angriffe schwieg sich die englische Presse geflissentlich aus.

In der Nacht vom 15./16. Juni wurde schon wieder ein erfolgreicher Luftangriff, diesmal auf die Nordostküste Englands, ausgeführt. Wieder wurden viele industrielle Anlagen in Brand gesetzt und auch ein Hochofenwerk zerstört. Eine Strandbatterie, die eine sehr heftige Beschießung auf unsere Luftschiffe ausführte, wurde angegriffen und zum Schweigen gebracht. Dieser Besuch deutscher Zeppeline hat das rein militärische Ziel der Schädigung der gewaltigen Armstrongwerke bei Shields gehabt. Nach Meldungen Neutraler trafen 14 Bomben die Marinewerkstatt und das Arsenal, wobei mindestens 17 Personen getötet und 40 verwundet wurden. Der angerichtete Sachschaden war so bedeutend, daß die Arbeit wesentlich eingeschränkt werden mußte. Das ist für uns von erheblichem militärischen Wert, weil die Armstrongwerke die größte englische Geschützgießerei und die wichtigste englische Werft für Panzerschiffe sind.

Aus guten Gründen teilt unsere Admiralität über die Ergebnisse unserer Zeppelinangriffe nur das Allernötigste mit, um den Feinden nicht zu zeigen, worauf es uns ankommt. Bestritten wurden ihre Angaben von englischer Seite niemals. Besonders können die Engländer nichts dagegen ins Feld führen, daß unsere Angriffsluftschiffe trotz allerheftigster Beschießung ohne den geringsten Schaden wieder nach Hause gekommen sind. Aus der Vernichtung der Strandbatterie beim Angriff auf die Armstrongwerke können wir schließen, daß die Bombenwürfe unserer Zeppeline mit großer Sicherheit gezielt werden, denn eine Strandbatterie bietet einem hoch in der Luft schwebenden Fahrzeug natürlich nur ein sehr kleines Ziel.

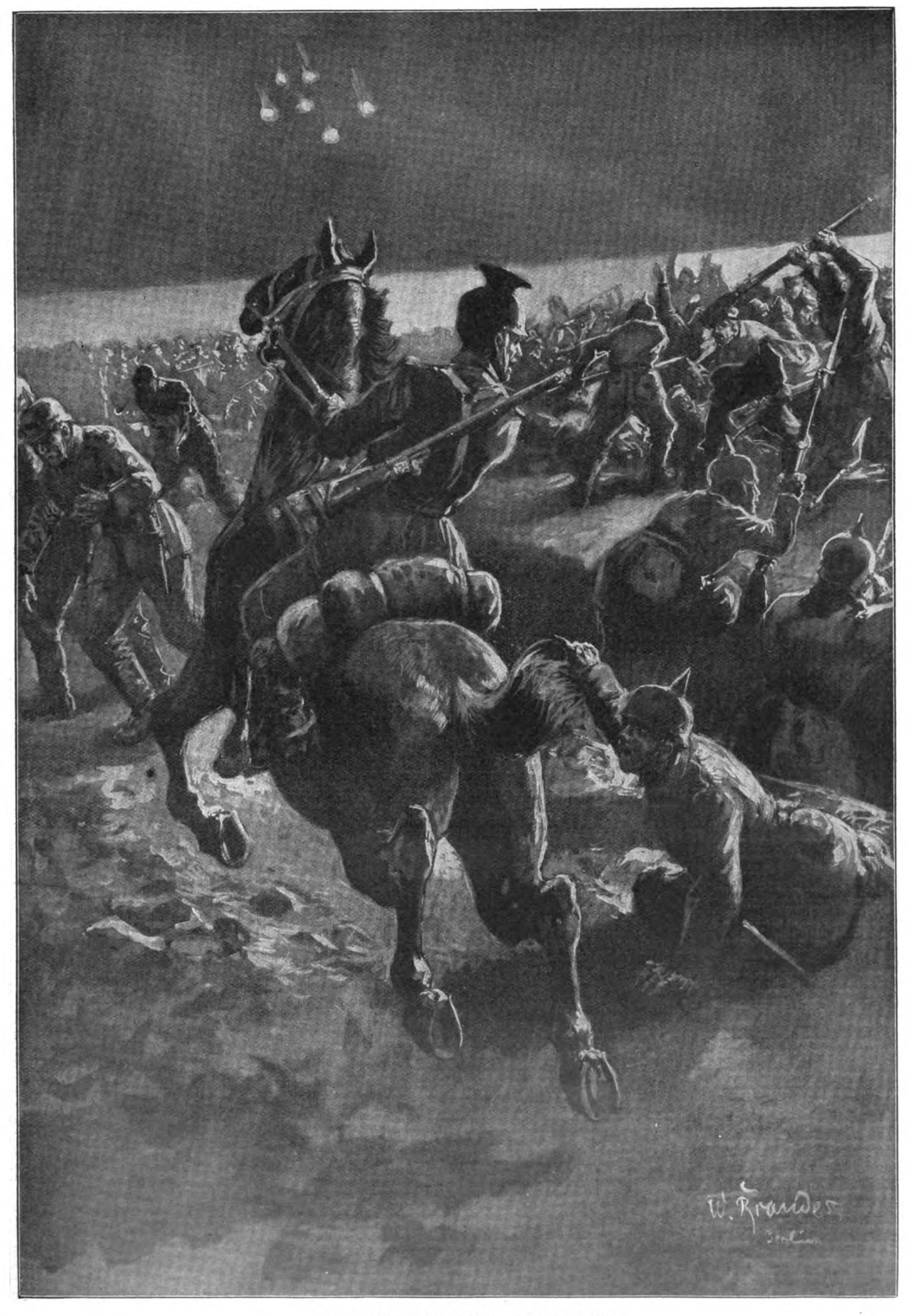
Anfang Juli versuchte England, das sich gegen die einschneidenden Heimsuchungen unserer Luftflotte nicht zu verteidigen vermag, obwohl Churchill einst das englische Flugwesen als allen anderen überlegen hinstellte, auf unsere Küsten einen allem Anschein nach weitläufig vorbereiteten Anschlag. Unsere wachsamen Zeppeline erstickten ihn schon im Keim auf der Höhe von Scheveningen. Ein einziges Wasserflugzeug, daß schon beim Aufstieg war, mußte schleunigst zu seinem Mutterschiff zurückeilen. Durch Bombenwürfe vertrieben unsere Luftschiffe das feindliche Geschwader. Welche Erfolge sie im einzelnen erzielten, ist nicht bekannt geworden.

Die englische Regierung hat unsere Verteidigungskraft stets recht hoch gewertet. Sie hat von Anfang an damit gerechnet, daß beim Ausbleiben besonderer Glücksfälle Deutschland sich wohl drei Jahre lang gegen seine Widersacher halten werde. Die Arbeit der langsamen Erdrosselung Deutschlands meinte England so ziemlich allein seinen Bundesgenossen überlassen zu dürfen. Die englischen Diplomaten glaubten, wie schon bei vielen früheren Gelegenheiten in der Weltgeschichte, auch diesmal die Sache so geschickt geschoben zu haben, daß England die Rolle des müßigen Zuschauers spielen und am Ende der Kämpfe in seinem Sinn den Frieden gestalten könne. So deutlich den englischen Kriegsmachern der mögliche Stärkegrad der deutschen Widerstandskraft vorgeschwebt hat, so vollständig überrascht wurden sie durch seine immer wieder jugendfrische Angriffskraft, die ununterbrochen den Augenblick des gefürchteten Einbruchs in den Bereich der Möglichkeit rückt. Die Verantwortung ward der liberalen Regierung zuletzt so schwer, daß sie ein Koalitionsministerium, eine Regierung aller Parteien, ins Leben rief und so das Heft der Regierung tatsächlich in die Hand der Konservativen legte. Wie ohnmächtig die englische Organisation des Kampfes im Vergleich mit der deutschen dasteht, geht schon allein und bis zur Lächerlichkeit deutlich aus dem Umstand hervor, daß ein besonderer und in diesem Augenblick sogar der wichtigste Ministerposten für die Munitionsbeschaffung eingerichtet wurde. Das Munitionsministerium ist dem allerbeweglichsten, tüchtigsten und tatkräftigsten Minister, Lloyd George, dem ebenso geliebten wie gehaßten früheren Schatzkanzler



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Rast in Mosciska (zwischen Przemysl und Grodek) nach anstrengenden Märschen in glühender Hitze.



Als Meldereiter zwischen den Schlachten.

Nach einer Originalzeichnung von Willy Brandes.



Phot. Ed. Frankl, Berlin.

Ankunft einer Ladung Schafe zur Verproviantierung der verbündeten Truppen in Russisch-Polen.

der englischen Regierung, übertragen worden. Auch in der Wahl dieser Persönlichkeit kommt die bittere Not zum Ausdruck, die die schlimmen Versäumnisse der Vorbereitung des Vernichtungskampfes gegen Deutschland hervorgerufen haben und mit jedem Tag deutlicher werden lassen. Der Munitionsmangel ist so bedrohlich, daß selbst die Riesenanstrengungen des aushelfenden Amerika den Bedarf nicht auf die Dauer decken können, besonders wo eine gesteigerte Tätigkeit der U-Boote gegen die Munitionsdampfer zu erwarten und auch schon fühlbar geworden ist.

Der Munitionsmangel ist nicht der einzige Grund für die wachsende Verwirrung im Lager dieses eigentlich führenden Feindes. Unsere U-Boote erzielten durch ihre nimmermüde, aufopferungsvoll heldenhafte Tätigkeit bereits eine so starke Beschränkung der Nahrungsmittelzufuhr Englands, daß dieses der uns angedrohten Gefahr der Hungersnot viel näher ist als wir. In demselben Augenblick, in dem wir unsere Getreidepreise herabsetzen durften, weil wir dank unserer sparsamen Verteilung der Vorräte vorzüglich ausreichen, steigt in England der Getreidepreis, obwohl er schon seit Monaten erheblich höher war als bei uns.

Zu den Sorgen um die Munitionsbeschaffung und die Lebensmittelfrage trift auch noch eine merkbare Erschöpfung der Finanzkraft. Die englische Regierung gestand offen ein, daß ihr die Finanzsorgen über den Kopf wachsen. Die silbernen Kugeln, mit denen Lloyd George uns niederstrecken wollte, sind also auch nicht das Zaubermittel, das uns auf die Knie zu zwingen vermag; denn unsere Finanzkraft ist noch lange nicht am Rande ihres Könnens. Lustig stimmt die Nachricht, daß die Italiener die für ihren Treubruch als Kaufpreis angesetzten drei Milliarden immer noch nicht erhalten haben. Dem flehentlichen Drängen dieses seines Bundesgenossen antwortete England schließlich, daß die Milliardenschiffe mit all dem schönen Geld von deutschen U-Booten versenkt seien. Die Italiener wollen das aber nicht glauben.

Wir wollen die Wirkung dieser wachsenden Besorgnisse Englands nicht überschätzen, wenn sie unserem Herzen auch wohltun. Wir wissen, daß die Hauptentscheidung nur im Kampfe von Mann gegen Mann fallen kann. Wir fühlen unser Vertrauen aber gestärkt, wenn wir von solchen Nöten bei unserem Hauptfeind hören, die ihn, den dünkelhaften und überstolzen, doch endlich auch mit zermürben helfen müssen. Anzeichen dafür sind schon vorhanden. In Privatgesprächen hat selbst Grey angedeutet, daß England im Friedensfalle vermutlich für die Neutralisierung der Meere, also für die von Deutschland gegen England erstrebte Freiheit der Meere, zu haben sein werde. Warten wir ruhig ab, bis Grey auch amtlich zugibt, daß seine halsstarrige Überzeugung von der Unbesiegbarkeit Englands ins Wanken geraten ist.

Zunächst mag sich England an Teilerfolgen wärmen, die aber für den Ausgang des Ringens von gar keiner Bedeutung sind. Die deutsche Heeresmacht in Südwestafrika hat sich einer sechs- bis achtfachen feindlichen Überzahl unter schwerem Mangel an Wasser und Nahrung in einer der unwirtlichsten nördlichen Gegenden unserer Kolonie unter den ehrenvollsten Bedingungen ergeben. Wir bedauern mit unseren der teuren Heimat so fernen treuen



In der Schmiede.

Rechts eine fahrbare Feldschmiede. — In der Mitte Behandlung eines widersetzlichen Pferdes im „Notstand".

Kämpfern da draußen, daß sie unter dem Druck von Hunger und Durst einen so unendlich schweren Entschluß fassen mußten; wir empfinden aber mit größter Genugtuung, daß der feindliche General Botha es nicht gewagt hat, ihnen durch die allergeringste an die Ehre gehende Zumutung einen Verzweiflungskampf aufzudrängen.

Nach vielen Monaten der Belagerung und Bekämpfung haben die Engländer ferner auch den kleinen Kreuzer „Königsberg" zerstört. Er hat mit Erfolg den Kaperkrieg an der ostafrikanischen Küste geführt und wurde von gewaltiger feindlicher Übermacht schließlich in der Mündung des Rufidji, seinem Schlupfwinkel, festgehalten und durch Versenkung dreier Fahrzeuge in der schmalen Fahrrinne blockiert. Es gelang dem Kreuzer, zahlreiche Gefechte der angreifenden Engländer zu seinen Gunsten zu entscheiden und gelegentlich auch in eigenem Angriff den Feind zu beunruhigen und zu schädigen. Nach dem Bericht der englischen Admiralität wurde er nun in Gefechten vom 4. und 11. Juni nach mannhafter Verteidigung von den Kreuzern „Weymouth" und „Pioneer" und den Monitoren „Severn" und „Mersey" zunächst kampfunfähig gemacht und dann ganz vernichtet. Aus dem Bericht der Engländer geht deutlich hervor, daß die „Königsberg", der ja keine Erneuerung der Munition möglich war, lediglich infolge Munitionsmangels zugrunde gegangen ist. Diese kleinen Erfolge werden in England zeitweilig betäubenden Jubel auslösen, aber den von uns ersehnten Tag der endgültigen Abrechnung und des endlichen schlimmen Erwachens nicht hinausschieben. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Tätigkeit der Veterinäroffiziere im Felde.

Von Alexander Müller, Veterinär, z. Zt. im Felde.

(Hierzu die Bilder Seite 50 und 51.)

Die Schlagfertigkeit einer Armee hängt zum nicht geringen Teile von einem gesunden, arbeitskräftigen Pferdebestande ab. Diesen zu schaffen und dem Vaterlande zu erhalten, ist Aufgabe der Veterinäre schon im Frieden und noch viel mehr im Kriege, wo naturgemäß großer Bedarf an Pferden besteht und sich einem geeigneten Ersatz mit der Dauer des Feldzuges immer größer werdende Schwierigkeiten in den Weg stellen. Wer etwa meint, daß man auf die erkrankten Pferde ein kurzes Verfahren anwende und ihnen einfach eine Kugel gebe, der irrt gewaltig. Wenn man auch selbstverständlich die auf dem Schlachtfelde schwer verwundeten, verstümmelten und für immer arbeitsuntauglich gewordenen Pferde sowie die an unheilbaren inneren Erkrankungen leidenden Tiere auf diese Weise schnell und schmerzlos von ihren Qualen erlöst, so bleibt doch immer noch genügend andere Arbeit zu leisten übrig.



Eine Feldschmiede nebst einem lang gestreckten Pferdeschuppen.

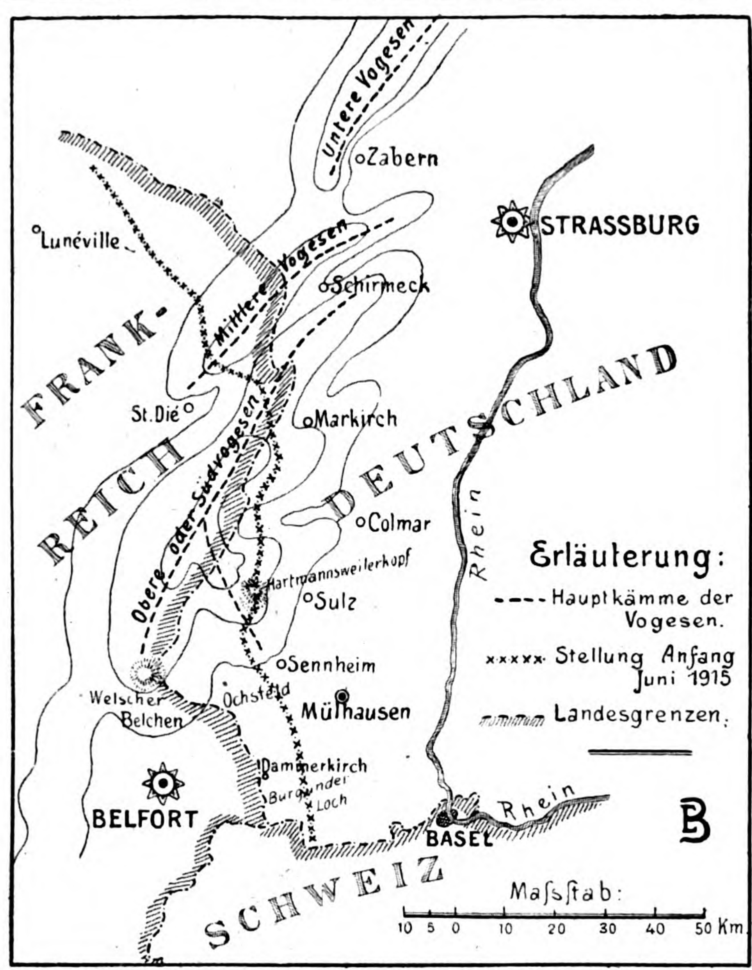
Phot. Leipziger Presse-Büro.

Von besonderer Wichtigkeit ist die rechtzeitige Erkennung und Bekämpfung der Pferdeseuchen, wie zum Beispiel Brustseuche und Rotz, die schon in Friedenszeiten gewaltigen Schaden anrichten, jetzt im Kriege aber einer ganzen Armee verhängnisvoll werden können. Während wir für die Brustseuche in dem Ehrlichschen Neosalvarsan ein wirksames Heilmittel gefunden zu haben scheinen, stehen wir dem Rotz, der durch seine leichte Übertragbarkeit auch für den Menschen lebensgefährlich werden kann, noch machtlos gegenüber. Hier hilft nur sofortiges Töten und unschädliches Beseitigen der erkrankten Tiere. Außerdem werden alle der Ansteckung verdächtigen Pferde sofort einer serologischen Blutuntersuchung unterzogen, bis zu deren Durchführung sie streng abgesperrt werden. Auf diese Weise ist es gelungen, große Rotzseuchen zu vermeiden, wenn auch selbstverständlich hin und wieder immer noch einmal ein vereinzelter Rotzfall auftritt.

Aber nicht nur die Behandlung der erkrankten Pferde und die Vermeidung und Bekämpfung von Seuchen ist Aufgabe der Veterinäre, sondern als weiteres und wichtiges dankbares Feld bietet sich ihnen die Ausübung der Fleischbeschau. Jede Division hat eine Feldschlächterei, die die

Truppen mit frischem Fleisch zu versorgen hat. Und wie schon in der Heimat kein Stückchen Fleisch verkauft werden darf, das nicht vorher tierärztlich untersucht worden ist, so wird auch in unseren Feldschlächtereien, die besonders im Westen während des Stellungskrieges in jeder Hinsicht einwandfrei und mustergültig eingerichtet worden sind, jedes Tier im lebenden und dann im geschlachteten und zerlegten Zustande durch einen Veterinär der Fleischbeschau unterzogen und auf diese Weise dafür Sorge getragen, daß unser Heer nur tadelloses, einwandfreies Fleisch erhält. Von welch großer Bedeutung dies für den Gesundheitszustand unserer Armee ist, braucht wohl nicht erst besonders erwähnt zu werden; ist es doch allgemein bekannt, wie leicht durch das Fleisch kranker Tiere die menschliche Gesundheit schwer geschädigt werden kann.

Somit tragen die Veterinäre nicht nur dazu bei, unseren treuen vierbeinigen Kameraden Hilfe und Erleichterung in ihren Leiden zu verschaffen und das Heer vor unnötigen, in der jetzigen Zeit besonders schwerwiegenden Pferdeverlusten zu bewahren, sondern ihre Tätigkeit erstreckt sich auch auf das Wohl und die Gesundheit unserer Soldaten und ist somit für das glückliche Gelingen des Feldzuges von nicht zu unterschätzender Bedeutung.



Karte zu dem Artikel „Die Vogesenkämpfe".

Die Vogesenkämpfe.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu Bilder und Kartenskizze Seite 52 und 53.)

Es dürfte wenig Landstriche geben, auf die der Deutsche zu Beginn und während des Krieges so oft geschaut hat, wie auf den kleinen Teil der Südvogesen, jenen Zipfel der deutschen Lande, der westlich nach Frankreich hineinspringt zum Welschen Belchen, während nördlich daran anschließend die deutsch-französische Grenze nordnordöstlich einbiegt bis zum Donon. Ist doch dieser vorspringende Zipfel der einzige Teil unseres Vaterlandes, der so lange in feindlichem Besitz geblieben ist. So sind wir Deutsche nun einmal! Was deutsch ist, soll auch deutsch bleiben. Gleichzeitig ärgert uns, offen gesagt, die großartige Siegesfanfare Joffres über die „Befreiung der geliebten elsässischen Brüder". Wenn man seine überschwenglichen Worte darüber



Französische Befestigungen auf dem Donon.

Aus der Studienmappe eines deutschen Fürsten.



Hinauffahren schwerer Geschütze in den Hochvogesen.

Nach einer Originalzeichnung von Curt Liebich.

sowie die seiner untergebenen Behörden auf Maueranschlägen oder in französischen Zeitungen liest, tut man gut, zur Karte zu greifen und sich auf dieser unparteiisch den Sachverhalt klarzulegen.

Vom ersten Mobilmachungstag an sammelten sich die französischen Hauptstreitkräfte im Raum bei Belfort, um von da aus gegen die erwarteten deutschen Streitkräfte vorzugehen, deren äußerster rechter Flügel — wenigstens nach der öffentlich in Büchern verschiedener französischer Generäle und sonstiger Militärschriftsteller geäußerten Ansicht — sich höchstens bis in die Gegend zwischen Metz und Diedenhofen erstrecken sollte. Statt dessen drangen nicht weniger als fünf deutsche Armeen in kräftigem Ansturm nördlich Diedenhofen gegen Westen vor, während die französischen Massen bei Belfort einen Luftstoß machten. Zwar erzielten letztere einen anfänglichen Geländegewinn, der sie bis nach Mülhausen führte. Doch mußten sie sich bald nachher fluchtartig zurückziehen, um nicht südwärts gegen die schweizerische Grenze getrieben und abgeschnitten zu werden. Der Hauptkampf fand natürlich in der großen Ebene des Ochsfelds sowie südlich daran anschließend im Burgunder Loch statt, dem großen, 30 Kilometer breiten französischen Einfallstor zwischen Südvogesen und Schweiz. Der Hauptstoß, mit dem man die Eindringlinge abschneiden wollte, wurde in Richtung Sulz-Sennheim geführt. Der Gegner merkte jedoch die Gefahr und zog sich schleunigst zurück.

Ein zweiter französischer Vorstoß durch das genannte Einfallstor führte gegen eine schwache Besetzung von Landwehr- und Landsturmtruppen zu einem zweiten feindlichen Einzug in Mülhausen. Doch dauerte die Freude nur wenige Tage, bis deutsche Verstärkungen eingetroffen waren. Dann begann der Rückzug des Gegners an dieser Stelle zum zweiten Male.

Ein dritter, groß angelegter feindlicher Einfallversuch konnte schon im Keime erstickt werden. Die Stellungen blieben seither im großen ganzen dieselben.

Ebenso wie in den Argonnen das Waldgebiet nur allmählich in die Kampfhandlung einbezogen wurde, nachdem es vorher nur von kleineren Abteilungen und Patrouillen durchsucht worden war, begannen die südlichen Vogesenkämpfe sich erst nach und nach zu entwickeln. Der Grund dafür ist, daß man beiderseits der Ansicht war, eine bedeutende Vernichtungschlacht könne nur in günstigem, aber nicht in schwierigstem Gebirgsgelände geschlagen werden. Deshalb hielt man die Kräfte möglichst zusammen und sträubte sich gegen jede Zersplitterung, die eine Einbuße an Gefechtskraft für die ersehnte Entscheidungschlacht herbeigeführt hätte und zudem völlig unnötig schien, da der Gegner ebenfalls im allgemeinen stärkere Kräfte nicht in die unwegsamen Wälder und auf steile Felsenkuppen ansetzte.

Es lohnt sich, auf Beschaffenheit und Lage der Vogesen sowie ihren Einfluß auf die Kämpfe jener Gegend näher einzugehen. Man unterscheidet drei riesige Rücken in Ausdehnungen von 60, 40 und 80 Kilometer: Untere, Mittlere und Obere oder auch Süd-Vogesen. Sie streichen alle ungefähr von Nordosten nach Südwesten und sind ineinandergeschachtelt (siehe auch die Vogelschaukarte Bd. I, S. 364). Als Grenzpunkte kann man — um bekanntere Namen zu nennen — zwischen Süd- und Mittleren Vogesen Schirmeck, zwischen Mittleren und Unteren Vogesen Zabern ansprechen. Die deutsch-französische Grenze läuft durch die Mitte der Mittleren Vogesen. Alle drei Höhenzüge sind dicht mit Wäldern bewachsen, die auf französischer Seite allerdings großenteils abgeforstet und nicht wieder angepflanzt wurden.

In der Bodenbeschaffenheit finden sich jedoch zwischen Mittel- und Südvogesen, die uns als Kampfplatz ja ausschließlich angehen, große Unterschiede. Erstere bestehen aus Sandstein, sind ein richtiges Mittelgebirge, zerklüftet, mit steilen Abfällen in die tief eingeschnittenen Täler. Dagegen bestehen letztere aus Granit und Porphyr und haben alpinen Charakter sowie einen fast durchlaufenden Kamm mit Längstälern und unbewaldeten Gipfeln. Beide Gebirge fallen leider nach der oberrheinischen Tiefebene bedeutend steiler ab als nach der französischen Seite, wo sie eine sanft abfallende schiefe Ebene bilden. Diese Ungunst des Geländes erschwert natürlich die deutschen Angriffe, den Munitionsersatz auf den vielgewundenen steilen Bergstraßen und die Tagesleistung der Verpflegungskolonnen ungemein (siehe Bild Seite 53). Dazu kommt noch, daß die starke Festung Belfort mit ihren weittragenden Geschützen eine Annäherung ohne genügende Artillerievorbereitung mit starken Verlusten für den Angreifer abweisen kann. Wir haben aber an der engeren Einschließung Yperns, an dem Vorgehen in Kurland, der Eroberung von Stryj, der Zurückgewinnung von Przemysl gesehen, daß die großen, wichtigen Kriegschauplätze an anderer Stelle liegen.

Nur kleinere Gebirgskämpfe — allerdings sehr erbitterte — wurden vom Hartmannsweiler Kopf und der dortigen Front gemeldet, die sich im allgemeinen dem Gebirgskamm anschmiegt von Sennheim bis Markirch.

Eine kleine Episode der dortigen Kämpfe, die des Humors nicht entbehrt, sei besonders erwähnt. Bei Dammerkirch befanden sich zwei wichtige Eisenbahnüberbrückungen, die beide von uns in den ersten Kriegsmonaten zerstört worden waren. Seit mindestens 6 Monaten bauten die Franzosen unermüdlich an der Wiederherstellung wenigstens der einen Eisenbahnbrücke, in der Hoffnung, die „boches“ würden es nicht merken oder wenigstens nichts dagegen unternehmen können, da die Brücke mehrere Kilometer hinter der französischen Stellung lag. Kaum brach endlich der ruhmreiche Tag der Wiedereröffnung an, als wir Deutsche gerade im Augenblick der Belastungsprobe durch wenige vorzügliche Schüsse unserer längst auf der Lauer liegenden schweren Mörser die mühevolle Arbeit mit Leichtigkeit zerstörten. „Oft findet Überraschung statt da, wo man's nicht erwartet hat!“

Rings um England und zu den Dardanellen.

(Hierzu Bilder und Kartenskizze Seite 41—46.)

U-Boote in den Dardanellen! Das mag kein kleiner Schreck für die Engländer gewesen sein. Aber nicht für sie allein. Auch für die beteiligten Flotten ihrer Verbündeten. Selbst in Deutschland war das Publikum überrascht. Die Zeitungsleser staunten und hofften, daß es sich als wahr herausstellen möchte. Es war zu schön, als daß man es so ohne weiteres glauben wollte.

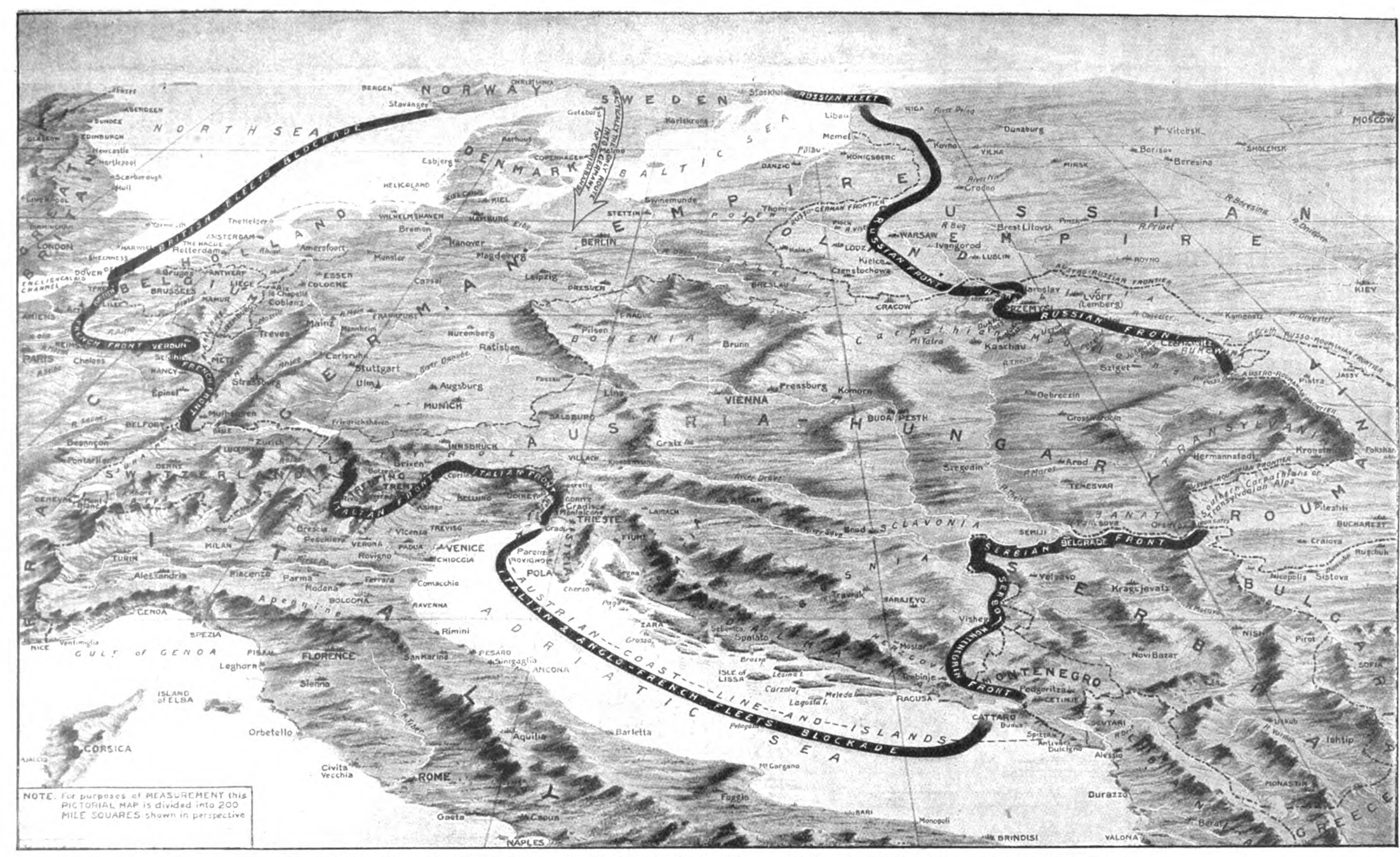
Ähnlich war es bei Beginn des U-Boot-Krieges und bei der ersten Torpedierung in der Irischen See. Nicht nur die Gegner, sondern auch wir Deutsche suchten die bisher unerhörten Leistungen zu verstehen, indem wir sie zergliederten, zerteilten. Man raunte und fahndete nach einer geheimen Operationsbasis an der englischen Küste. Man fand sie nicht. Sie war gar nicht vorhanden. Man vermutete Transporte zerlegter U-Boote auf dem Landweg nach den Dardanellen. Man hatte sich getäuscht. Das Unglaubliche war Wahrheit geworden — die Fahrt von der Nordsee bis zu den Dardanellen mit Unterseebooten.

Es war noch zu der Zeit, als sogar in Fachkreisen die Ansicht herrschte, daß ein Unterseeboot nur einen sehr kleinen Aktionsradius besitze, der es wohl kaum dazu befähige, längere Zeit an Englands Küste zu weilen, da wurden die beiden Linienschiffe „Triumph“ und „Majestic“ in der Nähe der Dardanellen torpediert. Und der Meisterschütze war in der Tat ein deutsches U-Boot. Es hatte sich mit seinem Kommandanten, Kapitänleutnant Hersing, schon einen Platz in der Kriegsgeschichte gesichert. Am 15. September 1914 war der englische Kreuzer „Pathfinder“ durch dieses Fahrzeug in die Luft geflogen, und auch fünf englischen oder französischen Frachtdampfern hatte es nach und nach zur letzten Fahrt auf den Meeresgrund verholfen.

Kapitänleutnant Hersing ließ zum erstenmal einen Einblick in den Seeweg und in die Leistungen seines U-Bootes tun, als er sich einem Pressevertreter gegenüber offen über seine Erlebnisse auf der Fahrt über Gibraltar äußerte.

Man erhält auch aus anderen Schilderungen folgendes Bild: Leise schaukelnd und mit kleinen Wellen spielend liegt das U-Boot in Wilhelmshaven. Unscheinbar im Vergleich zu den anderen Riesenkolossen, aber trutzig und selbstbewußt. Die letzten Vorbereitungen sind getroffen. Die Maschinen und Motore sind zur Prüfung angelaufen und wurden wieder abgestellt. Es klappte. Ordnung und Sauberkeit waren während der mehrtägigen Ruhepause bis in die hintersten Winkel gedrungen, um den Insassen das Wohnen auf engem Raum nach Möglichkeit zu erleichtern. Offiziere und Mannschaften haben auf Vorrat geschlafen. Wer weiß, ob sie so schnell wieder zum Ausruhen kommen!

Es rauscht und plätschert mit urwüchsiger Kraft. Weiße Wellenkämme peitschen auf. Langsam gleitet das Boot



Der eiserne Ring, der die beiden europäischen Zentralmächte mürbe machen soll, nach englischer Darstellung.

Angesichts der Erfolge unserer Waffen und der immer deutlicher zu Tage tretenden Hilflosigkeit der feindlichen Generalstäbe und Regierungen würde man Auffassungen der Kriegslage, wie sie beispielsweise hier durch eine englische Zeitschrift verbreitet werden, als harmlose Kindereien beiseite schieben, wenn man nicht bedenken müßte, daß durch solche Phantastereien namentlich auch in überseeischen, weniger urteilsfähigen Kreisen zu unserem Nachteil sehr falsche Vorstellungen erweckt werden können. Harmloseren Betrachtern der englischen Bildkarte wird es tatsächlich einleuchten, daß mit dem Übertritt Italiens zu unseren Feinden der eiserne Ring geschlossen ist, der uns erbarmungslos erdrosseln soll. Es fehlt nur noch, daß auch Rumänien Englands Herzenswunsch erfüllt und gegen die Zentralmächte ins Feld rückt, dann wäre die Umklammerung bis auf die unscheinbare Möglichkeit des Verkehrs über Norwegen-Schweden vollständig. Haben denn unsere Vettern jenseit des Kanals es noch nicht peinlich genug empfunden, daß die Blockade in der Nordsee seit Kriegsbeginn mit den empfindlichsten Verlusten für die englische Flotte verbunden ist, so daß diese sich vor den deutschen Unterseebooten trotz des „Rule Britannia!“ sogar ängstlich verborgen halten muß? Oder vermochte eine feindliche Seemacht ohne bitterste Erfahrungen in der Adria der tapferen österreichisch-ungarischen Flotte zu begegnen? Lockert sich der eiserne Ring im Osten nicht von Tag zu Tag immer mehr und schneller, so daß die Russen nur noch daran denken dürfen, statt englischen Wünschen zu dienen, sich ihrer eigenen Haut zu wehren? Und wie steht es mit der Festigkeit des Ringes im Westen und gar erst am Isonzo? — Aber geflunkert muß sein, selbst wenn die englische Großsprecherei sich genötigt sieht, den dicken schwarzen Strich auf der Karte nicht etwa in deutsches oder österreichisch-ungarisches, sondern beschämend weit ins eigene Gebiet zu verlegen.

hinaus. Matrosen stehen auf einigen Schiffsriesen. Ein Winken hinüber und herüber. Auf Wiedersehen — wer weiß wann? Wer weiß ob? ...

Die Wellenberge wachsen. Die Täler werden tiefer. Eine frische Brise umpfeift den Kommandanten. Wassertropfen spritzen auf das schützende Ölzeug. Keine andere Truppe ist derartig von ihrem Führer abhängig wie die U-Boot-Leute. Mit froher Zuversicht tun sie ihren Dienst im Innern des Schiffchens. Ihr Schicksal haben sie vertrauensvoll in die Hand ihres Kommandanten gelegt. Sie sehen nicht, was draußen vorgeht, wenn das Boot einmal getaucht hat.

Als außergewöhnlich bezeichnend soll hier jene Erzählung wiedergegeben werden, wonach ein Matrose, der vom U-Boot-Kommandanten am Ende seiner Dienstzeit gefragt wurde, ob er sich noch etwas wünsche, um die Erlaubnis bat, das Meer einmal durch das Periskop sehen zu dürfen. Seither nehmen die U-Boot-Kommandanten, wenn sich Zeit und Gelegenheit bietet, ihre Besatzung ans Periskop. Die Dienstfreudigkeit wird dadurch gefördert. Doch dazu ist jetzt im Kriege keine Zeit. Der Weg ist weit. Aber die Zeit verfliegt rasch. Augen und Nerven sind gespannt. Die Arbeit läßt keine Langeweile aufkommen.

Russischer Nationaltanz in einem österreichisch-ungarischen Gefangenenlager.

Sind die Kräfte von Führer und Mannschaft allmählich erschöpft, so taucht man an einer seichten Stelle auf den Meeresgrund ...

Schlingernd und rollend stampft das Boot an Frankreichs Westküste entlang. Es ist mühevoller Dienst. In den spanischen Gewässern ändert man scharf den Kurs. Die Spannung wächst. Wird man ungefährdet durch die Straße von Gibraltar kommen? Schon taucht in der Ferne der schroffe Felskegel auf (siehe Bild Seite 41). Nur Fischerbarken schaukeln auf den Wellen. Die Fischer sind nicht wenig erstaunt. Ein Grüßen und Winken (siehe Bild Seite 44/45). Ihnen lacht das Seemannsherz. Langsam bleiben sie zurück. Kein feindliches Kriegschiff läßt sich blicken. Es ist kaum glaublich. Und wie wird immer mit der gegnerischen Flotte geprahlt!

Fern am Horizont tauchen Rauchwolken auf, die sich rasch nähern — es sind Engländer. Sich nur nicht aufhalten lassen! Rauschend strömt das Wasser in die Außentanke. Das U-Boot sinkt und verschwindet. Jetzt können sie oben lange nach dem kecken Eindringling suchen!

Lange nachher, es war am 25. Mai, nachdem man also einen ganzen Monat unterwegs gewesen war, langte man vor den Dardanellen an. Im Ägäischen Meer kam das U-Boot im aufregenden Gefecht zum entscheidenden Torpedoschuß gegen den „Triumph". Ein britischer Zerstörer ging wenige Minuten später über das tauchende Boot. Die Insassen konnten die Propeller des Zerstörers deutlich über sich hören. Doch ging die Gefahr noch glücklich vorbei. Sie waren schon tief genug. Drei Tage nachher, am 28. Mai, bot sich wiederum eine Gelegenheit für unser U-Boot (siehe die Kartenskizze Seite 46). Von zehn Transportschiffen war „Majestic" schützend umgeben. Es half ihm nichts. Eine furchtbare Detonation erschütterte den Riesen, als der Torpedo des wagemutigen U-Bootes seinen Stahlpanzer aufriß.

Bei dieser, unseren Feinden wohlbekannten Kühnheit der deutschen U-Boote versuchen sie natürlich, den gefährlichen Gegner möglichst in großem Maßstabe zu vernichten. Die erste Vorbedingung dazu ist eine genaue Vertrautheit mit dem Platz des Auftauchens, den weiteren Bewegungen und dergleichen. So befindet sich — um auf den englischen Kriegschauplatz zur See zurückzukommen — eine riesige Station für drahtlose Telegraphie auf Lands-End, die die Hilferufe der durch unsere U-Boote verfolgten Schiffe meistens zuerst auffängt.

Das nächste Bild Seite 43 zeigt uns eine andere Stelle der Scillyinseln, deren Küstengewässer wohl das günstigste Terrain für unsere U-Boote sein dürften. Die allerersten Erfolge konnten wir an dieser Stelle buchen, und seither werden dort fast wöchentlich englische Schiffe versenkt. Das seichte Wasser zwischen den vielen Klippen schützt die U-Boote gegen feindliche Kriegschiffe mit ihrem weit größeren Tiefgang.

Der gegnerischen Einbildung auf das „meerbeherrschende England" kann man keine stolzeren Worte entgegenhalten als die des Kapitänleutnants Hersing: „Der schwierigste Teil der U-Boot-Arbeit ist es immer, die feindlichen Linienschiffe irgendwo aufzufinden. Haben wir sie aber einmal gesichtet, dann ist es nicht schwer, sie zum Sinken zu bringen."

Die Kämpfe um die Combreshöhe.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die farbige Kunstbeilage sowie die Kartenskizze Seite 47.)

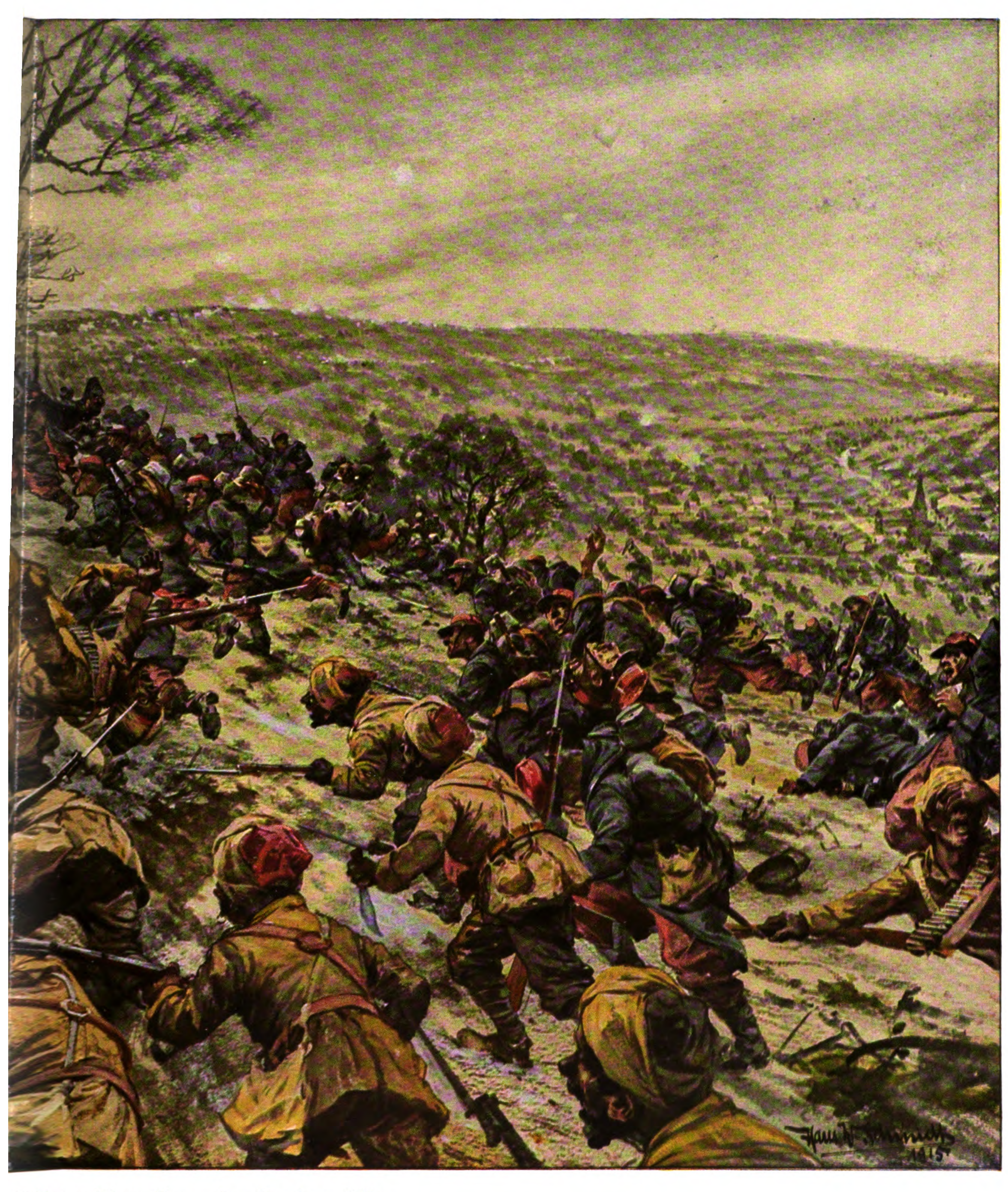
Obwohl die Kämpfe im Frühjahr 1915 um die gegen St.-Mihiel vorspringende deutsche Stellung nicht einheitlich geleitet wurden, sondern in sehr viele französische Einzelangriffe gegen alle Stellen zersplitterten, die nur das Gemeinsame hatten, daß sie im Grunde alle das Aufgeben des deutschen Brückenkopfes und das Zurückdrücken der Front bezweckten, so kann man die Kämpfe um die Combreshöhe doch nicht ohne Rücksicht auf die anderen räumlich getrennten Angriffspunkte besprechen. Die bisherigen Kriegserfahrungen der Franzosen in den Kämpfen um die Maashöhen hatten ihnen anscheinend die gänzliche Aussichtslosigkeit eines Frontalangriffs gezeigt. Deshalb begannen sie kurz vor Ostern mit dem Versuch, einen neuen Plan auszuführen, indem sie gegen die Flanken der deutschen Streitkräfte zwischen Verdun und Pont-à-Mousson anzurennen begannen.

Am 3. April wurden die Kämpfe mit starkem Artilleriefeuer auf die Combreshöhe sowie auf die Südfront unserer Stellungen eingeleitet. Zwei Tage darauf erfolgten von Toul her gegen die Südfront sowie gegen den Westfrontabschnitt zwischen Combres und Les Eparges zwei Hauptangriffe. Ihre Heftigkeit ließ auf starke feindliche Reserven schließen, deren Zusammenziehung und Verschiebung unseren Fliegern schon vor einigen Tagen aufgefallen war. So hatte man auch deutscherseits die entsprechenden Vorbereitungen treffen können. Deshalb mißlangen die feindlichen Angriffe trotz großen Schneides und zahlreicher Opfer, die besonders



Zusammenbruch eines französischen Angr

Nach einem Aquarell von



iffs auf dem Kamm der Combres-Höhe.

rofessor Hans W. Schmidt.

in dem erbitterten Nahkampf um einige Grabenstücke und in dem sich anschließenden Verfolgungsfeuer der deutschen Maschinengewehre und Artillerie eintraten.

Am 6. April wurde ein neuer Versuch unternommen, der anfangs sehr glücklich von Franzosen und Schwarzen vorwärtsgetragen wurde (siehe die farbige Kunstbeilage). Jedoch gelang es unseren kräftigen Gegenstößen noch an demselben Tage, die Höhe in deutschem Besitz zu erhalten.

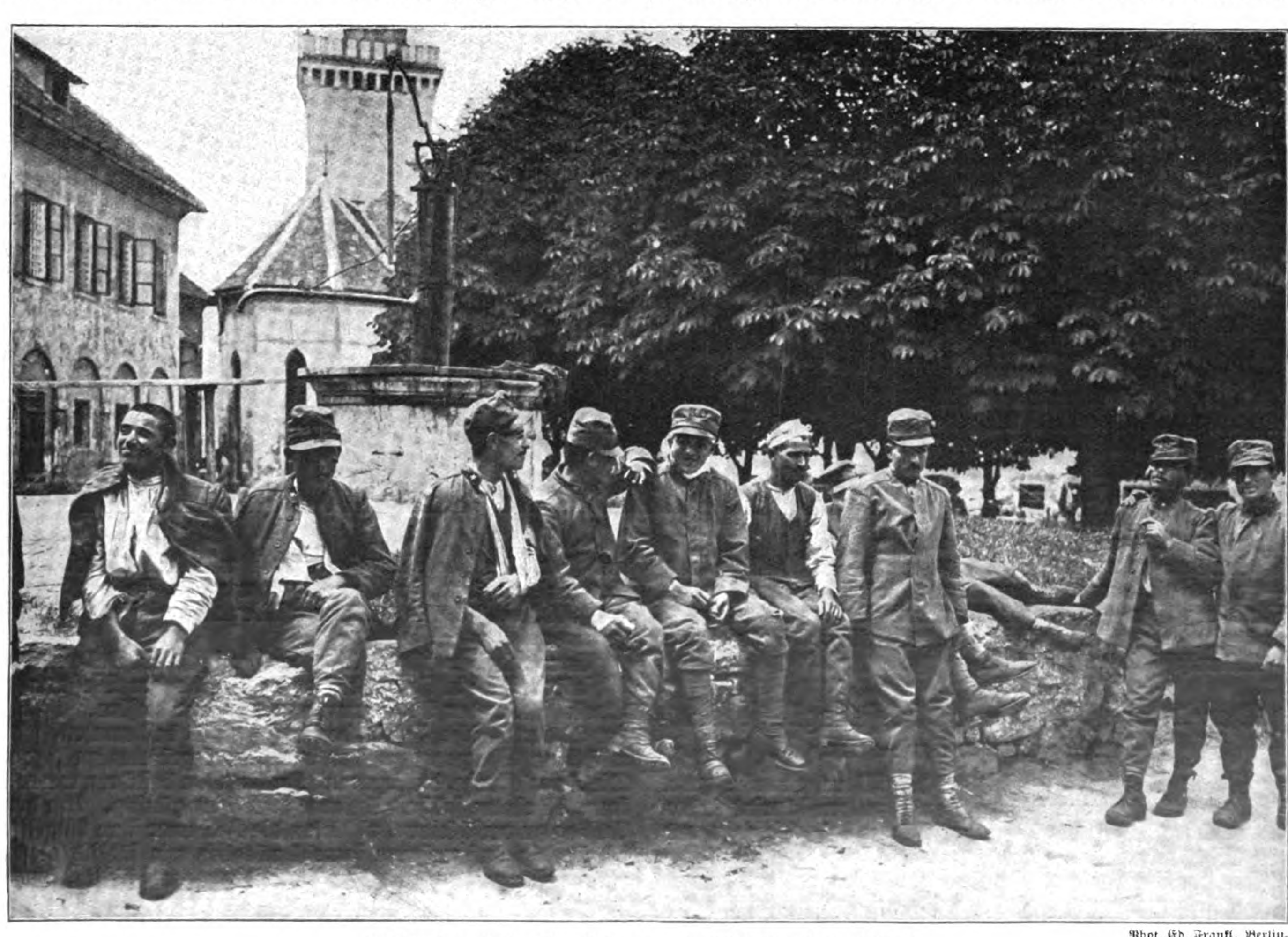
Tags darauf begann ein weiterer Angriff mit einer stundenlangen Einleitung durch mittleres und schweres Artilleriefeuer. Als dann die gegnerischen Schützenlinien mit ihren Reserven dahinter zum Angriff ansetzten, wozu das dortige Artilleriefeuer natürlich eingestellt oder auf rückwärts gelegene Stellungen verlegt werden mußte, erschienen die deutschen Infanteristen unerschüttert immer wieder hinter der Brustwehr und mähten die Feinde durch wohlgezieltes Feuer auf nahe Entfernungen nieder. Der Gegner machte kehrt, rannte zurück, und die Angriffsvorbereitung begann von neuem. Gelangten an einigen Stellen dennoch schwache feindliche Kräfte in unsere Stellungen, so wurden sie durch neu eingesetzte Reserven wieder daraus vertrieben. Obgleich der Kampf an diesen Abschnitten oft stundenlang hin und her wogte, obwohl das Artilleriefeuer immer mehr anschwoll und auch die Woevreebene in die Kampfhandlung einbezogen wurde, konnten wir dennoch am Abend dieses heißen Tages die Höhe als in deutschem Besitz geblieben melden. Dazu kamen noch 2 Offiziere und 80 Mann, die man beim Angriffsversuch weiter südlich, zwischen Seuzey und Lamorville, zu Gefangenen gemacht hatte. Die Verluste an Toten waren beim Zurückfluten des Feindes wieder besonders stark gewesen.



Phot. Ed. Frankl, Berlin.

Österreichische Soldaten tragen einen verwundeten Italiener auf ein sonniges Plätzchen.

Als Dank dafür beschoß der Gegner die Combreshöhe während der ganzen Nacht vom 8. auf 9. April wie wütend. Verstärkungen wurden von ihm herangezogen, denen nach Gefangenenaussagen die Wichtigkeit ihrer neuen Tätigkeit mit der Versicherung klargemacht wurde, daß sie nicht eher aus den Schützengräben abgelöst werden würden, als bis die ersehnten Stellungen in ihrem Besitze seien. Der Angriff wurde mit derartigen Menschen- und Geschoßmengen angesetzt, daß er beim Morgengrauen teilweise in einige unserer Gräben gelangt war. Doch hielten wir die Hauptstellung fest in Händen. Den ganzen Tag wurden französische Truppen nachgeschoben, um die furchtbaren Lücken zu füllen und die Front zu durchstoßen. So wurden auf dem kaum 6 Kilometer breiten Geländeabschnitt zwischen Fromezey und Combres innerhalb zwölf Stunden vier Angriffe versucht und zurückgeworfen. Am Nachmittage erfolgte schon wieder ein neuer allgemeiner Vorstoß des Gegners nach längerer Vorarbeit durch Artillerie und Minenwerfer. Bis zum Südrand der Höhe gelang der Durchstoß. Doch kam er zum Stehen vor unserer gut ausgebauten zweiten rückwärtigen Stellung, die so weit hinter der



Phot. Ed. Frankl, Berlin.

Verwundete italienische Gefangene im Schloßkastell in Laibach.

ersten angelegt worden war, daß sie nicht gleichzeitig mit dieser im feindlichen Artilleriefeuer lag und ein neuer Angriff nötig gewesen wäre. Zu diesem kam es jedoch nicht. Die feindlichen Kräfte hatten so gelitten, daß sie mit ihren gelichteten Reihen der neuen Aufgabe nicht mehr gewachsen waren. Man ließ ihnen auch nicht lange Zeit zur Erholung, sondern warf sie in heldenmütigem Gegenangriff aus der soeben von ihnen besetzten Stellung wieder hinaus. Unsere Artillerie wirkte besonders günstig, als sie das Glück hatte, starke feindliche Reserven während ihrer Zusammenziehung zu beschießen und teils zu vernichten, teils zu zerstreuen.

Am 10. April schienen unsere Gegner sich zu neuem Vorstoß zu schwach zu fühlen. Sie führten mit großem Fleiße Schanzarbeiten in ihrer alten Stellung aus, die sie am vorhergehenden Tage so gerne gegen unsere vorderste vertauscht hätten. Das war der peinliche Augenblick, als Joffres Siegesfanfare erschallte, indem er der ersten Armee seinen Dank für die Erstürmung der Combreshöhe aussprach!

Die wirkliche Lage sollte am 11. April nachträglich in Übereinstimmung mit den Berichten gebracht werden. Deshalb wurde in der Frühe ein Angriff versucht, dem unsere Artillerie jedoch eine derartige Aufnahme bereitete, daß er über die Entwicklung nicht hinauskam, wie später ein zweiter, der vorübergehend in unsere Kammstellungen gelangte, jedoch in zweistündigem Nahkampf zurückgeworfen wurde.

Vom 11. bis 14. April herrschte Ruhe, nachdem hauptsächlich unsere Stellung bei Marchéville sich tapfer gegen den Ansturm gewehrt und dabei das 51. französische Infanterieregiment vernichtet hatte. Natürlich hörte inzwischen das Artilleriefeuer wie die Fliegerangriffe gegen die Unterkunftsräume, die Tätigkeit von Minenwerfern, Handgranaten, Sprengminen oder feindlichen Nebel- und Stinkbomben nie auf. Es fanden nur vorläufig keine größeren zusammenhängenden Kampfhandlungen statt, die über den Rahmen eines „Scharmützels“ hinausgegangen wären.

Abwehr eines it[alienischen] Angriffs auf de[m] gletscher in 300[0] Höh[e].

Nach einer Origin[al-]... Hans T...

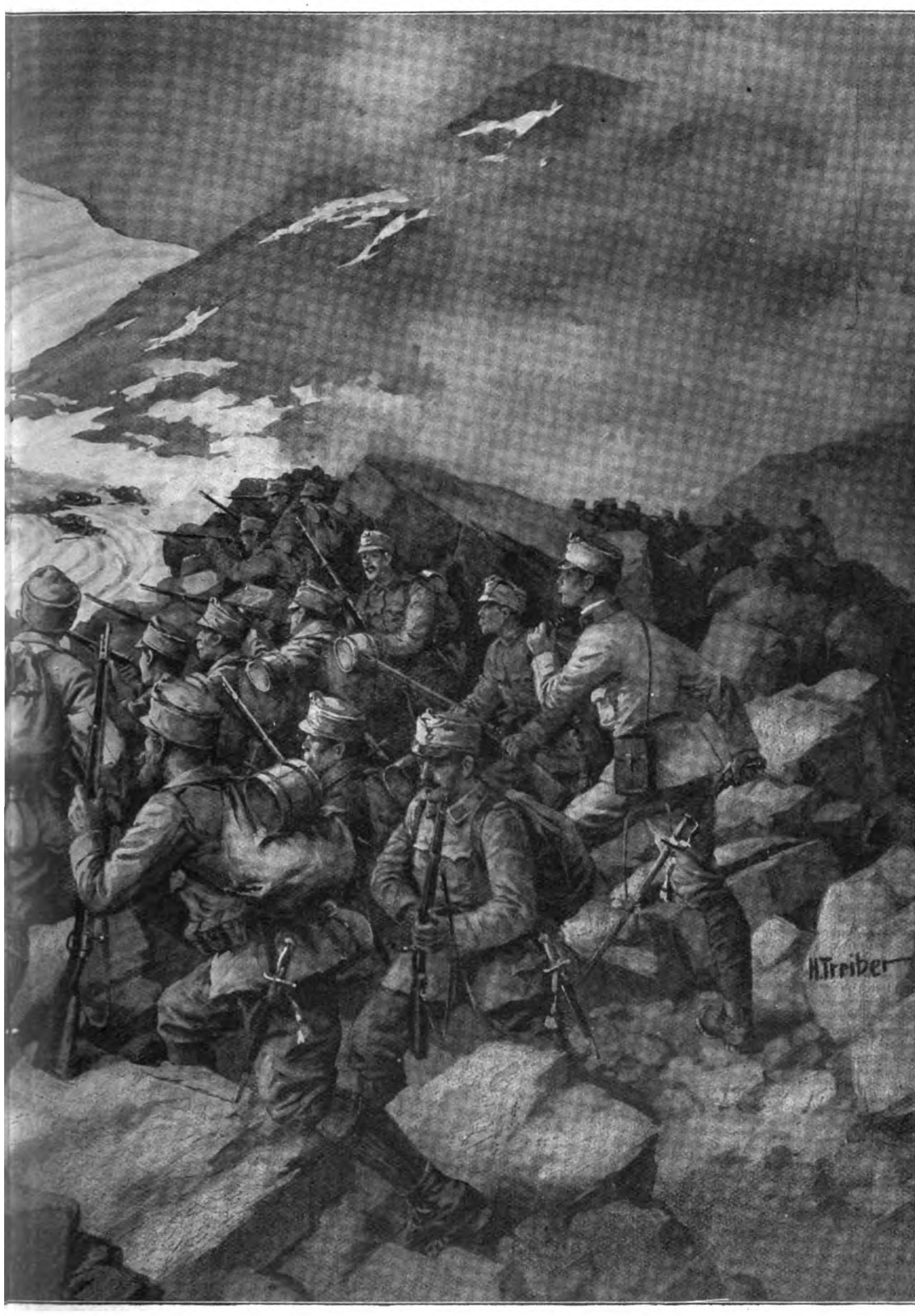
Erwähnenswert ist, daß die ganze Artillerievorbereitung — und diese dürfte bei modernen Stellungskämpfen die Hauptsache sein — nur mit amerikanischen Granaten durchgeführt wurde, wie sich leicht feststellen ließ. So wirkt die amerikanische „Neutralität“!

Der Kampf auf dem Presenagletscher.

(Hierzu die Bilder Seite 57 und 58/59.)

Wo in Südtirol der Freund der Alpen manche harte körperliche Anstrengung nicht scheute, zu den schwindelnden Höhen schroffer Zinnen emporzusteigen, die Wunder und die Erhabenheit der Hochgebirgswelt in Andacht zu genießen, wo Alpenrose und Edelweiß auf scharf vorspringenden Felsenklippen nur noch spärlichen Boden für ihr Fortkommen finden, da tobt jetzt der Kampf, den Heimtücke und Untreue heraufbeschworen. Ja, selbst auf die Höhen, auf die sonst nur der schwindelfreie Hochtourist und der einheimische Gemsenjäger den Fuß zu setzen wagten, in die Lagen von 3000 Meter und darüber, ist der Kampf schon emporgetragen.

Es war in der ersten Hälfte des Juni, als ein italienisches Alpinibataillon in Ponte di Legno, jenseits der Westgrenze Tirols, südlich der Ortlergruppe, gegen Tirol aufbrach, offenbar in der Absicht, sich in den Besitz eines bestimmten, sehr wichtigen Übergangspunktes des Tonalegebietes zu setzen. Die Tonalestraße, die sogar mit Kraftwagen befahren werden kann, ist einem solchen Unternehmen hier günstig. Um den Anstieg zu verschleiern, richteten die Italiener ihre Angriffe gleichzeitig auf mehrere sowohl nördlich wie südlich dieses Gebirgsübergangs gelegene Verteidigungsabschnitte, wurden aber überall leicht abgewiesen. Es gelang den Alpini — und dies lag wohl in der Absicht der Verteidiger — den westlichen Teil der Tonalestraße hinter sich zu bringen



italienischen
em Presena-
000 Meter
e.

lzeichnung von
eiber.

und den 2970 Meter hohen Passo Lagoscuro unbelästigt zu erreichen, ja, man ließ sie in offenbar wohlberechneter Weise sogar den Presenagletscher unbehindert überqueren. Erst dann, als die „Walschen", wie die Tiroler ihre südlichen Grenznachbarn zu benennen pflegen, hier auf 400 bis 600 Meter an die Stellung der Verteidiger herangekommen waren, begannen treffsichere Büchsenschützen die durch die Felsenklippen vorsichtig sich heranschiebenden Feinde aufs Korn zu nehmen, während gleichzeitig die weiter zurückliegenden italienischen Reserven durch die Gebirgsgeschütze mit Schrapnellfeuer zugedeckt wurden. Dieser plötzliche Feuerüberfall war von derart überraschender und vernichtender Wirkung, daß die Alpini einen kurz darauf einbrechenden Nebel eilends benützten, um sich in Sicherheit zu bringen.

Die Freude der tapferen Tiroler über die rasche, wohlgelungene Zurückweisung des Gegners war nicht gering, hinderte sie aber nicht, die Verwundeten, die unmittelbar vor ihnen auf dem Gefechtsfelde lagen, darunter zwei schwerverletzte Hauptleute, aufzulesen und der ärztlichen Hilfe zuzuführen. Dabei konnte die Beobachtung gemacht werden, daß der abgezogene Feind weit über 100 Verletzte mit sich genommen hatte. Die einbrechende Dunkelheit setzte dem Werke der Barmherzigkeit Schranken, doch wurde am folgenden Tage die Suche fortgesetzt, wiewohl sie durch den inzwischen gefallenen weichen Neuschnee sehr erschwert wurde. Die bei diesem Gang über die verschneiten Felsenklippen vorgefundene reichhaltige Beute an Waffen, weggeworfenen Pionierwerkzeugen und sonstigem zurückgelassenen Kriegsmaterial lohnte den „Barbaren" ihre Mühe.

Als Meldereiter zwischen den Schlachten.

Aus dem Briefe eines kriegsfreiwilligen Insterburger Ulanen aus Rußland.

(Hierzu das Bild Seite 49.)

I.

. . . ich war die größte Zeit hindurch als Befehlsempfänger beim Regiment und seit zwei Tagen bei der Schwadron. Da wollte mich unser Adjutant als Dolmetscher zum Armeeoberkommando wegschicken. Dies ließen jedoch mein Ritt- und Wachtmeister nicht zu, da sie behaupteten, mich zu sehr zu gebrauchen; ich selber wollte auch nicht von der Schwadron beziehungsweise vom Regiment weggehen, da man beim Armeeoberkommando nichts erreichen kann und immerhin ein ganz Teil von der interessanten Front ab ist. Trotzdem kam ein Befehl vom Adjutanten, daß mich der Wachtmeister zu ihm schicken möge, da ich auf ein paar Tage zur benachbarten Infanteriedivision nach Kalwarja als Meldereiter solle.

Mein Wachtmeister ist wütend, daß mein Pferd so gejagt wird und ich wieder von der Schwadron wegkomme, zumal die Sache dort äußerst gefährlich ist und bei den Ritten entweder ich oder mein Pferd totgeschossen werde. Ich reite also zum Adjutanten, der mir Vorsichtsmaßregeln gibt und mich ermahnt, ja so schneidig zu reiten, wie ich bis jetzt immer geritten sei, damit das Regiment auf seinen Meldereiter stolz sein könne. Also gewissermaßen ein Lob im voraus! —

Ich reite um halb zehn Uhr vormittags weg und bin um ein Uhr in K. (ehe ich den Divisionsstab traf, war die Uhr schon halb drei!). Melde mich dort beim General und dem Adjutanten und muß mit diesem das ganze Gelände abreiten, das die Division besetzt hält, damit ich nachts eintreffe. Kaum zeigten wir uns auf einer Anhöhe, da pfiffen schon die Kugeln, und wir mußten schleunigst Deckung suchen. Nach einer Weile verstummte das Gewehrfeuer; wir nun weiter, doch immer wieder dasselbe Manöver. So ging es bis sieben Uhr, wo wir endlich im Quartier anlangten. Ich fütterte sofort mein Pferd, legte mich selber hin und schlief in ein paar Minuten fest.

Um halb zwölf werde ich geweckt, da ich mit dem Befehl zu einem Infanterieregiment muß, das gerade stark von den Russen beschossen wird. Immerfort dröhnt und zittert die Erde

von dem Artillerieduell. Ich habe den Befehl zu überbringen, daß die Stellungen bis zum letzten Mann gehalten werden sollen und habe zu melden, daß Jäger als Reserve hinter Höhe 138 stehen, wohin ich auch reiten muß. Ich komme so einen Kilometer vor der Stellung der Infanterie an, da höre ich schon im Dunkeln das Rufen und Kommandieren, heftiges Schießen, sehe das Aufleuchten der Scheinwerfer und Leuchtkugeln, die den ganzen Platz taghell erleuchten. Immer weiter im Galopp, schon bin ich dreihundert Meter von der Stellung weg, da muß ich doch absitzen, mein Pferd in ein verlassenes, zusammengeschossenes Haus führen und dort stehen lassen, denn die Kugeln pfeifen einem nur so um die Ohren herum. Ein Heranreiten ist unmöglich, auch erzählen mir die vielen Verwundeten, die zurückkommen, daß es für uns schlecht stehe, da die Russen in Massen heranstürmen. So muß ich also doch meinen braven Gaul herausführen und trotz alledem schnell heranreiten, um meine Befehle zu überbringen. Ich bin an der Stellung dran, da wird schon gehörig mit dem Bajonett gekämpft und mit dem Kolben dreingehauen. Eine Unmasse von Russen hängen in den Drahtverhauen. Dieses Kämpfen kann ich gar nicht beschreiben. Es ist ein Schreien, teilweise auch Totenstille, nur das Prusten der Mannschaften beim Bajonettieren ist zu hören. Ich schreie immer „Stab", werde weiter seitwärts gewiesen. Schon pfeifen die Kugeln in bedenklichen Massen, denn die Russen wissen genau, daß ich mit Befehlen komme, oder denken, ich bin ein hoher Vorgesetzter, der die Stellung abreitet und die Leute anfeuert. Endlich sehe ich einige Offiziere herankommen und rufe ihnen zu: „Stab, Meldung!" Schon schreien sie mir entgegen: „Hier!" Herunter vom Pferde und gebe die Meldung. Lasse sie mir bestätigen und reite gleich zu den Jägern, die sofort herankommen sollen. Der Weg dorthin war schrecklich. Überall schleppen sich Verwundete heran, bitten um Unterstützung. Da führen sich ein Deutscher und ein Russe friedlich Arm in Arm zum Verbandplatz. Schließlich reite ich in der Dunkelheit noch einen armen Verwundeten um. Er entschuldigt sich noch, er konnte mit seinem zerschossenen Bein nicht schnell genug zur Seite. Mir rollen die Tränen herunter, doch helfen kann ich nicht, denn ich muß weiter; das sehen auch die armen Kerls ein und muntern mich noch auf, ja schnell zu reiten und Hilfe zu holen. Oh, wie schrecklich ist der Krieg, doch auch wie tapfer und entsagend unsere Truppen! —



Phot. Berl. Illustrat.-Gef. m. b. H.

Abgesandte der schwedischen Militärbehörden und der deutsche Konsul Eckmann in Wisby (rechts mit dem Hut in der Hand) am Grabe der Gefallenen vom deutschen Minenleger „Albatros". Auf dem Grabe ein von der Königin von Schweden gespendeter Kranz.

Ich erreiche die Jäger und führe sie den Weg zurück. Ehe sie zum Abmarsch fertig waren, reite ich schnell zum Sanitätswagen eines anderen in der Nähe haltenden Reserveregiments und hole Arzt und Mannschaften herbei, die gleich mitkommen sollen, um den Verwundeten unterwegs zu helfen. Alles setzt sich in Bewegung. Kurz vor der Stellung treffe ich schon einen Adjutanten, der den Jägern die Lage und den Verteilungsplan mitteilt. Schon sind die Russen in einem Schützengraben. Auch in einen anderen Schützengraben kommen sie, für sie selber ganz überraschend, hinein, werden aber gleich gefangen genommen. Es waren hundert Russen. So wogte es eine Weile hin und her. Als jedoch die Jäger eintrafen, ging es mit Hurra vorwärts, bald wurden fünfhundert Gefangene zurückgeführt. Das Gefecht war gewonnen, ich konnte mit guter Meldung zurückreiten.

Wie ich beim Stabe war, war es schon fünf Uhr morgens, ich bekam für die Nachricht eine halbe Flasche Rheinwein. Ich legte mich sofort hin, nachdem ich mein Pferd versorgt hatte, und schlief gleich ein, denn meine Nerven waren ganz herunter; ich schwitzte im Liegen und soll in einem fort gezuckt haben.

(Schluß folgt.)



Phot. Berl. Illustrat.-Gef. m. b. H.

Der deutsche Minenleger „Albatros": Bergen der Ladung am Strande von Gotland.

Während einer Erkundungsfahrt in der Ostsee wurde am 2. Juli 1915 ein Geschwader deutscher kleiner Kreuzer infolge dichten Nebels von vier großen russischen Kreuzern überrascht und dabei das langsamer fahrende Minenlegschiff „Albatros" so schwer getroffen, daß der Führer es bei der schwedischen Insel Gotland auf Strand laufen ließ. Obwohl es nun in neutralem Gewässer lag, feuerten die Russen dennoch weiter und gefährdeten durch ihre zahlreichen Granaten schwedische Inselbewohner. Deren Regierung erhob daraufhin in St. Petersburg entschiedenen Einspruch gegen diese unentschuldbare Neutralitätsverletzung. Die Toten vom „Albatros", 27 an der Zahl, darunter der Schiffsarzt, wurden unter großer Beteiligung der Bevölkerung und schwedischer Offiziere auf dem Friedhof von Oestergarn begraben; die Verwundeten und die übrigen Mannschaften fanden auf der Insel die liebevollste Aufnahme und Pflege.

Beilage zu Heft 52 der Illustrierten Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

Das österreichisch-ita



Geogr. Anstalt von H. Wagner & E. Debes, Leipzig.

lienische Grenzgebiet.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien. **Einzelverkauf verboten.**



Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Mit welcher Entrüstung die Kriegserklärung **Italiens** allenthalben in Deutschland wie in Österreich-Ungarn aufgenommen wurde, haben wir bereits auf Seite 422 u. f. des II. Bandes geschildert; sie wirkte als wuchtiger Hammerschlag, der die Freundschaft beider Länder und ihren Siegeswillen fester und härter schmiedete. Davon ist ein Beweis der ebenso kühne wie wirkungsvolle Angriff, den die österreichisch-ungarische Flotte schon in der Nacht vom 23./24. Mai, also unmittelbar nach der Kriegserklärung, gegen einen umfangreichen Teil der italienischen Küste ausführte. Auch die Italiener haben die Absicht gehabt, in dieser Nacht ihre Kriegsbereitschaft zu bekunden. Sie schickten ein Luftschiff mit einigen Flugzeugen nach dem österreichischen Kriegshafen Pola. Dieses Luftgeschwader kam aber unter dem Feuer der Abwehrkanonen unseres Verbündeten zu keiner feindseligen Handlung und wandte sich schleunigst der Heimat zu. Unbemerkt von ihm war unterdes tief unten auf dem Rücken der Adria die k. u. k. Flotte demselben Ziel zugefahren, hatte die italienische Küste mit Feuer und Eisen überfallen und Hunderttausenden unmittelbar zu fühlen gegeben, dem ganzen feindlichen Lande aber gezeigt, was das heißt: Kriegserklärung. Das Land zwischen Venedig und Barletta war das Ziel des österreichisch-ungarischen Angriffs zur See und in der Luft. An zahlreichen militärisch wichtigen Stellen prasselten die Bomben hernieder und säten Tod und Verderben. Die Ballonhalle in Chiaravalle, militärische Anlagen in Ancona und das Arsenal in Venedig wurden von Seeflugzeugen heimgesucht. Hier trafen vierzehn Bomben den Bahnhof, den Ölbehälter, das Arsenal und erzeugten auch an anderen Stellen Brände.

Bald befestigte die österreichisch-ungarische Flotte die hohe Meinung, die sie sich schon im bisherigen Verlauf des Krieges erworben hatte, durch neue Taten voll Schneid und überlegener Ruhe und Tapferkeit, so wie sie nur der Wunsch und die Hoffnung auf Sieg eingeben können. Der Kreuzer „Novara" unternahm im Verein mit dem Zerstörer „Scharfschütze" und dem Torpedoboot „80" einen Vorstoß gegen den Kanal von Porto Corsini. (Über diese Tat berichteten wir bereits auf Seite 475 des II. Bandes.) Vor Rimini beschoß der Panzerkreuzer „St. Georg" erfolgreich den Bahnhof, die Brücke, eine Zündholz- und eine Pulverfabrik.

Der Hauptteil des österreichisch-ungarischen Angriffsgeschwaders fuhr auf Senigallia und richtete sein Feuer auf die Befestigungen, das Artillerie- und Kavallerielager, die Werften, die elektrische Zentrale, den Bahnhof, den Gasometer, den Semaphor, das Petroleumdepot und die Radiostation, wobei ungeheurer Schaden angerichtet wurde. Zwei Dampfer, die im Hafen lagen, sanken, ein für den Stapellauf fertiges Fahrzeug wurde zerstört. Die Italiener erwiderten das Feuer mit einer leichten Batterie und einigen Maschinengewehren, wobei sie sich lediglich mit zwei österreichisch-ungarischen Zerstörern beschäftigen konnten. In dem neuzeitlich gut ausgestatteten Fort Alfredo Savio trat zwar die Besatzung an die Geschütze, da aber erschienen auch schon zwei österreichisch-ungarische Flieger, griffen sie mit äußerster Kühnheit an und zwangen sie durch ihr Maschinengewehrfeuer zur Flucht. Dieser Angriff hatte den italienischen Kanonieren solch heillose Furcht eingejagt, daß sie es nicht wagten, zur Ausübung ihrer Kriegerpflicht an ihre Geschütze zurückzueilen. An dieser Stelle griff auch das vielgenannte Luftschiff „Città di Ferrara" (vgl. Band II Seite 498) in den Kampf ein. Erfolglos warf es Bomben gegen den österreichisch-ungarischen Kreuzer „Zrinyi" und versuchte auch eine Belästigung der nach Erledigung ihrer Aufgabe abziehenden österreichisch-ungarischen Flotte, zog sich aber vor zwei in Sicht kommenden österreichisch-ungarischen Fliegern, die übrigens schon ihre sämtlichen Bomben abgeworfen hatten und kaum noch eine besondere Angriffsabsicht zur Ausführung bringen wollten, schleunigst zurück. Südlich dieses Hauptkampfplatzes wirkten kleinere österreichisch-ungarische Einheiten bis nach Barletta. Der Kreuzer „Radetzky" beschoß die wichtige Eisenbahnbrücke über den Potenza südlich Ancona und Loreto. „Admiral Spaun" griff mit vier Zerstörern den Küstenstreifen südlich davon an, beschoß die Eisenbahnbrücke über den Sinarca, die Eisenbahnstation, das Lokomotiven- und Pumpenhaus von Camomarino, beschädigte den Semaphor von Torre di Mileto und zerstörte den auf den Tremitiinseln.

Der Kreuzer „Helgoland" arbeitete in dem südlichsten Gefechtsabschnitt in Gesellschaft von drei Zerstörern. Nach Beschießung von Vieste und Manfredonia stieß er bei Barletta auf zwei italienische Zerstörer, die er sofort unter lebhaftes Feuer nahm und verfolgte. Einer entkam, der zweite wurde von der italienischen Küste auf Pelagosa abgedrängt, eine italienische Insel in der Mitte der Adria, und war damit schon eine sichere Beute der österreichisch-ungarischen Schiffe, die auf diesem Wege ja heimkehren mußten. Er erhielt Granattreffer in die Maschine und einen Kessel, war damit lahmgeschossen und stoppte brennend und sinkend ab. Die drei Zerstörer „Csepel", „Tatra" und „Lika" stürzten sich auf ihn. Es war der italienische Zerstörer „Turbine". Obwohl jetzt schon ein italienisches Schlachtschiff vom Typ „Vittor Emanuel" in Sicht kam und Hilfe verhieß, hißte „Turbine" die Übergabeflagge und schuf damit den ersten Fall dieser alle Seeleute befremdenden

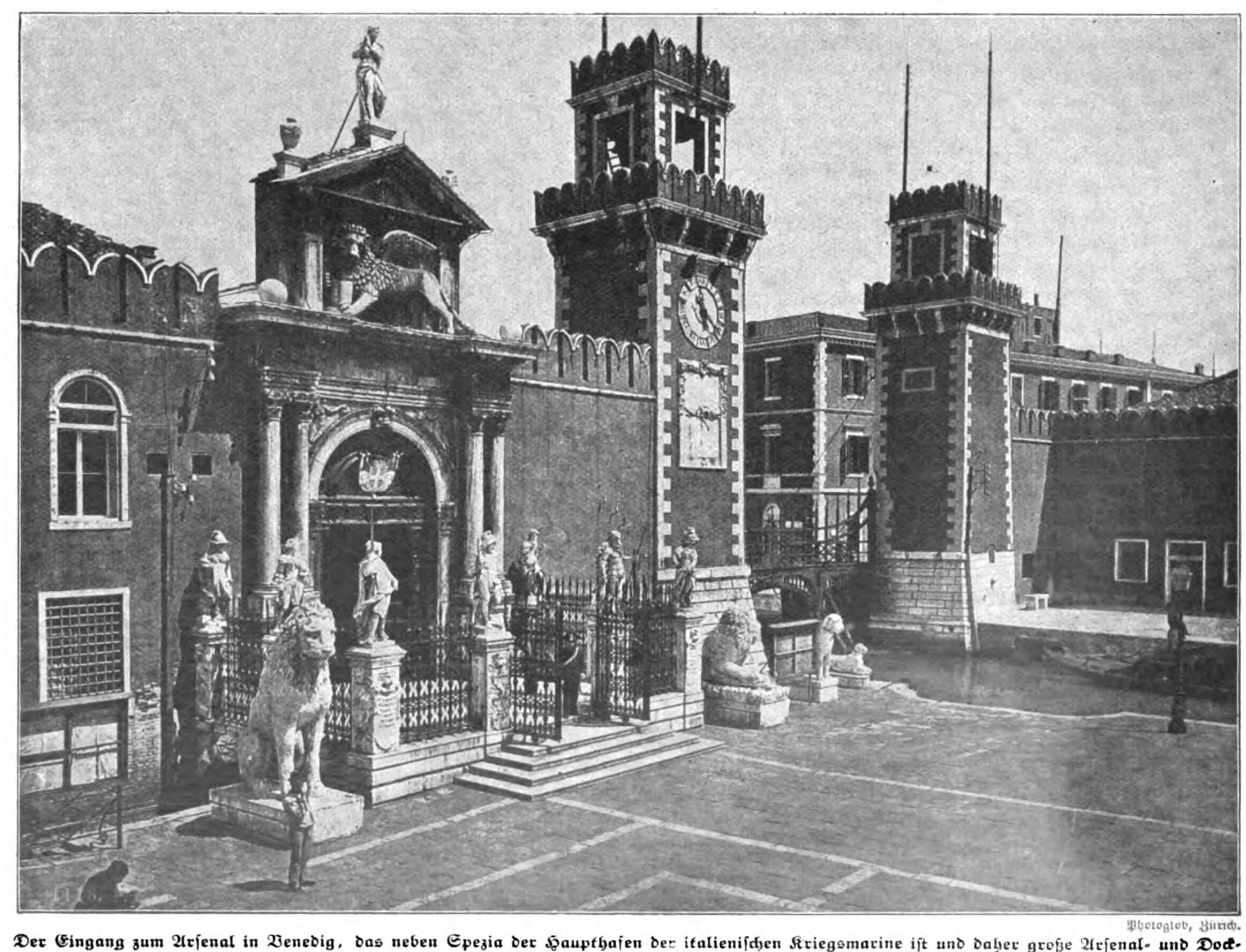
König Viktor Emanuel III. von Italien (X) im Gespräch mit dem Chef des Generalstabs Grafen Luigi Cadorna (links) im Garten der Villa Ada.

Handlung. Die drei k. u. k. Zerstörer fuhren ganz dicht an den Italiener heran, machten die Rettungsboote „klar zum Streichen" und fischten die bereits über Bord gesprungenen Italiener auf, die durch verzweifelte Hilferufe die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchten. Mit größter Anstrengung entrissen die österreichisch-ungarischen Matrosen dreiunddreißig Mann und zwei Offiziere, darunter auch den Kommandanten des feindlichen Fahrzeuges, dem Grab in den Wellen. Während dieser mutigen Hilfeleistung hatten die nahenden feindlichen Kriegschiffe die Fahrt verlangsamt und die Genfer Flagge aufgezogen, als Zeichen dafür, daß sie die Gegner bei ihrem Rettungswerk nicht stören wollten. Immerhin aber verkürzten sie die Entfernung bis auf Schußweite. Es war ganz selbstverständlich, daß nun die Rettungsmannschaft schleunigst ihre mühevolle Arbeit einstellte; denn niemand in der ganzen Welt wird sich Italienern auf Treu und Glauben ausliefern. So überließ man denn das sinkende Schiff, dessen ganze Besatzung man hätte bergen können, seinem Schicksal; in diesem Augenblick funkten die Italiener auch schon aus einem 20-cm-Geschütz mit größter Genauigkeit hinüber und verwundeten einen Mann des Zerstörers „Csepel" schwer, zwei andere leicht. Das österreichisch-ungarische Kommandoschiff „Helgoland" gab eine Antwort, die sehr treffend gewesen sein muß, denn der italienische Signore ließ sich auf die Fortsetzung des Gefechtes nicht mehr ein, sondern verschwand in einem großen Bogen nach Osten.

Dieser kühne Streich der österreichisch-ungarischen Flotte, die der italienischen an Zahl und Bestückung ähnlich unterlegen ist wie der englischen die deutsche, mußte auf der ganzen Welt und besonders in Italien selbst einen großen moralischen Eindruck machen. Selbstverständlich suchte die amtliche Nachrichtenausgabe „Agenzia Stefani" jede Wirkung des österreichisch-ungarischen Vorstoßes aus der Welt zu lügen. Ja, die italienische Regierung leistete sich den Scherz, den österreichisch-ungarischen Bericht mit den Worten: „Der österreichische Bericht ist falsch" schon am Vormittag des 24. Mai zu widerlegen, obwohl der so pünktlich zurückgewiesene Bericht erst am Nachmittag erschien, die italienische Regierung von dem Inhalt also noch nicht die geringste Ahnung haben konnte.

Sie vermochte denn auch nicht den Eindruck abzuschwächen: die kleine österreichisch-ungarische Flotte fürchtet den Feind nicht. Sie sucht ihn und trifft ihn. Sie will den Kampf und versteht zu kämpfen. In ihr lebt der soldatische und seemännische Heldengeist genau so wie in der deutschen Flotte. Auch zur See sind die von der ganzen Welt bestürmten treuen Verbündeten ein Herz und ein Geist.

Nachdem so die Italiener zur See in die Verteidigung gedrängt worden waren, richteten sich aller Augen auf ihre Tätigkeit zu Lande, besonders weil amtlich entschuldigend darauf hingewiesen wurde, daß man zur See nichts Besonderes unternehmen könne und dauernd auf österreichisch-ungarische Angriffe gerechnet habe wegen des überlegenen Ausgangsfeldes der österreichisch-ungarischen Flotte. Die Italiener gingen denn auch auf der ganzen Landgrenze zum Angriff vor. Aber sie bereiteten ihren neuen Freunden die entschiedenste Enttäuschung, es kam nicht zur schneidvollen Ausführung eines wohldurchdachten Angriffsplanes, sondern trotz der zehnmonatigen Vorbereitung brachten es die Italiener nur zu planlosen Angriffen schwacher Abteilungen, die zudem überall, wo es ernsthaft wurde, ihr Heil in der Flucht suchten. Wohl warteten die amtlichen italienischen Berichte mit den Namen „eroberter" Ortschaften aus den „unerlösten Gebieten" auf, aber diese offenen Plätze waren meist kampflos, freiwillig geräumt worden, weil die schwache österreichisch-ungarische Grenzverteidigung lieber in der Hauptstellung den Angriff erwartete, um nicht durch Verteidigung von strategisch unwichtigen und schwer haltbaren Punkten das Leben der tapferen Vaterlandsverteidiger unnütz aufzuopfern. Denn sparsam mußten unsere Bundesbrüder auf dem italienischen Nebenkriegschauplatz mit Material und Leuten umgehen, weil gerade in der letzten Maiwoche viel wichtige Arbeit in Galizien zu leisten war.



Photoglob, Zürich.

Der Eingang zum Arsenal in Venedig, das neben Spezia der Hauptbhafen der italienischen Kriegsmarine ist und daher große Arsenal- und Dockanlagen besitzt.

Die Italiener rückten also zu dem denkbar günstigsten Zeitpunkt in den Kampf. So „siegten" sie in Südtirol durch die Besetzung von Condino (westlich des Gardasees), weil ihnen der Besitz dieses Ortes nicht streitig gemacht wurde. Am Padonpaß, nordöstlich der Marmolada (Südtiroler Dolomiten, genauer Fassaner Alpen), wurde aber geschossen. Das war für die Italiener das Zeichen zur Flucht. An der Kärntner Grenze griffen sie an, mußten sich dann aber zurückziehen, wobei sie ihre mangelnde Kriegserfahrung mit bedeutenden Verlusten bezahlten. Westlich des Plöcken (Kärnten, Karnische Alpen) flohen sie wie einst in Abessinien und mehrfach in Libyen mit Preisgabe der die Flucht hemmenden Waffen. Im Küstenlande am Isonzo zeigte sich bis dahin nur italienische Kavallerie. Am 26. Mai begann die schwere Artillerie der Italiener an der Tiroler Grenze südöstlich von Trient eine Beschießung der gegnerischen Befestigungen mit schweren Kalibern, doch ohne Nutzen. An diesem Tage vernichtete die Grenzwacht durch Maschinengewehrfeuer zwei italienische Kompanien bei Caprile, einem italienischen Ort östlich der Marmolada am Codevole (siehe auch Seite 39). Der Versuch, an diesem Tage die küstenländische Grenze zu überschreiten, wurde mit so unzureichenden Mitteln und so sorgsam tastend unternommen, daß ihn sehr schwache österreichisch-ungarische Kräfte mühelos zurückwiesen. Schließlich merkten selbst die Italiener, mit wie schwachen Kräften von Gendarmen und Beobachtungspatrouillen sie fast überall zu tun hatten, und besetzten am nächsten Tage mutig die Tiroler Grenzorte Ala an der Etsch und Primör (auch Fiera di Primiore) an einem linken Nebenfluß der Brenta. Am 29. Mai kam es auch im Küstenlande zu kleineren, aber lebhafteren Zusammenstößen. Bei Karfreit am mittleren Isonzo, südöstlich des Krn, wurde ein italienisches Bataillon zersprengt, ein Angriff größerer italienischer Abteilungen bei Plava am Isonzo nördlich Görz mutvoll abgewiesen. Am 30. setzten die Italiener ihre Übergangsversuche am Isonzo fort, so bei Monfalcone, wo sie aber ebenfalls zurückgewiesen wurden.

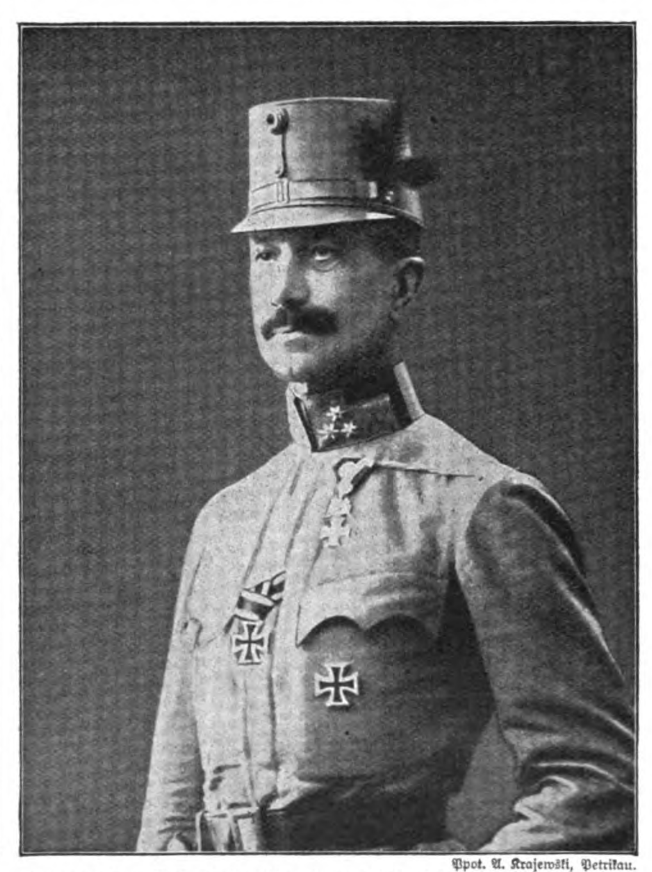
An demselben Tage griff ein Alpiniregiment österreichische Stellungen auf der Hochfläche von Lavarone (nordöstlich von Roveredo an der Etsch) an, ohne weiteres Ergebnis als blutige Verluste (vgl. Band II Seite 471). Schanzungsversuche bei Paneveggio (südlich der Fassaner Alpen an einem linken Nebenfluß des Avisio) wurden nach Störung durch österreichisch-ungarische Patrouillen sofort wieder aufgegeben. An fast allen genannten Punkten ereigneten sich auch in den folgenden Tagen leichte Gefechte, die den Italienern keinen wirklichen Erfolg brachten; nordöstlich Karfreit, bei Versuchen zur Erzwingung des Krnrückens, erlitten sie sogar besonders schwere Verluste.

So ließ schon die erste Kriegswoche erkennen, daß das italienische Vorgehen keineswegs von einem kühnen Angriffsgeist getragen war, der allein die immerhin nicht so einfachen Verteidigungstellungen an der Tiroler und Kärntner Grenze und die auch nicht leichten im küstenländischen Gebiet hätte erschüttern können, abgesehen davon, daß die Angriffe auch mit allzu schwachen Mitteln unternommen wurden in Anbetracht der Kriegserfahrung der Verteidiger. Immerhin waren die österreichisch-ungarischen Grenztruppen meist von drei- und mehrfacher Übermacht angegriffen und hatten sich ihrer mit rühmlicher Tapferkeit erfolgreich, ohne nennenswerte eigene Verluste erwehrt. Von dem soldatischen Geist, der die Verteidiger ganz erfüllte, legt das Abenteuer des Oberleutnants Emil Zeyer ein beredtes Zeugnis ab, das wir bereits auf Seite 39 mitteilten. So ermutigend diese Kämpfe auf unsere Verbündeten wirkten, so niederschlagenden Eindruck riefen die endlosen Verwundetenzüge, die im Nu die Mailänder Lazarette überfüllten, trotz aller Siegeslügen in Italien hervor. Allmählich griff in immer weiteren Schichten der Bevölkerung eine bekümmerte Stimmung um sich, auf Grund der Erkenntnis, daß es mit dem vorhergesagten militärischen Spaziergang nach Trient und Triest wohl nichts werden würde.

So ergebnislos die Italiener zu Wasser und zu Lande im Kampf gegen gegnerische Soldaten aufgetreten waren, so erfolgreich hatten sie gegen wehrlose Deutsche und Österreicher bei sich zu Hause gewirtschaftet. In dieser ersten Kriegswoche kam es besonders in Mailand zu würdelosen und grausamen Überfällen des italienischen Pöbels auf deutsche und österreichisch-ungarische Geschäfte, die geplündert und zerstört wurden. Auf Deutsche, Österreicher und Ungarn wurde eine wilde Jagd veranstaltet, der auch Schweizer und selbst Italiener mit deutsch klingenden Namen zum Opfer fielen. Die Welt erhielt ein neues Zeugnis dafür, wo in diesem Kriege barbarische Taten an der Tagesordnung



Generalmajor Dr. Karl Bardolff, Generalstabschef der zweiten österreichisch-ungarischen Armee.



Phot. A. Krajewski, Petrikau.

General der Kavallerie Eduard v. Böhm-Ermolli, Kommandant der zweiten österreichisch-ungarischen Armee.

Die Eroberer Lembergs.

sind. Bei uns deutschen „Barbaren" ist den Italienern, für unsere Begriffe ganz selbstverständlich und natürlich, kein Härchen gekrümmt worden, obwohl die italienische Betrugs- und Lügenpresse von Massenabschlachtungen der Italiener in Deutschland genaueste Schilderungen zu geben vermochte. Die italienische Regierung hat sich nicht entblödet, durch Erlasse, die scheinbar gegen den Pöbel gerichtet waren, aber gleichzeitig dessen Untaten als patriotische Handlungen zu retten suchten, den groben Mißbrauch der Hilflosigkeit der paar Ausländer zu decken, statt ihm entgegenzutreten.

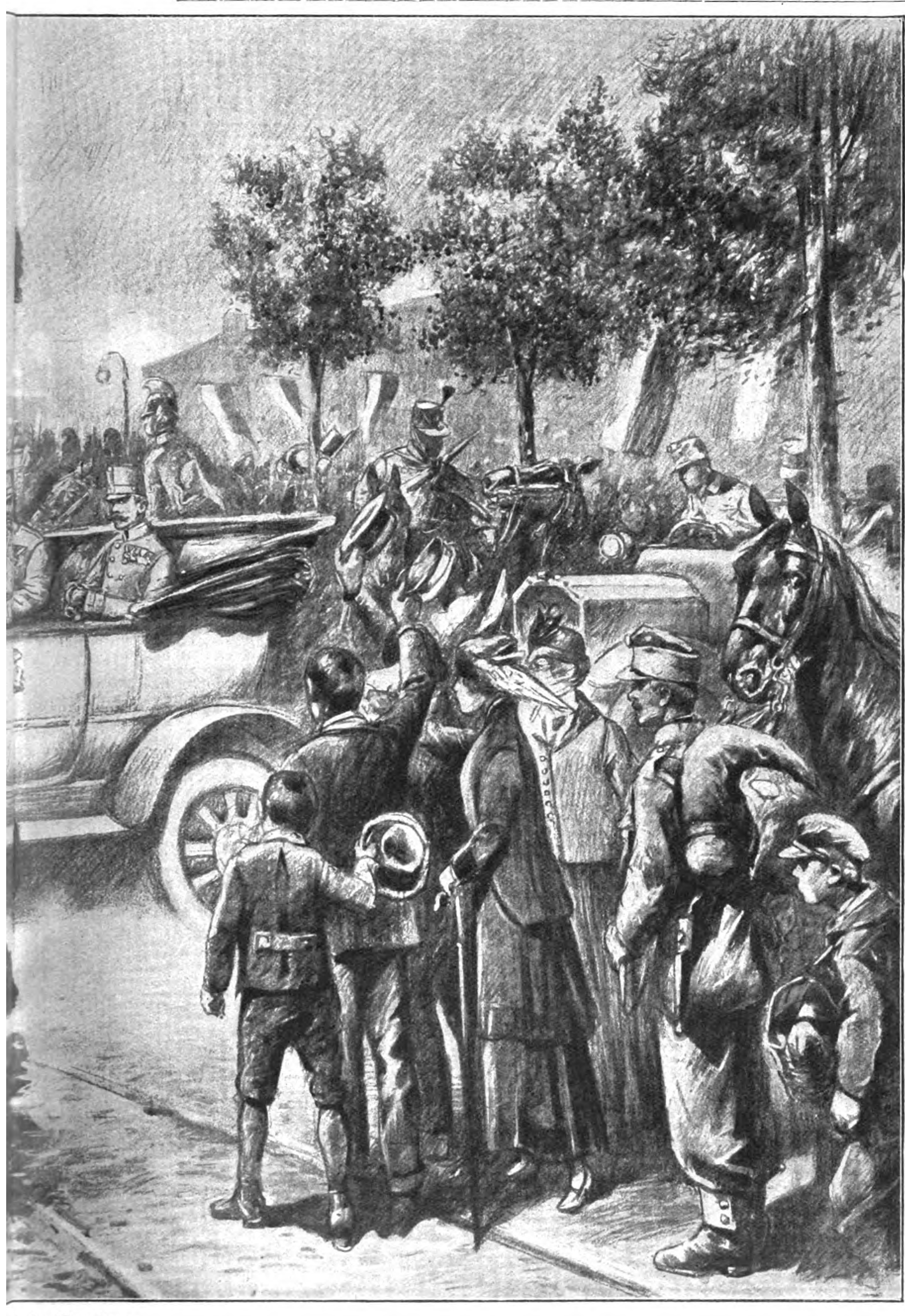
Am 1. Juni wurden dann auch die Versprechungen bekannt, für die Italien auf den Weg der Verräterei zu locken gewesen war. An tatsächlichen Leistungen des Dreiverbandes muß in dieser Hinsicht die Zahlung von 70 Millionen Lire Bestechungsgeldern aufgeführt werden. Davon hat d'Annunzio mindestens eine Million erhalten. Der mit dem Dreiverband in Paris offiziell abgeschlossene Vertrag enthält folgende Hauptpunkte: 1. Italien erhält eine Anleihe von 5 Milliarden Lire; 2. England übernimmt die Garantie für einen Italien in Amerika zwecks Munitionsbeschaffung einzuräumenden Kredit von 500 Millionen; 3. einen weiteren Kredit von 300 Millionen zur Versorgung mit amerikanischen Lebensmitteln; 4. Frankreich liefert Italien eine Anzahl schwerer Creuzotgeschütze; 5. der Dreiverband garantiert Italien den bekannten Landerwerb, darunter die ganze östliche Adriaküste außer Antivari und einem von Serbien zu wählenden Hafen; 6. Italien stellt den neuen Verbündeten 150 000 Mann zur Verfügung.

Italien erregte durch den Verlauf der ersten Kriegswoche entschiedenes Mißfallen bei seinen neuen Freunden, die die italienischen Angriffsversuche als nicht im mindesten ihren Erwartungen entsprechend finden mußten. In den ersten Junitagen trat in dieser Hinsicht an der gesamten Front nicht die geringste Änderung ein. Den Österreichern gelang mancher kühne Handstreich, so überfielen sie am 2. Juni in der Gegend von Flitsch knapp nördlich des oberen Isonzo den Feind, fügten ihm beträchtlichen Schaden zu und schossen den italienischen Train zusammen. Bei dieser Gelegenheit gab es auch die erste größere Menge an Gefangenen. Im übrigen wurden die Kämpfe mit solchem Grimm geführt, daß nicht viele Feinde sich der Gefangennahme erfreuen konnten. Die österreichisch-ungarische Verteidigung, die bis in die ersten Junitage hinein keinen Versuch der Italiener, über die Grenze zu kommen, ungestraft gelassen hatte, dachte unter der Leitung ihres Oberhauptes, des schon vom galizischen Kriegschauplatze her gut bekannten Generals Dankl, immer eifriger an den Ausbau der Hauptstellung, ohne Rücksicht darauf, daß die Italiener durch ungestörte Einnahme von Grenzorten sich auf dem Siegeslaufe wähnen konnten. Die Verteidigung wurde allein mit Rücksicht auf die strategische Lage an feste Stützpunkte geknüpft, die nach allen Erfahrungen des Krieges zu möglichster Vollendung und Uneinnehmbarkeit ausgestaltet wurden. Allmählich rückten auch schon größere Angriffsabteilungen der Feinde vor. Am 4. Juni zeigten sich bei Tolmein vor den österreichischen Stellungen vier Bataillone. Sie wurden blutig zurückgeschlagen und 3 Offiziere sowie 50 Mann gefangen genommen. Nördlich dieses Punktes bei Karfreit war das Kriegsbild in den nächsten Tagen noch belebter. Größere Truppenmassen gingen zu einem neuen Sturm auf den Krnstock vor, ohne Erfolg, doch mit schweren Verlusten.

Eine Division endlich griff am 8. Juni den starken Brücken-



Der Einzu
Begrüßung auf
Nach einer O
Fritz



...g in Lemberg.
...f dem Theaterplatz.
...iginalzeichnung von
...Neumann.

kopf unserer Verbündeten bei Görz an. Bei diesem ersten größeren Unternehmen hatten die Italiener ebensowenig Glück, wie in den vorhergehenden Scharmützeln. Die Verteidiger schlugen den Angriff blutig zurück. Die Italiener fluteten im k. u. k. Artilleriefeuer ihren Ausmarschpunkten wieder zu, und zwar so eilig, daß mehrere Geschütze zurückbleiben mußten. Das gleiche Geschick ereilte feindliche Angriffsversuche bei Gradiska und im küstennahen Gebiet bei Monfalcone. Nichtsdestoweniger machten jetzt aber die Italiener mit ihren Einbruchsversuchen wirklich Ernst und scheuten von Tag zu Tag weniger vor Opfern zurück. Danach richtete sich die Verteidigung durch noch vollständigere Beschränkung ihrer Kräfte auf die Abwehr an den Hauptpunkten ein. Demgemäß gönnte sie den Italienern die Besetzung von Karfreit und Monfalcone ohne Kampf, weil diese Orte unbequem vor der eigenen Front lagen. Die Italiener dürsteten nun aber doch nach einem wirklichen Siege, der sie ihrem Kampfziele näher bringen könnte. Der italienische Oberführer General Cadorna (Bilder Band II Seite 444 und Seite 61 dieses Bandes) hatte bisher der Welt in seinen Berichten nur herzlich unbedeutende Kleinigkeiten zu melden gewußt von gleichem Range und Wert wie seine immer wiederholten Mitteilungen über das schlechte Wetter, die ihn in dieser Zeit mit dem Regenschirm in der Hand zu einer stehenden Witzblattfigur machten. Von Mitte Juni an trieb er seine Streitkräfte zu ernsten Angriffen an. Divisionen wurden vorgeschickt und endlich auf der gesamten Isonzofront mit dem Kern bei Plava auch Armeekorps eingesetzt. Die Angriffe erhoben sich nun bald zu ungeheurer Heftigkeit. Viele Stunden und stellenweise ganze Tage lang wurden die Infanteriestürme unter so riesigem artilleristischen Munitionsaufwand wie nur an irgend einer anderen Front des Gesamtkriegschauplatzes vorbereitet. Mit umfassender Übermacht brausten dann die Sturmkolonnen den Spuren des Artilleriefeuers nach. Unermüdlich hatten die österreichisch-ungarischen Soldaten in den Feuerpausen an dem Wiederaufbau der zusammengeschossenen Stellungen gearbeitet, mit eiserner Zähigkeit hielten sie in den granatenbestreuten Schützengräben aus, und wie eine Mauer standen sie gegen die immer wieder vorbrechenden feindlichen Fußtruppen. Die Italiener kamen keinen Schritt voran. Stets konnte der Bericht der österreichisch-ungarischen Heeresleitung trotz aller noch so krampfhaften italienischen Anstrengungen verlustreiche Abwehr der Feinde melden. Die Schlacht am Isonzo wuchs sich zu einer grausigen blutigen Niederlage der Italiener aus, um so mehr, als die tapferen Verteidiger günstige Gelegenheiten zu Gegenstößen nicht ungenützt ließen. Die Verwundeten häuften sich in kurzer Zeit so ungeheuer, daß man in den überfüllten Lazaretten schließlich selbst ihre Namen geheim hielt, ja sogar den Familien, die einen Toten zu beklagen hatten, die Traueranzeige in der Presse verbot, um das Volk nicht durch die Masse der gefallenen Opfer und das Ausbleiben entsprechender Erfolge, die sich nicht zusammenlügen ließen, in revolutionäre Erbitterung zu versetzen.

Nach wochenlangen Kämpfen am Isonzo waren die Italiener so erschöpft, daß Anfang Juli die Berichte wieder nur das Bild der ersten Kriegswoche boten: gelegentliche kleinere Zusammenstöße, die den Italienern nach wie vor nur unnützes Blut kosteten. Sie mußten ihre Kräfte zu einem größeren Unternehmen von neuem zusammenraffen. So weit waren sie erst wieder um die Mitte des Juli. Mit dem 17. eröffneten sie neue umfangreiche Vorstöße, diesmal mit dem Kernpunkt im Görzischen. Mit gewaltigen Massen



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

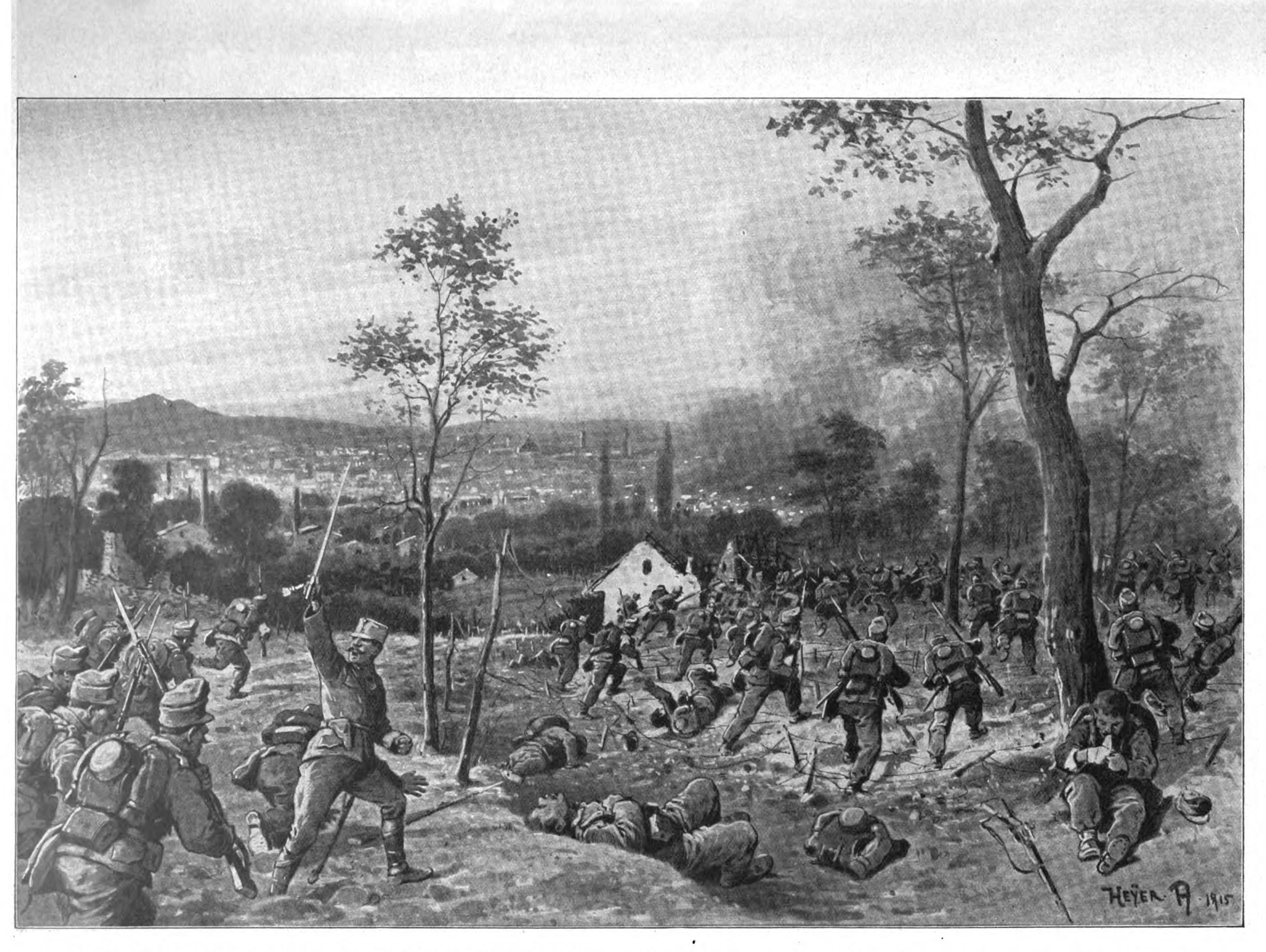
Übergang der Truppen des Erzherzogs Joseph Ferdinand über die Wisloka beim Vormarsch in Galizien.

stürmten hier die Italiener wie im Juni bei Plava ohne Ergebnis in den sicheren Tod. Nach äußerst heftiger Artilleriebeschießung des Brückenkopfes von Görz ging am 19. die elfte italienische Division mit betrunkenen Truppen zum Angriff gegen den Abschnitt von Podgora (vor Görz) vor. Sie kam zwar in die österreichischen Stellungen, wurde aber wieder hinausgeworfen. Nochmals bereitete schwerste Artillerie auf diesen Punkt einen neuen Sturm durch vernichtendes Feuer vor. Der zweite Angriff erfolgte mit gewaltiger Stoßkraft und war nach vier Stunden wieder völlig abgeschlagen. Südlich davon brachten die Italiener auf dem Rand der Hochfläche von Doberdo ebenfalls wie schon an den Vortagen große Massen heran. Sie stießen hier auf tapfere ungarische Landwehr, die ihren Angriff auf Sdraussina erbittert zurückschlug. Drei Massenangriffe der Italiener brachen an dieser Stelle ergebnislos zusammen. Überall erlitten sie beim Zurückfluten in ihre Stellungen zudem noch härteste Verluste durch das Feuer der österreichisch-ungarischen Artillerie. Cadorna brachte es in einem Bericht über diese Tage, die ihm Tausende seiner besten



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Vormarsch österreichisch-ungarischer Truppen in Rußland.

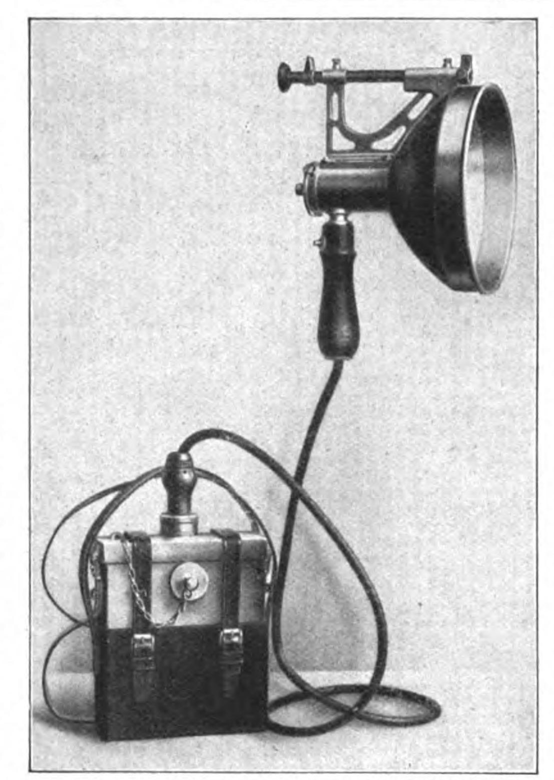


Die Wiener Landwehr nimmt im Sturm eine russische Feldstellung bei Bzesna vor Lemberg. Im Hintergrund rechts sieht man die von den Russen bei ihrem Abzug in Brand gesteckten Bahnhofanlagen.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Heyer.

Truppen kosteten, fertig, ausdrücklich hervorzuheben, daß die Österreicher an einer Stelle einen Offizier und 33 Mann an Toten verloren hätten. Er ist angesichts des Aufwandes an Artillerie und Fußtruppen also recht bescheiden. Von neutraler Seite wurde als zuverlässig angegeben, daß die Verluste der Italiener an dieser Front bereits im Juni 80 000 Mann erreicht hätten. Seit Mitte Juli strebte Cadorna mit Macht dem zweiten Hunderttausend nutzloser Opfer zu.

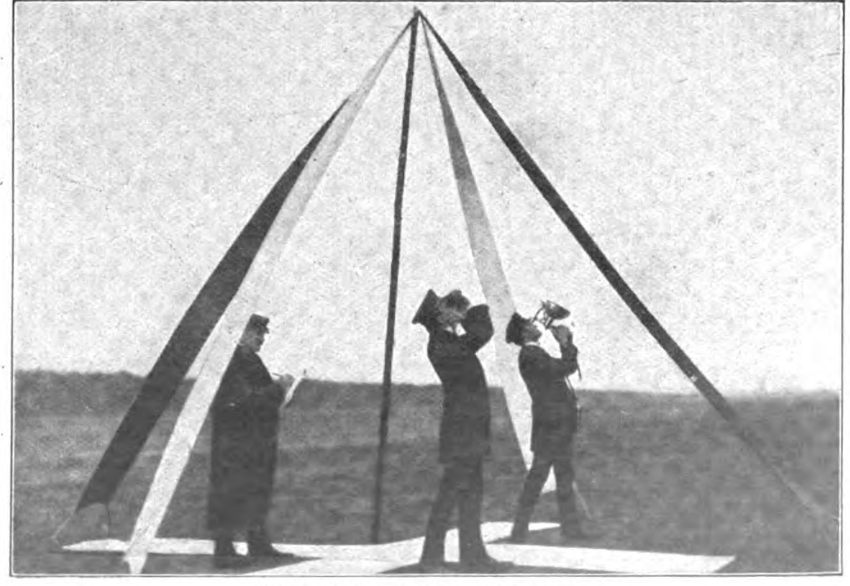
Ruhiger als auf dem Hauptkampfplatz am Isonzo ging es an der übrigen Front her. Hauptsächlich tobten sich die Italiener hier in Artilleriefeuer aus, das unseren Verbündeten noch keinen besonderen Schaden und die Italiener nicht vorangebracht hat. Heftiger war das Ringen zuweilen nördlich des Hauptkampfplatzes am Isonzo im Krngebiet, am mittleren Lauf des Flusses. Die Alpini, die an den gewaltigen Hängen dieses Berges ihre soldatischen Versuche machten, kamen ebensowenig weiter wie ihre Gefährten im Süden. Nördlich des Isonzo wehrten die Sperrforts von Flitsch, Hensel, Predil und Raibl den Italienern den Eintritt in das österreichisch-ungarische Gebiet. Ununterbrochen seit Kriegsanfang beschossen die Italiener diese Werke mit Mörsern. Wiederholt haben sie berichtet, daß die Befestigungen niedergerungen seien, obwohl sie zu ihrem eigenen Schaden häufig genug spüren mußten, wie wenig sie hier ihren Gegnern geschadet haben können, selbst wenn sie der Meinung sind, hie und da einen Treffer erzielt zu haben. Wahrheit ist, daß bis jetzt kein einziges Sperrfort oder Werk an seiner Kampffähigkeit gehindert ist. In diesem Gebiet hat man von Deserteuren und Gefangenen auch erfahren, daß man ihnen nur von einer friedlichen Besetzung des von Österreich-Ungarn auf diplomatischem Wege überlassenen Gebietes geredet habe. Sie seien bestürzt und tief erschüttert gewesen, als man sie in das Höllenfeuer der österreichisch-ungarischen Werke getrieben habe. Östlich der genannten Werke bei Malborghet hatten die Italiener Mitte Juni einmal einen — wie immer fruchtlosen — Angriff außer mit Mörsern auch mit Schiffskanonen eingeleitet.



Der elektrische Signalspiegel mit Batterie.

An der Osttiroler Grenze kam es bis in die Mitte des Juli hinein nur zu Artilleriebeschießungen und mehr gelegentlich zu Patrouillenkämpfen. Wo die Italiener versuchten, zur Freude der Tiroler Standschützen mit größeren Abteilungen gegen die gewaltigen Berge anzurennen, wurde ihnen durch Artillerie und durch Steinlawinen, die hier das gegebene Kampfmittel sind, ein blutiger Heimweg bereitet. Die Tiroler im Alter von 15 bis 80 Jahren, die hier und an der ganzen Tiroler Grenze ihre geliebte Heimat gegen die „Tschniggen" verteidigen, lassen dort oben keinen Gemsbock hindurch und sind in ihren Schützengräben auch durch die von den Italienern massenhaft angewandten Chlorbomben, die Augenleiden und schwere Hustenanfälle hervorrufen, nicht mürbe zu machen. Erst am 18. Juli schritten mehrere italienische Bataillone zu einem Hauptangriff gegen die Höhenstellungen auf dem Eisenreichkamm, der Pfannspitze und der Filmoorhöhe nördlich des Kreuzbergsattels vor. Sie wurden, verlustreich wie immer, abgeschlagen. Westlich des Dreizinnenmassivs bei Schluderbach gingen an diesem Tage schwache Tiroler Verteidigungskräfte auf die Hauptstellung zurück. Aber schon am nächsten Tage vertrieben sie die Italiener wieder aus der Vorstellung bei Schluderbach.

Mit stärkeren Kräften, besonders auch mit gewaltiger Munitionsvergeudung ihrer Artillerie, unterstützten die Italiener ihre Angriffe gegen Südtirol, wo ihnen das sogenannte „Trentino" mit Trient als besonders begehrenswert und erlösungsbereit erschien. Hier wie am Isonzo überließ ihnen die k. u. k. Heeresleitung einige vorspringende Landesteile freiwillig. Der südliche Teil des Judicarientales, das südlich vorspringende Bergland zwischen dem Idro- und dem Gardasee, das Gebiet südlich der Linie von Monte Altissimo am Gardasee über Brentonico, Marco im Etschtal, die Zugna Torta und den Colsanto, ferner der östlich von Borgo gelegene Teil des Val Sugana und die Talschaft von Cortina in den Dolomiten kamen nach ganz unerheblichen Kleingefechten mit Gendarmen und Patrouillen in die Hände der Italiener, die es nicht unterlassen konnten, sich mit lautem Lärm aller Welt als ruhmreiche Sieger anzukündigen und auf Grund dieser Begebenheiten von der italienischen Presse nicht nur als die der Zahl nach, sondern auch als die moralisch Überlegenen gefeiert wurden. Aber damit waren sie auch schon am Ende ihrer Kunst. Über diese freiwillig von den Verteidigern preisgegebenen Gebiete sind sie auch nicht an einem einzigen Punkte hinausgekommen. Am leichtesten wäre auf diesem Kriegschauplatz noch ein Durchstoß nach Trient über das Hochland von Folgaria-Lavarone gewesen (siehe auch Band II Seite 471). Über diese Hochfläche führen vortreffliche, für Militär gut geeignete Straßen auf dem kürzesten Wege nach Trient. Der Einfall mußte den Italienern an dieser Stelle um so leichter erscheinen, als ihre Forts und Befestigungsanlagen die österreichischen Werke und Stützpunkte hier wesentlich überhöhten, also sowohl in Hinsicht der Beobachtung wie auch der Feuerwirkung bedeutende Vorteile boten. Die Verteidiger, insbesondere die Besatzung der Grenzwerke, hatten hier denn auch eine wichtige Beschießung aus den schweren 28-cm-Mörsern auszuhalten. Besonders die österreichisch-ungarischen Werke bei Lavarone, Luserna und Vezzena wurden außergewöhnlich reichlich bedacht. Einem einzigen Punkt galten nicht weniger als 2000 Granaten schwerster Art allein in den ersten Tagen des Krieges. Die dann erfolgenden Infanterieangriffe wurden von den Tiroler Stand- und Landesschützen sicher und kaltblütig abgewehrt, so oft auch die Italiener versuchten, in ihre Reihen einzubrechen. Die mächtige italienische Artillerie-



Die Lichtsignalstation auf der Erde.

vorbereitung hatte den Werken der Verteidiger nichts geschadet, sondern den rötlichen Tridentiner Marmorfelsen nur angesplittert und zermürbt, aber kein Geschütz und keine Panzerung zerschlagen. Umgekehrt hatten die Österreicher im Verlaufe des Krieges hier mit ihren Haubitzen und Kanonen manchen erfreulichen Erfolg. Unterstützt durch den Wagemut ihrer Flieger, die die verwegensten Alpenluftfahrten machten, brachten sie Ende Juni nächst dem Campomolon ein von einem Flieger entdecktes Munitionsmagazin zur Explosion. Am 30. Juni vernichteten sie bei Porta di Marazza eine hier in Stellung gebrachte schwere italienische Batterie samt den dortigen Kasernenanlagen. Wo die Italiener überhaupt noch Infanterieangriffe wagten, hatten sie nur Tageserfolge. Bei solchen Kämpfen hat sich der Monte Coston, ein als Beobachtungspunkt sehr wichtiger, südöstlich von Folgaria gelegener, über 1700 Meter hoher Gipfel den Namen „Hartmannsweilerkopf" erworben, weil er mehrfach seinen Besitzer wechselte. Seit dem 17. Juni gehört er trotz der immer wieder mit Übermacht anlaufenden Italiener unbedingt sicher unseren Verbündeten. Die österreichisch-ungarische Stellung bei Casatto-Belfiore am Astico wurde am 14. Juni von einer Kompanie des 71. italienischen Infanterieregiments angegriffen. Die weit unterlegene Grenzwache zerstreute die heranrückenden Italiener durch einen Feuerüberfall aus großer Nähe, der von einer prächtigen Steinlawine begleitet war. 2 Offiziere, 52 Mann unverwundet und 6 Mann verwundet gaben sich gefangen. Auch der Hauptmann der italienischen Kompanie wurde bei seiner Flucht eingeholt und abgeführt; er verdient öffentlich gebrandmarkt zu werden, weil er versuchte, sich durch das Angebot einer großen Geldsumme loszukaufen!

Die wichtige Einfallstelle in Tirol am Stilfser Joch regte zunächst die Italiener in der Hauptsache ebenfalls nur zu Artillerieangriffen an. Wie man ihre Tätigkeit hier auffaßte, geht aus der Erzählung eines Kriegsberichterstatters hervor, der unter anderem schrieb: „Eines Tages fiel es ihnen ein, es doch mit einem offenen Anmarsch auf der Straße selbst zu versuchen. Freudige Überraschung herrschte bei den Unsrigen, als man sie von der Cantoniera heranziehen sah, die Spitze vorne, das Gros folgend. Ruhig ließ man diese seltsame Marschübung sich näher entwickeln, dann wurde Feuer gegeben; einige Mann fielen, alle anderen flüchteten eilends zur Cantoniera zurück."

Unerschüttert stehen unsere Verbündeten in ihrem Verteidigungskampfe zu Lande da, ungebrochen ist auch der Mut der österreichisch-ungarischen Flotte geblieben, treu wie zu ihr hält das Glück auch zur Luftflotte. Mitten in die Siegesfreude der Italiener vom Anfang Juni hinein platzte die Nachricht, daß am 9. Juni das k. u. k. Unterseeboot „4", Kommandant Linienschiffleutnant Singule, 30 Meilen von San Giovanni di Medua einen englischen Kreuzer „Typ Liverpool", der von sechs Zerstörern geschützt war, versenkt habe.

Schon am 10. Juni kam es wieder zu einem Zusammenstoß auf der See zwischen einem Unterseeboot unserer Verbündeten und — der erste Fall dieser Art — einem italienischen Unterseeboot. Die „Medusa" wurde von den Österreichern torpediert und versenkt, ein italienischer Offizier und vier Mann der Besatzung gerettet und gefangen genommen. Am 17. Juni konnten unsere Verbündeten schon wieder mit einem Unterseebooterfolg aufwarten. Sie versenkten den italienischen Panzerkreuzer „Amalfi" im nördlichen Teile der Adria.

Am 17. und 18. Juni unternahmen österreichisch-ungarische Kreuzer und Zerstörer einen Angriff gegen Pesaro und Rimini in der Art des Angriffs in der Nacht nach Beginn der Kriegserklärung. Nach Vernichtung und Beschädigung einer großen Anzahl militärischer Einrichtungen und der Versenkung eines italienischen Dampfers kehrte das k. u. k. Geschwader unversehrt zurück.

Endlich fiel bei einem im übrigen recht unergiebigen Angriff eines italienischen Geschwaders auf die Küste von Cattaro noch ein italienischer Panzerkreuzer einem Unterseebootangriff zum Opfer. Dort fand der nach dem italienischen Freiheitshelden benannte Panzerkreuzer „Giuseppe Garibaldi" seinen Untergang. Zehn Panzerkreuzer dieser Art besaßen die Italiener zu Beginn des Krieges, zwei sind ihnen genommen, jetzt stehen den vier österreichisch-ungarischen Schiffen dieser Art nur noch acht italienische gegenüber.

Schwere Verluste zu Land! Schwere Verluste zu Wasser! Schwere Verluste auch beim Kampf in der Luft! Wiederholt haben die Italiener Pola und Triest aus der Luft angegriffen, aber auch unsere Bundesgenossen haben mit solchen Unternehmungen nicht gespart, und am 8. Juni besonders in Venedig (s. Bild S. 62) großen Schaden angerichtet. An diesem Tage traf die italienische Luftflotte noch ein besonders schwerer Schlag durch den Verlust des Luftschiffes „Città di Ferrara" (s. auch Bd. II S. 498). Auf der Rückfahrt von Fiume wurde es von dem Marineflugzeug „L 48", Führer Linienschiffleutnant Glasing, Beobachter Seekadett v. Fritsch, über dem Meere südwestlich Lussin in Brand geschossen und vernichtet. Zwei Offiziere und fünf Mann der Besatzung konnten gefangen genommen werden. Alles andere wurde von der Adria verschlungen, auch 80 000 Kronen in österreichischem Geld, die an Bord des italienischen Luftschiffes vorsichtigerweise mitgeführt wurden, um im Falle einer etwaigen Notlandung auf feindlichem Gebiet durch Bestechung der Bevölkerung ungehindert Reparaturen und den Wiederaufstieg herbeiführen zu können. Wieder ein Beweis, wie leicht die Italiener Gemeinheiten jeder Art bei anderen voraussetzen.

So große Hoffnungen der Dreiverband auf Italien gesetzt hat, so erfolg- und ehrsüchtig die Italiener dem Kriege entgegensahen, so beschämend erfolglos und so verlustreich ist er für sie gewesen. Vorläufig haben sie erst die österreichisch-ungarische Kraft in der Verteidigung kennen gelernt. Schaudernd schauen sie nach dem Osten aus. Sie ahnen, daß ihr Geschick eine schlimme Wendung nehmen kann, wenn einmal der gern geleugnete, aber immer vollständiger werdende Sieg der Zentralmächte über die Russen seiner Vollendung entgegengegangen ist. Dann wird sich auch über Italien das Geschick entladen, das österreichisch-ungarische und deutsche Staatsmänner mit vereinten Kräften geduldig und nachgiebig von ihm abzuwenden trachteten. Innerlich bricht Italien jetzt schon langsam, aber sicher zusammen. Ihm gelingt es nicht, wie seinen einstigen Verbündeten Österreich-Ungarn und Deutschland, die Kriegsmittel aus eigener Kraft zu beschaffen. Schon werden angesichts des mäßigen Ausfalls seiner Kriegsanleihe Stimmen laut, die nach einer Zwangsanleihe rufen. Die Massen des Volkes, die in der Hauptsache die tatsächlichen Opfer des Krieges an Menschen zu stellen haben, erheben immer ungeduldiger und drohender ihr Haupt. Täglich mag der König von dem Kirchturm in Monfalcone ängstlicher durchs Scherenfernrohr nach Trient, der weißen Stadt, ausschauen, täglich mag er mehr einsehen, daß er sie nie erreichen wird, täglich mag er sich das Gespenst der Revolution näher auf den Leib rücken fühlen. Wir Deutsche und unsere Verbündeten fühlen ihn und sein Land längst nicht mehr als Gefahr. Der Verlauf des Krieges hat gezeigt, daß wir bequem auch mit Italien fertig werden. (Fortsetzung folgt.)



Der Flieger teilt mit Hilfe des Signalspiegels der Erdstation seine Beobachtungen mit.

Illustrierte Kriegsberichte.

Flieger und ihr Nutzen.

(Hierzu die Bilder Seite 68 und 69.)

Der Flieger ist am besten der Kavalleriepatrouille vergleichbar. Beide versuchen Einblick in feindliche Stellungen, Aufmärsche, Truppenbewegungen zu erlangen. Die Luftschiffe dagegen gleichen den Kavalleriedivisionen, denn sie besitzen einen wirklichen Kampfwert. Sie sind dadurch geeignet, sich Einblick zu verschaffen, selbst wenn man versucht, ihnen denselben zu verwehren. Maschinengewehre, teilweise auch kleine Revolverkanonen befähigen sie, sich ihre Feinde der Luft, die Fliegergeschwader, in nötiger Entfernung zu halten.

Der Flieger dagegen ist eigentlich nicht für den Kampf bestimmt. Die Rücksicht auf sein Gewicht erlaubt ihm nur in Ausnahmefällen — bei den sogenannten Kampfflugzeugen —, sich mit wirksameren Waffen zu versehen als mit Gewehren, leichten Bomben und Fliegerpfeilen. Sie sollen nur sehen, photographieren, aufklären.

Unter Aufklärung ist aber nicht allein die strategische zu verstehen. Als solche bezeichnet man die Erkundung großer Truppenbewegungen, wichtiger Truppenverschiebungen und dergleichen. Als Beispiel sei angeführt die Meldung eines deutschen Flugzeuges über den Anmarsch der englischen Armee gegen den rechten Flügel der Armee v. Kluck.

Häufiger sogar sind die Fliegeraufklärungen taktischer Art. Es gilt Stellungen des Gegners aufzusuchen, einzuzeichnen oder auf die Platte zu bringen.

Auch der Schießtechnik müssen die Flieger Dienste leisten. Man wird sich erinnern, schon öfter seit Kriegsbeginn gelesen zu haben, daß an dieser oder jener Stelle das Artilleriefeuer von Fliegern geleitet wurde.

Im allgemeinen zeigen die Piloten den Standort einer feindlichen Batterie dadurch der eigenen an, daß sie genau über jener Bomben abwerfen, die eine lange Rauchfahne in der Luft hinterlassen. Ein anderes Mittel ist das der Verständigung durch Zeichen. Für jeden Schuß, der zu kurz geht, also vor dem Ziel einschlägt, schießt der Flieger beispielsweise eine rote, für jeden zu weiten Schuß eine blaue Kugel in die Luft, die von der eigenen Artillerie gesehen werden kann. So gelingt es meist durch Schießkorrekturen, Wirkung ins Ziel zu bringen.

Über eine neue Art der Orientierung und der Verständigung zwischen dem Flieger und der Erde sei noch berichtet. Die Vorteile dieser neuen Nachrichtenübermittlung liegen darin, daß sie nicht vom intensiven Sonnenlicht überstrahlt und dadurch unsichtbar gemacht werden kann. Es ist Professor Dr. Donath gelungen, einen nicht zu großen Signalspiegel herzustellen, der durch ungeheure Temperatursteigerung eines Glühlampenfadens eine außerordentliche Helligkeit erzeugt. Allerdings wird die Batterie sehr schnell verbraucht, was jedoch nicht in die Wagschale fällt, denn man kann mit fünfzig Stunden Leuchtdauer mehrere tausend Lichtblitze erzeugen und damit gegen tausend Worte signalisieren. Abbildung Seite 68 oben zeigt den Apparat, bestehend aus Signalspiegel und Batterie. Ein kleines Osramglühlämpchen, das wegen seines Fadens, der auf möglichst engem Raum zusammengedrängt ist, beim Leuchten eine Temperatur von 3000 Grad Celsius erzeugt, besitzt infolgedessen eine Spiegelhelligkeit von etwa 10000 Kerzen bei mäßigem Aufwand an Kraft. Letztere wird von einer Akkumulatorenbatterie mit sieben Zellen hervorgebracht, die besonders dafür hergestellt wurde. Das Gewicht des Apparats, das, wie wir schon andeuteten, für den Flieger sehr wichtig ist, beträgt nur 5 Kilo.

Die Anwendung erhellt aus den Abbildungen Seite 68 unten und Seite 69. Die Station auf der Erde macht sich durch weiße Tuchstreifen auf dem Boden und zeltartig aufgespannte Streifen dem Flieger weithin bemerkbar. Dieser visiert darauf hin, ruft durch längeres oder kürzeres Drücken auf den Knopf längere oder kürzere Lichtblitze hervor, die nach dem Morsesystem Buchstaben und Worte bedeuten. Auf der Erde werden sie mit Hilfe von guten Ferngläsern bis zu 10 Kilometer Entfernung abgelesen. Auch können umgekehrt von der Erde zum Flieger Morsezeichen auf die nämliche Art gegeben werden.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß die Lichtquelle des Lämpchens mit seiner Temperatur von 3000 Grad Celsius der Temperatur der Sonne, die auf 6000 Grad berechnet wurde, für heutige Begriffe außergewöhnlich nahe kommt. Die Zeichen erscheinen dem Ablesenden wie ein losgelöstes, aufblitzendes und verglimmendes Sonnenstückchen. Daß durch diese Erfindung der Nutzen unserer Flieger bedeutend erhöht wird, dürfte begreiflich sein.

Die Wiedereroberung Lembergs.

(Hierzu die Bilder Seite 63—67.)

Wie ein reinigender Sturm durch die Ebene, fegten die tapferen verbündeten Truppen in den Monaten Mai und Juni den Feind durch die Gefilde Galiziens. In den ersten Tagen des Mai setzte unser mächtiger Vorstoß ein, und trotz harter Kämpfe ging es unaufhaltsam vorwärts — von Sieg zu Sieg! Am 3. Juni 1915 wurde Przemysl wieder genommen, und am 22. desselben Monats, in den ersten Morgenstunden, zogen die vordersten Patrouillen der verbündeten Armeen in Lemberg ein.

Die Hauptstadt Galiziens ward an diesem Tage von dem russischen Joch befreit, unter dem sie seit Anfang September 1914 geschmachtet hatte. Die Freude der kaisertreuen Bevölkerung über ihre Befreiung war unbeschreiblich. Männer, die gewohnt sind, stürmische patriotische Kundgebungen mitzumachen, beteuern, daß sie noch nie eine Begeisterung gesehen hätten wie die, mit der der Führer der siegreichen Armee, General der Kavallerie Eduard v. Böhm-Ermolli, und sein Stab empfangen wurden, als sie nachmittags in die zum größten Teil unversehrte Stadt einzogen. In den Straßen standen Tausende von glückstrahlenden, dankbaren Menschen, alle Fenster und Balkone waren dicht besetzt, die Häuser prangten im Fahnenschmuck. Alles drängte sich zu den Automobilen und überschüttete die Insassen mit Blumen und Liebesgaben. Die elegantesten Frauen suchten die Hände der Offiziere zu küssen, und die armen Juden, die unter der Herrschaft der Russen am meisten gelitten hatten, warfen sich den Eroberern tatsächlich zu Füßen.

Darin zeigte sich die Staatstreue aller Kreise Lembergs — an ihrer Spitze der greise Bürgermeister Doktor Rutowski —, an der sie volle zehn Monate gegenüber einschmeichelndem russischen Entgegenkommen im Wechsel mit strengen Polizeimaßregeln festgehalten haben. Erinnerlich ist noch die ablehnende Haltung der Einwohnerschaft, als sie von den Russen zur Verherrlichung des Falles von Przemysl aufgefordert wurde. „Die Stadt ist in Trauer; sie hat keinen Grund zu beflaggen," war des Bürgermeisters ruhige, aber entschiedene Antwort.

Die Befreiung Lembergs ist der 2. österreichisch-ungarischen Armee zu danken, die seit Beginn der Krieges unter dem Kommando des Generals der Kavallerie Eduard v. Böhm-Ermolli steht. Hervorragend beteiligt an den letzten Kämpfen um Lemberg waren die Wiener Landwehrdivision (siehe Bild Seite 67), dann böhmische, galizische und ungarische Truppen. Unter den letzteren werden die Heldentaten des k. u. k. Infanterieregiments Nr. 34 Wilhelm I. Deutscher Kaiser und König von Preußen besonders hervorgehoben. An dem Sieg haben aber auch die deutsche Armee und deren Führer v. Mackensen und v. d. Marwitz großen Anteil, da deutsche Truppen, nachdem sie in den früheren Kämpfen bereits heiß mitgefochten hatten, das Vorgehen der 2. österreichisch-ungarischen Armee während des Angriffs auf Lemberg nördlich dieser Stadt sicherten.

General v. Böhm-Ermolli (siehe Bild Seite 63) ist noch ein Mann in den besten Jahren, eine stattliche, elegante Erscheinung, dessen Gesichtszüge schon die Kaltblütigkeit und Tatkraft zeigen, die ihn auszeichnen. 1856 geboren, wurde er in der Wiener-Neustädter Militärakademie ausgebildet und schon 1875 zum Leutnant im 4. Dragonerregiment ernannt. Später machte er die Kriegschule durch und diente lange beim Generalstab. 1896 wurde er als Oberstleutnant zum Kommandanten des 3. Ulanenregiments ernannt und 1897 zum Oberst befördert. Danach kommandierte er die 16. Kavalleriebrigade in Preßburg, dann die Krakauer Kavallerie- und bald darauf die dortige Infanterietruppendivision. Im Jahre 1911 wurde v. Böhm-Ermolli zum Korpskomman-

danten in Krakau ernannt und erhielt in dieser Stellung das Jahr darauf den Rang eines Generals der Kavallerie.

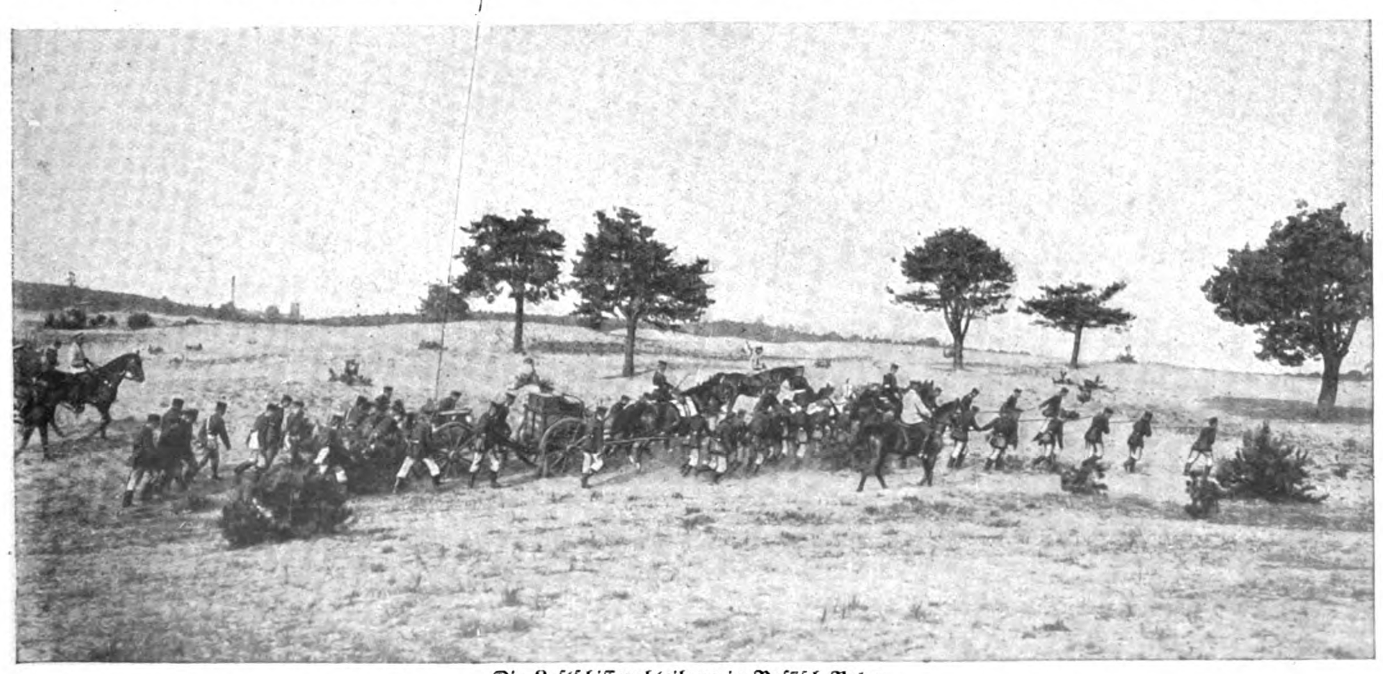
Neben dem kühnen zielbewußten Führer der siegreichen 2. Armee ist auch ihr trefflicher Generalstabschef Generalmajor Dr. Karl Bardolff (siehe Bild Seite 63) rühmend hervorzuheben, der vormals Flügeladjutant und Chef der Militärkanzlei des verewigten Erzherzogs Franz Ferdinand war und sich in diesem Krieg schon vielfach ausgezeichnet hat.

Beim Fesselballon.

Erlebnisse bei einer Feldluftschifferabteilung.

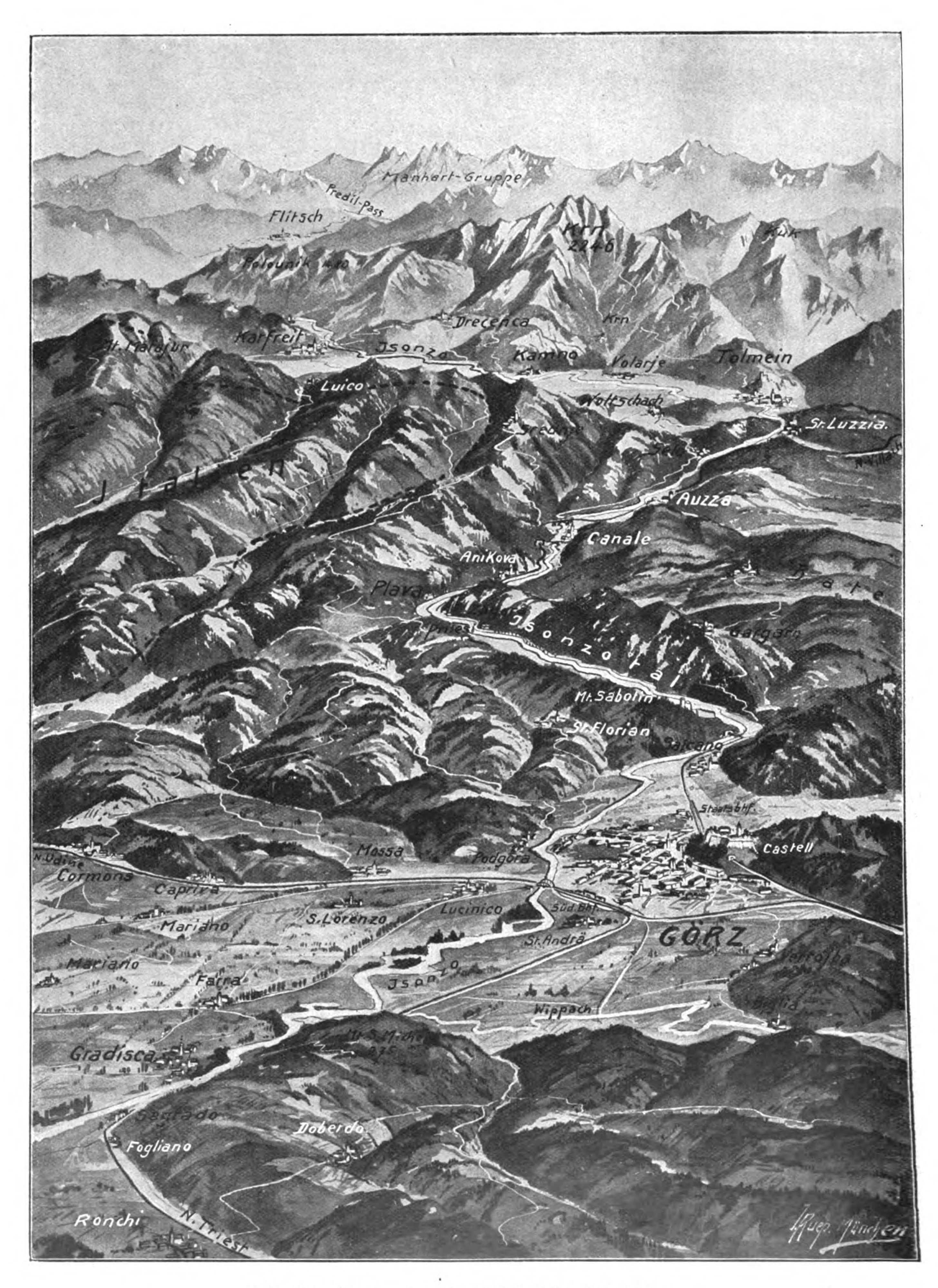
(Hierzu das Bild auf dieser Seite.)

Von einem Kriegsteilnehmer wird uns geschrieben: Unsere braven Truppen hatten J. genommen. Unsere Feldluftschifferabteilung hatte in einem kleinen Dörfchen in der Nähe Biwak bezogen, und bald herrschte ein friedliches Lagerleben, verschönt durch die hier in Galizien recht heiß brennende Junisonne. Mitten in diese Kriegsidylle fällt der Befehl zum schleunigen Abmarsch unserer Kolonne. Nach einem zweiten Tagesmarsch erreichen wir unser Marschziel. Auf einer Wiese nimmt unsere Abteilung Aufstellung, und bald darauf schwebt auch unser Ballon schon in einer Höhe von 500 Metern in der Luft. Schnell wird die telephonische Verbindung mit einer in Deckung aufgefahrenen schweren Mörserbatterie hergestellt. Schon bei unserem ersten Aufstieg erzielen wir schöne Erfolge, doch beschloß unser Führer, da die Artillerie im Lauf des Tages ihre Stellung gewechselt hatte, noch weiter vorzugehen, um die Schießergebnisse unserer Artillerie besser feststellen zu können. Wir befanden uns allerdings bereits an der Feuergrenze. Unser Ballon wurde am Hochtransporttau weiter nach vorwärts gebracht, abends eingeholt und fest verankert. Am nächsten Morgen ließen wir ihn wieder in eine Höhe von 600 Metern aufsteigen. Bald aber kam ein feuriger Morgengruß vom Feinde, der den Ballon unter scharfes Feuer nahm. Über uns platzten die feindlichen Schrapnelle, so daß es doch geraten schien, den Ballon wieder einzuholen. Er wurde aber unbemannt sofort wieder in die Höhe gelassen, um die Zielwirkung des Feindes feststellen zu können. Dieser stellte jetzt sein Feuer ein. Der Ballon wurde daher wieder eingeholt und die Beobachtungen fortgesetzt. Gleich darauf aber eröffnete der Feind wieder sein mörderisches Feuer auf den Ballon, der ihm ein Dorn im Auge schien. Er vermutete gewiß mit Recht, daß unsere Artillerie in ihrer guten Schußwirkung im wesentlichen von unserem Ballon aus unterstützt wurde. Dicht vor und hinter uns schlugen die Granaten ein, und die weißen Schrapnellwölkchen über unseren Häuptern verkündeten Tod und Verderben. In aller Ruhe aber wechselten wir die von unserem Führer angeordnete Stellung. Die feindlichen Granaten fanden jedoch auch nach der neuen Stellung ihr Ziel, und so mußten wir abermals die Stellung wechseln. Auf einer verborgenen Waldwiese machten wir halt und glaubten uns hier vor der russischen Angriffslust geborgen. Doch nur zu bald sollten wir eines Besseren belehrt werden. Russische Flieger hatten ihr Augenmerk auf uns gerichtet, und bald vernahmen wir auch den surrenden Ton der Propeller in den Lüften. „Feindliche Flieger!“ erscholl der Warnungsruf. Schneller als man vermutet hatte, waren die Flieger unmittelbar über uns, und schon erfüllte ein unheimliches Zischen von den herabsausenden Bomben die Luft. Alles sucht Deckung, unwillkürlich hält jeder den Atem an, aber da setzt schon ein ohrenbetäubendes Krachen ein, zwei schwarze Erdwolken fliegen auf, und zwei große Löcher deuten die Stellen an, auf die die Fliegerbomben niedergesaust sind. Durch Bombensplitter erlitten zwei von unseren Leuten Verletzungen, die zum Glück nur leicht waren. Trotz der feindlichen Flieger wurden die Beobachtungen wieder aufgenommen und bis zur Dämmerung fortgesetzt. Heftiger Kanonendonner weckte uns am nächsten Morgen, feindliche Flieger erschienen am Himmel und belegten ein nahes Dorf mit ihren Bomben, das bald darauf in Brand gesetzt war. Wir rückten mit unserem Ballon wieder weiter vor. Kaum aber war derselbe zur Beobachtung aufgelassen, da war es, als ob die Hölle losgelassen werde, ein fürchterliches Konzert tobte in den Lüften, die Granaten begannen ihr unheimliches Lied zu singen. Dazwischen ertönten aus einem nahen Walde die feierlichen Klänge einer Regimentskapelle. Ein bayerisches Infanterieregiment bereitete sich zum Sturme vor, und ernst erscholl der Choral: „Ach bleib mit deiner Gnade“ zu uns herüber. Das feindliche Feuer wurde aber bald stärker, und die Granaten schlugen dicht bei uns ein, so daß wir die Stellung aufgeben mußten. Schnell wurden die noch umherliegenden Gerätschaften verpackt, die Pferde



Die Luftschifferabteilung in Russisch-Polen.

Der zur Beobachtung 600 Meter hoch aufgelassene Drachen- und Fesselballon wird in sandigem und hügligem Gelände weiterbefördert.



Die Isonzofront an der österreichisch-italienischen Grenze.



Abgeschlagener Angriff der Italiener im Isonzotal.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Heyer.

vor den Wagen gespannt und die Stellung gewechselt. Im Laufschritt mußte der Ballontrupp den Ballon an den Halteleinen befördern. Im Zickzack ging es bald rechts, bald links weiter. Krachend schlugen noch immer die Granaten in der Nähe des Ballons ein, und die gelben Staubwölkchen wirbelten in die Luft. Aber mustergültig war die Ruhe und Ordnung, in der unsere Mannschaft das gefährdete Gebiet verließ. Noch war der Tod uns auf den Fersen, als schon vernehmlich die Töne der Kapelle zu uns herüberklangen, die das ergreifende: „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten" angestimmt hatte. Es war, als ob das fromme Lied dem feindlichen Feuer Einhalt geboten hätte, denn plötzlich verstummten die feindlichen Geschütze, und manch einer mag in diesem Augenblick wohl auch ein Dankgebet zum Himmel emporgesandt haben. Fast erscheint es uns als ein Wunder, daß wir an diesen beiden Tagen trotz des schweren feindlichen Feuers, in das wir geraten waren, so ohne Verluste, abgesehen von den beiden Leichtverwundeten, davongekommen sind. Am Nachmittag wurden dann die Beobachtungen von unserem an anderem Platze wieder in Stellung gebrachten Ballon aus fortgesetzt, und es gelang mit Hilfe glücklicher Beobachtungen, einige feindliche Batterien schnell zum Schweigen zu bringen. Als Anerkennung für die guten Leistungen unseres Kommandos wurden demselben zwei Eiserne Kreuze persönlich von dem kommandierenden General verliehen. Was unsere Artillerie und die Luftschiffer hier vorbereiteten, das vollendete in glorreichem Sturm unsere tapfere Infanterie. Die Russen wurden unter schweren Verlusten aus ihren wohlvorbereiteten Stellungen hinausgeworfen und in die Flucht geschlagen. Im Siegeszuge folgten wir dem Feinde.

Die Beschießung Dünkirchens.

(Hierzu die Kunstbeilage und die nebenstehende Kartenskizze.)

Der Überraschung durch 42-cm-Mörser bei Beginn des Krieges und der Überraschung mit der nie geahnten Leistungsfähigkeit unserer Unterseeboote mehrere Monate später ist eine abermalige für unsere Gegner recht unangenehme Überraschung auf dem Fuße gefolgt. Es handelt sich um außerordentlich weittragende schwere Geschütze, wie sie bisher kein anderer Staat hervorzubringen vermochte. — Der denkwürdige Tag, an dem die neue Konstruktion zum ersten Male ihre Wirkung zeigte, war der 30. April 1915. Ein gewaltiges Artilleriefeuer begann Donnerstag vormittag um elf Uhr auf die französische Festung Dünkirchen. Es währte bis drei Uhr nachmittags unausgesetzt und verstummte plötzlich wieder. In dieser Zeit waren nicht weniger als 60 Granaten vom Kaliber 30,5 Zentimeter — nach anderen Meldungen 38 Zentimeter — auf die Stadt niedergesaust.

Die moralische Wirkung war ungeheuer. Man denke sich eine Festung fast 35 Kilometer hinter der Front, in der das ruhige Alltagsleben seinen Gang geht und kein Bewohner an irgend eine Beschießung glaubt. Plötzlich erscheinen Flieger des Feindes am blauen Himmel, und während man sie noch betrachtet — denn diese Untugend kann man anscheinend weder Franzosen noch Deutschen ganz abgewöhnen — nehmen heulend die riesigen Zuckerhüte ihren Weg. Ein nie gehörtes Krachen, Zischen und Donnern läßt die Bewohner in ihrer Angst in die Keller flüchten. Nicht ohne daß einige von den dunklen Erdfontänen verschlungen oder zerfetzt werden. Brände brechen aus. Dicker Qualm und Brandgeruch erfüllt die Straßen. Dazu die beklemmende Ungewißheit: was ist eigentlich los? Ist unsere Linie durchbrochen worden? Stehen die Deutschen schon vor Dünkirchen? Werden wir das Schicksal der Antwerpener Bevölkerung teilen und die Schreckenstage einer Beschießung als Zuschauer und Mitleidende erleben müssen? — Bei nicht weniger als 2000 Leuten war die Angst, ähnliche Stunden erleben zu müssen, größer als die Heimatliebe. Sie verließen mit den nötigsten — sehr oft auch infolge der Aufregung mit den unnötigsten — Sachen Dünkirchen und kamen in Calais an, wo sie sich geborgener glaubten.

Ihre Befürchtungen sollten in Erfüllung gehen. Mehrmals mußte Dünkirchen noch die mächtige, eindrucksvolle Sprache unserer Riesengeschütze vernehmen. Besonders heftig am 23. Juni 1915. Auch Flieger tauchten des öfteren wieder auf und ließen sich trotz aller Abwehrmaßregeln mit Ballonabwehrkanonen und Flugzeugen nicht so leicht verjagen. Teils warfen sie Bomben, teils zogen sie ihre Kreise hoch oben, anscheinend als müßige Zuschauer des Dramas. In Wirklichkeit jedoch waren sie die eigentlichen Leiter des Artilleriefeuers. Ihren drahtlosen oder optischen Meldungen und Zeichen war es zu verdanken, daß die Geschosse ihre Ziele fanden und sich immer mehr gegen wichtige Punkte heranschossen, bis sie richtig im Ziel lagen. Auch dieses Schießverfahren ist eine der vielen Neuerungen, die uns der heutige Weltkrieg gebracht hat.

Die französischen Flugzeuge waren während der Beschießung nicht untätig. Sie wurden zur Aufklärung ausgeschickt nach den neuen deutschen Geschützstellungen. Es ist bezeichnend, daß die zuständige Kommandobehörde sie nicht in erster Linie gegen die deutschen Landstellungen vorsandte, sondern sie nebst einigen englischen Wasserflugzeugen die Nordseeküste absuchen ließ. Man konnte, man wollte nicht glauben, daß die Deutschen derartige Geschütze besäßen. Man hoffte, ein deutsches Geschwader sei an der Küste entlanggefahren und habe mit seinen gewöhnlichen Schiffsgeschützen auf eine nicht besonders weite Entfernung geschossen. Es war bitter, die Pille zu schlucken! Wohl lag ein kleines deutsches Geschwader von zehn kleinen Schiffen vor Ostende. Doch waren das augenscheinlich nicht die Schützen.



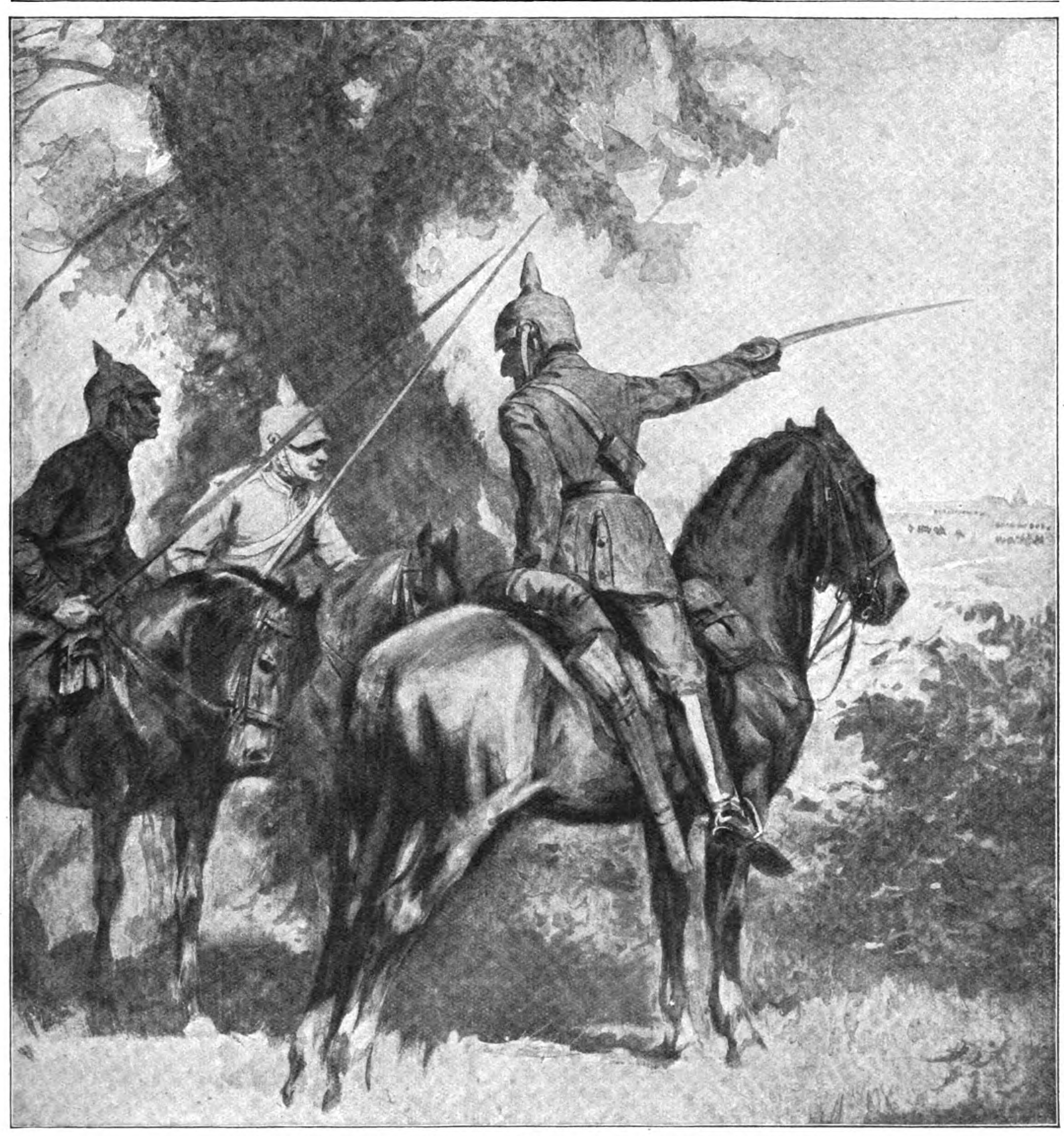
Karte zur Beschießung Dünkirchens.

Als an der ungefähren Schußweite von fast 35 Kilometer der neuen deutschen Geschütze kein Zweifel mehr war, mögen die Engländer nicht besonders erfreut gewesen sein, denn die engste Stelle des Kanals beträgt — wie man aus nebenstehender Skizze ersehen kann — nicht viel mehr als 30 Kilometer.

Abgeschlagener italienischer Angriff auf die österreichisch-ungarischen Stellungen bei Plava im Isonzotal.

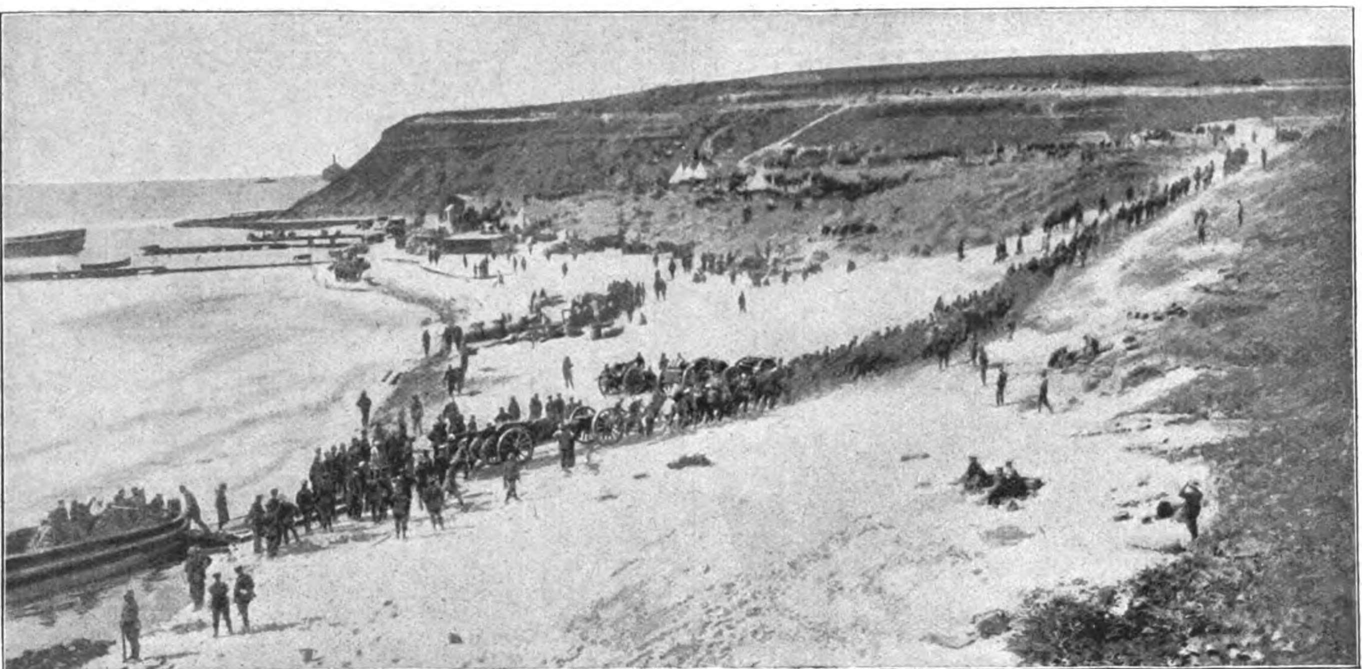
(Hierzu Karte und Bild Seite 72 und 73.)

Nicht mehr Erfolg als ihr mißlungener Vorstoß auf Trient, der im Feuer der Tiroler Schützen auf dem Plateau von Folgaria-Lavarone zusammenbrach (vgl. Bd. II Seite 471), brachte den Italienern der Versuch, die österreichisch-ungarischen Stellungen am rechten Isonzoufer zu erstürmen, um den Einmarsch in das Küstenland von Krain und Gradiska zu erzwingen. Mit Unterstützung eines übermächtigen Artilleriefeuers gelang es dem Feind, am 10. Juni in der Nacht etwa sechs Kompanien auf das östliche Ufer zu bringen. Ihre Aufgabe bestand darin, die k. u. k. Stellungen an den Abhängen von Plava, die Görz im Norden decken, zu nehmen. In starre, zerklüftete Felswände eingeklemmt, 20 Meter tief, aber oft nur 2 Meter breit, in Wasserfällen abwärts stürzend, beschreibt der Isonzo hier ein Fragezeichen, in dessen südlichem Bogen Plava, im nördlichen Tolmein liegt. Bei Tolmein zurückgeschlagen, wandten sich die Italiener gegen Plava. Das ganze Kampfgebiet am



Sächsische Gardereiter auf Vorposten. Nach einer Originalzeichnung von Georg Hänel.

Fuße des Plavarückens hat kaum einen Quadratkilometer Umfang, und Freund wie Feind können den waldigen Hügel sehen und Granaten darauf regnen lassen. Die Kuppe der Höhe 240 war nur von einem Häuflein Dalmatiner besetzt, gegen die 300 italienische Geschütze ein mörderisches, aber erfolgloses Feuer eröffneten. Da dieses von österreichischer Seite nur schwach erwidert wurde — denn man wollte die geschickt angelegten Stellungen nicht vorzeitig verraten — hielten die Italiener die feindlichen Linien für sturmreif und machten in breiter Front mit überlegenen Kräften einen verzweifelten Nahangriff. Eine österreichisch-ungarische Landwehrkompagnie, die hinter der Mauer eines Klosters am Fuße des Plavarückens in Deckung lag, ließ die anbrausenden Wogen kaltblütig bis an die Stacheldrahtverhaue herankommen. Dann überschüttete sie den Feind mit einem wohlgezielten Schnellfeuer, das seine Reihen lichtete. Aus dem dunklen Grün der Oliven- und Pinienhaine, die das Kampfgelände bis zur steil ansteigenden Plavahöhe bedecken, stiegen die weißen Wolken der Artilleriegeschosse empor, die bald darauf verheerend in die italienischen Linien einschlugen. Aber immer wieder erneuerten die Italiener ihre Sturmangriffe und führten stets neue Reserven ins Feuer. Sie setzten ihren ganzen Ehrgeiz und ihre besten Truppen ein, um die vielumstrittene Höhe von Plava um jeden Preis zu bezwingen. Zwei Regimenter der Brigade Ravenna, zwei der Brigade Forli, durchweg erstklassige Piemonteser Soldaten, wurden mit zwei Mobilmilizregimentern der Brigade Spezia vereinigt. König Viktor Emanuel war selbst in ihrer Nähe und hatte sie vor Beginn der Schlacht in einer Ansprache angefeuert. Tapfer stürmten sie die steile Höhe hinan, Linie auf Linie rückte nach und die Lücken schlossen sich immer wieder wie von selbst. Das furchtbare Artilleriefeuer der Italiener dauerte mit ungeschwächter Kraft den ganzen Tag an, aber die österreichisch-ungarischen Bataillone hielten tapfer und unerschrocken in dieser brüllenden Hölle aus. Die vom Feind zerschmettert geglaubten Dalmatiner erwarteten ruhig hinter Felsblöcken liegend die italienischen Schwarmlinien und schossen sie ab. Dreimal stürmten die Piemontesen, dreimal fielen sie. Aber die schwerste Stunde stand noch bevor. Am 17. Juni führten die Italiener drei volle Brigaden ins Feuer, und ihrem überlegenen Angriff gelang es, die



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Landung und Beförderung eines großen englischen Geschützes auf dem Strande von Cap Elles bei Seddul Bahr auf Gallipoli.

tapferen Verteidiger der Höhe einen Augenblick auf die rückwärtige niedrigere Kuppe von Paljewo zurückzudrängen. Dort vereinigten sie sich mit inzwischen herangezogenen Reserven und stürmten mit diesen wieder gegen die verlorene Höhe an. Jetzt erreichte der verzweifelte Nahkampf seinen Höhepunkt. „Flinten und Kanonen schwiegen," berichten Augenzeugen, „nur die Revolver der Offiziere knallten, während die Soldaten einander mit Kolben und Bajonett bearbeiteten. Viele warfen überhaupt die Gewehre weg und packten sich Mann gegen Mann mit Fäusten und Zähnen. Aller lang aufgespeicherte Haß von Volk gegen Volk, alle in elf Monaten zurückgehaltene Wut gegen die Treubrüchigen entlud sich in dieser furchtbarsten und blutigsten aller Stunden der Isonzoschlacht." Unter schwersten Verlusten wurde der Feind aus seinen eben erst eroberten Stellungen geworfen und den Berg hinuntergetrieben. 3000 tote Italiener bedeckten das Schlachtfeld, zu denen noch 7000 Verwundete zu rechnen sind, so daß die Gesamtverluste des Feindes 10000 Mann betragen, die er umsonst geopfert hat, denn die Höhen von Plava blieben nach wie vor in festem Besitz der heldenmütigen Verteidiger.

Auf Vorposten.

(Hierzu das Bild Seite 75.)

Gar oft hat man der Kavallerie neben den modernen Mitteln des Aufklärungsdienstes ihre Berechtigung absprechen hören. Gewiß, Telephon und Telegraph sind unentbehrliche Werkzeuge der Kriegführung geworden, und von den glänzenden Leistungen unserer Flieger haben wir schon wiederholt berichtet. Aber gerade dieser Krieg hat den Beweis erbracht, daß die Kavallerie mit vollem Recht weiterbesteht; sie hat sich großartig bewährt, und kein Heerführer möchte sie missen. Ihr Aufklärungsdienst bleibt neben dem durch Flugzeuge vollauf bestehen; daneben hat sie es geradezu meisterhaft verstanden, die Bewegungen des eigenen Heeres dem Feinde zu verschleiern. Ein sehr großer Teil unserer in Belgien und Nordfrankreich so rasch errungenen Lorbeeren kommt auf Rechnung unserer braven Kavalleristen.

Ein packendes Bild von ihrer aufopferungsvollen Tätigkeit gab vor einiger Zeit ein italienischer Berichterstatter; er schreibt: „Dieser endlose Schwarm von Reitern, die das deutsche Heer vor sich herwirft, bewegt sich nicht nur über begangene Straßen, sondern über alle Straßen, über jeden Weg. Man darf nicht glauben, daß sie unbemerkt bleiben wollen; sie wollen sich vielmehr sehen lassen. Jede Abteilung rückt vor, bis sie beschossen wird. Sie zieht nach bestimmter Richtung, bis sie auf den Feind stößt. Ihre Aufgabe ist es, dem Tod entgegenzugehen. Die ganze feindliche Front wird in dieser Weise abgesucht. Die Vorposten tasten die Kräfte des Gegners mit Gefahr ihres eigenen Lebens ab. Auf zehn Reiter, die fallen, tot oder verwundet, entkommen immer zwei oder drei und erstatten Bericht. Wenn eine Patrouille verschwindet, taucht in ihren Spuren eine andere, stärkere auf. Das Feuer, mit dem sie empfangen wird, zeigt ihr die Stärke der Verteidigung, weil alle Soldaten aus ihren Stellungen auf die ersten feindlichen Reiter nervös schießen; das ist unvermeidlich und menschlich begreiflich. In jedem Dorf, vor jeder Baumreihe, bei jeder Bewegung im Gelände muß sich der Reiter sagen: ‚Wahrscheinlich ist der Feind hier!' Er weiß, daß er keinen Schutz hat und daß man unfehlbar auf ihn schießen wird; er muß immer das bestimmte Gefühl haben, in einer unsichtbaren Gefahr zu schweben. Dennoch reitet er dahin, ruhig und mit deutschem Pflichtgefühl. Für die Belgier, die da glauben, die ganze deutsche Kavallerie bestehe nur aus Ulanen, hat darum auch der Ulan geradezu etwas Schreckliches." Und an einer anderen Stelle sagt er: „Nie hat ein Krieg sich in größerem Geheimnis abgespielt. An der (französisch-belgischen) Schlachtfront selber war alles unbekannt, unvorhergesehen; man wußte nur, daß die Deutschen allenthalben vorrückten..."

Auf Gallipoli.

Die Dardanellenschlacht vom 22./23. Juni.

(Hierzu die Bilder Seite 76—79.)

„Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los." Das Wort paßt so recht auf die Kämpfe der Engländer und Franzosen um die Dardanellen. Daran haben sie nie gedacht, daß die mehr demonstrativ gedachte Erzwingung der Dardanelleneinfahrt zu einem Unternehmen ausarten könnte, das Millionen für Kriegsmaterial und Zehntausende an Menschen frißt, ohne daß auch nur eine Spur von Erfolg zu sehen sein würde. Eine Kundgebung sollte der Kampf um die Dardanellen sein, berechnet auf die Unruhe der Balkanstaaten, die nach der Hoffnung der Dreiverbändler um die Wette ins Lager der Verbündeten zu eilen bestrebt sein würden, wenn die englischen und französischen Schiffe die Durchfahrt erreicht hätten. Daß die Verteidiger der Dardanellen den Angriff abschlagen könnten, daran hatte man weder in Paris noch in London gedacht. Zu spät erkannten die Angreifer, daß sie den Ansturm mit viel zu geringen Mitteln unternommen hatten; alle Opfer an Munition, die empfindlichen Schiffsverluste, alle noch so geschickten Pläne hatten nicht den geringsten Fortschritt gebracht. Der ganze Glanz, der die englische Flotte für die Balkanstaaten noch umflimmert haben mag, ist vor den Dardanellen verloren gegangen. Um nicht auch den letzten Rest Achtung zu verlieren und wohl auch in der Vermutung, Deutsch-

i. b. H.

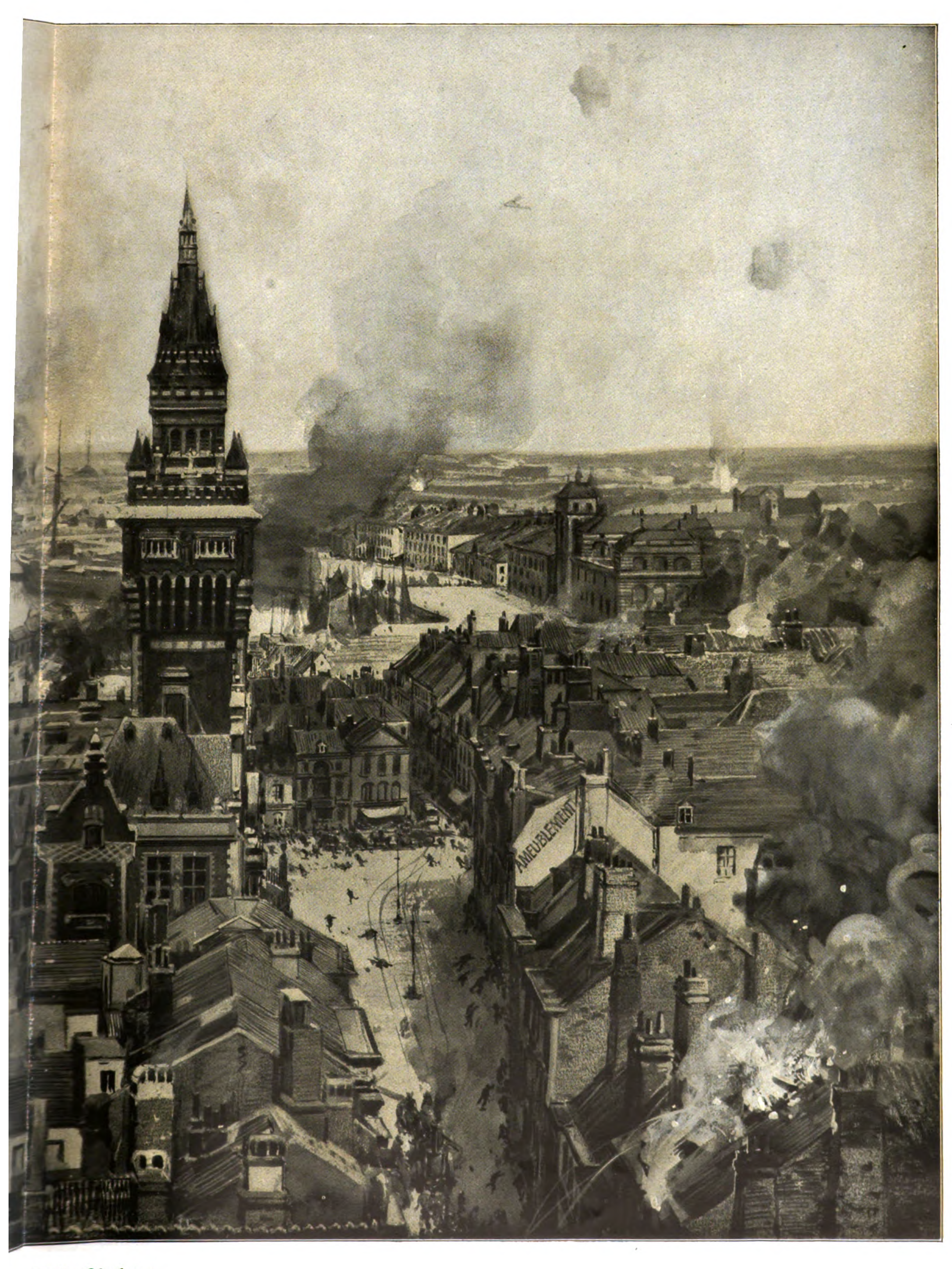
ihres
oder
atten
ht in
, mit
Ver=
n auf
st un=
Dorf,
elände
Feind
z man
as be=
ihr zu
tschem
ganze
darum
nd an
sich in
=belgi=
vorher=
thalben

." Das
der und
sie nie
vingung
ausarten
tausende
n Erfolg
r Kampf
ruhe der
rhändler
t bestrebt
n Schiffe
diger der
an hatte
spät er=
iel zu ge=
an Munk=
geschichte=
icht. De
Staaten
ellen ver=
t Achtung
Deutsch=



Die Beschießung

Nach einer Originalzeichnung von



Dünkirchens.

Professor Hans W. Schmidt.

land an den Dardanellen schwer verwunden zu können, mußte England — das ja für die Dardanellenkämpfe den Ton angibt — den Versuch der Bedrohung Konstantinopels durch einen gesteigerten Angriff auf die Dardanellen wiederholen. Dieser erneute Versuch wurde mit den denkbar gewaltigsten und großartigsten Mitteln begonnen. Unter dem Wirbelfeuer der Schiffsgeschütze gelang die Landung einer Armee auf türkischem Boden. Damit ist aber auch alles gemeldet, was nach einem Erfolg aussehen könnte. Wohl haben die englischen und französischen Söldnerheere, ein recht buntes Völkergemisch, auf Gallipoli festen Fuß gefaßt. Aber trotz der blutigsten Opfer, trotz übermächtiger Anwendung der verheerendsten Kriegsmittel sind sie seit vielen Wochen keinen Schritt vorangekommen. Der Strand von Seddul Bahr ist besät mit dem Zeltlager und den Stapelplätzen der Landungsarmee (siehe untenstehendes Bild); Transportkähne und Dampfer bringen ununterbrochen Material, Menschen und Tiere nach dem Landungsplatz und nehmen zerschmetterte Kriegsmaschinen und — zerschmetterte Menschen in Mengen mit zurück. Alles rücksichtslose Draufgehen, alles noch so freigebige Nachschieben hilft nichts.

Der letzte übermenschliche Versuch, den harten Verteidigungsring endlich zu sprengen, geschah in der Dardanellenschlacht vom 22./23. Juni. Der türkische Bericht sagt von ihr, daß sie an Heftigkeit und Erbitterung alle vorangegangenen Kämpfe in den Schatten stelle. Nach ungeheuerlicher Artillerievorbereitung setzten die englisch-französischen Sturmkolonnen zum Angriff an. Farbige und Weiße kamen bis dicht an die türkischen Linien. Erst als der Gegner sich voll entwickelt hatte, traten dort die Maschinengewehre und Schützen in Tätigkeit. Deutsche Disziplin hob das Feuer der türkischen Schützen zu höchster Wirkung. Die englisch-französischen Kolonnen wurden buchstäblich weggemäht. Wo sie stellenweise die türkischen Gräben erreichten, mußten sie im Nahkampf dem heißblütigen, ehrlichen Grimm der türkischen Soldaten unterliegen. Dann stießen die Türken zum Gegenangriff vor. Die Engländer und Franzosen wissen schon, was es heißt, dem türkischen Soldaten bei seinem Sturmangriff zu begegnen. Sie wissen, daß dem stürmenden Türken gegenüber die Flucht der bessere Teil der Tapferkeit ist.

Der Ansturm vom 22./23. Juni war wieder vollständig ergebnislos und blutiger als jeder vorangegangene. Nach der vorsichtigsten Schätzung hatten die Angreifer allein 7000 Tote. Von Kampfzeugen wird aber betont, daß die Zahl der Toten mit 12 000 nicht zu hoch angegeben sein dürfte.

Von der fürchterlichen Höhe der Menschenopfer, die der Dardanellensturm kostet, kann man sich einen ungefähren Begriff machen nach den Angaben eines Fremdenlegionärs aus Lausanne, der vor den Dardanellen schwer verwundet wurde und einige Briefe an seine Eltern richtete, die in der Lausanner „Revue“ veröffentlicht wurden.

Zunächst drückt er seine „Verblüffung“ über die hoffnungsvollen Zeitungsberichte von den Dardanellenkämpfen aus und dann macht er auf Tatsachen beruhende Zahlenangaben. Bei der ersten Landung am 28. April blieben von den 1300 Mann seiner Abteilung 130 übrig. Sie erhielt 800 Mann Verstärkung. Aber nach zwei Bajonettangriffen am 8. Mai zählte die Abteilung wieder nur noch 300 Mann. Mit neuen Verstärkungen in der Höhe von 1200 Mann rückte die Abteilung am 1., 2. und 4. Juni ins Gefecht. Auch jetzt kommen nur 300 bis 400 zurück, gut die Hälfte mit so schweren Verletzungen, daß sie als völlig kampfunfähig abgeschoben werden müssen. Außerdem wurde an diesem Tage ein Linienregiment, ein Kolonialregiment und ein australisches Regiment fast vollständig vernichtet.



Der Strand von Seddul Bahr mit dem Feldlager der englischen Landungsarmee.

Der Brief über den Zusammenstoß vom 4. Juni erzählt, daß Tausende von unbestatteten toten Engländern aller Farben, Franzosen und Australiern vor den englisch-französischen Schützengräben lagen, und sagt wörtlich: „Die Tausende von Toten, die auf wenige Meter Entfernung von unseren Stellungen verwesen, werden noch eine Choleraepidemie herbeiführen. Es ist unmöglich, die Toten zu begraben, denn die Türken schießen mit unbarmherziger Sicherheit all die nieder, die sichtbar werden. Das ist kein Krieg mehr, das ist eine Metzelei ...“

Wer will nach diesen Tatsachen noch daran zweifeln, daß sich die Engländer an den Dardanellen ein neues Flandern geschaffen haben.



Angriff von ...
auf türkische ...
an der Küste ...
unter Mitwir...
zösischen ...
Nach einer engli...

Als Meldereiter zwischen den Schlachten.

Aus dem Briefe eines kriegsfreiwilligen Insterburger Ulanen aus Rußland.

II.

Um zwölf Uhr wurde ich wieder geweckt, versah mein Pferd und stärkte mich selber. An diesem Tage und in der Nacht war es ziemlich ruhig, was man vorn so Ruhe nennt. Geschossen wurde in einem fort, dann setzten wieder Maschinengewehre ein, doch kam es nirgends zum Sturm. Ich brauchte nur zu den Jägern zu reiten und zu melden, daß diese das zweite und dritte Bataillon des Infanterieregiments diese Nacht ablösen sollten. Diese Jäger sind Prachtleute, meistens Förster und Schützen. Sobald sich ein Russe zeigte, nahmen sie ihn aufs Korn, und er purzelte sofort hin. —

Es geht gegen Abend, die russische Artillerie schießt Salven auf die Schützengräben. Man sieht auch Russen marschieren, in die unsere Kanonen hineinfeuern: die Russen fallen reihenweise. Man ist bei derartigen Vorgängen für den Abend auf etwas gefaßt. Schlafen gehen konnte ich nicht, sondern mußte mit gesatteltem Pferde bereitstehen. Es wird neun Uhr, und die Gulaschkanonen sollen das Essen heranfahren; denn tagsüber war es unmöglich. Da hört man stärkeres Gewehrfeuer, und auch Maschinengewehre setzen ein. Der Ordonnanzoffizier reitet zur Stellung, um zu erkunden, was dort los ist. Er kommt bald mit der Meldung zurück, daß die Russen angreifen und wohl auch stürmen wollen. Schon wieder setzt ein rasendes Feuer ein, Leuchtkugeln fliegen hoch, Scheinwerfer leuchten ab, Kanonen dröhnen, Geschosse aller Art schlagen wie rasend ein. Es dauert nicht lange, da kommt von den Jägern die Meldung, daß sie von zwölffacher Übermacht angegriffen werden. Also muß ich schleunigst zum zweiten und dritten Bataillon reiten und Verstärkung holen. Ich soll mich dann bei den angreifenden Jägern aufhalten und im Notfall zur Division reiten und berichten, damit noch mehr Verstärkung komme.

Ich melde mich beim Führer der Jäger, der mein Pferd zu seinem Pferd führen läßt, ich muß ihm zu Fuß begleiten. Indessen kommen die Russen angestürmt, von Leuchtkugeln und Scheinwerfern hell beleuchtet. Es konnte einem bange werden vor dieser Masse. Doch die Jäger, verstärkt durch die Infanterie, waren ganz ruhig und schossen noch nicht, sie ließen die Russen erst ganz dicht herankommen. Nun folgte eine Salve nach der anderen. Die Russen fallen massenhaft; ein Stöhnen und Schreien durchgellt die durch Gewehr- und Kanonenschüsse aufgewühlte Nacht. Immer mehr Massen stürmen heran, Infanterie und Jäger schießen, was sie können. Ein Feldwebel ist derart von zwölf Russen bedrängt, daß diese ihn jeden Augenblick umbringen müssen. Schon will der Oberstleutnant von den Jägern zur Hilfe eilen, doch er muß auf seinem Posten ausharren und das Ganze leiten. Er sieht mich an, ich verstehe. Springe mit meinem Karabiner hin und knalle drei Russen herunter; sechs hat der Feldwebel schon allein mit dem Revolver erschossen oder mit dem Säbel erstochen, da bricht auch er zusammen: ein Bajonettstich in den Schenkel raubte ihm die letzte Kraft, er sinkt zurück und schläft sofort ein. Ich schreie die Russen auf Polnisch an, ob sie verrückt seien, so anzustürmen, sie würden alle erschossen, sie sollten sich ergeben! Wie sie das hören, kommen sie auf mich zu und reden mich mit Bruder (bradzie) an: „Hier sind unsere Waffen!“ Schon nehme ich den Schwarm mit, es sind jetzt vierundzwanzig, und führe sie zum Oberstleutnant, der sie gleich weiterführen läßt



...negalnegern ...hützengräben ...on Gallipoli ...ung der fran- ...Flotte.

...en Darstellung.

und nun einen Sturm befiehlt, da die Jäger nicht zu halten sind. Ich schließe mich ihnen an und schreie den Russen auf Polnisch zu, sie sollen sich ergeben. Da hättet ihr aber sehen sollen, wie sie angelaufen kamen, auch ein paar russische Offiziere. Wo die anderen Offiziere geblieben sind, wußte kein Mensch.

So nehmen wir den russischen Schützengraben. Es wird auch schon etwas hell, der Graben ist voll von toten Russen, und fast jeder Russe hat einen Schuß mitten durch die Stirn; so gut schossen die Jäger am Tage, daß sie jeden mit einem Kopfschuß herunterholten. Jetzt wurde gesammelt, und da hatten die Jäger doch fünfundneunzig Mann verloren. Ich reite sofort zur Division zurück und melde den erfolgreichen Ausgang. Der Kommandeur drückte mir die Hand, da er inzwischen vom Oberstleutnant alles erfahren hatte, und wollte mich unserem Regimentskommandeur zur Beförderung vorschlagen. Gleichzeitig entließ er mich mit dem Bedauern, daß ich abgelöst werde; doch mir und meinem Pferde war die Ruhe zu gönnen!

Ich reite sofort die fünfzehn Kilometer zu meinem Regiment, melde mich dort und dann bei meiner Schwadron. Ich schlief den ganzen Tag, mein Pferd auch. Am nächsten Tage muß ich schon wieder heraus und hinter unseren drei Leutnanten und einem Wachtmeister herreiten. Der Wachtmeister sagt, ich sollte mich nicht beeilen, da sie in Wiznyny beziehungsweise Stankuny, wo unsere kleine Bagage liegt, über Nacht bleiben werden. Ich kam kurz vor Wiznyny an und verspürte großen Hunger. Mein Pferdchen dreht sich auch immer um, ein Zeichen, daß es fressen will. Da kehre ich im nächsten Gehöft ein, hier ist die Munitionskolonne einer Maschinengewehrabteilung untergebracht. Ich frage, ob sie etwas fürs Pferd haben. Sie geben sofort von ihrem Hafer ab und machen für mich Rinderbraten mit Kartoffeln. So ein Essen habe ich seit Szaky nicht mehr gesehen. Nach einer Stunde Ruhe reite ich weiter und bin bald an den Drahtverhauen und befestigten Stellungen von Wiznyny angelangt, von der Höhe kann man Wiznyny überblicken. Die dort von den Armierungsarbeitern ausgehobenen Schützengräben, Unterstände, Stacheldrahtverhaue sind wahre Kunstwerke, und sollten wir da drin festsitzen, so ist es unmöglich, daß der Russe durchbrechen könnte. Also nach Deutschland kann er nie mehr herein.

In Wiznyny steckt unsere ganze Fuhrparkkolonne. Man sieht hier deutsche Organisation. Jede Straße hat einen Namen, überall Wegweiser und handeltreibende Juden. Bei Wiznyny (in Stankuny) liegt unsere kleine Bagage von der Schwadron, dort sollte ich die Leutchen treffen, fand sie jedoch nicht und ritt gleich nach S. weiter. Unterwegs sah ich schon, daß ich sie nicht mehr einholen würde, mein Pferd wurde auch schon müde, so wollte ich mich irgendwo zur Nacht einquartieren. Da sehe ich den großen Wizbyter See und muß also gleich in Deutschland sein. Ich reite Trab und berühre nach einer Viertelstunde deutschen Boden. Wie es mir zumute war, kann ich gar nicht beschreiben, am liebsten hätte ich den Boden geküßt. Jetzt war ich wieder in Deutschland, wie anders sind die Häuser, wie anders die Straßen, wie anders das Feld und wie anders die Menschen. Hier ist alles in schönster Ordnung und Reinheit — dort alles in größter Verwahrlosung und größtem Schmutz.

Ich komme nach Sauslewoszen (sieben Kilometer vor S.), da werde ich von zwei Frauen hocherfreut als Bekannter begrüßt; denn in der Gegend wirtschafteten wir Ulanen im Herbst. Sie fragen: wohin des Weges? Ich erkläre ihnen alles, und da wollen sie mich nicht weiter lassen, ich soll bis morgen bei ihnen bleiben. Ich bin einverstanden. Ein prachtvoller Stall! Nachdem ich mein Pferd versorgt habe, gehe ich ins Zimmer. Endlich ein Zimmer, in dem man nicht an die Decke stößt, in dem der Boden mit Brettern ausgeschlagen ist, in dem Teppiche liegen und die Fenster mit Gardinen bekleidet sind. Ich vermeinte im Himmel zu sein. Schon wurde ich zu Tisch gebeten. Es gab gebratene Fische, Rührei mit Schinken und Kaffee mit Milch. Nach einer Stunde hatte ich das Bedürfnis zum Schlafen. Sofort wurde mir ein frisch bezogenes Bett gegeben, in das ich mich wie im Traum hineinlegte. Am nächsten Morgen um sechs Uhr wache ich auf, mache

mich zurecht und sehe nach meinem Pferd, um es zu füttern. Es wiehert vor Freude, als es mich sieht: es hatte schon neue Streu, Hafer und Heu bekommen. Nachdem ich mich gewaschen hatte, gab es Frühstück. Wunderschöner Kaffee und Schinkenbrot, ich kam mir wie im Schlaraffenland vor. Gegen neun Uhr sattelte ich mein Pferd, bedankte mich vielmals für die freundliche Aufnahme und ritt bei prachtvollem Wetter nach S. Dort treffe ich auch gleich die Offiziere und auch den Wachtmeister, gebe meine Meldung ab und reite nach dem Quartier, wo letzterer sich einquartiert hat.

Am nächsten Tage wurde ich wieder als Meldereiter gewünscht. Ritt früh um sechs Uhr ab. Nachmittags um drei Uhr wurde ich mit einer Meldung nach unserem Schützengraben geschickt, die sehr wichtig und sehr eilig war. Ich mußte also ganz an den Schützengraben heranreiten. Kaum bin ich achthundert Meter von ihm entfernt, da durchsaust ein Geschoß in altbekannter Tonart die Luft und schlägt so ungefähr achtzig Meter hinter mir ein, das zweite vielleicht hundert Meter seitwärts. Gleich dahinter gibt es Salven von sechs Schuß, so daß ich schleunigst in Deckung reiten mußte. Es prasselte Schrapnelle wie Hagelkörner. Mein Pferd bäumt sich, fällt auf die Knie. Doch immer weiter. Es muß eine Verwundung haben, doch es ist keine Zeit zum Nachsehen. Kaum bin ich am Schützengraben, so schießen die Russen aus ihrem Graben ganz unverschämt. Mein armes Pferd bäumt sich nochmals, ist mit einem Satz fast am Schützengraben (siehe Bild Seite 49). Ich falle dabei herunter, schaue nach meinem Pferdchen und sehe, daß der Sattelgurt geplatzt ist. Da liegt das arme Tier ausgestreckt und leckt mir die Hand. Ich kann nicht helfen, muß zum Oberstleutnant, gebe diesem die Meldung, lasse sie bescheinigen und eile zu meinem Pferd. Es will aufstehen, kann nicht mehr, sieht mich noch mit verlöschenden Augen an, leckt mir die Hand und das Gesicht, streckt sich noch einmal und ist tot! So wie da habe ich noch nie geweint, ich wollte gar nicht weg, bis ein Leutnant mir einen Wagen schickte, auf den ich meinen Sattel packte. Ich nahm meinen Spaten und bewarf mein Pferdchen mit Erde. Wehe dem Russen, den ich treffe, hat mir doch irgendeiner von ihnen das Pferd erschossen! Vom Schrapnell war ihm die Lende aufgerissen, und dann bekam es noch sechs Schuß. Ich war so außer mir, daß ich gar nicht mehr zu gebrauchen war und darum sofort zur Schwadron fuhr. Dort wurde ich erst getröstet und mußte am nächsten Tage zur Bagage nach Stankuny hin, um dort ein neues Pferd zu erhalten. Heute kam der Wachtmeister und suchte mir ein neues, ausdauerndes Pferd aus. Es ist ein Fuchs mit großer Blesse. Nun heißt es sich von neuem mit einem Pferde anfreunden, es kennen lernen! Fast fünf Monate hat mich mein liebes altes Pferdchen durch Wind und Wetter, durch Tag und Nacht, durch gefährliche Stellen und aus schwierigen Lagen getragen und mußte nun sterben — auch ein Opfer des Krieges.



Unsere Feldgrauen als Baukünstler. Phot. Hohlwein & Gircke, Berlin.
Nicht immer ist unseren Soldaten an der Front Gelegenheit gegeben, im offenen Wasser zu baden. Diesem Übelstande abzuhelfen, haben unsere Feldgrauen einen Brunnen gebohrt und eine Bade- und Entlausungsanstalt errichtet, die ihrer Baukunst alle Ehre macht. In dem Blockhaus ist ein An- und Auskleideraum sowie ein Baderaum enthalten. Hieran schließt sich die Entlausungsanstalt an. Diese Bade- und Entlausungsanstalt liegt 700 Meter hinter dem Schützengraben.

Mazzini über Italiens Grenzen.

Es mag in diesen Tagen ein Wort des bekannten italienischen Revolutionärs und Patrioten Giuseppe Mazzini, der sein Vaterland gewiß ebenso sehr liebte wie die Sonnino, Salandra und so weiter und dessen Größe wünschte, wiederholt werden. In seinem Werk „Doveri dell' uomo" sagt er auf Seite 41 über Italiens Grenzen:

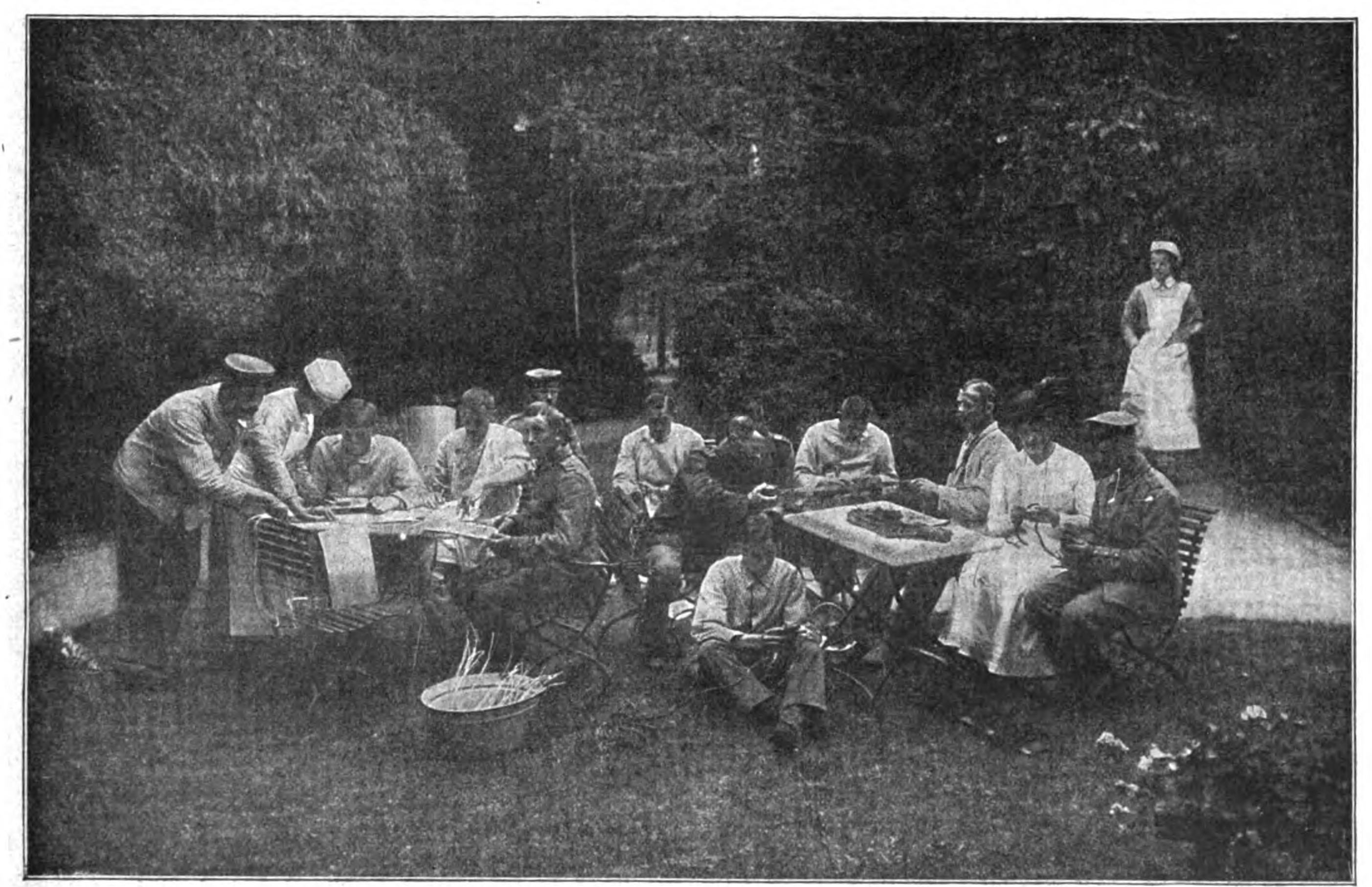
„Gott selbst hat Italien gewaltige und sichtbare Grenzen gegeben: auf der einen Seite Europas höchste Berge, die Alpen, auf der anderen Seite das Meer. Wenn ihr einen Zirkel benutzen wollt, so wird er, so ihr einen Kreis ziehet, die Mündung des Isonzo schneiden und damit die Grenze bezeichnen, die uns Gott gab ..."

Italiens Staatsmänner von heute wollen nicht an Mazzinis Gott glauben.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Der **Balkan** war in der Geschichte der neuesten Zeit von jeher das Gebiet der unbegrenzten Möglichkeiten am politischen Himmel Europas. Seit Jahrzehnten drohte dort schwarz zusammengeballtes Gewölk mit einem Gewitter, das den gewaltigsten Umfang gewinnen und für die ganze Welt verheerend werden konnte. Die erste wuchtige Entladung erfolgte in den jüngsten Balkankriegen 1912. Die eigentliche Ursache dafür war der verbrecherische Angriff Italiens auf die Türkei. Dieser italienische Raubkrieg ist der Funke gewesen, der endlich auch auf dem Balkan die Flinten wie von selbst losgehen ließ. Der Verlauf des Balkankrieges schien den Friedenswillen der Großmächte als unzerreißbar stark zu erweisen, weil selbst in jenen Augenblicken der allerschärfsten Spannung noch eine verhältnismäßig schnelle Einigung über sehr heikle politische Streitfragen zur Tat wurde. Nicht zuletzt durch den unbedingt treuen, ehrlichen Friedensgeist Österreich-Ungarns, der in äußerster Geduld und einer bis an die Grenze der Möglichkeit gehenden Nachgiebigkeit zutage trat. Heute wissen wir nur zu gut, daß unsere Feinde damals die Zeit noch nicht für gekommen hielten, daß sie aber den Überfall auf uns und Österreich-Ungarn seit der Zeit der ersten Balkankämpfe mit unentwegter Zielsicherheit vorbereitet haben. Ein Balkanstaat, Serbien, fiel, zum Glück für uns, griffen waren und ihnen gegenüber der Schutz durch eine nicht sehr starke Grenzwacht ausreichte. Wir berichteten (Band II Seite 62 ff.), daß Österreich-Ungarn nach einem heldenhaften und erfolgreichen Vorstoß tief in das schwierige, von der Grenze an dauernd steigende serbische Gebiet hinein seine Streitmacht wieder an die Grenze zurückzog. Anfang Januar wurde nach der Umgruppierung der österreichisch-ungarischen Armee, die an Stelle des Feldzeugmeisters Potiorek unter den Oberbefehl des Erzherzogs Eugen gekommen war, ein erneutes Vorgehen gegen Serbien beabsichtigt. Es ist aber bisher nicht zur Ausführung gekommen, vermutlich auch, um Italien nicht einen weiteren Vorwand für seinen Verrat zu geben, weil angeblich ein österreichisch-ungarisches Vorgehen in Serbien gegen den vielumstrittenen Paragraphen 7 des Dreibundvertrages verstoßen sollte. Monatelang hörte man nichts von größeren Kampfhandlungen. Im Februar regten sich die Serben durch Beschießung offener österreichisch-ungarischer Grenzstädte. Am 10. gaben sie hundert Schüsse aus ihren schwersten Kalibern auf Semlin ab und beschädigten das dortige Hauptpostamt und andere Gebäude, verwundeten Zivilpersonen und töteten zwei Kinder. Am 17. Februar erfolgte ein ebensolcher Feuerüberfall auf Mitrowitza. Als Vergeltungsmaßregel wurde kurze Zeit Belgrad wirkungsvoll beschossen und durch einen Parla-



Verwundete erhalten Unterricht in Korbflechten, Bast- und Binsenarbeiten. Phot. R. Guschmann, Berlin.

in seiner unbezähmbaren Beutegier so frühzeitig aus der Rolle, daß wir noch im rechten Augenblick gewarnt waren und uns der geplante Todesstoß nicht unvorbereitet für die Abwehr traf. Auf dem Balkan, an der serbischen und der montenegrinischen Grenze Österreich-Ungarns, entspannen sich gleich beim Ausbruch des Krieges Kämpfe und Schlachten von hervorragendem Umfang. Bald aber sank der Balkankriegschauplatz zu einer Kampfstätte von untergeordneter Bedeutung herab, weil Österreich-Ungarn und Deutschland an anderen Fronten wichtigere Aufgaben zu lösen hatten und die beiden Balkanstaaten im verlustreichen Kampfe mit den österreichisch-ungarischen Truppen ihre Kräfte so vollständig ausgegeben hatten, daß sie unfähig zu weiteren Anmentär der serbische Höchstkommandierende verständigt, daß sich solche Bombardements auf die feindliche Hauptstadt wiederholen würden, wenn die Serben die Beschießung offener österreichisch-ungarischer Ortschaften nicht unterließen. Das wirkte für einige Zeit. Am 6. April erst ward eine neue tatsächliche Ausführung dieser Drohung notwendig, weil die Serben sehr wahrscheinlich durch ihre Verbündeten, die ja die Kosten des Krieges für Serbien übernommen haben, gedrängt wurden. An diesem Tage warf ein österreichisch-ungarischer Donaumonitor nach einem serbischen Bericht dreißig schwere Granaten auf Belgrad, die erheblichen Schaden anrichteten und dämpfend auf die Kampflust der Serben wirkten. Anfang Mai aber

begannen sie einen Artilleriekampf gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen. Die österreichisch-ungarische Artillerie blieb ihnen die Antwort nicht schuldig. Am 6. Mai gelang es österreichisch-ungarischen Mörsern durch einen Volltreffer französische Marinegeschütze bei Belgrad zu zerstören. Weil um diese Zeit wegen der entscheidenden Vorgänge in Galizien ein serbischer Angriff nicht ausgeschlossen erschien, flog ein österreichisch-ungarisches Flugzeuggeschwader am 9. Mai morgens zur Aufklärung bis nach Kragujevac und belegte mit sichtlichem Erfolg das dortige Arsenal und das pyrotechnische Institut mit Bomben.



Phot. Berl. Illustrat. Ges. m. b. H.

Engländer auf dem serbischen Kriegsschauplatz im gemeinsamen Gefechtsunterstand.

Der österreichisch-ungarische Luftbesuch ward am 28. Juni, dem Jahrestage der gewissermaßen amtlichen Serajewoer Schandtat der Serben, wiederholt. Trotz des heftigen Sturmwindes machten sich österreichisch-ungarische Flieger an diesem Tage auf den Weg nach Belgrad, kreuzten am Mittag ungeachtet lebhafter Beschießung durch Geschütze, Maschinengewehre und Infanterieabteilungen über der Stadt und warfen wohlgezielte Brandbomben, unter denen ein serbisches Schiff und die Militärbaracken um die Stadt in Flammen aufgingen. Dann flogen sie nach der Save zurück. Dort erst bemerkten sie, daß die auf der Seite Serbiens kämpfende französische Luftflotte mit einigen Flugzeugen die Verfolgung aufgenommen hatte. Die österreichisch-ungarischen Flieger nahmen trotz ihrer Minderzahl den Kampf auf, schritten plötzlich zum Angriff auf die Gegner und verfolgten sie nach Serbien hinein. Bei dieser Gelegenheit bewarfen sie auch noch das Militärlager von Orasic mit Bomben und kehrten dann von ihrem aufregenden Fluge unversehrt wieder heim.

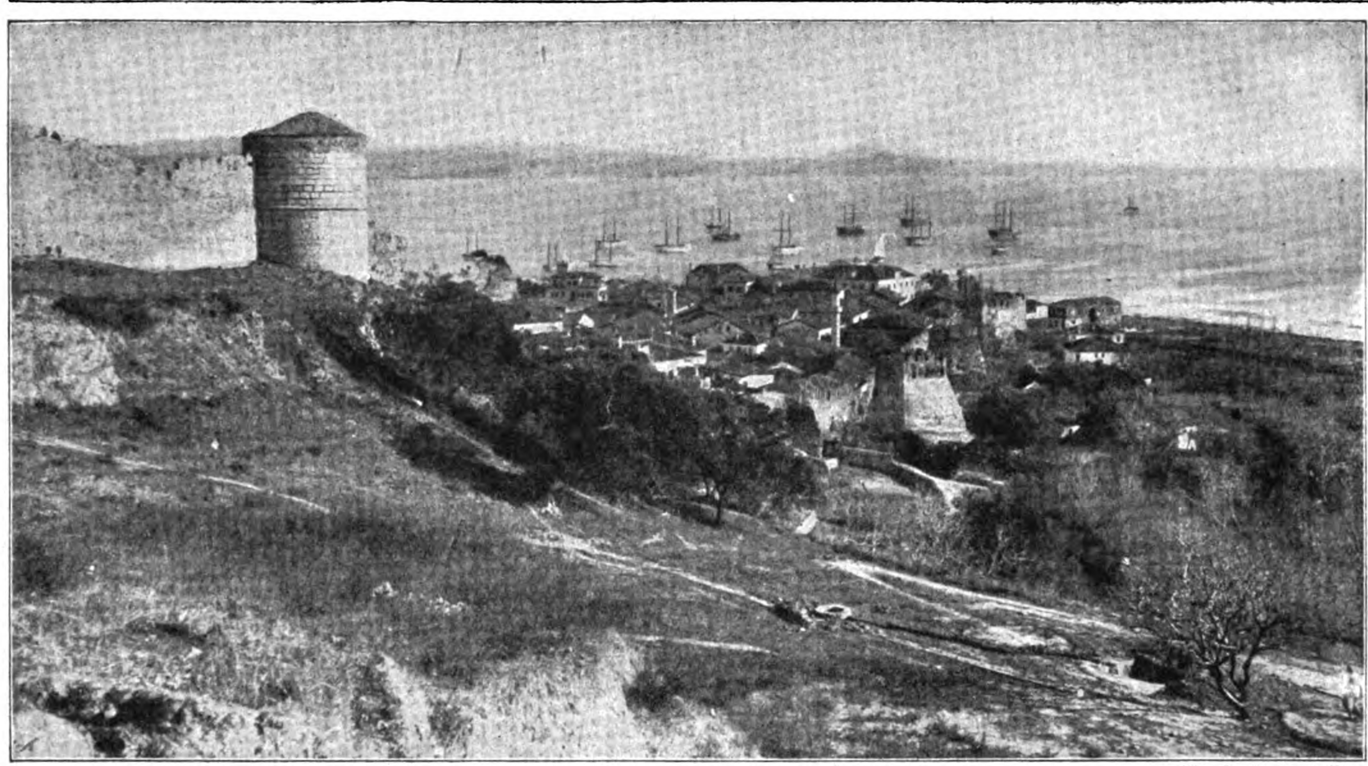
Am 8. Juli und den folgenden Tag wagten sich serbische Flieger nach Peterwardein und Neusatz in Ungarn. Die Peterwardeiner Festungsgeschütze beschossen die Flugzone sofort reichlich mit Schrapnellen. Ein Flieger warf über der Peterwardein-Neusatzer Eisenbahnbrücke eine Bombe ab. Sie verfehlte ihr Ziel und fiel in die Donau. Sachverständige stellten später fest, daß diese serbische Bombe französischer Herkunft war. Anscheinend war das Feuer der Peterwardeiner Geschütze nicht ohne Wirkung auf den Flieger geblieben. Österreichisch-ungarische Flugzeuge, die sich zur Verfolgung erhoben hatten, konnten keine Spur mehr von ihm entdecken. Wahrscheinlich hatte die Maschine des feindlichen Fliegers einen Schaden erlitten, der ihn zu schleuniger Umkehr zwang, oder aber er ist abgestürzt. Am nächsten Tage erschien abermals ein serbisches Flugzeug über Peterwardein. Offenbar sollte die Donaubrücke zerstört werden. Das ist auch diesem Flieger nicht gelungen, nur in den Hof der Brückenschanzkaserne fiel eine der abgeworfenen Bomben und riß dort ein mächtiges Loch, außerdem wurde ein zehnjähriger Knabe von einem Granatsplitter schwer verletzt.

Abgesehen von diesen Artillerie- und Luftkämpfen kam es im ersten Halbjahr 1915 an der Grenze zu vielen Plänkeleien ohne weitere Bedeutung, in denen die österreichisch-ungarischen Soldaten stets die Oberhand behielten und dem Feinde, Serben und Montenegrinern, nachdrücklich Schaden zufügten. Diesen Grenzgefechten lag niemals ein Angriffsplan zugrunde, sie erwuchsen aus der gegenseitigen Erbitterung, wenn die Grenztruppen beider Parteien einmal miteinander in Fühlung gerieten. Indes genossen die Serben, weil ein österreichisch-ungarischer Angriff ausblieb, die Freude, sich als „Befreier" ihres Landes von dem eingedrungenen Feind zu fühlen, und versuchten den Eindruck zu erwecken, daß Österreich-Ungarn von ihnen geschlagen sei. Im Ernst wird man in Serbien ja nicht zweifeln, daß ein erneuter Angriff des Gegners die Kräfte des Landes gänzlich erschöpfen müßte. Was in dieser Hinsicht der österreichisch-ungarische Feldzug gegen Serbien noch übriggelassen hat, vollenden in grausiger Weise verheerende Seuchen, die nicht nur das Feldheer vollständig zerrütten, sondern auch die Zivilbevölkerung auf das härteste mitnehmen. Unsäglich sind die Leiden der Verwundeten; neben dem Mangel an Platz in den Lazaretten führte das Fehlen einer genügenden Zahl von Ärzten und die Unmöglichkeit der Beschaffung von Verbandstoffen und Medizin zu fürchterlichen Zuständen, die von Reisenden der verschiedensten Länder in entsetzenerregenden Darstellungen geschildert werden. Der Leiter der niederländischen Ambulanz, Dr. van Tienhoven, der sieben Monate im Sanitätsdienst der serbischen Armee tätig war, in seinen Schilderungen also unmittelbar aus der zuverlässigsten Quelle schöpft, teilte einem Vertreter des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" mit, daß in Valjewo der Flecktyphus allein unter den



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Englische und serbische Artilleristen bringen ein schweres Geschütz in Feuerstellung.

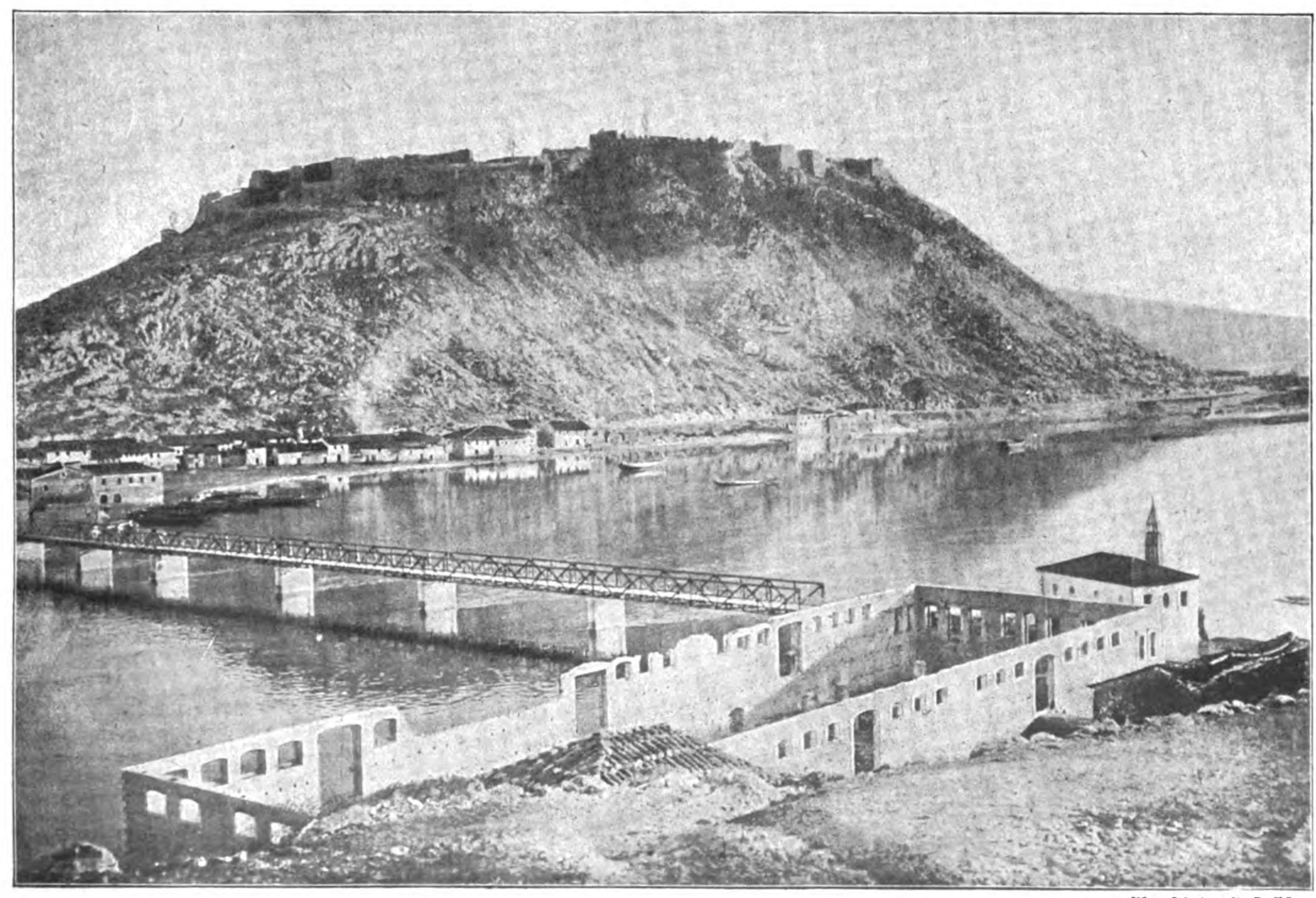


Phot. Leipziger Presse-Büro.

Ansicht von Durazzo, der Hauptstadt Albaniens.

Ärzten 63 Opfer gefordert habe, die innerhalb kurzer Zeit starben, davon waren 23 ausländischer, die anderen serbischer Herkunft. Nach dem Bericht dieses holländischen Gewährsmannes waren schon vor dem Einzug der österreichisch-ungarischen Truppen in Valjewo alle öffentlichen Lokale und zum Teil sogar die Wohnungen mit Verwundeten belegt. Nach dem Siege der Österreicher und Ungarn flüchteten Tausende von Frauen, Kindern und Greisen mit ihrem Hausrat vom Morgen bis zum Abend, ohne zu wissen wohin. Die zurückflutende, geschlagene Armee folgte ihnen; sie machte den ungünstigsten Eindruck. Bald nach dem Abmarsch der österreichisch-ungarischen Truppen brach eine Bauch- und Flecktyphusepidemie aus, die sich so schnell ausbreitete, daß die unbestatteten Toten haufenweise umherlagen.

Diese Schilderung eines Neutralen bleibt aber noch weit an Schrecklichkeit zurück hinter dem Bericht eines serbenfreundlichen Gewährsmannes, des Schriftstellers Albert Londers, der die Balkanländer für das Pariser „Petit Journal" bereiste und eine Darstellung der Elend- und

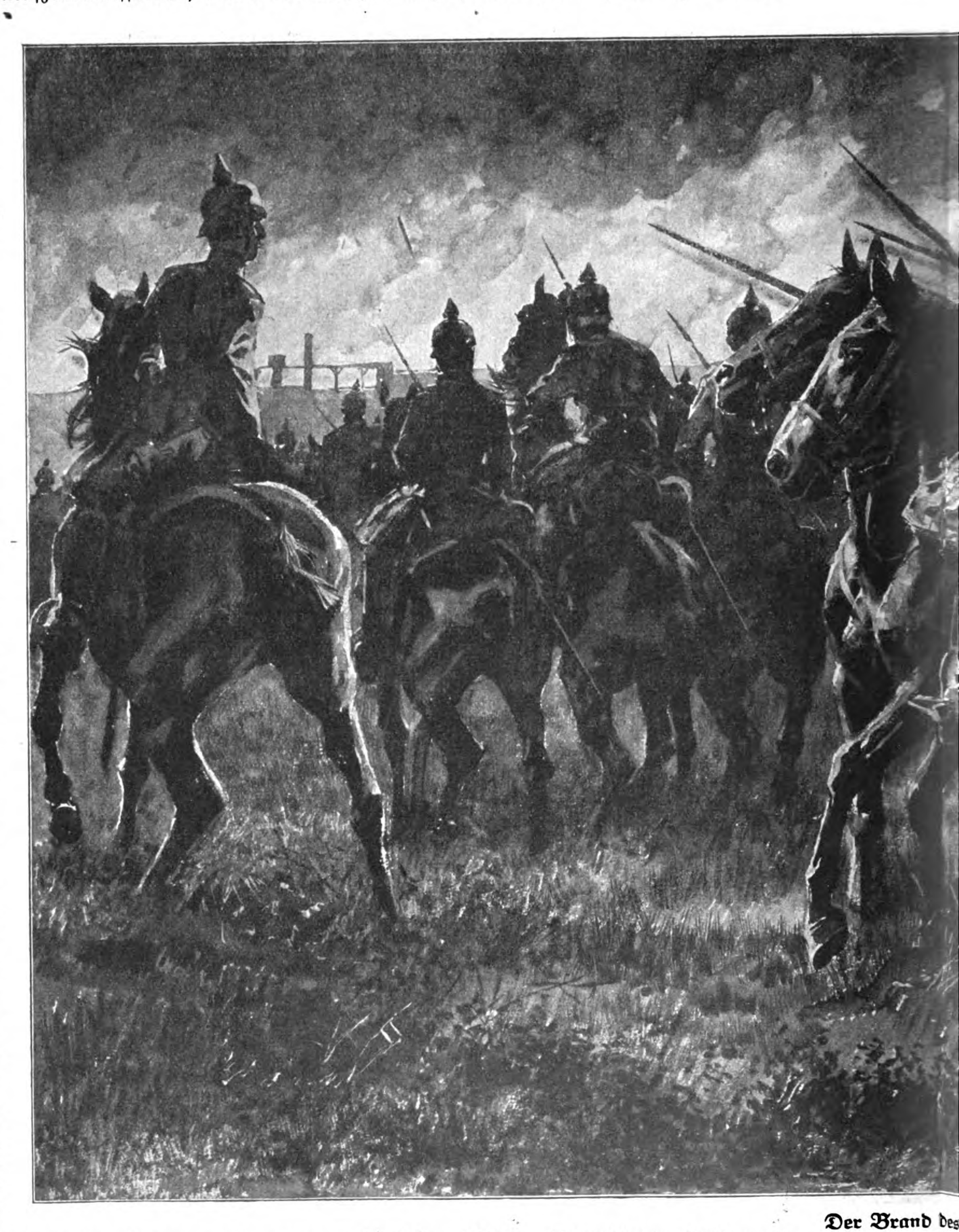


Phot. Leipziger Presse-Büro.

Der Tarabosch bei Skutari mit den Festungsanlagen, der von den Montenegrinern besetzt und mit neuen Geschützen ausgestattet wurde.

Jammerzustände der serbischen Stadt Nisch, des gegenwärtigen Sitzes der Regierung, unter der Überschrift: „Die Stadt der schwarzen Fahnen" brachte. Er nennt Nisch die Stadt des Typhus, in der man am meisten starb und noch stirbt. Aus den Häusern zu beiden Seiten der Hauptstraßen und aller Nebenstraßen hängen Tausende schwarzer Fahnen als Zeichen der Trauer über Todesfälle. Zweihundert Todesfälle täglich waren zu einer bestimmten Zeit die Regel in Nisch. Von 300 serbischen Ärzten sind 120 in den Lazaretten, in denen sich nach Londers' eigenen Worten wahre Höllenszenen abspielten, Opfer ihres Berufes geworden.

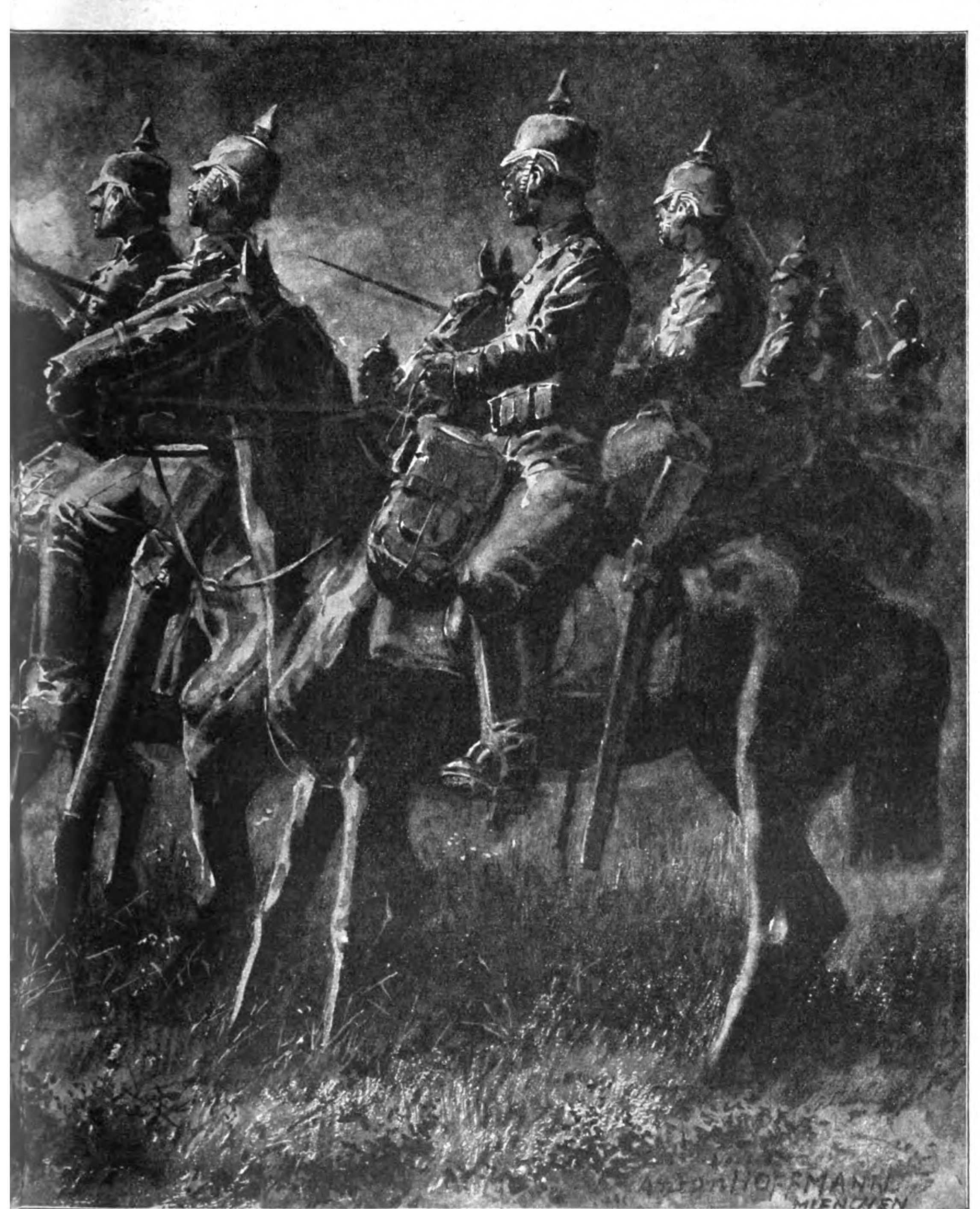
Wenn man die Schilderungen über die gesundheitlichen Zustände in dem völlig verseuchten Serbien liest, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Österreich-Ungarn sehr gut tut, sich fernzuhalten, weil peinlichste Sorgfalt wohl kaum verhüten könnte, daß die verhängnisvollen Seuchen auch die österreichisch-ungarischen Soldaten heimsuchten. Niederlagen des Feldheeres und Seuchen sind es aber nicht allein, was Serbien zusetzt. Die Bewohner des Landes dürfen sich in ihren eigenen Grenzen nicht mehr sicher fühlen. Die barbarische Grausamkeit, mit der sie in Neuserbien, den im Balkankriege angegliederten Gebieten, gegen Bulgaren und Türken auftraten, rief dort einen Aufstand hervor, der am Karfreitag, dem 2. April, in Walandowo zum Ausbruch kam und viele Blutopfer forderte. Zunächst waren die Aufständischen völlig Herren der Lage. Sie überfielen die rund 400 Mann starke serbische Grenzwache und machten sie in erbittertem Handgemenge, soweit sie ihrer habhaft werden konnten, nieder. Nach wenigen Stunden lagen in den Straßen Walandowos mehr als 250 Leichen serbischer Soldaten. Die Aufständischen hatten etwa 20 Tote und 30—40 Verwundete. Die Serben brachten nun auf einem Hügel zwei Geschütze gegen die Aufständischen ins Feuer, aber diese scheuten keine Opfer, ihr wütender Sturmangriff gelang, sie bemächtigten sich sogar der Geschütze und beschossen die Serben, die sich auf den Bahnhof Mirowce (westlich Walandowo) zurückgezogen hatten. An einem Tage ward so nicht nur Walandowo, sondern das ganze Grenzgebiet von den serbischen Peinigern gesäubert. Die siegreichen Bulgaren und Türken waren bemüht, den serbischen Behörden zu beweisen, daß ihr Kampf nur eine Verzweiflungstat gegen die grausame Willkürherrschaft gewesen sei. Sie schickten eine Abordnung zu dem serbischen Bürgermeister und den serbischen Gemeinderäten, die ihre gute Gesinnung zum Ausdruck brachte und betonte, daß man fortan in Frieden und Freundschaft mit den übrigen Bewohnern Serbisch-Mazedoniens leben wolle. Unterdes waren die Aufständischen im Gefecht mit dem Rest der serbischen Grenzwachen, den sie noch weiter westlich an den Wardar zurückgedrängt hatten. Während sie mit den serbischen Soldaten hartnäckig um den Übergang über den Fluß kämpften, erhielten diese mit schnell herbeieilenden Zügen Verstärkung über Verstärkung. Geschütze wurden in Stellung gebracht und die Aufständischen auf dem linken Wardarufer hartnäckig beschossen. Der Übermacht und der Überlegenheit der Waffen sahen sie sich schließlich nicht mehr gewachsen, und da sie von ihren Feinden alles andere als Verständnis für ihren Verzweiflungskampf, Gerechtigkeit und Gnade zu erwarten hatten, flohen sie mit Weib und Kind über die Grenze nach Bulgarisch-Mazedonien und machten die ihnen hier entgegentretenden serbischen Grenzwachen nieder. Der Strom der Flüchtlinge wuchs so stark an, daß bald an der ganzen Grenzlinie die Wachthäuser der Serben in Flammen aufgingen. Mit Mühe gelang es den eingreifenden bulgarischen Grenzwachen, der Wut der bis ins Innerste empörten Flüchtlinge Einhalt zu tun. In wenigen Stunden kamen 2600 Familien, über 12 400 Menschen, aus 21 Orten über die Grenze und zerstreuten sich auf die in der Nähe liegenden bulgarischen Städte. Obwohl die Serben annehmen konnten, daß die Familien der eigentlichen Empörer das Land verlassen hatten, gingen sie gegen die zurückgebliebenen Türken und Bulgaren mit gewohnter Härte vor und setzten ihre Schreckensherrschaft mit ungeschwächter Rücksichtslosigkeit fort. Was das bedeutet, davon gibt eine Zusammenstellung der „Agence Bulgare" vom 6. Mai einen ungefähren Begriff. Danach waren im Gebiete Malisch in den vorhergegangenen drei Monaten 93 Personen getötet, 160 ins Gefängnis geworfen, 360 körperlich gezüchtigt, 230 Frauen geschändet worden. Im Gebiete Kotschana stellte der Berichterstatter in derselben Zeit 7 Hingerichtete, 135 vergewaltigte Frauen, 420 Gezüchtigte, von



Der Brand des … bei Lie…

Nach einer Original… Professor Anton…

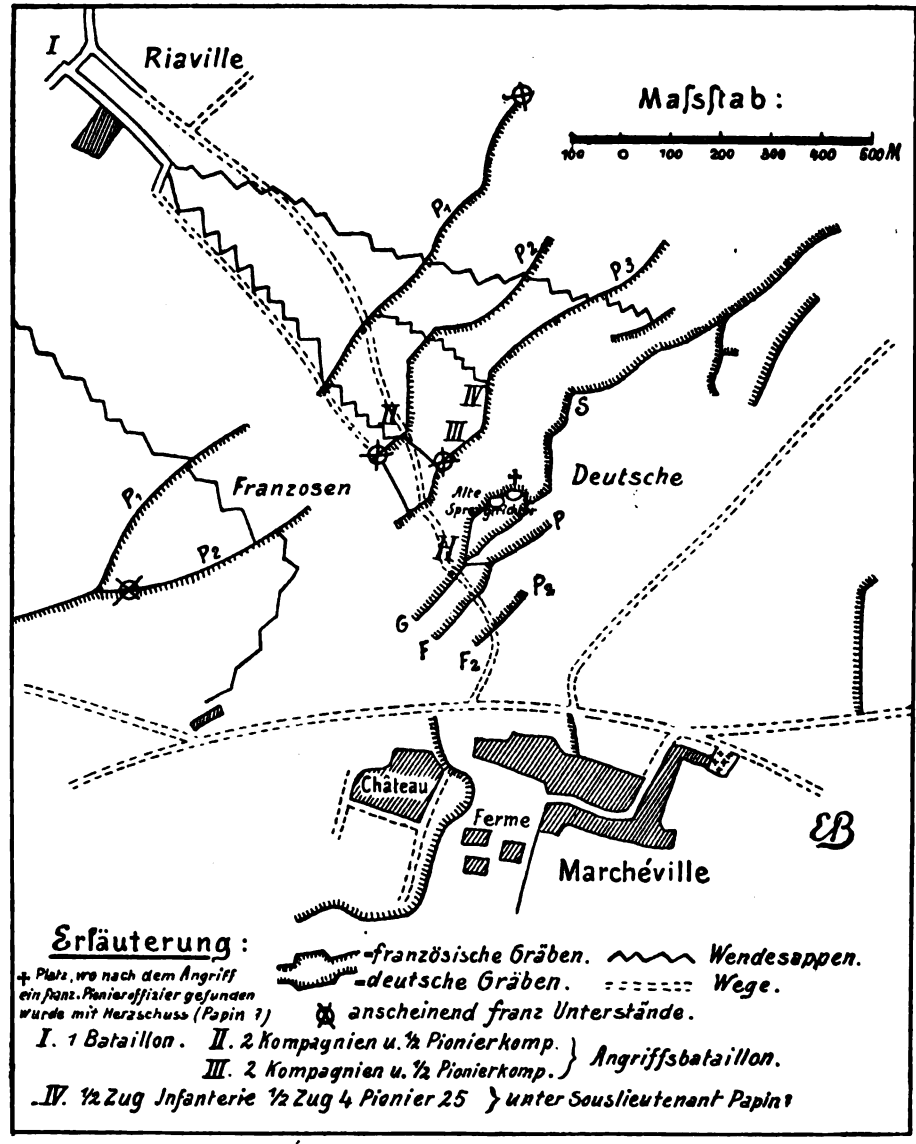
denen rund 20 an der grausamen Behandlung starben, und 542 eingekerkerte Personen fest. Im Gebiete Radowitsch gab es 85 Getötete, mehr als 200 Geprügelte, von denen 12 ihr Leben unter den Mißhandlungen aushauchten. Die Sofioter Presse erzählte alle diese Scheußlichkeiten unter Anführung vieler Einzelheiten und veröffentlichte auch den größten Teil der Namen der Opfer. Serbien wird von einer Mörderdynastie regiert und ist nach allem, was über die Vorgänge in Serbisch-Mazedonien bekannt geworden ist, das klassische Land unmenschlicher Ruchlosigkeit.



...des Bergwerks ...Liévin.
...inalzeichnung von ...nton Hoffmann.

Der dringliche Ruf Bulgariens nach Einsetzung einer europäischen Kommission, die den serbischen Greueln ein Ziel setze, wird in nicht zu ferner Zukunft in irgendeiner Weise Gehör finden. Kein Land der Erde verdient so sehr wie Serbien unter Aufsicht gestellt zu werden.

Der Dreiverband mag gedacht haben, daß Serbien in seiner Hand ein gefügiges Werkzeug sein und die serbische Regierung es beim papierenen Widerspruch gegen die Ansprüche Italiens und die Versprechungen, die man diesem neuen liebwerten Bundesgenossen gemacht hatte, bewenden lassen werde. Diese Erwartung lag um so näher, als Serbien für die Übernahme der gesamten Kriegskosten im Betrage von angeblich 360 Millionen Franken durch Frankreich und England und dazu noch für die englische und französische Waffenhilfe zum Dank verpflichtet war. Aber der kleine Bundesbruder Serbien samt seinem noch kleineren Freunde Montenegro benahm sich rücksichtslos und ungebärdig. Die Besetzung Valonas durch Italien und seine Ansprüche auf südslawisches Gebiet beantworteten Serbien und Montenegro nachträglich, als Italien seine Neutralität aufgegeben hatte und gegen seinen früheren Bundesgenossen den Krieg eröffnete, mit der Besetzung albanischen Gebietes. Besonders die Serben fürchteten, daß Italien ihnen die Gewinnung des ersehnten Ausganges nach der Adria wehren könne, und wollten allen Möglichkeiten durch Besetzung der von ihnen begehrten Gebiete zuvorkommen. Unter Kämpfen mit den durch dieses Verfahren erbitterten albanischen Stämmen erreichten die Serben zur größten Beunruhigung Italiens, das immer mehr Verstärkungen nach Valona werfen mußte, um sich der Angriffe der entrüsteten Bevölkerung zu erwehren, Durazzo und wandten sich bald auch gegen Skutari (s. Bilder S. 83). Dabei gerieten sie mit ihren Raubgenossen, den Montenegrinern, in Streit, weil Nikita mit derselben Begehrlichkeit wie Serbien den Blick auf Nordalbanien gerichtet hatte. Die Gegensätze verschärften sich so, daß es zu blutigen Zusammenstößen zwischen diesen Verbündeten gekommen ist. Im Hinblick auf die gemeinsamen Interessen einigten sie sich indessen wieder. Am 25. Juni erklärte Serbien die Besitznahme eines Stückes von Albanien und besetzte auch den albanischen Hafen San Giovanni di Medua. Die Montenegriner setzten sich am 27. Juni in dem so lange heiß ersehnten Skutari fest. In Italien rief das um so größere Unruhe hervor, als auch Griechenland albanische Grenzgebiete an sich riß. Die dringlichen italienischen Vorstellungen wegen dieser Maßnahmen Serbiens beantwortete Paschitsch mit dem Hinweis darauf, daß Serbien ein freies, unabhängiges Albanien wünsche, mit dem es in Freundschaft leben könne, daß Serbien aber keinesfalls zusehen dürfe, wie eine andere Macht die albanische Frage durch Annexion zu lösen versuche. Italien habe sich durch die Besetzung Valonas die Herrschaft in der Adria gesichert und könne deshalb, zumal Serbien dagegen keinen Einspruch erhoben habe, die Wahrung berechtigter serbischer Interessen nicht als Streitfall betrachten. Gelegentlich dieser Erklärungen, die Paschitsch einem Sonderberichterstatter des Pariser „Petit Journal“ gemacht hat, sprach er auch über eine neue serbische Angriffsbewegung. Sie soll in dem Augenblick beginnen, den die großen Hauptquartiere der Verbündeten dafür festsetzen. Das von Bulgarien verbreitete Gerücht, daß zwischen Serbien und Österreich-Ungarn ein Geheimvertrag zustande gekommen sei, auf Grund dessen Serbien zur Besetzung Albaniens geschritten sei, wies Paschitsch übrigens als gegenstandslos zurück. Daß Paschitsch um „Gründe“ nie verlegen ist, zeigt unter anderem die von ihm geäußerte sonderbare Befürchtung, daß Albanien sich mit Überfallsabsichten auf Serbien getragen habe. Allerdings haben sich die Albanesen endlich zu einem heftigen Widerstand gegen die serbischen Eindringlinge aufgerafft: Nachrichten aus Athen zufolge sollen sie ihnen Mitte Juli bei Tirona eine größere Schlacht geliefert haben, in der die Serben angeblich 2000 Tote gehabt haben. Aus Rache



Kartenskizze zu dem Artikel: Der französische Angriff auf den Schützengraben nördlich Marchéville.

dafür hätten die Serben alle Dörfer der von ihnen besetzten albanischen Gebiete in Flammen aufgehen lassen. Auch aus den von Montenegro besetzten albanischen Landstrichen kommen Nachrichten, daß sich Banden und Stämme gegen die Montenegriner empörten und ihnen durch Überfälle zu schaden suchten.

Von Beginn des Krieges an, besonders aber um die Zeit des ersten englisch-französischen Dardanellenunternehmens schien es, als ob auch Griechenland für den Dreiverband die Waffen ergreifen werde. Die Entscheidungsstunde kostete dem dreiverbandsfreundlichen Ministerpräsidenten Venizelos das Amt, und seit diesem Tage widerstand Griechenland allen englischen Lockungsversuchen mit so unverkennbarer Entschiedenheit, daß England schon zu feindlichen Maßregeln gegen Griechenland geschritten ist. Mit wachsender Schärfe untersuchte es die griechischen Schiffe im Ägäischen Meere nach Konterbande. Täglich wurden griechische Dampfer nach Mudros geführt und nur zögernd freigelassen, wenn sich nichts Belastendes ergeben hatte. Handel und Schiffahrt zwischen Alt- und Neugriechenland erlitten eine allmählich sehr merkbar werdende Schädigung. Die Engländer hielten häufig Waren und Erzeugnisse, die für den Verbrauch in Mazedonien bestimmt waren, darunter sogar Monopolartikel, als Kriegskonterbande fest, so daß die griechischen Behörden erst durch langwierige Verhandlungen die Freigabe erlangen konnten. Selbst die griechische innere Schiffahrt wurde unter englisch-französische Aufsicht gestellt. So schleppten die Engländer einen griechischen Dampfer, der Heeresbedarf nach Kawalla bringen sollte, nach Mudros ab und verlangten die Einsichtnahme in militärische Urkunden.

Diese aus politischen Gründen ins Werk gesetzte Belästigung des griechischen Handels hat seine Vertreter zu dem Vorschlag an ihre Regierung veranlaßt, den unterbundenen Verkehr zwischen den alten und den neuen Provinzen auf dem Landwege wiederherzustellen durch Einrichtung eines Autoverkehrs zwischen Papuli, alter Grenze und Verria, der von dort mit der Bahn nach Saloniki fortgesetzt wird. Der erste Schritt zur Verwirklichung dieses Planes geschah durch Verständigung der Postdirektion mit dem Kriegsministerium über die Beförderung von 7000 Postpaketen auf dem Landwege. Über die Blockade der griechischen Küste hinaus denkt aber der Vierverband nach Mitteilungen, die der römische Korrespondent des „Corriere della Sera" auf Grund amtlichen Materials machte, schon an eine Landung in Griechisch-Mazedonien unter dem Vorwand, daß die griechische Teilstrecke der orientalischen Eisenbahn, die für die Durchfuhr nach Serbien hochwichtig ist, nicht durch deutsche Attentate unterbrochen werden dürfe.

Die griechische Regierung hält aber trotz aller Versprechungen und aller Quälereien an der von ihr eingeschlagenen Neutralitätspolitik zäh fest. Der König hat dabei besonders auch das Heer hinter sich. Er erhielt eine Adresse der Offiziere seiner Armee, in der diese ihm Gesundung wünschten und ihm nahelegten, sich von den politischen Geschäften noch eine Weile zurückzuhalten. Der griechische Generalstabschef gilt sogar als deutschfreundlich; er erklärte wiederholt, daß der Sieg der Zentralmächte ihm unausbleiblich erscheine.

Während Griechenland erst nach lebhaftem Schwanken seinen Weg gefunden hat, war Bulgarien allezeit der ruhende Punkt in der Erscheinungen Flucht auf dem Balkan. Es wäre verfehlt, Bulgarien für unbedingt wohlwollend neutral oder gar für einen Freund der Zentralmächte zu halten. Bulgarien, das aus seinem Unglück im zweiten Balkanfeldzug gelernt hat, wartet unter der Leitung Radoslawows kaltblütig ab, wohin die Wagschale zwischen dem Vierverband und den Zentralmächten sich neigen wird. Innere Widerstände gegen seine Politik schlug der bulgarische Ministerpräsident kraftvoll und erfolgreich zu Boden. Am meisten Aufsehen unter allen Angriffen auf seine Politik erregte das gegen den sie billigenden König Ferdinand gerichtete Bombenattentat. Die Untersuchung hat ergeben, daß die Urheberin dieses Attentats die berüchtigte serbische Narodna Odbrana gewesen ist. Sie hatte einen Preis von 50000 Franken, teilweise aus russischer Quelle, für den Mordanschlag ausgeschrieben. Serafin Manow, der die Bombe auf den Wagen des Königs schleudern sollte, gestand den Plan rückhaltlos ein und sagte aus, daß das Geld von Serbien und Rußland an den Attentäter ausbezahlt werden sollte.

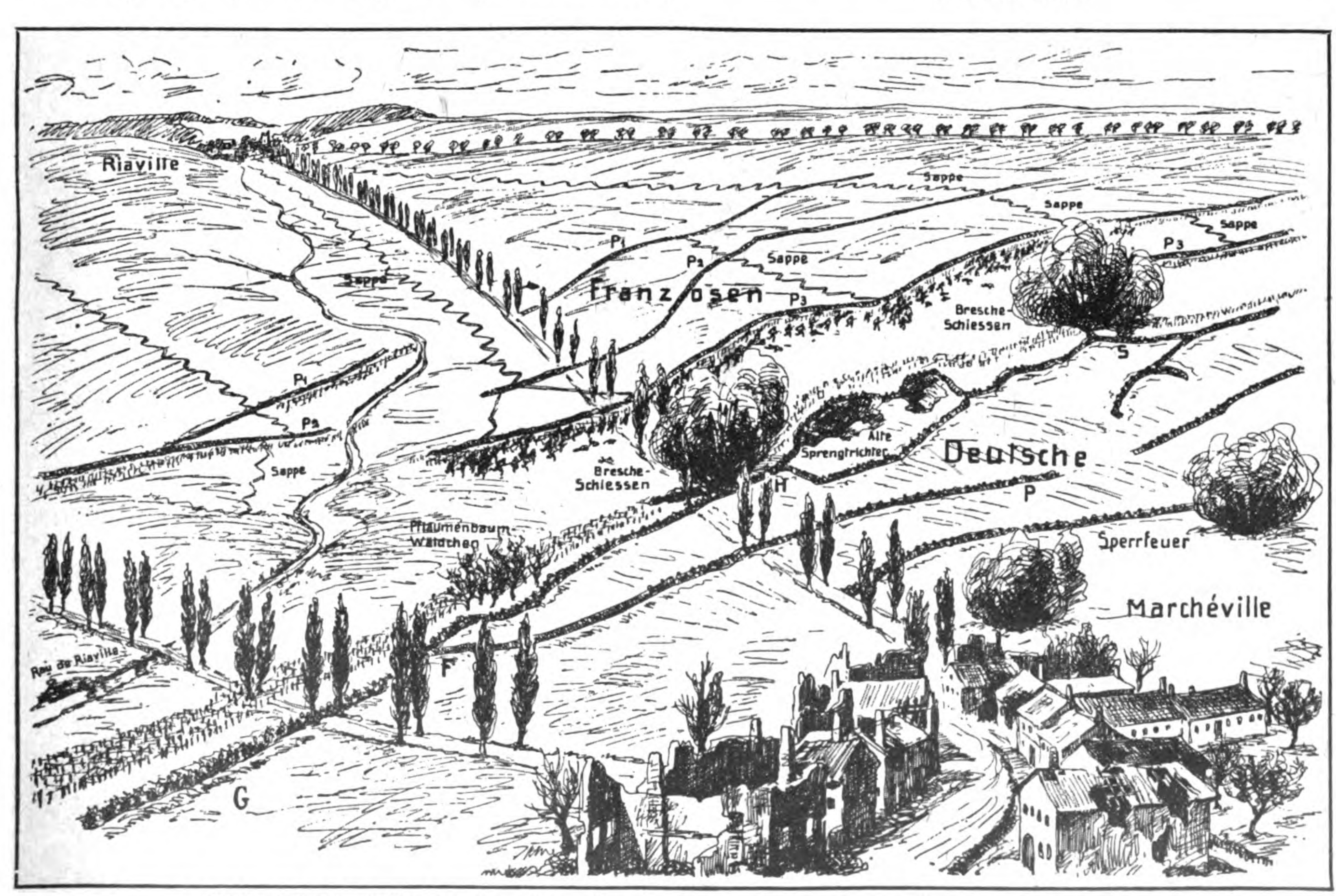
In diesen Prozeß ist auch der allbekannte Politiker und ehemalige bulgarische Minister Genadiew verwickelt. Er gehörte zeitlebens der rußlandfeindlichen Partei der Stambulowisten an und sprach sich erst während des Krieges für eine „Neuorientierung" der bulgarischen Politik aus. Schon einmal hat er sein Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht. Denn vorwiegend auf ihn ist der unglückliche Entschluß Bulgariens zum zweiten Balkankriege zurückzuführen, der dieses Land um fast alle seine Siegesfrüchte gebracht und zu einer schweren militärischen Schwächung geführt hat. Nur der Ausbruch des europäischen Krieges rettete Genadiew und seine Mitangeklagten in dem den Balkankriegen folgenden großen bulgarischen Staatsprozeß vor der allgemein erwarteten langjährigen Zuchthausstrafe. Durch die Kammermehrheit ließ gerade der jetzt von ihm bekämpfte Radoslawow in einem für die

Angeklagten günstigen Augenblick den Prozeß niederschlagen. Die Betriebsamkeit Genadiews, der nun vielleicht von seinem Schicksal ereilt wird, hat die Neutralitätspolitik Bulgariens mehrfach ernstlich in Gefahr gebracht; dennoch schlug die Stimmung Bulgariens immer deutlicher zugunsten der Zentralmächte um. Ganz offen und von ganzem Herzen gönnte man den Russen ihre Niederlagen in Galizien. Die bulgarische Regierung verhandelte sowohl mit dem Vierverband wie mit den Zentralmächten und zuletzt auch mit der Türkei. Während die großprahlerischen Versprechungen des Vierverbandes keinen Eindruck auf sie machten, führten die Verhandlungen mit den Zentralmächten und der Türkei bereits zu einem greifbaren Ergebnis. Die Vermittlung zwischen den Mächten übernahm der außerordentliche deutsche Botschafter in Konstantinopel, Fürst Hohenlohe-Langenburg, der am 18. Juli auch von dem bulgarischen König in besonderer Audienz empfangen wurde. Als Ergebnis der Verhandlungen zwischen Bulgarien und der Türkei meldeten die „Times" aus Sofia, daß am 22. Juli in Konstantinopel ein Abkommen unterzeichnet wurde, wonach die Türkei an Bulgarien die Dedeagatschеisenbahn abtritt. Dedeagatsch ist der wichtigste Hafen Bulgariens am Ägäischen Meere. Das gesamte Gebiet westlich der Maritza soll bulgarisch werden. Damit erlangt Bulgarien — ein bedeutender Erfolg von Radoslawows kluger Neutralitätspolitik — einen sehr beträchtlichen Gebietszuwachs außer der ihm so überaus wichtigen Eisenbahn. Die türkisch-bulgarische Grenze wird fortan bis unmittelbar unter die Tore Adrianopels führen, von dessen südlichen Befestigungen alle Werke am Westufer der Maritza an Bulgarien fallen. Wenn der Wunsch Bulgariens auf den Besitz einer Zone von 2900 Meter um den ihm zufallenden Adrianopeler Bahnhof Cara erfüllt wird, muß sogar eine kurze neue Eisenbahnstrecke angelegt werden, damit die Türkei einen unabhängigen Zugang zu Adrianopel erhält. Wenn die „Times" auch hervorheben zu müssen glaubten, daß dieses Abkommen keine politischen Verbindlichkeiten Bulgariens der Türkei und den Zentralmächten gegenüber enthalte, so bemerkten sie gleichzeitig doch, daß die Türkei sich kaum einer solch wichtigen Gebietsentäußerung ohne die Sicherheit der einen oder anderen politischen Gegenleistung unterzogen haben würde. England hat denn auch seine Hoffnung auf Bulgariens Eintritt in die Reihen des Vierverbandes schon aufgegeben und dehnt die Belästigungen des Handels im Ägäischen Meere demgemäß auch auf die bulgarische Küste aus. Englische Kriegschiffe üben ihre störende Überwachung schon unmittelbar am Hafen von Dedeagatsch.

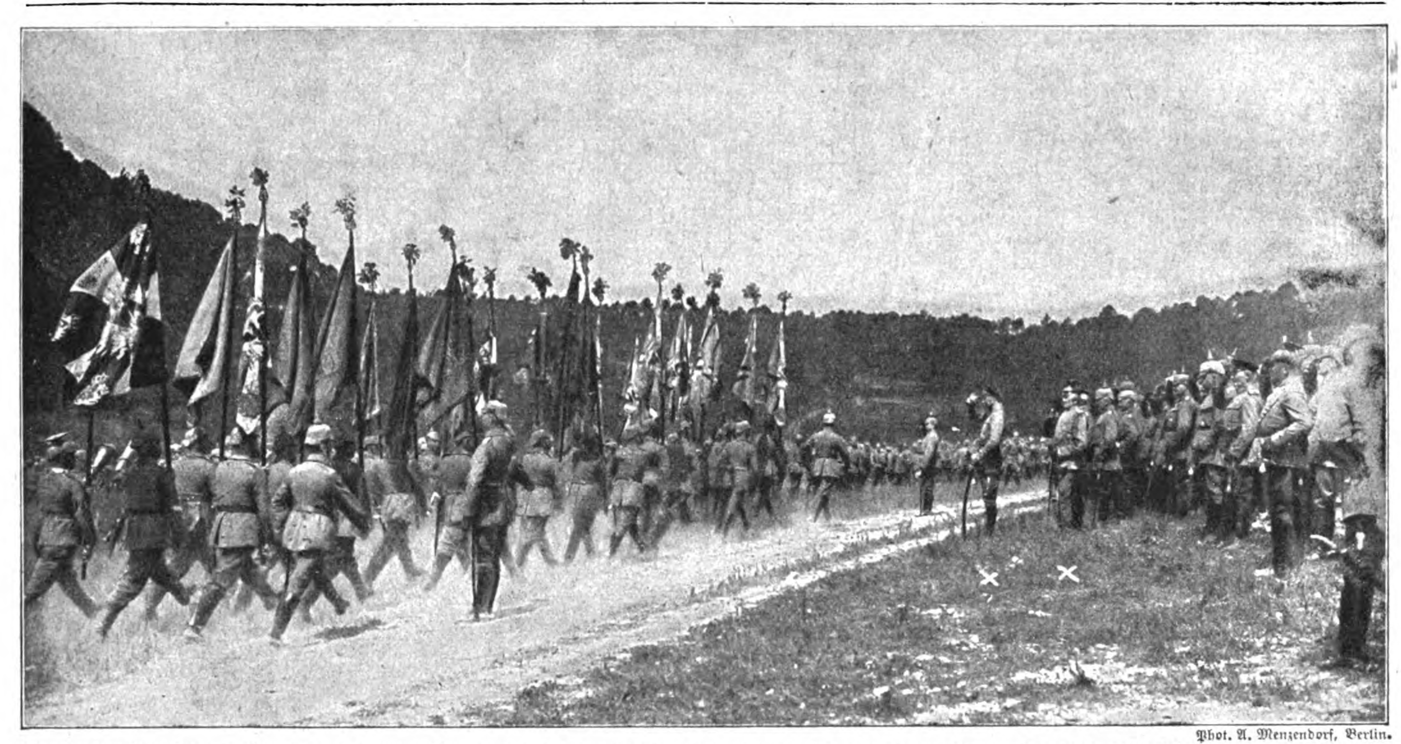
Rumänien war nächst Griechenland den Plänen des Vierverbandes noch am meisten geneigt, obwohl mit ihm ein ähnlicher Vertrag wie der Dreibundvertrag mit Italien besteht. Rumänien handelte sogar offen feindlich gegen Deutschland und Österreich-Ungarn durch das Verbot der Ausfuhr von Getreide und Petroleum und noch mehr durch die Unterbindung der Munitionszufuhr für die Türkei. Rumänien in erster Linie ist es zuzuschreiben, wenn die Engländer und Franzosen überhaupt noch ernsthaft feindselig auf Gallipoli auftreten können, weil es die Zentralmächte gehindert hat, den Türken mit schweren Geschützen zu Hilfe zu kommen. Nunmehr scheint aber auch in diesem Balkanstaat der tote Punkt überwunden zu sein. Das Ausfuhrverbot für Getreide und Petroleum ist bereits gemildert. Fürst Hohenlohe-Langenburg ist auch in Bukarest vom Hofe und von der Regierung mit Auszeichnung empfangen worden, und demnächst soll in Bukarest eine türkische Kommission eintreffen, um die Regelung der zwischen beiden Staaten schwebenden Fragen zu besprechen. Das Rätsel, das die noch nicht in den Kampf gezogenen Balkanstaaten bisher gewesen sind, löst sich mehr und mehr in einem für die Zentralmächte günstigen Sinne.

Das ist einer der bedeutendsten mittelbaren Erfolge unserer gemeinschaftlichen großen Erfolge, namentlich der Befreiung Galiziens und der erneuten Angriffsbewegung gegen die russischen Heere. Wir können auch für diese unblutigen Siege auf dem Balkan unseren Feldgrauen von Herzen dankbar sein. Nicht durch gemeine, mit Mordanschlägen verbundene Intrigen führen wir unsere Sache zum Siege, sondern durch den ehrlichen Wagemut und die unbesiegbare Kraft und Ausdauer unserer zum Schutz von Herd und Heim ins Feld gerückten wehrhaften Männer.

(Fortsetzung folgt.)



Militärische Ansichtsskizze des französischen Angriffs auf Marchéville von einer Beobachtungswarte aus.
Man sieht die Franzosen angreifen, während die deutsche Grabenbesatzung infolge der Schutzschilde und Sandsackschießscharten fast unsichtbar ist.
Nach der Zeichnung eines mitkämpfenden Offiziers.



Phot. A. Menzendorf, Berlin.

Parade der siegreichen Württemberger in den Argonnen vor dem deutschen Kronprinzen (×) und Generalfeldmarschall Grafen Häseler (×) am 9. Juli 1915.
In den letzten Juni- und ersten Julitagen errangen Teile der Armee des deutschen Kronprinzen im Westgebiet der Argonnen weittragende Erfolge. Neben dem Geländegewinn und der Materialbeute wurden dabei 116 Offiziere und 7009 Mann gefangengenommen.

Illustrierte Kriegsberichte.

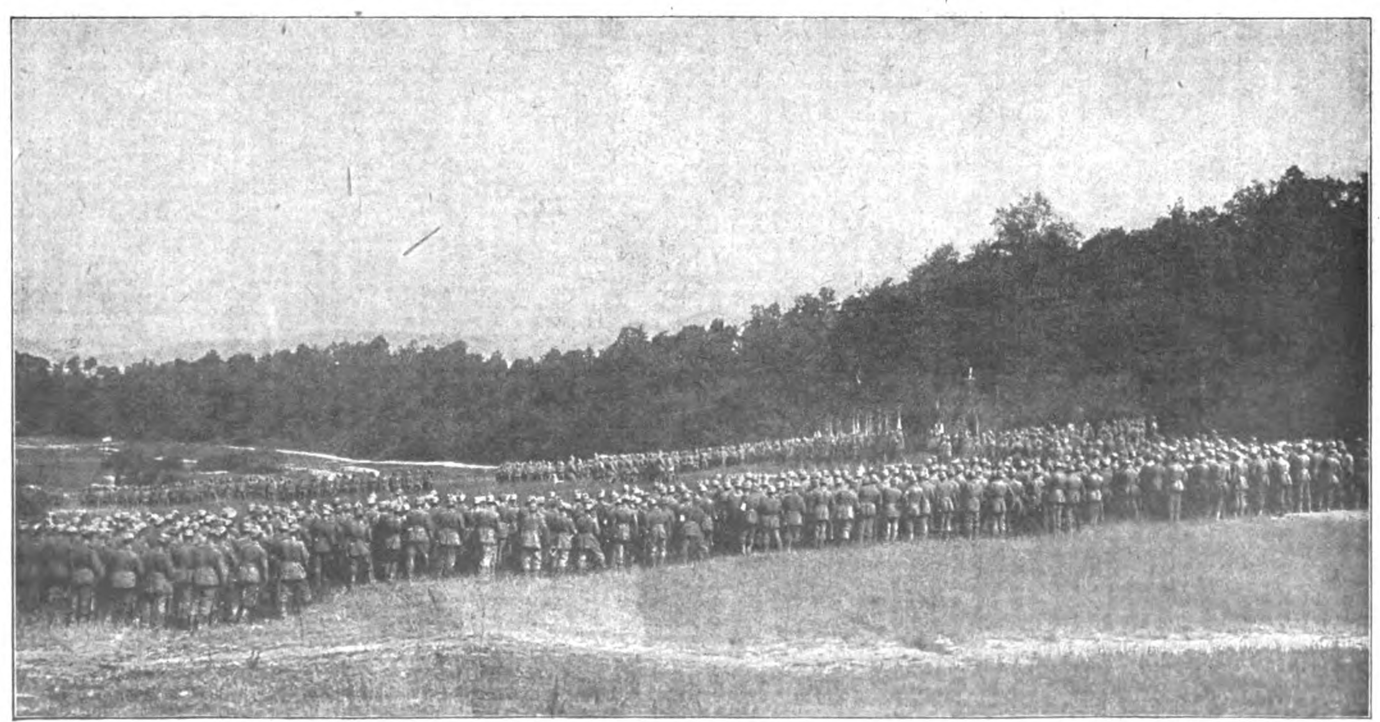
Die Schanzen von Patolenka.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Mitte des Monats Juni hatte eines der vor Prasznysz stehenden Schwabenregimenter einen blutigen Ehrentag. Über diesen gibt ein mitkämpfender Offizier die nachstehende anschauliche Schilderung:

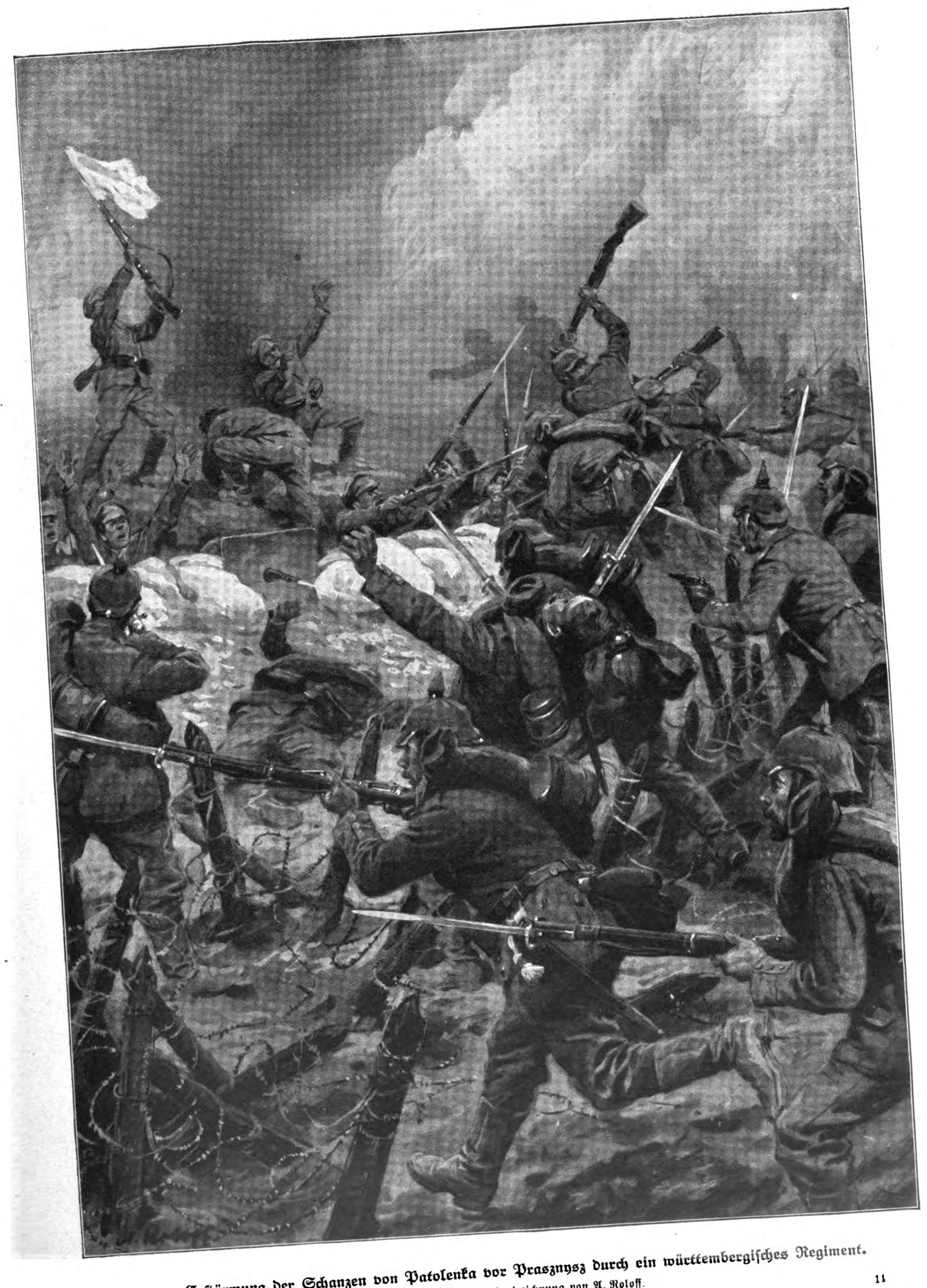
Monatelang war unserem ...-Regiment die Aufgabe zugefallen, im Stellungskriege in Süd- und Nordpolen erobertes Land festzuhalten.

Welch große Anforderungen dieser Krieg an die Truppe stellt, kann nur der voll ermessen, der in harter Arbeit, im Kampf mit Grundwasser, stets nachrutschendem Sandboden, Sandverwehungen, die die Arbeit von Tagen in wenigen Stunden zunichte machen, am Bau einer Infanteriestellung beschäftigt war. Kilometerweit führen oft die Annäherungsgräben durch das im Strichfeuer liegende Hinterland zur Stellung, stundenweit muß das Material, Holz, Sandsäcke, Schutzschilde, Draht, zum Ausbau der Stellung und der Hindernisse herangetragen werden. Ganze Wälder werden abgeholzt und wandern auf diese Weise in die Stellung, bis diese so aussieht, wie sie die Heimat in Photographien und Skizzen zu sehen bekommt. Alle Arbeiten erfolgen im feindlichen Feuer, das den Ausbau stets gefahrvoll macht, oft hindert, oft zu ernsten Verlusten führt. Wenige Tage in Reserve, wochenlang in vorderer Linie, wenige Stunden Ruhe, schwere mühsame Arbeit während jeder Nacht und des größten Teils des Tages, das sind die Merkmale des Stellungskrieges. Daß eine Truppe bei dieser Tätigkeit, auch wenn sie monatelang ohne Unterbrechung



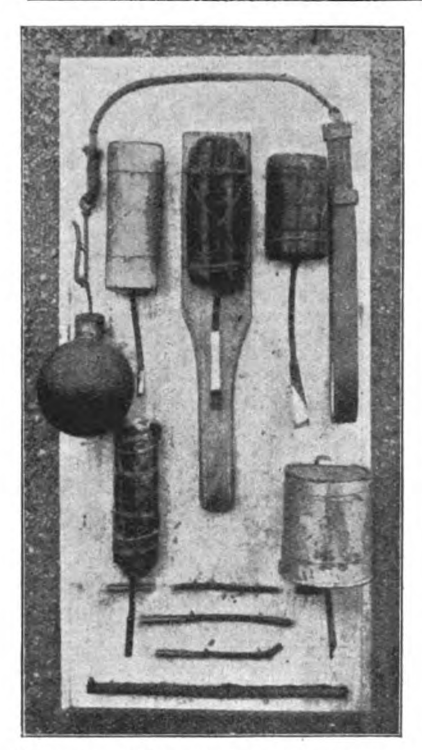
Phot. A. Menzendorf, Berlin.

Dankgottesdienst der siegreichen Württemberger in den Argonnen.



Erstürmung der Schanzen von Patolenka vor Prasznysz durch ein württembergisches Regiment.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.



Eine französische Armbandgranate, dazwischen französische und englische Handgranaten verschiedener Art, unten rechts ein aus einer Konservenbüchse hergestelltes Wurfgeschoß.

andauert, nichts an ihrer Angriffsfreudigkeit, ihrer Beweglichkeit, nichts an ihrer Mannszucht und ihrem frischfröhlichen Geiste einbüßt, wird die Hauptsorge ihres Führers, der Prüfstein für ihre Tüchtigkeit sein. Diese Prüfung durften wir in den letzten Tagen bestehen.

Seit einigen Wochen schon lag unser . . .-Regiment zum Teil in erhöhter Bergstellung, zum Teil in weiter Sandebene, vor Praszmysz, den Russen bis auf 200 Meter gegenüber. Diese hatten in ihre Stellung eine durch starke Schanzenbauten befestigte Bergkuppe einbezogen, die ihnen eine genaue Beobachtung unseres Abschnittes und des Hinterlandes ermöglichte und uns dadurch täglich Verluste brachte. Dem . . .-Regiment fiel nun die ehrenvolle Aufgabe zu, diese Schanzen nördlich Patolenka zu stürmen. Mit einer Freude und einer Ausdauer traten Offiziere und Mannschaften an diesen Gefechtsauftrag heran, als gälte es die erste Waffentat des in vielen früheren und in diesem Kriege schon so oft erprobten Regiments zu vollbringen.

Um unnötige Verluste zu vermeiden, wurde der Angriff mit allen Mitteln unter Mitwirkung unserer Pioniere vorbereitet. Sappen wurden im Schutze der Nacht vorgetrieben, und nach wenigen Tagen hatten einige Sappenköpfe das feindliche Drahthindernis erreicht. Entlang diesem Hindernis wurde eine neue Infanteriestellung ausgehoben und die Sappen unter dem ersten Hindernis gegen das zweite, stärkere vorgeschoben. Minenwerfer wurden eingefahren. Unsere Feld- und schwere Artillerie schoß sich genau auf die Hauptangriffspunkte, die beiden Schanzen, ein.

Am 11. Juni frühmorgens begann das Wirkungsschießen unserer Artillerie auf die feindliche Stellung und deren Hindernisse in einer halbstündigen Feuerwelle, der im Laufe des Tages noch zwei weitere Feuerüberfälle folgten. In der Nacht vom 11./12. Juni wurden die vordersten Sappenköpfe zu einer Sturmstellung verbunden, die feindlichen Drahthindernisse durchschnitten; bei Tagesanbruch waren alle Vorbereitungen zur Erstürmung der Schanzen getroffen, das Regiment war zum Sturm bereit.

Zwei Uhr dreißig Minuten eröffnete unsere gesamte Artillerie ihr Feuer auf die russischen Stellungen. Mit hellem Pfeifen durchschneiden die Geschosse der Feldhaubitzen die Luft, brausend steuern die schweren Mörsergranaten gegen den Feind. Tief bohren sich diese ehernen Grüße in den weichen Sand, um mit Donnerkrachen ganze Staubberge in die Luft zu schleudern. Nach wenigen Minuten türmt sich eine haushohe graue Wand über der feindlichen Stellung, durchzuckt von den Blitzen der berstenden Geschosse. Da erhebt sich aus unseren Schützengräben eine neue Wand, eine Wand aus Menschen, die sich feindwärts wälzt — unsere Leute greifen an und stürzen sich in raschen Sprüngen auf die feindliche Stellung. Die noch bestehenden Drahthindernisse vermögen den Ansturm nicht aufzuhalten, die Mannschaften, unterstützt durch Pioniere, schneiden sich Sturmgassen hindurch, und mit einem „Hurra", das den Geschützdonner übertönt, brechen unsere Braven in den Feind. Die Anschlußtruppen rechts und links unterstützen den Angriff durch lebhafte Feuertätigkeit, schrill klingt das Feuer unserer Maschinengewehre aus dem Feuerlärm heraus. Die Schlacht ist in vollem Gange.

Langsam rückt die Feuerwalze unserer Artillerie feindwärts vor, und die Unsrigen folgen mit einer Unerschrockenheit, die den Sieg an unsere Fahnen bannt. Noch nicht zwei Stunden verflossen nach dem ersten Schuß, da wankt die russische Linie, der Feind ist im Rückzug auf der ganzen Front. Schon formen sich kleine Trupps Gefangener, sie wachsen an, und raschen Schrittes schlängeln sich kleine russische Kolonnen nach rückwärts unserer deutschen Heimat zu, die ja seit Monaten ihr Ziel war. Die feindliche Stellung, die Schanzen sind gestürmt! Die Waffen haben gesprochen, Todesmut und Wille zum Sieg ließen das Ziel erreichen, jetzt heißt es, das Erreichte festhalten. Mit fieberhaftem Eifer wird gearbeitet, bereitgestellte Hindernisse, Schutzschilde, Sandsäcke werden herangebracht, die feindliche Stellung für unsere Front umgebaut; die Maschinengewehre rücken in die gestürmte Stellung nach: alles ist bereit, einen Gegensturm der Russen zu empfangen. Er kam nicht, der erwartete Gegenangriff, die Russen hatten die Kraft zum Vorstoß verloren.

Auch während der Nacht blieb alles ruhig. Wohl hatten wir beobachtet, daß die Russen uns gegenüber Truppen zusammenzogen, aber die dem russischen Ansturm in dichten Kolonnen günstige Nachtzeit wurde von ihnen nicht benutzt.

Am 13. Juni zeigte ihre Artillerie eine gegen die letzten Wochen stark abweichende lebhafte Tätigkeit, und zweimal versuchte gegen Mittag die russische Infanterie in verzweifeltem Sturm, die ihr entrissenen Stellungen zurückzugewinnen. Während der erste Angriff der Russen schon in den Anfängen in unserem Feuer zusammenbrach, gelang es ihnen beim zweiten Male, begünstigt durch eine ihnen Deckung bietende kleine Bergkuppe, mit Teilen bis in unsere Gräben hineinzukommen. Dies bedeutete jedoch ihre Vernichtung, denn unsere Braven schlugen nach der altbekannten Art der Schwabenstreiche nieder, was seine Rettung nicht in der Flucht suchte. Massenhaft lagen die Feinde tot in der Stellung. Wohl als Antwort darauf erfolgte am Nachmittag durch eine überaus starke feindliche Artillerie, die die Russen jetzt eilig zusammengezogen hatten, eine Beschießung unserer Stellung mit solcher Heftigkeit, wie wir sie im ganzen Krieg nur selten gesehen hatten. Aber zu einem weiteren Angriff raffte sich ihre Infanterie nicht mehr auf. Die russischen Stellungen blieben fest in unserer Hand.

Hunderte toter Russen deckten das Feld, gegen 300 hatten wir gefangengenommen, 3 Minenwerfer, 4 Maschinengewehre, 400 Gewehre, Tausende von Patronen, Handgranaten und sonstiges Kriegsmaterial erbeutet.

Auch wir hatten Verluste. Aber im Verhältnis zum erreichten Ziel, im Verhältnis zu den Verlusten des Feindes waren sie gering. Und sie werden einen Ehrenplatz haben in der Geschichte des Regiments, die in treuester Pflichterfüllung fürs Vaterland den Heldentod fanden beim Sturm auf die Schanzen von Patolenka.

Moderne Kampfmittel im Stellungskrieg.

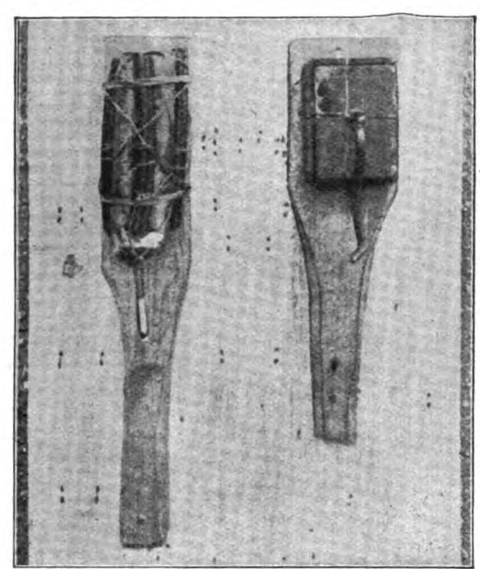
(Hierzu die Bilder Seite 90—95.)

Der Stellungskrieg im heutigen Völkerringen hat teils alte Kampfmittel in neuzeitiger Form wieder aufleben lassen, teils wurden auch neue Waffen für den Nahkampf ersonnen.



Das Schleudern einer französischen Armbandbombe.

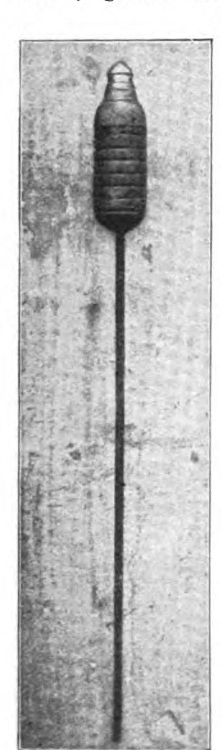
Durch das am Handgelenk befestigte lederne Armband wird der Zünder aus der Bombe herausgerissen, worauf nach einigen Sekunden die Explosion er olgt.



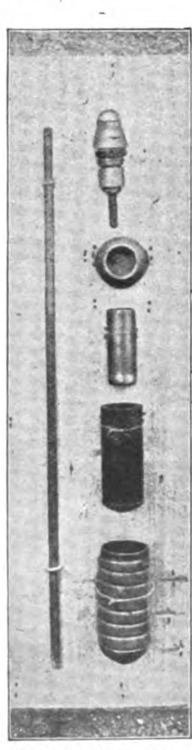
Rechts eine deutsche, auf einem Brettchen als Handhabe montierte Handgranate mit Zünder in der Mitte. Links eine ähnliche französische mit Zündung unten.

Die wichtigsten und am häufigsten zur Anwendung kommenden Nahkampfmittel sind die Hand- und Gewehrgranaten. Die verschiedenen Armeen bedienen sich verschiedener Konstruktionen dieser heute wieder zu hohen Ehren gelangten Waffe. Unsere Abbildung Seite 90 oben zeigt uns zum Beispiel eine französische Schleuderriemengranate, dazwischen französische und englische Handgranaten verschiedener Art, während wir unten rechts eine aus einer Konservenbüchse hergestellte Wurfgranate erblicken, ganz ähnlich der Waffe, auf die seinerzeit die Japaner gegen die Russen verfielen. Die französische kugelförmige Handgranate mit Schleuderriemen eignet sich für Entfernungen bis zu 25 Meter; wie sie geworfen wird, zeigt am besten die folgende Abbildung Seite 90 unten. Bei dem mit der Wucht des ganzen Armes ausgeführten Wurf wird durch den am Handgelenk befestigten Riemen die Abzugschnur aus dem Zünder herausgerissen, und die Explosion erfolgt vier bis fünf Sekunden darauf. Sogenannte Raketengranaten sehen wir in der nächsten Abbildung Seite 91 links oben; der Zünder der französischen Raketengranate (links im Bild) befindet sich unten. Die Zündung selbst erfolgt selbsttätig oder vermittels Zündstockes. Eine englische Wurfgranate, deren Zündung angeblich nicht durch einen Reibzünder, sondern durch ein Zündhütchen geschieht, bringt die Abbildung Seite 91 rechts oben zur Darstellung.

Die deutschen Wurfgranaten werden zum Werfen von Hand und zum Abschießen mit dem Gewehr eingerichtet. Die folgende Abbildung Seite 91 links unten zeigt die deutsche Gewehrgranate in ihrer Schußfertigkeit und auseinandergenommen. An einer kurzen Kupferstange befindet sich ein gußeiserner Zylinder, der kanneliert, das heißt mit Rillen versehen ist, um ein Zersprengen in viele Stücke bei der Explosion zu erleichtern. Dieser Zylinder ist mit Explosivstoff gefüllt. Im Inneren ist außerdem noch eine Kupferröhre untergebracht, die ebenfalls mit Explosivstoff gefüllt ist; sie wird nach oben gekrönt von einem kunstreichen Granatverschluß mit einem Aufschlagzünder, der nach Ansicht des Berichterstatters der französischen Zeitschrift, der wir diese Bilder und diese Ausführungen entnehmen, mindestens die Hälfte Blindgänger verursacht. Wir wollen der französischen Zeitschrift diese Ansicht gerne lassen. Die deutsche Gewehrgranate endigt nach derselben Quelle in einen kupfernen Schaft von etwa 3 Zentimeter Länge, der von einer dünnen kupfernen Hülse umgeben und um die Achse der kupfernen Stange der Handgranate drehbar ist. Um eine solche Granate abzuschießen, wird eine Kartuschhülse ohne Kugel in die Gewehrkammer eingeführt, wobei die Pulvermenge in der Hülse die Entfernung, auf die die Granate geschossen werden soll, regeln läßt. Im Augenblick des Schusses dringen die Explosionsgase zwischen Hülse und Schaft ein und pressen die Hülse gegen die Drallzüge. Hülse und Schaft nehmen mit den Gasen eine Drallbewegung an, wodurch das Geschoß die Zielrichtung einhält und die Explosionsgase ihre höchste Leistungsfähigkeit entwickeln. Abgeschossen werden die Gewehre mit Granaten gewöhnlich in eigens hierzu gebauten Ständern; die weitere Abbildung Seite 91 rechts unten veranschaulicht einen solchen.



Deutsche Gewehrgranate.

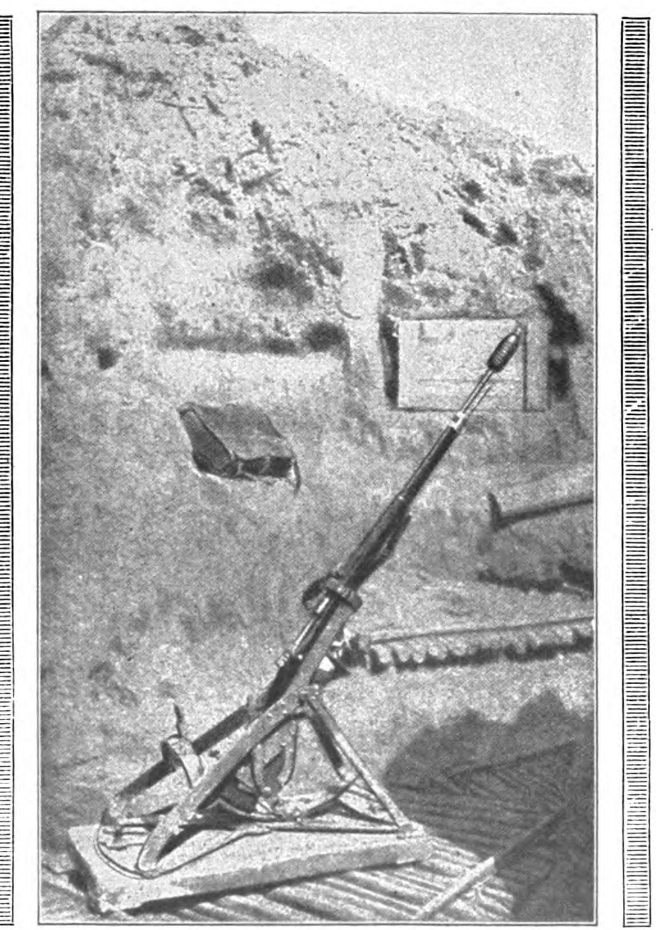


Deutsche Gewehrgranate auseinandergenommen.



Englische Handgranate mit Zündpulver.
Das Einsetzen des Zündhütchens erfolgt nach Drehen eines Kartonhütchens am Ende des Zieheisens (Stiels); das Kartonhütchen bedeckt und schützt das Zündhütchen. Die Zündung geschieht hier statt durch einen Reibzünder durch ein Zündhütchen.

Ein in diesem Kriege in umfassender Weise zur Ver-



Infanteriegewehr mit einer Gewehrgranate als Ladung schußfertig.

wendung kommendes Kampfmittel bilden die Geschosse mit betäubenden Gasen. Die englischen und französischen Heere haben solche Mittel zuerst zur Anwendung gebracht; sie haben also keinen Grund, sich über deutsche Kriegführung zu beklagen, auch wenn die deutsche Chemie und Technik sie in der Anfertigung solcher Waffen rasch weit übertroffen hat. Näheres ist über die französischen Geschosse dieser Art durch die Anleitung des französischen Kriegsministeriums für ihren Gebrauch vom 21. Februar 1915 bekannt geworden. Demnach enthalten diese Geschosse eine Flüssigkeit, die nach der Explosion Dämpfe ausströmt, die Augen, Nase und Kehle reizen. Die Franzosen fertigen zwei Arten solcher Geschosse an: Handgranaten und Gewehrpatronen. Die Granaten haben die Form eines Eies, ihr Durchmesser beträgt in der Mitte 6 Zentimeter, ihre Höhe 12 Zentimeter, ihr Gewicht 400 Gramm. Sie sind für kleine Entfernungen bestimmt und haben eine Vorrichtung, um mit der Hand geworfen werden zu können. Eine Aufschrift gibt die Gebrauchsanweisung. Angezündet werden sie mit einem kleinen, an die Gebrauchsanweisung angeklebten Reibstoff, worauf sie fortgeworfen werden müssen. Die Explosion erfolgt 7 Sekunden nach der Zündung. Ein kleiner Deckel aus Messing und ein angeschraubter Pfropfen sichern die Zündmasse nach außen. Ihre Wirksamkeit wird durch starken Wind erheblich beschränkt. Die Gewehrpatronen haben eine zylindrische Form. Ihr Durchmesser beträgt 28 Millimeter, ihre Höhe 10 Zentimeter, ihr Gewicht 200 Gramm. Sie sind zur Verwendung auf eine größere Entfernung bestimmt, als mit Handgranaten erreicht werden kann. Unter einem Abgangswinkel von 25 Prozent gehen sie 230 Meter weit. Sie haben Zentralzündung und werden mit Leuchtkugelgewehr abgefeuert. Das Pulver entzündet eine kleine inwendige Zündmasse, durch die die Patrone 5 Sekunden nach Verlassen des Laufes zur Entzündung gebracht wird. Die Patronen müssen, soll eine nennenswerte Wirkung erzielt werden, infolge ihrer geringen Flüssigkeitsmengen in größerer Anzahl gleichzeitig abgefeuert werden.

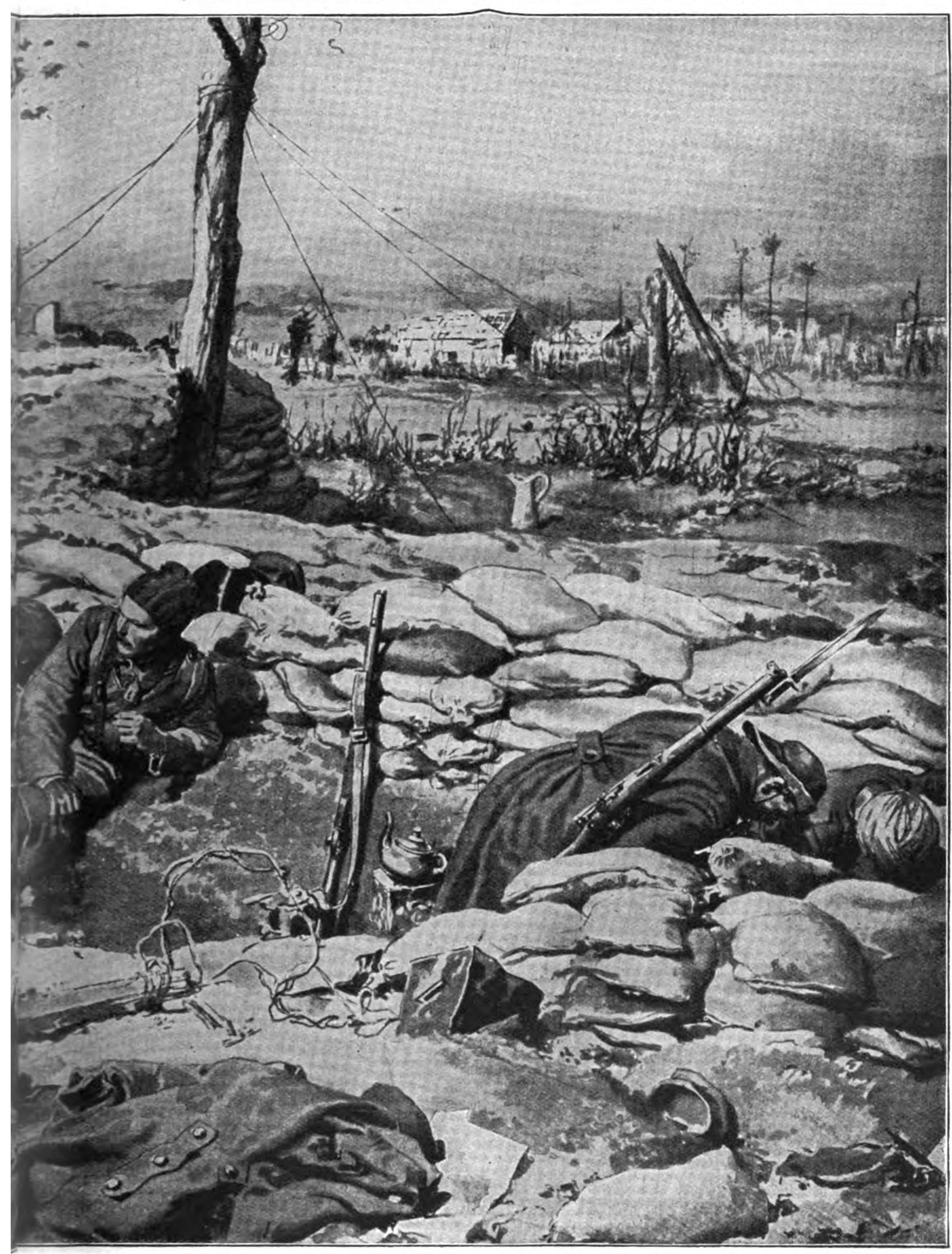
Unsere Abbildung Seite 94 zeigt französische Infanteristen mit Schutzbrillen und Gesichtsmasken, wie sie Handgranaten mit Stickgasfüllung auf deutsche Truppen schleudern. Der vordere der Soldaten, der eine Handgranate in der rechten Hand trägt, ist nur mit einer Schutzbrille versehen, während die beiden sitzenden Soldaten auch Gesichtsmasken zum Schutz gegen betäubende Gase tragen.

Eine im Grabenkampf vielverbreitete Waffe ist der Minenwerfer. Es sind dies kleine Spezialgeschütze, die mit brisantem Sprengstoff gefüllte Bomben aus nächster Nähe in die feindlichen Schützengräben schleudern, wo sie dann durch die ungeheure Explosivkraft der Bomben große Verheerungen anrichten. Die Geschütze der Feldartillerie eignen sich nicht für kleine Entfernungen, kommen also für diese Kämpfe nicht in Frage.

Der Brand des Bergwerks bei Liévin.

(Hierzu das Bild Seite 84/85.)

Tausende von deutschen Reitern warteten zu Anfang Oktober 1914 in Nordfrankreich auf die Gelegenheit, sich endlich auch einmal mit den Franzosen zu messen. Am 4. Oktober hatten diese ihre Stellung dicht bei den Deutschen, aber sie zogen es dann doch noch einmal vor, zurückzuweichen, und unsere Ulanen, Husaren und Dragoner verharrten in Untätigkeit, eines neuen Befehls gewärtig. Es verbreitete sich aber das Gerücht, die Franzosen wollten den Deutschen in den Rücken fallen. Joffre hegte immer noch den Plan, den Flügel der Deutschen zu umgehen und abzuschneiden. Deutsche Patrouillen hatten wahrgenommen, daß sich etwa 7000 Franzosen im Kohlenbergwerk von Liévin versteckt hielten. Von hier aus sollte die Überrumplung der Deutschen vor sich gehen, und die französischen Infanteristen wollten den deutschen Reitern in den Rücken fallen, sobald diese die Verfolgung der französischen Kavallerie aufgenommen hätten. Die Deutschen unterließen das, erwarteten aber



...ng deutscher ...den englischen ...n bei Neuve ...apelle.

...chen Darstellung.

Gruseln über den jungen Leib, gedachte er der Feinde, die sich in diesem Meer von Flammen, Qualm und Rauch einen Ausweg suchten und verzweifelt vielleicht in den unterirdischen Schächten umherirrten! Doch weg mit dem Gedanken an das Schicksal der Franzosen! Die Hauptsache blieb, daß ihr Plan wieder einmal gescheitert war. Wer aber mit Einsetzung des eigenen Lebens die Bergwerke in Brand gesteckt hatte, das waren unsere unerschrockenen, tapferen Pioniere! Jede Waffe, ob Infanterie, Kavallerie oder Artillerie, hat ihre eigene Pionierabteilung! Großes haben die deutschen Pioniere in diesem Kriege schon geleistet, schwierige Aufgaben haben sie schon gelöst. Überall gibt es Arbeit für sie, und mit wahrer Todesverachtung bereiten sie unserem tapferen Heer den Weg, oft bewältigen sie Hindernisse, die unüberwindlich scheinen, und sind die rettenden Engel aus drückender Not. So hat auch ihr Eingreifen bei Liévin die Pläne der Franzosen gänzlich zuschanden gemacht.

Im lodernden Feuerscheine, ein Reiterlied durch die Nacht schmetternd, zogen die müden deutschen Reiter in ihre Quartiere. Für heute war wieder einmal die Gefahr vorüber. Was würde der morgige Tag bringen?

einen nächtlichen Überfall und blieben, des Angriffs gewärtig, in Reih' und Glied. Es wurde Nacht, und flüsternd zog der Wind durchs Gelände; er brachte einen leisen Brandgeruch mit! Manch einem deutschen Reitersmann pochte das Herz schneller an die Rippen, und viele scharfe Augen durchdrangen die Dunkelheit nach dem Feind. Er war nicht zu sehen, wohl aber dort am östlichen Himmel ein Feuerschein! Die Pferde wurden unruhig, schnaubten ins Geschirr, warfen die Köpfe hoch. Was war das? Dort drüben züngelten Flämmchen empor, verbreitete sich roter Schein! — Das waren Flammen, keine Flämmchen mehr — sie flackerten, sie wuchsen empor, sie loderten auf, loderten riesengroß, blendend hell, in kurzer Zeit war die Ebene taghell erleuchtet. Dicker, schwerer Rauch stieg auf, und neue Feuerbündel leckten über ihn gen Himmel. Das war ein grausig-schönes Schauspiel: das Bergwerk stand in kurzer Zeit völlig in Flammen! Da standen die tausend deutschen Reiter und schauten, überwältigt von der Großartigkeit dieses furchtbaren und doch auch schauerlich-schönen Brandes. Manch einem jagte wohl sekundenlang ein

Der französische Angriff auf den Schützengraben nördlich Marchéville.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die beiden Skizzen Seite 86 und 87.)

Der Zufall spielte mir eines der fesselndsten Schriftstücke dieses Krieges in die Hände — den französischen Angriffsbefehl auf unsere Stellung bei Marchéville. Die deutsche Heeresleitung hat den größtmöglichen Nutzen aus dem Schriftstück gezogen und die Stellungen an jenem Platze ganz neu gebaut. Vorsichtshalber soll aber die dortige deutsche Stellung nicht so eingezeichnet werden, wie sie in Wirklichkeit zu jener Zeit ausgebaut war, sondern wie die Franzosen sie sich auf Grund ihrer Aufklärung dachten (siehe die Skizze Seite 86). Es sei erwähnt, daß der vorderste Schützengraben, der an der entferntesten Stelle nur 400 Meter vom feindlichen Graben ablag, sich aber bei den „alten Sprengtrichtern" sogar auf 80 Meter näherte, im allgemeinen von unseren Gegnern richtig eingezeichnet wurde. Von den französischen Gräben in zweiter und dritter Linie hatten wir jedoch bedeutend genauere und zuverlässigere Angaben, als diese von unseren hinteren Schützen-, Deckungs- und Laufgräben, was auch aus ihrem Angriffsbefehl hervorgeht.

Das Gelände in jener Gegend ist flach. Die Bodenbewachsung bestand ursprünglich aus Feldern. Da das Grundwasser ein tiefes Eingraben verhinderte, wurden die Gräben mit hohem Aufzug versehen, die Brust- und Rückenwehren also sehr hoch aufgesetzt, weshalb sich die Gräben schärfer als sonst vom Umgelände abheben (siehe die Skizze Seite 87). Die „alten Sprengtrichter" rühren von einem früheren französischen Angriffsversuch durch unterirdische Stollen und Minen her, wobei die Länge des Stollens anscheinend nicht



Blick in einen französischen Schützengraben bei Vauquois.
Soldaten mit Schutzbrillen und Gesichtsmasken im Begriff, Handgranaten mit Stickgasfüllung auf deutsche Truppen zu schleudern.

genau berechnet und die Minen entzündet wurden, bevor sie unter unserem Schützengraben angelangt waren. Daraufhin haben wir sie wegen ihrer guten Deckung mit einem Drahthindernis versehen und unserer Stellung einverleibt.

Der französische Befehl selbst umfaßt nebst Anlagen neun Folioseiten. Er wird deshalb nur auszugsweise hier wiedergegeben. Dem Fachmann wird es interessant sein, als Gegensatz zu unseren vielgeübten Befehlen für Marsch, Übergang zur Ruhe und Angriff im Bewegungskampf auch einmal einen feindlichen Angriffsbefehl im Stellungskampf zu lesen. Der Nichtfachmann möge ersehen, wie mühevoll schon ein Angriff von rein örtlicher Bedeutung ist, mit dem Zweck, ein feindliches Grabenstück zu nehmen.

Die Anweisung für den Angriff beginnt mit einer Einleitung, die jedoch von französischen Offizieren außer acht gelassen wurde, sonst wäre der Befehl wohl nie in die Hände unserer Truppen gefallen. Sie lautet: „Diese Instruktion muß sorgfältig von den Führern studiert werden, jeder muß seine sich für ihn ergebende Rolle genau überlegen und sie gut im voraus kennen. Sie darf nicht mit in die Schützengräben genommen werden."

1. Zeit und Zweck.

„Der Angriff wird an einem Tage und zu einer Stunde stattfinden, die noch genauer angegeben werden. Er wird zum Ziel haben: Fortnahme der deutschen Gräben nördlich Marchéville in Linie G bis S der beigefügten Skizze und der Gräben zweiter Linie, die in Linie F bis P liegen könnten."

2. Truppen.

„Er wird ausgeführt werden durch ein Bataillon mit zwei Zügen Schützen vom 166. Regiment und eine Pionierkompanie, unterstützt durch das Feuer von 10 Feldbatterien, zwei 58-mm-Geschützen, einer Batterie (4 Geschütze) 155-mm-Rimailho-Haubitzen, zwei 220-mm-Geschützen, vier kurzen 155-mm-Kanonen, vier langen 155-mm-Kanonen, vier 120-mm-Kanonen, zwei 95-mm-Kanonen, vier 90-mm-Kanonen. Andere Geschütze sind als Gegenbatterien aufgestellt." —

Die französische Feldbatterie hat 4 Geschütze. Man kann sich vorstellen, wie diese 66 Geschütze leichten, mittleren und schweren Kalibers auf die 500 Meter langen Schützengräben gewirkt haben. Man achte auch auf die vielen verschiedenen Kaliber, die einen verwickelten Munitionsersatz nötig machen. „Gegenbatterien" sind Batterien, die nicht wie die genannten die deutsche Infanterie beschießen sollten, sondern unsere Artillerie mit Feuer überschütten, sie „beschäftigen" sollten. —

„Unabhängig von den Angriffstruppen wird der mittlere Abschnitt durch zwei Kompanien besetzt, ein Bataillon als Rückhalt in Riaville. Die beiden Kompanien werden als dauernde Grabenbesatzung besetzen: mit einem Zug den verlängerten Graben P-3, mit drei Zügen den Graben P 1. Das Angriffsbataillon und die Pionierkompanie stellen sich wie folgt bereit: zwei Infanteriekompanien und eine halbe Pionierkompanie an P 3, zwei Infanteriekompanien und eine halbe Pionierkompanie an P 2. Handgranaten werden ausgegeben an die Pioniere und die damit ausgebildeten Infanteristen. Rote Flaggen zur Bezeichnung der Breschen im Drahthindernis, sobald sie erkannt sind, und als Marken für das Vorschreiten der Truppen werden jeder Kompanie beigegeben."

3. Vorbereitung des Angriffs.

„Die Artillerie wird vier Breschen von 5—7 Meter Breite in das Drahthindernis schießen, und zwar eine Gruppe von zwei Breschen bei Punkt S und eine Gruppe von zwei Breschen bei Punkt H. Pfähle sind auf der Brüstung gegenüber den Breschen aufgestellt. Die anderen Batterien werden die Gräben der Angriffsfront beschießen, die Gräben neben dem Einbruchspunkt und etwa noch nicht erkannte gefährliche Punkte auf dieser Front. Die Truppen bei P 3 müssen einen freien Zwischenraum lassen in einer Ausdehnung, die ihnen an Ort und Stelle in der Nähe der 58-mm-Batterie bekanntgegeben wird. Um ... Uhr wird die ganze mit der Vorbereitung beauftragte Artillerie gleichzeitig nach gleichgestellten Uhren das Feuer eröffnen.

Die Infanterie hat während der Vorbereitung folgende Maßnahmen zu treffen: um ... Uhr und 50 Minuten müssen die Breschebatterien aufhören, die Breschen zu beschießen, und andere Ziele aufnehmen. Vier Gruppen, zusammengesetzt aus Infanterieaufklärern und einer Korporalschaft Pionieren, werden aus dem Graben herausgehen. Jede von ihnen wird die Breite der Bresche festzustellen suchen, auf die ihre Kolonne folgen muß, ihren Zustand erkunden, sie vergrößern, wenn es geht, und ihre Öffnung durch eine kleine rote Flagge kenntlich machen. Gleichzeitig wird sich je ein Halbzug Pioniere und Infanterie mit Handgranaten unter dem Kommando des Sousleutnant Papin der 3. Pioniere 25 auf den Minentrichter stürzen, um sich dort einzunisten. Die Anfänge der Kolonnen müssen sich aus den Gräben herausschleichen und sich möglichst den Breschen

nähern. Die Kompanien der zweiten Linie werden durch die Laufgräben nach P 3 gelangen. Vier Durchlässe in unseren Drahthindernissen von 15 Meter Breite müssen durch die Kompanien vorher erkundet werden."

4. Der Angriff selbst.

„... Uhr 50 Minuten hören die Breschebatterien, wie angesagt, mit ihrem Feuer auf, um andere Ziele zu beschießen. Von ... Uhr bis ... Uhr und noch eine Stunde schießt die ganze Angriffsartillerie so, wie verabredet. Sie feuern während des Angriffs weiter, bis die Schützengräben in unserer Hand sind, und legen eine Feuerzone nördlich Marchéville. Andere geben Zerstörungsfeuer auf die Gräben nördlich und südlich dieser Sperrfeuerbarriere ab. Die anderen Batterien feuern auf Marchéville oder verstärken die Gegenbatterien. Zu der angegebenen Stunde, um ... Uhr, springen die Aufklärer in die deutschen Gräben und Minentrichter, unmittelbar gefolgt von ihren Kompanien. Die Handgranatenwerfer voraus. Jede Kolonne ist von einer Pioniergruppe begleitet. Die Aufklärer müssen in die deutschen Laufgräben geschickt werden, um festzustellen, ob eine zweite Linie vorhanden ist und ob nicht die Möglichkeit besteht, in den Laufgräben sofort in einem gewissen Abstand das Gelände zur Verteidigung einzurichten, um dann weiterhin die Grundlage für ein Drahthindernis zu schaffen. Auf der Brustwehr sind zur Kenntlichmachung des Fortschreitens rote Flaggen aufzustellen. Maschinengewehre müssen in der Stellung vorgebracht und so aufgestellt werden, daß sie die Verlängerung der Schützengräben und die Laufgräben bestreichen können. Während die beiden ersten Kompanien in den deutschen Graben springen, gehen die beiden anderen Kompanien nach P 3, jede von ihrer Pioniergruppe begleitet. Die rechte Kompanie folgt unverzüglich der Kompanie erster Linie, die ihren Angriff durch die Breschen bei H gemacht hat. Die andere Kompanie bleibt bei P 3 als Reserve zur Verfügung des Bataillonskommandeurs."

5. Ablösung.

„Der Besitz des Grabens wird gleich nach dem Angriff durch die Truppen gesichert, die angegriffen haben; vor Tagesanbruch werden diese durch frische Truppen ersetzt."

Der Kommandeur der 1. Brigade:
Name unleserlich.

„Pionier- und arbeitstechnische Zusatzinstruktion.

Abgesehen von den Handgranaten, die von den Angriffstruppen mitgeführt werden, wird eine erste Reserve im Graben P 3 zu ihrer Verfügung niedergelegt werden. Ebenso werden dort Vorräte von Sandsäcken, Schanzkörben, Schanzzeug und Faschinen niedergelegt sein. Jeder Angriffskompanie wird bei P 3 eine Sektion der 4. Pioniere 25 zugeteilt. Die Leute werden ausgerüstet mit großen Drahtscheren, Faschinenmessern und Beilen. Handwerkszeug am Koppel und außerdem Handgranaten."

„Einrichtung des eroberten Geländes.

Der Kompanieführer der 4. Pioniere 25 wird die Einrichtung in technischer Beziehung leiten. Seine ganze Kompanie und die Abteilung Papin werden dabei mithelfen. Der Laufgraben wird nach rückwärts zur Verteidigung eingerichtet. Das Hilfsdetachement Béguin wird von Riaville mit anbrechender Nacht durch die Verbindungsgräben antreten, um die neue Front mit 3000 Meter Drahtnetz zu decken. Die 3. Pioniere 25 werden dem Detachement Béguin folgen und die eroberten Gräben durch zwei Sappen verbinden, von denen eine durch den Trichter, eine andere südlich davon geht. Sie werden ferner das deutsche Drahthindernis hinter der eigenen Front zerstören."

„Material.

Der Kompanieführer der 4. Pioniere 25 wird sowohl die Bereitstellung des nachgenannten Materials wie seine Verwendung sicherstellen:

1. Die 3000 Meter Drahtnetz, die bereits nach Riaville beordert und durch das Hilfsdetachement dorthin gebracht sind. 2. 800 biegsame Schanzkörbe, die am Morgen vor dem Angriff durch die Angriffskompanien nach Schützengraben P 3 geschafft sein müssen. 3. 150 Spaten, 75 Kreuzhacken, 6 Schlegel, 10 Beile, Eisendraht, Nägel und so weiter, die bei P 3 am Abend vor dem Angriff bereitgelegt sind. 4. 1500 Erdsäcke, die in der Nacht vor dem Angriff zu füllen sind und hauptsächlich dazu dienen sollen, die feindlichen Verbindungsgräben zu verbarrikadieren. 5. 200 Hürden und 300 Pfähle für leichte Unterstände in Riaville.

Eine Kompanie der Besatzung von Riaville ohne Tornister wird am Abend des Angriffs in die eroberten Gräben bringen: 1. von Riaville 200 Hürden und 300 Pfähle; 2. von P 3 die Schanzkörbe und Erdsäcke."

Manheulles, den 25. März 1915.

Der Bataillonskommandeur und Pionierkommandeur
der Marschdivision:
Levêque.

Einverstanden!

Der Kommandeur der 1. Marschbrigade:
J. Hindeur.

Aus diesem hochinteressanten Befehl ersieht man, daß die französische Befehlserteilung anscheinend nicht besonders übersichtlich und klar ist. Geradezu vorbildlich ist jedoch der Wert, der auf gutes Zusammenwirken der Truppen gelegt wird, sowie auf das sorgfältig ausgedachte und vorbereitete Markieren von Geländepunkten als Versammlungs- und als Einbruchstelle und die rasche Rückmeldung des Fortschreitens der Angriffe durch Fähnchen.

Der Angriff fand am 27. März statt und gelang auch anfangs. Doch hatten die Franzosen nicht mit der Energie unserer Truppen gerechnet, die den Gegner im Bajonettkampf und mit Handgranaten wieder zurückwarfen und nachts die Gräben unverdrossen neu anlegten, die die feindliche Artillerie tagsüber dem Erdboden gleich gemacht hatte.

Meine Eindrücke beim österreichisch-ungarischen Heer im Osten.

Von Major a. D. Ernst Moraht.

(Hierzu die Bilder Seite 96 und 97.)

Ich besuchte die österreichisch-ungarische Front zu einer höchst kritischen Zeit. Als ich eintraf, war soeben die Festung Przemysl den Russen in die Hände gefallen. Jetzt handelte es sich darum, ob die österreichisch-ungarische Karpathenfront stark genug war, den neuen Ansturm der



Aus einem Gefecht bei Ypern zurückgekehrte Soldaten, zum Teil mit Schutzmasken gegen die von den Engländern geschleuderten Bomben mit giftigen Gasen.



Feldkanone in Feuerstellung.



Erkrankte und Leichtverwundete nach der ersten Hilfe.



Weibliche Straßenkehrer unter militärischem Schutz und Aufsicht.



Proviantkolonne.

In den Karpathen.

Russen, der zweifellos bald einsetzen würde, abzuwehren. Bekamen doch die Russen durch den Fall Przemysls eine Belagerungsarmee zur freien Verfügung, die etwa 100 000 Mann zählte. Seit vielen Monaten und in härtester Winterzeit war der Karpathenraum in den dort geschaffenen befestigten Feldstellungen von den Österreichern und Ungarn verteidigt, denen nördlich Munkacz die deutsche Südarmee unter General v. Linsingen zur Seite getreten war. In Deutschland regte sich hie und da ein Zweifel, ob die Truppen unserer Verbündeten den Druck auf die Ostbeskiden noch länger mit Erfolg würden abwehren können, denn es schien, als ob die Russen sich ganz besonders den Duklapaß, den Lupkowsattel und den Uzsoker Paß als Durchbruchsziel ausersehen hätten. Ich wählte mir gerade diesen Gefechtsraum, um dort die Front der Truppen und das Etappengebiet hinter ihnen zu besuchen.

Was ich dort erlebte und beobachtete, hat mein Zutrauen vollständig gerechtfertigt, das ich von Anfang an in die Kriegstüchtigkeit der österreichisch-ungarischen Armee gesetzt hatte. Ich kannte dieses Heer schon aus Friedens- und Manöverzeiten und hatte mit großem Interesse den Kampf seiner tüchtigen Kriegsminister mit dem Parlament verfolgt, jenen Kampf, bei dem es sich nach dem bekannten geflügelten Wort um das „Verdorren“ handelte. Mit bestem offensiven Geist waren Führung und Heer nach der Versammlung in Nordgalizien zu Anfang des Krieges in Südpolen eingebrochen und hatten die Russen in scharfen Zusammenstößen bis in den Raum von Lublin zurückgedrängt, als jene gewaltige russische Hauptmacht herannahte, die sich mit vierfacher Überlegenheit in ihren Millionenheeren viel früher gegen den österreichisch-ungarischen Gegner in Bewegung setzte, als die deutsche und die österreichisch-ungarische Heeresleitung es erwartet hatten. Der Grund lag in der vorzeitigen Mobilmachung der russischen Armeekorps, die tief im Inneren und in Asien zu einer Zeit bereits sich auf dem Wege befanden, als noch nirgends von Krieg die Rede war.

Obwohl dem österreichisch-ungarischen Vorgehen in Südpolen und um Lemberg und später längs der ganzen Karpathen ein Ende gemacht wurde, arbeitete die Organisation des Heeres mit großer Sicherheit. Die Heeresergänzung verlief in geregelten Bahnen, die Einübung des Nachersatzes geschah planmäßig und die Ergänzung der Waffen hat ebensowenig Schwierigkeiten bereitet, wie die Herstellung der nötigen großen Munitionsmenge. Die Verpflegung verlief am Schnürchen. Selbst unter den schwierigsten Verhältnissen des Gebirgskrieges und des ungemein harten Winters setzte sie niemals aus. Auch die Sanitätseinrichtungen gewährleisteten für Verwundete und Kranke die nötige Pflege, wenn auch die Rückbeförderung aus der kämpfenden Front in die Lazarette des Etappengebietes wegen der Seltenheit breiter und guter Etappenstraßen große Schwierigkeiten zu über-

winden hatte. — Für die deutsche Beurteilung war der Kriegs- und Siegeswille der Völker der Donaumonarchie hie und da eine Überraschung. Ich fand das Wesen der Truppe an der Front ernster als sonst. Schon auf den Gesichtszügen der Mannschaft drückte sich das gewaltige Erleben in den Herbst- und Wintermonaten aus. Schwere Verluste hatte das Abweisen der russischen Millionenarmee gekostet. Den Siegeswillen aber hatten jene Ereignisse nicht ertöten können. Das Heer hatte verstanden, sich der Lage anzupassen. Vor allen Dingen fand ich bei den Ungarn feste Entschlossenheit, aus dem anvertrauten Kampfraum keinen Schritt breit zu weichen. Die Infanterie ist zäh und abgehärtet und nebenbei von großer Anspruchslosigkeit. Besondere Veranlagung, Stutzen und Flinte zu handhaben, fand ich überall vor. Es steckt eine große Schießlust im österreichischen und ungarischen Fußvolk, aber von Munitionsverschwendung, wie bei vielen anderen Infanterien im Kriege, ist dort nichts zu merken. Die Kavallerie wurde zum größten Teil als Schützen in den Gräben verwendet. Vorher waren namentlich die Husaren der Schrecken der Kosaken gewesen; jetzt mußte sich die stolze Waffe dazu bequemen, in lehmigen und felsigen Unterständen an den Schießscharten zu lauern. Mit Spannung wurde jede Gelegenheit zum Gegenstoß erwartet, und dann lief der Kavallerist seine Attacke, wie er sie früher ritt. Die Artillerie, selbst die schwerere, hatte das Klettern erlernt. Auf nahezu unwegsamen Gipfeln fand ich Geschütze eingebettet, die von hier aus den russischen Ansturm flankierten, wo sie vom Gegner niemals erwartet wurden. Hunderte von Händen seilten die einzelnen Geschütze nachts die Hänge empor, ruck- und schrittweise, und es wurde bei grimmiger Kälte mancher Tropfen Schweiß vergossen, bis die Geschützstellung erreicht war. Alle technischen Arbeiten der Truppen waren mit großem Geschick erdacht und ausgeführt. Die Unterkunftsanlagen, die Zugangswege durch Wald und Fels, die in die Hänge hineingehauenen Feldbahnen und die Behelfsbrücken über schwindelnde Abhänge und vereiste Winterbäche zeugten von jener Geschicklichkeit in der Besiegung von Geländeschwierigkeiten, von der man schon aus den Zeiten der bosnischen Okkupation gehört hatte. Die Trains der Divisionen und der Etappen hatten sehr schwierige Arbeit zu leisten. Die Unergründlichkeit der Wege, die Biwake unter freiem Himmel, die schwierigen Paßstraßen erforderten viel Tatkraft des Aufsichtspersonals und unermüdliche Geduld bei Mann und Tier. Auch hier hatte man verstanden, sich dem Lande und Klima anzupassen, und durch landesübliche Wagen sowie bosnische und galizische Tiere Zuverlässigkeit in der Arbeitsleistung erreicht.

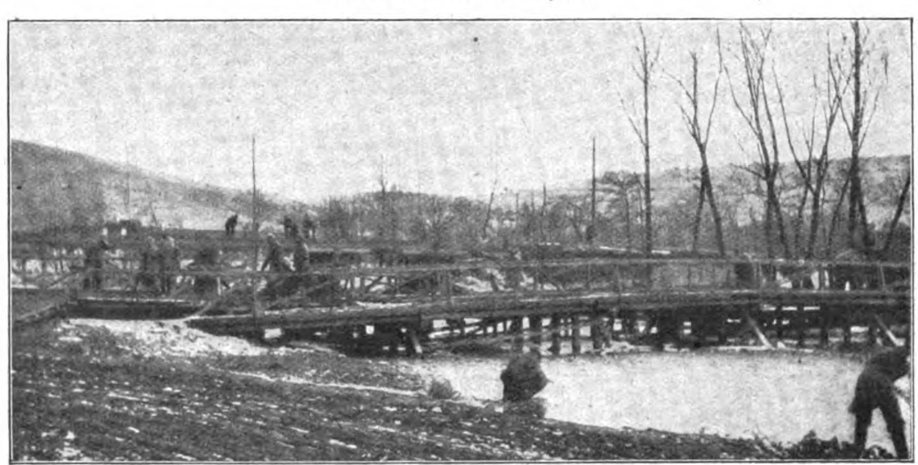
Zum Schluß noch einige Worte über die Führung. Obwohl nichts die Nerven der Führung mehr zermürben kann als Rückzugsgefechte und das Räumen der Kampfplätze, fand ich die Generalität, soweit ich Gelegenheit



Feldkanone in Feuerstellung.



Typen russischer Gefangener.



Von österreichisch-ungarischen Pionieren angelegte Notbrücke.



Zigeunerfamilie.

In den Karpathen.

hatte, ihr näherzutreten, in vollem Besitz überlegender Ruhe, die sich in klarer Beurteilung der Lage ausdrückte. Überall war zu erkennen, daß die Rückzüge den Angriffsgeist nicht ertötet hatten. Es war, wie ich es vorher vermutet hatte und wie sich beim Durchbruch im Mai in Westgalizien zeigte, die Lust zum Angriff lebendig geblieben. Die Persönlichkeit des Generalstabschefs, des jetzigen Generalobersten Conrad v. Hötzendorf, machte den Eindruck vollkommener Beherrschung des Willens und der Nerven. Ich gewann die Überzeugung, daß sein Kopf die ungeheure Zahl des russischen Heeres zu Österreich-Ungarns Gunsten ausgleiche. Dem Erzherzog Friedrich, dem Oberstkommandierenden auf der langen Kampffront von der Pilica in Polen bis zur bessarabischen Grenze, kann man nachsagen, daß er eines der seelischen Elemente des Krieges in der umfassendsten Fürsorge für seine Truppe erkannt hat.

So war für den Feind und selbst für den deutschen Verbündeten die unerhoffte Stärke des österreichisch-ungarischen Heeres eine der größten Überraschungen dieses an unerwarteten Dingen so reichen Krieges. In der harten Schule des Kampfes ums Dasein hat das Heer überraschend schnell gelernt, und der eiserne Kern der Völker der Doppelmonarchie ist aus seiner Hülle hervorgetreten.

Niederlage der Russen am Karadagh im Kaukasus.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Ebensowenig Erfolg wie den verbündeten Franzosen und Engländern vor den Dardanellen wurde den Russen auf dem kaukasischen Kriegschauplatz zuteil. Seit ihr erster, Anfang November 1914 unternommener Vorstoß auf die türkische Festung Erzerum, den Schlüssel zu Armenien, fehlschlug, und sie bei Köpriköj eine schwere Niederlage erlitten (vgl. Band II Seite 110), beschränkten sich die Russen darauf, ihre Stellungen längs der türkischen Grenze zu befestigen und sich in der Verteidigung zu halten, während die türkischen Truppen überall erfolgreich vordrangen und ihrerseits Armenien vor einem feindlichen Einfall schützten. Die russischen Truppen, deren Verpflegung in dem rauhen, unwegsamen Gebirgslande viel zu wünschen übrigließ, und die keine Verstärkungen mehr erhalten hatten, seit die russische Heeresleitung alle verfügbaren Streitkräfte in den Karpathen und später in Westgalizien brauchte, befanden sich in ziemlich entmutigter und schlechter Verfassung, als sie im Laufe des Juni von den Türken im Grenzgebiet von Olty, nördlich von Erzerum, angegriffen wurden. Die Russen hatten hier die Höhenzüge des Karadagh besetzt, um die von Türkisch-Armenien nach Tiflis und Batum führenden Karawanenstraßen zu beherrschen und sich die Verbindung mit der Festung Kars und den übrigen Festungen und Städten hinter der Front zu sichern. An den kahlen, baum- und pflanzenlosen Abhängen des steilen Gebirges hatten die Russen ihre Geschütze und Maschinengewehre in Aufstellung gebracht. Kosakenpatrouillen waren von hier aus ins Tal vorgedrungen und hatten die umliegenden Dörfer gebrandschatzt und geplündert. Auf türkischer Seite hielt man sich zunächst zurück und beschränkte sich darauf, den Plünderern Kavallerie nachzuschicken und ihnen das gestohlene Gut wieder abzujagen. Erst als die russische In-

Rückzug der Ru… oberung ihrer … auf dem Karada… im Kaukasus du… kische Armee (B…
Nach einer Origin… Max L…



ssen nach Er- Stellungen agh bei Olty urch die tür- 3. Juni 1915).

alzeichnung von ilke.

fanterie sich in die Ebene hinabwagte und Schützengräben auszuheben und Drahtverhaue anzulegen begann, hielten die Türken den Augenblick für gekommen, die feindlichen Stellungen auf dem Sattel des Karadagh unter wirksames Feuer zu nehmen und sich in ihren Besitz zu setzen. Die türkische Artillerie, deren Batterien geschickt auf den gegenüberliegenden Höhen eingegraben waren, hielt nun den Karadagh und seine Zugangsstraßen, auf denen die Russen Verstärkungen und Proviant herbeischaffen konnten, andauernd unter Feuer, das dem Feind schwere Verluste zufügte, ohne daß er es bei seinem Mangel an Munition erfolgreich hätte erwidern können. So verloren die vorgeschobenen russischen Stellungen, die dem türkischen Artilleriefeuer am stärksten ausgesetzt waren, die Verbindung mit dem Gros des russischen Heeres und waren somit von jeder Zufuhr abgeschnitten. In der glühenden Sonnenhitze, vor der auf den nackten Bergen Armeniens keine Wälder kühlen Schatten gewähren, litten Mensch und Tier furchtbaren Durst, zu dem sich bald der Hunger gesellte, da die ohnedies schlecht ausgerüsteten russischen Feldküchen keine Lebensmittel mehr hatten und die Soldaten sich mit hartem Zwieback und schlechtem Brot begnügen mußten, während sich für die Pferde der Artillerie kein Futter mehr fand außer harten, stachligen Disteln, die kümmerlich an den sonnenverbrannten Felsen wachsen. Es gelang den Russen nicht, ihre Geschütze auf die rückwärts gelegenen höheren Punkte zu bringen, da die abgemagerten Pferde auf den schlechten, steilen Wegen nicht mehr vorwärts kamen und in Masse verendeten. Überläufer, die der Hunger ins türkische Lager trieb, bestätigten diese trostlose Lage der russischen Truppen. Nun gingen die Türken auf der ganzen Linie zum Angriff vor und bemächtigten sich nach heftigem Bajonettkampf der russischen Stellungen auf den Höhen des Karadagh, die sie sogleich zu Stützpunkten ihrer Artillerie ausbauten. Die Russen traten, da ihr Widerstand gebrochen war, den Rückzug an, der ihnen Verderben brachte: von allen Seiten unter das Kreuz- und Flankenfeuer der türkischen Artillerie geratend, deren Schrapnelle verheerend in die fliehenden Reihen einschlugen, vermochten sie ihre Geschütze, da deren Bedienungsmannschaft und Bespannung schon gefallen war, nicht mehr zu retten, so daß sie von den ungestüm nachdrängenden Türken erobert wurden. Die Verluste der Russen waren außerordentlich schwer und standen in gar keinem Verhältnis zu den türkischen. Außer ihrer gesamten Gebirgsartillerie und zahlreichen Waffen und Ausrüstungsgegenständen verloren sie allein 3000 Mann an Toten, darunter viele Offiziere, während die Türken außerdem noch zahlreiche Gefangene machten und mehrere hundert Verwundete, die der Feind nicht mehr mitführen konnte, in ihre Lazarette aufnahmen.

Bei der Erstürmung der Schanzen von Roshan.

(GKG) (Aus einem Feldpostbrief.)

. . . ., 26. Juli 1915.

. . . Wie Ihr jetzt wohl schon wißt, hat es mich nun leider auch schon gepackt, und zwar haben mir die Russen bei der Erstürmung der Schanzen von Roshan am 20. meine linke Hüfte kaputgeschossen. Nun will ich Euch den Hergang

erzählen. Am 19. nachmittags waren wir in die Nähe von Roshan gekommen, und hier schanzte sich unser Bataillon ungefähr 1500 Meter von den russischen Stellungen entfernt ein. Am 20., morgens ein Uhr, erhielt unsere fünfte Kompanie den Befehl, sich im Schutze der Nacht bis auf Sturmentfernung gegen die russische Stellung vorzuarbeiten und sich hier einzugraben. Mein zweiter Zug war bis auf 200 Metet Entfernung an die Drahtverhaue gekommen und schanzte sich hier ein. Die beiden anderen Züge waren noch nicht so weit vor. Bis diese auf unserer Höhe waren, dämmerte es schon, und so wurden sie von den Russen bemerkt. Wie sie eben anfingen sich einzugraben, ging bei den Russen ein wahnsinniges Gewehr- und Maschinengewehrfeuer los, besonders aus dem Flankierungsgraben, die die Russen immer meisterhaft anlegen. In diesem rasenden Feuer mußten wir uns also einschanzen, aber wie durch ein Wunder passierte in der Kompanie nichts, wir hatten nur einen Leichtverwundeten.

Die Lage war nun so: Unsere Artillerie, hauptsächlich unsere schweren Batterien, sollte die Gräben und Drahtverhaue zusammenschießen. Wenn das geschehen war, sollte unsere fünfte Kompanie zum Sturm antreten. Fünf Uhr dreißig früh fing dann auch unsere Artillerie mit ihrem Wirkungsschießen an. Daraufhin wurden die Russen wieder etwas beruhigt, es fielen nur noch einige Schüsse, und wir konnten nun unsere Köpfe herausstrecken und dem großartigen Schauspiel zusehen. Das war eine Wonne für uns, zu sehen, wie unsere Artillerie in die Gräben und Drahtverhaue funkte, ganz besonders, wenn eine schwere Granate in die Eindeckung des Grabens gesetzt wurde und die Balkenstücke weit in die Luft flogen. Sieben Uhr fünfundvierzig kam dann der Befehl, um acht Uhr sei der Sturm anzutreten. Mit der Uhr in der Hand wartete der Kompanieführer, und Punkt acht Uhr, mit dem letzten Schuß unserer Artillerie, stiegen wir aus dem Graben. Jetzt fingen aber auch die Russen wieder an zu feuern, und besonders ihre Maschinengewehre machten sich unangenehm bemerkbar. Sie waren also doch noch nicht ganz eingeschüchtert. Wie wir aber an die Drahtverhaue kamen, die doch noch zum großen Teil unbeschädigt waren, packte die Russen der große Schrecken, und sie taten nicht mehr recht mit. Jetzt kamen auch aus der Festung russische Artilleriegrüße angefegt. Das hielt uns aber nicht auf, und nachdem die Drahtverhaue vollends durchschnitten waren, nahmen wir mit Hurra den Graben. Die Russen hatten sich zum großen Teil zur rechten Zeit in Sicherheit gebracht. Die Kompanie suchte nun den Graben links der Straße ab, während ich mit einigen Leuten meines Zuges die rechte Hälfte absuchte. Dabei fielen mir eine große Anzahl Russen, es waren an die 200, und ein Maschinengewehr mit reicher Munition in die Hände. Ich brauchte ihnen nur meine Pistole vorzuhalten, da streckten sie alle die Hände in die Höhe. Durch zwei Mann ließ ich dann die ganze Gesellschaft, die froh war, daß sie gefangen war, abführen. Inzwischen waren auch die ...er herangekommen, die durch die russische Artillerie, die ihnen einen Feuerriegel vorgelegt hatte, ziemlich Verluste erlitten. Dadurch, daß ich die rechte Hälfte des Grabens abgesucht hatte, kam ich ganz von meiner Kompanie ab und war auf einmal mitten unter den ...ern drin. Aber die konnten mich auch ganz gut gebrauchen. Sie waren ganz durcheinander gekommen, und wo ich war, hatten sie gerade keinen Führer. Inzwischen hatten sich die Russen hinten bei Roshan wieder geordnet und eröffneten gegen uns das Feuer. Sie versuchten immer wieder vorzukommen und uns zu überflügeln, aber wir merkten das, und durch die erforderlichen Gegenmaßregeln und mit Hilfe unserer Maschinengewehre vereitelten wir ihren Plan. Wie die Russen sich nun allmählich zurückzogen, sah ich mich auch nach meiner Kompanie um. Ganz weit links glaubte ich sie zu sehen, und um es genauer zu erkennen, richtete ich mich auf und sah durchs Glas. Da hatte ich aber auch schon eins weg. Ich sage Euch, das war ein Schlag. Hingepappt hat es mich auf den Boden wie eine Reklamemarke. Das erste war aber, daß ich trotz meiner Schmerzen auf den Russen, der mich mit seiner Kugel mitten aus dem schönen Vorgehen herausriß, schimpfte, was das Zeug hielt. Einige von meinen Leuten, die ich noch bei mir hatte, verbanden mich dann, und zu viert trugen sie mich auf einer Zeltbahn zwei Stunden lang zum Verbandplatz zurück....



Phot. Eiko-Film G. m. b. H., Berlin.
Teilnehmer der türkischen Rote-Kreuz-Expedition auf der Rast im Taurus.

Was ungarische Husaren leisten.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Über den Sturm auf Przemysl und den Einzug der verbündeten Truppen in die Festung (s. auch Seite 10 u. 11) wurde aus dem österreichisch-ungarischen Kriegspressequartier unterm 7. Juni ein glänzendes Reiterstück gemeldet, das die unter Mackensen am Südflügel stehenden ungarischen Husaren vollbrachten. Indes gleichzeitig die Bayern über die Sanbrükken, die zum Teil erst wiederhergestellt wurden, mit unaufhaltsamer Sturmkraft vordrangen, empfing die ungarische Kavalleriedivision von ihren Patrouillen die Meldung, daß keine der vor ihr über den San führenden Brücken überschreitbar sei. Der Reitervormarsch aber erfuhr auch nicht die Verzögerung einer Minute. Die ganze Division erreichte in gestreckter Karriere das Sanufer, und den Karabiner hoch in der erhobenen Rechten, die Zügel in der Linken, überquerten Mann und Pferd schwimmend den San, Eskadron neben Eskadron, worauf die gesamte Division gegen Przemysl weiterjagte. Der Übergang der verwegenen Burschen, sämtlicher Miskolczer Reiterei, hatte weniger Zeit beansprucht, als für einen Brückenübergang nötig gewesen wäre.

„Herr Leutnant, hier! ich melde mich."

Rings an den Wänden Bett an Bett —
Ein kahler Raum, das Lazarett.

Viel Menschenelend in dem Saal
Von Wundenschmerz und Todesqual.

Nur um ein Lager ist es still —
Ein Mann, der dort entschlafen will.

Von irgendwo ein junger Held,
Der jauchzend zog mit in das Feld,

Der jauchzend zog mit in die Schlacht —
Nun hat der Tod ihn stumm gemacht.

Sein Auge starr, sein Atem schwer,
Da haucht's von seinen Lippen her,

Und leise spricht er noch für sich:
„Herr Leutnant, hier! ich melde mich."

K. Hendel.

n
e
r=
n
e
l=
t=
n
is
),
n
i=
el
is
ei
uf

er
1)
er
in
er=
as
en
te=
en
ch=
ch=
ern
ük=
eil
ge=
nit
er
or=
ing
Ra=
von
llen
daß
ihr
üh=
den
sei.
vor=
uhr
Ber=
Mi=
nze
chte
hoch
ber=
vron
rze=
hen,
ean=
äre.

"

el.



Übergang der Miskolczer

Nach einer Originalzeichnung v



...er Husaren über den San.

...von Professor Hans W. Schmidt.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Die machtvolle Angriffsbewegung gegen die **Russen,** die mit dem beispiellosen Frontdurchbruch der Schlacht von Gorlice—Tarnow eingeleitet wurde, verfolgten wir bis zu der glänzenden Wiedereroberung von Przemysl durch die Armee Mackensen (siehe Seite 11). Damit war die Hauptfestung **Galiziens** wiedergewonnen und so nicht nur ein hervorragender Waffenerfolg erzielt, sondern auch eine Leistung vollbracht, die auf alle neutralen Länder, besonders aber auf die Balkanstaaten einen sehr nachhaltigen moralischen Eindruck machen mußte. Immer noch aber konnten die Russen — darin nach Kräften von der bundesgenössischen Presse unterstützt — geltend zu machen versuchen, daß ihnen mit der gewaltigen Festung eine Last abgenommen sei und sie nunmehr um so vollkommener den Besitz der Hauptstadt Galiziens, Lembergs, sichern könnten. Die siegreichen Heere der verbündeten Zentralmächte dagegen faßten mit ungeschwächter Tatkraft die Lage so auf, daß die Erstürmung der Festung ihnen den Weg nach Lemberg erschlossen habe, und beeilten sich mit eiserner Unermüdlichkeit, das Ziel dieses Weges in ihre Hand zu bringen.

Die Armee Mackensen stand in diesem Augenblick in einem nach Osten vorspringenden Bogen von der Lubaczowkamündung (rechter Nebenfluß des San) bis zu dem nach heißem Gefecht errungenen Brückenkopf von Czerniawa (östlich Przemysl an der Wisznia). Weiter südlich davon schlossen sich Teile der Armee Puhallo und in Verbindung mit ihr das Beskidenkorps v. der Marwitz an. Von Sambor nordöstlich bis zum Dnjestrknie hielt das Gros der Armee des Generals der Kavallerie v. Böhm-Ermolli. Die rechts von ihm kämpfende Armee Linsingen konnte nach der glücklichen Eroberung von Stryj mit starken Teilen gegen Osten aufschwenken. Im Anschluß an diese Armee erkämpften sich Teile der Heeresgruppen Szurmay und Hofmann bei Zurawno den Übergang über den Dnjestr und rückten mit ihren südöstlichen Teilen über Kalusz gegen Stanislau vor. Die Besetzung der Stadt gelang ihnen am 8. Juni.

In harter Arbeit stützten die Heereskörper der Armee v. der Marwitz und ihre östlichen Anschlußgruppen den großen Durchbruch der Mitte gegen erbitterte feindliche Angriffe in der östlichen Flanke. Im Westen stützte ihn die bis in den Raum zwischen Lezajsk und Tarnobrzeg (also zwischen San und Weichsel) vorgerückte Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand, mit der Aufgabe, von Sandomir her erwartete feindliche Angriffe zu vereiteln. Diese Armee brachte am 14. Juni den als Stützpunkt wichtigen Meierhof Piskorowice gegenüber Lezajsk in ihren Besitz. Die Armee Mackensen drang über Oleszye über die russischen Stellungen nordwestlich von Agworow hinaus und besetzte am 11. Juni diesen Ort, ferner Cewkow und Lubaczow. An dem Fortschritt gegen den Feind nahmen auch v. der Marwitz und v. Böhm-Ermolli teil. Nach Überwältigung der starken russischen Stellungen im Raume von Moszika gelangten sie am 15. Juni in die Linie Rudki—Sadowa—Wisznia und waren damit nur einen Tagemarsch von der russischen Hauptverteidigungslinie, der Grodekstellung, an der die Russen die deutsch-österreichisch-ungarische Angriffsbewegung endgültig zu brechen hofften, entfernt. Zum Schutze Lembergs gingen die Russen in diesen Tagen mit frischen Kräften aus dem Raume Rohatyn—Mikolajow gegen den östlichen Flügel der verbündeten Armeen auch selbst zum Angriff über. Am 10. Juni gewannen sie in übermächtigem Ansturm sogar Zurawno zurück, mußten es aber schon am folgenden Tage wieder herausgeben. Auch im Raume Mikolajow—Zydaczow drängten sie vor. Das hinderte aber nicht den Fortgang der deutsch-österreichisch-ungarischen Vorwärtsbewegung gegen die stark befestigten Stellungen der Russen an der Wisznia und nordwestlich davon. Mit äußerster Zähigkeit versuchte sich der Feind in dem schwierigen Gelände zu halten, mußte aber einem durch reichliche Anwendung schwerer Artillerie kräftig vorbereiteten Angriff am 13. Juli weichen. Als Österreicher und Ungarn durch die Waldzone östlich der Wisznia vordrangen, preußische Garderegimenter die Ortschaften um Mlyny stürmten und der Feind schließlich auch aus Tuchla vertrieben war, kamen preußische Gardetruppen im schärfsten Verfolgungskampfe bis auf die Höhen westlich von Wielkie Oczy. Das Ergebnis dieses heißen Kampftages war ein Raumgewinn von 3—20 Kilometer auf einer Frontbreite von über 50 Kilometer. Die Russen waren aber wieder in gut vorbereitete und wohlausgebaute Stellungen zurückgewichen, in denen sie am nächsten Tage das Vordringen unserer siegreichen Truppen durch Einsatz von 19 Divisionen aufzuhalten suchten. Alle ihre Anstrengungen wurden an der Entschlossenheit der Führung und der Ausdauer der tapferen verbündeten Heere zunichte. In der Nacht vom 14. zum 15. Juni traten die Russen den Rückzug an und setzten ihn ohne besonderen Aufenthalt auch in der nächsten Nacht fort, unter ständiger Verfolgung durch die rastlosen Truppen der Verbündeten. Der Feind strebte in östlicher und nordöstlicher Richtung davon. Ohne Zweifel wollte er sich jetzt in seiner stärksten Stellung an der Wereszyca, der sogenannten Grodekstellung, festsetzen.

Österreichisch-ungarisches 30,5-cm-Geschütz der Skodawerke.

Die Wereszyca entspringt in dem Berggelände von Magierow und fließt in schwach südöstlichem Laufe dem Dnjestr zu. Sie ist ein unbedeutendes Flüßchen, bildet aber durch ihr sehr breites Tal und noch mehr durch zahlreiche Seen, darunter zehn von größerer Ausdehnung, einen zur Verteidigung ganz hervorragend geeigneten Abschnitt, der von den Russen nach jeder Richtung hin mit vorzüglicher Kunst dafür hergerichtet worden war. Besonders in der bei Janow sich nordwärts an die Wereszyca anschließenden eigentlichen Grodekstellung, die in einer Länge von über 70 Kilometer bis in die Gegend von Narol—Miasto reicht, hatten sie ein Musterbeispiel neuzeitlicher Feldbefestigungskunst geliefert. Viele tausend Arbeiter hatten hier monatelang unter der Leitung kriegserfahrener Ingenieure geschafft. Durch Ausholzungen und



Munitiontragende Maultiere in den Karpathen.

Der Schlüsselpunkt der russischen Stellung war an dieser Front die Höhe 350, westlich von Magierow. Sie überhöht das Vorgelände um 50 Meter und wies zwei übereinander angelegte Reihen von Schützengräben auf, mit starken Eindeckungen, Drahthindernissen und Astverhauen. Nach einstündigem Artilleriekampf, der morgens sechs Uhr begann, war die russische Artillerie zum Schweigen gebracht und völlig ausgeschaltet. Die Stellung ward als sturmreif angesehen. Die mutigen Stürmer wurden zunächst von einem heftigen Feuer der am Leben gebliebenen Besatzung begrüßt, aber diese ließ es auf die letzte Kraftprobe denn doch nicht ankommen. Vor dem Einbruch in die Stellung ergriff der größte Teil der Russen die Flucht; über 700 Gefangene mit einem Dutzend Maschinengewehre blieben den Eroberern als Beute.

Anlegung von Infanteriefeldfestungen, durch Hunderte Kilometer Schützen-, Deckungs- und Einbindungsgräben, durch ein dichtes Gewirr von Stacheldrähten längs der ganzen mächtigen Stellung hatten sie hier ein Bollwerk errichtet, das den heftigsten Stürmen lange Zeit zu widerstehen versprach und als unüberwindliche Schutzmauer für Lemberg gelten mußte. Das russische Heer vermochte aber trotz des eiligsten Rückzuges diese Stellung nicht ungehindert zu erreichen. Am 16. Juni faßte ein Gardekavallerieregiment mit Geschützen und Maschinengewehren eine noch auf der Straße Jaworow—Niemirow in die Grodekstellung einrückende russische Infanteriebrigade, zersprengte sie und stürmte Niemirow. Damit war die russische Stellung an diesem Punkte bereits von der Seite schwer bedroht. Mackensens Truppen marschierten schon am 16. Juni vor diesem letzten schweren Hindernis gegen Lemberg auf und begannen am 17. Juni morgens gegen die Grodekstellung, abends gegen die Wereszycastellung ihren entscheidenden Angriff. Sie nahmen die Höhen beiderseits des Sosninawaldes und erbeuteten dabei vier feindliche Geschütze. Preußische Garde warf dann den Gegner in besonders schneidigem Angriff von dem Horoszykoberg herunter, der zu einer vollständigen Festung ausgestaltet worden war.

Auch gegen die benachbarten Abschnitte der feindlichen Stellung schritt der Angriff glücklich voran. Kampflos räumten die Russen aus guten Gründen die Befestigungen nördlich der Straße nach Magierow. Dort rückten unsere Truppen gleichzeitig mit dem fliehenden Feind ein und stießen sofort auch nördlich der Stadt nach Osten vor. Deshalb konnte der Feind sich auch in der vorbereiteten Stellung von Bialo Piaskowa nicht mehr halten. Erst bei Lawrykow versuchte er wieder festen Fuß zu fassen. Am späten Abend drang ein Garderegiment noch bis zu dem Bahnhof von Dobrosin vor, auf dem die Russen kurz zuvor erst Truppen verladen hatten, und besetzte ihn. Damit war die wichtige Straße Lemberg—Rawaruska gewonnen. Wieder war der Durchbruch auf einer Breite von 25 Kilometern geglückt.

Das Schicksal Lembergs war nun entschieden. Die siegreichen verbündeten Heere schöpften Atem zum letzten endgültigen Vorstoß. Er erfolgte in den ersten Morgenstunden des 20. Juni. An diesem Tage weilte auch der deutsche Kaiser unter seinen Truppen bei der Armee des Generals v. der Marwitz. Vom Generalstabschef v. Falkenhayn geleitet, folgte er den Ereignissen, die durch einen gewaltigen Feuerüberfall schwerer Mörserbatterien auf die Russen eingeleitet wurden. Die Erde erzitterte unter den furchtbaren Schlägen, und die Luft war erfüllt von dem schaurigen Geheul sausender Granaten. Zu dem D-zugartigen Getöse der Geschosse der österreichisch-ungarischen Mörserbatterien gesellten sich die kurzen, wie Peitschenhiebe hallenden Schüsse der leichteren Kaliber. Vergeblich versuchte die russische Artillerie die Abwehr der ihre Infanterie niedermähenden Beschießung. Ihr Feuer war matt und schlecht gezielt. Nach zweistündiger ausgiebiger Artilleriebekämpfung der feindlichen Stellungen wurde die Infanterie zum Sturm vorgelassen. Der Kaiser hielt in diesem Augenblick in der Nähe der schweren Batterien. Die russische Artillerie vermutete diese an der richtigen Stelle und warf besonders eine Menge Schrapnelle hinüber. In großer Nähe des Kaisers krepierten feindliche Schrapnelle



Österreichisch-ungarische Maschinengewehrabteilung auf dem Marsch in den Karpathen.

und Granaten. Doch als rechter Feldsoldat behielt er seine volle Ruhe. Und obgleich ihm zuschauende Artilleristen die Lage für sehr beängstigend hielten und der festen Überzeugung waren, daß der Kaiser nunmehr mit seinem Stabe den gefährlichen Platz verlassen werde, unterbrach er sich nicht in der Unterhaltung mit den Generalen; der Verlauf der Schlacht fesselte ihn so vollständig, daß er sich beim Heransegen und Aufschlagen feindlicher Geschosse nicht einmal umwandte. Mit Ruhe und Kaltblütigkeit teilte er inmitten seiner Soldaten die allgemeine Gefahr. Auch in den folgenden Tagen sah man ihn dort, wo Entscheidungen fielen und es am härtesten herging. Er konnte einer der schönsten Waffentaten des ganzen Krieges beiwohnen. Die stürmende Infanterie enttäuschte die Erwartungen ihrer Führer nicht, der Feind befand sich nach wenigen Stunden auf dem vollen Rückzuge nach Osten, die verfolgenden Heere standen schon am Abend unter den Befestigungen Lembergs.

Gleichzeitig rückte die Mitte der Armee Böhm-Ermolli an die Westfront Lembergs heran. Sie kämpfte gegen einen Gegner, der sich in südlicher Anlehnung an Lemberg hinter dem Szczerzek- und Stawczankabach festgesetzt und zu heftigem Widerstande eingerichtet hatte. Am Abend des 21. Juni gelang der Durchbruch auch dieses Punktes der russischen Front und ein Vorstoß auf Lemberg. Am gleichen Tage stürmten deutsche Truppen der Armee v. der Marwitz die von den Russen zähe gehaltenen Anschlußstellungen und machten damit den k. u. k. Kräften den Weg an die Nordwestfront von Lemberg frei. Diese nahmen schon am nächsten Tage, dem 22. Juni, die Befestigungen vor ihrem Abschnitt. Um fünf Uhr morgens fiel das Werk Rzesna, bald darauf Sknilow, und um elf Uhr eroberte das k. u. k. Infanterieregiment Nr. 34 Wilhelm I. Deutscher Kaiser und König von Preußen das Werk Lysa-Gora. Am Mittag schon waren die ersten Truppen der verbündeten Armeen in der nahezu zehn Monate russisch gewesenen Hauptstadt Galiziens, um vier Uhr nachmittags zog der siegreiche Heerführer in die wenig beschädigte Stadt ein. Nicht endenwollender Jubel empfing die heldenhaften Kämpfer (vgl. unseren Sonderbericht Seite 70).

Der Fall Lembergs löste nicht nur in Deutschland, Österreich-Ungarn und der Türkei helle, begeisterte Freude aus, sondern machte in der ganzen Welt, bei unseren Feinden und auch bei den Neutralen, den tiefsten Eindruck. Greifbar deutlich war bewiesen, daß die Angriffskraft der verbündeten Zentralmächte noch lange nicht erschöpft war durch die harte Verteidigungs- und Vorwärtsarbeit in den Karpathen; im Gegenteil, sie hatte sich von so ungebrochener Frische und so unwiderstehlicher Gewalt gezeigt, daß es den Russen nicht gelungen war, ihre kostbarste Erwerbung, ihren einzigen Trost, nachdem die Eroberung Konstantinopels mindestens in sehr weite Ferne gerückt schien, Lemberg, trotz der Aufbietung aller Kraft, der Aufopferung Hunderttausender gegen den wuchtigen Anstoß der Heere der Verbündeten zu halten. Der Fall Lembergs, der rasch wie ein Wunder, fast unmittelbar nach dem Befehl dazu, sich vollzogen hatte, bewies besonders den schwankenden Balkanstaaten mit einem Male klar, daß dem an Menschen und Material unerschöpflich scheinenden Rußland, dessen Unbesiegbarkeit von den ihm befreundeten Balkanpolitikern als unbedingt wie ein Naturgesetz feststehend hingestellt wurde, in den Zentralmächten ein Gegner erstanden war, der ihm nicht nur die Stirn zu bieten wagte, sondern es in immer wiederholtem Ringen überlegen zu werfen vermochte. Der Fall Lembergs schaffte so besonders der griechischen Regierung mit ihrer erst bedenklich nach dem Vierverband neigenden, dann aber peinlich neutralen Politik Luft, stärkte den bulgarischen Ministerpräsidenten in seiner den Zentralmächten schwach geneigten Neutralitätspolitik und stellte die rumänische Regierung, die nur auf den richtigen Augenblick zum Sprung gegen die Zentralmächte gelauert hatte, in peinlicher Weise bloß. Unsere Feinde empfanden die Wiedereroberung Lembergs als einen Schlag ins Gesicht, sie sahen ihre letzten Hoffnungen zersplittert, Rußland ins Wanken gebracht. Diesem war das Knie auf die Brust gesetzt, trotz all der Ströme roten und goldenen Blutes, die von ihm eingesetzt worden waren. Der Schlag traf und kam so unerwartet, daß selbst die auf krummen Wegen so erfahrene Presse unserer Feinde sich zunächst nicht zu helfen wußte, dann aber auf einen Ausweg verfiel, der so töricht war, daß er das Gegenteil der beabsichtigten Wirkung erreichen mußte. Nachdem man sich wochenlang etwas darauf zugute getan hatte, daß die Russen sich Lemberg dank der furchtbar festen Grodekstellung nicht entreißen lassen würden, daß Mackensens Armee so erschöpft sei, daß an ihr weiteres Vordringen nicht gedacht werden könne, hieß es nun auf einmal, daß der Fall Lembergs keine Überraschung sei, vielmehr handle es sich nur um ein russisches Manöver, das die ungünstige Stellung der Russen zu ihrem Vorteil zu ändern suche. Die Lage der Deutschen werde



Gefangene Russen mit Maschinengewehren aus den Kämpfen um Lemberg. Phot. R. Sennecke, Berlin.

immer gefährlicher, da ihnen eine „gewisse Marschlinie“ aufgezwungen sei. Dem Feinde eine gewisse Marschlinie aufnötigen sei schon ein halber Erfolg, wunschgemäß schwäche er die Angriffs- und Widerstandskraft desselben und stehe zweifellos in der Rechnung des von den Russen für die nächste Zukunft vorgesehenen Operationsplanes.

Solche Kunststücke vermochten wohl nur in sehr unaufgeklärten Gemütern unserer Feinde den niederschmetternden Eindruck auszulöschen, daß mit Lemberg den Russen ein stark bewehrter, mit unendlichen Mühen ergebnislos verteidigter militärischer und wirtschaftlicher Stütz- und Knotenpunkt verloren gegangen war. Die verbündeten Mächte aber fühlten mit dankerfülltem Herzen, daß ihre kühnen Führer, gestützt auf die Treue der Soldaten, einen wichtigen Schritt vorwärts zum endgültigen Siege getan hatten.

Mit freudiger Genugtuung wurde das Telegramm des deutschen Kaisers an den Generalobersten v. Mackensen aufgenommen, in dem die Bedeutung der großen Waffentat mit den Worten gewürdigt wird: „Empfangen Sie zur Krönung Ihres glänzend geführten galizischen Feldzuges, zum Falle Lembergs, meinen wärmsten Glückwunsch. Er vollendete eine Operation, die systematisch vorbereitet und schneidig und energisch durchgeführt, zu Erfolgen an Schlachten und Beutezahlen in nur sechs Wochen geführt hat, noch dazu im freien Felde, wie sie selten in der Kriegsgeschichte zu finden sind.“ Das Telegramm schloß mit der Ernennung des großen Führers zum Generalfeldmarschall. Gleichzeitig ernannte der Kaiser durch Handschreiben auch den Führer des österreichisch-ungarischen Heeres, Erzherzog Friedrich, zum Generalfeldmarschall und sprach ihm nicht nur seine anerkennende Dankbarkeit, sondern auch sein festes Vertrauen auf den Oberbefehl des Erzherzogs über die vereinigten Streitkräfte aus. Der Generalstabschef v. Falkenhayn wurde durch ein sehr ehrenvolles Handschreiben des greisen österreichisch-ungarischen Herrschers zum Oberstinhaber des 81. k. u. k. Infanterieregiments ernannt; auch der österreichisch-ungarische Generalstabschef Conrad Freiherr v. Hötzendorf wurde durch ein Handschreiben seines Monarchen geehrt und zum Generaloberst befördert.

Fran[...]
Handgranaten[...]
Les Epar[...]
Nach einer Origi[...]
E. Zimm[...]

Mit äußerster Anstrengung versuchten die Russen nach ihrer Vertreibung aus Lemberg wenigstens ihre Stellungen am Dnjestr zu halten. Unter großen Schwierigkeiten mußten die deutsch-österreichisch-ungarischen Truppen der Armee des Generals v. Linsingen zunächst dazu schreiten, das obere südliche Dnjestrufer von den Russen vollständig zu säubern. Dann erst konnte diese Armee, die unter ganz beispiellosen Schwierigkeiten vorzugehen hatte, ihren ruhmvollen Siegeszug vom Zwinin bei Stanislau und Halicz über den Dnjestr fortsetzen. Am 24. Juni war das südliche Dnjestrufer nach unendlichen Mühen des schonungslos immer wieder neue Menschenmassen zur Sicherung des Flusses einsetzenden Gegners vom Feinde frei und an vielen Stellen der Übergang erzwungen. Westpreußische und württembergische Truppen stießen unter Überwindung aller noch so lästigen Widerstände am 25. Juni in breiter Front in der Gegend von Bukaczowce vor. Der Verteidigung bot das Gelände hier ganz außergewöhnliche Vorteile. Das dichtbewaldete Hochufer des Dnjestr fällt schroff bis an den Wasserspiegel ab. Der Fluß teilt sich hier in viele Arme und ist reich an reißenden und tiefen Stellen. Das Nordufer besteht aus nahezu 3 Meter hohen, fast senkrecht ansteigenden Lehmwänden. Dahinter erstreckt sich ein $1\frac{1}{2}$ Kilometer breites Wiesengelände, das nur sehr geringe Deckung



Fr…ösischer …enangriff bei …parges.

…ginalzeichnung von …immer.

bietet. Es wird überragt von starkbewaldeten Höhen, die dem Gegner eine ausgezeichnete Stellung für seine Artillerie und Maschinengewehre lieferten. Erschien schon der Flußübergang unmöglich, so mußte um so mehr diese Stellung als uneinnehmbar gelten, angesichts der anscheinenden Leichtigkeit, das flache Vorgelände wirkungsvoll mit vernichtendem Feuer zu bestreichen. Aber unter dem Schutze der Nacht und später eines dichten Nebels, der in früher Morgenstunde das Wiesengelände bedeckte, konnten unsere Truppen, für die es den Begriff der Uneinnehmbarkeit nicht gibt, dennoch mit dem Willen zum Erfolg an das Wagnis herangehen. Vor Tagesanbruch kamen die ersten Linien über den Strom und griffen den Feind im Waldgelände an. An den steilsten Uferhängen vermochte er aber unsere Sturmkolonnen aufzuhalten. Ein westpreußisches Regiment kämpfte den ganzen Tag bis über die Brust im Wasser (siehe S. 118). Zum Schießen mußte ein Mann den anderen hochheben. Das waren Soldaten, die nach zweitägiger ermüdender Bahnfahrt in vierundzwanzig Stunden zwei Tagemärsche zurückgelegt hatten, um an den Feind zu kommen. Der rührenden Standhaftigkeit dieser Treuen gelang trotz aller Ermüdung, trotz aller noch so großen Strapazen die Erfüllung des glühendsten Wunsches, der alle Not vergessen ließ: der Sieg über den durch Verstärkungen dazu noch weit überlegenen Feind. Die russische Hauptstellung wurde angegriffen und niedergerungen. Noch aber stützte sich der Feind mit seinen besten Truppen, finnischen Schützenregimentern, auf die Stadt Bukaczowce und die umliegenden Ortschaften. Durch treffsicheres Artilleriefeuer wurde er auch dort zum Rückzug gezwungen. Viele Kilometer weit war der Übergang über den Dnjestr errungen. Das nördliche Dnjestrufer mit dem ganzen vordersten Höhenzug war in der Hand der verbündeten Heere, die sofort die Sicherung des ganzen Geländes durch Anlage starker Verteidigungsstellungen zu sichern begannen. Denn immer wieder setzten die Russen, denen dieser Erfolg äußerst peinlich sein mußte, zu lebhaften Gegenstößen an. (Vgl. unseren Sonderbericht S. 118.) Die Armee Linsingen ließ sich trotz gelegentlicher Aufgabe sehr schwer haltbarer Punkte nicht wieder von dem Norduser des Dnjestr verdrängen und gewann sogar schließlich die Kraft zu neuen Angriffsunternehmungen. Am 30. Juni stürmte sie die russischen Stellungen östlich vom Gnita-Lipa, einem von Norden her einmündenden Nebenfluß des Dnjestr, zwischen Kunicze und Luzynce und nördlich von Rohatyn. Hierbei wurden 3 Offiziere und 2328 Mann sowie 5 Maschinengewehre erbeutet. Damit waren die Russen gezwungen, um eine Umgehung ihrer Stellungen zu verhindern, sich auf die ebenfalls von Norden nach Süden verlaufende Zlota-Lipa zurückzuziehen, die bei Niznìow in den Dnjestr mündet.

Der untere Lauf des genannten Flusses gestattete den Russen durch seine Bodengestaltung, eine für die Verteidigung ganz besonders geeignete Stellung einzunehmen. Sie mußten auf einen endlich erfolgreichen Widerstand gegen die Angriffsbewegungen der Verbündeten hier besonders großen Wert legen, weil die Überwindung der Zlota-Lipa sie zum Aufgeben wichtiger Punkte am unteren Dnjestr gezwungen hätte. Hier, wo der Dnjestr in zahllosen mächtigen, hufeisenförmigen Krümmungen seinen Weg sucht, konnten sie sich unter Ausnutzung der Zickzackbewegungen des Flusses auf dem rechten Ufer bisher mit Erfolg halten, weil die auf der linken Seite des Dnjestr aufgestellte Artillerie die Truppenteile auf dem rechten Ufer hervorragend unterstützen und schützen konnte. Die Lockerung dieser für den Angreifer schwierigsten Stellung bis zur

vollständigen Unhaltbarmachung geschah von Norden nach Süden. Die russischen Stellungen am Oberlaufe der Zlota-Lipa wurden in der Flanke bedroht. Da sie nun selbst als Flankenschutz für den unteren Lauf, der wiederum Flankendeckung der Dnjestrstellung war, dienten, leisteten die Russen in heftigen Gefechten vom 3. bis 6. Juli äußersten Widerstand und mußten nach blutigen Opfern dann doch dem Vorwärtsdrängen der verbündeten Truppen nachgeben. So wurde auch dieses verwickelte und wichtige Stück des Dnjestr von der Gefährdung durch die Russen befreit. Gerade hier hatten die Russen aus dem höheren Zweck, die Verbündeten von dem Vormarsch auf Lemberg abzuhalten, immer wieder verzweifelte Anstrengungen gemacht, sie zu verdrängen. Sturmangriff auf Sturmangriff richteten sie gegen die Abwehrstellungen ihrer Gegner. Diese Angriffe litten aber unter dem Mangel an sachgemäßer Artillerieunterstützung. Was die Russen aus Munitionsmangel daran fehlen lassen mußten, wollten sie durch Menschenopfer ersetzen. Selbst unausgebildete Fuß- und Reitertruppen, die aus Zentralrußland und Sibirien herangeführt worden waren, wurden gegen die überlegen gesicherten deutsch-österreichisch-ungarischen Stellungen vorgetrieben. Die Absicht war, durch den Geschoßhagel der Artillerie so dicht an die Stellungen der Verbündeten heranzukommen, daß sie das Feuer einstellen müßten. Dann hoffte man an einzelnen Stellen Breschen in die Verteidigungsstellung zu brechen und diese durch immer neue Nachschübe schließlich bis zum völligen Durchbruch zu erweitern. Diese grausige Kampfesweise verursachte aber eine unerhörte Häufung von Leichen vor den angegriffenen Drahtverhauen, die selbst den Russen zuviel war, zumal der Erfolg ausblieb. Deshalb wandten sie die List an, scheinbar unbewaffnete Haufen vorzuschicken, die mit erhobenen Händen sich zur Übergabe bereit erklärten. Die Verbündeten ließen sich gutmütig täuschen, und die Leute konnten ungefährdet herankommen. Sowie sie aber in der Stellung waren, rissen sie Handgranaten unter ihrer Kleidung hervor und warfen sie in die Schützengräben. Es entwickelte sich ein Handgemenge, russische Reserven wurden vorgeworfen und arbeiteten sich auf diese Weise tatsächlich in einige Gräben hinein. Sie wurden aber dann in kürzester Frist wieder hinausgeworfen und konnten den auf so schlimme Art vorsichtig gemachten Verteidigern nicht zum zweitenmal durch dieselbe List einen Streich spielen. Einen Erfolg hatten die wilden Stürme, die in acht bis zehn Reihen erfolgten, denn auch nicht. An dieser Stelle haben auch die Kosaken stürmen helfen müssen, während sie bei solchen Gelegenheiten bisher nur die Aufgabe gehabt hatten, ihre unglücklichen Landsleute in das Verderben hineinzupeitschen. Als den Kosakenregimentern bekannt wurde, daß an der Grenze Galiziens und der Bukowina bei einem solchen Sturme zwei Kosakenregimenter bis auf 60 Mann aufgerieben worden waren, verlangten sie ihre Zurückführung nach Rußland; auch sonst ereigneten sich zahlreiche Fälle schwerster Meuterei.

In der **Bukowina** hatten die verbündeten Truppen am 10. Juni ebenfalls den Dnjestr überschritten und Zaleszczyki erobert. Als sie am nördlichen Dnjestrufer bis Chotin vorrückten, führten die Russen Verstärkungen in solchen Mengen heran, daß sich die Angreifer etwas zurückziehen mußten. Die Rückeroberung von Zaleszczyki ist den Russen trotz unermüdlichster Angriffe aber nicht gelungen. Ebenso mißlang ihnen der mit allen erdenklichen Mitteln versuchte Einbruch in die Bukowina bei Onuth an der russisch-galizischen Grenze. Hier und im bessarabischen Grenzgelände, wo trotz des Bedarfs auf der westlichen Front sogar schwere Geschütze, an denen die Russen wahrlich keinen Überfluß mehr haben, und Flugzeuge eingesetzt wurden, führte keiner von all den Stürmen zu irgend einer Spur des gewünschten Ergebnisses. Immer wieder wußten die rumänischen Zeitungen von Gefechten in diesen Gebieten zu berichten, deren einzige Folge unabsehbare russische Menschenopfer ohne Nutzen waren.



Die Kriegskasse eines Armeekorps in Tätigkeit in einem Schloß in Galizien.

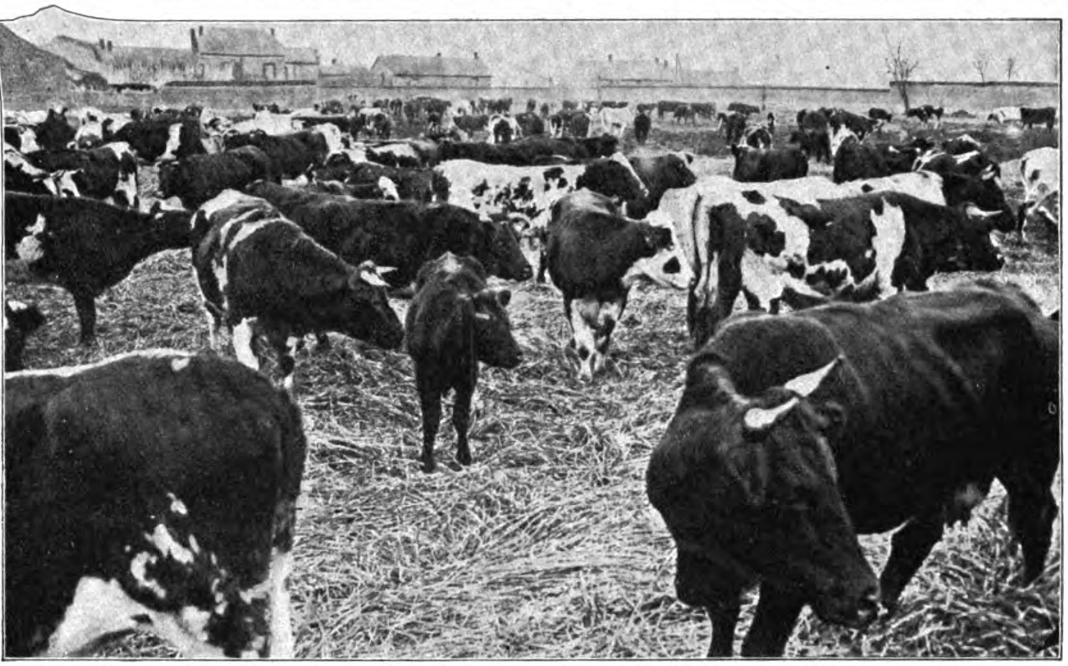
Phot. R. Sennecke, Berlin.

Während die Heeresteile in Ostgalizien und der Bukowina im ganzen genommen für die Unternehmungen in Westgalizien die Flanke sicherten und verstärkten, rasteten die dortigen Heere nach der Bezwingung Lembergs nicht, sondern blieben dem zurückgeworfenen Gegner, bereit zu neuen Taten, eng am Leibe und machten kämpfend bedeutende Fortschritte. Nach dem Verlust von Lemberg wichen die russischen Hauptstreitkräfte in östlicher Richtung nach dem Bug zurück. Im Bugbogen, einer stark bewaldeten, zum Teil aber sandigen flachen Mulde, die von etwa 50 Meter über die Ebene aufragenden, durch feuchte Niederungen getrennten Höhenzügen durchschnitten wird, und in dem Berglande, das den südlichen Teil dieser Mulde umrandet und von zahlreichen, südlich gerichteten, dem Dnjestr zuströmenden Wasserläufen zerteilt wird, also in einem für die Verteidigung vorzüglich geeigneten Gebiet, stellten sich die Russen bei Dawidowka, an der Eisenbahn von Lemberg nach Stanislau, ferner östlich von Miklaszow — in einer Entfernung von 14 Kilometern von Lemberg — und bei Jariczow-Stary zu neuen Kämpfen. Nach der schnellen

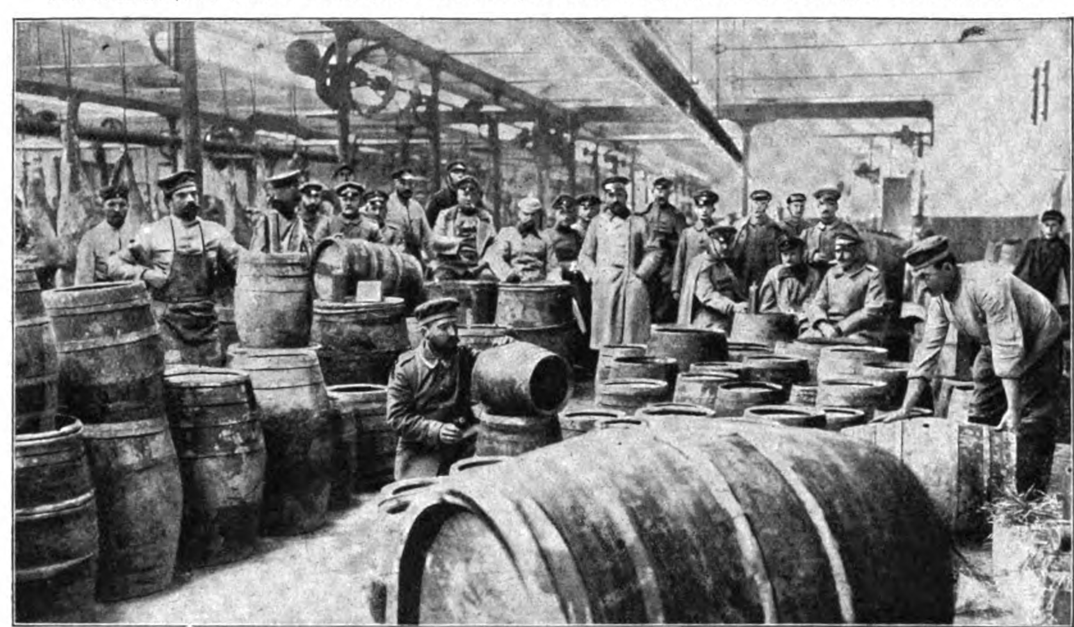
Einnahme der russischen Vorstellungen bewältigten die verbündeten Truppen in mehrtägigen Tageskämpfen auch die Schwierigkeiten der feindlichen Hauptstellung und zwangen am 27. Juni früh die Russen auf der ganzen Front zum Rückzug auf den Straßen über Zloczow, Przemyslany und Brzezany. Unter lebhaften Verfolgungsgefechten wurde die Gegend von Przemyslany—Komionka am Bug erreicht. Dort erwartete man einen erneuten Widerstand der Russen, doch zogen diese sich hinter den Bug zurück.

Auch nördlich und nordwestlich von Mosty—Wielkie (50 Kilometer nördlich von Lemberg) sowie nordöstlich und westlich von Tomaszow stellten sich die Russen ihren Verfolgern entgegen. Am 28. Juni waren sie überall geworfen und konnten die verbündeten Truppen nicht mehr davon abhalten, hier russischen Boden zu betreten. Als Folge dieses Vordringens begannen die Feinde nun auch die Räumung ihrer Stellungen am Tanewabschnitt und am unteren San. Nach siegreichen Gefechten am 29. Juni drangen die Verbündeten zwischen Weichsel und Bug schließlich bis in das Quellgebiet des Wieprz vor. Die Armee Mackensen besetzte Zamosc und gewann auch die Höhen nördlich der Tanewniederung. Im Zusammenhang mit diesen Erfolgen mußten die Russen nunmehr auch auf dem linken Weichselufer, in der Gegend von Zamichost und Ozarow, den Rückzug antreten. Von den großen Erfolgen dieser Kampftage nach Lemberg spricht beredt die Tatsache, daß die Armee Böhm-Ermolli allein vom 21. bis 25. Juni 71 Offiziere und 14 100 Mann gefangen nahm und 26 Maschinengewehre erbeutete.

Die verbündeten Truppen gaben auch im Juli die Vorteile des Siegers nicht aus der Hand, sondern bedrängten ständig die in langsam fließendem Rückzug befindlichen Russen und zwangen sie immer wieder zur Räumung der Stellungen, in denen sie sich zu halten



Der dauernd frisch gefüllte „Korpsstall“, dem das Proviantamt täglich die erforderlichen Stücke entnimmt.



Die Küferei des Proviantamts.

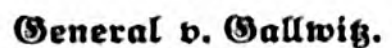


Eine Ecke des Fleisch- und Wurstlagers beim Proviantamt eines Armeekorps.

Zu dem Artikel: **Proviantamtsverpflegung** (Seite 118).

Photographische Aufnahmen von R. Sennecke, Berlin.





General v. Gallwitz. Hofphot. Eberth, Kassel.



General v. Scholtz. Hofphot. Eberth, Kassel.

gedachten. Schon am 2. Juli drang Mackensens Armee unter steten Kämpfen westlich von Zamosc über den Labuka- und Porabschnitt vor und erreichte die feindliche Stellung in der Linie Turobin—Krasnik—Jozepow an der Weichsel. Westlich der Weichsel wurden die Russen an diesem Tage schon aus der Brückenkopfstellung von Tarlow geworfen. Da die Russen die wichtige Bahnlinie Lublin—Cholm gefährdet fühlten, sparten sie nicht mit dem Einsatz immer neuer Verstärkungen und ließen die Verbündeten in wechselvollen Kämpfen um Krasnik nur langsam vorankommen. Am 5. Juli warf aber die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand in der zweiten Schlacht bei Krasnik die Russen in nördlicher und nordöstlicher Richtung zurück. Die in diesen Kämpfen eingebrachte Beute belief sich bei der genannten Armee schon wieder auf 41 Offiziere, 11 300 Mann und 17 Maschinengewehre. Nunmehr aber klang dieser Abschnitt des Feldzuges in den Kämpfen auf den Höhen nördlich von Krasnik und im Raume südlich von Krasnostaw in immer kleineren Kampfhandlungen und schließlich in Gefechten aus, die nur der Abwehr der Russen galten oder aber wichtigen kleineren Verbesserungen der Stellung zwischen Weichsel und Bug und westlich der oberen Weichsel dienten. Die Ruhe war aber kein Zeichen der Erschöpfung, sondern wurde mit allem Fleiß der Festigung des Fortschritts, der Sichtung der Beute und der Vorbereitung auf einen neuen Hauptschlag gewidmet. — Die Gesamtbeute der unter dem Oberbefehl des Generals v. Linsingen, des Feldmarschalls v. Mackensen und des Generals v. Woyrsch kämpfenden verbündeten Truppen betrug im Juni 409 Offiziere, 140 650 Mann, 80 Geschütze und 268 Maschinengewehre. Im ganzen hatten die verbündeten Truppen unter dem österreichisch-ungarischen Oberkommando im Juni 521 Offiziere, 194 000 Mann, 93 Geschütze, 364 Maschinengewehre, 78 Munitionswagen und 100 Feldbahnwagen zusammengebracht.



Karte zum Angriff auf den Narew.

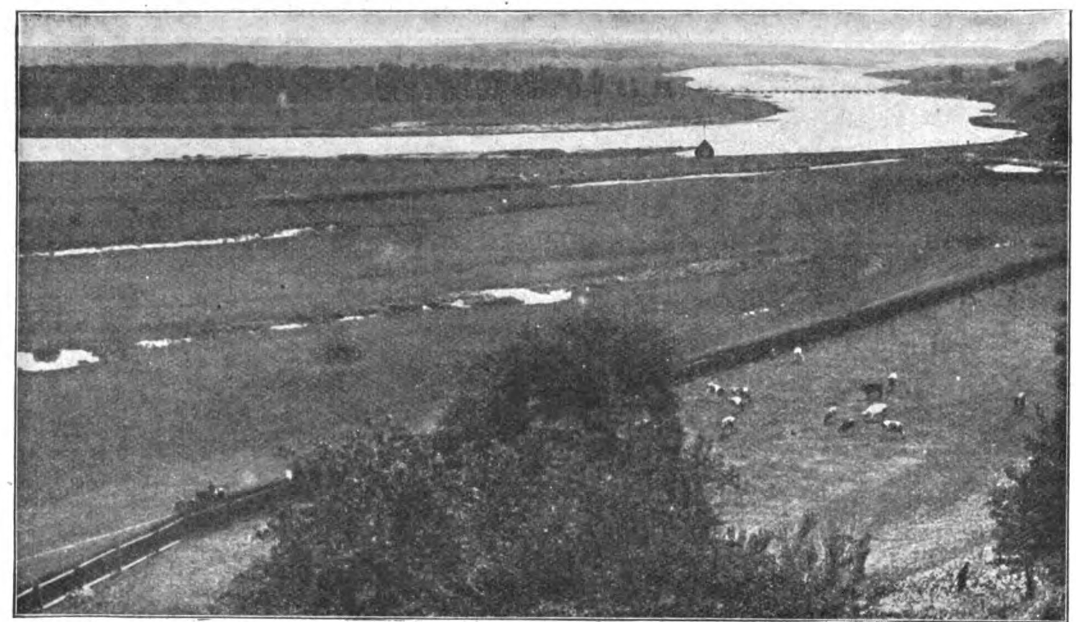
Während im Südosten sich Ereignisse von so gewaltiger Tragweite abspielten, war es auch auf dem nördlichen Kriegsschauplatze in **Russisch-Polen** zu heftigen Zusammenstößen gekommen. Die Russen suchten durch angestrengte Durchbruchstöße an verschiedenen Teilen der Front die Verschiebung von Truppen aus Galizien nach dem Norden und damit die Entlastung der galizischen Stellungen zu erreichen, die Truppen Hindenburgs aber hielten durch ihre eigenen Vorstöße die Russen fest, hinderten sie an einer Entblößung ihrer nördlichen Front zur Verstärkung ihrer Armeen im Süden und bereiteten eine neue bedeutsame Angriffsbewegung vor, die seit langem auf diesem Teile des Kriegsschauplatzes erwartet wurde.

Unsere Erzählung verfolgte den Siegeslauf der Armee Hindenburg (Seite 3) bis zum 14. Juni. Mit



Sturm auf die befestigten russischen Stellungen bei Pultusk.

Nach einer Originalzeichnung von L. Tuszynski.



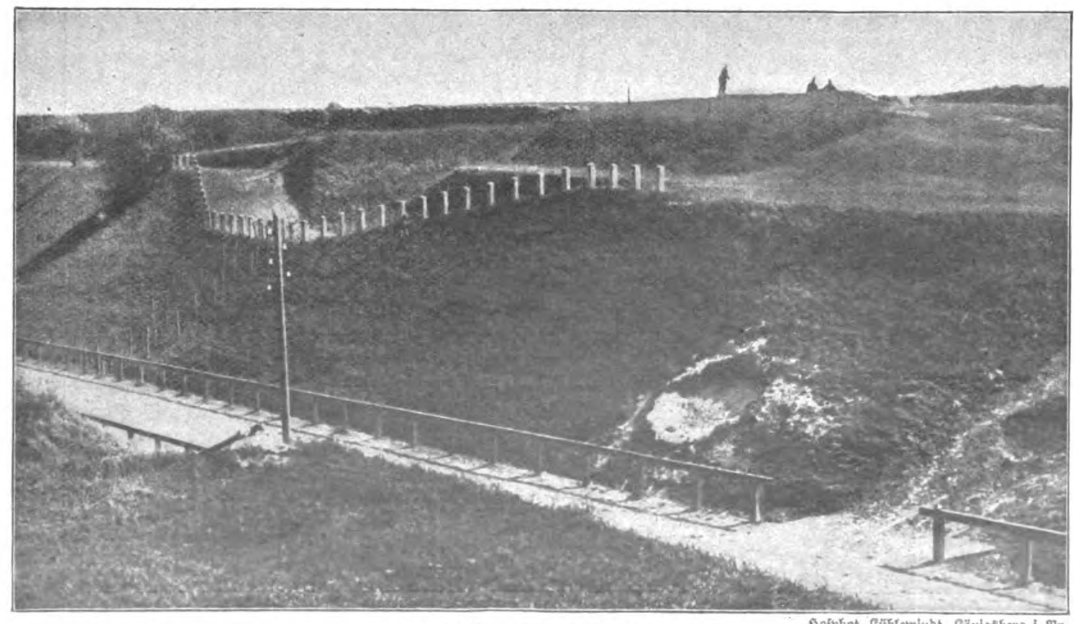
Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Blick in das Narewtal kurz vor dem Zusammenfluß mit dem Bug.



Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Die Festung Pultusk nach der Einnahme. Im Hintergrund der Narew und das Schloß (X).



Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Fort 4 der Festung Rożan.

immer neuer Wucht berannten die Russen die deutschen Stellungen am Dwinaabschnitt, südöstlich von Mariampol. Sie wurden aber hier ebenso bestimmt wie auch östlich von Augustow und nördlich von Bolimow abgewiesen. Dagegen gelang am 15. Juni der deutsche Vorstoß auf die Front Lipowo—Kalwarja mit dem Erfolge, daß 2040 Gefangene und 3 Maschinengewehre in unserer Hand blieben. Unbeirrt durch andauernde russische Angriffe, machten wir auch südwestlich von Kalwarja weitere Fortschritte, wobei wir das Dorf Wolkowizna im Sturm nahmen und die feindlichen Vorstellungen bei Budt-Lrzysieki und Zalesi, östlich der Straße Prasznysz—Myszyniec, nahmen. Die Berichte von diesem Kriegschauplatz wußten nunmehr einige Zeit zwar fast täglich von Gefangenen und erbeuteten Maschinengewehren zu erzählen, wurden aber in ihren Angaben immer knapper. Zu härteren Kämpfen kam es anscheinend am 24. Juni bei Stegna, wo sich unsere Truppen nach schweren Nahkämpfen schließlich in einem Teil der feindlichen Linie festsetzten. Am folgenden Tage drangen württembergische Regimenter nördlich von Prasznysz, desgleichen beiderseits des Murawkabaches in russische Stellungen ein und hielten sich auch gegen nächtliche Überfälle des Feindes.

Die Junibeute, deren Aufzählung recht blutige Zusammenstöße ahnen läßt, betrug auf diesem Kriegschauplatze 2 Fahnen, 25 695 Gefangene, 121 Offiziere, 7 Geschütze, 6 Minenwerfer, 52 Maschinengewehre, 1 Flugzeug und außerdem zahlreiches Kriegsmaterial.

Der 1. Juli brachte dieser Armee Kämpfe südlich von Kalwarja, bei denen 600 Gefangene in ihre Hände fielen. In den nächsten Tagen lieferten die Berichte nur ganz gelegentlich Material, aus dem hervorging, daß die Russen bei Kolno und Osowiec Vorstöße versuchten. Erst der Tagesbericht vom 15. Juli war etwas mitteilsamer. Aus ihm ging hervor, daß auf

dem nördlichen Kriegschauplatz, besonders an der Windau, südlich des Njemen, nordöstlich Suwalki und südlich Kolno größere Ereignisse in Fluß kamen. Hier meldete der Bericht 2400 Gefangene und 8 Maschinengewehre. Der wichtigste Teil desselben beschäftigte sich aber mit der Besetzung der im Februar heiß umstrittenen, von den Russen stark ausgebauten Stadt Prasznysz. Dieser schöne Erfolg erhellte gleich einem Blitz die Lage auf diesem Kriegschauplatz. Er konnte nur den Auftakt zu Ereignissen von größerer Wichtigkeit bedeuten. Am 16. Juli begann in der Tat auf der ganzen Linie, im Norden und im Süden, der große Kampf aufs neue mit dem allseitigen Vorgehen der verbündeten Heere, das je länger je stärker die ganze Welt in Atem hielt, weil nun Entscheidungen fallen mußten, die das Schicksal des russischen Heeres zu bestimmen geeignet erschienen. Die neue große Angriffsbewegung der verbündeten Heere war im vollsten Sinne des Wortes aufs Ganze gerichtet. Warschau und der ganze polnische Festungsgürtel sollten fallen und die russische Armee zum verlustreichen Rückzug oder zur Umklammerung und vollständigen Vernichtung gebracht werden.

Auch zur See haben wir in den letzten Monaten im Kampf mit Rußland hin und wieder einen Erfolg erzielt, wenn wir auch für den Monat Juli den Verlust eines unserer kleineren Kriegschiffe zu bedauern haben. Am um weit überlegene feindliche Streitkräfte: die russischen Panzerkreuzer „Admiral Makaroff“, „Bajan“, „Bogatyr“ und „Oleg“, die aus einer Entfernung von 8 Kilometern auf unsere „Augsburg“ und den in seiner Nähe stehenden „Albatros“ das Feuer eröffneten. Da „Albatros“ gegenüber diesen großen Kreuzern keine Gefechtskraft besaß und ihnen auch an Geschwindigkeit und damit Manövrierfähigkeit bedeutend unterlegen war, erhielt er Befehl sich auf Gotland zurückzuziehen, während „Augsburg“ die weiter östlich stehenden Kreuzer „Roon“ und „Lübeck“ herbeirief und im Vertrauen auf ihre größere Geschwindigkeit versuchte, das Feuer der feindlichen Schiffe vom „Albatros“ auf sich abzulenken. Die feindlichen Kreuzer klebten aber hartnäckig am „Albatros“. Für diesen bestand gar keine Möglichkeit, aus dem Feuerbereich der übermächtigen russischen Schiffe zu entkommen. Es nützte ihm auch nichts, daß er nach zweistündigem Gefecht die schwedische Hoheitsgrenze erreichte. Die Russen feuerten unbekümmert um die schwedische Neutralität weiter. Der Kommandant des „Albatros“ entschloß sich deshalb, das von zahlreichen schweren Treffern leck geschossene Schiff bei Oestergard auf Gotland an den Strand zu setzen. 100 Meter von ihm entfernt lief der „Albatros“ auf. Er hatte 21 Tote und 27 Verwundete. Über ihre Aufnahme durch die schwedischen Behörden und die



Prasznysz nach der Einnahme am 20. Juli 1915.

Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

22. Mai bewarf ein deutsches Flugzeug 25 Seemeilen östlich von Gotland ein russisches U-Boot vom Akula-Typ mit Bomben. Erst einen Monat später hörten wir aus russischer Quelle, daß dieses Unterseeboot versenkt sei. In der baltischen Flotte der russischen Marine gibt es nur ein U-Boot mit dem Namen „Akula“. Dieses ist 1908 vom Stapel gelaufen, verdrängte 37 Tonnen, hatte eine Geschwindigkeit von 13 Seemeilen über und 9,5 unter Wasser und war mit vier 45-cm-Torpedolancierrohren bewaffnet.

Einen ebenso erfreulichen Erfolg wie die Vernichtung dieses russischen U-Boots erzielte anfang Juni eines unserer U-Boote bei Baltischport im Finnischen Meerbusen durch Torpedierung eines russischen Minenkreuzers der Amurklasse.

Bei der baltischen Flotte der russischen Marine muß es im Juni zu schweren Meutereien gekommen sein. Gegen Ende Juni verbreiteten sich Gerüchte, daß verschiedene höhere Offiziere der baltischen Flotte ermordet seien. Die rumänische Zeitung „Dimineata“ trat am 25. Juni mit der bestimmten Nachricht hervor, daß am 16. Juni der Admiral der baltischen Flotte und sein ganzer Admiralstab einem Mordanschlag zum Opfer gefallen seien. Diese Nachrichten fanden keinerlei Bestätigung, sie wurden aber auch nicht widerrufen.

Am 2. Juli gegen sechs Uhr morgens traf nach dem Bericht unseres Admiralstabes ein Teil unserer Ostseekräfte bei strichweise unsichtigem Wetter zwischen Gotland und Windau auf ein russisches Geschwader. Es handelte sich

Bevölkerung Gotlands berichteten wir schon unter dem Bilde auf Seite 60.

Schon am nächsten Tage nach dem Seegefecht wurde der schwedische Gesandte in Petersburg beauftragt, gegen die russische Mißachtung schwedischen Hoheitsgebietes Verwahrung einzulegen. Die russische Regierung drückte daraufhin ihr Bedauern aus und bekundete ihre Absicht, die schwedische Neutralität entschieden zu achten. Sie habe dementsprechende Weisungen erteilt, um Wiederholungen solcher Vorkommnisse unmöglich zu machen.

Der für uns betrübende Zwischenfall, der uns den Verlust eines unserer Schiffe brachte, ist natürlich für unsere Stärke zur See gegenüber der russischen Flotte von völlig untergeordneter Bedeutung.

Der Zusammenbruch der russischen Herrschaft in Galizien, der den Feind allein um über eine halbe Million Gefangene schwächte, wirkte naturgemäß am niederschlagendsten in Rußland selbst. Wie große Mühe sich auch die russische Regierung gab, den riesigen Umfang der Niederlage zu verschleiern, so vermochte sie doch nicht zu verhindern, daß sogar auf Grund ihrer eigenen militärischen Berichte in immer weiteren Kreisen Rußlands die Auffassung um sich griff, daß der mit so vielen Hoffnungen und hochgespannten Erwartungen begonnene Krieg für Rußland verloren sei.

In Deutschland und Österreich-Ungarn aber durfte man dankbaren Herzens auf einen raschen und guten Fortgang der gemeinschaftlichen Sache hoffen.

(Fortsetzung folgt.)

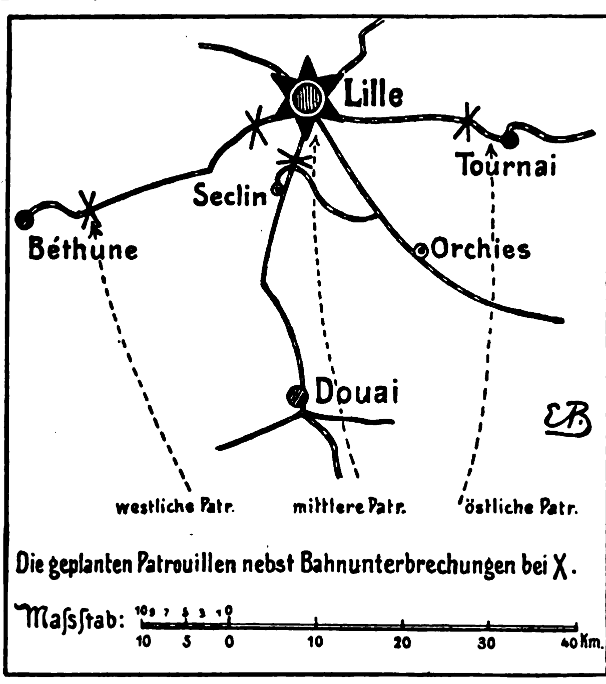
Illustrierte Kriegsberichte.

Ein gefährlicher Patrouillenritt.

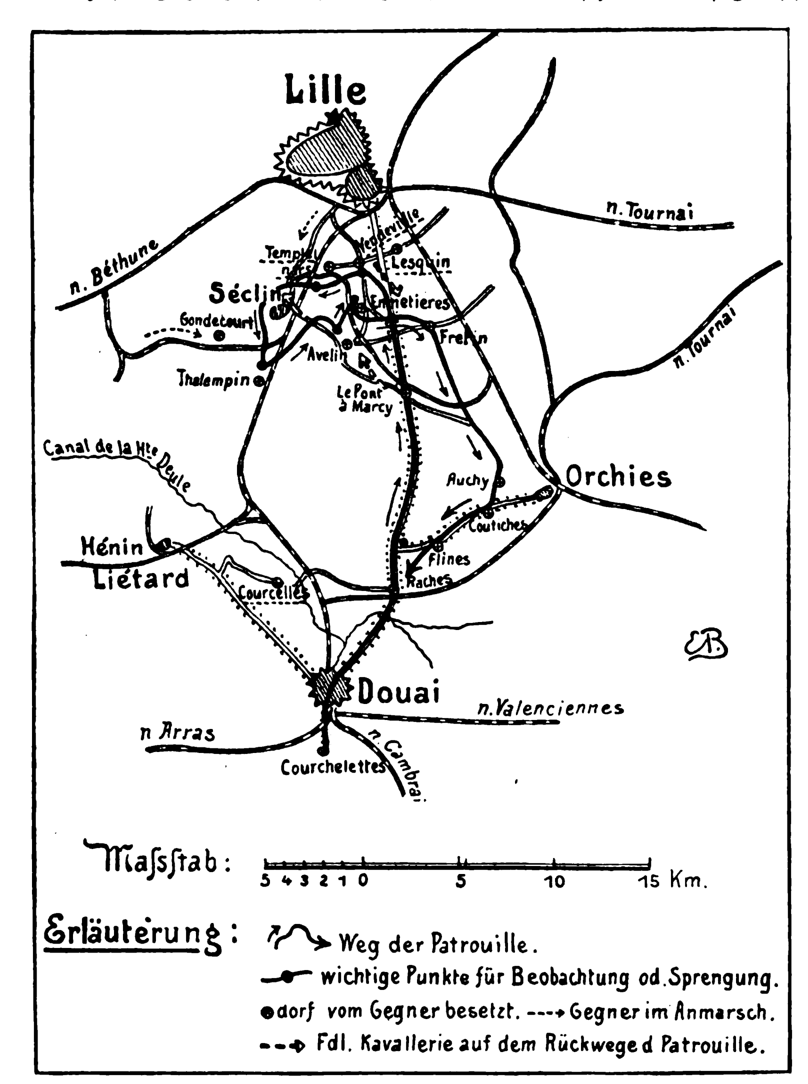
(Hierzu die Kartenskizzen auf dieser und das Bild auf der folgenden Seite.)

Nachdem der deutschen Heeresleitung am 2. Oktober 1914 durch eine von Rittmeister Fürst Wrede geführte Patrouille gemeldet worden war, daß die strategisch äußerst wichtige Festung Lille frei vom Feinde sei, setzte sie noch in der Nacht vom 2. auf 3. Oktober erneut drei Patrouillen in dieser Richtung an: die westliche auf Béthune, die östliche auf Tournai, die mittlere gegen Lille selbst. Man befürchtete außerdem, daß der Gegner versuchen würde, von Lille aus Truppen mit der Bahn gegen Douai, also unsere rechte Flanke, vorzuschieben. Von den beiden ersteren Patrouillen hatte deshalb die eine den Auftrag, die Bahnlinie Béthune—Lille dicht bei Béthune, die andere, die Bahnlinie Tournai—Lille dicht bei Tournai zu zerstören. Die Patrouille gegen Lille sollte feststellen, ob dieses wieder vom Feinde besetzt sei, bejahenden Falles, nach Möglichkeit, von welchen Waffengattungen. Zudem fiel ihr die Aufgabe zu, die Bahnlinien Lille—Béthune und Lille—Douai dicht an der Festung zu zerstören, desgleichen alle Telephon- und Telegraphenleitungen nach den beiden genannten Städten. Schon war alles zum Abreiten fertig, als um vier Uhr morgens Gegenbefehl kam. Man glaubte, daß die Patrouillen ihre Aufgaben nicht oder nur unter den schwierigsten Umständen würden lösen können. Die beiden Seitenpatrouillen aufzuhalten gelang, jedoch nicht die Hauptpatrouille auf Lille. Diese war unter Führung von Oberleutnant Burkhard mit 16 Mann bereits um drei Uhr dreißig Minuten morgens aus dem Ortsbiwak in Courchelettes abgeritten. Von ihren Erlebnissen haben die Münchner Neuesten Nachrichten folgendes in Erfahrung gebracht: Es war eine kalte Nacht gewesen. Vom Feinde wußte man nur, daß sich kleinere Abteilungen bei Courcelles, etwa 5 Kilometer östlich Hénin-Liétard gezeigt hatten. Zwischen vier und halb fünf Uhr durchritt die Patrouille Douai. Bei der Infanteriefeldwache an der Kanalbrücke nach Lille war auch nichts weiteres zu erfahren, als daß an der Straßengabel Douai—Flines-lès-Raches, Douai—Lille eine eigene Ulanenunteroffiziersvedette stehe, die vielleicht mehr wisse. Als man sich jedoch dieser näherte, galoppierte sie davon. Als es zu tagen begann, fielen dem Führer die vielen Zivilisten auf, die selbst in den kleineren Ortschaften auf der Straße herumstanden. Da er sie zum Teil für Soldaten in Zivil hielt, die die Aufgabe hatten, das Kommen von Patrouillen oder größeren Abteilungen nach Lille zu melden, so beschloß er, hinter Pont-à-Marcq die Telephon- und Telegraphenleitungen zu zerstören. Hierzu bot sich eine sehr günstige Gelegenheit an der Stelle, wo die Straße Douai—Lille von der Bahnlinie Lille—Templeinars—Orchies gekreuzt wird, da hier zugleich auch die Leitungen von Lille—Templeinars auf Orchies zerstört werden konnten. Nachdem dies geschehen war, ritt die Patrouille, da man sich dem Fortgürtel von Lille näherte, unter verstärkten Sicherungsmaßnahmen weiter. Zu diesem Zweck übernahm Oberleutnant Burkhard die Spitze selbst. In leichtem Nebel ritt man in die Festungslinie hinein. Nach weiteren 2—3 Kilometern hinter den Forts stieß man im Vorort Vendeville auf einen Schützengraben, aus dem plötzlich Alpenjäger hochsprangen, jedoch ohne Waffen. Sie hatten geschlafen und waren überrascht worden. Ehe sie ihre Gewehre ergriffen, war die Patrouille schon rechts über den Straßengraben gesetzt; hier fand sie hinter einem großen Gehöft Deckung, in der sie etwa 800 Meter zurückritt, um dann neuerdings nach Westen über die Straße zu gehen, hinter einer Windmühle Stellung zu nehmen und weiter zu beobachten. Von hier aus sah man, daß Lesquin östlich und Templeinars westlich der Straße gleichfalls von Alpenjägern besetzt waren. Zwischen diesen Orten und Vendeville entspann sich jetzt ein lebhafter Radfahrer- und Reiterverkehr. Ferner war von der Straße Lille—Templeinars her starkes Pferdegetrappel hörbar, und man konnte trotz des Nebels mit dem Glas gerade noch die letzten Reiter in Templeinars verschwinden sehen, das sie nicht mehr verließen. Außerdem war auf der Bahnlinie Lille—Douai sehr häufiges Zugpfeifen zu vernehmen, woraus auf Truppentransporte geschlossen werden mußte.

Nachdem hierüber ausführliche Meldung zurückgeschickt worden war, ging die Patrouille an die Ausführung ihrer zweiten Aufgabe, die Sprengung



Zu dem Artikel: Ein gefährlicher Patrouillenritt.



Zu dem Artikel: Ein gefährlicher Patrouillenritt.



Ein gefährlicher Patrouillenritt.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Chr. Speyer.

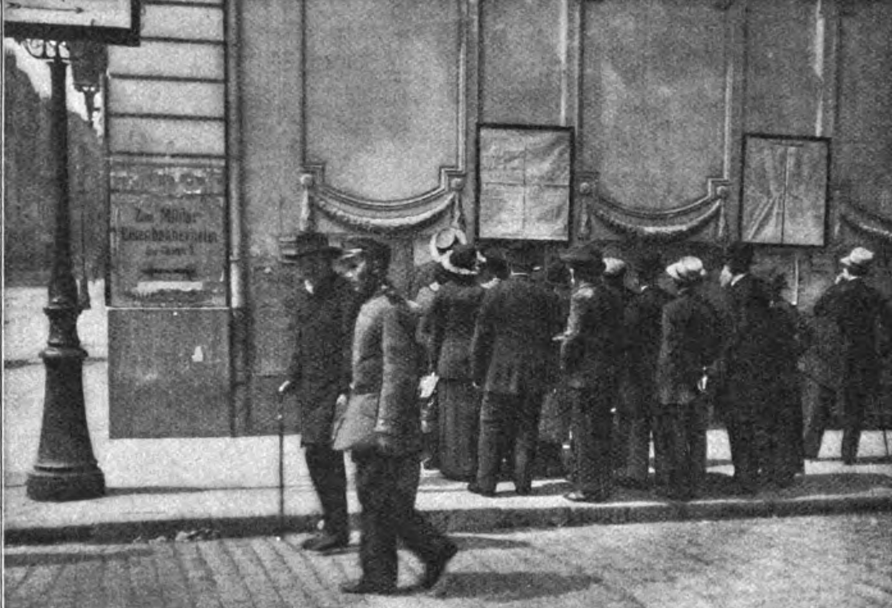
der Bahnlinie Lille—Douai. Dafür ergab sich eine sehr günstige Stelle dort, wo die Nebenbahn Orchies—Templeinars—Séclin auf einer leichten Eisenbahnbrücke über die Hauptlinie Douai—Lille geführt ist. Die Handpferde wurden dort gegen Westen und Osten gedeckt aufgestellt, desgleichen eine Wache an eine kleine Höhe zur Beobachtung hauptsächlich gegen Templeinars. Nachdem vier Telephon- und Telegraphenmasten umgesägt und 60—70 Drähte abgeschnitten waren, ging man an die Vorbereitungen zur Sprengung der Brücke. Durch diese wäre die Hauptlinie gesperrt, die Nebenlinie zerstört worden. Als eine Sprengpatrone gerade befestigt und mit Zündung versehen war, rief einer von der Wache, daß zwei Autos aus Templeinars kämen. Man hatte sie zu spät bemerkt, so daß der Patrouillenführer, nachdem er auf den Zuruf aufgesprungen war, nur noch sehen konnte, daß zwei englische Panzerautomobile anhielten, als diese auch schon mit einem Maschinengewehr und einer Revolverkanone die Handpferde und die Brücke zu beschießen begannen. Wie der Führer jetzt nach jenen hinlaufen will, sieht er die Pferde schon losgelassen in vollem Galopp über eine kleine Anhöhe davonjagen. Sich umwendend, bemerkt er, daß nur noch er auf der Brücke ist, auf die allein die Engländer jetzt ihr Feuer richten. Der Rest seiner Leute läuft der etwa 500 bis 600 Meter entfernten Chaussee Lille—Séclin zu. Jetzt galt es schnell zu handeln, denn schon springen einige Engländer aus den Automobilen heraus auf ihn zu, um ihn gefangen zu nehmen. Die einzige Rettung ist, die Brücke in die Luft zu sprengen. Da erhält Burkhard einen Prellschuß gegen das Knie. Aber es gelingt ihm noch, die Zündschnur in Brand zu setzen, dann läuft er hinter seinen Leuten her. Nach etwa 150 Meter Lauf hinter ihm ein dumpfer Krach. Die Brücke war in die Luft geflogen. Aber wohin jetzt ohne Pferde? Plötzlich sah er auf der Straße Lille—Séclin zwei Möbelwagen daherkommen. Fünf Pferde davor. Da die Engländer immer noch schießen, ist nicht viel Zeit zum Überlegen. Schnell mit den Leuten, die er eingeholt hat, auf die Wagen zu. Er erreicht das erste Pferd, einen Schimmel. Trotz Geschreis und Gezeters der Fuhrleute werden die Stränge der Gäule durchschnitten. Der Sergeant und ein Mann fallen. Man muß sie liegen lassen. Nur jetzt weiter! Die Meldung muß heimkommen! 'nauf auf den Gaul! Ohne Sattel, ohne Zaumzeug, die linke Faust in der Mähne, in der rechten den Revolver, so geht es, verfolgt vom feindlichen Feuer, im Galopp die Straße auf Séclin zu. An den ersten Häusern halt. Das Pferd geht nicht weiter. 's ist auch besser so. In dem Arbeiternest Séclin brächten sie doch einen einzelnen Reiter um. Also abspringen! Da hört er galoppieren. Auf einem wieder eingefangenen Fuchsen von den losgelassenen Schwadronspferden kommt der Gefreite Maier dahergesprengt. Als er sieht, daß sein Offizier nicht weiter kann, springt er ab und hebt ihn aufs Pferd. „Wenn nur Sie und die Meldung durchkommen! Das ist die Hauptsache. Dann kann ich schon dableiben!" — „Ich laß dich nicht hier. Du kommst mit. Anders nicht!" Maier hält sich am Sattel fest, und im Trab geht es westlich um Séclin herum. Nach etwa $1^1/_2$ Kilometern stoßen noch fünf Leute der Patrouille zu Fuß zu den beiden. Alles wird weggeworfen, damit sie sich ungehindert bewegen können, nur Patronen und Karabiner behalten sie. Der Patrouillenführer reitet dann sprungweise zur Erkundung vor und hält die Brücken über zwei Kanäle für seine Leute offen. Außerdem sieht er sich nach einem Gefährt um, damit sie schneller vorwärts kommen. Da, auf einem Feldweg ein Maultiergespann; das wird requiriert, und dann zurück zu den sechs. Kaum sind sie jedoch verladen und etwa 1 Kilometer weit gefahren, da wird in der Richtung von Séclin her in Schußweite eine feindliche Kürassierpatrouille gesichtet und nicht weit dahinter eine ganze Eskadron. Also wieder 'runter von dem Wagen und rechts ins Feld hinein auf ein kleines Wäldchen zu. Dort an jenem Wäldchen stand das Wunder, das weiteren drei Mann des kleinen Häufleins das Leben retten sollte. Dort fanden sie — fast trauten sie ihren Augen nicht — friedlich grasend nach so langem Hin- und Hermarschieren das verloren gegangene Pferd des Führers und noch zwei weitere. Das Sattel- und Zaumzeug war vollkommen in Ordnung. Es fehlte nichts außer dem Säbel und den Karten des Führers. Dieser bestieg rasch wieder sein eigenes Pferd, Maier, ein weiterer Gefreiter und ein Mann die anderen. Gerade wollte Oberleutnant Burkhard auf einen Wagen mit zwei Pferden zureiten, der in ziemlicher Entfernung auf einem Feldweg stand, um ihn für seine drei pferdelosen Leute zu requirieren, da war die feindliche Kürassiereskadron auch schon auf etwa 500 Meter herangaloppiert und eröffnete sofort von den Pferden herunter das Karabinerfeuer. Als sich der Führer deshalb nach den dreien umwandte, um sie vorläufig so mitzunehmen, sah er nur noch, daß sie am Boden lagen. Auch gaben sie auf Zuruf keinerlei Antwort mehr. Plötzlich ließ sich auf der Bahnstrecke vor ihnen Zugpfeifen vernehmen. Ein Zug kam angefahren, hielt in etwa 1 Kilometer Entfernung von Gondecourt und lud ein ganzes Bataillon Infanterie aus, das anscheinend die Bahnlinie besetzen sollte, damit von der Patrouille niemand mit der so wichtigen Meldung hinüber- und heimkomme. Kaum hatten die Infanteristen den Rest der Patrouille erblickt, so eröffneten sie ein rasendes Feuer. Außerdem kam auf der Straße nordwestlich und südwestlich aus Gondecourt ungefähr je eine radfahrende Kompanie Alpenjäger heraus und beschoß gleichfalls die dahingaloppierenden vier. Tief auf die Hälse der keuchenden Tiere vorgebeugt ging es über die Bahnlinie Gondecourt—Séclin. Jetzt begannen auch Zivilisten, die vorher anscheinend friedlich auf den Feldern gearbeitet hatten, hinter Strohschobern hervorzuschießen. Da stürzt der Gefreite Maier auf seinem müden Pferd beim Sprung über einen Graben in diesen hinein. Die beiden vorderen galoppieren weiter. Der Führer ruft ihnen die Richtung zu, dann springt er trotz des Feuers ab und hilft Maier heraus und wieder aufs Pferd. Aber die zwei vorn sind falsch geritten. Über die Hauptlinie Thalempin—Séclin hinüber reiten sie, statt südlich an Avelin vorbei, nordöstlich; also wieder auf Lille zu. Sie dürfen nicht in ihr Unglück rennen. Man muß nach. Mit abgehetzten Pferden werden sie dicht hinter Avelin eingeholt. Da sehen sie schon wieder eine feindliche Kürassiereskadron im Anmarsch von Pont-à-Marcq



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Der neue französische Stahlhelm, der die Gefährlichkeit der Kopfschüsse um mehr als die Hälfte vermindern soll.

auf Avelin, die sogleich mit Patrouillen Jagd auf sie macht. Jetzt mußten sie noch weiter auf die Festung zu ausbiegen. Dicht nördlich Ennetières war die Möglichkeit, über die Straße Lille—Douai hinüberzukommen. Aber noch sind sie nicht weit gekommen, da sieht Oberleutnant Burkhard auf der Straße Lille — Ennetières Verbindungsreiter und dahinter mindestens eine Eskadron Kürassiere. Also muß man versuchen, dicht südlich der Ortschaft hinüberzukommen. Keiner soll sich mehr um den anderen kümmern. Wer liegen bleibt, bleibt liegen. Wenn nur die Meldung heimkommt! Die Pferde werden mit Sporn und flacher Säbelklinge zum letzten Galopp angetrieben. Fast will's nicht mehr gehen. Ein Radfahrer, der in rasender Eile von Avelin nach Ennetières fährt, um das Kommen der Patrouille zu melden, wird über den Haufen geschossen. Man erreicht die Straße, durchklettert den breiten Chausseegraben und schon fallen die Pferde auf dem tiefen Ackerboden in einen müden Stolpertrab. Allmählich verstummt auch das Feuer der nachgesandten Patrouillen. Mann und Pferd sind äußerst ermattet. Aber noch mußten sie etwa 40 Kilometer, zum Teil querfeldein, da auf den Straßen massenweise französische Landsturmpflichtige marschierten, über Frétin—Auchy—Coutiches und Flines-lès-Raches reiten, bis sie auf deutsche Truppen, einen Zug des 35. Landwehrregiments und eine halbe Eskadron des 2. bayerischen Ulanenregiments, stießen und geborgen waren.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Französische Einwohner beim Lesen der deutschen Generalstabsberichte in Lille.

Die Kämpfe um Les Eparges.

(Hierzu das Bild Seite 104/105).

Vergebens hatten die Franzosen während ihres in der ersten Hälfte des April unternommenen Durchbruchversuchs zwischen Maas und Mosel den deutschen Truppen die mit größter Tapferkeit verteidigten Höhenstellungen von Les Eparges und Combres am Abhang der Côtes Lorraines zu entreißen versucht. Alle ihre Angriffe scheiterten an dem festen Wall der deutschen Linie, und jedesmal flutete der Feind unter dem verheerenden Feuer unserer Artillerie und Maschinengewehre in seine Gräben zurück, während Tausende von Franzosen die blutgetränkte Walstatt deckten. Ende April und in den ersten Tagen des Mai, als die französische Angriffskraft erlahmt war, gingen die Deutschen zum Gegenstoß vor und entrissen dem 2. französischen Armeekorps nach erbittertem Kampf wichtige Stützpunkte zwischen Les Eparges und Hattonchâtel, die, an der nach Verdun führenden Grande Tranchée de Calonne gelegen, uns einen wirksamen Ausbau unserer gegen Verdun vorgeschobenen Stellungen ermöglichten. Es war daher vorauszusehen, daß uns die Franzosen in nächster Zeit das gewonnene Gelände wieder zu entreißen suchen würden, und wir machten uns gleich von Anfang an auf heftige Gegenangriffe gefaßt. Diese sollten nicht lange auf sich warten lassen. Als das 2. französische Armeekorps wieder Verstärkungen erhalten und sich von seinen Verlusten erholt hatte, wurde es zur Eroberung unserer neuen Stellungen bei Les Eparges ausersehen. Seit Mitte Juni kam Leben in die französischen Reihen, und wenn sich auch die Infanterie zunächst auf Plänkeleien beschränkte, so kündigte doch das überaus heftige französische Feuer aller Kaliber ein dort beabsichtigtes Unternehmen an. Am 20. Juni hielt der Feind die Wirkung seiner Artillerievorbereitung für ausreichend und schickte am Nachmittag seine Truppen zum Angriff gegen unsere Stellungen beiderseits der Tranchée vor. Mit überaus starken Kräften griffen die Franzosen einzelne, ihnen besonders wichtig erscheinende Punkte unserer Linie aus verschiedenen Richtungen an, und es gelang ihnen schließlich,



Phot. A. Grohs, Berlin.

Der große Platz in Lille mit der Säule zur Erinnerung an die Belagerung von 1792.



Österreichisch-ungarische Schützengräben in Südtirol.



Die Dreisprachenspitze am Stilfserjoch, wo die Grenzen Österreichs, der Schweiz und Italiens zusammenlaufen, mit Schweizer Soldaten.



Aufstieg einer Patrouille Tiroler Landesschützen.

einen Teil unseres vordersten Grabens zu nehmen und stellenweise sogar in die zweite Linie einzudringen. Sie wurden zwar bald wieder unter schweren Verlusten zurückgeschlagen, allein in den nächsten Tagen nahmen ihre Angriffe an Heftigkeit nur noch zu, wobei sich die Überlegenheit unserer Infanterie über die französische in glänzendem Lichte zeigte.

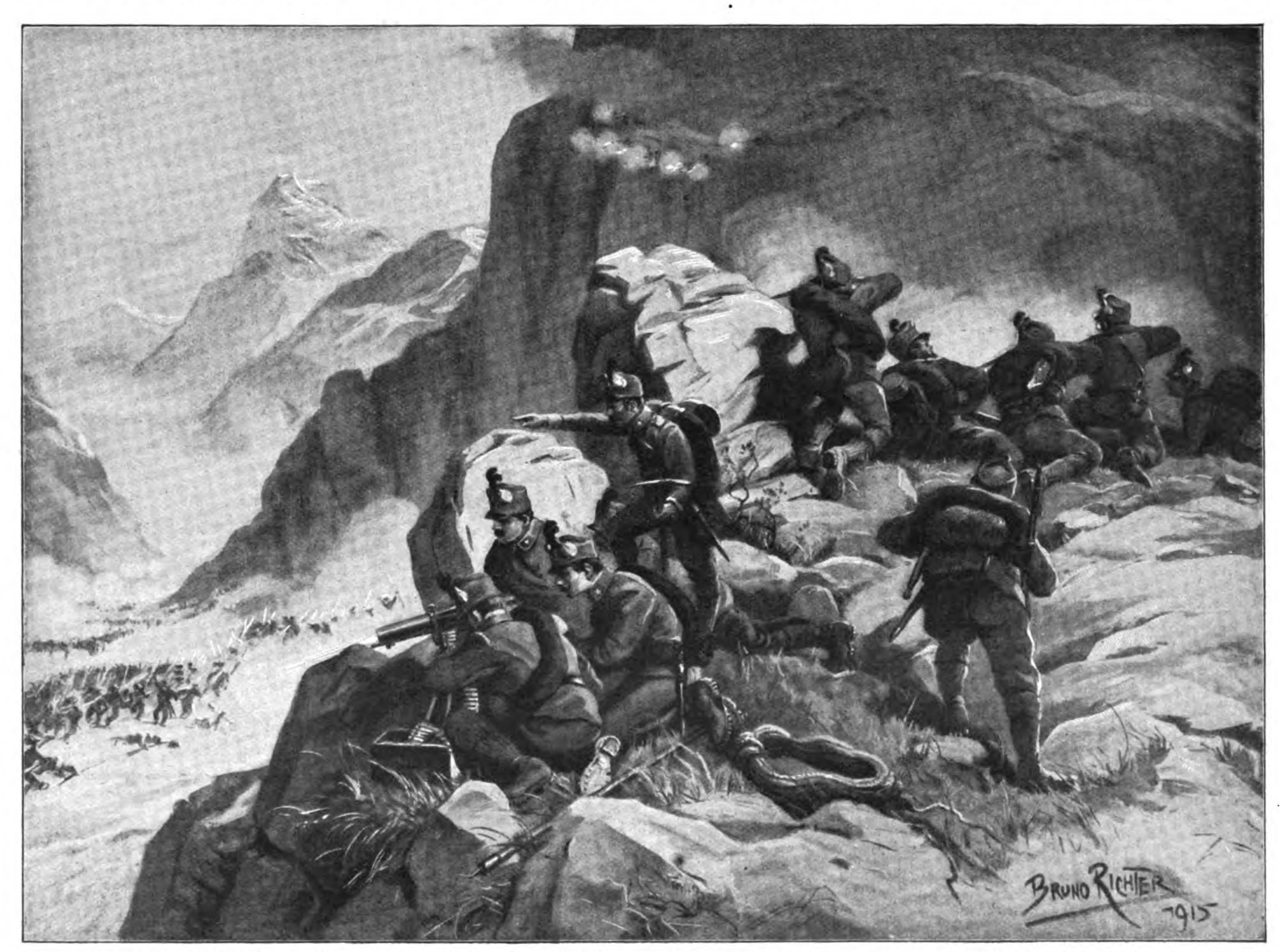
Damit waren aber die erbitterten Kämpfe der letzten Tage noch nicht zum Abschluß gelangt, denn die östlich von der Stätte unserer letzten Erfolge gelegenen Höhen von Les Eparges befanden sich noch im Besitz der Franzosen, die uns von dort aus unseren Geländegewinn leicht wieder streitig machen konnten. Am 26. Juni richteten wir daher unseren Angriff auf den bewaldeten Bergrücken, der nach dem im Tale gelegenen Dorf Les Eparges zu abfällt und auf dem die Franzosen seit längerer Zeit starke Befestigungen angelegt hatten. Der Feind schien an dieser Stelle einen Angriff gar nicht erwartet oder auch nur mit der Möglichkeit eines solchen gerechnet zu haben, denn ohne allzu große Verluste und dazu in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang es uns, die ersten feindlichen Stellungen im Sturm zu nehmen und in ununterbrochenem Vorgehen auch die dahinter liegende Hauptstellung zu erobern. Ein heftiger Nahkampf, bei dem Bajonett und Messer, oft auch das Schanzzeug eine Hauptrolle spielten, entspann sich, dem die Franzosen nicht lange standhalten konnten. Was nicht unserem Feuer und unseren Bajonetten zum Opfer fiel, flüchtete die steilen Hänge, über Felsen und Gestrüpp hinweg, nach Les Eparges hinunter, um sich wieder zu sammeln. Doch unsere Artillerie hatte ihr Augenmerk schon auf das Dorf gerichtet und versäumte nicht, es unter Feuer zu nehmen und die von Norden herführenden Straßen, auf denen französische Verstärkungen heranrückten, zu sperren. Das Feuer unserer Geschütze verfehlte sein Ziel nicht:

nach kurzer Zeit und unter furchtbaren Explosionen ging Les Eparges mit dem dort angehäuften Kriegsmaterial in Flammen auf, eingehüllt in pechschwarze Rauchwolken, die der Wind nach den französischen Stellungen trieb.

Tiroler Kaiserjäger im Kampf mit italienischen Alpini.

(Hierzu das untenstehende Bild.)

Schon wenige Tage nach Ausbruch des Krieges waren italienische Truppen, in erster Linie Alpini, in Tirol eingedrungen und hatten das vor der österreichischen Front liegende und ihnen freiwillig überlassene Gebiet besetzt. Dem Auge des Feindes unsichtbar, beobachteten die Tiroler Scharfschützen und Kaiserjäger hinter ragenden Felsgraten den Anmarsch der Italiener, die, als sie nirgends auf Widerstand stießen, sich in den Tälern unbehelligt fühlten und sich anschickten, die Berghöhen zu besetzen, da sie dieselben frei von österreichischen Truppen glaubten. Sie ahnten nicht, daß Tod und Verderben hinter den Felsen auf sie lauerte und daß es oft nur ein Häuflein kühner Leute war, das mehreren Kompanien standhielt und sie sogar unter schweren Verlusten zurückwarf. So hatte eine österreichische Patrouille in der Nähe des Lago di Campo im Gebiet der Adamellogruppe den Lagerplatz eines italienischen Bataillons festgestellt. Da beschloß Oberleutnant Innerhofer, der Kommandant einer Maschinengewehrabteilung, einen Feuerüberfall auf die nichtsahnenden Italiener auszuführen. Mit zwei Maschinengewehren und einem halben Zug Jäger brach er am 1. Juli auf. Vier Nächte — bei Tage konnte wegen der Gefahr einer Entdeckung nicht marschiert werden — dauerte der lange und beschwerliche Weg bis zum Lago di Campo, aber er gelang, ohne daß die Österreicher von den italienischen Posten bemerkt wurden. Am 5. Juli um halb drei Uhr morgens konnte die kleine Schar die Feuerstellung beziehen, vierhundert Meter über den nichtsahnenden Italienern, die ruhig in ihren durch den Nebel schimmernden Zelten schliefen. Mit fieberhafter Spannung erwarteten die Jäger den anbrechenden Tag. Sie hatten ihre Maschinengewehre hinter den Felsen in Deckung gebracht und genau auf den Feind eingestellt und sich so verteilt, daß sie das Lager im Tal unter Flankenfeuer nehmen konnten. Um vier Uhr, als eben die ersten Sonnenstrahlen die höchsten Zinnen der Berghöhen röteten, ließ Oberleutnant Innerhofer das Feuer eröffnen. Schon nach den ersten Schüssen brach unter den vollkommen überraschten Italienern eine furchtbare Panik aus. Oft nur mit Hemd und Unterhose bekleidet flüchteten die tapferen Alpini schreiend aus den Zelten und rannten Deckung suchend in ihre Schützengräben. Aber nur den wenigsten gelang es, diesen kurzen Weg von kaum hundert Schritten unversehrt zurückzulegen. „Denn ununterbrochen," so erzählt ein Mitkämpfer, „ratterten unsere Maschinengewehre, ohne Pause krachte das Einzelfeuer der Jäger, und jeder Schuß, der in die Reihen der wie wahnsinnig umherirrenden Italiener entsendet wurde, traf auch sein Ziel. Nirgends blieb dem Gegner eine Möglichkeit, zu entkommen." Erst die auf den Lärm der Schüsse herbeigeeilten Alpinikompanien, die ihren Lagerplatz unweit des Lago di Campo hatten, kamen überhaupt dazu, das Feuer zu erwidern, aber auch sie wurden durch die mörderische Arbeit der beiden österreichischen Maschinengewehre rasch vertrieben und flüchteten in voller Auflösung zurück. Über fünfzig Tote und etwa hundert Verwundete blieben auf dem Kampfplatz liegen. Dagegen verloren die Kaiserjäger nur einen Mann, der sich während des Gefechts aus seiner Deckung hervorgewagt hatte und von einem am Felsen abgeprallten Geschoß tödlich getroffen worden war; verwundet wurde niemand. Ohne jeden Zwischenfall konnte die tapfere kleine Schar unter Mitnahme des Toten ihren Ausgangspunkt wieder erreichen.



Tiroler Kaiserjäger weisen einen Angriff von Alpini und Bersaglieri auf den Monte Nero ab (Gebiet des Krn bei Tolmein).
Nach einer Originalzeichnung von Bruno Richter.

Die Kämpfe der Armee Linsingen am Dnjestr.

(Hierzu das untenstehende Bild.)

Während die Armeen Mackensen, Böhm-Ermolli und Erzherzog Joseph Ferdinand in rastlosem Siegeslaufe die Russen aus der starken Grodeklinie warfen und Lemberg wiedereroberten, hatten die deutschen Truppen des Generals v. Linsingen die wichtige Aufgabe, den Feind südlich von Lemberg über den Dnjestr zurückzudrängen und ihm im Bunde mit der österreichisch-ungarischen Bukowinaarmee unter General Pflanzer-Baltin die befestigten Stützpunkte bei der vielumstrittenen Stadt Halicz, bei Zydaczow und Zaleszczyki zu entreißen. Die Russen hatten es geschickt verstanden, die sanften Höhenzüge, die den Dnjestr umsäumen, zu befestigen und an den Übergängen wohlverteidigte Brückenköpfe anzulegen.

Schon am 24. Juni hatten deutsche und österreichisch-ungarische Truppen das südliche Ufer des Dnjestr bis Halicz vom Feinde gesäubert und bereits an verschiedenen Stellen den Übergang über den Fluß erzwungen. In der Nacht zum 25. Juni gelang dann ein Vorstoß in breiter Front in der Gegend von Bukaczowce, nordöstlich von Kalusz, der unter Überwindung der allergrößten Schwierigkeiten von württembergischen, ost- und westpreußischen Regimentern in glänzender Weise und mit vollem Erfolge durchgeführt wurde. Es war dies eine ganz hervorragende Leistung unserer wackeren Feldgrauen, denn das Gelände bietet hier dem Verteidiger des Stromes außerordentliche Vorteile und setzt ihn fast von selbst in die Lage, Übergangsversuche durch wohlgezieltes Feuer zu unterbinden und zu vereiteln. Doch unsere braven Truppen schrecken vor keinem Hindernis zurück, und todesmutig vollbrachten sie auch diese ungemein schwierige Aufgabe. Unter dem Schutze der kurzen Juninacht wagten sie das kühne Unternehmen; ein dichter Nebel, der im Morgengrauen die Wiesengründe und das Flußtal einhüllte, kam ihnen zu Hilfe und machte sie dem spähenden Auge des Feindes unsichtbar. Noch vor Tagesanbruch hatten die ersten Abteilungen den Dnjestr überschritten, und erst, als sie sich anschickten, die bewaldeten Höhen anzugreifen, wurden die Russen aufmerksam und verteidigten sich mit größter Zähigkeit. Sie hatten schleunigst neue Verstärkungen herbeigezogen und bestrichen nun die Ebene des Flußtals mit verheerendem Schrapnell- und Maschinengewehrfeuer. Unsere am weitesten vorgeschobenen Abteilungen gerieten dabei in harte Bedrängnis und mußten stellenweise wieder über den Dnjestr zurück, und gegen Mittag entspann sich ein äußerst erbitterter Kampf auf beiden Seiten, in dessen Verlauf unsere Truppen langsam, oft nur Schritt für Schritt, aber unaufhaltsam und unwiderstehlich vorrücken konnten. Sobald die Russen bemerkten, daß stärkere Massen den Dnjestr zu durchschreiten und an das nördliche Ufer zu gelangen suchten, richteten sie mit Vorliebe ihre Artillerie auf diese Punkte und nahmen sie unter verheerendes Kreuzfeuer. Trotz dieser Tod und Verderben sprühenden Hölle aber ließen sich unsere Braven keinen Augenblick zurückhalten. Ein glänzendes Beispiel solchen unerschütterlichen Heldenmuts gab ein westpreußisches Regiment, das den ganzen Tag hindurch bis über die Brust im Wasser stehend kämpfen mußte. Wohl sausten unablässig die Kugeln durch die Luft und schlugen klatschend in das Wasser ein, wohl sank mancher Kamerad, vom tückischen Blei getroffen, ins nasse Grab, wohl heulten schwere Granaten durch die Luft und wühlten den grünen Wiesenplan am jenseitigen Ufer auf — aber keinen bekümmerte das, kein Herz bebte und keine Hand zitterte. Ruhig, wie auf dem Exerzierplatz, laden sie ihre Gewehre, die sie sorgsam über Wasser halten, stellen sie das Visier und nehmen den Feind, der drüben am Saum des Hügels liegt, aufs Korn. Wer gerade kein Hüne von Wuchs ist, den hebt sein Kamerad auf die Schulter und trägt ihn durch die Flut. So durchschritten unsere Feldgrauen den Dnjestr und gelangten allmählich an das nördliche Ufer, wo sie hinter den Stämmen der Weiden und am Uferhang Deckung vorm Feind fanden, der nun von einer nach Westen vorspringenden Höhe sein beliebtes Flankenfeuer auf unsere Abteilungen richtete. Doch die tapferen Westpreußen, die fast den ganzen Tag oft bis an die Schultern im Wasser stehend gekämpft hatten, gruben sich dort mit Spaten und Schippe ein und arbeiteten sich an die feindliche Hauptstellung heran, die sie mit unwiderstehlicher Wucht stürmten und eroberten. Im Laufe des Nachmittags, als auch die Stadt Bukaczowce wieder in unseren Händen war, hatten wir an dieser Stelle das nördliche Ufer des Dnjestr in einer Breite von mehreren Kilometern völlig vom Feinde gesäubert und gegen unausgesetzte heftige Gegenangriffe behauptet. Unsere tapfere Südarmee hatte damit eine tiefe Bresche in die starke russische Dnjestrlinie geschlagen und einen Erfolg errungen, der sich der stolzen Reihe unserer glänzenden Siege in Galizien würdig angliederte.



Die Erzwing
Dnjestr-Üb
Nach einer Origin
A. Re

Proviantamtsverpflegung.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 107.)

„Tapfer sein mit leeres Magen ist sich unmöglich!“ soll ein ausgehungerter polnischer Student, der als russischer Infanterist tätig gewesen war, bei seiner Gefangennahme gesagt haben. Seither ist der Ausspruch bei manchen Truppenteilen im Osten zum geflügelten Wort geworden.

Die Beschaffung der nötigen Nahrung ist bei unseren Massenheeren eine schwierige Aufgabe, wenn man bedenkt,

daß beispielsweise ein einziges Bataillon zu 1000 Mann täglich 750 Kilogramm Brot, 375 Kilogramm Fleisch, 125 Kilogramm Reis, 25 Kilogramm gebrannten Kaffee und 25 Kilogramm Salz benötigt. Doch nützt die alleinige Beschaffung dieser Nahrungsmittel der fechtenden Truppe noch sehr wenig, wenn es nicht gelingt, ihr die Mengen rechtzeitig bis auf den Kampfplatz vorzuführen. Die ungeheuer große Beförderung der Lebens- und Futtermittel nach der Front muß dazu noch gleichzeitig mit Munitionsnachschub und Verwundetenzurückführung vor sich gehen, was zu einer großen Beanspruchung der Straßen, zu manchen Reibungen und Verzögerungen Anlaß gibt.

Das Vorbringen der Verpflegung zu den Truppenteilen bewältigen die Kolonnen. Ihre Ergänzung und Neufüllung geht bei den Ausgabestellen, Feldmagazinen und Proviantämtern vor sich. In die Räume und die Arbeit bei einem der letzteren führen uns die Abbildungen auf Seite 107.

Die Proviantämter dienen als eine Art Brot-, Futter- und Lebensmittelreserve zur Verpflegung der Truppen. Ihre Tätigkeit besteht im Beschaffen, Verwalten und Zubereiten von Naturalien und Viktualien sowie deren Ausgabe an die Truppen. Auf den nicht weniger wichtigen Teil ihrer Aufgabe, nämlich die Erlangung und Verwaltung der für die Zwecke der Bewirtschaftung nötigen Geldmittel, Unterbringungsräume und Geräte sei an dieser Stelle nur hingewiesen.

Schon die Abnahme der Rohstoffe erfordert peinlichste Aufmerksamkeit. Mit größter Sorgfalt wird in Gegenwart des Verkäufers das Gewicht festgestellt und die Ware sachverständig geprüft. Schlachtvieh wird stückweise übernommen und genau auf seinen Gesundheitszustand untersucht, um Massenerkrankungen durch Genuß schlechten Fleisches vorzubeugen.

Die Unterbringung und Aufbewahrung der Rohstoffe erfolgt in großen, sauberen Gebäuden. Die Körnerfrüchte werden in losem Zustand in übersichtlich geordneten Scheiben aufbewahrt. Der Jahreszeit, Bauart der Magazine, Witterung wird größte Aufmerksamkeit geschenkt. Die Scheunen, in denen das Rauhfutter lagert, bieten ein ganz anderes Bild. Der Fußboden ist mit trockenem Strauchwerk belegt, worauf das Rauhfutter gleichmäßig ausgebreitet und festgetreten wird. In anderen Hallen lagern Gemüse, Kaffee und Gewürze. Pyramidenförmig sind Hülsenfrüchte aufgestapelt, so daß der Luftzug möglichst Zutritt hat. In dickbauchigen Säcken stehen Reis, Kaffee und Salz bis zu einer Höhe von 2 Meter übereinander. Schmale Gänge führen dazwischen durch. Spiritus- und Petroleumkannen stehen abseits in einer geräumigen Ecke. Ein kurzer Gang ins Freie führt uns an den „Korpsstall" (siehe das erste Bild Seite 107), dem das Proviantamt täglich die erforderlichen Stücke entnimmt, die jedoch sofort wieder ersetzt werden. Rinder, Schafe, Schweine werden getrennt gehalten. Trotz der großen Anzahl sieht alles sehr sauber aus. Auch brauchen die Tiere während ihrer Galgenfrist keine Not zu leiden. Täglich zweimal werden sie getränkt und dreimal gefüttert. Welche Mengen dazu nötig sind, kann man sich leicht vorstellen, denn für jedes Rind, Schwein und Schaf werden täglich beziehungsweise mindestens 5000, 1750, 450 Gramm Hafer gerechnet. Für Abwechslung wird außerdem Sorge getragen.

Die Verarbeitung der Rohstoffe zerfällt in Vermahlen des Kornes, Brotbacken, Herstellung von Zwieback, Kaffeerösten, Schlachten, Pökeln, Räuchern und in Bereitung von Konserven. Bisweilen ist auch eine Küferei angegliedert, wie wir sie im zweiten Bilde sehen.

Einen Einblick in die Unterbringung und Aufbewahrung der fertigen Erzeugnisse gewährt das dritte Bild. Große, luftige Brotlagerräume dienen auch dem in Säckchen verpackten Zwieback als Aufenthaltsort bis zur Verwendung. Riesige Konservenberge sieht man in kühlen, trockenen Kellerräumen bis zur Decke reichen. Die Fenster und Luken sind verhängt, um die Sonnenstrahlen auszuschließen.

Ein reges Leben und Treiben herrscht bei der Naturalienausgabe. Unübersehbare Kolonnen warten auf die Verabfolgung von Brot und Furage gegen Quittung. Strohbünde zu 10 Kilogramm fliegen aus einer Scheuer und verschwinden ebenso schnell in den Wagen. Tiefgebückte Soldaten tragen schwere Kartoffelsäcke. Brotlaibe werden ausgegeben und aufgeladen. Jedes wird laut nachgezählt.

Eine Katze streicht miauend um meine Stiefel. Es ist keine gewöhnliche Katze. Sie steht in Staatsdiensten. Schon ihr Halsband kündet es: Kgl. Proviantamtskatze. Nahrungssorgen braucht sie sich nicht zu machen. Im Kassenfonds ist für sie unter den Nebenkosten der Proviantamtsordnung ein besonderes Katzenfuttergeld ausgesetzt.

Man sieht, bis auf die kleinsten Kleinigkeiten, die jedoch schwere Folgen nach sich ziehen könnten, wenn man sie nicht berücksichtigt hätte, ist alles aufs trefflichste geordnet und geregelt. Man kann ein modernes deutsches Proviantamt nach einer Besichtigung nicht verlassen, ohne die feste Überzeugung gewonnen zu haben, daß wir auch auf diesem hochwichtigen Gebiet der Verpflegung für Mann und Pferd Vorbildliches leisten und allen Anforderungen eines neuzeitlichen Krieges gewachsen sind.

...gung des ...ergangs.
...Zeichnung von ...ff.

Der Angriff der Armee Gallwitz im Narewgebiet.

Von Major a. D. Ernst Moraht.

(Hierzu die Kunstbeilage sowie die Bilder Seite 108—111.)

Nachdem unsere Truppen dem russischen Gegner im Februar und März dieses Jahres im Raume von Mlawa—

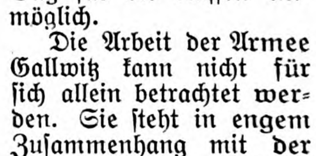
Prasznysz und bei Kolno klargemacht hatten, daß die preußische Grenze für ihn nicht mehr überschreitbar war, befanden wir uns auf russischem Gebiet in den Gouvernements Plock und Lomsha in der Verteidigungsstellung. In gut ausgebauten Erdwerken hielten wir uns den Gegner vom Leibe. Sonst aber hörte man aus diesem Kampfgebiet nur immer, daß die Lage unverändert sei.

Kurz nachdem in den Julitagen Generalfeldmarschall v. Hindenburg auf dem Posener Schloß mit dem Kaiser und dem Chef des Generalstabes, General v. Falkenhayn, zu wichtigen Besprechungen zusammengetroffen war, kam Leben in die deutsche Stellung zwischen Mlawa und Kolno. Zunächst ereigneten sich lebhafte Zusammenstöße in einigen Abschnitten der Bobr- und Narewfront. Diese gewaltige russische Verteidigungstellung mit ihren sieben starken Brückenköpfen zwischen Osowiec und Nowo-Georgiewsk gab den Russen die größte Zuversicht, ihre wichtige Zentralstellung zwischen Weichsel und Bug unbelästigt durch einen deutschen Vorstoß von Norden zu sehen. Es sollte anders kommen. Zunächst ließ General v. Gallwitz, dem auf diesem Flügel von Generalfeldmarschall v. Hindenburg der neue Angriff anvertraut war, die Werke von Osowiec am Bobr aufs neue unter heftiges Feuer nehmen. Der schwer zugängliche Brückenkopf hat seit August vorigen Jahres starken Angriffen widerstanden. Die Russen verlegten ihre Artilleriestellungen damals zwischen Wälder und Sumpfstrecken und sperrten den nächsten Weg auf den Eisenbahnknotenpunkt Bielostok.

Gleichzeitig mit dieser Einleitung des Angriffs setzte ein mächtiger Vorstoß bei Kolno, Prasznysz und Mlawa ein. Südlich und südöstlich von Mlawa hatten die Russen ihre Stellungen auf das raffinierteste ausgebaut. Sie schienen uneinnehmbar. Aber in glänzendem Ansturm nahmen unsere Regimenter gleich drei hintereinander liegende russische Linien, die den Raum zwischen Mlawa und Prasznysz sperrten. Hier war es auch, wo die Russen, um das ihnen drohende Verderben abzuwenden, ihre 14. Kavalleriebrigade (ein Regiment Kosaken und ein Husarenregiment) den Deutschen entgegenwarfen. Diese ließen, in einem Kartoffelacker liegend, die russischen Reiter bis auf 300 Meter herankommen und eröffneten dann ihr Schnellfeuer, das die Vernichtung fast der gesamten Brigade zur Folge hatte (siehe die Kunstbeilage). Prasznysz, das von Januar bis April schwer umstritten war und mehrmals den Besitzer wechselte, wurde von uns besetzt. Ein breiter Teil der russischen Front mußte weichen und zog sich auf die vorbereitete Stellung zurück, die längst zwischen Ciechanow und Krasnosielc ausgebaut war. Aber nur einen Tag durften die Feinde dort sich erholen, dann nahten schon wieder die angreifenden deutschen Truppen und erzwangen den weiteren Rückzug auf den Narew.

Zu derselben Zeit, in der unser Vorstoß im Raume von Mlawa—Prasznysz begann, setzte er auch im Raume von Kolno ein. Er nahm südwestliche Richtung und betätigte sich bei Nowogrod. Tausende von Russen wurden gefangen genommen, und dann marschierte General v. Scholtz, indem er fliehende Russen vor sich hertrieb, auf den Kanonendonner zu, der vom linken Flügel der bei Krasnosielc kämpfenden Truppen zu ihm herüberklang. Auf dem Schlachtfelde wirkten die vorher getrennt gewesenen Kolonnen der Deutschen zum Enderfolg zusammen.

Schon am nächsten Tage wurde die Verfolgung der zum Narew abziehenden Russen fortgesetzt. Es waren deutsche Reserve- und Landwehrtruppen, die den hartnäckigen Widerstand der russischen Nachhuten in dem wilden Wald- und Sumpfgelände nördlich des Narew gebrochen haben. So erreichte die Armee Gallwitz am 18. Juli schon die Narewlinie auf dem Raume südwestlich von Ostrolenka bis Nowo-Georgiewsk. Sämtliche Brückenköpfe der Narewlinie wurden von uns umklammert und die russischen Vorstöße blutig zurückgewiesen. Zunächst gelang es bei Roshan, dem Gegner näher auf den Leib zu rücken; dann sahen die Russen die Aussichtslosigkeit ihrer Gegenstöße ein und ließen ihre Festungen Roshan und Pultusk im Stich, nachdem sie vorher versucht hatten, unserem letzten unwiderstehlichen Ansturm standzuhalten. An diesen beiden Stellen wurde sofort der Übergang über den Narew ins Werk gesetzt, und schon am 24. Juli konnte der Fluß auf der ganzen Front von südlich Ostrolenka bis Pultusk überschritten werden. Die zuerst hinübergegangenen Truppenteile blieben im fortwährenden Vormarsch und näherten sich an demselben Tage bereits dem Bug. Unterdessen blieben die noch auf dem nördlichen Narewufer kämpfenden deutschen Truppenverbände nicht müßig. Am 26. Juli erzwangen sie auch oberhalb Ostrolenka den Übergang. Was bereits an deutschen Kolonnen am südlichen Narewufer sich befand, drängte den Feind unaufhaltsam gegen den Bug. Der rechte Flügel der Armee Gallwitz umklammerte, während Mitte und linker Flügel den Narew überschritten, von Tag zu Tag fester die große Verteidigungsanlage von Nowo-Georgiewsk und Segrshe. Dadurch wurde die Behinderung unseres Vordringens gegen den Bug für die Russen unmöglich.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Zwei Kriegsfreiwillige aus Bayreuth.

Die Arbeit der Armee Gallwitz kann nicht für sich allein betrachtet werden. Sie steht in engem Zusammenhang mit der übrigen großen strategischen Umklammerung der russischen Zentralstellung zwischen Weichsel und Bug. Aber die Armee Gallwitz hat in wenigen Tagen zu dem Enderfolg, an dem wir nicht zweifeln dürfen, wesentlich beigetragen. Durch sie ist die Bahnstrecke Warschau—Bielostok, eine Rückzugslinie für die Russen, unmittelbar bedroht. Durch sie ist die verhältnismäßig widerstandsfähige russische Narewarmee mehrfach empfindlich geschlagen. Durch sie ist das Hindernis des Narew in kühnem Anlauf beseitigt, so daß die Einklammerung der Russen zwischen Warschau und Brest-Litowsk eine viel engere wurde. Die Führung hat ihre Aufgabe in vollendeter Weise gelöst, und die Truppen haben durch Mut und Ausdauer den taktischen Erfolg in kurzer Zeit errungen und dabei eine Beute gemacht, die in dieser Kampfperiode unser östlicher Feind nicht ersetzen kann. Bis Ende Juli hatten wir 45000 unverwundete Gefangene, 14 Geschütze und 135 Maschinengewehre erbeutet. Die blutigen Verluste der Russen dürften, nach Erfahrungssätzen berechnet, die Zahl 100000 erreicht haben.

uf dem
ien Ko-

der zum
deutsche
nädigen
i Wald-
haben.
hon die
strolenka
Narew-
ussischen
; es bei
n; dann
stöße ein
n Stich,
gten un-
n beiden
rew ins
schon am
der Fluß
ront von
bis Pul-
werden.
ergegan-
eile blie-
iden Vor-
erten sich
ge bereits
terdessen
och auf
Narew-
deutschen
e nicht
. Juli er-
) oberhalb
Übergang.
deutschen
südlichen
befand,
nd unauf-
den Bug.
ügel der
umklam-
nd Mitte
ügel den
tten, von
fester die
ngsanlage
giewsk und
rch wurde
g unseres
gegen den
Russen un-

der Armee
nicht für
achtet wer-
in engem
g mit der
r russischen
Aber die
dem Erd-
wesentlich
Warschau—
unmittelbar
oiderstands-
geschlagen.
nem Anlaß
en zwischen
urde. Die
gelöst, und
en taktischen
Beute ge-
icher Feind
45 000 un
Maschinen
sen dürften
000 erreich



Niederlage der 14. russischen Kavall

Nach einer Originalzeichnung von



avallerie-Brigade bei Prasznysz.

von Professor Anton Hoffmann.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

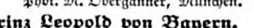
Nach den schweren Kämpfen in **Flandern** vom 3. Juni (Seite 22) blieb es auf diesem Frontabschnitt im Westen verhältnismäßig lange Zeit ruhig. Die Deutschen verharrten dort weiter in der Verteidigung und gingen wie bisher nur dann zu meist örtlichen Angriffsstößen vor, wenn die Sappenarbeiten und andere Vorbereitungen die Stellung des Gegners überfallreif gemacht hatten oder irgendwelche andere, von der örtlichen Lage abhängende Gründe, wie die Möglichkeit einer Frontverbesserung und ähnliche besondere Anreize, einen Vorstoß wünschenswert und erfolgreich erscheinen ließen. Zu dieser im ganzen abwartenden, nur gelegentlich kräftig zupackenden Kriegführung waren die Deutschen gezwungen, weil ihre Hauptkräfte noch durch die große Gesamtabrechnung im Osten gebunden waren. Die Feinde im Westen zögerten wegen der vielen schlechten Erfahrungen, die sie bei Versuchen zum Einbruch in die lebende Mauer der deutschen Truppen gemacht hatten, trotzdem immer wieder so auffallend mit der naheliegenden Verstärkung ihrer Anstrengungen, daß die Russen ihnen die Möglichkeit und Notwendigkeit erneuter Angriffsunternehmungen je länger desto deutlicher begreiflich machen mußten. Selbst der russische Generalstabsbericht wies ganz öffentlich und mit nicht zu übersehender Dringlichkeit mehrfach darauf hin, daß, da soundso viele deutsche Armeekorps aus der Westfront nach dem Osten verlegt worden seien, nun der geeignete Augenblick für eine Haupthandlung der Engländer und Franzosen gekommen sei, und darüber hinaus, daß die Russen nun endlich vollsten Anspruch auf die tatkräftige Hilfe der ihnen verbündeten Heere im Westen hätten.

In Flandern rafften sich die Engländer und Franzosen aber erst am 16. Juni wieder zu einem Angriff auf die Deutschen auf und drückten sie aus ihrer Stellung nördlich des Teiches von Bellewaarde sogar etwas zurück. Doch gelang den Deutschen sehr bald die fast vollständige Zurückeroberung der aufgegebenen Grabenstücke.

In der Folgezeit blieb die Kriegslage auf diesem Teile der Westfront besonders unbewegt. Deutsche Artillerie befeuerte gegen Ende Juni des öfteren die Festung Dünkirchen (siehe Seite 74). Am 22. wurden feindliche Truppenansammlungen auch bei den Ortschaften Bergues, Hondschoote, Furnes und Cassel durch die deutsche Artillerie gestört. Pariser Blättermeldungen zufolge wurde bei einer der Beschießungen Dünkirchens die dortige Eisenbahnstation im Hafen vollständig vernichtet und die Mole derart zugerichtet, daß es eine Zeitlang völlig unmöglich war, in Dünkirchen Truppen zu landen. Zwei Drittel der Bevölkerung waren während der Beschießung aus der Stadt geflohen.

Erst Anfang Juli erfuhren wir wieder etwas von den Kämpfen um Ypern. Am 4. Juli wurde nördlich der Stadt an der Straße nach Pilkem ein englischer Angriff abgewiesen. Zwei Tage später gelang es den Engländern, in einen unserer Schützengräben einzudringen, aber schon am Abend waren sie wieder daraus vertrieben. Am 10. Juli wiederholten sie ihren Versuch, sich in den Besitz der deutschen Stellung am Kanal zu bringen, aber auch diesmal mußten sie mit schweren Verlusten von ihrem Vorhaben abstehen. Am 12. gelang am Nordhang der Höhe 60 südöstlich von Ypern die erfolgreiche Sprengung eines Teils der englischen Stellung; auch Minensprengungen wurden in Flandern bald darauf mehrfach mit gutem Erfolg ausgeführt, so besonders am 14. Juli bei Wytschaete in Südflandern. Auch der Feind bediente sich fleißig dieses Kriegsmittels. Im Anschluß an eine Minensprengung bei Schloß Hooge östlich von Ypern setzten die Engländer am 19. Juli beiderseits der Straße Hooge—Ypern zum Angriff an. Er brach vor unseren Stellungen zusammen oder ward teilweise durch die deutsche Artillerie schon im Keime erstickt. Am 28. Juli schoß diese einen auf dem Furneskanal liegenden Prahm in den Grund, auf dem ein schweres Schiffsgeschütz eingebaut war. Ein Erfolg von größerer Wichtigkeit war den Deutschen am 30. Juli beschieden. Das am 3. Juni eroberte Hooge östlich von Ypern, von dem noch einige Häuser am Westrande des Ortes im Besitz des Feindes waren, wurde bis auf den letzten Rest im Sturme genommen; auch ein feindlicher Stützpunkt südlich der Straße nach Ypern geriet in deutschen Besitz. Die am selben Tage und tags darauf erfolgten Gegenangriffe des Feindes waren für ihn völlig ergebnislos. 4 Maschinengewehre, 5 Minenwerfer und etliche gefangene Engländer blieben in der Hand der Deutschen. An der in den Gräben des Feindes gefundenen Zahl Toter ließ sich die Größe seiner blutigen Verluste ermessen.





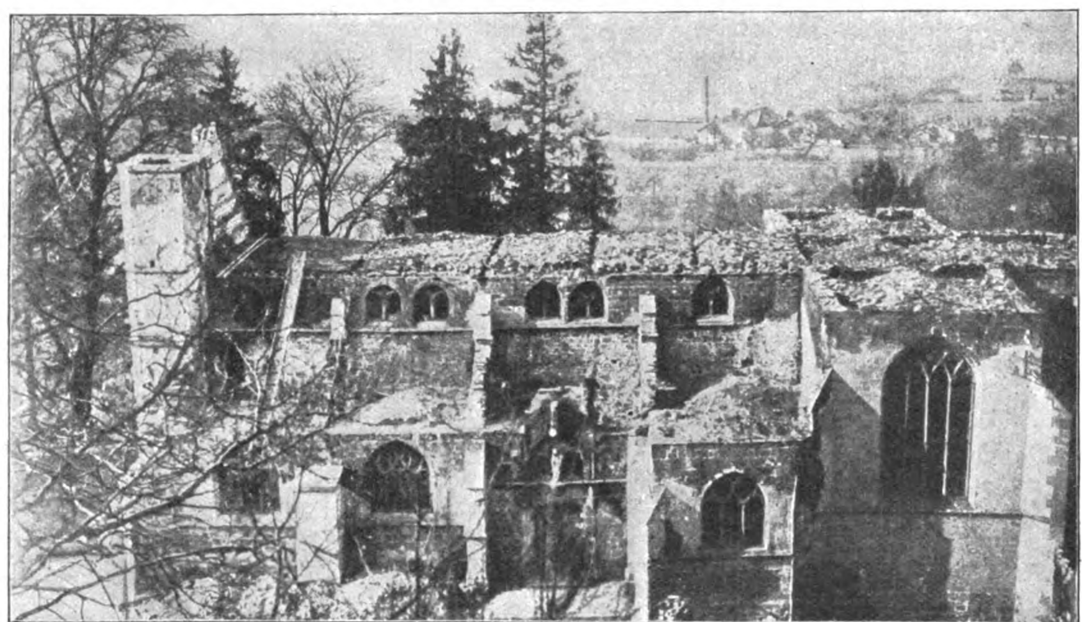
Phot. M. Oberganner, München.

Der Eroberer von Warschau: Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern.

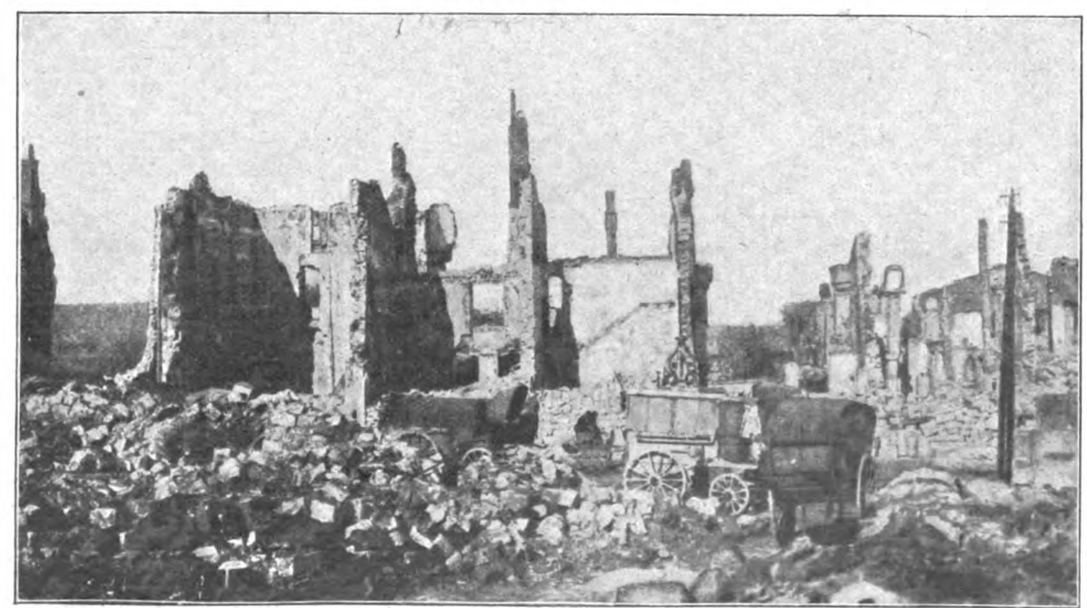
In **Nordfrankreich** herrschte auch im Juni und Juli regere Tätigkeit. Die Franzosen und die Engländer rafften sich zu neuen Durchbruchsversuchen auf. Nördlich des Kanals von La Bassée wurden am 16. Juni die Engländer



Blick über die Reste von Clermont in den Argonnen.



Die Kirche von Clermont.



In den Ruinen von Clermont.

Bilder vom Kriegschauplatz in den Argonnen.

Zerstörungen, vor denen wir in der Heimat durch unsere tapferen Feldgrauen bewahrt wurden.
Nach photographischen Aufnahmen der Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

von Westfalen und Sachsen im Handgemenge überwältigt und zu beschleunigtem Rückzug in ihre Stellungen gezwungen. Gegen die Front von westlich Liévin bis Arras richteten die Franzosen an diesem Tage fortgesetzt neue Angriffe und holten sich an der Lorettohöhe einen völlig zerschossenen Graben. Südlich Souchez gelang ihnen das Eindringen in die deutsche Stellung in einer Breite von 600 Metern; dagegen wurden sie an allen anderen Stellen blutig abgewiesen. Auch diesmal hatten die unter großem Munitionseinsatz und ohne Rücksicht auf die schwersten Verluste geführten Angriffe tatsächlich wieder mit einer Niederlage der Franzosen und Engländer geendet. Die für uns siegreichen hartnäckigen Nahkämpfe hatten erneut die zähe Tapferkeit und unerschütterliche Ausdauer der deutschen Truppen erwiesen. Am 17. Juni wurden die Angriffstruppen der Engländer fast völlig aufgerieben. Dagegen hatten die Franzosen an diesem Tage westlich von Angres beim Kirchhof südlich Souchez und nördlich Ecurie kleine Erfolge. Sie drangen in unbedeutende Teile der vorderen deutschen Stellung ein und gewannen auch hart nördlich der Lorettohöhe ein in umfassendem Feuer liegendes Grabenstück, das von den Deutschen planmäßig geräumt war. Nördlich von Arras erlitt der Feind dafür aber dennoch bedeutende Verluste an Gefangenen. Dort behielten die Deutschen 17 Offiziere und 647 Mann. Die blutigen Verluste der Franzosen gaben denen der Winterschlacht in der Champagne nichts nach. Die kleinen Gewinne wurden dem Feinde in den Kämpfen der nächsten Tage zudem auch noch wieder entrissen. Am 25. Juni wurden die noch in seiner Hand befindlichen Teile der deutschen Stellungen nördlich von Souchez und halbwegs Souchez—Neuville in heftigen

Nahkämpfen zurückerobert und die letzten Franzosen aus den deutschen Gräben geworfen. Angriffe frischer feindlicher Kräfte blieben fruchtlos.

Neben der Zitadelle von Arras stehende feindliche Artillerie war am 26. Juni das Ziel deutscher Artillerie; ein feindliches Munitionslager flog in die Luft. Überhaupt war Arras Ende Juni und Anfang Juli oft das Ziel der deutschen Artillerie, unter deren Beschießung der Norden und der Osten von Arras am schwersten mitgenommen wurden. Tagelang wüteten ausgedehnte Brände in der Stadt. Die Engländer büßten dabei ihre dort lagernden Hauptvorräte ein, wodurch sie in allen ihren Unternehmungen stark gehemmt wurden. Fortgesetzte Infanterie- und Artillerieangriffe des Feindes brachten keine Veränderung der Lage. Bei Angriffen in der Gegend von Souchez gelang es ihm am 14. Juli nur, ein Grabenstück südlich des Kirchhofs zu nehmen.

Nach der Juni-Juli-Schlacht bei Arras wurde von deutscher Seite ein Versuch gemacht, die von der französischen Regierung ihrem Lande ängstlich verschleierten französischen Verluste abzuschätzen. Dabei wurden unter anderem auch die Aussagen der französischen Gefangenen verwertet, deren Truppenverbände an den Kämpfen beteiligt waren. Die „Gazette des Ardennes“, ein Blatt, das unsere Heeresleitung für die Bevölkerung der von uns besetzten französischen Gebiete herausgibt, machte über den Gesamtverlust der Franzosen an Toten, Verwundeten und Gefangenen in der Schlacht bei Arras folgende Aufstellung:

3.	Armeekorps	15 000
9.	„	6 000
10.	„	10 000
17.	„	4 300
20.	„	10 500
21.	„	8 000
33.	„	11 000
48.	Division	6 000
53.	„	4 000
55.	„	3 500

Das macht also 78 300



Zerstörungen in Creil, einem Ort etwa 50 Kilometer von Paris, den deutsche Truppen im August 1914 erreichten.



Nieuport nach der letzten Beschießung.



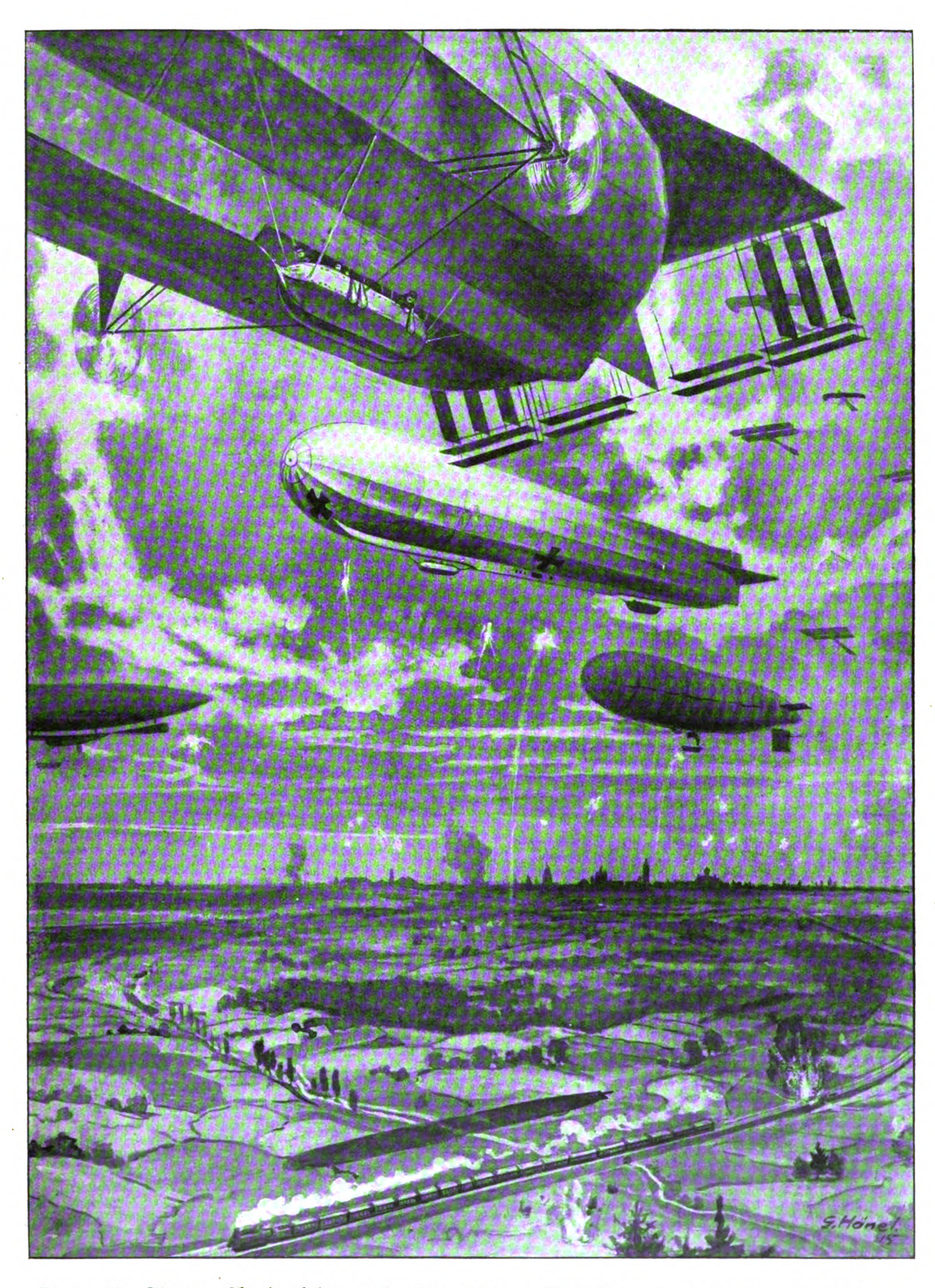
Eine Straße von Vausincourt.

Bilder vom westlichen Kriegsschauplatz.

Nach photographischen Aufnahmen der Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.



Warschau und Umgegend aus der Vogelschau.



Ein deutsches Flugzeuggeschwader belegt, um den Abmarsch der russischen Besatzung zu erschweren, die östlich von Warschau gelegenen Bahnlinien mit Bomben.

Nach einer Originalzeichnung von Georg Hänel.

Mann. Vergleicht man diese Zahlen, mit denen zweifellos die Verluste nicht zu hoch angegeben sind, mit dem Ergebnis, das die Kämpfe bei Arras gehabt haben, so kann man es durchaus begreiflich finden, daß die französische Regierung dem Volke die Größe der von ihm gebrachten Opfer nicht bekanntgibt.

Um die Mitte des Juli versuchten die Franzosen um Arras, durch Handgranatenangriffe zu einem besseren Ergebnis als vorher zu gelangen, aber auch diese waren vergeblich. Ebenso fügten die Sprengungen der Franzosen den Deutschen nur sehr wenig Schaden zu. Ein am 27. Juli von schlesischen Truppen gemachter Sturmangriff führte dagegen wieder zum Besitz einzelner früher vom Feinde besetzten Teile der deutschen Stellung. Bei dieser Gelegenheit gingen ihm auch 4 Maschinengewehre verloren.

Besonders viel machten in der Berichtszeit wieder die **Argonnen** von sich reden, die ja von jeher einer der interessantesten Kampfplätze der ganzen Westfront gewesen sind. Ja, man hört plötzlich so mannigfaltige, ins einzelne gehende Erzählungen und Berichte, daß das Publikum bisweilen nicht mehr die vielen Namen, die Einzelangriffe und ihre Sonderzwecke auseinanderzuhalten imstande ist. Unsere Leser werden es deshalb mit Freuden begrüßen, wenn wir zunächst eine kurze, übersichtliche Einteilung dieser Kämpfe vorausschicken, um nachher auf die fesselnden Einzelheiten näher und verständlicher eingehen zu können.

Über die Stellungen bis zum Januar kann man sich an Hand der Skizze Band II Seite 352 unterrichten. Diese diene gleichzeitig wegen ihres kleinen Maßstabes als Übersicht für die folgenden Erörterungen. Zeitliche und taktische Unterschiede verlangen eine getrennte Behandlung des Schlachtfeldes westlich Le Four-de-Paris und östlich des genannten Dorfes. Ersteres sind die Kämpfe zwischen dem 20. Juni und 2. Juli 1915, letzteres die vom 13. und 14. Juli 1915.

Auf dem Kampfplatz westlich, besser gesagt nordwestlich Le Four-de-Paris waren die Deutschen bis an die französischen Stellungen (siehe Skizze Seite 134 oben) Labordère, Central, Cimetière, Bagatelle, Eselsnase, Storchennest, Rheinbabenhöhe, Sankt-Hubert-Rücken gelangt. Diese lagen alle auf einem großen, langen von Servon nach Pavillon Bagatelle streichenden Höhenzug, waren teilweise stockwerkartig mit ausgeklügelter Feuerunterstützung der flankierenden Maschinengewehre angelegt und wurden in ihren Verbindungsgräben nirgends, auch nicht von dem tief eingeschnittenen Charmebachtal unterbrochen, so daß die Schützengrabengruppen ein zusammenhängendes großes Netz bildeten. Der Wert, den die Wegnahme einer derartig überragenden Höhenstellung den Deutschen bringen würde, lag vor allem darin, daß die Franzosen in das allmählich abfallende Biesmetal gedrängt wurden, also günstigstenfalls auf den Berghängen sich noch halten konnten, während wir die Gipfel in unserer Hand hatten. Der Einwendung, daß in einem dichten Waldgebiet überragende Stellungen nicht den taktischen Wert hätten, wie in offenem Gelände, muß man entgegenhalten, daß bereits große Teile der dortigen Waldbestände durch die Granaten in Grund und Boden getrommelt sind.

Die gründlichen Vorbereitungen zu dem neuen militärischen Unternehmen gegen derartig starke Feldbefestigungen brauchten Zeit bis Mitte Juni. Minenstollen wurden unterirdisch vorgetrieben, Sappen an der Erdoberfläche mühsam vorwärts gegraben, Munitions-, Sprengmunitions- und Materialbestände häuften sich an (siehe die Zeichnung Seite 135). Den Franzosen wurden diese Maßnahmen des Generals v. Mudra unheimlich. Sie zogen neben den schon dort befindlichen Truppen des 32. Armeekorps noch eine neue Infanteriedivision Nr. 126 und die 150. Infanteriebrigade in dem kleinen Abschnitt der Westargonnen zusammen.

Ein vorbereitender Angriffsstoß wurde am 20. Juni gegen die französischen Stellungen in der rechten deutschen Flanke geführt, um uns dort die nötige Ellbogenfreiheit zu sichern. Er richtete sich gegen die starken Stellungen an der Straße Vienne-le-Château—Binarville sowie gegen das Werk Labordère. Es war ein klarer, heller Morgen. Deutlich waren die drei Stufen der übereinanderliegenden feindlichen Gräben zwischen den vielen kreuz und quer gestürzten Baumstämmen zu sehen. Der Abstand betrug nicht viel mehr als 100 Schritt, während vor dem Werke Labordère das Unterholz mit alles überwucherndem Dorngestrüpp die Aussicht auf 10 Meter im Umkreis beschränkte. Um so wertvoller waren die Meldungen über die feindliche Stellung. Nacht für Nacht hatten sich Erkundungspatrouillen wie Katzen vorgeschlichen, bis man endlich alles wußte, was man wissen wollte. Im Tale hatte der Gegner ein 30 Meter breites Drahthindernis angelegt, das von oben her nicht einzusehen gewesen war und sich an einen breiten Wassergraben anschmiegte. Blockhäuser, Maschinengewehrgräben, Postenlöcher, Stolperdrähte mit Klingelzügen, Sappenköpfe — alles war gemeldet und sauber in unsere Karten eingezeichnet worden. Nun schoß unsere Artillerie danach. Punkt vier Uhr vormittags begann das Heulen in der Luft, das Knallen und Krachen des Abschusses oder Einschlages. Auch die Minenwerfer mischten sich ein und halfen wacker mit. Dicke Rauchschwaden lagern über den feindlichen Gräben. Man kann sich vorstellen, wie die Besatzung sich zitternd in die Unterstände flüchtet und auf ihren Tod wartet. Sie weiß natürlich nach den ersten Schüssen sofort, daß sie verloren ist. Dort wirbelt ein langer Balken haushoch in die Luft, Bretter fliegen rings um die Einschlagstelle auf. Kein Zweifel: es ist ein Volltreffer in einen Unterstand; zwischen acht und zwanzig Franzosen liegen dort zerfetzt, begraben, zerquetscht. Schon wieder dasselbe Schauspiel... Nochmals... Immer wieder...

„Wir machen ihnen höllisch heiß," sagt der Argonnenkämpfer einfach. Er ist es gewohnt. Er sieht die Bewegung und das Zucken der schwarzen Körper dort drüben, wo das Artilleriefeuer eine Feuersperre gelegt hat, um die Reserven am Vorstürmen zu hindern. Er wartet ruhig bis acht Uhr dreißig Minuten vormittags. Da kommt die Zeit für die Arbeit des Infanteristen. Der Sturm bricht los. Hei, welche Lust! Hinüber zu den qualmenden, schwelenden Trümmern! Hinein in die Granattrichter, zu denen der feindliche Graben zerhackt ist! Wenig Überlebende findet man. Sie sind schneeweiß und ihre Nerven völlig gebrochen. Nur drüben im Walde flackert ein Nahkampf auf. Die Artillerie konnte hierher nicht

Angriffslinie der deutschen Heere zwischen Narew, Weichsel und Bug am 9. August 1915 (zu dem Artikel S. 135).

richtig wirken. Jedes Blockhaus, jede Schießscharte, jeder Unterstand wird einzeln angegriffen und genommen. Ein Leutnant legt sich flach auf das Dach eines Blockhauses und wirft, unbekümmert um das auf ihn niederhagelnde Feuer, seine Handgranaten durch die Schießscharten hinein, bis es drinnen still wird. Dann streckt auch er sich aus. Die feindliche Kugel hat ihn seinen Triumph nur eben noch auskosten lassen. Andere Offiziere springen mit wenigen Leuten in unversehrte, verborgene rückwärtige Gräben und rollen sie mit Hilfe von Handgranaten nach beiden Seiten auf, bis sie ihren Heldenmut mit dem Heldentod besiegeln. Erst gegen acht Uhr abends bringen neu eingesetzte deutsche Kompanien eine rasche Entscheidung. Der größte Teil des Werkes Labordère und die ganzen Stellungen beiderseits der Straße Vienne-le-Château—Binarville sind trotz heftiger Gegenangriffe in deutscher Hand. Der vorbereitende Angriff ist geglückt. Wir haben Ellbogenfreiheit für den Hauptstoß. Die Beute betrug 7 Offiziere, 627 Mann, 6 Maschinengewehre, 15 Minenwerfer, über 1000 Gewehre und eine Unmenge Gerät, Waffen, Munition und Verpflegungsvorräte.

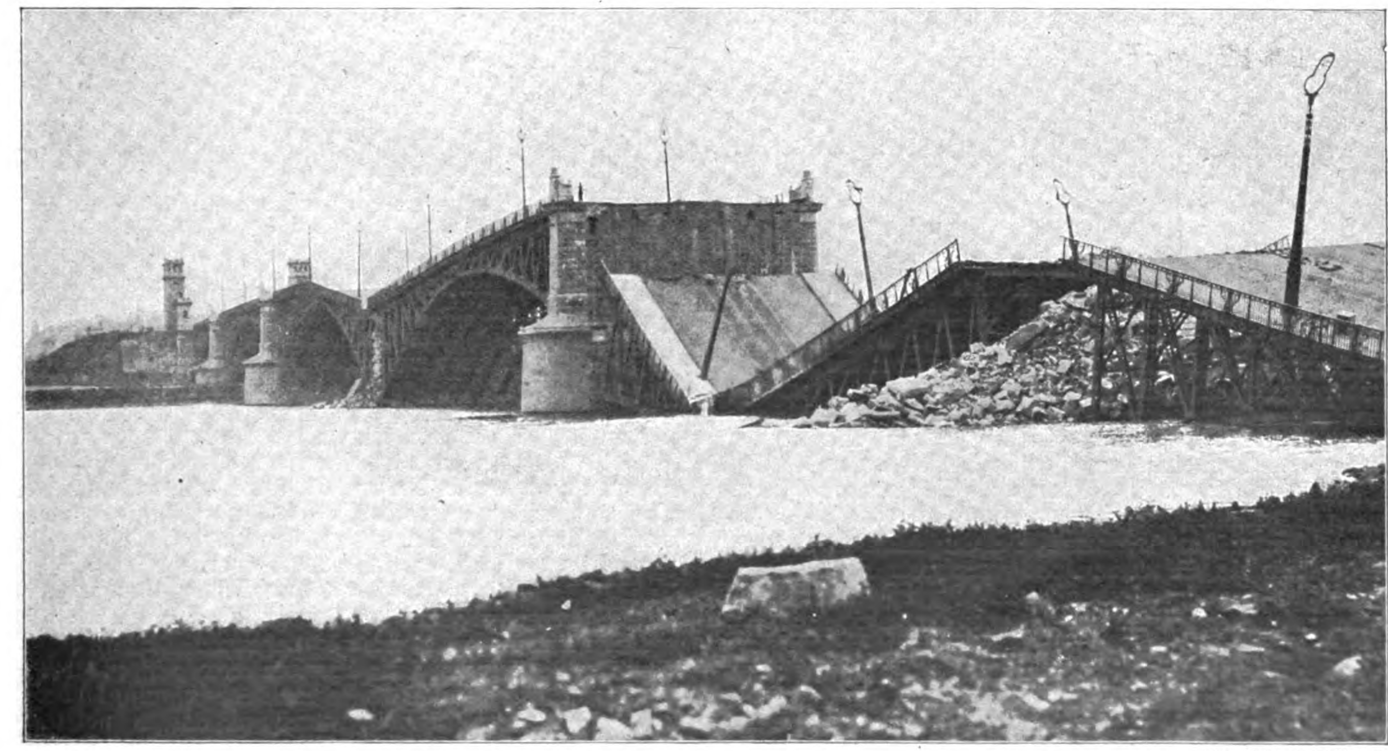


Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Die erste Bekanntmachung des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern an die Einwohner von Warschau.

Sie begann mit den Worten: „Eure Stadt ist in deutscher Gewalt, aber wir führen Krieg nur gegen feindliche Truppen, nicht gegen friedliche Bürger. Ruhe und Ordnung sollen gewahrt, das Recht geschützt werden. Ich erwarte, daß Warschauer Bürger keine feindlichen Handlungen unternehmen, dem deutschen Rechtsgefühl vertrauen und den Anordnungen unserer Truppenbefehlshaber Folge leisten werden . . .“

Unter andauernden feindlichen Gegenstößen, die jedoch alle abgeschlagen wurden, nahte der 30. Juni, der Tag der Hauptentscheidung. Als Angriffsziel wurde nochmals der Rest des Werkes Labordère befohlen neben den Werken Central, Cimetière, Bagatelle, Eselsnase, Storchennest, Rheinbabenhöhe, Sankt-Hubert. Fünf Uhr fünfzehn Minuten vormittags begann die Kanonade und das Feuer der Minenwerfer auf das Werk Central, und gleichzeitig donnerten auch vor den anderen Werken die deutschen Geschütze mit furchtbarem Erfolg. Handgranaten- und Minenlager fliegen in die Luft. Die Gräben werden fast völlig eingeebnet. Granate kracht dicht neben Granate. Es ist ein planmäßiges Umpflügen des Bodens, der die feindlichen Stellungen trägt. Schon während dieser Artillerievorbereitung wird die Gelegenheit an einzelnen Stellen benutzt, um Sturmgassen in die Hindernisse zu schneiden oder kleinere Handstreiche auszuführen an Stellen, wo die Artillerie nicht schießen kann, weil die Gräben einander zu nahe sind. So wurde beim Werk Central von einer Sappe aus, die bis auf 8 Meter an die gegnerischen Gräben herangetrieben worden war, folgender Handstreich versucht und glücklich zu Ende geführt. Es galt aus dem angeführten schießtechnischen Grunde die nahe gelegenen Vorstellungen unschädlich zu machen, bevor sie beim späteren Sturm flankierend gegen die links und rechts davon vorgehenden Sturmkolonnen wirken konnten. Sappentrupps von der Stärke 1 Offizier, 1 Unteroffizier und 16 auserlesene Infanteristen sowie 1 Pionierunteroffizier und 4 Pioniere führten die schwierige Aufgabe aus. Wie gefährlich diese



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Die von den Russen auf ihrem Rückzug gesprengte große Weichselbrücke, die Hauptverkehrsader zwischen Warschau und Praga.

Arbeit war, kann man nachfühlen, wenn man bedenkt, daß die Tapferen jederzeit gewärtig sein mußten, einen Querschläger, eine Granate, eine Handgranate in die deutlich sichtbaren Sappenspitzen zu erhalten oder bei etwaiger Unterminierung in die Luft zu fliegen! Doch die schwersten Sekunden standen ihnen noch bevor! Mit ohrenbetäubendem Krachen schlugen die Geschosse der deutschen Minenwerfer wenige Meter vor den eigenen Mannschaften ein. Steinsplitter, Erdklumpen und Geröll kamen bis auf die Sohle des Grabens geflogen. Kein Wunder, daß die Leute sich bisweilen klopfenden Herzens und schweißtriefend an die Böschungen preßten. Ihre Zeit zum Sterben war noch nicht gekommen, und gerade diese lebensgefährliche Beschießung sollte ihnen das Leben retten. Kaum war nämlich wieder eine schwere Mine drüben geplatzt und hüllte alles noch in dichten, dunklen Rauch, als sie aufschnellten, noch einige Handgranaten im Laufen blitzschnell in den Gegengraben warfen, durch eine erkundete Lücke kamen die Kameraden dahergerannt. Ein prachtvoller Anblick für ein rechtes Soldatenherz! Die Werke Central und Cimetière werden im Augenblick bis über die hinteren Gräben hinaus überrannt. Ebenso der Schwarze und Rote Graben des Bagatellewerkes und der Eselsnase. Erst der Grüne Graben verursachte eine Stockung, da feindliche Maschinengewehre die Reihen der Deutschen vom Sankt-Hubert-Rücken aus in der Flanke stark lichteten und beim Sturm des Königs-Infanterieregiments Nr. 145 über den Charmebach mancher Kamerad nie mehr aufstand, wenn ihn das tückische Geschoß zu Boden geworfen hatte. Besonders das Storchennest, die Rheinbabenhöhe und Sankt-Hubert waren recht widerstandsfähige Franzosennester. Immer wieder kamen von dort Gegenstöße. Man mußte sich damit begnügen, sie abzuwehren und in der inzwischen hereinbrechenden Nacht die Stellungen genau zu erkunden, die die Franzosen mit fieberhafter Eile trotz ihrer zerrissenen, durcheinandergewürfelten Truppenverbände verstärkten.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Der Schloßplatz von Warschau mit dem alten polnischen Residenzschloß, das nach Besetzung der Stadt durch die Deutschen seitens der Russen von Praga aus besonders heftig beschossen wurde.

im Drahtverhau durchschlüpften und in den feindlichen Graben hinuntersprangen. Die Besatzung war von dem Besuch so überrascht, daß sie schleunigst Reißaus nahm. Vielleicht mochten sie auch leicht verwundet worden sein und deshalb wenig Lust zum Weiterkämpfen haben, denn am Boden lagen mehrere Tote oder wimmernde Schwerverletzte. Man hatte anfangs keine Zeit, sich um die Verletzten zu kümmern, denn spanische Reiter und ähnliche Drahtwalzen lagen im Graben. Sie wurden hinausgeworfen, um den Weg freizumachen. Es war höchste Zeit, denn schon nahten sich französische Verstärkungen, die entsetzt hinter die Schulterwehren zurückprallten, als sie die Deutschen schon im Graben sahen. Inzwischen erhob sich draußen an der ganzen Front ein wütendes Kleingewehrfeuer. Es war acht Uhr fünfundvierzig Minuten vormittags, die Zeit des allgemeinen Sturmes. Das Artilleriefeuer schwoll noch einmal rasch an, dann tönten die Aufschläge aus weiterer Ferne herüber — das Feuer war auf die rückwärtigen Stellungen verlegt worden. Mit umgehängtem Gewehr, Handgranaten, Rauchmasken und Schutzschilden

„Man muß den neuen, letzten Angriff um einen Tag verschieben, die Ostwerke sind noch nicht ganz sturmreif", lautete der Entschluß des deutschen Führers. Während die Artillerie sich ihrer neuen Aufgabe widmete, wurden die Leichen geborgen, Wasser und Lebensmittel herangeführt, Sturmmaterial herbeigeschafft.

Am 2. Juli begann das wilde Ringen von neuem. Für die Deutschen war es ein neues Atemholen, für die Gegner ein letztes Aufflackern. Artillerie und Minenwerfer arbeiteten wieder unermüdlich. Erst um fünf Uhr nachmittags begann der Sturm auf die Rheinbabenhöhe. Um sieben Uhr dreißig Minuten ist kein Franzose mehr auf dem Sankt-Hubert-Rücken. Auch aus dem Grünen Graben wurden die Franzosen geworfen, obwohl sich ihre 42. Division anerkennenswert tapfer und zäh behauptete. Taktik siegte hier über die Gewalt. Eine aus württembergischen König-Karl-Grenadieren Nr. 123 bestehende Kampfgruppe durchbrach nämlich um fünf Uhr dreißig Minuten nachmittags die feindliche Stellung (siehe die Kunstbeilage) in Richtung auf das Wegekreuz nördlich von La Harazée



Die Württembergischen König Karl-Grenadiere Nr. 123 durchbrechen die feindliche Stellung nördlich von La Harazée in den Argonnen.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.



Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Einzug des Prinzen Leopold von Bayern in Warschau am Vormittag des 9. August 1915.



Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Prinz Leopold von Bayern (×) mit dem jetzigen Gouverneur von Warschau, General v. Scheffer-Boyadel (××), nimmt auf dem Sachsenplatz vor der russisch-orthodoxen Kirche in Warschau die Parade über seine Truppen ab.

und kam damit der Besatzung des Grünen Grabens in den Rücken. Das war der Todesstoß für diese letzte feindliche Stellung. Ein schreckliches Kesseltreiben beginnt, denn unsere 67er und 145er dringen schon in die Front des Grabens ein. Stolz und heldenhaft fällt dabei der Kommandeur der eingeschlossenen Franzosen, Major Remy vom Regiment 151, ohne sich zu ergeben.

Der Kampflärm verstummt allmählich. Nur das Jammern und Wimmern der vielen französischen Schwerverwundeten, denen man nicht sofort Hilfe bringen kann, stört die Stille der Nacht und das emsige Spatenklappern der Sieger, die sich neu eingraben, um allen Gegenangriffen mit Ruhe entgegensehen zu können.

Wenige Tage später, am 9. Juli, waren Abordnungen sämtlicher an den ruhmvollen Kämpfen vom 20. Juni bis 2. Juli beteiligten Regimenter, etwa 2000 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, südöstlich Lançon am Rande der Argonnen zu feierlichem Dankgottesdienst (siehe Bild Seite 88) in stiller Waldschlucht vereint, um dem obersten Lenker der Schlachten die Ehre zu geben und im Namen des Kaisers durch den hohen Armeeführer die wohlverdienten Eisernen Kreuze zu empfangen. Als der Divisionsgeistliche in zündender Rede darauf hinwies, daß der herrliche Siegeszug im Osten nur möglich geworden sei, weil in dem festgefügten Bollwerk des Westens nie verzagte, treue, schlichte Helden in unerschütterlichem, nimmermüdem, selbstlosem Kriegstum den unaufhörlichen Angriffen der überlegenen Feinde eiserne Schranken setzten, und daß selbst diese Leistungen durch die letzten kühnen und erfolgreichen Kämpfe in den Argonnen übertroffen seien, da leuchteten auf den hart gewordenen Soldatengesichtern all der Tapferen Befriedigung und Dank gegen die Vorsehung, die sie zu dieser blutgetränkten, ehrenvollen Walstatt geführt hatte. Reiche Anerkennung zollte auch der Kronprinz in knappen Worten dem mustergültigen Verhalten der erprobten Truppen, die nach monatelangem Stellungskampfe altpreußisches und württembergisches Draufgehen nicht verlernt hätten und die einst in frischem, allseitigem Angriff erneut dem Feinde entgegenzuführen sein Herzenswunsch sei. Diesen Wunsch bekräftigte er mit einem dreifachen Hurra auf Ihre Majestäten den Deutschen Kaiser und den König von Württemberg. —

Während also in den Kämpfen vom 20. Juni bis 2. Juli die Franzosen aus ihren guten Höhenstellungen gegen das Biesmetal geworfen wurden, waren unsere Truppen östlich Le Four-de-Paris (siehe die Skizze Band II Seite 352) nicht untätig, sondern sammelten ihre Kräfte und Vorräte für einen wohlvorbereiteten Angriff gegen die beherrschende Höhenstellung 285 und den sich daran anschließenden Höhenzug La Fille-morte in den Ostargonnen (siehe Skizze Seite 134 unten). Die Franzosen dagegen wollten im Gegenstoß den Geländeverlust vom 20. Juni bis 2. Juli wieder einbringen, und dazu sollte ihnen der Hauptsturm am 14. Juli verhelfen.

Die feindlichen Stellungen lagen in den Ostargonnen den deutschen Gräben auf meist nicht mehr als fünfzig Schritt gegenüber. Teilweise verringerte sich der Abstand auf zwanzig. Wir lagen am Hang; die Franzosen schossen von oben in unsere Stellungen, hatten gute Beobachtungsmöglichkeit, freies Schußfeld und gedeckte rückwärtige Verbindungen. Kein Wunder, daß den deutschen Truppen ihre Stellung auf die Dauer nicht paßte. Doch stand zwischen Angriffslust und Ausführung die Feldbefestigungskunst der Franzosen, die vorerst nicht mit Mut und Tapferkeit, sondern nur mit technischen Hilfsmitteln beseitigt werden konnte. 3 Meter tief lagen die feindlichen Gräben im Boden, unkenntlich gemacht durch die hohen Farnkräuter ringsum und das Dorngestrüpp, das der Feind teilweise eigens auf die feindlichen Brustwehren eingepflanzt hatte, um sie der Umgebung anzupassen. Ein Netz von Verbindungsgräben zwischen Schützen-, Deckungs- und Reservegräben ließ eine gedeckte Befehlsübermittlung zu und erlaubte ein rasches, unbemerktes Verschieben der Truppen von einem Graben, einer Stellung zur anderen. Starke Balken, gut geflochtene Zweigbündel, Drahtmaschenwände, Mauern aus Ziegel oder Beton hatten eine vorbildlich ausgebaute Stellung entstehen lassen, die mit den ein bis zwei Meter starken Eindeckungen der Unterschlupfe, ihren alle fünf bis sechs Schritt angebrachten starken Schulterwehren, ihren vielen Blockhäusern und Maschinengewehrständen einer kräftigen Beschießung und einem heftigen Ansturm wohl gewachsen schien. Die Armierung war entsprechend reichhaltig. Leichte und schwere Batterien hatten sich im Walde gut zugewachsen aufgestellt, Bronzemörser, Minenwerfer, Revolverkanonen standen in den Gräben.

Schon am 11. Juli sollte nach späteren Gefangenenaussagen der französische Hauptsturm in Szene gesetzt werden. Er wurde verschoben und endgültig auf den 14. festgesetzt, mit einer Angriffsstärke von acht Divisionen.

Der trübe, kühle Morgen des 14. Juli dämmert. Ein einzelner deutscher Mörserschuß kracht aus der Batteriestellung weit hinten, schlürft hoch über die Gräben hinweg und wirft krachend drüben einen riesigen Sprengtrichter auf. Das war der Anfang. Denn plötzlich bricht die Hölle los in gewaltigem Tosen. Das Zuschauen wird jedoch bald vergällt durch die französischen Batterien, die wacker Rede und Antwort zu geben scheinen. Der Boden zittert. Erdfontänen spritzen auf. So unaufhörlich, so rasch nacheinander, so dicht nebeneinander, daß man in ein wogendes Meer zu blicken meint. Derartig hebt und senkt sich die Erdoberfläche. Dort spritzt es hoch auf! Da wälzt sich eine Rauchwolke träge zerfließend nach der Seite. Die nächste mischt sich mit ihr. Es brodelt, wogt und quillt überall, ein dunkles, verschlingendes Chaos. Frohlockend merkt man allmählich, wie unsere Artillerie die Feuerüberlegenheit gewinnt. Täuscht man sich nicht? Das bedeutet für unsere braven Soldaten „weiterleben". Denn der Sturm ist eine Kleinigkeit gegen dieses Artilleriefeuer. Es wäre zu schön, um es gleich zu glauben.

Doch es ist wirklich so! Um acht Uhr vormittags können am linken Flügel, etwa in der Mitte zwischen Höhe 285 und 263, die 5. Jäger durch die feindlichen Verhaue brechen. In sieben Minuten sind die drei ersten Gräben überrannt. Die Besatzung wird eingeschlossen und scheidet aus dem weiteren Gefecht aus. Um elf Uhr dreißig Minuten vormittags ertönte eine gewaltige Entladung. Tapfere Pioniere hatten an anderer Stelle unter wütendem Handgranatenhagel unbekümmert in ihrer Sappe dicht bei der feindlichen Stellung eine doppelte Sprengladung angebracht. Sie explodierte zur rechten Zeit. Es war der Augenblick des deutschen Sturms auf das ganze Schützengrabengewirr. Die Hindernisse werden vollends zerschnitten, mit kühnem Sprung geht es in die Gräben. Es ist kein Halten mehr. Bis auf den Höhenkamm dringt die unaufhörliche Flut der deutschen Kämpfer. Der Kamm wird teilweise überschritten im tollen Draufgängertum bis nach Vallée-des-Courtes-Chausses. Ein kleiner Teil stürmt noch weiter. Sie haben sich ein verwegenes Ziel gesetzt, die feindlichen Geschütze im Grund. Ob sie wissen, daß ihr Bataillon sich schleunigst auf der Höhe La Fille-morte sammelt, ob sie wissen, daß sie weit über den Angriffsplan hinaus handeln? Der Ehrgeiz hat sie gepackt. Die Geschütze wollen sie in die Hand bekommen. Koste es, was es wolle! Jetzt sind sie dort! Vier leichte und vier schwere Geschütze stehen vor ihnen. Hand anlegen! Zurückschaffen! — Es geht nicht. Sie sind viel zu schwer. Schon zieht der Gegner seine Truppen in der Ferne zum Gegenstoß zusammen. Axte, Spaten, Beilpicken schlagen klingend in das Kanonenmetall. Sie sind zu schwach. Richtvorrichtungen, Verschlüsse werden heruntergerissen. Die Kanonen müssen unbrauchbar werden! Einige Handgranaten in die Rohre! Das hilft! Es ist auch höchste Zeit. Nun heißt es Fersengeld geben. Es ist heute keine Schande. Doch wird noch rasch an einer anderen Stelle ein Motor gründlich zerstört, der Preßluft in die Minenstollen führt. Schon kommt der Gegenstoß. Er wird blutig abgewiesen.

Nicht viel länger als zwei Stunden hat das alles gedauert. Doch wiederholten sich die aussichtslosen Gegenstöße noch den ganzen 14. Juli. Das war trotz aller Mühen bei unseren Truppen eine stolze Siegesfreude am französischen Nationalfest! Auch die feindlichen Gegenstöße gegen die Westargonnenstellung wurden blutig abgewiesen, denn sie wurden durch die dringend nötigen Truppenabgaben an die Kampffront von La Fille-morte geschwächt, wo sich der Brennpunkt des ganzen Unternehmens befand.

Das Ergebnis der gesamten Argonnenkämpfe vom 20. Juni bis 14. Juli waren über 7000 Gefangene, darunter 116 Offiziere, sowie 4000 Tote, wonach die Zahl ihrer Verwundeten mindestens 5000 bis 6000 betragen haben dürfte. Die Gesamtverluste der Franzosen in diesem Abschnitt betrugen also 16 000 bis 17 000 Mann, wozu noch die Ma-

terialbeute kommt, die allein aus den Westargonnenkämpfen auf 28 Maschinengewehre, mehr als 100 Minenwerfer, 1 Revolverkanone, annähernd 5000 Gewehre, über 30 000 Handgranaten, mehrere Munitionsdepots und Pionierparks geschätzt wurde. Doch sind das nur nebensächliche Gewinne im Vergleich zu dem taktischen Erfolg, daß wir die Höhenstellungen nördlich Vienne-le-Château ostwärts bis zur Höhe 263 in unserem Besitz haben.

An den folgenden Tagen bis Ende Juli ließen die Kämpfe im Argonnenwald nach, doch wurde der Handgranaten- und Minenkrieg täglich fortgeführt. Den Deutschen gelang es dabei, zur Verbesserung der bis zum 14. Juli gewonnenen Stellung noch einige französische Gräben zu stürmen. Bei einem solchen Sturm am 20. Juli im Ostteil der Argonnen nahmen sie 5 Offiziere und 365 Mann gefangen und erbeuteten ein Maschinengewehr. Der Führer der deutschen Argonnentruppen erließ folgenden Aufruf an seine heldenmütige Armee:

Armeehauptquartier, 19. Juli.

Kameraden! Es ist mir ein von Herzen kommendes Bedürfnis, all den Truppen, welche an den siegreichen Kämpfen der letzten Wochen beteiligt gewesen sind, noch einmal meinen Dank und meine volle Anerkennung auszusprechen. Zehn Monate lang haben wir in schweren, blutigen Kämpfen einen zähen und tapferen Gegner Strich für Strich, Graben um Graben nach Süden zurückgedrängt. Mancher tapfere Krieger hat in diesem Walde sein Leben für sein Vaterland dahingegeben. Mit stiller Wehmut und Dankbarkeit gedenken wir unserer gefallenen Kameraden. Durch die siegreichen Sturmangriffe auf eine vom Gegner besonders stark ausgebaute Stellung habt Ihr, meine Argonnentruppen, von neuem gezeigt, daß, obgleich die große Kriegslage uns hier auf der Westfront im allgemeinen ein defensives Verhalten auferlegt, wobei die Namen „Winterschlacht in der Champagne", „Côte Lorraine", „Vogesenkämpfe", „Schlacht von Arras" ein beredtes Zeugnis von unvergleichlicher deutscher Tapferkeit und von treuem Ausharren ablegen, wir doch in der Lage sind, wenn es erforderlich ist, den Franzosen tüchtige Schläge auszuteilen. Mit voller Genugtuung können wir auf die letzten Kämpfe zurückblicken, die uns eine große Beute an Gefangenen und Material aller Art eingebracht haben. Ich bin stolz und glücklich, an der Spitze solcher Truppen stehen zu dürfen, und bin überzeugt, daß, wenn der Augenblick kommt, wo unser oberster Kriegsherr den weiteren Vormarsch befehlen wird, ich mich auf Euch verlassen kann und wir neue Lorbeeren um unsere siegreichen Fahnen winden werden.

Der Oberbefehlshaber
Wilhelm,
Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen.

(Fortsetzung folgt.)



Phot. Kurt Maushake.

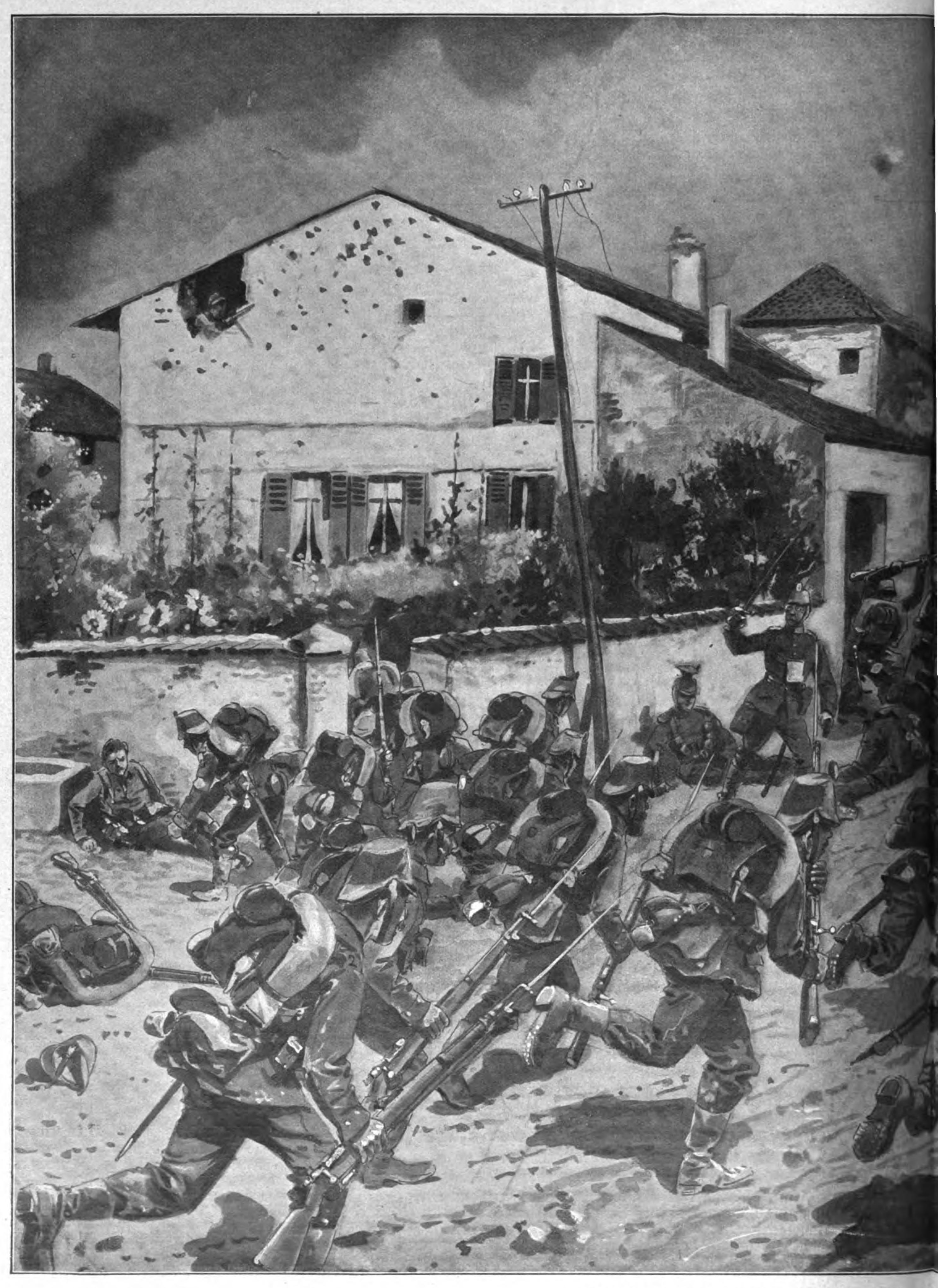
Polnisches Bauernhaus.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Feuertaufe des 2. bayerischen Jägerbataillons bei Lagarde.

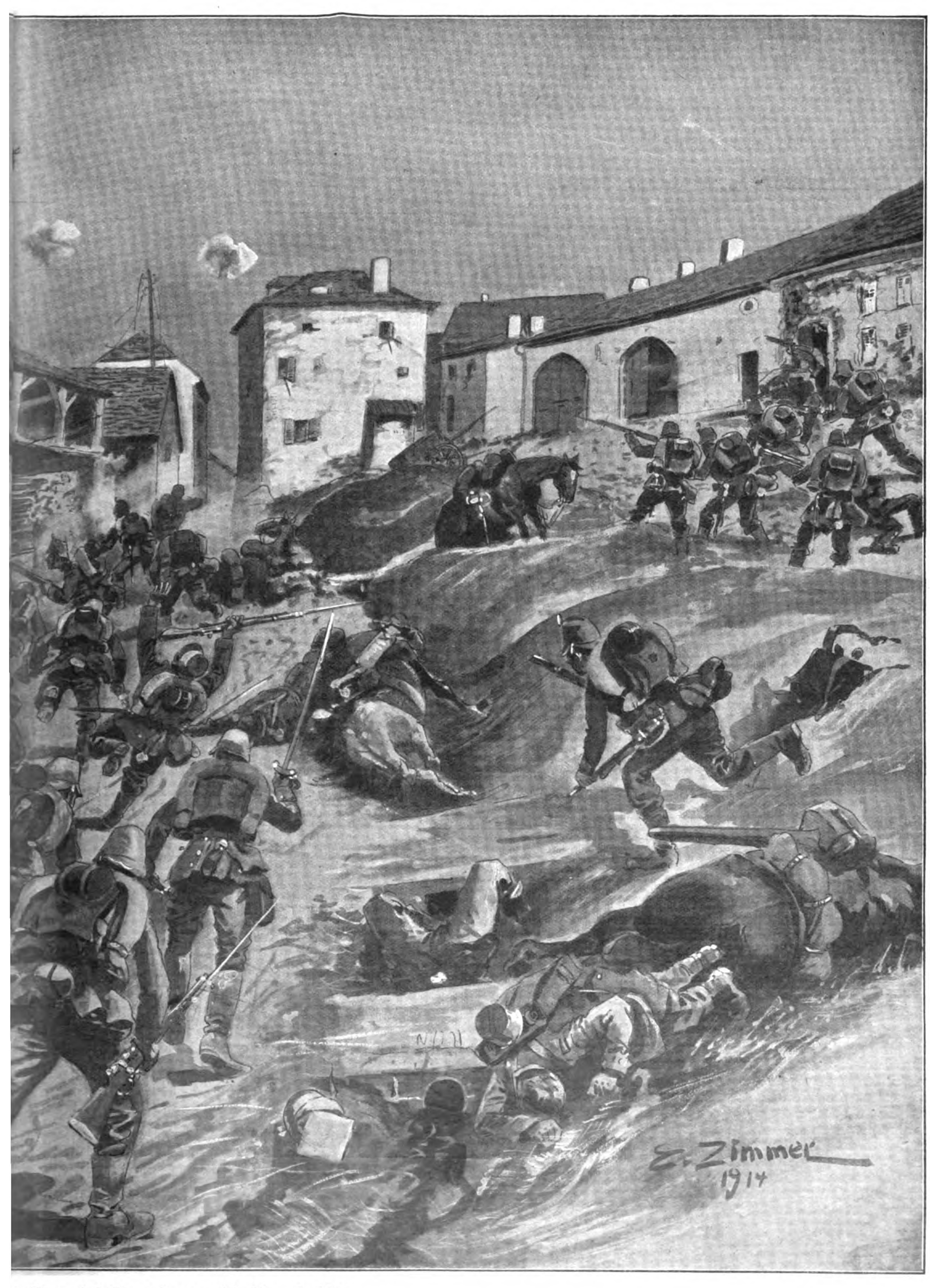
(Hierzu das Bild Seite 132/133.)

Am 10. August 1914 wurde die deutsche Grenzschutzabteilung, die das im Tale des Sanon und am Rhein-Marne-Kanal gelegene, etwa 800 Einwohner zählende lothringische Grenzdorf Lagarde besetzt hielt, von überlegenen französischen Truppen angegriffen und aus dem Dorfe gedrängt, wo sie hinter dem zwischen Lagarde und Bourdonnaye befindlichen Chanalholz eine feste Stellung bezog. Unterdessen war das 2. bayerische Jägerbataillon, dessen Garnison Aschaffenburg ist, in Bourdonnaye eingetroffen und hatte sich mit der Grenzschutzkompanie vereinigt. Wegen der Überlegenheit des Gegners und der schwierigen Geländeverhältnisse sah man auf deutscher Seite von einem Nachtangriff auf Lagarde ab und erwartete den Morgen. Die Jäger warfen Schützengräben auf, während mit der Infanteriekompanie und der zu den Grenzschutztruppen gehörenden Kavallerie ein gemeinsames Vorgehen vereinbart wurde; außerdem sollte eine Batterie Feldhaubitzen vom 8. Artillerieregiment durch den Wald von Bourdonnaye vordringen und von hier aus die französischen Stellungen auf den Höhen von Lagarde



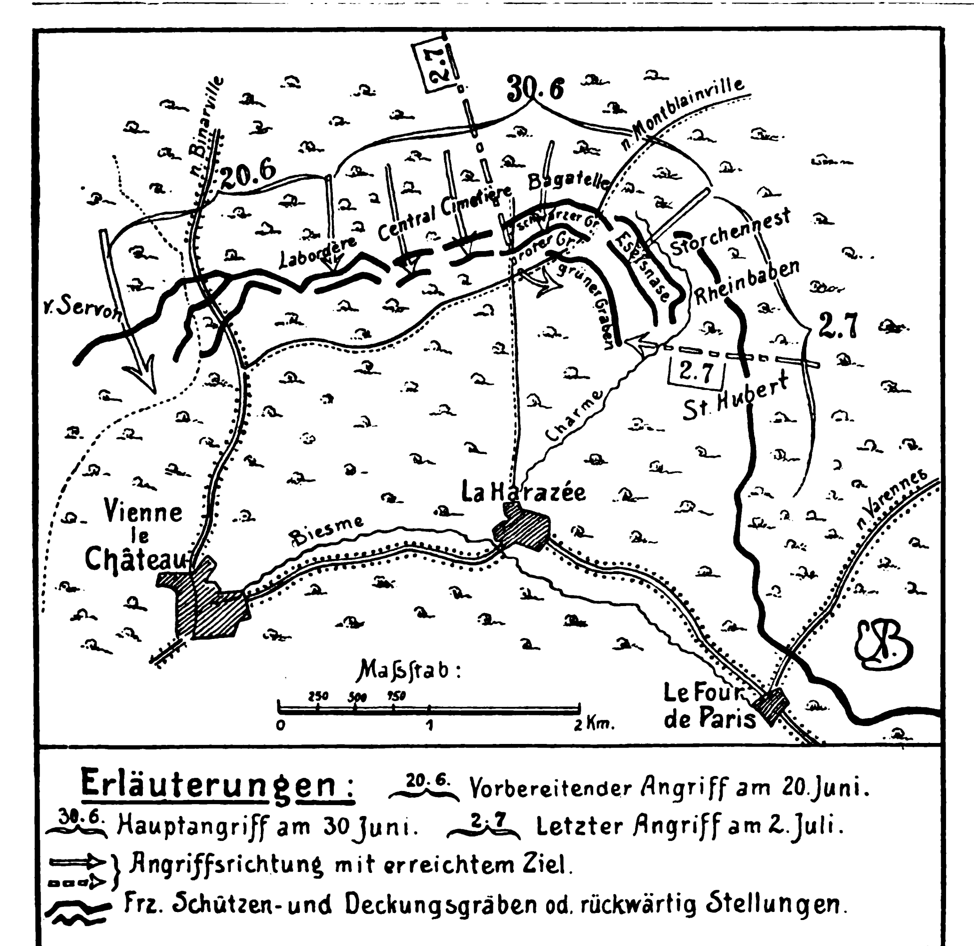
Das Aschaffenburger 2. bayerische Jägerba

Nach eigenen Skizzen an Ort und S



taillon bei Lagarde am 11. August 1914.

Stelle gezeichnet von E. Zimmer.



Die Kämpfe in den Argonnen vom 20. Juni bis 2. Juli 1915 (siehe Seite 126—130).

unter Feuer nehmen. Man wollte den Gegner von der Front packen und dann, gedeckt durch die Artillerie, ihm in die Flanke fallen und Lagarde stürmen.

Die Augustsonne lachte auf die Fluren herab, als die Jäger am Morgen des 11. um halb neun Uhr ihre Schützengräben verließen und durch das Chanalholz auf Lagarde vordrangen. Aber kaum hatten sie, die allenthalben noch auf den Feldern stehenden Getreidegarben als Deckung benutzend, den Waldrand erreicht, als auch schon die Franzosen dieses Manöver erkannten und ihre Schrapnelle in die Kronen der dichtbelaubten Bäume und in die kahlen Stoppelfelder einschlugen. Glücklicherweise schossen die Franzosen, wie dies zu Beginn des Feldzuges vielfach bemerkt wurde, auch hier viel zu hoch. Nach etwa einstündigem Gefecht war die französische Artillerie von den deutschen Haubitzen zusammengeschossen und von den Ulanen genommen. Nun richteten die deutschen Geschütze ihr Feuer auf das Dorf, und bald schlugen aus den Dächern der Häuser und Scheunen Flammen empor. Gegen Mittag waren die Jäger auf 400—300 Meter an Lagarde herangekommen, und ihre Maschinengewehre, die am Rande des Chanalholzes aufgestellt waren, rissen empfindliche Lücken in die Reihen der Franzosen, die sich in das Dorf flüchteten. Auch im Süden und Norden hörte man Gewehrfeuer; die Franzosen waren also von drei Seiten angegriffen.

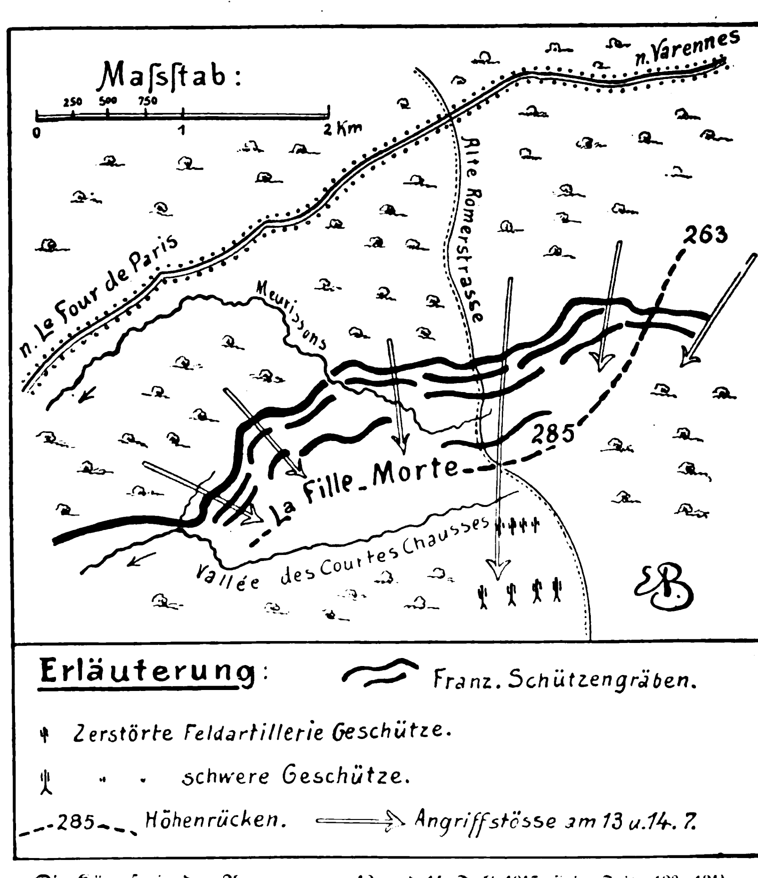
Ihr Feuer wurde allmählich schwächer, und das war das Signal zum Sturm. „Fast gleichzeitig," berichtet Oberstleutnant Lettenmayer, der Kommandeur des Jägerbataillons, „brach die ganze vordere Linie des Bataillons, unterstützt durch überdröhnendes Feuer seiner zweiten Kompanie und der achten Kompanie des Infanterieregiments Nr. 131 gegen den Ortsrand vor, und wo der Gegner noch zu halten suchte, da ging's mit ‚Hurra' drauf." Doch da wollten auch die braven Ulanen, die erst kurz vorher die französischen Geschütze erobert hatten, nicht zurückbleiben, und todesmutig sprengten sie mit gesenkten Lanzen in das Dorf. Aber nicht nur aus allen Fenstern und Gärten knatterten die Gewehre, selbst vom Kirchturm des Dorfes herab schossen die Franzosen mit Maschinengewehren; im Augenblick leerten sich siebzig Sättel, und Menschen und Pferde wälzten sich zu Tode getroffen am staubigen Boden.

Es war ein Todesritt, aber er hatte den Jägern den Weg gebahnt. „Nun ging es im Eilmarsch, soweit ein solcher bei der Hitze möglich war, mit aufgepflanztem Seitengewehr ins Dorf, über die Mauern und Wagen. In den Straßen entspann sich ein hartnäckiger Kampf, der seitens der Franzosen zum Teil von den Häusern aus geführt wurde." Manche Probe erstaunlicher Tapferkeit und Kühnheit wurde dabei abgelegt. Nicht nur das erste französische Maschinengewehr wurde bei Lagarde erobert, auch die erste französische Fahne fiel in diesem blutigen Kampf in die Hände der Aschaffenburger Jäger. „Einem Jäger der ersten Kompanie," berichtet Oberstleutnant Lettenmayer, „gelang es, eine französische Fahne zu ergreifen; da aber in diesem Augenblick aus einem Hause auf die in seiner Nähe befindlichen Leute gefeuert wurde, lehnte er die Fahne an eine Wand, um sich an der Erwiderung des Feuers zu beteiligen. Ein Angehöriger des 131. oder 138. Infanterieregiments nahm unterdessen die Fahne an sich."

Gegen Abend war der Kampf entschieden und das Dorf endgültig in unserem Besitz; der Feind hatte sich in nordwestlicher Richtung auf Xures zurückgezogen.

Eisenbahnstückchen.

Oberleutnant Schober hatte mit Hilfe von Eisenbahnschienen und alten Panzerplatten nebst starken Ketten einen Panzerzug hergestellt, den er mit mehreren Maschinenge-



Die Kämpfe in den Argonnen am 13. und 14. Juli 1915 (siehe Seite 130. 131).

wehren und siebzig Infanteristen ausrüstete. Als es sich nun um den notwendigen und sehr wichtigen Abschub von Munition und zahlreichen Verwundeten aus einer Bahnstation, die von starken russischen Kräften bereits arg bedroht war, handelte, erbot sich Leutnant Csernyak, an Stelle der verwundeten Offiziere des Zugs das Kommando zu übernehmen. Da die Russen gerade aus der Richtung der Bahnlinie heranrücken mußten, konnte Leutnant Csernyak, der noch von dem verwundeten Oberleutnant Schober und dem freiwilligen Automobilisten Oskar Schumacher kräftig unterstützt wurde, hoffen, sie so lange aufzuhalten, bis die Kranken- und Munitionszüge in Sicherheit gebracht waren. Der Panzerzug fuhr also etwa 10 Kilometer weit aus der Station dem Feinde entgegen und beschoß die russische Vorhut derart, daß sie sich regelrecht zum Gefecht entwickeln mußte, womit bereits Zeit gewonnen war. Die Russen mußten aber auch ihre Haupttruppe mit der Artillerie in das heftige Gefecht unterstützend eingreifen lassen, da die Vorhut keinen Erfolg hatte. Schließlich feuerte die russische Artillerie mit Granaten auf den Zug, so daß sich dieser zurückziehen mußte, da die Lokomotive in höchster Gefahr war, unbrauchbar zu werden. Die Rückfahrt wurde aber nur ein kurzes Stück bis hinter eine deckende Hügelkette unternommen; die nachdrängenden Russen wurden neuerdings mit heftigem Maschinengewehrfeuer überschüttet und erlitten sehr große Verluste, so daß sie abermals zum Stehen gebracht wurden. Nun konnte der Panzerzug in die Station zurückkehren, weil die Verladung und die Abfahrt der zu rettenden Züge bereits sicher erfolgt war. Da ergab sich für diesen Zug noch eine dritte Gefechtsphase: In der Station angelangt, bemerkte Oberleutnant Csernyak, daß einer unserer Flieger, der beim Bahnhof wegen Benzinmangels niedergegangen war, um dort seinen Vorrat zu ergänzen, in höchste Gefahr geriet, von Kosaken gefangen genommen zu werden. Nun trat der brave Zug zum drittenmal in Tätigkeit und vertrieb die Russen, so daß der Flieger in Ruhe seinen Brennstoffbehälter füllen und wieder aufsteigen konnte.

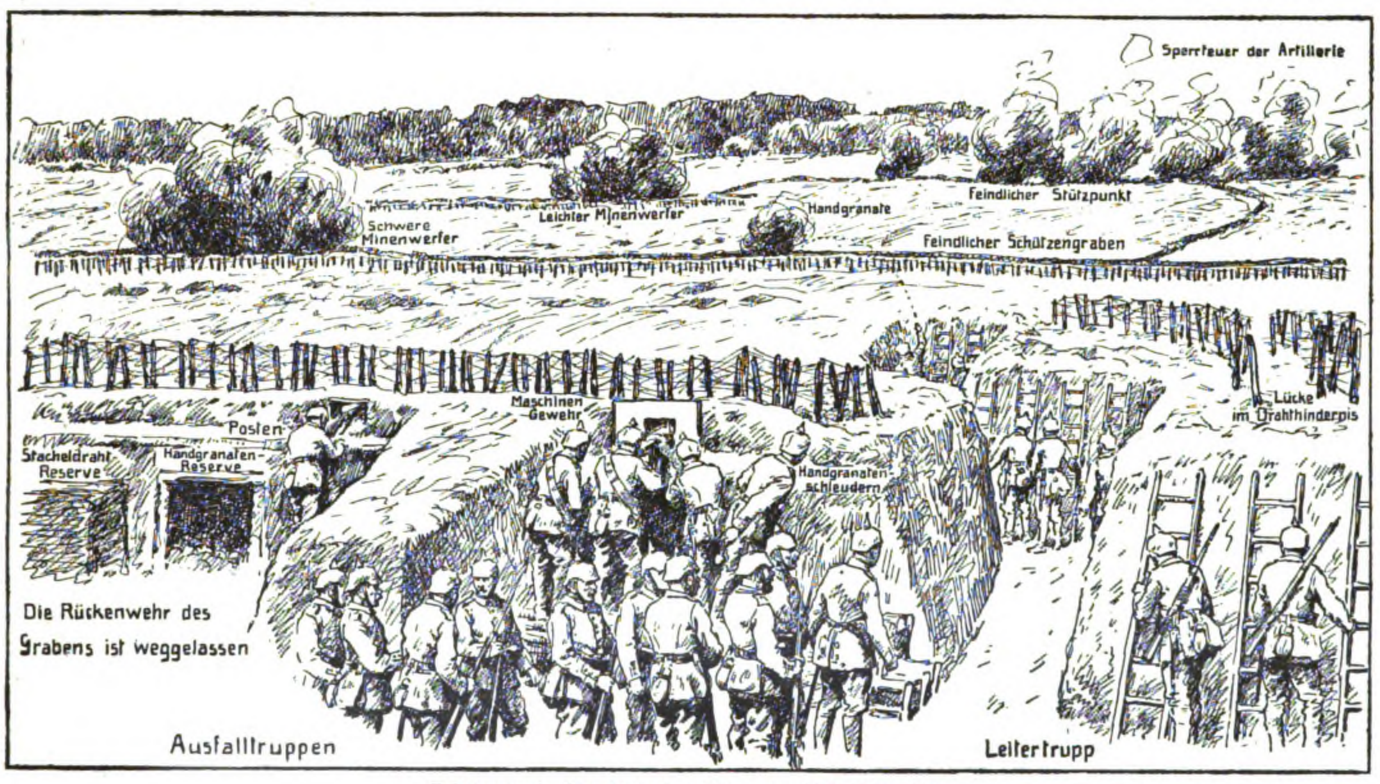
Die Fortschritte des Angriffs zwischen Narew und Weichsel.

Von Major a. D. Ernst Moraht.

(Hierzu Bilder und Kartenskizze Seite 121 und 124—129.)

Die Gründlichkeit der Berechnungen, die unser Großer Generalstab anstellte, bevor er die große Vorwärtsbewegung zwischen Narew, Weichsel und Bug einleitete, kam am besten darin zum Ausdruck, daß der Angriff im Fortschreiten blieb und nirgends zu einer größeren Pause durch den Feind gezwungen wurde. Zwar hatten die Russen ganz besonders an der Narewfront, gegen die die Armeen Gallwitz und Scholtz operierten, gestützt auf die Befestigungen des Flusses, hartnäckigsten Widerstand geleistet. Die Beschaffenheit des Geländes und die durch Befestigungswerke auf beiden Ufern geschützten Übergangstellen ermöglichten es ihnen, überraschend mit zusammengerafften Kräften auf die Punkte unserer Front Gegenangriffe zu richten, die sie für schwach hielten. Die Armeen Gallwitz und Scholtz haben alle diese Gegenstöße siegreich überwunden. Es hat also weder an Kräften gemangelt, noch an Nachschub von Munition, und vor allem nicht an Stoßkraft unserer braven Truppen.

Zunächst schritt der Angriff im Raume der Festung Roshan vorwärts, und gleichzeitig widerstand der rechte Flügel der Armee Gallwitz am 27. Juli den starken russischen Gegenangriffen im Raume von Nasielsk. Dann wurde die Wirkung unseres Anmarsches auf Nowo-Georgiewsk fühlbar, und zum erstenmal nach einer längeren Pause rührte sich die deutsche Offensive aus ihrer Stellung westlich von Warschau. Der Ort Pierunow wurde erstürmt.



Schützengrabenkämpfe in den Argonnen (siehe Seite 126).

Das deutete schon darauf hin, daß die Armee Gallwitz zu gemeinsamem Handeln mit den westlichen Einschließungstruppen Warschaus bestimmt sei. Zu dieser Zeit hatten wir in fester Hand nur die Übergänge über den Narew, die durch die Befestigungen von Roshan und Pultusk geschützt waren. In diesem Raume waren unsere Armeen im Vorwärtsmarschieren auf die wichtige Bahn Warschau—Bielostok. Aber auch südlich an Ostrolenka vorbei und zwischen Ostrolenka und Lomsha brachen unsere Kolonnen durch in südöstlicher Richtung. Es kam darauf an, die breite Heerstraße Warschau—Bielostok, die parallel der genannten Bahn läuft, baldmöglichst zu unterbrechen. Unsere Luftflotte leistete uns hierbei wichtige Dienste. Noch lange bevor die Truppen das genannte Ziel erreicht hatten, bombardierte sie jene Bahnlinie, aber auch die Hauptbahnknotenpunkte zwischen Warschau und Brest-Litowsk. Am 3. August gelang es uns, die Russen eng an die vorgeschobene Verteidigungsstellung von Lomsha heranzudrücken. Am selben Tage warf die Armee des Prinzen Leopold von Bayern im Angriff auf die polnische Hauptstadt die Russen aus der sehr starken Bloniestellung hinaus und drängte sie in die äußere Fortlinie Warschaus. So wirkten von Norden und von Westen diese beiden Armeen dem gemeinsamen Ziel zu, den Feind aus dem Weichsel-Narew-Winkel nach Osten zu verdrängen, seine

festen Plätze ihm zu entreißen und seine Hauptarmee in unausgesetzten Kämpfen zu zermürben.

Überraschend schnell konnte Warschau durch des Prinzen Leopold Armee am 5. August besetzt werden. Der Grund lag ebensowohl in dem unwiderstehlichen Angriff unserer Truppen, bei denen Preußen, Sachsen, Württemberger und Bayern vertreten waren, als auch in der Hoffnungslosigkeit, die sich der russischen Heeresleitung schon seit mehreren Wochen bemächtigt hatte. Jeder Tag längeren Widerstandes mußte ihr höchst willkommen sein. Herzlich gerne hätte sie die Räumung des westlichen Weichselufers noch eine Weile hinausgeschoben, um die Rückbeförderung der großen Masse nach Osten hin ungehinderter bewerkstelligen zu können. Aber diese Hoffnung wurde mit einem Schlage vernichtet durch die Erstürmung der Werke Warschaus und den bald darauf folgenden Übergang auf das östliche Ufer, durch die Besetzung der Vorstadt Praga und den breiten Vormarsch der Armee des Prinzen Leopold längs der Bahn Warschau—Minsk.

Vor kurzem erst wurde der im Ruhestand lebende bayerische Prinz an die Spitze der vor Warschau kämpfenden Truppen berufen. Seiner ruhmreichen Laufbahn ist durch den Sieg bei Warschau eine herrliche Krönung widerfahren. Der am 9. Februar 1848 geborene Prinz ist ein vielerfahrener Feldzugsoffizier. Das Gefecht bei Kissingen sah ihn schon im Sattel. Im Jahre 1870 wurde ihm bei Sedan das Pferd unter dem Leibe erschossen. Als Batteriechef zeichnete er sich bei Orleans aus und deckte in heldenmütigem Ausharren den notwendig gewordenen Rückzug des Generals v. der Tann. Später, im Frieden, führte der Prinz die IV. Armeeinspektion, zu der außer bayerischen Truppen auch das III. und IV. preußische Korps gehörten. Regelmäßig erschien er an einem Tage der Manöver als Zuschauer und ritt beobachtend mit seinem Stabe über das friedliche Schlachtfeld. Ich selbst habe seine Kritiken, die er in Gegenwart Hindenburgs hielt, wiederholt mit angehört. Der Prinz ist kein Freund vieler Worte. Mit wenigen treffenden Bemerkungen erfaßte er das Wesen der Dinge, und seine große Liebenswürdigkeit und die Milde seiner Kritik erhöhten nur den Diensteifer. An noch größeren Entscheidungen, als es die Fortnahme Warschaus war, wird seine tapfere Armee voraussichtlich teilnehmen. Sie kann sich glücklich schätzen, einen Führer von Begabung an ihrer Spitze zu haben.

Nicht so leicht wie Warschau gaben die Russen die starken Werke von Nowo-Georgiewsk auf. Aber seit dem 6. August, wo es uns gelang, von Norden her die Einschließungstruppen bis zum Narew zu führen und die Festung auch von Süden zu umklammern, stand sie unter scharfem und schwerem Artilleriefeuer. Am 8. August wurde der Platz auch von Osten eingeschlossen und lag nun da wie eine Insel, schon weit entfernt von dem letzten russischen Soldaten, der sich auf der Flucht zur Buglinie befand.

Auch dieses Mal dürfen wir den Kampf um den Narew und das Ringen im Narew-Weichsel-Winkel nicht für sich allein betrachten. Im unmittelbaren Anschluß bewegten sich die Maßnahmen der Armee Woyrsch im Raume zwischen Warschau und Iwangorod. Sie überschritt die Weichsel bei der Radomkamündung und gewann nach und nach so viel Raum nach Nordosten und Osten, daß sie schon am 9. August nicht mehr weit von dem Raum der Stadt Lukow entfernt war.

Hier vollzog sich am selben Tage die wichtige Berührung dieser Armee mit derjenigen des Erzherzogs Joseph Ferdinand, die sich am östlichen Weichselufer in schweren Kämpfen über den Wieprz hinübergearbeitet hatte. Nun wurde der gemeinsame Vormarsch längs der Bahn Iwangorod—Lukow—Brest-Litowsk fortgesetzt, während gleichzeitig die Armee Mackensen von Süden her gegen die Strecke Lukow—Brest-Litowsk im scharfen Vorrücken war. Der Erfolg dieser beiden Armeen war um jene Zeit nur möglich, wenn ihnen die starke Festung Iwangorod rechtzeitig zum Opfer fiel. Das geschah nach schweren Kämpfen am 4. August.



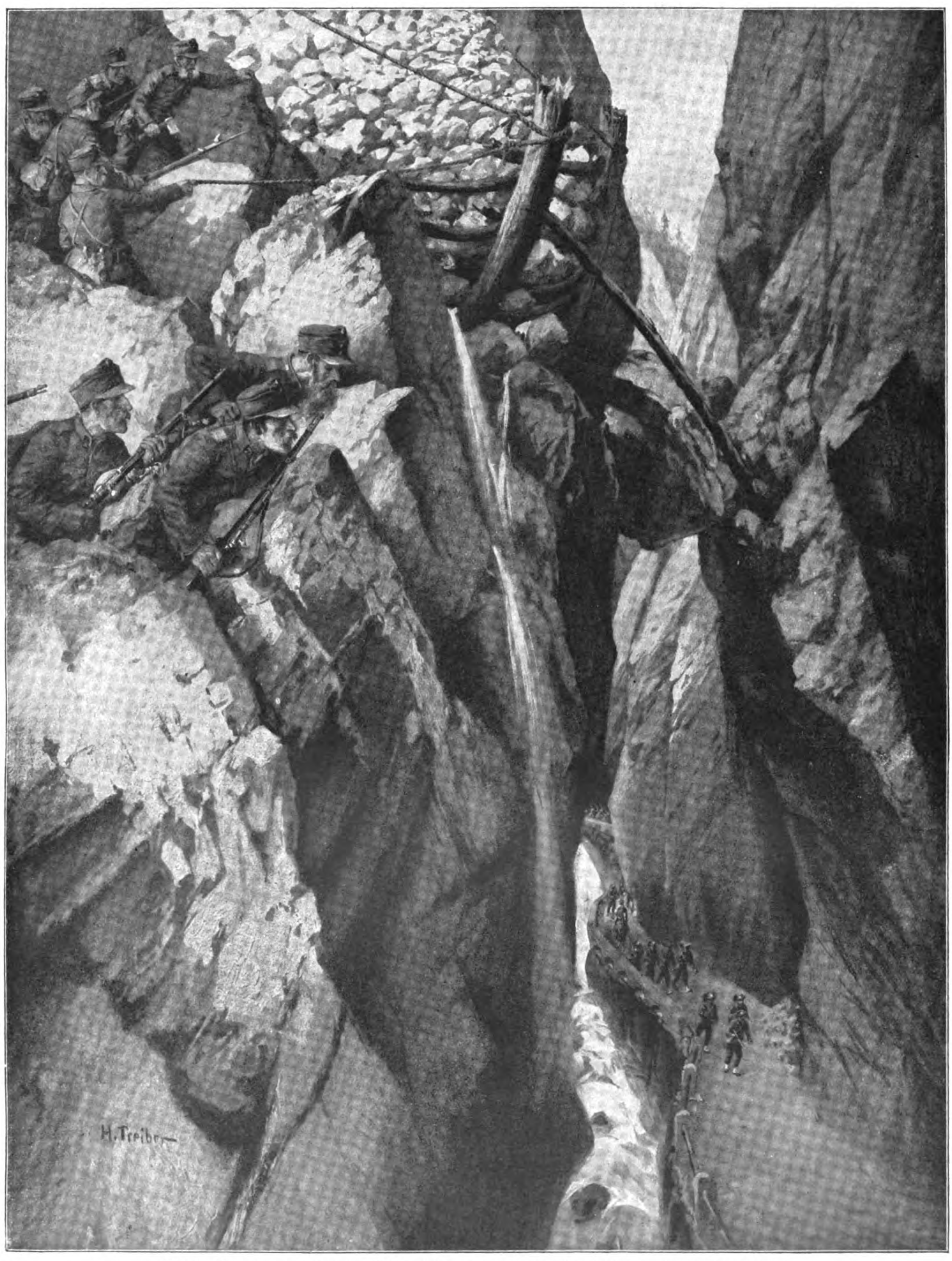
Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Italienische Soldaten, die in Ermanglung anderer Erfolge einen Grenzstein um einige Meter versetzen.

Tiroler Landsturm bereitet eine Steinlawine vor.

(Hierzu das Bild Seite 137.)

An Stelle der Artillerie, die im Hochgebirge nur selten in Anwendung kommen kann, hat die Natur hier dem Verteidiger ein Mittel an die Hand gegeben, das, so einfach es auch ist und so sehr es uns an die Kämpfe der Steinzeitmenschen erinnern mag, selbst heute noch ein nicht zu unterschätzender Faktor im Nahkampf und Gebirgskrieg genannt werden darf. Die Steinlawine, der Steinschlag, den jeder Hochtourist kennt und fürchtet, ist im jetzigen Kriege zu ungeahnter Geltung gekommen. Schon im Altertum verteidigten die keltischen Bewohner der Alpen ihr Gebiet durch das Hinabrollen von Steinen und Felsen; Hannibal und nach ihm Cäsar erlitten bei ihren Alpenübergängen durch diese Kampfart schwere Verluste, und noch vor hundert Jahren, im Tiroler Freiheitskampf von 1809, wurden des öfteren französische Abteilungen durch Steinlawinen vernichtet, die die Scharen Andreas Hofers und Speckbachers auf den ahnungslosen Feind hinabstürzen ließen. Ähnlich erging es im gegenwärtigen Kriege den Italienern, die über die Hochfläche von Lavarone in Südtirol eindringen und die österreichischen Stellungen bei Belfiore im Trentino angreifen wollten. Am 13. Juni erhielt die dritte Kompanie des 71. italienischen Infanterieregiments den Befehl, von Cosatto aus durch das Aslicotal vorzurücken, während gleichzeitig zwei weitere Kompanien durch die Schluchten des Cima Rorre vormarschierten, um auf diese Weise die österreichischen Höhenstellungen zu umzingeln. Allein ein österreichischer Gendarmerieposten unter dem Kommando des Wachtmeisters Reyrer, der seit Beginn des Krieges, verstärkt durch Tiroler Landsturmleute und Standschützen, die Abhänge, die zum Aslicotale steil abfallen, besetzt hielt, vereitelte den Überfall und fügte den Italienern schwere Verluste zu. Hinter Felsblöcken gedeckt, hatten österreichische Vorposten den anrückenden Feind beobachtet, so daß man Zeit hatte, sich zum Kampf vorzubereiten. Jeder Mann lag



Tiroler Landsturm bereitet eine Steinlawine vor. Nach einer Originalzeichnung von Hans Treiber.

auf seinem Posten, das Gewehr im Arm und bereit, jede Sekunde den Gegner zu empfangen. Aber noch fiel kein Schuß, alles verhielt sich vollkommen ruhig und erwartete voll Spannung die Italiener, die langsam den steilen Schluchtweg heranstiegen. Kaum aber war die Spitze ihres Zuges unter der österreichischen Stellung angelangt, da ließ Wachtmeister Reyrer die Holzstangen und Pfähle entfernen, die das durch Regen und Schnee herabgerutschte Geröll aufhielten, und im nächsten Augenblick donnerte eine ungeheure Steinlawine auf den Angreifer hinab. Sicher wie die Kugeln der Scharfschützen hatten die Steine ihr Ziel erreicht und die Feinde vernichtet. Wer der Lawine noch rechtzeitig ausweichen konnte, drängte sich auf dem schmalen Felssteig zusammen und suchte vergebens nach Schutz, denn

unaufhaltsam rollte Stein auf Stein den Abhang herab, und mittenhinein in den flüchtenden Haufen trafen die Kugeln der Tiroler Schützen. Ein Zurück gab es nicht mehr für die Italiener, denn der Weg zum Tal war ihnen durch seitwärts vorgeschobene Posten abgeschnitten. Sie mußten es daher wohl wie eine Erlösung empfunden haben, als Reyrer ihnen zurief, sie sollten die Waffen auf einen Haufen legen und sich ergeben. Alle kamen dem Befehl ohne Zögern nach, nur der Hauptmann, der die Abteilung geführt hatte, wollte sich nicht so leichten Kaufes gefangen nehmen lassen und suchte zu entkommen. Auf einem Saumpfad kletterte er abwärts, aber eine nachgesandte Patrouille holte ihn bald ein und brachte ihn zu den übrigen Gefangenen zurück. Wachtmeister Reyrer aber erhielt als Anerkennung für seine kühne Tat als erster auf dem italienischen Kriegschauplatz die Goldene Tapferkeitsmedaille.

Erstürmung der Höhen von Ban-de-Sapt in den Vogesen.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Nach erbitterten Kämpfen war es unseren tapferen Truppen Mitte September 1914 gelungen, die Franzosen aus ihren befestigten Gebirgstellungen auf den Höhen der Vogesen zu werfen und über die deutsche Grenze zurückzudrängen. Senones, Menil und Chatas wurden von den Deutschen besetzt und zu Stützpunkten der neuen Front gemacht, die sich von Markirch in fast gerader Linie nach Nordwesten über Lunéville zum Priesterwald bei Pont-à-Mousson und Norroy erstreckte. Indessen hatten sich die Franzosen im Tale der Meurthe wieder gesammelt, und unterstützt durch bedeutende Verstärkungen aus Epinal und Belfort vermochten sie einem weiteren Vordringen unserer Truppen in Lothringen Halt zu gebieten. So lag man sich denn hier monatelang im Stellungskampf gegenüber, und beide Parteien waren unablässig bestrebt, ihre Stellungen auszubauen und gegen etwaige Überrumpelungsversuche durch Anlage von Minen, Gräben und Verhauen zu schützen. Besonderen Wert legten die Franzosen auf die Behauptung der Höhen von Ban-de-Sapt, die das von hier aus langsam nach dem Tal der Meurthe abfallende berge- und hügelreiche Gelände um die Grenzstadt St. Dié beherrschen und die die Franzosen allmählich in eine regelrechte Festung verwandelt hatten. Von dort aus hielten sie das ganze Gelände bis weit hinter unsere Front dauernd unter Infanterie- und Maschinengewehrfeuer, so daß die deutschen Truppen die vordersten Gräben nur im Dunkel der Nacht und durch gedeckte Laufgräben erreichen konnten. Vielfach lagen die Schützengräben kaum 20 Meter und noch weniger einander gegenüber, nur getrennt durch ungewöhnlich starke Drahthindernisse, oft bis zu 1½ Meter Höhe, die die Bollwerke der Franzosen umgaben.

So verging der Winter, und das Frühjahr kam; langsam, aber zähe und unermüdlich arbeiteten sich die Bayern mit Schanzzeug und Gewehr an dem Berghang hinauf, und ein Grabenstück nach dem anderen gelangte nach tapferer Gegenwehr in ihren festen Besitz. Am 22. Juni endlich, Punkt drei Uhr nachmittags, wurde die Höhe von Ban-de-Sapt und das dahinter liegende Dorf Fontanelle, in dem man die französischen Reserven vermutete, unter ein wohlgezieltes Feuer genommen. Grollend hallte der Donner der Feldgeschütze und Mörser durch die Bergschluchten, und ein schauerlich schöner Anblick bot sich dem Beobachter. „Bald sah man eine schwarze Rauchsäule haushoch emporsteigen," heißt es in einem Bericht, „bald wirbelten die einschlagenden Geschosse braune Erdwolken, untermischt mit Balken und Brettern, durch die Luft; zeitweise war der ganze Berg in Rauch und Staub gehüllt, und man vermochte kein lebendes Wesen mehr zu erkennen." Den Franzosen kam der Angriff derart überraschend, daß ihre Artillerie über eine halbe Stunde brauchte, bis sie das Feuer erwiderte. Diese Verwirrung des Gegners benutzten unsere Truppen, und unaufhaltsam stürmten die tapferen bayerischen Reservetruppen, unterstützt durch preußische Infanterie und Jäger, vor, während ihnen Pioniere und einzelne auf nächste Entfernung herangezogene Geschütze den Weg bahnten. Als sich die Franzosen von ihrer Bestürzung erholt hatten, leisteten sie zähen Widerstand. Aber vergebens suchten sie mit Handgranaten und Maschinengewehren die deutschen Sturmkolonnen und Schwarmlinien zum Stehen zu bringen. Anderthalb Stunden dauerte der erbitterte Nahkampf, aber um acht Uhr abends war bereits die beherrschende Höhe von Ban-de-Sapt fest in deutschen Händen. Allein der Feind gab die unter schweren Opfern monatelang gehaltene Stellung nicht so leichten Kaufes preis: während der folgenden Nacht nahm er die verlorenen Gräben unter lebhaftes Artilleriefeuer, das sich gegen Morgen zu größter Heftigkeit steigerte. Mit starken Kräften unternahmen dann die Franzosen einen Gegenangriff, mit dem man auf deutscher Seite schon gerechnet hatte. Als daher nach zehn Uhr dichte Schützenschwärme aus dem Dorf Fontanelle und dem Wald westlich von der Höhe gegen unsere Stellungen vorzubrechen suchten, wurden sie bereits im Anlauf derart mit Artilleriefeuer überschüttet, daß der Angriff blutig zusammenbrach. 278 Ge-



Erstürmung de… von Ban-de-S… Vogese…
Nach einer Original… M. Baras…

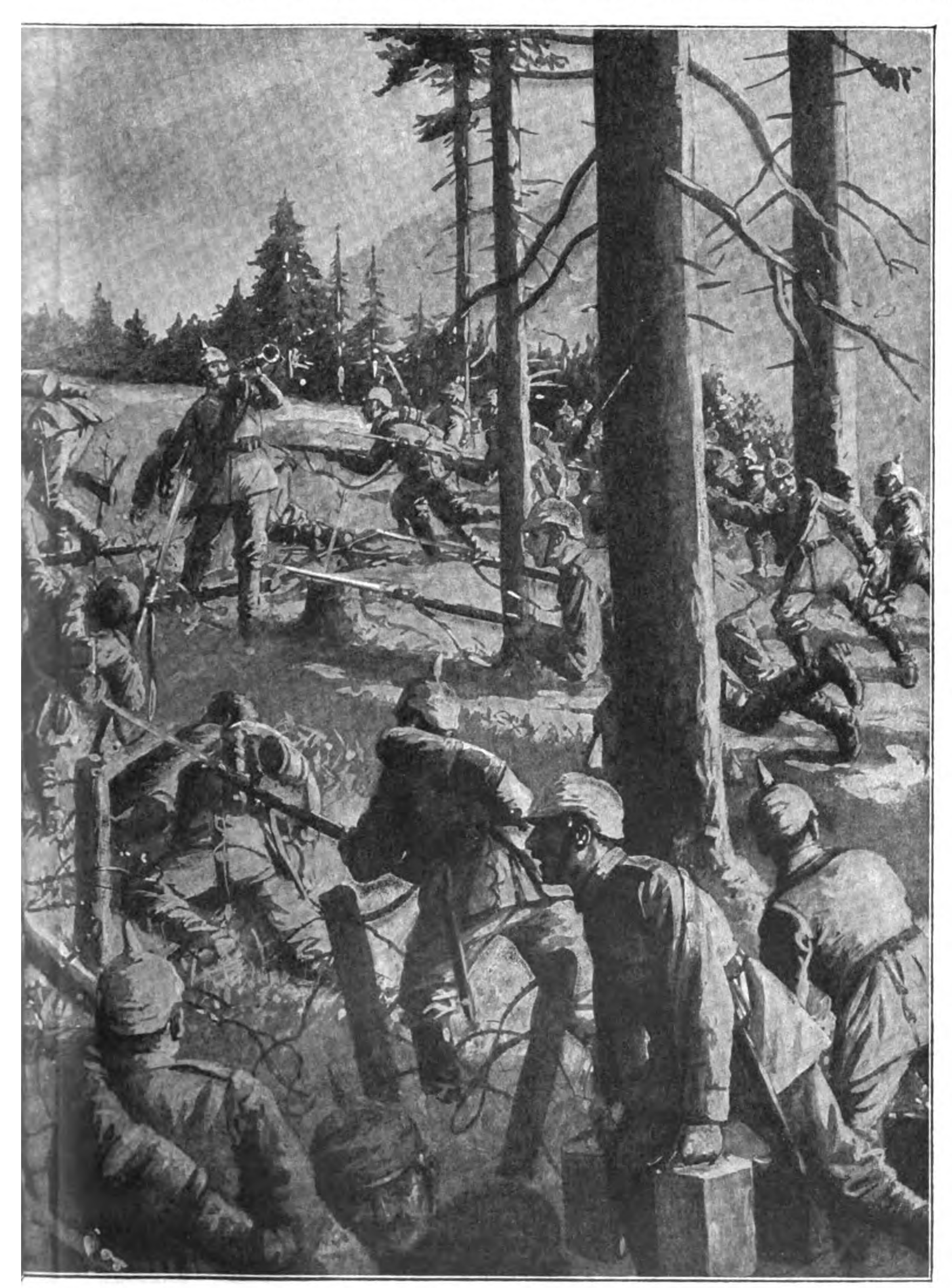
fangene, 2 Revolverkanonen, 5 Maschinengewehre, 7 Minenwerfer und eine große Menge Munition und Kriegsmaterial aller Art, das die Franzosen in ihren Stellungen aufgehäuft hatten, waren die Beute des Tages.

Eindrücke an der westlichen Front.

Von Major a. D. Ernst Moraht.

Berlin, im August 1915.

Hat man jahrzehntelang den französischen Kriegschauplatz der Jahre 1870 und 1871 studiert, so fühlt man sich



z der Höhen
-Sapt in den
zesen.

ginalzeichnung von
rascudis.

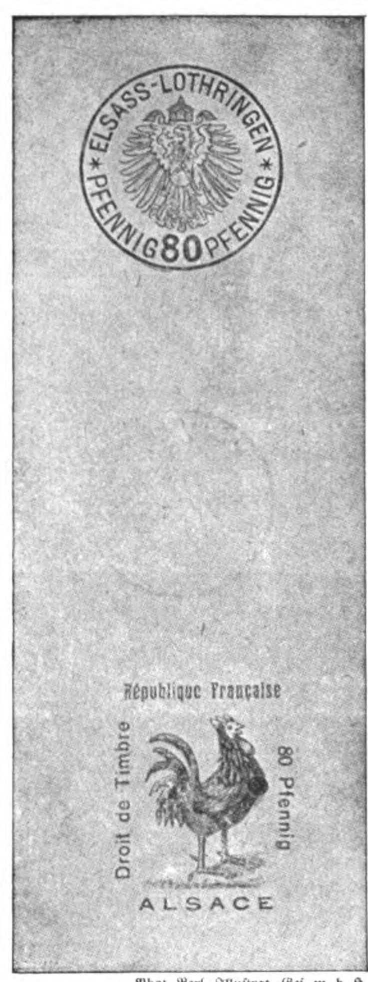
auf Frankreichs Boden, wenn man die östlichen Departements betritt, nicht fremd. Mir schien es, als ich im Juni die westliche Front besuchte, als habe sich in der Bebauung des Landes, in der Anlage der Verkehrswege, in der Forst- und Feldwirtschaft in den letzten 44 Jahren wenig geändert. Die sogenannte Militärgeographie der früheren Kriegsjahre war für die Beurteilung mancher Dinge noch immer maßgebend, und Frankreich scheint auch hier in einen gewissen Stillstand verfallen zu sein. Mit Ausnahme der gutgepflegten Kraftwagenstraßen, die übrigens durchaus nicht zahlreich sind, ist das Wegenetz für den gewaltigen Verkehr im Etappengebiet nicht ausreichend gewesen. Deutscherseits mußte innerhalb der Etappeninspektionen erhebliche Arbeit geleistet werden, um den Straßenbau zu verbessern, denn der Unterbau der Wege stellte sich für den Lastautoverkehr als zu schwach heraus. Jetzt durchzieht das ganze Hinterland des Krieges ein Wegenetz, das die Zufuhr an die Front und ebenso die Rückbeförderung aller die Front belästigenden Dinge gestattet.

Ebenso wie im Wegebau haben die Eisenbahntruppen im Bahnbau Tüchtiges geleistet. Verbindungsstrecken sind geschaffen, die vorhandenen Bahnkörper erweitert, Bahnhöfe mit Rampenbau und Unterkunftsgelegenheiten den Bedürfnissen des riesigen Truppenverkehrs angepaßt worden. Bis wenige Kilometer hinter die Front führen die neuen Schienenstränge, und wo die Voll- und Schmalspurbahnen die Felder nicht durchqueren konnten, tun Feldbahnen mit Dampf- und Pferdebetrieb das Ihrige. Ein Hauptverdienst dabei gebührt dem Chef des deutschen Feldeisenbahnwesens Generalmajor Gröner, der im Frieden Chef der Eisenbahnabteilung im Großen Generalstabe war (siehe auch Artikel Seite 396 und Bild Seite 386 des II. Bandes).

Da, wo der Krieg durch die Fluren tobte, waren seine Spuren nur noch an den Ortschaften zu erkennen, die Brennpunkte der Kämpfe gewesen waren. Im Vergleich zu den Schilderungen, die wir aus dem Kriege 1870/71 besitzen, waren Dörfer und Städte stärker in Mitleidenschaft gezogen. Der Grund liegt in der Kampfweise der Franzosen, die mit Vorliebe ihre Artillerie inmitten der Gebäude aufstellten, um sie der Fliegerbeobachtung zu entziehen und daher das Feuer der deutschen Geschütze auf die Ortschaften lenkten. Aber überall, wo weder französische Artillerie gestanden noch Franktireure ihr Unwesen getrieben hatten, waren die Gebäude unversehrt geblieben, und die Gärten vor den Häusern grünten wie im tiefsten Frieden. Hier wurde der Gegensatz recht erkennbar zwischen dem russischen Einmarsch in Galizien und dem deutschen in Frankreich und Belgien. Kein Slowene hatte daran gedacht, den eindringenden Kosaken mit der Waffe in der Hand gegenüberzutreten, und doch blieb beim Abmarsch der Eindringlinge keine Hütte von der Zerstörung verschont.

Erreicht man von dem Etappengebiet die kämpfende Front, so erkennt man die verschiedenen Unterkunftsarten der deutschen Truppen. Die hinterste Linie, die im Reserveverhältnis ruht, ausgebildet wird und sich in Bewaffnung und Ausrüstung ergänzt, ist zumeist in Lagern untergebracht, die sich den von Straßen und Bahnlinien durchzogenen Waldzonen angepaßt haben. Diese Truppenlager ähneln sehr den Unterkünften auf den Truppenübungsplätzen im Frieden, nur befinden sich die Wohnräume der Mannschaft zumeist unter der Erde. Das ist erforderlich wegen der Tätigkeit der feindlichen Flieger. Die Lagergassen sind dorfähnlich ausgebaut, und überall herrscht peinlichste Sauberkeit, Ordnung und Gesundheitspflege. Ab und zu sind die Unterkünfte auch an verlassene oder zerschossene Dörfer angelehnt. Weiter vorwärts nach dem Feinde zu befinden sich die Truppen in der sogenannten Bereitschaft. Die Unterkunft ist ähnlich wie vorhin geschildert, vielfach jedoch enger, und der Hauptwert wird auf gute Verkehrswege gegen den Feind gelegt. Die vorderste Linie der Kämpfer befindet sich in den Schützengräben und den Unterständen dahinter. Hier sind sie in unmittelbarer Berührung mit dem Feinde, und jede Stunde können Kämpfe des Angriffs oder der Verteidigung entbrennen.

Es ist erstaunlich, wie alle Schwierigkeiten der Unterkunft und der Truppenversorgung überwunden wurden. Bekannt ist die Wasserarmut der nördlichen Champagne. Das Verfahren der nächtlichen Wasserzufuhr aus entfernteren Brunnen reicht während der heißen Jahreszeit nicht aus. Überall hat man sich durch Tiefbohrungen und artesische Brunnen geholfen, hat Quellen gefaßt, die nach französischer Art ohne Pflege ihres Wasserlaufs sich in Sümpfe wandelten,



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Die Franzosen fühlten sich in dem kleinen Stückchen Elsaß, wo sie eindrangen, so als Herren, daß sie dort sogleich französische Stempelmarken einführten.

hat Pumpeinrichtungen, die aus Schluchten und Talmulden bergauf bis in die Schützengräben das frische Naß hinaufschaffen. Tritt oben Wasserbedarf ein, so werden elektrische Signale gegeben, worauf der Brunnenwächter seinen Motor anlaufen läßt und unter stattlichem Atmosphärendruck das Wasser hinaufbefördert. Alle vorhandenen Anlagen für elektrisches Licht haben die Deutschen ausgebaut und viele neue dazu geschaffen, so daß selbst bis in die vordere Linie hinein die Truppenunterkunft erleuchtet werden kann.

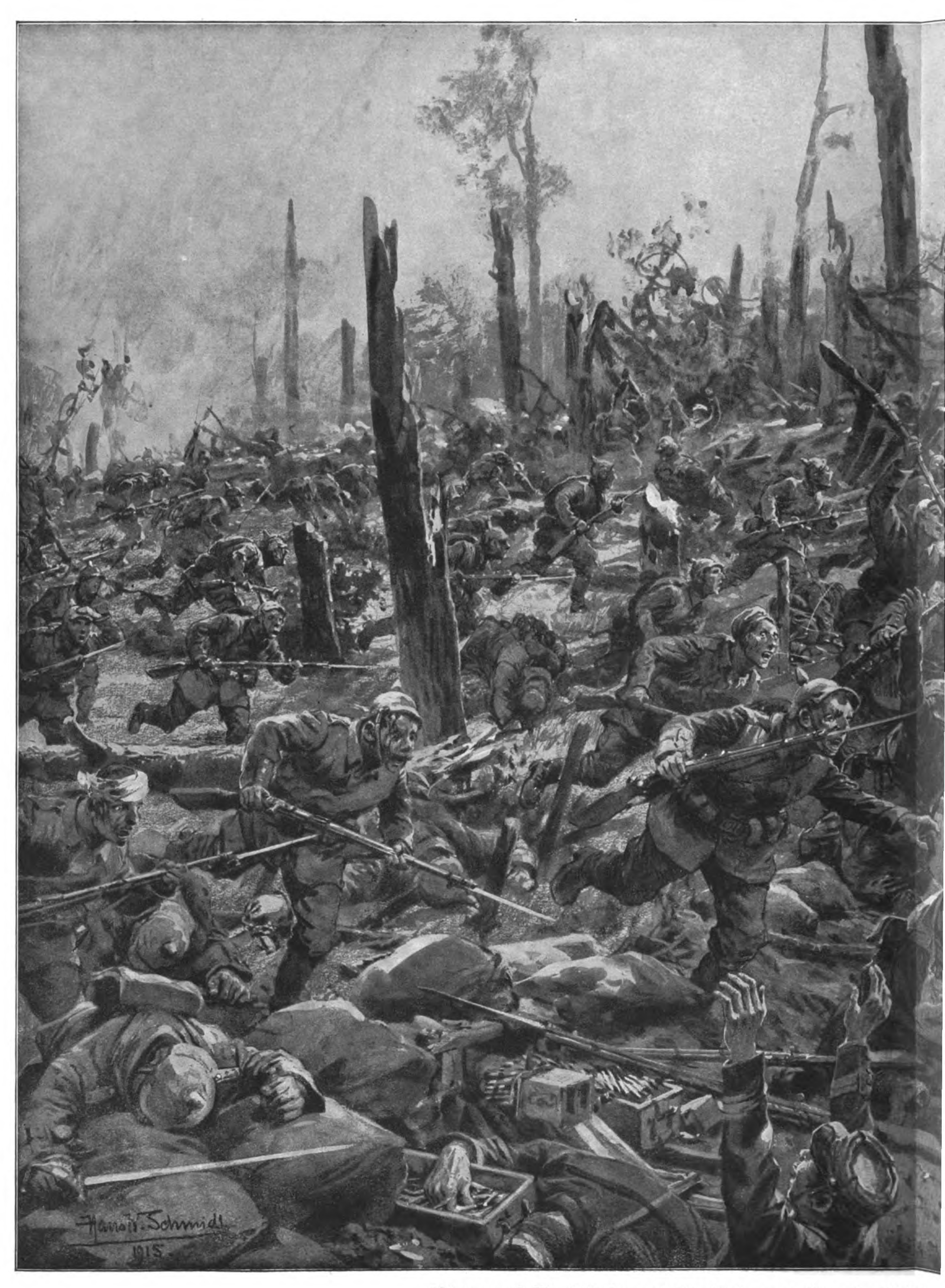
Der Verkehr in der Gefahrzone findet durch Annäherungsgräben statt. Sie schützen völlig gegen Infanteriefeuer. In gewissem Grade auch gegen Feuer der leichteren Artillerie. Die schwereren Geschosse dagegen gefährden den Verkehr, und am peinlichsten sind die Minenwerfergeschosse, die zwar nur auf ganz nahe Entfernungen ihr Ziel erreichen, aber doch eine große zerstörende Wirkung haben. Man hört sie im Fluge heransausen und kann ihre Flugbahn auch mit dem bloßen Auge verfolgen. Doch ist es nicht immer möglich, ihnen auszuweichen. Ich fand vielfach, daß sich die Mannschaft gegen die Gefahr abgestumpft zeigte. Auch wo der Verkehr von und zu der Front durch Gräben einigermaßen gesichert ist, zogen sie es vor, namentlich bei Hitze und Regenwetter, ihre Wege im Freien zurückzulegen. Manches Verbot hat erlassen werden müssen. Wo ich verlassene französische und englische Gräben besichtigen konnte, fand ich deren Bau erheblich weniger dauerhaft als die Herstellungsart der deutschen Deckungsgräben. In die französischen Gräben hinein waren alte Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke gebaut und die bequemere Art, Brustwehren von Sandsäcken zu bauen, vorgezogen, anstatt gehörig in die Tiefe zu gehen. Die englischen Gräben in Flandern waren noch weniger sorgfältig angelegt. Die Unterstände bestanden im Raume von Ypern häufig nur aus einer Bretterlage, die mit einigen Rasenstücken belegt und von Knüppelhölzern gestützt war. Dagegen waren die deutschen Unterstände stollenartig in den gewachsenen Boden getrieben, einerlei, ob Lehm, Kalk oder Felsschicht vorlag.

Überall fiel mir auf, wie gründlich und schnell sich die Offiziere des Beurlaubtenstandes an den militärischen Beruf gewöhnt hatten. Man merkte in Auffassung und Befehlserteilung kaum mehr einen Unterschied mit der Aktivität. Das ist ein großer Vorzug, den das deutsche Heer den feindlichen Heeren gegenüber hat. Der ungewöhnlich hohe Bildungsgrad, den weite Schichten der deutschen Bevölkerung aufweisen, schafft Ersatzmöglichkeiten für den Abgang an Offizieren, wie nicht viele Völker sie aufzuweisen haben. Die Taktik im Bereich der Stellungskämpfe hat sich gegenüber den Friedensanschauungen völlig gewandelt. Kein Manöverbild würde den jetzigen Erfahrungen gegenüber mehr standhalten. Die Nachtkämpfe sind überwiegend. Die Infanterie liegt dem Feinde vielfach auf Pistolenschußweite gegenüber, die Batterien befinden sich in Züge und sogar in Geschützeinheiten verteilt unter der Erde oder in Häusern und Kellern versteckt. Die Kavallerie wirkt in Schützengräben. Das Bajonett hat höheren Wert als der Gewehrlauf, und alle maschinellen Kampfmittel beherrschen die Zeit. Das Fliegerwesen wächst mächtig empor. Ich sah seine rege Tätigkeit zwischen Argonnen und Reims und hatte den Eindruck, daß die Deutschen sowohl im Angriff aus der Luft wie in der Abwehr durch ihre neuen Kanonen den Gegner überragen.

An der Küste hält das Marinekorps die Wacht. Diese Auslese des deutschen Volkes macht einen prächtigen Eindruck. Überall herrscht ruhige, stämmige Tätigkeit und jene stille Heiterkeit, wie sie in den breiten Volkschichten unserer Waterkant lebt. England und Frankreich hüten sich, ihre wertvollen Schiffseinheiten der Küste zwischen Zeebrügge und Ostende zu nähern, und versuchen es lieber an den Dardanellen. Die deutsche Abwehr hat ihnen alle Landungsversuche gründlich versalzen. Überall fand ich bei den Truppen der vorderen Linie unerschütterlichen Siegeswillen und gute Zuversicht. Es ist ein wahres Wort, daß die östlichen Erfolge im Bewegungskriege erst möglich wurden nach der felsenfesten Gewißheit der deutschen Heeresleitung, auf die westlichen Truppen sich verlassen zu können. Was dort an Entsagung und Standhaftigkeit geleistet wird, steht auf dem Gipfel aller soldatischen Tugenden. Inmitten des weiten Landes, das wie ein großer Friedhof anmutet, hält blühendes deutsches Leben die Wacht. Englische, französische und deutsche Gräber liegen eng nebeneinander, und während zwischen Blumen und Kreuzen die Toten stillen Frieden miteinander halten, ringen draußen Deutschlands Söhne um die Zukunft ihres Vaterlandes, die durch feindliche Einkreisung zerschlagen werden sollte.

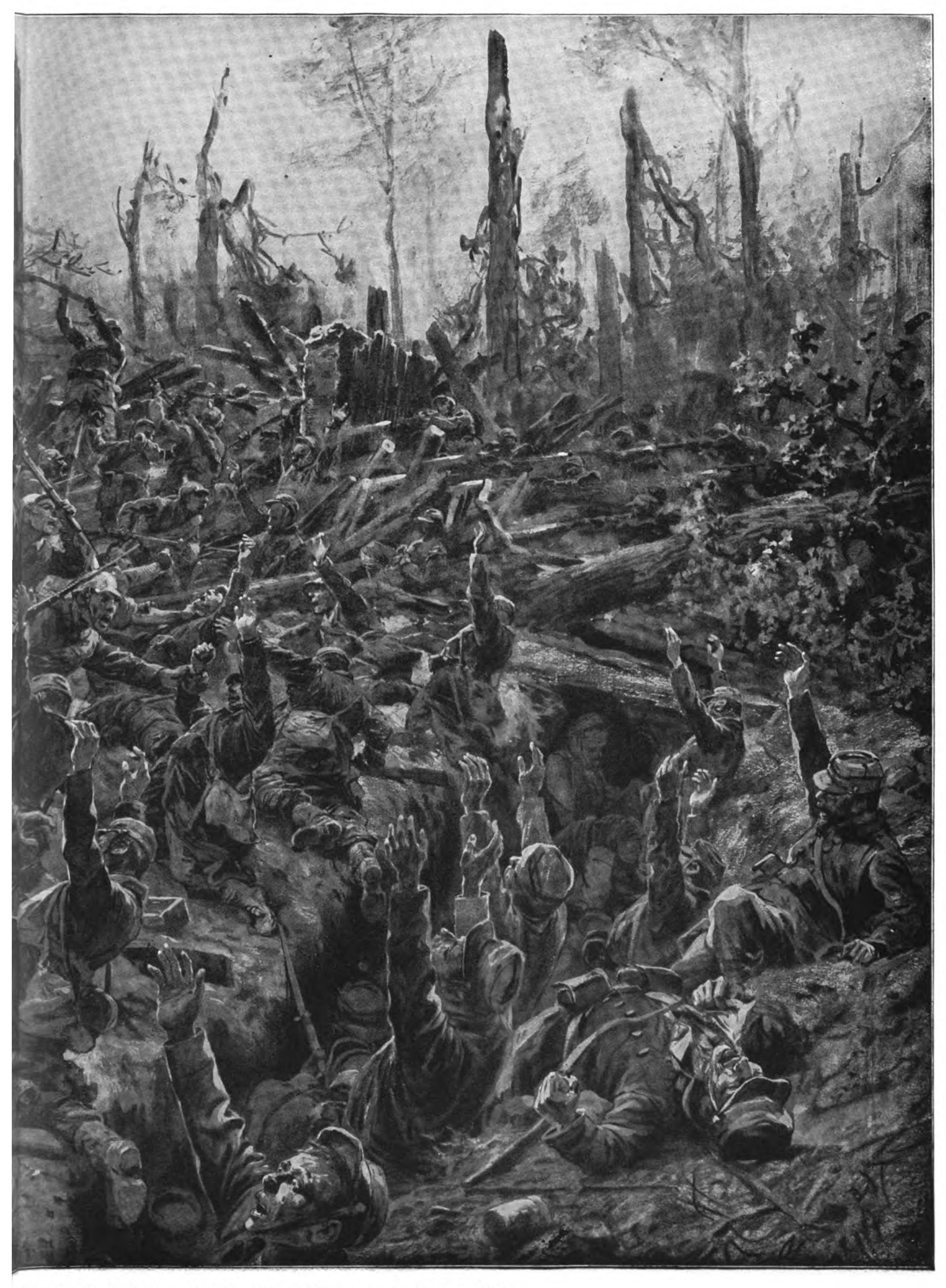


Die Welt im Kampfe gegen den Zweibund und die Türkei.



Sturm auf Blockhäuser und Verbindungsgräben im Priester

Nach einer Originalzeichnung von



…ſterwald nach der Artilleriebeſchießung vom 4. Juli 1915.
…von Profeſſor Hans W. Schmidt.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Die Kämpfe zwischen **Maas und Mosel** wurden in den Monaten Juni und Juli ebenfalls zugunsten des deutschen Heeres entschieden. Zu den heftigsten Zusammenstößen kam es vom 20. bis 27. Juni auf den Maashöhen bei Les Eparges. Schon Mitte Juni kündigte sich eine dort beabsichtigte feindliche Unternehmung durch verstärktes französisches Feuer aller Kaliber an. Als der Feind die Wirkung seiner Artillerievorbereitung für ausreichend hielt, setzte er seine ausgeruhten, frischen Truppen am Sonntag den 20. Juni nachmittags zum Angriff gegen die deutschen Stellungen beiderseits der Tranchée an.

Die Franzosen beobachteten hierbei das von ihnen in der Regel beliebte Verfahren, gegen einzelne Punkte starke Kräfte nacheinander, oft aus verschiedenen Richtungen anlaufen zu lassen. Es gelang ihnen schließlich, in einen Teil unseres vordersten Grabens, in einige Verbindungsgräben nach rückwärts und sogar in einen kleinen Teil der zweiten Stellungen einzudringen. Noch in der Nacht zum Montag unternahm das von dem Vorstoß betroffene tapfere Regiment einen Gegenstoß, an dem sich alles bis zum letzten Mann beteiligte. Es gelang auch, den Franzosen den von ihnen genommenen Teil der zweiten Stellung sowie die Verbindungsgräben wieder zu entreißen und hierbei eine Anzahl von Gefangenen zu machen. Aber auch der Feind ließ nicht nach. Um die Mittagszeit des 21. erneuerte er mit frischen Kräften auf der ganzen Linie seine Angriffe. Westlich der Tranchée wurde er stets auch an den folgenden Tagen unter sehr schweren Verlusten abgewiesen. Auf der östlichen Seite dagegen, wo die Eindruckstelle sich immer noch in seinem Besitz befand, glückte es ihm, durch sie hindurchstoßend, wiederum Gelände innerhalb der deutschen Linien zu gewinnen. Es kam nun darauf an, ihn wieder hinauszuwerfen. Für diese Unternehmung wurde das Morgengrauen des 22. Juni festgesetzt. Der Feind wurde anscheinend überrascht. Er räumte die Gräben unter Zurücklassung einer beträchtlichen Anzahl von Gefangenen. Dann nahmen die Franzosen die gesamten Stellungen wieder tagelang unter schweres Feuer. Sie hatten zu diesem Zweck ihre dort schon zahlreich vorhandene schwere Artillerie durch weitere Batterien schwersten Kalibers von anderen Fronten her verstärkt. Auch verwendeten sie in großer Menge Geschosse, die erstickende Gase entwickelten. Solche Geschosse wirken nicht nur durch ihre Sprengstücke, sondern sie machen durch Gase auch im weiteren Umkreise sich aufhaltende Personen mindestens für einige Zeit kampfunfähig. Um sich selbst gegen diese Wirkung zu schützen, wenn derartige Geschosse nahe der eigenen Infanterie einschlügen, trugen alle Franzosen in den geschilderten Kämpfen Rauchmasken.

Als die deutschen Truppen am späten Abend des 24. Juni alle zur vorderen Linie führenden Verbindungsgräben wieder in ihren endgültigen Besitz gebracht hatten, waren diese bis oben hin mit französischen Leichen angefüllt. Tagelang hatten die Franzosen hier neben und auf den Leibern ihrer gefallenen Kameraden ausgehalten. Es mag dahingestellt bleiben, ob mehr die Selbstüberwindung oder mehr die Gefühllosigkeit dabei mitgesprochen hat. Für die Deutschen war jedenfalls diese Totenkammer keine Kampfstellung. Sie schütteten die Gräben zu und bereiteten den dort gefallenen Tapferen ein Massengrab.

Nicht unerwähnt in diesem Zusammenhang soll auch sein, daß nach übereinstimmenden Aussagen aller Gefangenen die französische Infanterie in den Tagen vom 20. bis 25. Juni keine warme Kost erhalten hat. Mögen diese wie andere Gefangenenaussagen nicht voll zutreffend und darauf berechnet sein, Mitleid zu erwecken, so ist immerhin zu beachten, daß erfahrungsmäßig an Gefangenenaussagen immer



Karte zu den Kämpfen im Priesterwald.

etwas Wahres ist. Der jämmerliche Zustand der Gefangenen bestätigte dies.

Vor dem in einer Ausdehnung von knapp 300 Metern noch im feindlichen Besitz befindlichen vorderen Grabenteil kam der deutsche Angriff am 25. Juni zum Stehen.

Am 26. gingen die Deutschen östlich von der Stätte der soeben geschilderten hartnäckigen Kämpfe zu einem Angriff in Richtung Les Eparges vor, über den wir schon auf Seite 115 ausführlich berichtet haben.

Neben den Kämpfen um die Maashöhen spielten in diesem Teile des westlichen Kriegschauplatzes auch die Kämpfe um den **Priesterwald** eine Rolle. „Wald des Todes", „Wald der Tränen", „Wald der Witwen", so haben Freund und Feind diesen zwischen Pont-à-Mousson und Metz gelegenen großen Forst genannt (siehe Skizze Seite 141). Und wahrlich mit vollem Recht. Monatelang ist er der Schauplatz blutiger und erbitterter Kämpfe gewesen, Tausende deutscher und französischer Herzen haben hier zu schlagen aufgehört, und ihr Blut trank das Moos der Erde.

In einer Ausdehnung von etwa 5 Kilometern erstreckt sich der Priesterwald auf einem Höhenrücken am Tale der Mosel von Pont-à-Mousson in nordwestlicher Richtung auf Metz zu. Die höchste Erhebung erreicht das von verschiedenen Straßen und Verbindungswegen durchzogene Waldgelände in einem Höhenkamm, der sich vom Eintritt der Straße Norroy—Fey-en-Haye in den Wald nach Osten zieht. Den höchsten Punkt krönt die vielumstrittene Croix des Carmes, von wo aus man eine herrliche Aussicht auf das von der Eisenbahn Pont-à-Mousson—Metz und dem Rhein-Marne-Kanal durchzogene malerische Moseltal wie auf die saubere Stadt Pont-à-Mousson, das alte „Musselbrück", genießt. Dieses Gelände um die Croix des Carmes, das natürlich auch strategisch die Ebene mit ihren Straßen und Eisenbahnen beherrscht, ist die sogenannte Höhenstellung im Priesterwalde, vor der sich nach Westen zu ein freies Wiesenstück ausdehnt. Es bildete gleichzeitig die Scheidewand zwischen den deutschen und französischen Schützengräben, die hier einander nur in ganz kurzer Entfernung gegenüberlagen. Während des Winters kam es hier zu heftigen Kämpfen, in deren Verlauf es den Franzosen unter großer Artillerieverschwendung gelang, allmählich schrittweise vorzurücken. Sie wurden zwar oft unter schweren Verlusten zurückgeschlagen, allein während des großen Frühjahrsvorstoßes zwischen Maas und Mosel erreichten die Franzosen zu Ostern doch die Höhenstellung, von wo aus sie am 7. und 8. Juni die westlich von der Croix des Carmes gelegenen deutschen Schützengräben angriffen und stellenweise auch besetzten. Dieser mit ungeheuren Opfern bezahlte Teilerfolg war recht bescheiden und belanglos, aber trotzdem wurde er in der französischen Presse als endgültige Eroberung des Priesterwaldes verherrlicht. Diese billigen Vorschußlorbeeren sollten freilich gar bald welken, denn auf deutscher Seite blieb man nicht müßig, sondern bereitete sich sogleich vor, um dem Feind im gegebenen Augenblick die verlorene Stellung zu entreißen und gleichzeitig ein erhebliches Stück vorwärts zu kommen. Der Befehlshaber der deutschen Truppen beschloß einen allgemeinen Angriff und traf seine Vorbereitungen dazu schon in der zweiten Juniwoche.

Wie in den Argonnen, so erschwert auch hier das Gelände und der Wald militärische Maßnahmen bedeutend, indes haben die Granaten in dem mit dichtem Unterholz durchzogenen Priesterwald allmählich Luft und Licht geschaffen. Zunächst wurden die deutschen Stellungen befestigt, um sie im Falle eines neuen französischen Angriffs nicht nur halten zu können, sondern um von hier aus selbst zum Sturm auf die französischen Gräben vorzugehen. Die Franzosen dagegen machten fast gar keine Anstalten, die eroberten Höhenstellungen an der Croix des Carmes zu befestigen, und hatten offenbar gar keine Ahnung, daß man sich auf unserer Seite zu einem starken Sturmangriff rüstete. Den Feind um jeden Preis wieder von der Höhe zu werfen, das war das Ziel dieses Angriffs, den die deutschen Truppen am 4. Juli unternahmen. Alles war für diesen Tag vorbereitet; Kanonen, Maschinengewehre, Bombenwerfer und Minen waren aufgestellt und überschütteten den Feind mit einer Unmasse von Geschossen. Das war das furchtbare Vorspiel zu dem allgemeinen Sturmangriff, der planmäßig um vier Uhr nachmittags einsetzte. Obwohl die Stürmenden auf dem äußersten rechten Flügel über freies Feld mußten, das nirgends Deckung bot, und von den Franzosen unter mörderisches Feuer genommen wurden, zögerten die tapferen Westfalen und Bayern keinen Augenblick, sondern stürmten mutig und unerschrocken vorwärts. Die durch unser Artilleriefeuer erschütterte französische Infanterie konnte dem ungestümen Ansturm nicht lange standhalten, und bald begannen die beiden Flügel, die zuerst von den deutschen Truppen erreicht wurden, zu wanken. Dadurch wurde die mittlere Stellung des Feindes von vorn und von den beiden Flanken gefaßt. Die Franzosen hatten zwar ihre Gräben durch Blockhäuser, die sie aus den gefällten Baumstämmen aufgeführt und mit Bombenwerfern, Mörsern und Maschinengewehren ausgerüstet hatten, befestigt, allein unsere Pioniere eroberten diese Hindernisse und sprengten sie in die Luft, während die dazwischen liegenden Gräben von unserer Infanterie mit aufgepflanztem Bajonett genommen wurden (siehe die Kunstbeilage). Dem deutschen Ansturm war der Feind nicht gewachsen; hundert Hände flogen in die Höhe, und in gebrochenem Deutsch baten die Franzosen um Gnade. Zehn Minuten nach Beginn des Sturmangriffs wurden bereits die ersten Gefangenen abgeführt, deren Zahl am Abend schon über 1000 Mann, darunter 12 Offiziere, betrug. Am Abend des 4. Juli, also in wenigen Stunden, waren alle französischen Stellungen in einer Breite von 1500 Metern genommen. Den siegreichen Truppen fiel eine große Beute in die Hände: 3 Geschütze, 7 Minenwerfer, 7 Maschinengewehre und ein ganzer Pionierpark, den der Feind nicht mehr in Sicherheit bringen konnte, bildeten die Siegeszeichen dieses ruhmreichen Tages. Dabei waren die



Phot. Menzendorf, Berlin.

Verhör eines französischen Gefangenen durch Offiziere des Generalkommandos.

deutschen Verluste im Vergleich zu den französischen auffallend gering.

Alle Gegenangriffe, die die Franzosen am 6. und 7. Juli nach starker Artillerievorbereitung unternahmen, gelangten nur bis zu den vordersten deutschen Gräben, wo sie unter schweren Verlusten zusammenbrachen. Von der Höhe des Priesterwaldes aus beherrschten wir jetzt das ganze von den Franzosen besetzte südliche Moseltal. Dadurch war dem Feinde auch der Weg nach Metz gesperrt, dessen am weitesten vorgeschobene Stellungen die Höhen der Croix des Carmes im Priesterwalde waren.

Am 6. Juli herrschte zwischen Maas und Mosel auch anderweitig wieder lebhafte Kampftätigkeit. So setzten die Franzosen südwestlich von Les Eparges ihre Anstrengungen, die ihnen entrissenen Stellungen zurückzuerobern, fort. Der erste dieser Angriffe brachte die Franzosen in einen Teil der deutschen Verteidigungslinien, aber im Gegenstoß ging ihnen der Gewinn bis auf ein Stück von 100 Metern wieder verloren. Die Deutschen eroberten dabei auch ein Maschinengewehr.

Vom 4. bis zum 10. Juli verloren die Franzosen zwischen Maas und Mosel wieder 1800 Gefangene, darunter 21 Offiziere, 3 Geschütze, 12 Maschinengewehre und 18 Minenwerfer. Bis Ende Juli kam es dann auf diesem Schauplatz nur noch zu kleineren Kämpfen bei Les Eparges, im Priesterwalde und bei Ailly und Apremont. Vergebliche Angriffe der Franzosen, schwere Verluste für sie, kleinere Erfolge auf deutscher Seite waren hier, wie auch in der Champagne, in den Monaten Juni und Juli an der Tagesordnung.

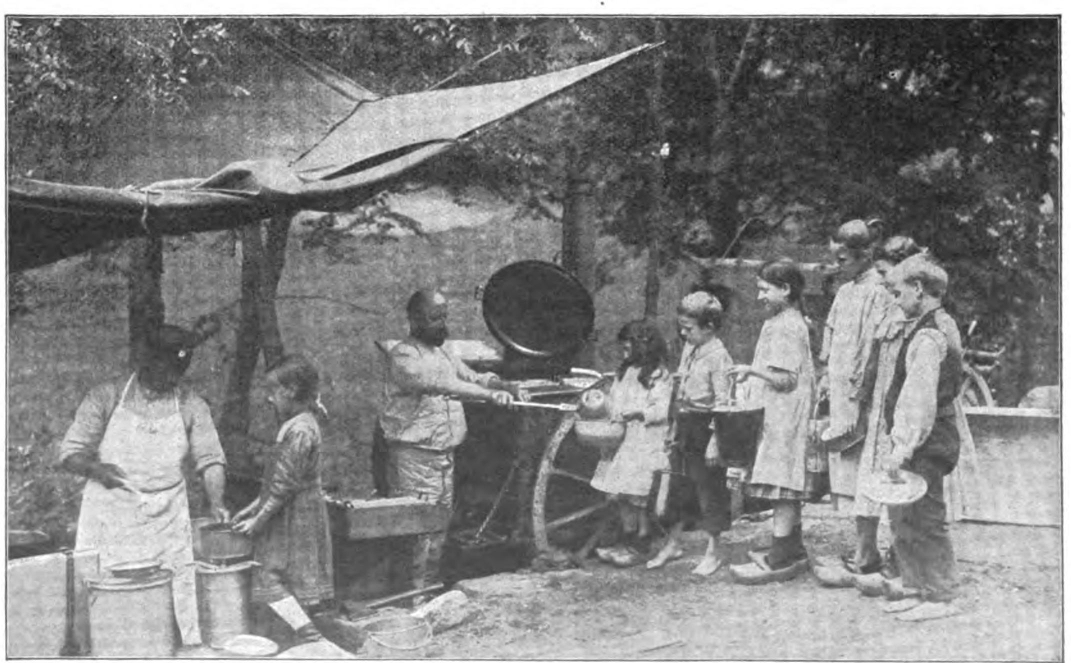
Heftige Kämpfe spielten sich in beiden Monaten in den Reichslanden und in Französisch-Lothringen ab. Die **Vogesenkämpfe** (siehe die nebenstehenden Bilder), die wir Seite 32 schilderten, fanden auch jetzt wieder einen für die Deutschen günstigen Fortgang. Am Hilsenfirst nahmen sie am 18. Juni über 200 Franzosen gefangen. An



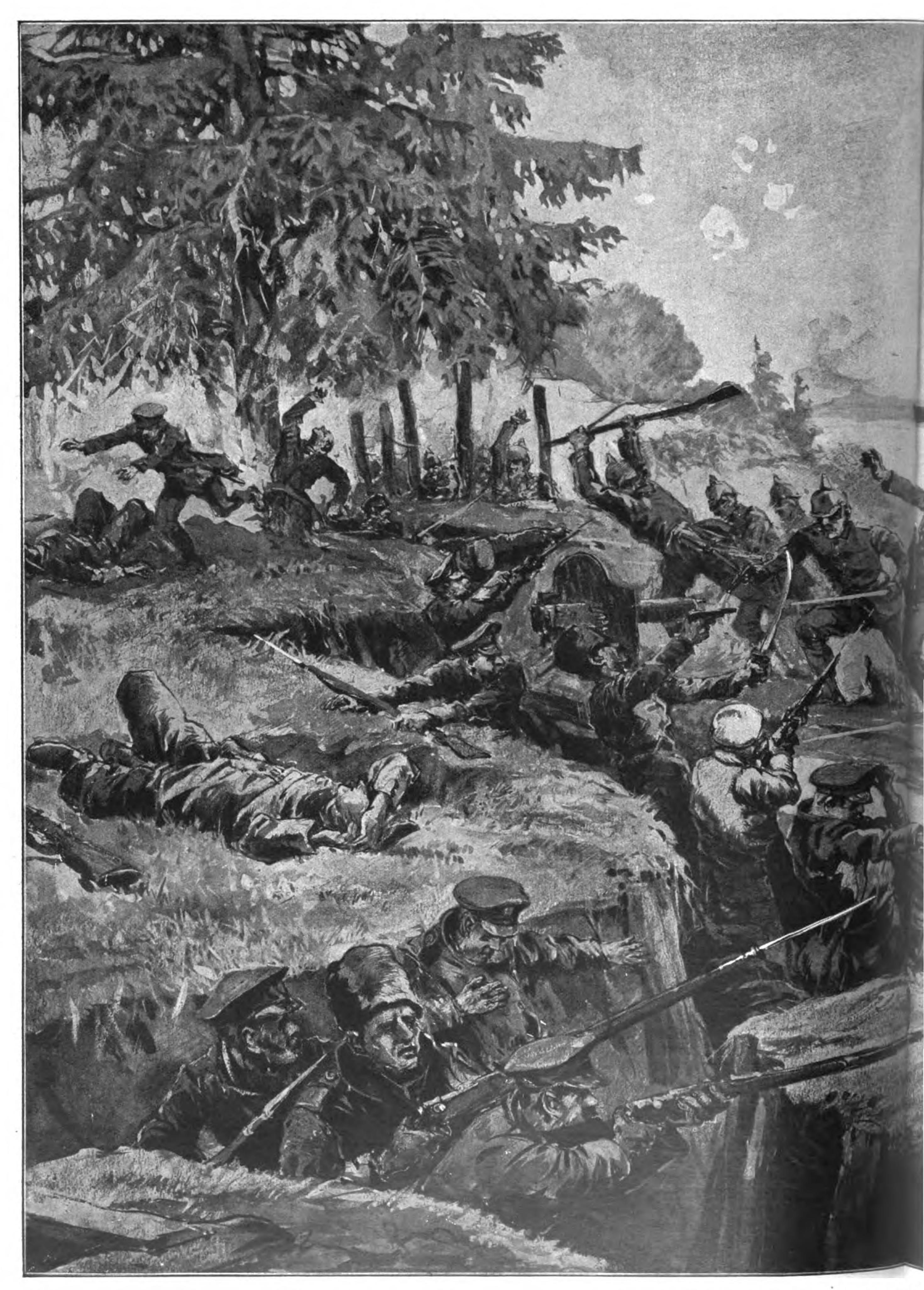
Soldatendorf in den Vogesen. Rechts oben der Waldfriedhof. Hofphot. Eberth, Cassel.



Offiziersunterstände. Hofphot. Eberth, Cassel.



Elsässische Dorfkinder holen sich Essen aus der Feldküche. Hofphot. Eberth, Cassel.



Durchbrechung der russischen Linien am N

Nach einer Originalzeichnung von A. Reich-München



Narew vor der Einnahme von Lomsha.

:en, zurzeit bei einer Maschinengewehrabteilung.

demselben Tage kam es auch nordöstlich von Lunéville bei Embermenil zu einem Gefecht. Der von den Franzosen befestigte und besetzte Ort wurde von den Deutschen überfallen und im Lauf der Kämpfe genommen. Nach Zerstörung aller französischen Verteidigungsanlagen gingen sie unter Mitnahme von etwa 50 französischen Jägern in ihre alten Stellungen zurück. Am nächsten Tage wurde besonders Münster von den Franzosen heftig beschossen. Tags darauf sahen die Deutschen sich zur Vermeidung unnützer Verluste genötigt, den Ort Metzeral in den Vogesen, der von der französischen Artillerie in Trümmer geschossen war, planmäßig zu räumen. Im Fechttale aber schlugen sie am gleichen Tag französische Angriffe blutig zurück.

Der 22. Juni brachte den deutschen Vogesentruppen die schon seit Monaten heiß umstrittene Höhe 631 bei Ban-de-Sapt, worüber wir auf Seite 138 einen besonderen anschaulichen Bericht gaben.

Bei Lunéville griffen die Franzosen an den nächsten Tagen des öfteren die deutschen Vorposten an, aber ohne Erfolg. Am 27. Juni wurde den deutschen Vogesentruppen wieder ein schöner Erfolg zuteil. Sie überfielen die französische Besatzung einer Kuppe hart östlich von Metzeral und brachten dabei 50 Gefangene und ein Maschinengewehr in ihre Hand. Tags darauf setzten die Franzosen ihre Angriffe östlich von Lunéville fort. Drei von mehreren feindlichen Bataillonen ausgeführte Angriffe gegen die Stellungen am Walde Les Remabois und westlich von Leintrey—Gondrexon gelangten bis an die deutschen Hindernisse, die Franzosen mußten aber schließlich in ihre Stellungen zurückfliehen.

Anfang Juli entwickelten sich am Hilsenfirst in den Vogesen neue Kämpfe, und schon der 1. Juli brachte den Deutschen einen schönen Erfolg. Sie nahmen zwei Werke und brachten dabei an Gefangenen 3 Offiziere und 149 Mann ein. Leider waren sie gezwungen, schon am nächsten Tage die Werke dem Feinde wieder zu überlassen. Am 3. Juli konnten die deutschen Truppen in Französisch-Lothringen weiter vordringen und eroberten hier nordwestlich Regnieville die französischen Stellungen in 600 Meter Breite. Sie entrissen ferner nördlich von Fey-en-Haye dem Feinde ein Waldstück.

Ban-de-Sapt war am 9. Juli das Ziel erneuter feindlicher Angriffe. Die völlig verschütteten Gräben auf der Kuppe der Höhe 631 wurden von den Deutschen geräumt. Zwei Tage später nahmen sie aber dem Gegner hier schon wieder ein Waldstück weg. Am 10. Juli versuchte der Feind einen Angriff östlich und südöstlich von Sondernach, nordwestlich von Münster, wurde aber bald zurückgeschlagen. Tags darauf überfielen die Deutschen bei Ammerzweiler nordwestlich von Altkirch eine feindliche Abteilung in ihrem Graben. Die französische Stellung wurde in einer Breite von 100 Metern eingeebnet. Danach gingen die Deutschen planmäßig unter Mitnahme einiger Gefangener vom Feinde unbelästigt in ihre Linie zurück. In Lothringen versuchte der Gegner am 17. Juli bei Embermenil vorzustoßen, wurde aber hier wie auch in der Gegend von Ban-de-Sapt zurückgeschlagen.

Die Kämpfe bei Münster nahmen am 20. Juli an Heftigkeit zu, und die Franzosen richteten ihre Angriffe mehrfach gegen die Stellung zwischen Lingekopf und Barrenkopf nördlich von Münster und Mühlbach. An einzelnen Punkten drang der Feind in die deutschen Stellungen ein und mußte in erbittertem Nahkampf hinausgeworfen werden. Tag und Nacht lagen die angegriffene deutsche Front und die anschließenden Stellungen bis Didolshausen und bis zum Hilsenfirst unter heftigem feindlichen Feuer. Etwa 120 Mann und 4 Offiziere fielen den Deutschen gefangen in die Hand. Auch in den nächsten Tagen dauerten diese Kämpfe noch an, und bei einem feindlichen Angriff gegen die Linie Lingekopf—Barrenkopf nördlich von Münster wurden nach heftigen Nahkämpfen vor und in den Stellungen der Bayern und Mecklenburger, aus denen die Franzosen zurückgeschlagen wurden, 2 Offiziere und 64 Alpenjäger gefangen genommen. Bei Metzeral eroberten die Deutschen in diesen Tagen eine vorgeschobene Stellung, die sie aber, um Verluste zu vermeiden, planmäßig wieder räumten. Am 23. Juli ließen hier die Kämpfe an Hartnäckigkeit nach. Die Franzosen hatten bis zu diesem Tage ungeheure Verluste gehabt. Vor der deutschen Front lagen etwa 2600 gefallene Feinde. Am 26. Juli nahmen die Kämpfe erneut an Heftigkeit zu, und auf dem Lingekopf setzte sich der Gegner an diesem Tage in den Besitz der vordersten Gräben. Schon tags darauf waren diese bis auf ein kleines Stück wieder in deutschem Besitz. Am 30. Juli kamen die Kämpfe in der Linie Lingekopf—Barrenkopf zum Stillstand. Die Franzosen hielten nur noch einen Teil des Gewonnenen am Lingekopf besetzt, während Schratzmännle und Barrenkopf nach vorübergehendem Verlust wieder in deutscher Hand waren.

Der **Luftkrieg im Westen** wuchs in den Monaten Juni und Juli wieder zu besonderer Lebhaftigkeit an. Deutsche Flieger besuchten die Städte Nancy, Dombasle, Remiremont, Gerardmer, Saint-Hilaire, Dünkirchen, Lunéville und Saint-Dié, wobei Bahnanlagen, Flugplätze, Truppenlager, Kasernen und so weiter zerstört wurden; bei Luftkämpfen mit französischen und englischen Flugzeugen behielten die Deutschen die Oberhand. Zahlreiche französische Flieger wurden auch durch die deutschen Abwehrkanonen herabgeschossen und hierbei die Insassen gefangen genommen. Auch über deutschen Städten tauchten einigemal feindliche Flieger auf, aber nirgends richteten sie irgendwelchen größeren Schaden an. Am 27. Juni erschien ein französisches Flugzeug über Friedrichshafen, wo es mit geringem Erfolg drei Bomben abwarf. Der Flieger wurde durch deutsche Abwehrgeschütze vertrieben und mußte auf Schweizer Boden landen, wo er festgenommen wurde. Am 21. Juli wurde Colmar von feindlichen Fliegern heimgesucht. Zehn Bomben fielen auf die Häuser und Straßen der Stadt. Ein Zivilist wurde getötet, ein anderer verletzt. Am 30. Juli früh sechs Uhr kreuzten drei feindliche Flieger wieder einmal über Freiburg. Sie warfen hier sieben Bomben ab, durch die eine Zivilperson getötet und sechs zum Teil schwer verwundet wurden. Der militärische und sonstige Sachschaden war nicht erheblich.

In dem Zeitabschnitt Juni—Juli 1915 blieb es im Westen nach wie vor bei der Tatsache: Die Deutschen hielten unentwegt stand, wo sie angegriffen wurden. Jeder Versuch des Einbruchs in die deutsche Stellung kostete den Franzosen und Engländern nutzlos aufgeopferte Menschen und für nichts verpufftes Material. Die Deutschen dagegen drangen überall da, wo sie entsprechende Kräfte einsetzten, unwiderstehlich in die Stellungen ihrer Feinde vor und eroberten einen wichtigen Stützpunkt nach dem anderen.

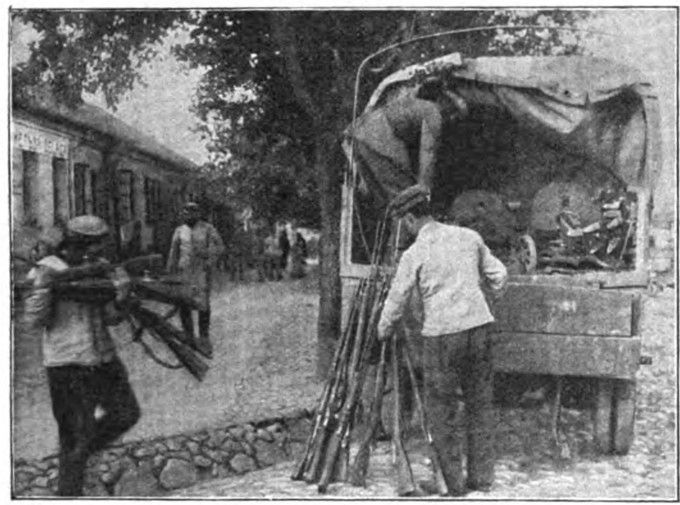
* * *

Der Sieg im **Heiligen Kriege**, der sich auf zahlreichen Kriegschauplätzen abspielt, wird nur auf dem räumlich engbegrenzten, aber überragend wichtigen Kampfplatz an den Dardanellen von der einen oder der anderen Seite erkämpft werden können. Die Siege der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere über die Russen haben wesentlich mitgewirkt, von den heldenmütigen türkischen Vaterlandsverteidigern die große Gefahr eines Überfalls ihrer Stellung im Rücken vom Balkan her abzuwenden. Deshalb haben aber die Anstürme ihrer Gegner auch seit Mai keineswegs an Heftigkeit nachgelassen. Mit dem Ingrimm der Verzweiflung suchten Engländer und Franzosen auf dem Schauplatz an den Dardanellen endlich eine Entscheidung herbeizuführen, die ihnen das Ansehen der Balkanvölker zurückgewinnen sollte, das vor den Dardanellen unter opferreichem, ergebnisarmem Ringen zu Grabe getragen war. Zwar machte die Angriffslust der deutschen Unterseeboote im Marmarameer die gewaltige Unterstützung der Landvorstöße durch die schweren Schiffsgeschütze zu einer ernsten ständigen Gefahr für die wertvollen schwimmenden Festungen, aber dennoch holten die Angreifer nach ihrem schweren Mißerfolg im Mai schon Anfang Juni in einem mehrwöchigen, ununterbrochenen Ansturm gegen die Dardanellen zu einem heftigeren Schlage als jemals zuvor aus. Am 4. Juni nachmittags begann der neue Angriff mit einer schweren Kanonade. Das Angriffgeschwader, das viele tausend Granaten verfeuerte, mußte allerdings wegen der unheimlichen Unterseebootgefahr in dauernd schneller Fahrt gehalten werden. Der Landangriff traf zuerst den türkischen linken Flügel. Er wurde nicht nur abgeschlagen, sondern ein kecker Gegenstoß brachte den Türken auch fünf Maschinengewehre. Die verbündeten Feinde ließen aber nicht nach. Schon in der nächsten Nacht setzten sie einen neuen Angriff an, der bis in den Mittag hineindauerte. Bei der Beendigung des Gefechts hatten Engländer und Franzosen allein dreitausend Tote, und die Türken konnten sich

in einigen feindlichen Schützengräben festsetzen. Am 5. Juni fanden auch bei Seddil-Bahr auf dem rechten türkischen Flügel harte Zusammenstöße statt. Dieser rückte kämpfend vor und nahm dem Gegner einige Gräben. Am 6. hatte er noch Kraft zur Fortsetzung des Angriffs und zwang den Feind nach vierstündiger, wacker durchgehaltener Schlacht zum Rückzug in seine Hauptstellung. Dabei eroberten die Türken wieder zwölf Maschinengewehre. Die Gesamtverluste der Franzosen und Engländer wuchsen in diesen Tagen auf fünfzehntausend Mann an. Tausende ihrer Soldaten lagen unbestattet vor den türkischen Stellungen.

Die Verbündeten ließen sich nun einige Tage Zeit und stürmten erst am 9. und 10. Juni aufs neue vor. Bei Seddil-Bahr versuchten sie es mit einem nächtlichen Überfall in kleinerem Maßstabe, bei Ari Burun jedoch griffen sie wieder mit großen Massen an. Beide Unternehmungen endeten wie bisher immer mit einem Mißerfolg. Auch Angriffe in der Nacht vom 11. auf 12., abermals bei Ari Burun, führten zu keinem Fortschritt.

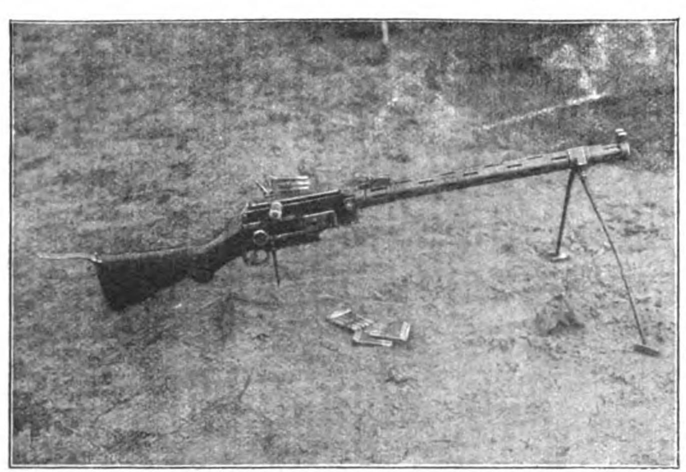
Eine Abwechslung in der Angriffsweise brachte eine Beschießung der türkischen Stellungen bei Seddil-Bahr und Ari Burun durch zwei Kriegschiffe, die unter dem Schutz von Torpedobooten sich ganz nahe an die Küste wagten. Ihre Kanonade tat aber keine Wirkung. Dagegen konnte die bei Ari Burun aufgestellte türkische Artillerie ein wirksames Feuer auf die Transportschiffe eröffnen und zerstörte



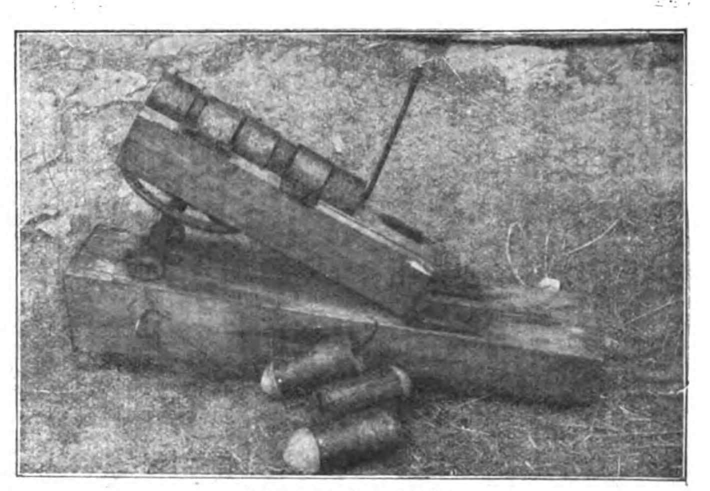
Beförderung erbeuteter russischer Waffen.



Deutsche Soldaten wechseln Geld mit russischen Gefangenen.



Maschinengewehr der russischen Kavallerie.



Russischer Minenwerfer.



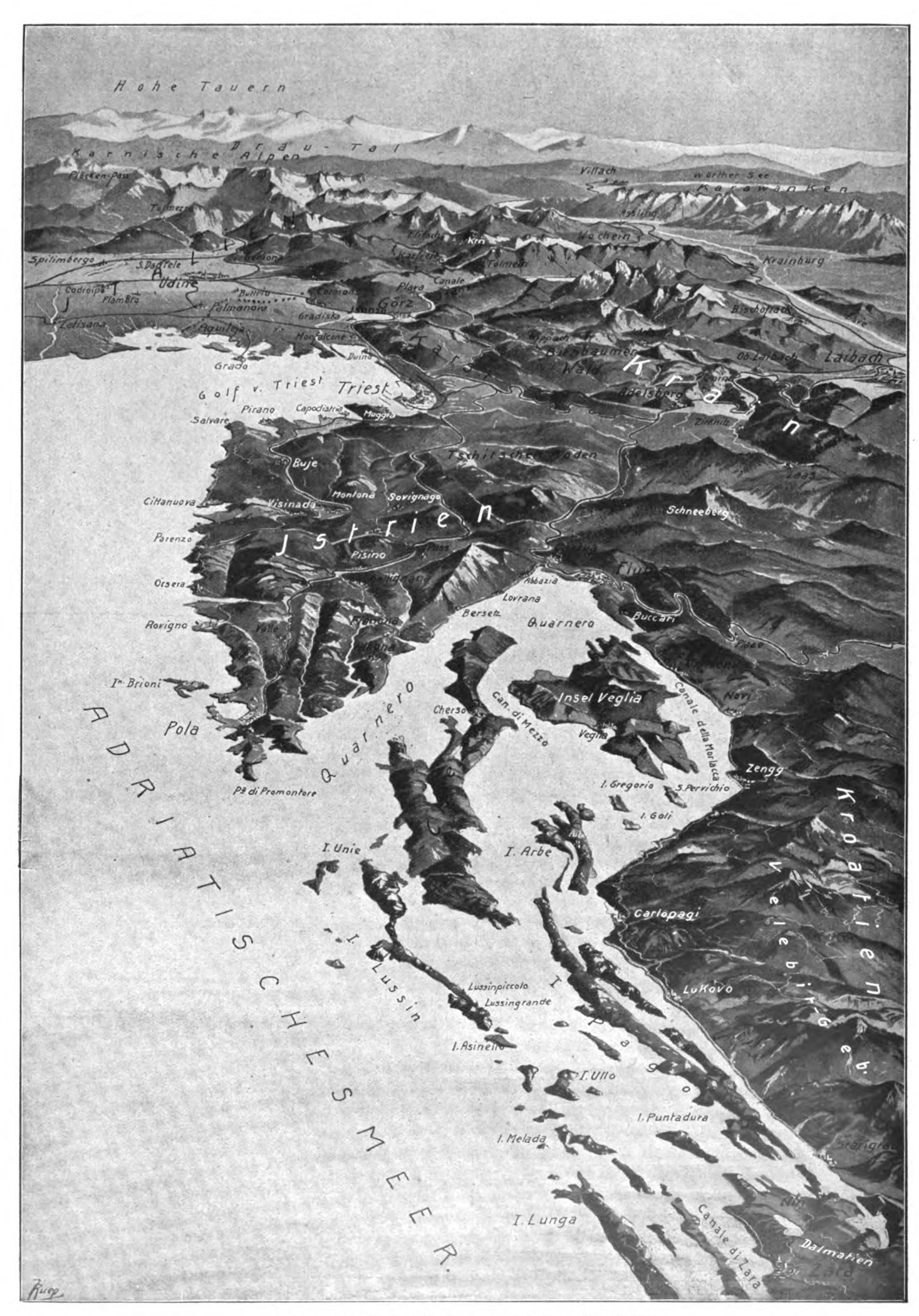
Beutesammelstelle vor Lomsha.



Durch Minenwerfer gänzlich zerstörter Wald bei Lomsha.

Aus den Kämpfen um Lomsha.

Photographische Aufnahmen von A. Grohs, Berlin.



Karte von Istrien und den angrenzenden Gebieten.

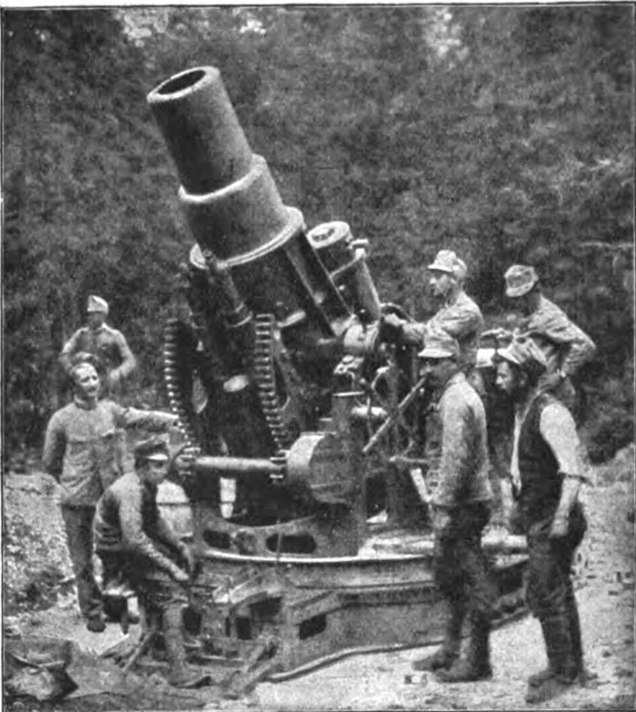


Mißlungener Angriff der Italiener an der Isonzofront auf die Höhe von Doberdo.

Nach einer Originalzeichnung von M. Barascudts.

auch eine Stellung, die die Engländer und Franzosen soeben für ihre Bombenwerfer hergerichtet hatten.

Einige Tage hindurch beschränkte sich die Kampftätigkeit auf Gallipoli auf ein lebhaftes Artilleriefeuer. Dabei gelang es den Türken, bei Ari Burun die feindlichen Telefunken und heliostatischen Anlagen zu zerstören und auch die Schützengräben unter so gut gezieltem Feuer zu halten, daß der Gegner auf dem linken Flügel seine Stellungen wechseln mußte, ohne aber dadurch erneute Verluste durch die türkischen Küstenbatterien zu vermeiden. Feindliche Batterien, die der türkischen Infanterie in derselben Weise beizukommen suchten, wurden zum Schweigen gebracht.



Phot. Ed. Frankl, Berlin.

Österreichisch-ungarischer Mörser an der italienischen Grenze.

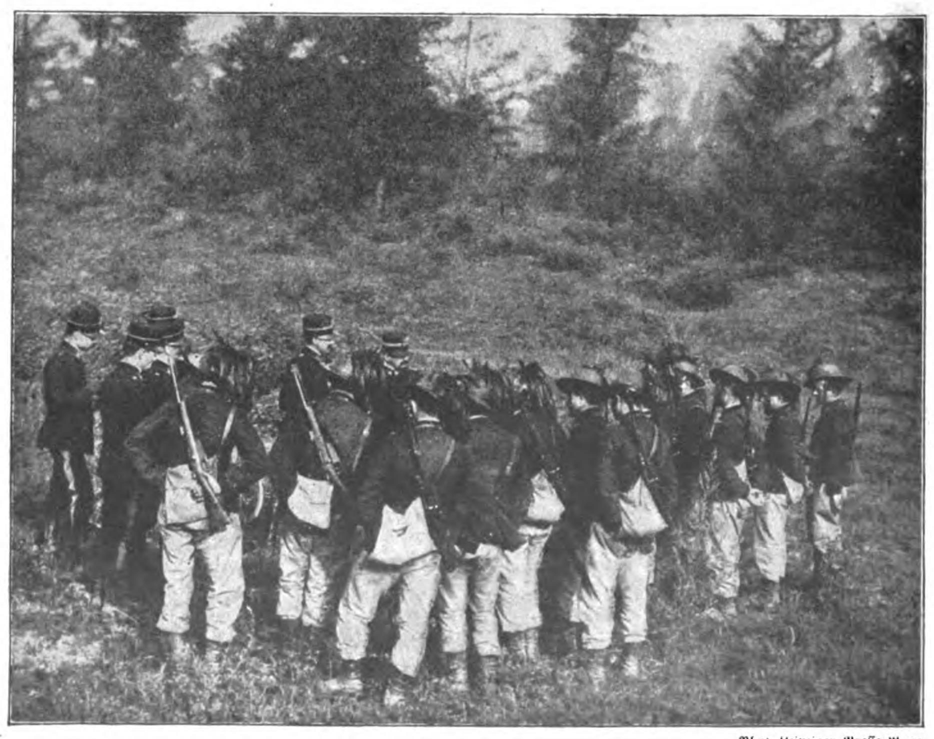
Am 21. Juni hatten die Verbündeten wieder soviel Verstärkungen beisammen, daß sie einen neuen allgemeinen Sturm wagen konnten. Die Vorbereitung hatte ein fünftägiges Artilleriefeuer aus schwersten Kalibern so nachdrücklich wie nur irgend möglich geleistet. Es wurde am Morgen des 21. Juni dermaßen gesteigert, daß in einer Minute 150 Granaten auf die türkischen Stellungen fielen. Unter Einsetzung starker Sturmkolonnen gelang es den Verbündeten auch, nach blutigem Kampfe in die weit vorgeschobenen vordersten türkischen Gräben einzubrechen. Die Türken ließen ihnen aber durch kühne, immer wiederholte Angriffe keine Zeit, sich dort einzurichten. Mehrere Male wechselten die Gräben ihren Herrn, und gegen Abend hatten die Engländer und Franzosen nur noch ein etwa hundert Meter langes Grabenstück. In überraschendem nächtlichen Angriff nahmen die Türken aber auch dieses Stück ihrer Vorstellung zurück. Die Angreifer fanden sich schließlich nach schweren Verlusten und unendlichen Mühen in Unordnung in ihren alten Gräben wieder ein. Die Transportschiffe, die in den nächsten Tagen nach dem Lager der Verbündeten verkehrten, brachten ihnen nicht neue Verstärkungen, sondern dienten der Fortführung der zahllosen Verwundeten. Nach den Haufen der Gefallenen und der Zahl der Lazarettschiffe mußte man die blutigen Verluste der Verbündeten mit 7000 Mann annehmen.

Am 25. Juni begann ein neuer Artilleriekampf. Die türkische Artillerie, die, wenn sie auch auf Dank und Anerkennung nicht rechnen durfte, die feindlichen Lazarettschiffe geschont hatte, schoß bei Kaba Tepe ein Transportschiff in Brand und erzielte auch Treffer auf ein Torpedoboot und ein Transportschiff, das Munition auslud, unter der Einwirkung des türkischen Feuers sich aber vom Strande entfernen mußte.

Zu gleicher Zeit erfolgte eine neue Angriffsreihe zu Lande. Immer wieder versuchten die Verbündeten bei Ari Burun und bei Seddil-Bahr die Umfassung eines türkischen Flügels, um nach dem Gelingen dieses Planes die türkischen Stellungen aufzurollen und endlich zu einem greifbaren Ergebnis in dem monatelangen schweren Ringen zu kommen. Alle Opfer und alle todverachtende Tapferkeit vermochte aber nicht, die Türken in ihrer zäh gehaltenen Verteidigungstellung zu erschüttern. Immer wieder fanden diese Kraft zu kühnem Einbrechen in die feindlichen Gräben, immer wieder waren auch kleine Trupps zu beunruhigenden Beutezügen in die Gräben der durch die andauernden ergebnislosen Kämpfe ermüdeten Angreifer bereit. Gelegentlich gelang es den Türken auch, den schmalen Landstreifen stellenweise zu verengern, auf dem die Engländer und Franzosen aushalten mußten. So eroberten sie am 30. Juni zwei Schützengräben in der Mitte der feindlichen Stellung und richteten sie sofort für sich ein. Bei Ari Burun erschienen am 1. Juli wieder einmal drei große feindliche Schiffe und nahmen aus Schaluppen und Barkassen die verwundeten Opfer der letzten Kämpfe entgegen.

An dieser Front und ebenso bei Seddil-Bahr fanden nunmehr wieder für einige Zeit nur Grabenkämpfe statt, denen trotz der fürchterlichen Opfer, die sie kosteten, keine entscheidende Bedeutung zukam. In dem begleitenden Artilleriekampf verfeuerte der Gegner am 2. Juli bei Ari Burun Gasbomben, die ein grünes Gas ausströmten. An diesem Tage litt er bei Seddil-Bahr unter türkischen Vorstößen, die im Bajonettkampf bis in seine Gräben hineingelangten.

Am 3. Juli hatten die Türken wieder einmal besonderen Erfolg mit ihrer Artillerie durch die Zerstörung feindlicher Flugzeuganlagen bei Seddil-Bahr. Am 4. sprengten sie ein feindliches Munitionslager in die Luft. Auch in den folgenden Tagen, an denen der Feind nur Aufklärungsabteilungen, die sich stets blutige Köpfe holten, gegen die türkischen Stellungen vorwarf, entzündeten die anatolischen Batterien im Lager der Verbündeten Brände und brachten bei einem Feuerüberfall auf Hilfskriegschiffe und mit Ein- und Ausbooten beschäftigte Schaluppen auch einige Munitionsniederlagen zur Explosion. Am 6. Juli richteten sie dadurch besonders bei Teke Burun große Verwirrung an.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

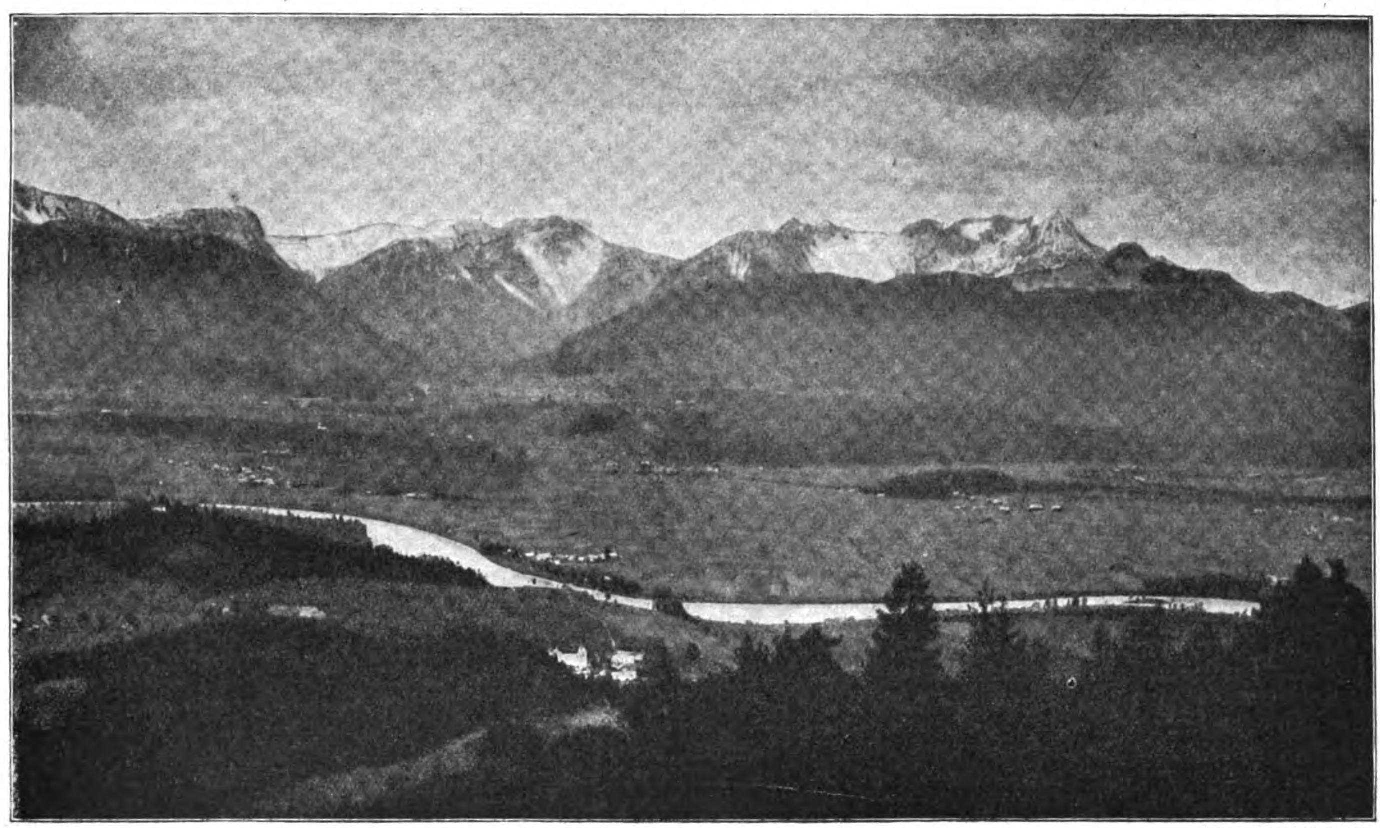
Marschfertige Bersaglieri-Patrouille empfängt ihre Weisungen.

Bei Seddil-Bahr nahmen die Türken am 7. Juli vor ihrem rechten Flügel zwei feindliche Gräben. Im Zentrum hatte in derselben Nacht eine wagemutige Erkundungsabteilung gute Beute besonders an Pioniergerät gemacht.

Artillerie- und Bombenangriffe bereiteten in den nächsten Tagen eine neue Hauptschlacht vor. Der heftigste Vorstoß der Engländer und Franzosen spielte sich, wie stets unter schwersten Verlusten, am 13. Juli ab. Den Türken blieb beim kräftigen Nachstoß eine Menge Munition und Kriegsmaterial. Die unter türkischem Feuer erzwungene Flucht der Verbündeten geschah mit so überstürzter Hast, daß viele der Fliehenden in dem überaus zerklüfteten und schwierigen Gelände den Rückweg verfehlten und in Abgründe stürzten. Die Artillerievorbereitung hatte sich der Feind allein an diesem Tage auf schmalem Raum 60 000 Granaten kosten lassen; trotzdem war er wieder keinen Schritt vorwärts gekommen. Die geschlagenen Truppen waren derart in Furcht vor den wuchtigen Gegenhieben der Türken, daß sie sich unausgesetzt durch Leuchtpistolen gegen Überraschungen zu schützen suchten und ein ununterbrochenes Gewehrfeuer ins diesen Tagen auch des Besuches des türkischen Thronfolgers Jussuf Izzedin, dessen Anwesenheit ohne Zweifel erhebend und belebend auf sie gewirkt hat.

Nach einem hartnäckigen Schützengrabenkampf, in dem die Türken durch Gegenminen meist alle Kampfabsichten ihrer Gegner vereitelten, erfolgte erst am 20. Juli wieder ein Hauptsturm gegen den türkischen linken Flügel bei Seddil-Bahr, der dreimal abgeschlagen wurde. In der darauffolgenden Nacht unterhielten die Verbündeten unter Anwendung von Leuchtkugeln und Scheinwerfern ein ununterbrochenes Artilleriefeuer, das aber so schlecht gezielt war, daß die Türken eine Erwiderung für völlig überflüssig hielten.

Die nächsten Julitage wurden gekennzeichnet durch eine überaus starke Beschießung der türkischen Stellungen, besonders aber der anatolischen Batterien, von denen Transportschiffe und Zeltlager immer wieder schwer beschädigt worden waren. Dies geschah auch jetzt. Feindliche Torpedoboote, die bei Seddil-Bahr den linken türkischen Flügel befeuern wollten, holten sich Treffer über Treffer und verschwanden; am 20. Juli mußten wieder die Lager



Phot. Carl Seebald, Wien.

Das Isonzotal mit dem Krn.

Leere hinein unterhielten. Die Türken gingen stellenweise dennoch vor und holten sich vor allem auch vorübergehend geräumte Gräben zurück. Dabei gelang ihnen die Gefangennahme vieler Engländer. Trotzdem wußte der französische Bericht über diese Kämpfe von „glänzenden Taten" der Zuavenregimenter und Fremdenlegionäre zu erzählen. An den nächsten Tagen versuchten die Verbündeten wieder eine Schädigung der türkischen Stellung vom Meere aus. Unter dem Schutz von Torpedobooten und Minenlegern eröffnete ein englischer Kreuzer am 15. Juli ein heftiges Feuer bei Kaba Tepe auf Grund von Angaben, die er aus einem Fesselballon erhielt. Er vermochte aber kein Ergebnis zu erzielen. Die anatolischen Batterien der Türken dagegen beschossen in der Nacht vom 15. auf 16. Juli die feindlichen Lager bei Teke Burun, Seddil-Bahr und Mortiloman. Brände und Explosionen verkündeten weithin die Zerstörung und Unordnung, die sie schufen.

Die Unternehmungen der folgenden Tage wurden gelähmt durch die wütende Hitze, die in dieser Jahreszeit die öde und wüste Felsenhalbinsel heimsucht. Die Türken fühlten sich den stellenweise unternommenen Vorstößen ihrer Gegner so überlegen, daß sie diese bis dicht an ihre Gräben herankommen ließen und dann fast vollständig niederschossen. Sie behielten dabei auch einige Franzosen als Gefangene. Die unermüdlich treuen türkischen Soldaten erfreuten sich in bei Teke Burun ein treffsicheres Granatenfeuer über sich ergehen lassen.

Bis zum 4./5. August spielte sich auf dem engbegrenzten Raum der Südspitze von Gallipoli ein hartnäckiger Stellungs- und Schützengrabenkampf ab, ganz ähnlich den blutigen Kämpfen bei Souchez. Dabei gelang es den Türken, sich Stück für Stück, bei der Art dieses Kampfes also fast buchstäblich Meter um Meter, gegen ihre Gegner vorzudrücken. In der genannten Nacht wagten diese wieder einen größeren Sturm, der ihnen aber nur neue Verluste brachte. Kreuzer, Torpedoboote und Landbatterien hatten riesige Mengen von Granaten größten Kalibers ohne Wirkung auf die Stellungen der Türken geschleudert. Deren Batterien aber trafen bei Teke Burun ein Kanonenboot so gut, daß es Schlagseite erhielt und nach Tenedos abgeschleppt werden mußte. Am 6. August schoß die türkische Artillerie ein Transportschiff in Brand und versenkte bei Ari Burun eine beladene Galeere. In kühnem Überraschungsangriff stürmten die türkischen Soldaten an diesem Tage mehrere feindliche Gräben und zwangen den Feind zur Zurücklassung von über 300 Toten.

In der Nacht zum 7. August machten die Verbündeten einen neuen Landungsversuch in der Umgebung von Karatchali im Norden des Golfes von Saros und an zwei Orten nördlich von Ari Burun. Bei Karatchali wurden gelandete

Truppen vertrieben. Bei Ari Burun rückten sie unter heftiger Feuerunterstützung der Kriegschiffe etwas vor, wurden aber bald von den Türken zum Stehen gebracht. Im Zusammenhang mit diesen Unternehmungen angesetzte Angriffe an anderen Stellen der Kampffront brachten den Verbündeten über 2000 Tote, die vor der türkischen Front liegen blieben. Die Türken setzten sich beim Nachstoß in neuen feindlichen Gräben fest und brachten 140 Gefangene ein. Auch diese Angriffe nördlich Ari Burun, die nun tagtäglich erfolgten, kosteten den Engländern und Franzosen nur Verluste an Mannschaften und Material. Am 9. Juli nahmen dort die Türken 4 Offiziere und 50 Mann gefangen, erbeuteten 2 Maschinengewehre, heliostatische und Telephonanlagen sowie eine Menge Waffen. Ein feindlicher Kreuzer, der die Umgebung von Bulair indirekt beschoß, wurde von versteckten türkischen Batterien am Golf von Saros mit Erfolg unter Feuer genommen und verzog sich schleunigst.

Am 10. August kam es wieder zu Kampfhandlungen größten Umfangs, und auch dieser Tag wurde für die Engländer und Franzosen wieder ein Tag größter Verluste. 3000 tote Feinde wurden vor der Front der Türken gezählt, die den gewohnten erfolgreichen Gegenangriff machten, bei dem sie 2 Maschinengewehre behielten. Bei Ari Burun eroberten sie in mehreren Gefechten am 11. und 12. August dann noch 8 Maschinengewehre, von denen 5 sofort gegen den Feind ins Feuer gebracht werden konnten.

In den Tagen vom 6. bis 7. August hatten die Engländer und Franzosen nicht weniger als fünf neue Divisionen gelandet, die in ununterbrochenen, immer wieder neu aufflammenden Kämpfen bis zum 15. August ins Feuer gebracht wurden. Nichts vermochte aber den Heldenmut der türkischen Soldaten zu untergraben. Die Waffenbrüderschaft zwischen ihnen und ihren deutschen Führern behielt gegen alle Anstürme unentreißbar fest den Sieg als Lohn für unüberwindliche Ausdauer und Treue.

Auch zur See blieb den Türken das Glück treu. Die großen Schiffsverluste vom Mai wiederholten sich für die Engländer und Franzosen von Juni bis August allerdings nicht; denn wohlweislich zogen sie schließlich alle größeren Einheiten aus den durch deutsche U-Boote so sehr gefährdeten Küstengewässern der Dardanellen zurück. Dafür gelang schon am 31. Mai bei der Insel Strato einem U-Boot die Versenkung eines englischen Hilfskreuzers von 12000 Tonnen. Von der 800 Mann zählenden Besatzung rettete der englische Dampfer „Spy" 120 und brachte sie nach der Bucht von Mudros.

Am 2. Juni wurde noch einmal ein englischer Linienschiffskreuzer torpediert. Es erfolgte wohl eine Bestätigung dieser Nachricht, über alle Einzelheiten schwieg sich aber der amtliche Bericht aus. In der Nacht vom 3. auf 4. Juni war nach dem genannten Bericht auch ein französischer Minensucher infolge einer Explosion zwischen den Inseln Keusten und Hekim vor Smyrna untergegangen. Am 13. Juni berichteten die Türken, daß ein türkischer Flieger in der Kefalobucht auf Imbros ein Panzerschiff vom Agamemnontyp gesichtet habe, dessen Verdeck fast unter der Meeresoberfläche lag und dessen hinterer Mast und Schornstein vollständig weggesunken waren. Im Zusammenhang damit wurde aus griechischen Quellen bekannt, daß am 9. zwischen Kalymnos und dem asiatischen Festlande ein großes Kriegschiff infolge Explosion gesunken sei.

Die Reihe der erfolgreichen Torpedierungen wurde am 5. Juli wieder aufgenommen mit der Versenkung des französischen Transportdampfers „Cartague", der 1500 Mann an Bord hatte. Er gehörte der Mittelmeerflotte der „Compagnie Transatlantique" und hatte mit Truppen und Material für das Expeditionskorps auf den Dardanellen am 24. Juni Marseille verlassen. Die türkische Wacht am Marmarameer, der wiederholt feindliche U-Boote in die Hand gefallen waren, vernichtete am 26. Juli früh acht Uhr in der Meerenge das französische U-Boot „Mariotte". 31 Mann der Besatzung wurden gefangen genommen. Das Schiff stammte aus dem Jahre 1911 und lief über Wasser 15, unter Wasser 10 Seemeilen bei einer Wasserverdrängung von 530 bis 630 Tonnen. Das Boot, das mit 6 Torpedolancierrohren bewaffnet war, hatte die Aufgabe, ein englisches U-Boot abzulösen. Die Türken erfuhren den Ort, an dem es seine Vorräte einnahm, und konnten es deshalb unschädlich machen.

Seitdem die deutschen U-Boote ihre weite kühne Fahrt nach dem Orient zurückgelegt haben (siehe auch S. 54), ist es keineswegs mehr ausgemacht, daß die von den verbündeten Feinden ausgesandten Truppen- und Materialtransporte ihr Ziel auch erreichen. Aus griechischen Quellen wissen wir, daß im Mittelmeer gegen Ende Juli auch der englische Dampfer „Arneuron", ein großes Truppentransportschiff, fast mit der ganzen Besatzung nach einem U-Boot-Angriff im Meere versank.

Aber auch unsere Gegner sollten sich eines Triumphes dieser Waffe erfreuen. Das türkische Linienschiff „Barbarossa Haireddin" wurde am 8. August das Opfer eines feindlichen U-Bootes. „Barbarossa Haireddin" war ein altes deutsches Linienschiff, der „Kurfürst Friedrich Wilhelm", der 1891 vom Stapel lief und 1910 von der Türkei erworben wurde. Er verdrängte 10060 Tonnen und konnte 17 Seemeilen leisten. An den Dardanellenkämpfen hatte das Schiff sehr regen Anteil genommen und mit seinen großkalibrigen Kanonen dem Feinde bei Ari Burun schwere Verluste beigebracht, mehrere Transportschiffe sowie einen Torpedobootzerstörer in Grund gebohrt und einen feindlichen Landungsplatz vernichtet. Es hat nicht weniger als sechs U-Boote, mit denen der Feind zu seiner Bekämpfung in das Marmarameer einzudringen versuchte, in den Grund gebohrt und erlag nach so stattlichen Erfolgen nun endlich einem feindlichen U-Boot-Angriff. Der größte Teil seiner kriegs- und seeerfahrenen Bemannung konnte gerettet werden.

Zu diesem Trost gesellte sich an demselben Tage noch ein anderer: die Zerstörung eines feindlichen U-Bootes vor Bulair durch ein türkisches Wasserflugzeug.

Am 14. August war es der englische 10000-Tonnendampfer „Royal Edward", der den Türken zum Opfer fiel. Ein U-Boot-Torpedo traf ihn in der Nähe der Insel Kos so sicher, daß er in vier Minuten sank. Annähernd 1000 Mann des Transportes, den dieser große Dampfer führte und der hauptsächlich aus Verstärkungen der 29. Division und Teilen des Sanitätsdienstes bestand, sind ertrunken. 600 sollen gerettet sein.

Wie aussichtslos alle Unternehmungen der Angreifer an der Dardanellenfront waren, geht auch für die Monate Juni bis August aus der traurigen Tatsache hervor, daß die Engländer vor grausamster und völkerrechtswidriger Kampfesweise nicht zurückschreckten. Am 6. Juli beschoß ein feindlicher Monitor bei Ari Burun hinter einem ihn deckenden Lazarettschiff weg die türkischen Stellungen. Die Engländer entblödeten sich also auch hier so wenig wie in Flandern, bei ihren Kämpfen unter dem Zeichen des Roten Kreuzes Deckung zu suchen. Wenn sie dafür ihre wohlverdiente Züchtigung erfuhren, beklagten sie sich über Barbarei. Sie selbst mißachten die Schutzzeichen der Verwundetenpflege, zu denen natürlich auch der Rote Halbmond gehört, geradezu gewohnheitsmäßig. Am 3. August warf ein feindlicher Flieger eine Granate auf das Hospital von Eznie südlich von Kum-Kale ab und tötete dadurch einen Verwundeten. Am 5. belegten feindliche Flieger das Lazarett von Agadere bei Seddil-Bahr mit Bomben, obgleich sie die Fahne des Roten Halbmondes deutlich gesehen haben mußten. Am 9. August wiederum warf ein feindlicher Flieger drei Bomben auf das Lazarett in Galaköj, das wagerecht, also für Flieger unbedingt deutlich sichtbar, das Zeichen des Roten Halbmonds aufwies. Ein Soldat wurde getötet, drei verletzt. Angesichts dieser unmenschlichen „Heldentaten" kann man es wohl verstehen, daß die Türken mit scharfen Vergeltungsmaßregeln vorgehen wollten. Es wurde erwogen, für jeden durch solch rohe Überfälle wie die erwähnten umgekommenen türkischen Kämpfer einen gefangenen Engländer zu töten.

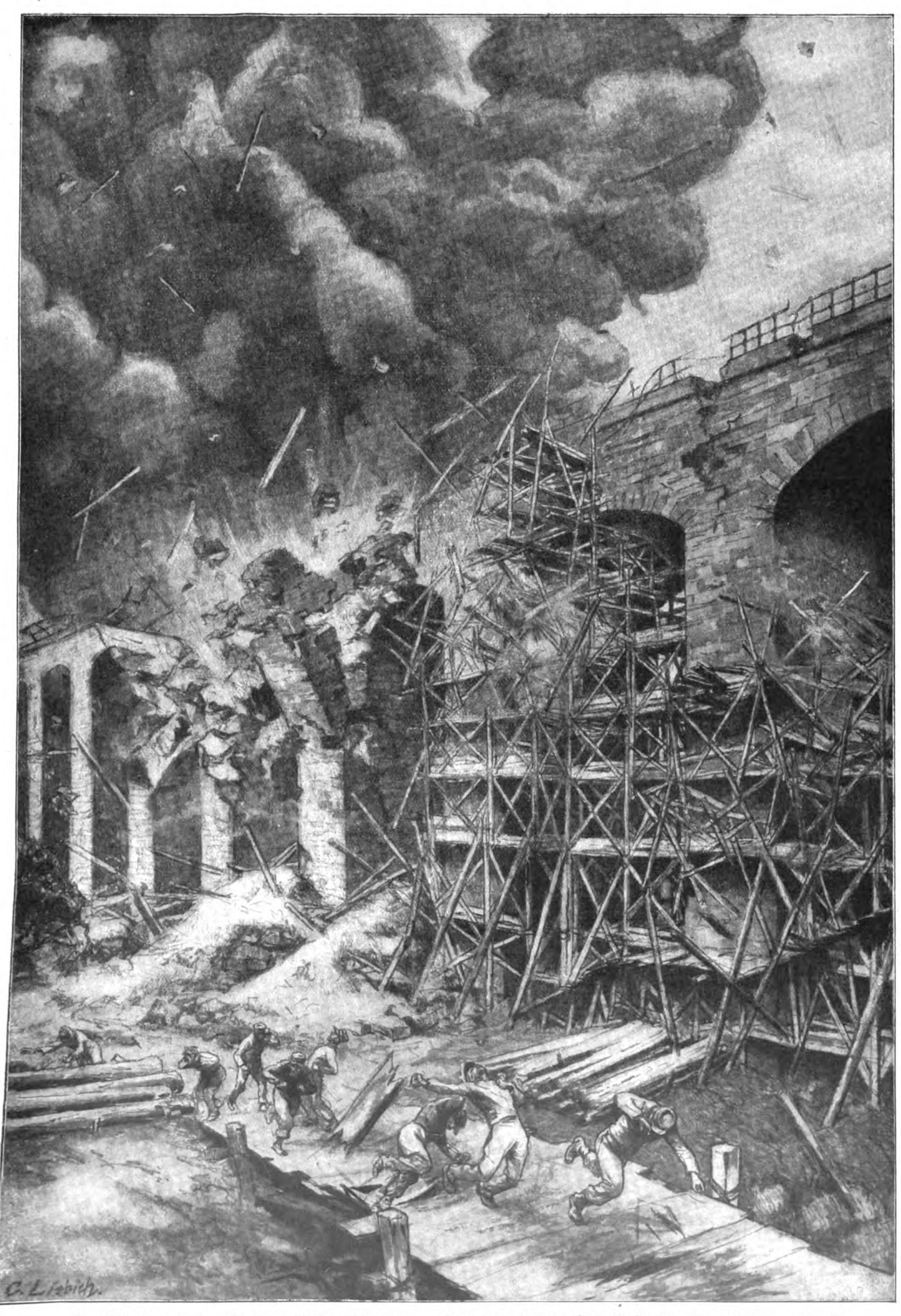
(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Zerstörung des Eisenbahnviadukts bei Dammerkirch.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Durch das Loch von Belfort waren die Franzosen in den ersten Tagen des Krieges in den Sundgau eingefallen und hatten, die schwachen deutschen Grenzschutztruppen vor sich hertreibend, fast kampflos Mülhausen erreicht, wo sie indes bereits am 8. und 9. August 1914 unter schweren Verlusten geschlagen und zum Rückzug auf Belfort gezwungen wurden. Wenn es ihnen trotzdem schon nach wenigen Tagen möglich war, erneut zum Angriff überzugehen und



Die Zerstörung des von französischen Pionieren wiederhergestellten Eisenbahnviadukts bei Dammerkirch am 31. Mai 1915.

Nach einer Originalzeichnung von Curt Liebich.



Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Französische Blindgänger verschiedenen Kalibers.

abermals Mülhausen zu besetzen, so verdankten die Franzosen diesen Erfolg nicht zuletzt der Eisenbahnlinie, die Belfort mit Mülhausen verbindet, bei Valdieu (Gottestal) auf deutsches Gebiet übertritt und dann über Dammerkirch—Altkirch dem Rhein zu führt. Auf dieser Bahn konnten die bei Mülhausen geschlagenen Franzosen rechtzeitig Verstärkungen aus Belfort herbeischaffen, die zwischen Altkirch und Dammerkirch ihren Rückzug zum Stehen brachten und zugleich die Forts von Belfort vor einem weiteren Vordringen der deutschen Truppen schützten. Den großen strategischen Wert dieser Eisenbahnlinie, die in dem hügligen Berggelände der Vogesen militärischen Maßnahmen in hervorragender Weise zustatten kommt, wußten die Franzosen sehr wohl zu schätzen, und aus diesem Grunde sprengten sie, nachdem sie Ende August infolge der Niederlagen in Lothringen und des deutschen Vormarsches auf Paris zur endgültigen Räumung Mülhausens und des Oberelsasses gezwungen worden waren, den großen Eisenbahnviadukt, der zwischen Dammerkirch und Altkirch auf eine Länge von mehreren hundert Metern das Illtal überbrückt, stellenweise in die Luft, nachdem das großartige Bauwerk schon während des Kampfes mehrfach von deutscher Artillerie beschädigt worden war. Die Franzosen suchten durch Zerstörung der Eisenbahnverbindung das deutsche Vorgehen gegen Belfort zu hemmen, in Wirklichkeit aber schadeten sie nur sich selbst; denn die deutsche Heeresleitung verzichtete von Anfang an auf größere Unternehmungen im Elsaß und besonders gegen Belfort: man begnügte sich damit, den Feind in Schach zu halten, während die Würfel der Entscheidung in Nordfrankreich fallen sollten. Im Laufe des Stellungskrieges, der sich allmählich im Vorgelände von Belfort entwickelte, gelang es den Franzosen, wieder über Dammerkirch, wo der Stab der französischen „Armee des Elsasses" sein Hauptquartier aufschlug, in Richtung auf Altkirch vorzudringen und sich dieser Stadt bis auf wenige Kilometer zu nähern. Zu ernstlichen Kämpfen kam es indes auf diesem Kriegschauplatze nicht; offenbar fühlten sich die Franzosen zu einem Durchbruchsversuch nach dem Rhein zu schwach, oder sie hielten den günstigen Augenblick hierfür noch nicht für gekommen. Unermüdlich waren sie damit beschäftigt, ihre Stellungen auszubauen, Verhaue und Gräben anzulegen, und ganz besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt verwandten sie auf die Wiederherstellung des zerstörten Eisenbahnviadukts. Mehrere hundert Arbeiter, darunter auch viele Italiener, wurden herangezogen, um den Schutt wegzuräumen und die zerstörten Pfeiler neu aufzuführen. Ganze Eisenbahnzüge voll Material wurden herbeigeschafft, die nahen Wälder und Schneidemühlen lieferten Holz zu dem gewaltigen Gerüst, das zu beiden Seiten des stellenweise bis zu 25 Meter hohen Viadukts emporwuchs. Im Winter erschwerten Kälte und Hochwasser die Bauarbeiten, die viele Monate in Anspruch nahmen und oft von der Beschießung durch deutsche Artillerie und Flugzeuge gefährdet wurden. Ende Mai war es den Franzosen endlich gelungen, die zerstörten Bogen wiederherzustellen und den Viadukt betriebsfähig zu machen. Die Belastungsprobe war bereits abgehalten worden, und am 14. Juni, dem Jahrestag von Marengo und Friedland, sollte der Viadukt im Beisein des französischen Generalstabes unter den Klängen der Marseillaise eingeweiht und zunächst nur dem Militärverkehr übergeben werden. Schon hatte man Pfeiler, Bogen und Geländer mit Tannengirlanden und Maibäumen geschmückt und dazwischen in malerischem Bunt unzählige blauweißrote Fähnchen und Schleifen angebracht. Mit schmetternden Fanfaren wollte man ein Freudenfest auf der „erlösten" elsässischen Erde feiern — allein es kam anders.

An dem klaren Sonntagmorgen des 30. Mai erschienen in aller Frühe drei deutsche Flieger in einer Höhe von etwa 2500—3000 Metern über Dammerkirch. Sie kreisten mehrmals, als wollten sie sich über einen bestimmten Punkt unterrichten, über der Stadt, unbekümmert um das Feuer der französischen Abwehrkanonen, das ihnen keinen Schaden zufügen konnte. Gegen dreiviertel sieben Uhr standen sie nahezu senkrecht über dem Bahnviadukt; der eine hielt wenige Augenblicke fast still in der Luft — offenbar hatte er auf drahtlosem Wege den etwa $7^1/_4$ Kilometer entfernten deutschen Stellungen eine Meldung gemacht. Wenige Minuten später kam schon die Antwort herüber: ein weißes Wölkchen blitzte am hellblauen Horizont auf, flog singend, pfeifend und



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Französischer Artillerist beim Abfeuern eines Lufttorpedos.

sausend näher und schlug nur 280 Meter vom Viadukt entfernt in den Boden. Es war ein 155=mm=Geschoß, das unter furchtbarem Donner explodierte und ein gewaltiges Loch in die Erde riß. Abermals arbeitete hoch oben in der Luft die drahtlose Telegraphie. Drüben stellten die Kanoniere ihr Visier richtig, und die zweite Granate kam diesmal dem Viadukt schon um 80 Meter näher, so daß die explodierenden Eisenteile stellenweise die Gerüststangen der Pfeiler losrissen. Aber noch hielten die Flieger über dem Viadukt — unsere Artillerie wußte, daß sie dem Ziele wohl näher gekommen, es aber doch noch nicht erreicht hatte. Einige Minuten vergingen, dann heulte die dritte Granate durch die Luft. Sie war ein Volltreffer, der mitten in einen Pfeiler des Viadukts sauste. Solch fabelhafte Treffsicherheit erregte selbst bei den Offizieren des französischen Generalstabes hohe Bewunderung, und voll banger Sorge wartete man die Wirkung dieses Meisterschusses ab. Da erfolgte plötzlich — so berichteten Schweizer Augenzeugen — eine furchtbare Detonation, die Erde erzitterte weithin, und man sah, wie bei einem Erdbeben, zwei der hohen Pfeiler des Viadukts wie dünnes Rohr schwanken und donnernd nach beiden Seiten zusammenbrechen. Als Rauch und Staub sich verzogen hatten, ragten auf eine Strecke von über 100 Metern die Pfeilerreste des stolzen Bauwerks aus Schutt und Trümmern in die Luft. So war in kaum einer halben Stunde mit wenigen Schüssen das Ergebnis monatelanger angestrengter Arbeit vernichtet worden. Gewiß eine glänzende Leistung der deutschen Artillerie, die durch den Aufklärungsdienst der rührigen und entschlossenen Flieger eine geradezu ausschlaggebende Bedeutung im Kriege gewinnt.

Da die Wiederherstellung des so gründlich zerstörten Viadukts abermals monatelange Arbeit erfordert hätte und doch jederzeit durch die deutsche Artillerie vereitelt werden könnte, so suchten die Franzosen die Larg durch eine Umgehungsbahn unterhalb Dammerkirch bei Monsbach zu überbrücken. In größter Eile hatten dort ihre Ingenieure eine starke Betonbrücke aufgeführt, die schon in den letzten Tagen des Juli fertiggestellt war. Allein unseren wachsamen Fliegern war die Tätigkeit des Feindes nicht entgangen; sie hatten ihn aus der Luft fast tagtäglich beobachtet, nur wollten sie ihn in seiner Arbeit nicht stören. Kaum aber war das Werk vollendet, da legten es, wie aus dem Großen Hauptquartier gemeldet wurde, schon am 9. August einige Volltreffer unserer Artillerie ebenfalls in Trümmer, wie wenige Monate vorher den großen Viadukt von Dammerkirch.

Die französische Geschützfabrik von Schneider & Co. in Le Creusot.

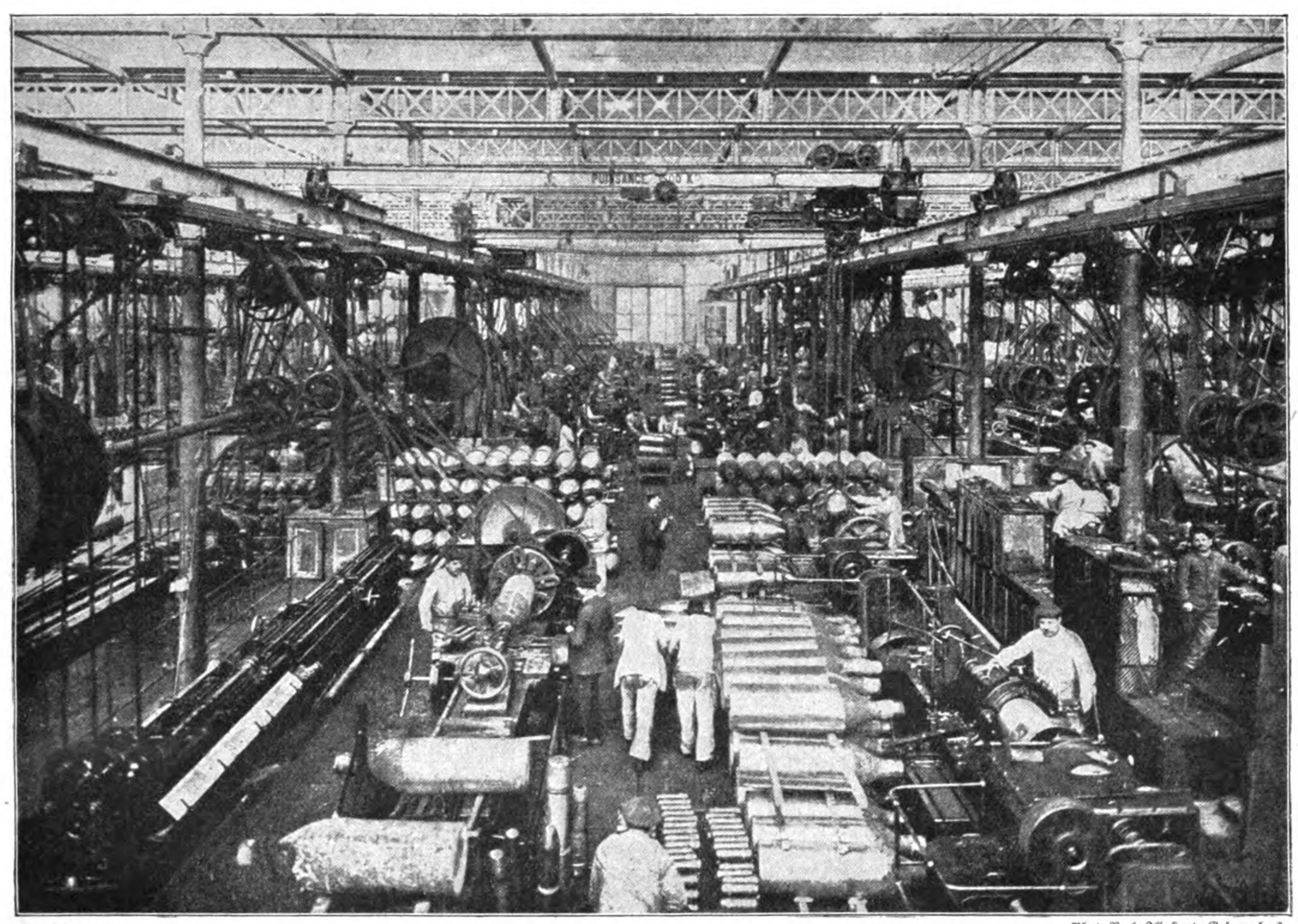
Von Major a. D. Schmahl.

(Hierzu das Bild auf dieser Seite.)

Ähnlich wie wir in diesem Kriege alle Betriebe, besonders diejenigen, die Luxusarbeiten herstellten, so schnell als möglich in Werke zur Erzeugung von Heeresbedarf umwandelten, was dem deutschen Anpassungsgeschick (vgl. meinen Aufsatz „Krieg und Volkswirtschaft" Band I Seite 201) auch in vorbildlicher Weise gelang, so hatte die große französische Revolution aus der 1784 gegründeten Kristallfabrik zu Le Creusot eine Kanonen= und Kugelgießerei gemacht.

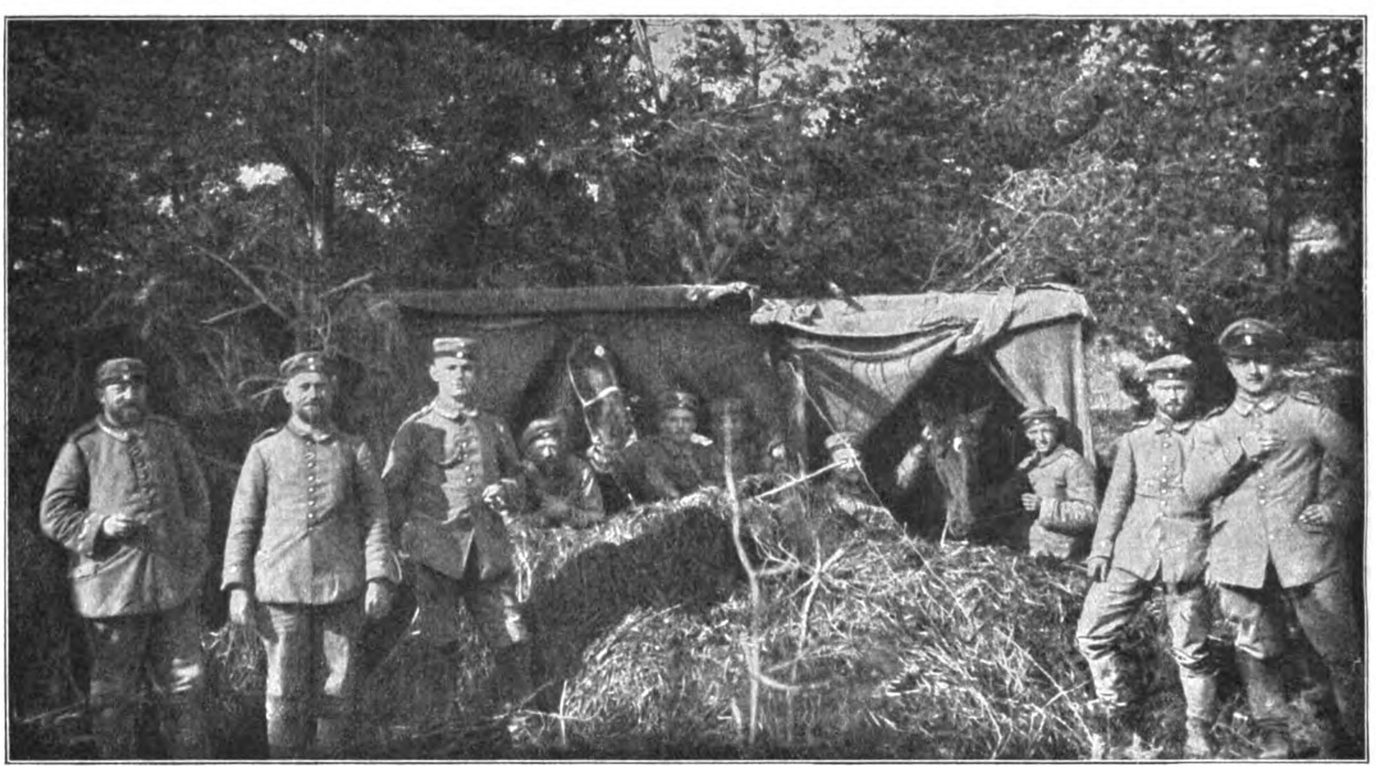
1832 wurde die Kristallfabrik mit der von Baccarat — zwischen Lunéville und Kolmar gelegen — vereinigt. Wir dürfen aber wohl einen inneren Zusammenhang zwischen jener Umwandlung der Sansculotten und den 1837 von Schneider & Co. gegründeten Stahlwerken in Le Creusot vermuten, die einen ganz gewaltigen Aufschwung nahmen und fast immer bei der Vergebung von Geschützlieferungen im Ausland die erbitterten Nebenbuhler der Kruppwerke waren, über die sie, von ihrer diplomatischen Vertretung und „reichlich rollendem Rubel" freudig unterstützt, so manchesmal den Sieg davontrugen.

Le Creusot liegt ein wenig nördlich der Luftlinie Lyon—Paris, auf einem Drittel der Strecke, und zwar genau westlich des Südendes des Neuenburger Sees, genau südwestlich von Mülhausen, von wo aus es in zwölf Tagemärschen zu er=



Phot. Berl. Illustrat.=Ges. m. b. H.

Das Hüttenwerk für große Geschosse in der französischen Munitionsfabrik von Schneider & Co. in Le Creusot.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Versteckter Pferdeschuppen.

reichen ist. Einem deutschen Vorstoß in jener Richtung stellen sich das starke Belfort und Dijon entgegen, dann aber liegt Le Creusot gleich hinter der Côte d'or in Burgund. Unsere Gegner wären aus Belgien gar zu gern über Essen hergefallen, um die Kruppwerke, die für uns mehr als eine Armee bedeuten, lahmzulegen. Welchen Wert für uns der Besitz von Le Creusot hätte, mag aus folgenden Angaben geschlossen werden:

Schon um 1890 beschäftigte das Schneiderwerk über 15000 Arbeiter und 300 Dampfmaschinen mit gegen 20000 Pferdekräften. Es förderte zum eigenen Betrieb aus zehn eigenen Kohlengruben jährlich weit über eine Million Tonnen



Phot. A. Menzendorf, Berlin.

Lagerleben.

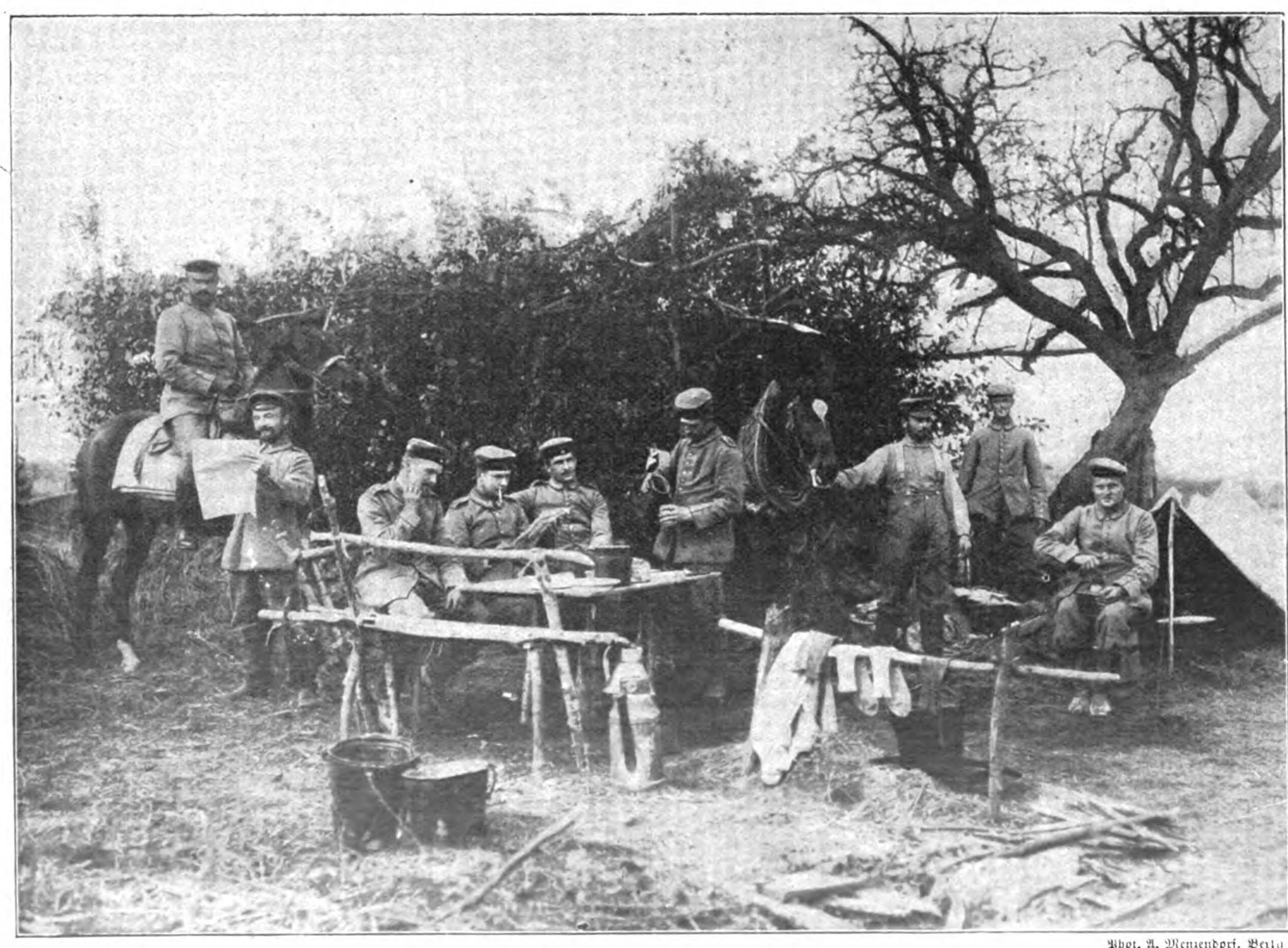
Bilder von der Westfront (siehe den Artikel Seite 139).



Phot. R. Gutschmann.

In den Abhang einer Bodenerhebung eingebaute Erdwohnungen unserer Soldaten, die sich die ganze Hügelkette entlang hinziehen.

Kohlen. Es hatte 10 Hochöfen, 50 Puddel- und fast ebensoviele Frischöfen und konnte damals schon über 100 Lokomotiven und andere Dampfmaschinen jährlich herstellen. Seitdem hat es seinen Betrieb, wie man sich denken kann, wesentlich erweitert und den Ruf eines Welthauses ersten Ranges befestigt. Am weitesten bekannt aber wurde es durch seine Geschütz- und Geschoßlieferungen, in die uns das Bild Seite 155 einen Einblick gewährt.



Phot. A. Menzendorf, Berlin.

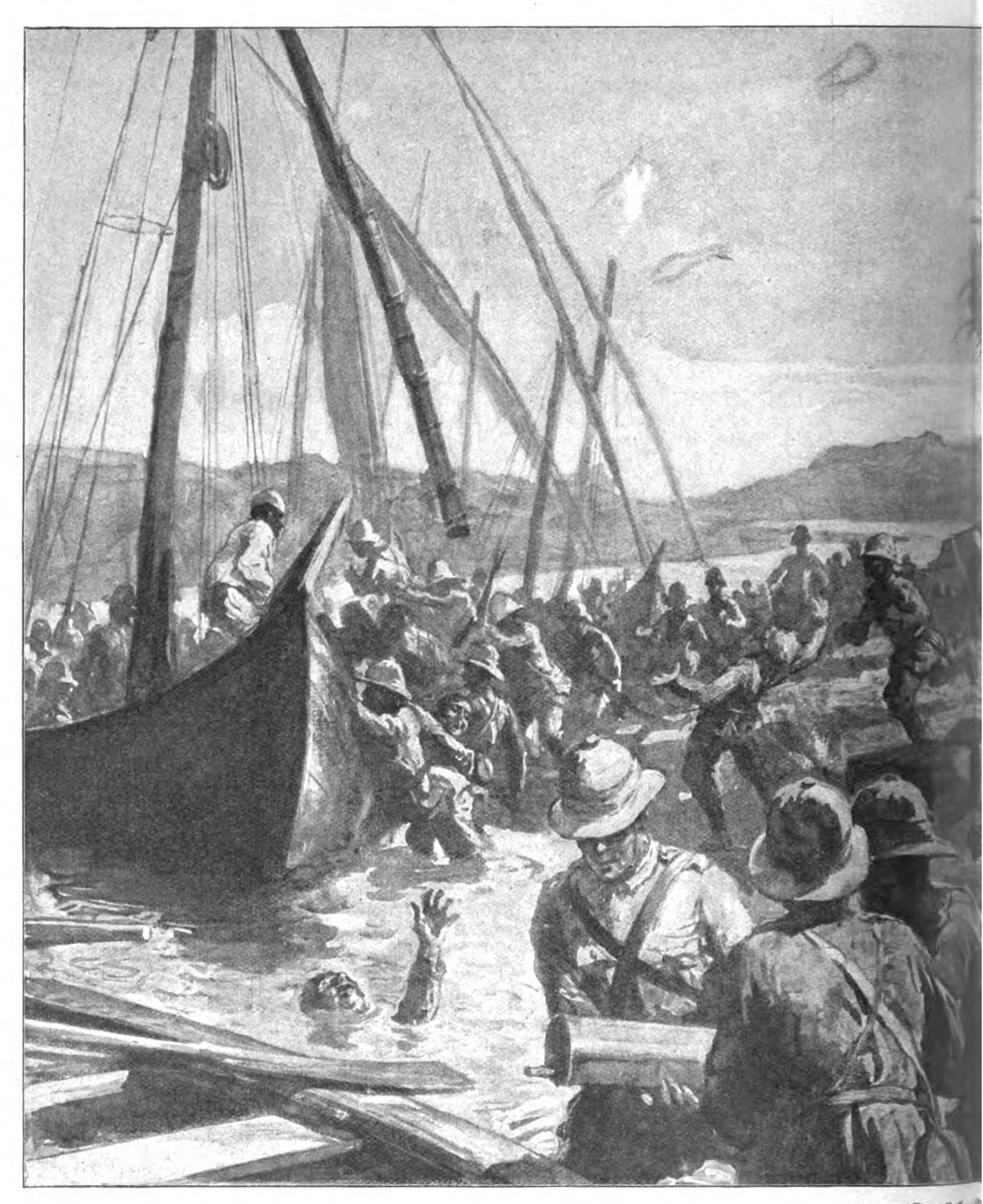
Zum Schutz gegen feindliche Flieger mit Laub verkleidete Pferdeställe.

Bilder von der Westfront (siehe den Artikel Seite 139).

Über die Narewlinie bei Lomsha.

(Hierzu die Bilder Seite 144/145 und 147.)

Während des gewaltigen Ringens um die Bezwingung des russischen Widerstandes im Vorgelände des Narew haben die Kämpfe im westlichen Teile, von Ostrolenka bis Nowo-Georgiewsk, immer die größere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Zur Erklärung genügt es, Namen wie Mlawa, Ciechanow, Krasnosielc und vor allem das vielumstrittene Prasznysz zu nennen. Weiter ostwärts hörte man wohl gelegentlich von Kämpfen am Omulew, an der Szkwa und Pissa; aber als große, geschlossene Kampfhandlung fiel keines dieser Gefechte dem Laien besonders ins Auge. Das konnte auch nicht anders sein, denn während westwärts vom Omulew das Land bis an die Bahnlinie Mlawa—Warschau ziemlich offen und übersichtlich, also der Bewegung größerer Truppenmassen viel günstiger ist, erfüllen den Raum ostwärts bis zur Pissa weite zusammenhängende Waldungen, die sich auch im nördlichen Vorgelände von Lomsha ausbreiten und über den Bobr bis Bielostok fortsetzen. Mit großer Meisterschaft verstanden die Russen, solches Gelände mit abwechselndem Hochwald, Niederholz und offenen Strecken zu Verteidigungszwecken auszubauen. Dazu bot das feste Lomsha ihnen Gelegenheit, jeden Bedarf an Munition und Lebensmitteln immer wieder rasch zu decken. Die Bezwingung dieses Teils der Narewlinie konnte also erst dann mit Aussicht auf dauernden Erfolg in Angriff genommen werden, wenn die russische Stellung westwärts vom Omulew ins Wanken gebracht war. Dann aber mußte hier sofort ein ebenso kräftiger Vorstoß erfolgen, um von den westlich anschließenden Truppenverbänden jede Gefahr der Flankierung fernzuhalten. Die Armee des Generals v. Scholz, der diese Aufgabe zufiel, hat sie, als der Tag dazu anbrach, glänzend gelöst. Am 14. Juli war Prasznysz gestürmt worden. Schon am 15. wurden Fortschritte südwestlich von Kolno, also nordwestlich von Lomsha gemeldet, und am 16. bereits befanden sich die Russen auch an der Pissa in vollem Rückzug. Wie immer, hatten sie auch hier eine Verteidigungsstellung hinter der anderen angelegt, Schützengraben an Schützengraben und alle Arten von Verhauen, zu denen die natürliche Beschaffenheit des Landes allenthalben die beste Gelegenheit bot. Jeder Tag brachte also der unaufhaltsam vorwärtsdringenden deutschen Armee zwar neue Erfolge, aber auch neue schwierige Aufgaben, die eben nur durch so vortrefflich geführte und von so großartiger Kampfesfreude getragene Truppen auf die Dauer bewältigt werden konnten — ein unaufhörliches Ringen mit einem ungemein zäh und hartnäckig sich verteidigenden Gegner, das zu den bewunderswertesten Leistungen in diesem Weltkrieg gezählt werden muß. „Wo der Gegner in vorbereiteten Stellungen Widerstand leistete, wurde er angegriffen und geworfen," heißt es bündig im Tagesbericht vom 18. Juli. Am 19. erreichte die Armee Scholz den Narew nördlich von der Skwamündung; zugleich wurden die auf dem nordwestlichen Flußufer gelegenen ständigen Befestigungen von Ostrolenka von den dort kämpfenden Truppenteilen besetzt. Die folgende Woche brachte der Armee Gallwitz die Eroberung der Festungen Roshan und Pultusk (siehe S. 120). Am 25. wurde oberhalb von Ostrolenka der Flußübergang erzwungen, am 1. August auch nordwestlich von Lomsha. Schon am 4. rangen die Armeen Scholz und Gallwitz um den Besitz der Straße von Lomsha nach Ostrow; am folgenden Tag war der russische Widerstand auf der ganzen Linie von Lomsha bis zur Bugmündung endgültig gebrochen. Gewissermaßen die Krönung erhielt die Riesenleistung der Armee Scholz dann am 9. Sie durchbrach die Außenstellungen von Lomsha, erstürmte nach heißem, blutigem Ringen Fort VI und sah sich am nächsten Morgen endgültig im Besitz dieser wichtigen Festung. Südlich davon befand sich die ganze russische Front im Rückzug, und die siegreichen deutschen Truppen konnten daran denken, den Angriff nunmehr gegen den nächsten Abschnitt, den Bug, vorzutragen.



Zurückw[...] englischen A[...] türkischen [...] Eup[...]

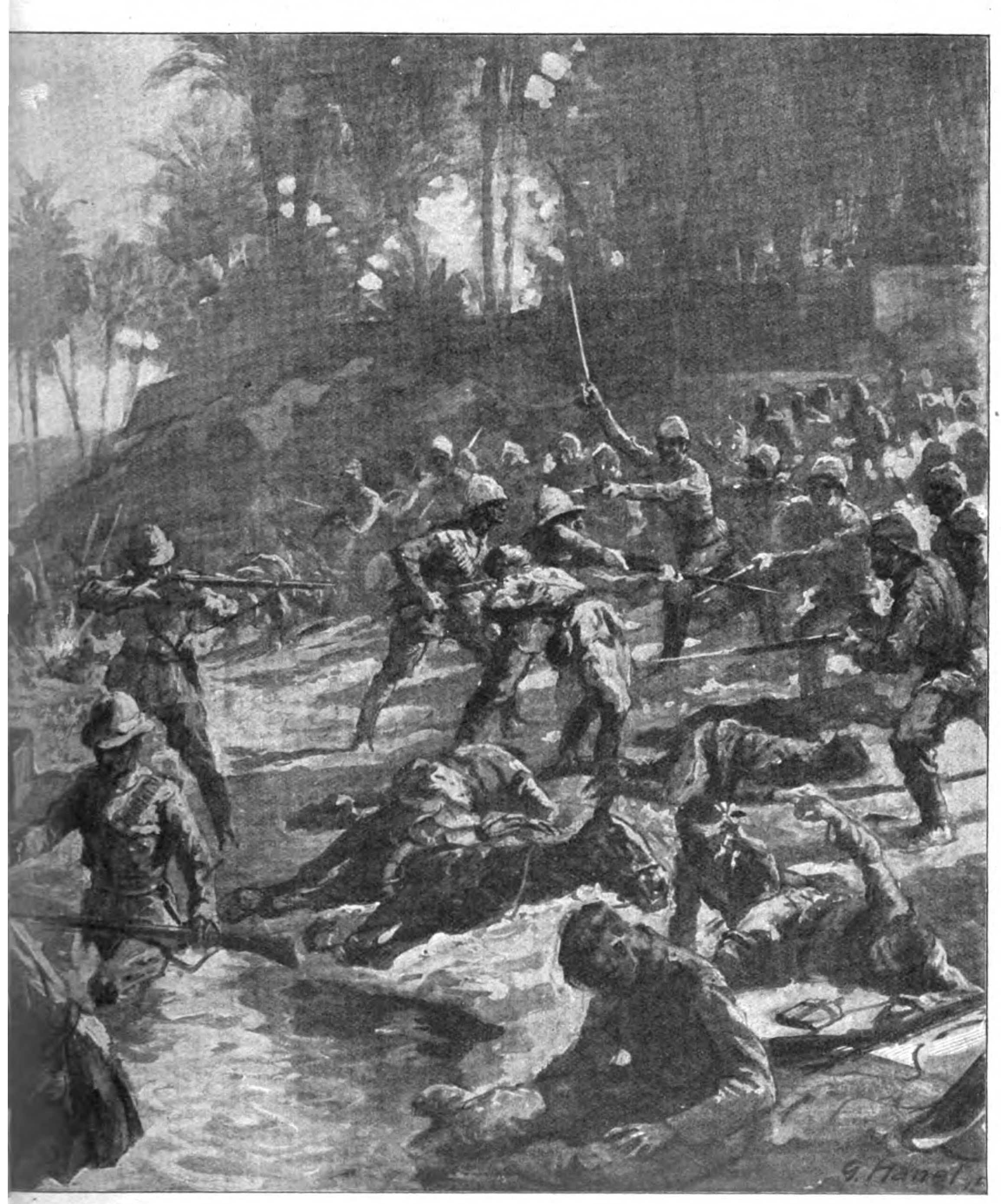
Nach einer Ori[...] G. [...]

Niederlage der Engländer bei Katatelnaj am Euphrat.

(Hierzu obenstehendes Bild.)

Von den Ereignissen, die sich auf dem Kriegschauplatz in Mesopotamien (siehe die Karte Band II Seite 302) ab-

spielen, gelangen nur spärliche Nachrichten nach Europa. Lange Zeit kam es überhaupt nicht zu bedeutenderen Kämpfen, da die Türken den englisch-indischen Truppen, die, nachdem sie die alten Forts von Fao und El Koweit am Persischen Golf zum Schweigen gebracht hatten, landeinwärts auf Basra vorgedrungen waren, keinen ernstlichen Widerstand entgegensetzten. Erst als die Engländer von Korna (an der Vereinigung des Euphrat mit dem Tigris zum Schatt el Arab) aus die türkischen Höhenstellungen am Ufer des Tigris angreifen wollten, entstanden erbitterte Kämpfe, in



...fung eines ...griffs auf die ...tellungen am ...hrat.
...inalzeichnung von ...änel.

denen die Türken siegreich blieben und den Feind unter schweren Verlusten zurückschlugen (vgl. Band II S. 304 ff.). Aber immer wieder versuchten die Engländer stromaufwärts vorzudringen, um den berühmten Haupthandelsplatz Mesopotamiens, die alte Kalifenstadt Bagdad, zu besetzen, sich schließlich mit den an den Quellen des Euphrat und Tigris stehenden Russen zu vereinigen und so den Türken in den Rücken zu fallen. Auf Kähnen, Dampfern und Transportschiffen brachten die Engländer Kanonen, Munition und Proviant in großen Mengen von Basra herbei und befestigten ihre Stellungen um Korna, wo ihnen auf der ganzen Front die Türken in der Verteidigung gegenüberlagen. Alle englischen Angriffe auf die Höhen von Barhan und Batta, nördlich von Korna, scheiterten an der tapferen Gegenwehr der türkischen Verteidiger. Auf dem westlichen Flügel gingen die Türken sogar zum Gegenangriff vor und warfen den Feind aus dem Ort Katatelnaj. Unter dem Schutze der Nacht waren am 5. Juli die türkischen Schwarmlinien unbemerkt bis an das englische Lager herangeschlichen und hatten den ahnungslosen Feind überrascht. Ehe dieser zu den Waffen greifen und sich wirksam verteidigen konnte, hatten die Türken, unterstützt von den eingeborenen Beduinen- und Nomadenstämmen, das englische Lager überfallen und erobert, wobei ihnen reiche Beute an Waffen und Munition in die Hände fiel; auch wurden zahlreiche Gefangene gemacht, darunter ein Oberstleutnant der Artillerie. Katatelnaj wurde im Sturm genommen und der Feind auf Korna zurückgeworfen. Inzwischen zogen die Engländer bedeutende Verstärkungen heran und versuchten, indem sie den Euphrat aufwärts mit Kanonenbooten vordrangen, die verlorenen Stellungen wiederzugewinnen. Am 14. Juli griffen die Engländer bei Mondschein die türkischen Stellungen am Euphrat zu Wasser und zu Lande an. Eine furchtbare Kanonade, die den Türken indes nur ganz geringen Schaden zufügen konnte, leitete den Kampf ein, der zur erbitterten Schlacht wurde und erst am Abend des nächsten Tages mit einer vollständigen Niederlage der Engländer endete. Es gelang ihnen an keiner Stelle, sich der türkischen Gräben zu bemächtigen, so oft die indischen Truppen auch mit Bajonett und Handgranaten den Durchbruch erzwingen wollten. Jedesmal mähten die türkischen Maschinengewehre die Reihen der Stürmenden nieder, und wo der Feind in den vordersten Schützengräben einen Augenblick Fuß fassen konnte, wurde er in blutigem Handgemenge bald wieder zurückgeworfen. Ebensowenig führte der englische Angriff zur See zum Ziel. Hier hatte der Feind, die zahlreichen Kanäle des Euphrat, die das fruchtbare Tiefland durchschneiden, benutzend, den rechten türkischen Flügel zu umgehen und ihm in den Rücken zu fallen versucht. Auf Kähnen und Barken hatten die Engländer ihre Truppen herangezogen und unter dem Schutze der Palmenhaine unbemerkt im Rücken der türkischen Stellungen landen können. Die Türken, die zu derselben Zeit an der Front angegriffen wurden, sahen sich nun plötzlich auch von hinten bedrängt. Indes verloren sie keine Minute den Mut; die Not verdoppelte nur ihre Ausdauer und Tapferkeit. Es waren besonders eingeborene Freiwillige, Beduinen und Araber, die im Bunde mit regulären Truppen die Engländer zurückschlugen und an ihre Landungsplätze zurückdrängten. Hier kam es zu einem erbitterten Nahkampf, der den Feind zu schleunigster Flucht auf seine Schiffe nötigte. Wer diese nicht rasch genug erreichen konnte, warf seine Waffen ins Wasser und schwamm den Booten nach. Den Fliehenden auf den Fersen folgten die Türken, die alles niedermachten, was ihnen in die Hände kam. Über tausend Engländer blieben auf der blutigen Walstatt am Strande des Euphrat tot, unter ihnen der Oberbefehlshaber des Expeditionskorps und zwei höhere Offiziere; dazu kamen noch zahlreiche Verwundete, deren sich der Rote Halbmond annahm.

Italienischer Sturmangriff auf die Höhe von Doberdo.

(Hierzu Karte und Bilder auf Seite 148—151.)

Nach den schweren Mißerfolgen bei Plava (S. 74) holte General Cadorna, dem erneuten Drängen der Dreiverbandsmächte und der italienischen Kriegspartei nachgebend, zu einem entscheidenden Schlage aus, um die hartnäckig verteidigte Isonzofront zu durchbrechen. Diesmal richteten sich seine Maßnahmen gegen die Höhe von Doberdo. Nachdem die Italiener die nach Westen vorspringende Hochfläche im Bogen umfaßt und nach dem Muster der französischen Heeresleitung die ganze Front abgetastet hatten, um irgend eine schwache Stelle zu entdecken, glaubten sie die Achillesferse der österreichisch-ungarischen Linie bei Ronchi — Selz — Sagrado, also zwischen Monfalcone und Gradiska, gefunden zu haben. Drei italienische Divisionen brachen in der Nacht vom 29. auf den 30. Juni gegen den Abschnitt Sagrado—Monfalcone vor. Besonders heftig gestaltete sich der Kampf zwischen Ronchi und Monfalcone, wo sich die Italiener des Zugangs auf die Hochfläche von Selz und der Hänge des 113 Meter hohen Monte Cosich zu bemächtigen suchten. Obwohl diese Angriffe unter den schwersten Verlusten zusammenbrachen und der Feind in wilder Auflösung zurückflutete, nahm der Kampf in den nächsten Tagen an Heftigkeit und Erbitterung nur noch zu. Die italienische Heeresleitung zog immer von neuem Verstärkungen heran, bis am 5. Juli die ganze dritte italienische Armee, mindestens vier Korps stark, gleichzeitig gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen von Görz bis zum Meere vorging. Da zu jedem Korps planmäßig außer den aktiven Divisionen eine Division Mobilmiliz und ein Bersaglieriregiment gehören, so läßt sich das italienische Heer auf etwa 160 000 Mann schätzen, denen kaum der vierte Teil auf österreichisch-ungarischer Seite gegenüberstand. Aber es waren kampferprobte Truppen, die in sorgfältig ausgewählten und vorbereiteten Stellungen an den Abhängen des Karstes siegesgewiß den feindlichen Ansturm erwarteten, Truppen, die schon auf dem serbischen Kriegschauplatz, auf den Abhängen und Bergen der Karpathen und auf den galizischen Schlachtfeldern die Feuertaufe erhalten hatten.



Eine Fernsprecherleitung wird während des Gefechts ausgebessert.

Mit einer bisher unerhörten Massenverwendung von schwerer Artillerie, die tagelang ununterbrochen gegen die österreichischen Stellungen donnerte, bereiteten die Italiener den Sturmangriff ihrer Infanterie vor; er entwickelte sich zu einer erbitterten, blutigen Schlacht, die an Heftigkeit den Kämpfen bei Ypern und Arras gleichkam. Aber unerschütterlich hielten die österreichisch-ungarischen Truppen, unter denen fast alle Nationalitäten der Donaumonarchie vertreten waren, in dem furchtbaren Feuer aus; unbeugsam war ihr Mut, nur ein Losungswort ging durch ihre Reihen: „Solange noch einer von uns lebt, soll kein Italiener hier durchdringen!" „Und wirklich," so schreibt ein Mitkämpfer, „die Dalmatiner standen wie vielhundertjährige Eichen, sie wankten nicht. Hier gegen die Italiener fühlten sie ihre Kraft verzehnfacht; ein jeder von ihnen wollte wenigstens zehn seiner Todfeinde auf sich nehmen. Ja, sie machten sich über die Italiener, die lange mit dem Angriff zögerten, noch lustig und riefen ihnen zu: ‚Nur los zum Sturm, wenn du ein Held bist — wenn dich eine Mutter geboren hat, wir erwarten dich!'"

Endlich kamen sie. In dichten Reihen wälzt es sich von der Ebene her auf die Höhen zu, aus Gärten, Getreidefeldern und Pinienhainen blitzen die Gewehre und donnern die Salven, die Trompeten schmettern zum Sturmangriff, und unter lautem Feldgeschrei: „Avanti Savoia!" (Vorwärts Savoyen!) stürmten Alpini, Bersaglieri und Infanterie die Höhen hinan auf die k. u. k. Stellungen zu. Ruhig ließ man den Feind auf 100 Meter an die Schützengräben herankommen — dann ein mörderisches Feuer, und die ersten Sturmkolonnen wälzten sich in ihrem Blute. Einen Augenblick zögerten die nachfolgenden Reihen; auch sie wurden von den österreichisch-ungarischen Maschinengewehren gelichtet und wendeten sich zur Flucht. Aber gleich traten frische Reserven in die Lücken; neu eingetroffene Regimenter griffen in den Kampf ein, gleich den vorzüglichen Alpini und Bersaglieri alte, gediente Soldaten, die schon unter der heißen Sonne Afrikas mit Türken und Arabern fochten. Aber vergebens stürmten sie gegen den eisernen Ring der österreichisch-ungarischen Linien an: die Tiroler Standschützen, die Söhne der Pußta, die zähen Kärntner und Steiermärker Landsturmleute, die kroatischen Hausregimenter und die Dalmatiner Landwehr wiesen mit unerschütterlicher Ruhe jeden Angriff zurück, obwohl der Feind Tag und Nacht den Sturm erneuerte. Wohl gelang es den Italienern stellenweise, in den vordersten feindlichen Gräben Fuß zu fassen, so bei Selz und Vermegliano, von wo sie dann den Monte Cosich stürmen wollten. In der Tat gelang es ihnen, sich nach heftigem Kampf an den Abhängen festzusetzen. Aber mit Bajonett und Gewehrkolben warfen die tapferen Verteidiger den Feind in verzweifeltem Handgemenge wieder zurück, und das wohlgezielte Feuer der Maschinengewehre mähte die Reihen der Angreifer nieder. An der ganzen Isonzofront scheiterte so der Ansturm der Italiener, der vierzehn Tage lang mit unverminderter Heftigkeit tobte, unter den schwersten Verlusten. Unerschütterlich wie die Mauer um Tirol steht auch der Wall der Verteidiger am Isonzo.



Depeschen aus der Front werden während eines Gefechts in Galizien aufgenommen und weitergegeben.



Brückenbewachung bei Bistra in Galizien.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

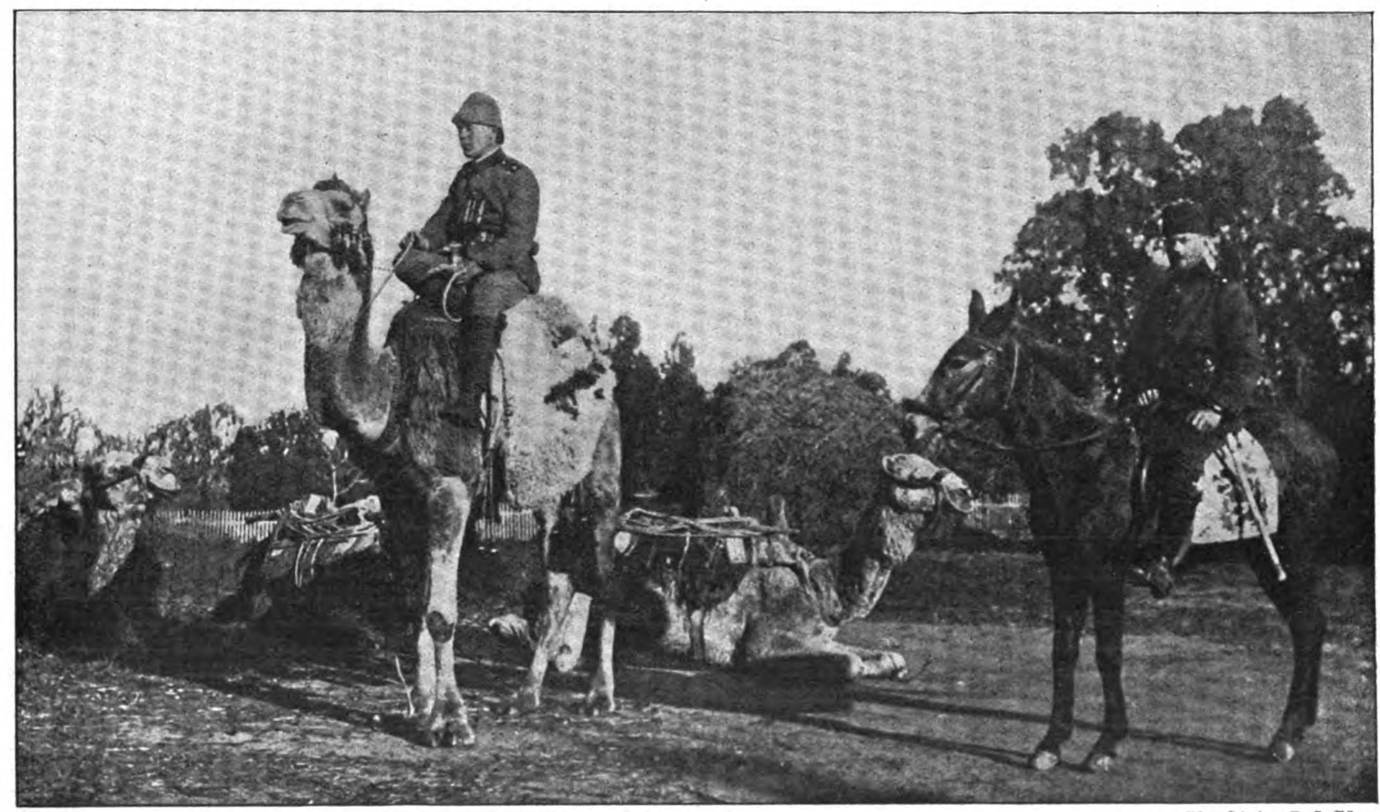
(Fortsetzung.)

An der Dardanellenfront hatte sich das Kampfbild um die Mitte des August derart verschoben, daß die Türken zu tatkräftigen Angriffstößen vorgehen konnten, um die auf engen Raum zusammengedrängten Angreifer noch dichter einzuschließen. Auch an der **Kaukasusfront** (Karte Band II Seite 302) konnten sie zu lebhaften Angriffen die Kraft finden und die Russen bedeutend zurückwerfen. Am 2. Juni hatten sich die Stellungskämpfe auf diesem Schauplatz so sehr zugunsten der Türken entwickelt, daß die Russen Angriffe einleiten mußten, lediglich um ihren Abbau und Rückzug zu sichern. Sie wurden aber durch Gegenangriffe unwirksam gemacht; die Türken erbeuteten Gefangene und auch 3 Maschinengewehre. Sie behielten kämpfend Fühlung mit den langsam weichenden Russen. Zu heftigen Gefechten kam es an der langen Front namentlich bei Olty (siehe auch Seite 98). Dort büßten die Russen über 200 Tote ein und ließen in den Händen des Feindes zahlreiche gefangene Mannschaften und Offiziere, Gewehre, Zelte und andere Ausrüstungsgegenstände. In diesen Kämpfen setzten sich die Türken in den Besitz des 2900 Meter hohen Karadagh unweit der türkischen Grenze. Zahlreiche weitere Gefechte spielten sich in dieser Gebirgsgegend gegen Ende Juni und Anfang Juli ab, in denen die Russen 700 Tote und viele Gefangene und Material einbüßten (siehe auch Seite 98).

Ein größeres Ereignis war die Vertreibung der Russen von der Höhe von Erebudo. Dort erbeuteten die Türken gegen Ende Juli Mengen an Munition und Proviant und nahmen zahlreiche versprengte Russen gefangen, so daß sie schließlich Alaschkert. Unter ständigen Kämpfen verdrängten sie in den nächsten Tagen die Russen dauernd weiter nördlich.

Ging an der Kaukasusfront alles nach Wunsch, so trafen auch über die Vorgänge in **Persien** und **Mesopotamien** (Karte Band II Seite 302) Nachrichten ein, die trotz ihrer geringen Bedeutung doch als Erfolge gegen die Engländer erfreulich waren und Achtung vor der Leistungsfähigkeit der türkischen Waffengefährten einflößten, zumal auf diesem entlegenen Schauplatz die Verteidigung des Vaterlandes in erster Linie irregulären Truppen überlassen bleiben mußte.

Anfang Juli versuchte nach langer Gefechtspause eine englische Truppenabteilung in Irak am Südlaufe des Euphrat vorzudringen. Türkische Soldaten und Freiwillige griffen sie an; die Engländer ließen 60 Tote zurück und schafften fliehend zwei mit Verwundeten gefüllte Fahrzeuge auf dem Euphrat unter dem Schutz ihrer Kanonenboote heim. Am 7. Juli kam es zu einem Flußgefecht türkischer Kanonenboote mit englischen, die unter Begleitung zahlreicher Motorboote von Bassorah aus den Euphrat aufwärts zu kommen versuchten. Den türkischen Artilleristen gelangen gutsitzende Treffer auf das feindliche Führerschiff. Dieses wurde so schwer beschädigt, daß es von zwei Booten abgeschleppt werden und die Engländer hier ebenfalls mit einem Mißerfolg abziehen mußten. Am 10. und 11. Juli versuchten sie einen neuen Angriff in der Nähe von Korna, der von Kanonenbooten gedeckt werden sollte. Auch jetzt wurde wieder ein Boot schwer beschädigt, und die Engländer suchten aufs neue das Weite. In der Nacht des 13. Juli kam es dann zu einem Haupttreffen in der Gegend von Muntefik und Korna. Dort hatten die Engländer die Absicht, einen Angriff gegen die türkischen Stellungen durchzuführen. Sie wurden trotz starker Artilleriedeckung durch das mutige Anstürmen der Türken unter schweren Verlusten geworfen. In der Gegend von Dattiers allein zählten die Türken 500 gefallene Gegner, darunter mehrere Offiziere. Außerdem brachte der Feind zwei ganz mit Toten und Verwundeten überfüllte Boote auf dem Euphrat zurück. Bei diesem verhältnismäßig großen Erfolg hatten die Türken nur 6 Tote und 21 Verwundete.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Deutsche Offiziere im türkischen Heer.

300 Mann und 7 Offiziere in Händen hatten. Auch eine unbeschädigte Kanone fiel in ihre Hände. In diesem unübersichtlichen Bergland kam es zwischen den fliehenden russischen Truppenteilen und Verstärkungen, die ihnen zu Hilfe eilten, in der Verwirrung zu einem regelrechten blutigen Kampf. Am 30. Juli erfolgten neue Zusammenstöße bei Taktak, in denen die Türken wieder die Oberhand behielten und 100 Gefangene und viel Material erbeuteten. Am 4. August waren sie kämpfend und unter Gewinn von 150 neuen Gefangenen bis Karakilissa und nördlich von Hamur gekommen.

Nordwestlich von Karakilissa nahmen sie am 5. August

Am 14. Juli kam es in der Gegend westlich von Korna zu erneuten umfangreichen Kämpfen. Die Engländer hatten Verstärkungen herangeführt und versuchten diesmal mit aller Wucht ihre früheren Schlappen wettzumachen. Den ganzen Tag über hielten wechselvolle, mit äußerster Erbitterung geführte Gefechte an. Am Abend ward die Niederlage der Engländer entschieden. Sie wurden in den Euphrat getrieben, warfen ihre Waffen weg und versenkten auch 2 Maschinengewehre in den Fluß, weil sie sie nicht mehr einbooten konnten. Sie ließen über 1000 Tote zurück, unter ihnen den Oberbefehlshaber und zwei andere Offiziere. Die Türken erbeuteten 200 Gewehre, 32 Barken, viel Munition, Pioniergerät und zahlreiche Ferngläser.

Die Rückführung der Verwundeten in Schiffen nach dem Süden dauerte zwei Tage hindurch und war dann noch nicht abgeschlossen. Am 17. Juli entliefen den Engländern zahlreiche Moslems, die sie gewaltsam zum Militärdienst gezwungen hatten. Sie verstärkten die türkischen Truppenabteilungen, die nun selbst mit Glück einen Angriffstoß gegen den feindlichen rechten Flügel bei Kalatelnedschim ausführten und den Gegner zum Rückzug zwangen. In diesem Kampfe versenkte die türkische Artillerie auch ein mit Lebensmitteln beladenes feindliches Boot; ein empfindlicher Verlust für die auf die mitgeführten Lebensmittel angewiesenen Engländer. Diese mußten sich auch in der folgenden Nacht einen Einbruch der türkischen Freiwilligen in das englische Lager gefallen lassen, aus dem reiche Beute fortgeführt wurde.

Hierauf schlummerten die Kämpfe auf dieser Front wieder ein. Der Widerstand, den die Engländer gefunden hatten, war wider Erwarten so stark gewesen, daß sie zunächst von weiteren Vorstößen absahen. Wie wenig man sie euphrataufwärts fürchtet, mag aus der Tatsache hervorgehen, daß man am 23. Juli, unbekümmert um ihre kriegerischen Drohungen, die 41 Kilometer lange Baustrecke der Bagdadbahn von Tonem nach Ras-el-Ain feierlich dem Verkehr übergab.

Daß der heilige Krieg auch in den entfernteren Gebieten des Orients weitere Kreise zieht, geht aus den spärlichen Nachrichten hervor, die aus **Indien** trotz aller Verheimlichungskünste dennoch zu uns durchdrangen. In Manila eingetroffene Gäste des Postdampfers „Alicante", der Aden, Colombo, Ceylon und Singapore angelaufen hatte, wußten von ernsten Unruhen in ganz Indien zu erzählen. Mehrere Aufstände hätten stattgefunden. In Colombo seien revoltierende Eingeborene nach Ermordung von Europäern und Plünderung von Läden durch die englische Militärgewalt schwer bestraft worden. Man habe das Kriegsrecht verkündet und die militärtauglichen englischen Untertanen in das Heer eingestellt. In Singapore riefen die englischen Behörden alle englischen Staatsangehörigen von 20 bis 30 Jahren zu den Waffen. Auch auf Borneo soll es zu Unruhen gekommen sein.

Am **Suezkanal,** wo in der ersten Zeit des türkischen Eingreifens in den Weltkrieg mit besonders schweren Kampfhandlungen gerechnet wurde, blieb es während der Monate Juni bis August fast vollständig ruhig. Nach türkischen Berichten sank Anfang Juli aus unbekannten Gründen ein großes Schiff im Suezkanal, so daß die Schiffahrt eingestellt werden mußte. Anfang August gelang es einer türkischen Aufklärungsabteilung trotz aller Sicherungsmaßnahmen der Engländer, an den Kanal zu gelangen und die Eisenbahn von El Kantara durch Sprengkörper zu zerstören.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

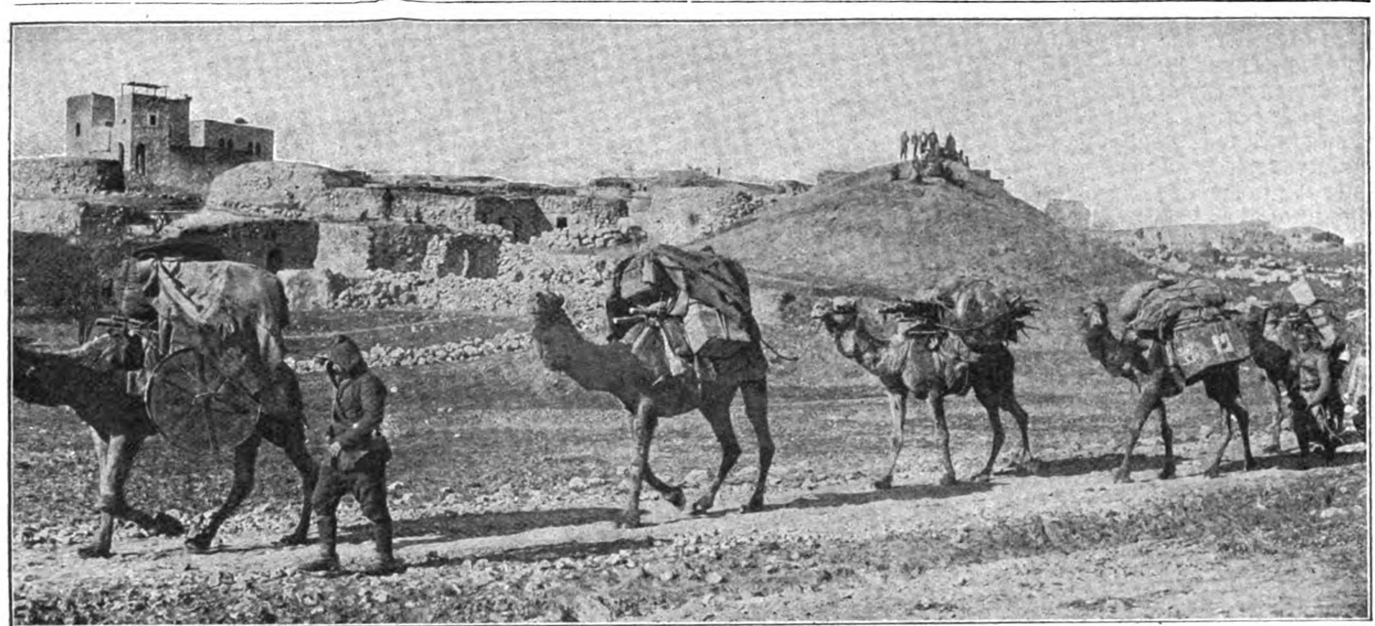
Eine zerstörte Straße in Haleb (Aleppo) im nördlichen Syrien.

In **Tripolis,** wo die türkische Regierung seit Beginn ihrer Kriegserklärung nur mit Mühe die Kampfeslust der ihr treuen Stämme aus Rücksicht auf den italienischen Bundesgenossen gedämpft hatte, waren nach dem Treubruch der Italiener natürlich alle Schranken gefallen. Nach den verlustreichen Kämpfen mit den Aufständischen im Mai schoben die Italiener eine Anzahl Garnisonen weiter ins Innere vor. Sie waren aber dem Kampfmut der Aufständischen nicht gewachsen, wurden völlig geschlagen und sahen sich genötigt, ihren libyschen Besitz, wenn sie ihn halten wollten, so gut wie vollständig neu zu erobern. Sie mußten bereits um die Oase Ainzara unmittelbar vor den Stadttoren von Tripolis kämpfen, und nach italienischen Zeitungsberichten hatte die italienische Bevölkerung in der letzten Juliwoche das Land fluchtartig verlassen.

Im Zusammenhang mit den Vorgängen in Libyen hatten die Italiener wiederholt Drohungen gegen die Türkei gerichtet, mit dem Hinweis, daß sie eines Tages auf dem Dardanellenschauplatz eintreffen könnten. Auch wurden sie von ihren Verbündeten von Tag zu Tag heftiger gedrängt, ihnen dort aus der Verlegenheit zu helfen.

Ein neuer Schauplatz im heiligen Kriege wurde Ende Juli und Anfang August von den Verbündeten an der **kleinasiatischen Küste** vorbereitet. Ende Juli teilte eine englische Note den Griechen den Beschluß des Vierverbandes mit, daß er wie vorher Lemnos und Tenedos (Karte Bd. II S. 242) nunmehr auch Mytilene aus militärischen Gründen besetzen werde. Erklärt wurde dieses Unternehmen von griechischer Seite mit der Absicht eines Vorstoßes der Verbündeten auf die kleinasiatische Küste gegenüber Mytilene. Anfang August wurde dann aus Athen weiter gemeldet, daß bei Chios und Samos Torpedoboote und Kreuzer sowie Truppen in Stärke von 15000 Mann zusammengezogen seien. Es wurde angenommen, daß eine Landung bei Tschesme, Nea Ephesos und Adalia zu einem Vorstoß auf kleinasiatischem Gebiet in Aussicht genommen sei. Gegen Mitte August hieß es endlich, daß auf Chios und Samos 70000 Mann verbündeter Truppen, und zwar auf Chios englische, auf Samos französische, gelandet seien.

Nach den Mitteilungen des englischen Ministerpräsidenten Asquith betrugen die englischen Gesamtverluste an den Dardanellen schon Mitte Juli 8084 getötete Offiziere und Mannschaften, 26814 Verwundete und 5796 Vermißte. Das sind aber nach der bisherigen Art der Aufstellung englischer Verluste nur die Zahlen für die weißen Engländer, die farbigen Engländer sind aller Wahrscheinlichkeit nicht mit ein-



Phot. Ed. Frankl, Berlin.

Karawane mit Militärbedarf passiert auf dem Wege durch Palästina ein Beduinendorf.

gerechnet. Auch ohne diese aber sind die englischen Verluste an den Dardanellen so groß, daß selbst in England unter Verzicht auf jede Beschönigung die Mitteilung weitergegeben wurde, an der Dardanellenfront laufe der englische Soldat eine dreimal so große Lebensgefahr wie in Flandern. Das war aber nicht die einzige Wirkung, die England von der treuen Dardanellenwacht der Türken zu spüren bekam. Die Schließung der Dardanellen und damit die Unmöglichkeit der Getreideausfuhr für die Anwohner des Schwarzen Meeres, besonders Rußland, ist der Hauptgrund für die gewaltige Steigerung des Getreidepreises auf dem Weltmarkt, unter der in erster Linie England zu leiden hat. Schon deswegen ist für Deutschland und Österreich-Ungarn die aufrecht erhaltene Sperre der Dardanellen für ihre weiteren Erfolge im Weltkrieg von der allergrößten Bedeutung. Auch Italien geriet infolge des Ausbleibens von russischem Rohweizen in arge Bedrängnis. Seine wichtige Makkaroniindustrie weiß aus Mangel an Hartgetreide nicht mehr aus noch ein, da sie ganz auf die russische Einfuhr angewiesen ist.

Auch nach der wirtschaftlichen Seite erwies sich also die unerschütterliche Waffenbrüderschaft der Türken für die Mittelmächte als überaus wertvoll. Mit freudigem Herzen erkennen diese an, daß die treu verbündete osmanische Macht sich auf allen Schauplätzen des heiligen Krieges in vollem Maße bewährt hat, so daß ihre Leistungen in diesem Weltkriege denen Deutschlands und Österreich-Ungarns ebenbürtig an die Seite gestellt zu werden verdienen.

* * *

Unter Aufwand gewaltiger Beredsamkeit versuchte die englische Presse, besonders auch in den Vereinigten Staaten, die Juni-Lusitania-Note der deutschen Regierung zur Gewinnung eines neuen Bundesgenossen für **England** auszubeuten. Präsident Wilson ließ sich unter gänzlicher Mißachtung der deutschen Volkstimmung auch wirklich verleiten, die bis dahin mühsam genug bewahrte Zurückhaltung in seinen Gefühlen für England aufzugeben. Er erwiderte die hochherzige, versöhnliche Note der deutschen Regierung mit einer bitter klingenden hartnäckigen Betonung der alten amerikanischen Forderungen und lehnte jedes Verhandeln über die praktischen deutschen Vorschläge für die unbedingte Sicherstellung der Ozeanreisen amerikanischer Bürger unwillig ab. Er verlangte von Deutschland nichts weniger als die Einstellung des Unterseebootkampfes und verstieg sich zu der gehässigen Bemerkung, daß er die Torpedierung englischer Schiffe, seien sie bewaffnet oder nicht, als vorsätzlich unfreundliche Handlung ansehen werde, wenn dabei amerikanische Bürger zu Schaden kommen würden. Daß die deutsche Regierung, um die Seekriegführung überhaupt aufrechterhalten zu können, nicht weniger aber im Interesse ihrer am Kriege nicht unmittelbar betei-

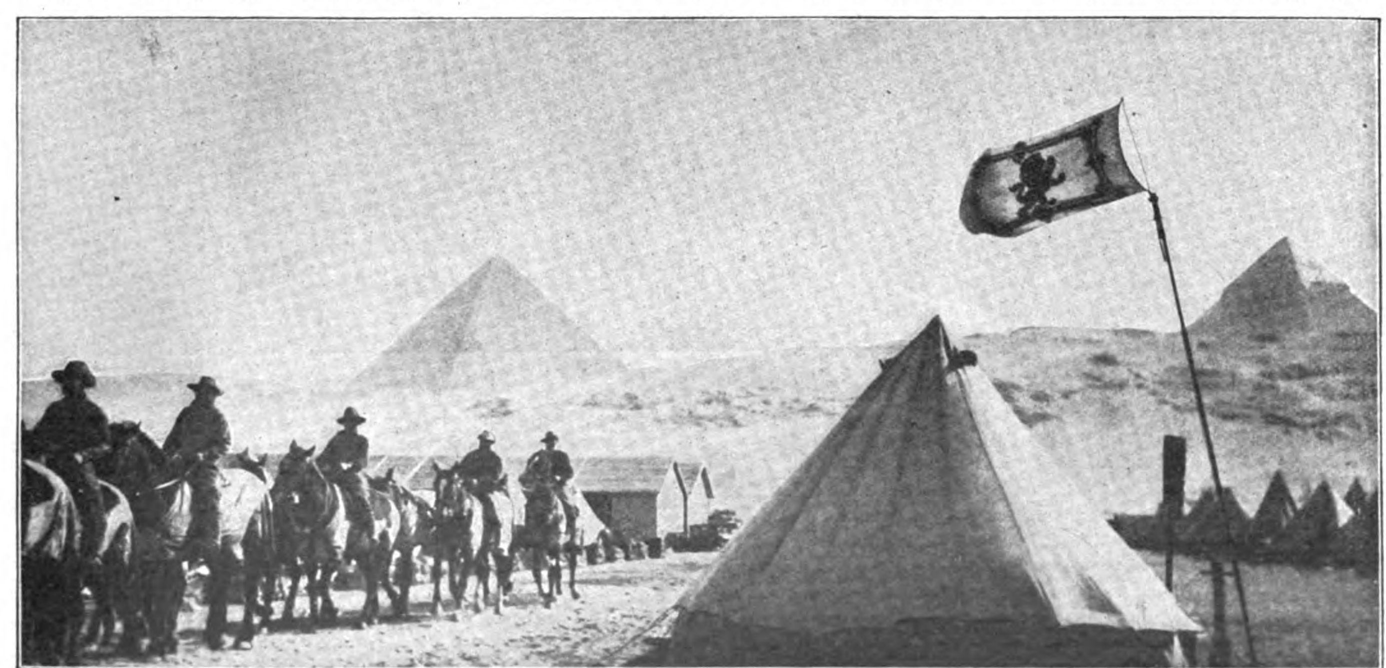


Foto: Vereenigde Foto-Bureaux, Amsterdam.

Australische Hilfstruppen der Engländer in Ägypten.

ligten Bevölkerung den Wünschen des Präsidenten Wilson nicht zu entsprechen vermochte, muß dieser gewußt haben. Einen ähnlichen Standpunkt wie Deutschland gegenüber vertrat Wilson auch in seiner Antwort auf die österreichisch-ungarische Note an die Vereinigten Staaten von Nordamerika vom 29. Juni, die fast gleichzeitig mit der deutschen Antwortnote in Washington bekannt wurde. Indessen hatte Wilson keineswegs die öffentliche Meinung seines Landes geschlossen hinter sich. Ein recht großer Teil auch nichtdeutscher Zeitungen Amerikas verlangte nämlich mit aller Bestimmtheit nicht nur das Fernbleiben der Vereinigten Staaten aus dem Weltkriege, sondern auch das Verbot der Ausfuhr von Waffen und Munition für die Kriegführenden. Der aus dem Amt geschiedene amerikanische Staatssekretär Bryan erklärte zwar nicht sein Wohlwollen für Deutschland, warnte aber immer wieder vor einer Verschärfung der Lage.

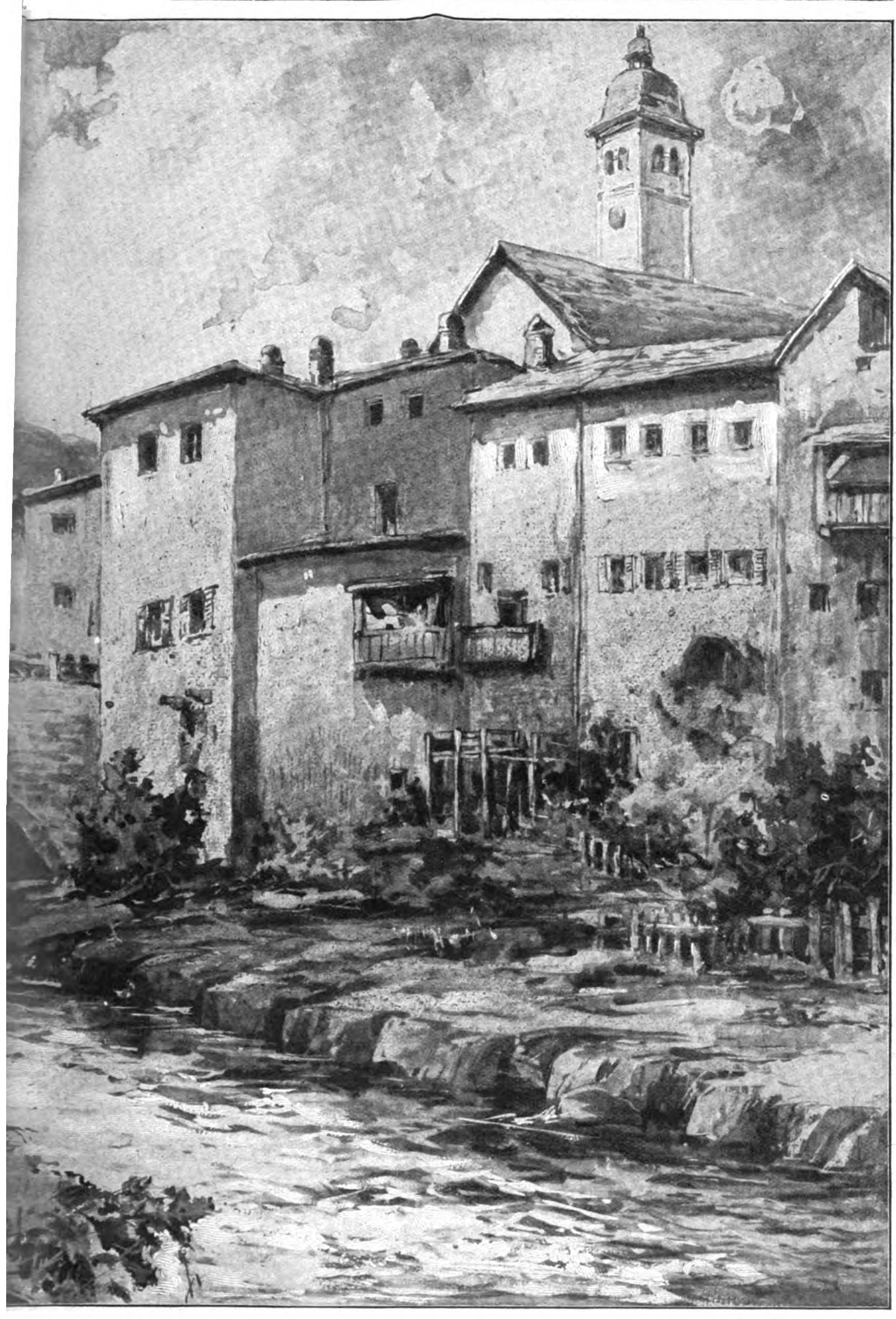
Die deutsche Regierung durfte natürlich nicht einen Schritt von ihrer Unterseebootkriegführung abweichen. Seit dem Eingang der letzten, schärfsten Note des Präsidenten Wilson ist die tägliche Liste der U-Boot-Opfer in den deutschen Zeitungen merklich reichhaltiger geworden. In den Tagen der ausführlichen Erörterung des amerikanisch-deutschen Notenwechsels gegen Ende Juni ereignete sich am 28. die Versenkung des Postdampfers „Armenian" an der Küste von Cornwall. Frohlockend ergriffen die Engländer die Gelegenheit beim Schopf, um die deutsch-amerikanische Spannung auf den Siedepunkt zu treiben. In Washington wartete man indessen kühl auf den genauen Bericht über den Vorfall. Dabei stellte sich heraus, daß „Armenian" entgegen dem Befehl des U-Boot-Führers nicht gehalten, sondern dem U-Boot zu entfliehen versucht hatte. Außerdem ergab die Untersuchung einwandfrei, daß „Armenian" ein Munitionsschiff gewesen war.

Zu einer lebhaften Zeitungsaussprache mit der in allen solchen Fällen üblich gewesenen Mindestforderung des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland wurde von der englischen und der englisch-amerikanischen Presse im August dann wieder die erfolgreiche Torpedierung des großen 10000-Tonnen-Dampfers „Arabic" der White-Star-Linie herangezogen.



Zurückgesch... der Ital... Brückenk...
Nach einer O... A. Rei...

Auf dem „Arabic" hatten sich auch Amerikaner eingeschifft, von denen einige beim Untergang des Dampfers umkamen. Er war zum Schutz in der Gefahrzone kriegsgrau angestrichen, was schon die mit ihm verfolgten unlauteren Absichten anzeigte. Ferner war sein hinteres Räderwerk mit Sandsäcken verbarrikadiert, um den Steuerapparat vor dem Granatfeuer von U-Booten zu schützen. Ungewöhnliche Maßnahmen wurden getroffen, um zu verhüten, daß Bomben an Bord geschafft würden. Alle Reisegäste wurden peinlich genau untersucht. Detektive hatten auf jedermann ein scharfes Auge. Trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln, die besonnenen Menschen mindestens Bedenken erregen mußten, fanden sich 101 Zwischendeck- und 103 Kabinenpassagiere, darunter natürlich auch amerikanische Bürger, zur Mitfahrt bereit, obwohl es nicht an anderen sicheren Reisemöglichkeiten fehlte. Der Dampfer verdiente die Versenkung, denn er führte 110 Luftfahrzeuge und eine große Anzahl Lastautomobile für die Verbündeten mit. Unter den Zwischendeckpassagieren waren auch 25 amerikanische Mechaniker, die in englische Munitionsfabriken eintreten sollten. Vom deutschen Standpunkt der Abwehr aller Feinde und Feindeshelfer ist das alles überreichlich Grund zur Bekämpfung des Dampfers gewesen.



gener Angriff
ier auf den
f von Görz.
nalzeichnung von
München.

Um die Bedeutung des von England erzwungenen deutschen U-Boot-Kampfes gegen die englische Handelsflotte herabzusetzen, veröffentlichte die englische Presse eine Aufstellung, nach der bis Ende Juli in 22 Wochen des U-Boot-Krieges 98 englische und 95 neutrale Handelschiffe versenkt worden seien. Aus der Wiedergabe dieser Zahlen ist auch die Absicht erkennbar, die Neutralen auf den deutschen U-Boot-Krieg als Ursache der Schädigung ihres Handels hinzuweisen. Demgegenüber stellte das Wolffsche Telegraphenbüro fest, daß bis zum 25. Juli 1915 von deutschen U-Booten im Kriegsgebiet 229 englische Schiffe, 30 andere feindliche und 6 mit feindlichen verwechselte neutrale Schiffe vernichtet wurden. Außerdem sind 27 weitere neutrale Fahrzeuge angehalten, untersucht und wegen Führung von Bannware nach dem Prisenrecht versenkt worden, weil sie nicht eingebracht werden konnten. Endlich wurden noch drei neutrale Schiffe von deutschen U-Booten angeschossen, aber nicht versenkt.

Von dem mit gesteigerter Straffheit fortgesetzten Seekrieg gegen ihre bewaffnete Handelsflotte abgesehen, hatten die Engländer vor feindlichen Angriffen im Juli verhältnismäßig Ruhe. Nur am 3. griffen deutsche Flieger das Landguardfort bei Harwich an. Ein deutsches Wasserflugzeug und eine einfache Flugmaschine warfen über dem befestigten Platz Bomben ab und konnten den verfolgenden Engländern unbeschädigt entkommen. Am 30. Juni meldete die englische Regierung noch, daß der Zerstörer „Lightning" an der Ostküste Englands gesunken sei, entweder als Opfer eines deutschen Torpedobootes oder durch Auffahren auf eine Mine. Das erste Kriegsjahr schloß für die Engländer mit einem Verlust von 790 000 Tonnen an Handelschiffen, denen ein Verlust von 255 977 deutschen gegenübersteht, und der Einbuße von 331 870 Tonnen an Kriegschiffen gegenüber 95 307 Tonnen auf deutscher Seite. Diese Zahlen gewinnen noch an Bedeutung, wenn man in Rechnung stellt, daß der deutsche Verlust mit gewissenhafter Vollständigkeit angegeben ist, während die englische Einbuße nur insoweit herangezogen wurde, als sie amtlich zugegeben war oder auf Grund unleugbarer Tatsachen ermittelt werden konnte. Der englische Verlust ist also in Anbetracht der hochentwickelten amtlichen Schweigsamkeit über englisches Mißgeschick unter allen Umständen in Wirklichkeit bedeutend größer.

Das zweite Kriegsjahr brachte den Engländern schon am 8. August einen empfindlichen Verlust durch Torpedierung des englischen Hilfskreuzers „India" nördlich von Bodoe an der norwegischen Küste beim Einlaufen in den Westfjord in der Nähe der kleinen Insel Helligvaert. 160 Mann der Besatzung des 7900 Tonnen verdrängenden Hilfskreuzers kamen ums Leben, 142 Gerettete wurden auf norwegisches Gebiet geschafft und dort festgehalten. Der verhängnisvolle Schuß war die Tat eines deutschen U-Bootes, das sich danach unbehindert auf die Suche nach weiterer Kriegsarbeit machen konnte.

Am 9./10. August erfolgte ein neuer kraftvoller Angriff deutscher Marineluftschiffe auf britische Kriegschiffe und die Docks von London im Zusammenhang mit einem kriegerischen Besuch vieler befestigter Küsten- und Hafenplätze der englischen Ostküste. Die Engländer beschossen die deutschen Luftschiffe mit reichlicher Verschwendung von Munition aus Ballonabwehrgeschützen und Maschinengewehren, ohne die deutschen Luftriesen verletzen zu können. Diese vollführten ihr Werk vielmehr mit der gewohnten, durch nichts zu störenden Ruhe und beobachteten gute Wirkungen auf britischen Kriegschiffen, den Docks von London, dem Torpedostützpunkt Harwich und wichtigen Anlagen am

Humber. Der englische Zensor sorgte mit äußerster Strenge dafür, daß von dem großen Erfolg des Angriffs nichts in die Öffentlichkeit kam.

Nach einer Mitteilung der englischen Admiralität vom 11. August stieß dann in der Nordsee der Torpedozerstörer „Lynx" auf eine Mine und sank. Der Bericht gab 23 Mann der Besatzung als gerettet an. „Lynx" war 1912 vom Stapel gelaufen und maß 950 Tonnen. Seine Besatzung bestand aus 100 Mann, von denen also über 70 umgekommen sein müssen. Unter demselben Datum konnte der deutsche Admiralstab von folgender wackeren Seemannstat berichten: Dem deutschen Hilfschiff „Meteor", einem als Minenleger ausgerüsteten früheren Handelsdampfer von mittlerer Größe, war es gelungen, durch den Ring der feindlichen Bewachungstreitkräfte zu dringen. Er warf nun an verschiedenen Stellen der britischen Küste Minen und führte danach Krieg gegen feindliche Handelschiffe. Er versenkte deren eine Anzahl und vernichtete auch den englischen Hilfskreuzer „The Ramsay", auf den er in der Nacht vom 7. auf den 8. August südöstlich der Orkneyinseln gestoßen war. Dabei rettete er 4 Offiziere und 40 Mann der Besatzung, die gefangengenommen wurden. Am nächsten Tage wurde er von vier feindlichen Kreuzern gestellt. Ein Entkommen war unmöglich, ein Gefecht mit der großen Übermacht für den an Geschützen schwachen „Meteor" völlig aussichtslos. Der tapfere deutsche Kommandant ergab sich aber dennoch nicht. Er schaffte vielmehr die Besatzung, die englischen Gefangenen und außerdem noch die Besatzung eines als Prise versenkten Seglers auf ein anderes, angehaltenes Schiff und versenkte den „Meteor". Die in Sicherheit gebrachten deutschen Seeleute erreichten wohlbehalten einen heimatlichen Hafen. Die Engländer hatten das Nachsehen und konnten weiter nichts tun, als den Untergang ihres Hilfskreuzers und die kühne Tat der deutschen Seeleute amtlich bestätigen. In denselben Augusttagen brachten holländische Fischerboote die Besatzungen kleinerer englischer Fahrzeuge an Land, die durch die Bomben deutscher Flugmaschinen zum Sinken gebracht worden waren.

In der Nacht vom 12. zum 13. August wiederholte die deutsche Luftflotte ihren Angriff auf die englische Ostküste. Wieder war Harwich das Ziel. Die dortigen wertvollen militärischen Anlagen wurden ausgiebig mit Bomben zugedeckt. Die deutschen Luftschiffe kehrten trotz heftiger Beschießung auch diesmal unversehrt heim. Der englische Bericht gab zu, daß sie den Luftbewachungspatrouillen entkommen seien, und räumte als Erfolg ferner ein, daß die Zeppeline über verschiedene Plätze geflogen und daß durch ihre Brandgranaten und Explosivbomben 14 Häuser schwer beschädigt worden seien. Schon am 16. August mußte Reuter eine neue kühne deutsche Seemannstat melden, die an Verwegenheit der des „Meteor" gleichkommt. In der Nähe der Gewässer der britischen Inseln, in einem der Winkel der Irischen See, die durch Minensperren und einen aufmerksamen Bewachungsdienst nach Möglichkeit gesichert sind, tauchte ein deutsches U-Boot auf und beschoß, wie selbst der englische Bericht bekennen mußte, mit bestem Erfolg die Küstenplätze Parton, Harrington und Whitehaven in Cumberland am Solwayfirth an der Westküste Englands. Die Granaten riefen eine Unterbrechung des Eisenbahndienstes durch Beschädigung der Bahnstrecke nördlich von Parton und einige Brände hervor. Nichts konnte den Engländern deutlicher zeigen, wie es um ihre Seeherrschaft in Wirklichkeit bestellt ist, als diese hervorragend mutige Tat. Auch am nächsten Tage zeigte sich der unverwüstlich kühne deutsche Seemannsgeist wieder in seiner ganzen sicheren Sprungbereitschaft. Diesmal an der jütischen Westküste. Dort stürzten sich bei Hornsriffeuerschiff fünf deutsche Torpedoboote auf einen modernen kleinen englischen Kreuzer und acht englische Torpedobootzerstörer. Sie brachten einen von diesen und den kleinen Kreuzer durch wohlgezielte Torpedoschüsse zum Sinken und erlitten selbst keinerlei Verluste bei ihrem glücklichen Vorstoß.

In der darauffolgenden Nacht vom 17. zum 18. August unternahmen deutsche Marineluftschiffe eine neue Fahrt nach der englischen Ostküste. Diesmal galt es einem Angriff auf das Herz Londons selbst. Die City wurde mit Bomben belegt, ebenso wichtige Anlagen an und auf der Themse. Bei Woodbridge und Ipswich wurden auf derselben Fahrt Fabrikanlagen und Hochöfen mit Bomben beworfen. Die furchtbare Wirkung dieses deutschen Angriffs ließ sich nicht abstreiten. Der Zensor ließ sogar Nachrichten über ums Leben gekommene Personen in die Öffentlichkeit gelangen. An dem Entkommen der Zeppeline sollte diesmal das ungünstige Wetter schuld gewesen sein. Man behauptete aber, daß wenigstens ein Zeppelin getroffen oder gar vernichtet worden sei. Demgegenüber betonte der deutsche Bericht mit besonderem Nachdruck, daß kein deutsches Luftschiff durch die über alle Maßen machtvolle Beschießung irgendwie beschädigt wurde. Als Folge dieses letzten Angriffs auf London wurde auch bekannt, daß die königliche Familie die Hauptstadt verlassen und nach einem Schloß im Norden Englands übersiedeln werde. Das läßt den Schluß zu, daß die tatsächliche wie auch die moralische Wirkung des letzten Zeppelinbesuchs in England so nachhaltig gewesen ist, wie man es nur immer wünschen kann.

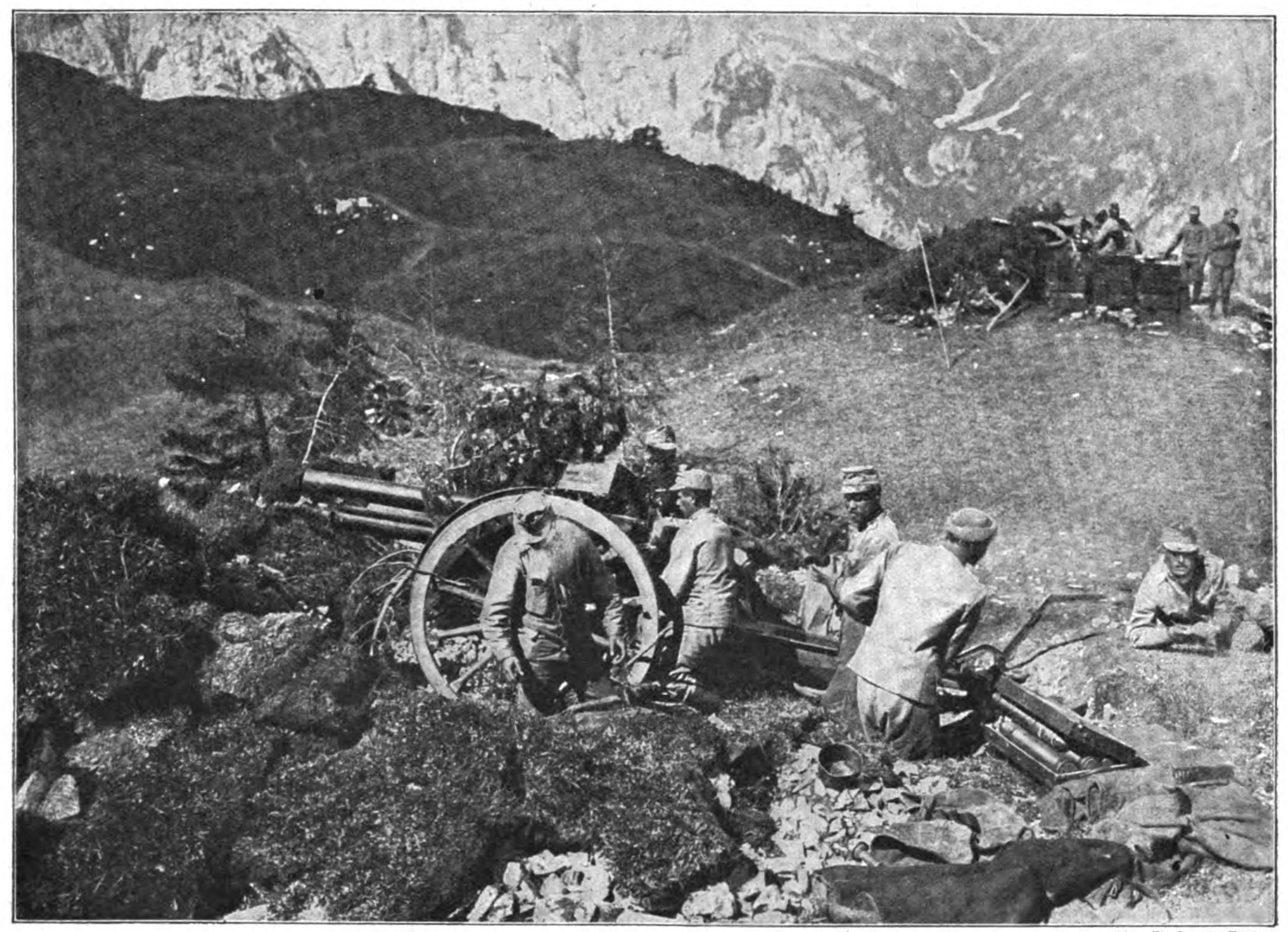
Die Folgen der deutschen Seetätigkeit zeigten sich sehr handgreiflich in der in England herrschenden großen Lebensmittelknappheit. Die englische Versorgung mit Fischen ist trotz der allseitigen Begrenzung Britanniens durch fischreiche Meere so unzureichend geworden, daß der Fisch als eigentliches Volksnahrungsmittel in England immer weniger in Betracht kommt. Nirgends oder allenfalls noch in Italien waren bisher die Preise für Getreide aller Art so außergewöhnlich hoch wie in England, nirgends außer wieder in Italien sind auch die Preise für Eier so unerschwinglich wie in England. Die Milch ist dort so teuer geworden, daß im Zusammenhang damit die Säuglingsterblichkeit in London in diesem Jahre um die Hälfte höher war als im vorigen. Was die Versorgung mit Rohmaterialien anbetrifft, so stieg der Preis für Mineralien in England um mindestens vierzig Prozent. Infolge der Tätigkeit der deutschen U-Boote erlitt der englische Handel überall und in allen seinen Zweigen schwere Einbußen. Allein die Kohlenausfuhr hat um fast anderthalb Millionen Tonnen abgenommen. Bei allen Industrieerzeugnissen, besonders bei Maschinen und Textilwaren, fand eine sehr empfindliche Einbuße an Ausfuhrwerten statt. Die englische Einfuhr überragte im letzten Geschäftsjahr die Ausfuhr um sieben Milliarden.

Die Kosten des Krieges sind für England von zwanzig Millionen Mark täglich zu Anfang des Krieges allmählich auf fünfundachtzig Millionen täglich in den letzten Wochen angewachsen. Der frühere englische Minister Haldane sprach das ahnungsvolle Wort: Nach dem Kriege wird England ein anderes, das heißt ein armes Land sein. Wie wenig Vertrauen man in England zu einem günstigen Verlauf des Krieges hat, beweist das Ergebnis der zuletzt aufgelegten Kriegsanleihe. Statt eines Betrages, der für die Kriegführung bis mindestens über den Winter hinaus gereicht hätte, brachte die englische Regierung trotz aller denkbaren Vorzüge der neuen Anleihe nur eine Summe zusammen, die knapp bis Ende September 1915 ausreichen konnte.

Damit sind aber die Sorgen der englischen Regierung keineswegs erschöpft. Während dem Lande die Gefahr eines unmittelbaren Angriffs von außen immer näher rückte, verharrten die englischen Arbeiter in einem dumpf hartnäckigen Bestreben, den Krieg als Gelegenheit zur Erhöhung ihrer Lebenshaltung auszunutzen. Der englische Handelsminister Runciman hatte am 18. August 1914 die englische Erwerbswelt durch ein Rundschreiben aufgefordert, die günstige „Konjunktur" auszunutzen. Diese frech über die Leichen Hunderttausender hinwegschreitende unverfrorene Geschäftseligkeit, deren frevelhafte Hoffnungen allerdings im Verlauf des Krieges aufs bitterste enttäuscht wurden, war auch an den englischen Arbeitern nicht spurlos vorübergegangen. Auch sie nutzten ohne Gefühl für ihre vaterländischen Aufgaben die „Konjunktur" aus. Das heißt, sie erpreßten mit allen Mitteln von ihren Arbeitgebern höhere Löhne. Wohl versuchte die Regierung, die Arbeiter durch harte gesetzgeberische Maßnahmen von ihrem Sturm auf die Geldsäcke abzuschrecken. Doch als Antwort auf das Gesetz, das alle Streikenden in mit der Munitionsherstellung zusammenhängenden Betrieben mit einer gewaltig hohen Geldstrafe bedrohte, brach der walisische Bergarbeiterstreik aus. Die Regierung wurde nach dem Beginn dieses gewaltigen Streiks recht kleinlaut. Drei englische Minister waren im Juli im Streikgebiet, um die Arbeiter zur Wiederaufnahme ihrer Tätigkeit zu überreden, weil durch diesen Streik, durch den in kürzester Zeit bereits Kohlen-

mengen von einer Million Tonnen ausfielen, die Wehrfähigkeit Englands aufs schlimmste gefährdet war. Tatsächlich gelang es, die Arbeiter zur Rückkehr an ihre Arbeitstätten zu bewegen. Die Einigung war aber nur möglich durch Bewilligung aller Forderungen der Arbeiter und die Verpflichtung der Regierung, den Grubenbesitzern entsprechend höhere Preise zu zahlen.

Im Verlauf des Juli und August mehrten sich auch die Pressestimmen, in denen der Gedanke zum Ausdruck gebracht wurde, daß England sich mit seiner Blockade der deutschen Küste ins eigene Fleisch geschnitten habe. Man habe Deutschland gezwungen, für Waren und Gebrauchsartikel, die es einzuführen gewohnt war, im eigenen Lande Ersatz zu suchen. Auf diese Weise seien die zehn Milliarden Mark, die Deutschland alljährlich für seine Einfuhr aufgewandt habe, im Lande geblieben, und England habe am meisten zu leiden gehabt unter dem Verlust der so wertvollen deutschen Kundschaft. Der englische Minister Grey mußte sich die für seine Ernährung und für seine Industrie nötige Zufuhr nicht zu sichern vermocht. Auch eine andere Voraussagung erwies sich als unhaltbar. Im Oktober 1914 sagte Winston Churchill: „Wir sind jetzt erst im dritten Monat, aber man soll nur warten, man soll die Lage einmal prüfen im sechsten Monat, dann im neunten, dann im zwölften Monat, und Sie werden die Erfolge sehen, die immer deutlicher sein werden und die Deutschland dem Verderben ausliefern, so sicher, wie der Wind die Blätter von den Bäumen streicht." Der zwölfte Monat ist gekommen, und selbst die englische Presse mußte zugeben, daß Deutschland noch immer ungeheuer stark dastand und unüberwindlich erschien. Noch sagte man in England, daß man sich zusammenreißen müsse, um Deutschland auf seinem Siegeslauf zu hemmen und ihm endlich doch noch den Garaus zu machen, aber schon fühlte man, daß man dieser Aufgabe, die durch das Fortschreiten der deutschen Waffen im Osten von Tag zu Tag schwerer wurde, unter Umständen doch



Eine österreichisch-ungarische Feldbatterie an der italienischen Grenze in 2100 Meter Höhe. Phot. Ed. Frankl, Berlin.

auch in dieser Hinsicht aus dem eigenen Lande eine Richtigstellung seiner Behauptung gefallen lassen: „Wenn wir mit unserer mächtigen Flotte an dem Kriege teilnehmen, werden wir nur wenig mehr zu leiden haben, als wenn wir sie beiseite halten." Die englische Flotte hat dem Lande nicht mehr gewachsen sein könnte. In Deutschland aber bestand gerade am Schluß des ersten Kriegsjahres nicht der leiseste Zweifel, wer mit ruhigerem Herzen und Gewissen in die Zukunft schauen dürfe: England oder Deutschland.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

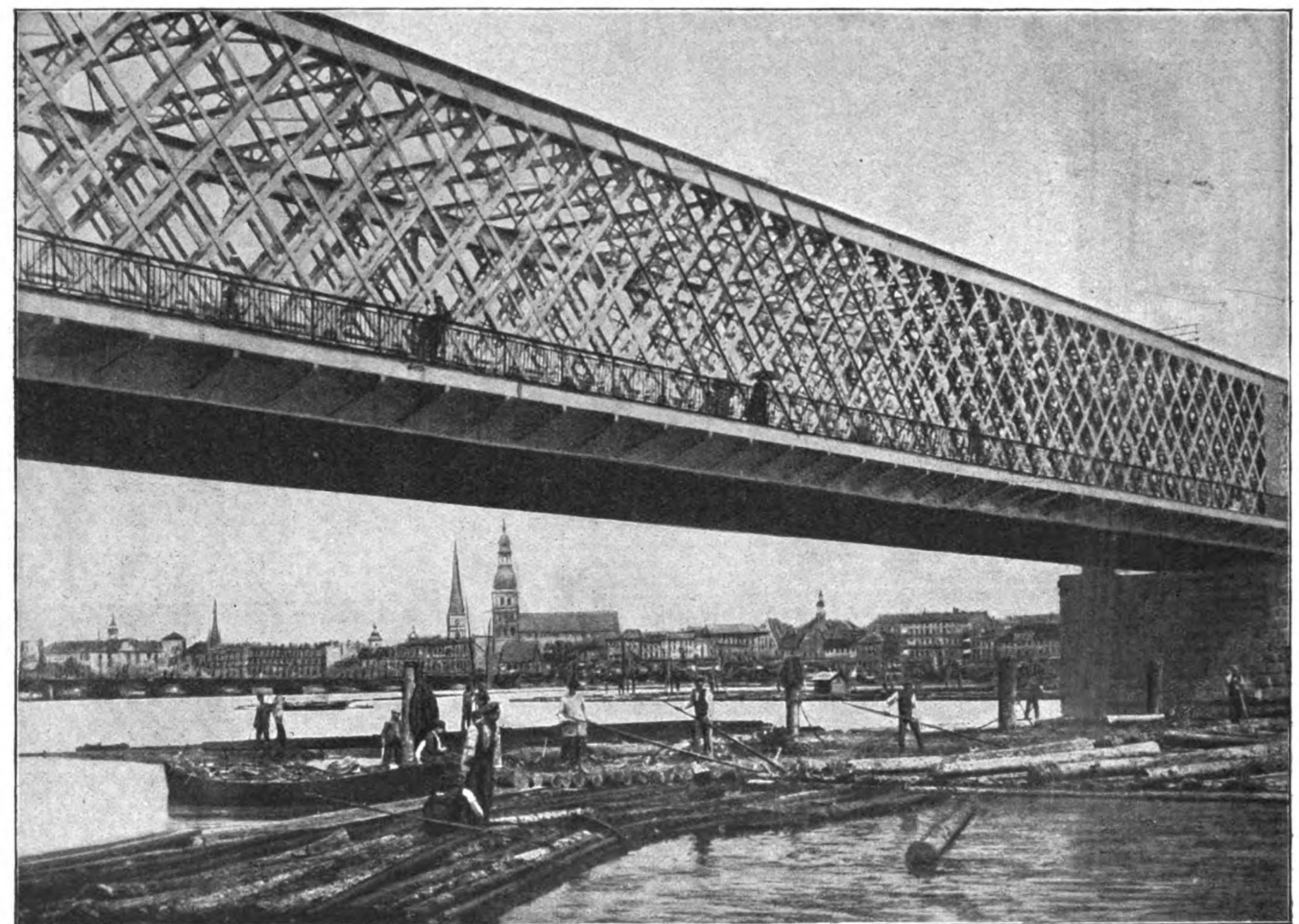
Um den Brückenkopf von Görz.

(Hierzu das Bild Seite 164/165.)

Da sich entlang der österreichisch-italienischen Grenze nur im Raume von Görz bis Monfalcone (siehe auch die Vogelschaukarte Seite 148) große Streitkräfte gleichzeitig mit einiger Hoffnung auf Erfolg ansetzen lassen, außerdem von dort aus das heißersehnte Triest am schnellsten zu erreichen wäre, so ist es wohl zu begreifen, daß die Italiener immer wieder und, man muß gestehen, mit bewundernswerter Ausdauer gegen diesen Teil der österreichisch-ungarischen Stellungen anstürmten, um in den Wall der heldenmütigen Verteidiger eine Bresche zu reißen. Was im besonderen Görz und den westlich gelegenen Brückenkopf Lucinico anbelangt, so lehrt ein Blick auf die Karte sofort seine Bedeutung. Es ist ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt in einer freundlichen, fruchtbaren Ebene, nördlich und südlich von beherrschenden Höhen eingeschlossen, von denen namentlich die Podgorahöhen im Nordwesten, sowie der Monte San Michele und die Hochfläche von Doberdo im Süden sehr häufig in den Berichten der österreichisch-ungarischen Heeresleitung erwähnt wurden. Erst wer diese

drei Stellungen erstürmt hat, kann sich der alten Hauptstadt der „gefürsteten Grafschaft" bemächtigen und von da aus weiter nach Osten vorzudringen hoffen.

Die sogenannte erste Isonzoschlacht dauerte etwa vom 28. Juni bis zum 6. Juli. Anfänglich kehrte sich der Feind mehr gegen den südlichen Abschnitt von Monfalcone bis Sagrado; gegen den Görzer Brückenkopf wurden nur am 30. kleinere Vorstöße unternommen. Am 5. Juli aber begann auch hier ein Ringen von unbeschreiblicher Zähigkeit und Wildheit. Schon um vier Uhr früh setzte ein geradezu unerhörtes Artilleriefeuer ein, vornehmlich gegen die Podgorahöhen, dem um elf Uhr die ersten großen Infanterieangriffe folgten. Sie wurden wie alle folgenden in stundenlanger Abwehr durch die tapferen Regimenter Erzherzog Friedrich (Fünfkirchen) und Hindenburg sowie wackere Dalmatiner Landwehr abgewiesen. Ebenso erging es hartnäckigen Vorstößen gegen Lucinico, während weiter südlich auf der Hochfläche das Brünner Hausregiment durch einen glänzenden dauerte bis Mittag. Als danach die ersten Sturmkolonnen vorrückten, hofften sie einen völlig betäubten Gegner vorzufinden. Die heftige Beschießung, besonders aus Maschinengewehren, die sie empfing, belehrte sie eines anderen; sie erlitten sehr schwere Verluste. Heraneilende Verstärkungen füllten die Lücken und arbeiteten sich tapfer vorwärts. Vielfach kam es zu erbittertem Handgemenge; aber alle Angriffe wurden abgeschlagen. Währenddessen brachten österreichisch-ungarische Mörser fünf schwere italienische Batterien zum Schweigen. Am folgenden Morgen wurden auch die Podgorahöhen wieder mit schwerstem Geschützfeuer belegt. Im Raume einer einzigen Kompanie schlug zeitweilig in jeder Sekunde eine Granate ein; der Hagel, der in dieser Schlacht über die Höhe niederging und ihren schönen grünen Wald vollkommen wegfegte, wird auf 30 000 schwere Geschosse geschätzt. Die 11. italienische Division, die dann am 19. hier eingesetzt wurde — Abruzzesen —, stürmte immer und immer wieder; wie sich nachträglich heraus-



Blick auf Riga vom Hafen aus. Phot. Ed. Frankl, Berlin.

Gegenstoß sich neue Lorbeeren wand. Am folgenden Morgen verscheuchte ein gutgezielter ausgiebiger Granatgruß die letzte feindliche Abteilung, die sich noch in Lucinico versteckt hielt. Darauf antworteten die Italiener von neuem mit schwerstem Artilleriefeuer und sandten abends sieben Uhr abermals starke Sturmkolonnen gegen die Podgora vor. Aber auch denen war kein anderer Erfolg beschieden: nach höchst empfindlichen Verlusten flüchteten sie in ihre alten Stellungen zurück. Auf 500 Geschütze und 160 000 Gewehre war das italienische Heer zu schätzen, das in diesen Schlachttagen von einer verschwindenden Minderheit eine blutige Niederlage erleiden mußte.

In der zweiten Isonzoschlacht, die vom 18. bis zum 27. Juli fast ununterbrochen tobte, wurden im gleichen, höchstens 30 Kilometer langen Raume rund eine Viertelmillion Angreifer angesetzt. Die Einleitung bildete der Vorstoß eines feindlichen Fluggeschwaders, das indessen durch Steilfeuer rasch vertrieben wurde. Mit dem Morgengrauen des 18. setzte dann mörderisches Artilleriefeuer aus allen Kalibern gegen die ganze Görzische Front ein und stellte, waren die Leute von ihren Offizieren in der vorhergehenden Nacht durch Branntwein betrunken gemacht worden. Umsonst! Vor den schon halb zerrissenen Drahtverhauen wurden sie durch zwei Gegenangriffe zurückgeworfen, wobei sie zahllose Tote, Verwundete und Gefangene zurückließen. Auch am nächsten Tag, diesmal nach zwölfstündiger Artillerievorbereitung, rannten die Italiener wieder mit dem Mut der Verzweiflung gegen die Podgora an; abermals vergeblich. Indes schien ihnen nun doch ein Erfolg zu winken. In der Finsternis der Nacht vom 20. zum 21. rückte eine Brigade gegen den Monte San Michele vor, jenen Berg, der nach Norden die Zugänge zur Görzer Ebene und südwärts die zur Hochfläche von Doberdo beherrscht. Nach einem Nachtkampf, dessen Wildheit jeder Beschreibung spottet, gelang es dem Gegner in der Tat, die Stellung zu nehmen. Aber da führte Generalmajor Boog seine klug bereitgestellten Reserven heran, und in einem einzigen Sturmlauf wurde der Feind die Abhänge wieder hinuntergejagt. Mit Recht nannten die Kriegsberichterstatter diese Leistung eine der glänzendsten des ganzen Feldzugs.



Die Wiedereroberung von Szawle: Erstürmung der Höhe 142.

Nach einer Originalzeichnung von M. Barascudts.

Damit schien denn auch die Tatkraft der Angreifer hier ermattet. Nur am Abend des 24. versuchten sie noch einen Vorstoß, der indes schon im Keime erstickt wurde. Der übrige Teil der zweiten Isonzoschlacht spielte sich weiter südlich ab; diesmal betrugen die italienischen Verluste 100 000 Mann.

Der italienische Minister Orlando, der sich kurz danach die Isonzostellung ansah, formte sein Urteil in folgende Worte: „Die Österreicher haben den Ruf, Meister in der Kunst der Anlage solcher Verteidigungswerke zu sein; hier haben sie sich selbst übertroffen. Die Schützengräben stellen das Vollendetste dar, das man sich denken kann. Die Bauart ist dauerhaft, jeder Schlupfwinkel gesichert, der Mechanismus genial erdacht. Sie haben alle Erfindungen des bösen Geistes gegen uns in Anwendung gebracht und noch etwas dazu: die unvorhergesehensten Listen und die ausgeklügeltsten Täuschungen." Nun, die Verteidiger haben allerdings zum Beispiel Drahtverhaue angelegt, die während des Artilleriefeuers scheinbar zerschmettert auf dem Boden liegen, dann aber mit Stricken dicht vor den heranstürmenden Italienern plötzlich hochgezogen werden, und was derartige Kniffe mehr sind. Was aber das alles mit dem „bösen Geist" zu tun haben soll, ist unerfindlich; eher dürfte er in den Angreifern wirken, die nach jahrzehntelangem Bündnis treulos ins Lager der Feinde abgeschwenkt sind und nun an Österreichs Grenze das finden, was schon in dem bekannten Gedicht von „Habsburgs Mauern" als sicherster Schirm und beste Wehr bezeichnet ist, fester denn jede Mauer: einen Wall unerschütterlicher, zu jedem Opfer und jeder Leistung bereiter Männer, denen höchstens der Tod die Schwerthand zu lähmen vermag.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

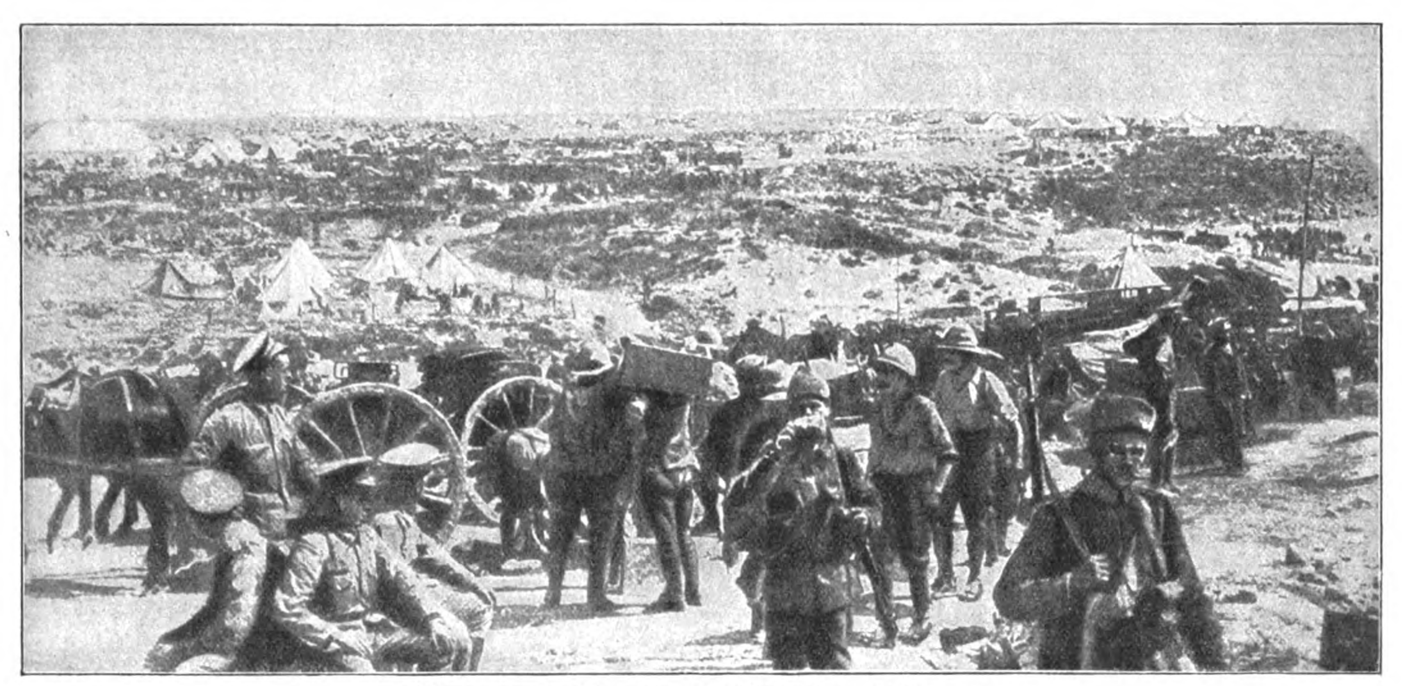
Soldatengrab in einem Kornfeld auf dem polnischen Kriegsschauplatz.

Die Wiedereroberung von Szawle.

(Hierzu die Bilder Seite 168 und 169.)

Als die russischen Raubhorden aus dem nordöstlichen Zipfel Preußens geworfen worden waren, hatten sich die deutschen Truppen den Fliehenden sofort an die Fersen geheftet. Die ersten größeren Gefechte fanden bei Laugszargen statt und endeten am 26. März 1915 damit, daß die Russen über die Jeziorupa hinter den Juraabschnitt zurückgeworfen wurden, worauf zwei Tage später die Erstürmung von Tauroggen folgte. Damit trat auf diesem Kampfplatz scheinbar wieder Ruhe ein; bis auf die kurze Nachricht von einem Erfolg deutscher Kavallerie am 6. April bei Andrzejewo ließ das Hauptquartier nichts verlauten, und das dauernd schlechte Wetter konnte als genügende Erklärung für den Stillstand aller Bewegungen gelten. In Wahrheit wurden in jener Zeit alle erforderlichen Grundlagen für den kühnen Vormarsch getroffen, der am 27. April unter Führung des Generalleutnants v. Lauenstein gleichzeitig von Schmalleningken und vom ostpreußischen Zipfel aus einsetzte. Am 1. Mai hörte die überraschte Welt plötzlich, daß starke deutsche Truppen in breiter Front die Eisenbahnlinie Dünaburg—Libau erreicht hatten. Tags zuvor waren sie bereits in den wichtigen Ort Szawle einmarschiert. Am 8. wurde unter kräftiger Mitwirkung deutscher Kriegschiffe Libau erobert. Deutsche Kavallerie stand schon vor Mitau; Riga, die Hauptstadt Livlands und zugleich nach St. Petersburg der wichtigste russische Handelsplatz an der Ostsee, schien stark bedroht. Nun holten die Russen Verstärkungen heran, so viel sie vermochten; sie erkannten jetzt die volle Bedeutung des deutschen Einmarsches in Kurland, den man in London und Paris bloß mit höhnischen Beiworten bedacht hatte. Die deutschen Truppen mußten vor der Übermacht ein Stück zurückgenommen werden, im südlichen Teil sogar bis hinter die Dubissa, und es folgten nun wieder wochenlang an den verschiedensten Stellen russische Angriffsversuche, zumeist mit überlegenen Kräften unternommen, die aber alle an der Klugheit der deutschen Führung und der Tapferkeit der ihr unterstellten Kämpfer scheiterten. Erst am 14. Juli überschritt General v. Below wieder zu einer entschiedenen Vorwärtsbewegung die Windau bei Kurschany. Er erzielte einen vollen Erfolg. Am 20. begann der Angriff auf die russischen Stellungen bei Szawle zwischen den Dörfern Lepary und Gringary, die sehr kräftig ausgebaut waren. Schon bei einiger Entfernung fast unsichtbar, liefen die Schützengräben und Deckungen in mehrfachen, untereinander mannigfaltig verbundenen Linien durch das hüglige, baumreiche Gelände; auch verfügten die Verteidiger über genügend Artillerie und hatten insbesondere an der beherrschenden Höhe 142 bei Lepary einen höchst wertvollen Stützpunkt. Die Treffsicherheit der deutschen schweren Geschütze tat aber auch hier ihre oft erprobte Wirkung. Zweieinhalb Stunden lang wurden die russischen Verschanzungen mit einem Hagel von Geschossen überschüttet, die geradezu furchtbare Verheerungen anrichteten. Dann setzte der Infanterieangriff ein, der sich besonders gegen die erwähnte Höhe 142 kehrte. Um halb vier Uhr war sie genommen und der Feind damit zum Rückzug gezwungen. Abends und nachts machte er noch wiederholte heftige Gegenangriffe, die aber am Ergebnis des Tages nichts mehr ändern konnten, ebensowenig wie die Beschießung des Ostteils von Szawle, die den Abmarsch nach Radziwilischki decken sollte. Die wichtige Stadt befand sich zum zweiten Male in deutschen Händen, allerdings wiederum brennend (siehe auch Bild Band II Seite 403), wie man es von den Russen bei jeder Niederlage schon gewohnt ist. Es wurden auch mehrere tausend Gefangene gemacht und sonstige reiche Kriegsvorräte erbeutet. Bei unseren Feinden im Westen aber war es bei der Nachricht von diesem Siege rasch mit allem Spott zu Ende; besonders Londoner Blätter erörterten

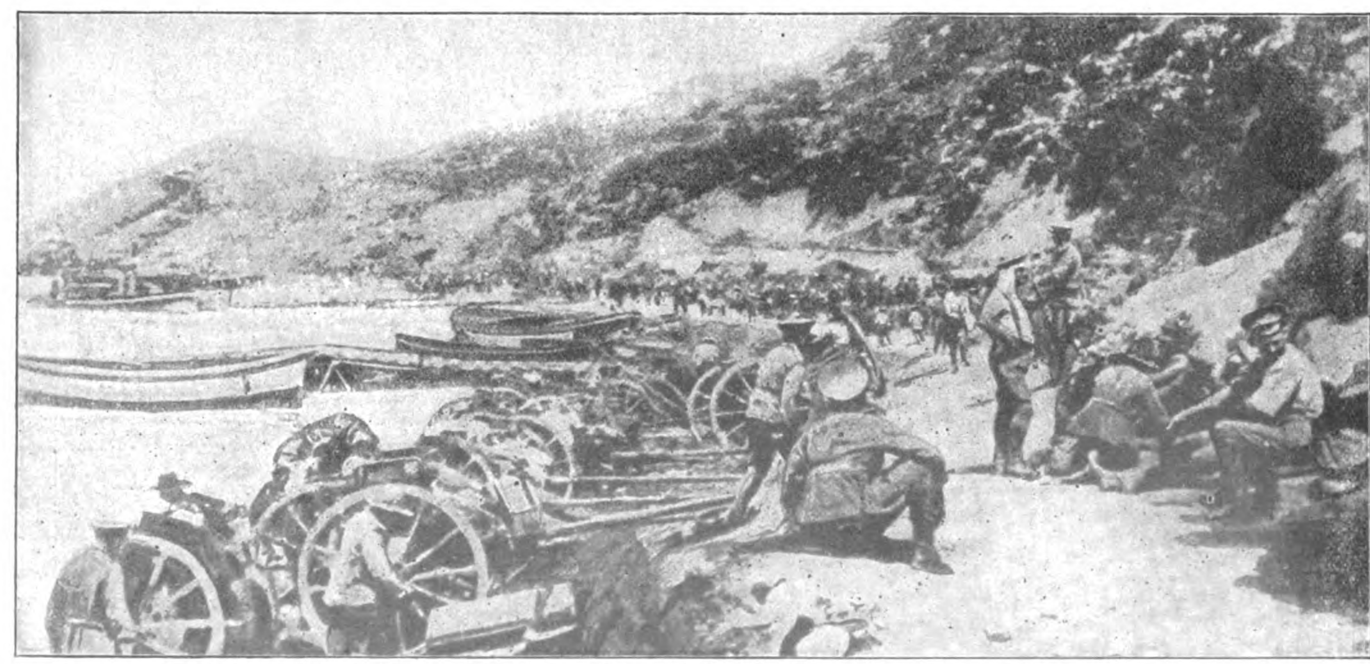
Vogelschaukarte zu den Kämpfen um die Weichselfestungen.



Beförderung von Zelten zum australischen Lager auf Gallipoli.



Australische Truppen an den Dardanellen: Leichte Reiter und Artillerie.



Ärztliche Versorgung australischer Soldaten, die bei den Landungskämpfen verwundet wurden.

Von den Dardanellenkämpfen. Nach englischen Darstellungen.

Französische Soldaten bei Seddil-Bahr verwahren die Ausrüstungsgegenstände ihrer gefallenen Kameraden.

Nach einer englischen Zeitschrift.



Phot. G. Brünnlein, Berlin.

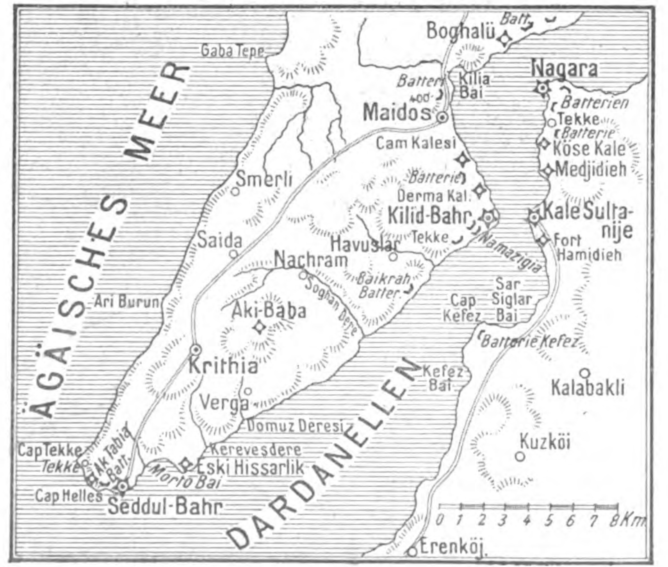
Altes Mörsergeschütz in dem von den Engländern und Franzosen besetzten Fort Seddil-Bahr auf der Halbinsel Gallipoli.

damals breit die Gefahren, die von Szawle aus sowohl der Stadt Riga wie der höchst wichtigen Bahnverbindung Dünaburg—Grodno—Warschau—St. Petersburg drohten.

Die Kämpfe um Seddil-Bahr.

(Hierzu Bilder und Kartenskizze Seite 172—174.)

Lange genug hatte das alte, noch von Sultan Mohammed II., dem Eroberer Konstantinopels, erbaute Fort Seddil-Bahr der Beschießung durch die schwersten Geschütze der englisch-französischen Flotte standgehalten, und es war schließlich keine große Heldentat mehr, das an der äußersten Dardanelleneinfahrt gelegene Fort zum Schweigen zu bringen. Ein rauchender Schutt- und Trümmerhaufen — das war Seddil-Bahr, als hier Ende April Engländer und Franzosen Truppen landeten, die sich über die Halbinsel Gallipoli (s. die Karten Band I Seite 494, Band II Seite 242 u. 243) den Weg nach Konstantinopel bahnen sollten, was zur See der stolzen Armada der Verbündeten nicht gelingen wollte. Von Ari-Burun am Ägäischen Meere bis zu dem Fort Eski Hissarlik zieht sich die englisch-französische Front; ihr liegen auf den Höhen von Krithia die Türken gegenüber, an deren uneinnehmbaren Stellungen jeder Angriff des Feindes zerschellt. Erst unter großen Opfern gelang es den Engländern allmählich, sich bei Seddil-Bahr und Kap Helles festzusetzen und von hier aus gegen das stark befestigte Krithia und das dahinter gelegene Bergfort Aki-Baba ihre stets abgeschlagenen Angriffe vorzubereiten. Diesen Kampf leitete die Artillerie ein, und um die türkischen Befestigungen und Stellungen wirkungsvoller unter Feuer nehmen zu können, haben die Engländer ihre schwersten Belagerungsgeschütze ans Land gebracht und in den Trümmern von Seddil-Bahr eingebaut. Es sind dies außer den gewaltigen Schiffsgeschützen, die man von den beschädigten Panzerschiffen genommen hat, 38-cm-Schrapnellkanonen, von denen jedes Geschoß 20 000 Kugeln enthält, und die großen „Long-Toms", deren 15-Zoll-Granaten mit Lyddit geladen sind, das furchtbare Explosionen hervorruft und das Gelände weithin in dichten, gelben Rauch hüllt. Natürlich schweigen die Türken nicht, sondern antworten auf die Herausforderung, und wenn sie auch keine so großen Geschütze haben wie die Engländer und auch ihre Munition nicht sinnlos verschießen, so fügen ihre Batterien den Angreifern doch ungleich schwerere Verluste zu. Sehr anschaulich schildert der englische Berichterstatter Ashmead Bartlett diese Artillerieduelle: „Die 12-Zoll-Geschosse suchten jeden Fleck der Abhänge ab, die zum Aki-Baba hinaufführen, während die kleineren Kanonen das Gelände, das unseren Schützengräben näher lag, bestrichen. Das Geräusch war schrecklich; die Hügel gaben ein Echo von dem Donnern der schweren Geschütze und dem Knall der Tausende von platzenden Geschossen. Als Schauspiel ist die Szene wohl nie überboten worden: das ganze Land sah nicht aus, als ob es beschossen werde, sondern als ob es plötzlich ganz in Brand gesteckt und in wenigen Minuten von einer festen Schicht von gelbem, grünem und weißem Rauch bedeckt sei, aus dem plötzlich Vulkane auszubrechen schienen, wenn die Granaten auf den höheren Bergkuppen platzten." Aber das furchtbare Unwetter, das sich über den türkischen Stellungen entladet, vermag ihnen wenig anzuhaben, denn kaum verstummen die englischen Geschütze und die Infanterie will zum Sturmangriff vorgehen, da wird es drüben auf Ali-Baba lebendig. „Kaum tauchten unsere Leute aus der Deckung auf, als ein wahrer Sturm von Gewehr- und Maschinengewehrfeuer aus den Schützengräben und der Buschdeckung, die die Granaten verbrannt hatten, losbrach." So tobt der furchtbare Kampf monatelang, ohne daß es den verbündeten Engländern und Franzosen trotz der ungeheuren Opfer, die sie rücksichtslos bringen, gelänge, auch nur einen nennenswerten Erfolg über den tapferen Feind davonzutragen.



Schauplatz der Dardanellenkämpfe.

Kosakenplünderung bei Brest-Litowsk.

(Hierzu die farbige Kunstbeilage.)

In eine ferne Vergangenheit glaubt man sich zurückversetzt, wenn man der grausamen und barbarischen Kriegführung der Russen gedenkt, deren Soldateska in den besetzten Teilen Ostpreußens und Galiziens nicht zügelloser und roher hausen konnte, als es einst die Horden Attilas und Dschingisthans taten. Der Schaden, den die Russen in den blühenden Gauen der Ostmark anrichteten, beläuft sich auf viele hundert Millionen, und als sie nach der Wiedereinnahme von Przemysl und Lemberg durch die verbündeten Heere Galizien fluchtartig räumen mußten, raubten und plünderten sie in Stadt und Land und brannten selbst die ruthenischen Dörfer nieder, um den Siegern nur noch eine leergebrannte Trümmerstätte zu überlassen. Schlimmer noch als in Galizien, wo ihnen die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in wilder Jagd auf den Fersen folgten, hausten die Russen in ihrem eigenen Lande, in Polen. Die russische Heeresleitung griff zu der Verzweiflungsmaßnahme, die man vor hundert Jahren gegen die auf Moskau marschierende große Armee Napoleons angewandt hatte. Die Bevölkerung erhielt in allen von den Verbündeten bedrohten Gebieten den Befehl, sofort auszuwandern und sich unter dem Schutze der russischen Truppen ins Innere des Landes zurückzuziehen. Alles Getreide sowie Vieh und sonstige Vorräte mußten die Bauern mitführen, denn nur die leeren Dörfer und Gehöfte sollten in die Hände des Feindes fallen. In stummer Verzweiflung nahmen die polnischen Bauern Abschied von der Heimat, wo sie von Kind an in schwerer, harter Arbeit ihr Brot verdient hatten. Den Blick zur Erde gesenkt, schreiten die Greise, ihre Habe auf dem Rücken schleppend, neben den Wagen her, auf denen weinend Frauen und Kinder sitzen. Ein trauriges Bild menschlichen Elends, die Tragödie eines armen, betrogenen Volkes, das seine gewissenlosen Führer aus Ehrgeiz und Habsucht ins Verderben stürzten! Die russische Heeresleitung hatte ihre Truppen mit Zelluloid, Spänen, Benzin- und Petroleumspritzen ausgerüstet und angeordnet, daß alle Ortschaften auf der Rückzugslinie sofort niedergebrannt werden sollten, nachdem sie von der Bevölkerung geräumt seien. Besonders hart wurden von dieser grausamen Verfügung die jüdischen Bewohner betroffen, denen es nicht gestattet war, ihren oft wertvollen Besitz zu retten und auf die Flucht mitzunehmen. Ihr ganzes Hab und Gut fiel den plündernden Kosaken zum Opfer, und die Ärmsten mußten froh sein, wenn sie nur das nackte Leben retten konnten. „Was wir gesehen haben," so berichten Augenzeugen, die die österreichisch-ungarischen Truppen auf ihrem Siegeszug nach Brest-Litowsk begleiteten, „waren die fürchterlichen Schrecken eines unglücklichen Landes, über das eine Horde von Mordbrennern dahingegangen ist. An allen Straßen, auf denen sich die geschlagene russische Armee zurückzog, stehen von den Dörfern — und es waren von Russen bewohnte friedliche Dörfer — nur noch die gemauerten Schornsteine. Fast stündlich sieht man hinten auf der endlosen wolhynischen Ebene ein neues Dorf aufflammen, Zeichen dafür, daß die kosakischen Verteidiger Polens jetzt dort angelangt sind."

Doch hat dies barbarische Werk der Selbstvernichtung dem Vormarsch der verbündeten Heere nicht zu wehren, den Zusammenbruch des Zarenreichs nicht aufzuhalten vermocht.

Egon Lerch.

(Hierzu das Bild Seite 176.)

Der 21. Dezember 1914 war ein besonderer Ehren- und daher Freudentag für die österreichisch-ungarische Marine, und ihre Gefühle fanden lauten Widerhall im ganzen Vaterland und in allen Gauen des treuverbündeten Deutschen Reiches. Das österreichisch-ungarische Unterseeboot „U 12“ hatte einen außerordentlichen Erfolg zu verzeichnen, ein noch nicht dagewesenes Heldenstück war ihm glücklich gelungen. 350 Seemeilen vom Heimathafen entfernt, hatte es den französischen Überdreadnought „Jean Bart“, ein Großkampfschiff von 23000 Tonnen, das, mit der Admiralsflagge geziert, an der Spitze der französischen, aus über 16 Schlachtschiffen bestehenden Hochseeflotte fuhr, bei überaus stürmischem und nebligem Wetter durch zwei wohlgezielte Torpedos in wenigen Minuten versenkt.



Phot. Ed. Frankl, Berlin.

Ruthenische Telegraphenwache in Ostgalizien.

Egon Lerch war hochbeglückt, denn von Kindheit an hatte er von nichts anderem geträumt, als ein Seeheld zu werden. Als Sohn eines hohen Marineoffiziers liebte er das Meer und die Marine über alles. Er wurde 1886 in Triest geboren und hatte sein ganzes Leben — mit Ausnahme des vierjährigen Besuches einer Militärkadettenschule — ganz an und auf der See verbracht. Schon in jungen Jahren und auf der Marineakademie zeigte er, daß er ein kühner, tapferer Seeoffizier werden würde, und bald nachdem er sich das Portepee erworben hatte, lenkte er sein Interesse in erster Linie der schneidigsten Marinewaffe zu — dem Unterseeboot. Er rückte sehr rasch auf: 1904 war er Seekadett, 1908 Fregattenleutnant, und schon 1913 wurde er zum Linienschiffsleutnant ernannt. Nachdem er zuerst auf dem „U 5“, das sein Freund, der kühne v. Trapp (Bild Bd. II Seite 378), kommandierte, tätig gewesen war, dann vorübergehend ein Torpedoboot befehligt hatte, erhielt er — das Ziel seiner Sehnsucht — das Kommando über „U 12“.

Der tapfere Kommandant des Heldenbootes war der Linienschiffsleutnant Egon Lerch, dessen Name, schon bisher seinen Kameraden wohlbekannt, nun geradezu volkstümlich wurde. Die hervorragende Tat hatte nämlich nicht nur den Schneid und Mut der Besatzung und des Führers dieses Unterseebootes bewiesen, sondern auch gezeigt, wie seetüchtig und kühn die österreichisch-ungarischen Tauchboote arbeiten können und wie sehr noch der Geist Tegetthoffs in den Reihen der österreichisch-ungarischen Marine lebt. Lerch und seine Offiziere und Matrosen wurden hoch geehrt und erhielten von Kaiser Franz Joseph wohlverdiente Auszeichnungen; Lerch wurde außerdem mit dem Eisernen Kreuz geschmückt.

Tiefen Eindruck machte auf Lerch die Kriegserklärung Italiens. Er fühlte im ersten Augenblick, daß die österreichisch-ungarische Marine nun in hervorragendem Maße werde zeigen können, was sie vermag. Mit erhöhtem Mut sah er der Zukunft entgegen, und die Ehrentage, die nun anbrachen, von der kühnen Beschießung der Ostküste Italiens am Tage nach der Kriegserklärung an, waren die glücklichsten seines Lebens. Ein tragisches Geschick hat es gewollt, daß es zugleich seine letzten waren und daß unter



Phot. Ed. Frankl, Berlin.

Ruthenisches Bauernhaus in Tucholka.

den wenigen Triumphen, die die italienische Marine bisher errang, gerade die Versenkung seines Bootes, das eines der besten war, zu verzeichnen ist. Der amtliche Bericht des österreichisch-ungarischen Flottenkommandos vom 13. August 1915 besagt: „Unser ‚U 12‘ ist von einer Kreuzung in der Nordadria nicht zurückgekehrt.“ Aus den italienischen Berichten geht hervor, daß es mit der ganzen Bemannung versenkt wurde. So hat der Seeheld Egon Lerch, gleich seinem Vorbild Weddigen, mit seinen Getreuen den Heldentod gefunden, den er nie gesucht, aber auch nie gefürchtet hat.

Die fünfte Batterie.

Von E. A. Saatweber.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Zwei Tage hat die Haubitzenbatterie schon im Gefecht gestanden, hin und her geworfen südöstlich von Châlons. Weitab von jeder Möglichkeit, die Munition zu ergänzen. Der Batteriechef, der zwei Jahre hintereinander die besten Schießleistungen hatte, ist sparsam mit seinen Geschossen gewesen. Er ließ sich Zeit, die Entfernungen festzustellen, und hatte in den zwei Tagen gute Erfolge. Die Kanoniere hatten sich glänzend bewährt.

Da kommt am dritten Tag der Befehl, auf Vitry loszugehen. Es ist morgens elf Uhr. Die Batterie rast die Straße entlang. Kurz vor Vitry sieht sie Kürassiere und Artillerie zurückgehen. Sie haben keine Munition. Wie ein Blitz durchzuckt es den Batteriechef der fünften: Jetzt soll ich den Feind verjagen, meine Kanoniere, meine sechs Haubitzen. Schon schlagen auf der engen Straße feindliche Granaten ein. Gäule werden unruhig, gehen hoch, und ein Durcheinander entsteht, dessen die brave Mannschaft aber schnell Herr wird.

Der Batteriechef rückt links heraus, sucht schnell und sicher hinter einer kleinen Bodenwelle eine Feuerstellung. Sechs Haubitzen protzen ab. Dicht hinter dem Bahndamm stehen sie. Doch sie können den Feind nicht fassen. Aufgeprotzt, durch die Straße, durch Vitry durch und dem Hauptmann, der voraus ist, nach bis zum nächsten Gehöft, das im schiefen Winkel nach Südosten hin liegt. Da findet die Batterie, die ungesehen in Stellung kommt, westlich der Häuser von Marolles geeignete Stellung. Im Westen und Süden stehen ihr ja zwei Batterien gegenüber. Hei, jetzt fliegen die sicher gezielten Granaten nach Westen, schon der zweite Schuß sitzt mitten in einer Batterie, und in wenigen Minuten ist dort der Feind zum Schweigen gebracht. Da schlagen Schrapnelle dicht hinter der Batterie ein. Von zwei Seiten. Der Hauptmann hat die Luft nicht außer acht gelassen. Kein Flieger ist weit und breit zu sehen gewesen. Er steht gedeckt hinter einer kleinen Bodenwelle mit seinen sechs Haubitzen. Und die Kanoniere passen auf und arbeiten tapfer.



Linienschiffsleutnant Egon Lerch, der heldenmütige Kommandant des in der Nordadria versenkten „U 12“.

„Herr Hauptmann, dort im Hause wird eine Schlaglade ab und zu geöffnet!“ ruft ihm ein Unteroffizier zu.

„Eine Patrouille hin, den Mann verhaften!“ befiehlt der Hauptmann, der nun selbst dies unzweifelhafte Zeichengeben bemerkt. In einigen Minuten ist der Befehl vollführt, und der Bauer wird als Gefangener abgeführt.

An der Straße zwischen den Häusern von Marolles und dem weiter südlich gelegenen Vauclerc liegt unsere Infanterie in fürchterlichem Doppelfeuer. Verschossen sind die Patronen. Die Leute müssen zusehen, wie die Granaten ihre Reihen lichten, wie von Süden her, fast 1500 Meter weit, die Infanteriegeschosse sie hindern, sich zurückzuziehen.

„Zwei Geschütze zum Entsatz der Infanterie nach Vauclerc!“ lautet kurz der Befehl des Generals.

„Kanone Nummer 3 und 4 aufprotzen! Leutnant B., Sie gehen mit Ihrem Zug nach Vauclerc zum Entsatz der Infanterie.“

Die Geschütze werden aus der Feuerstellung heraus nach rückwärts geschoben, bis zu den Protzen hin, die Pferde in die Zügel genommen. Die Kanoniere sitzen auf, und in rasender Eile geht es auf der Straße nach Südosten.

Der General verfolgt ungeachtet der überall einschlagenden Granaten und Schrapnelle die Bewegung der zwei Geschütze. Sie jagen dahin, und Leutnant und Kanoniere fragen nicht nach den rechts und links von der Straße liegenden Protzen der Artillerie, die, vom Feuer überschüttet, nicht vorwärts und nicht rückwärts können. Pferdeleiber versperren den Weg, es geht über sie hinweg in rasendem, tollem Jagen. Doch da ist plötzlich kein Durchkommen mehr. Der Zug stockt. Der Leutnant reitet vor. Es geht nicht. Weder rechts noch links der Straße. Diese selbst ist mit Leichen, Sterbenden und Verwundeten bedeckt. Arme strecken sich abwehrend empor. Und Granaten auf Granaten schlagen ein, alles herunterreißend, was noch steht, alles vernichtend. Schon pfeifen Infanteriegeschosse über die Köpfe der Kanoniere fort, schlagen in die Räder der Protzen ein, unaufhörlich. Da rast eine Ordonnanz dicht an den Leutnant heran. „Die Geschütze sollen auf Befehl des Herrn Generals umkehren!“ Immer dichter schlagen die Kugeln der französischen Infanterie in die Geschütze, ohne viel Schaden anzurichten. Doch die tapferen Fahrer halten sich, sie wenden die Pferde, fahren zurück und suchen dem Kugelregen zu entgehen. Über Leichen, Räder, Pferdekadaver geht es hinweg und im Zickzack die Straße entlang, um Hindernissen und Verwundeten auszuweichen. Da fährt das vorderste Geschütz sich an einem Baum und in Blut schwimmenden Pferden fest. Doch den wackeren Kanonieren gelingt es, sich loszumachen. Endlich kommen sie zurück, sind außer Feuerbereich und machen halt.

Ein Verschnaufen, ein Ordnen der gerissenen Stricke. Der General hat das Aufräumen der Straße befohlen. Die Infanterie, die in der Nähe liegt, kriecht heran. Der Kugelregen hat nachgelassen, da von den Protzen der Artillerie nichts mehr übrig ist, nichts mehr sich bewegt. Pferdeleiber, Räder, Speichen, Protzkasten werden schnell auf die Seite gezogen. Die Straße ist in wenigen Minuten geräumt. Wieder kommt der Befehl: „Zug Leutnant B. vor!“

„Sparsam mit der Munition, nur sichere Schüsse abgeben!“ ruft der Hauptmann seinem Zugführer nach. Der nimmt schnell die Hand an den Helm, gibt seine Befehle, und nun geht es mit Todesverachtung dem Tode entgegen.

Die Straße ist frei, die beiden Geschütze kommen durch bis Vauclerc. Ein unaufhörliches Feuer von Infanterie und Artillerie empfängt sie, als sie bei Vauclerc Stellung nehmen. Der Zug richtet sein Feuer auf die feindliche Infanterie, die 900 Meter gegenüber liegt. Die sicher gezielten Schrapnelle wirken in den Reihen der Franzosen, die sich eiligst in den nahe gelegenen Wald zurückziehen. Da kommen die vier anderen Geschütze heran, und nun richtet die Batterie ihr Feuer erneut auf die beiden französischen Batterien. Ruhig und sicher, als sei es auf dem Schießplatz, erteilt der Hauptmann seine Befehle. Ruhig werden sie weitergegeben. Ruhig arbeiten die Richtkanoniere, und ruhig bringen die anderen die Geschosse heran. Jeder Schuß, Schrapnell oder Granate,



Auf dem Wege

Gewaltsame Fortführung polnischer

Nach einem



nach Brest-Litowsk.

Flüchtlinge durch eine Kosakennachhut.

lde von Max Tilke.





„Da fährt das vorderste Geschütz sich an einem Baum fest.“ (Siehe Seite 176.)

Zu dem nebenstehenden Artikel „Die fünfte Batterie“.

Nach der Schilderung des Verfassers gezeichnet von Willy Brandes.



Ein Major (Abschnittskommandeur) mit Kompanieführer und Adjutant bei der Besichtigung der Stellungen.



Säcke werden mit nassem Zement gefüllt.



Unterstand für die Mannschaften.

Auf dem Hartmannsweiler Kopf.

einerlei wie's kommt, sitzt. Die französischen Batterien verstummen nach kurzem Gefecht. Wieder pfeifen die Infanteriegeschosse über die Batterie hinweg. Wieder sucht die Batterie ihr neues Ziel. Und wieder wirft sie mit wenigen Geschossen die feindlichen Linien. Da fliegen aus der rechten Flanke vom Waldrande her die kupfernen Geschosse in die Batterie. Die Entfernung ist längst festgelegt, für alle Fälle. Die Rohre der Geschütze fliegen herum, und Schuß auf Schuß kracht hinüber und schlägt ein in den feindlichen Schützengraben am Waldrand.

„Halblinks Artillerie!"

Da zischen auch schon die Schrapnelle des neuen Gegners. Zu kurz. Wieder fliegen die Rohre von vier Geschützen herum. Wieder richten die Kanoniere, legen die Offiziere die Entfernungen fest. Wieder sausen die Geschosse in das neue Ziel. Mit mörderischer Sicherheit. Nach kurzem Gefecht gibt auch der neue Gegner den Kampf auf. Nur von fernher fliegen noch Infanteriegeschosse meist hoch über die Köpfe der Artilleristen fort. Endlich können sie eine Weile verpusten, die Braven. Der Hauptmann zählt schnell seine Munition. „Nur noch acht Schuß pro Geschütz werden verfeuert, und nur auf meinen Befehl." Er will sich noch eine kleine Reserve zurückbehalten.

Es ist sieben Uhr abends. Noch zwei Stunden, und die Dunkelheit gestattet der Infanterie den Rückzug. Bis dahin müssen sie ausreichen, die achtundvierzig Granaten. Da surrt es über den Köpfen der fünften. „Verdammt, ein Flieger! Jungens, jetzt können wir uns auf was gefaßt machen. Durchhalten, durchhalten bis zur Dunkelheit!" ruft der Hauptmann seinen Leuten zu.

Gegen halb acht Uhr zieht feindliche Artillerie auf, zwei Batterien an der Straße südöstlich Vauclerc. Sie stehen gut, sind schwer zu fassen. Und schon beginnen sie ihre Grüße auszutauschen. In wenigen Minuten ist die Batterie überschüttet, von vorne, von der Flanke. Und schon sind die letzten Geschosse verfeuert. Pferde werden in Stücke zerrissen, die Volltreffer einer Granate lassen beim zweiten Geschütz zwei Tote und sechs Verwundete zurück. Alles kriecht hinter die Schilde.

„Herr Hauptmann, ich habe noch zwei Granaten, soll ich sie hineinpfeffern?" ruft ein Kanonier dem neben ihm knienden Batteriechef zu. Und als eine kleine Feuerpause entsteht, springen die Kanoniere herzu, und die Geschosse werden hinübergeschickt.

„Haltet euch, Leute, ich bin verwundet!" ruft der Hauptmann plötzlich, als eine Granate mit Zischen und grauem Pulverdampf vor dem Geschütz geplatzt war, bei dem der Batteriechef kniete. Schnell nimmt er sein Verbandpäckchen, schneidet es auf und verbindet sein rechtes Auge. Ein Kanonier schneidet ihm mit einem Messer den Stiefel am linken Schienbein und die Hose auf, durch die das

Blut schon sickert, und wickelt ihm sauber den Verband um das Bein. „Es ist nicht schlimm, nur das Auge schmerzt," sagt ruhig der Hauptmann. Und er hält aus, bis die Dunkelheit allmählich kommt. Ein Geschütz nach dem anderen zieht sich langsam zurück. – –

Vier Tote, fünfzehn Verwundete und zwanzig Pferde hat der Tag gekostet. Doch die Aufgabe ist erfüllt. Unsere Infanterie kann sich zurückziehen, und die vierfache Übermacht des Feindes dringt nicht nach. „Brav habt ihr euch gehalten, den Tag werden wir alle nie vergessen!" ruft der Hauptmann seinen Kanonieren zum Abschied zu.

Von den Kämpfen am Hartmannsweiler Kopf.

Aus einem Feldpostbrief.

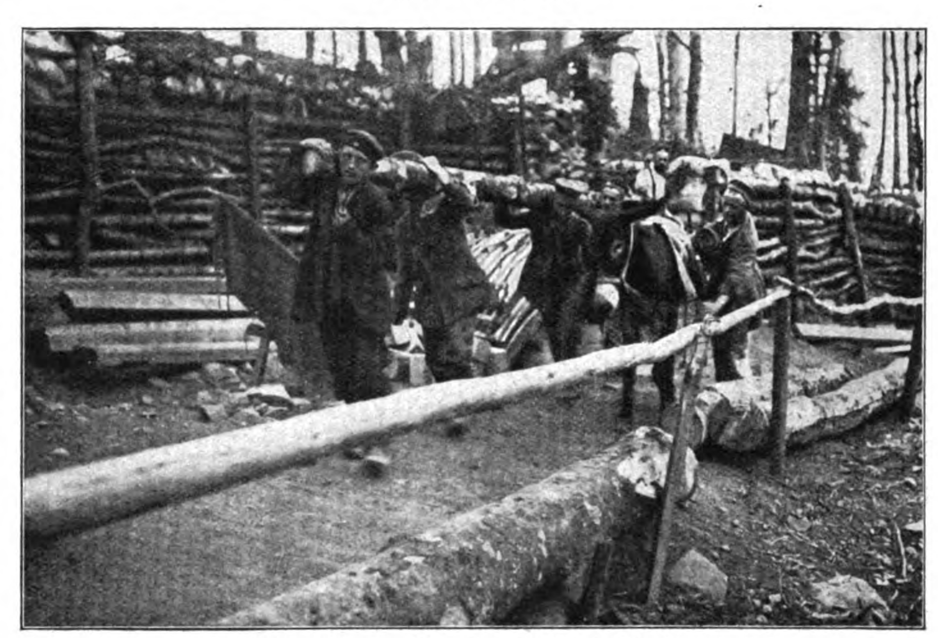
(Hierzu die Bilder Seite 178—180.)

Hartmannsweiler Kopf, den 4. August 1915.

(GKG) Zuerst als Feldartillerist seit Anfang dieses Jahres im Munitionsnachschub tätig, meldete ich mich eines Tages zur Infanterie, um im vordersten Schützengraben auch meine Kraft und insbesondere meine schon frühzeitig ausgebildete Schießfertigkeit einzusetzen. Meine Versetzung ließ nicht lange auf sich warten, und bald ging es nach den Vogesen zu dem blutgetränkten Hartmannsweiler Kopf. Zwei Tage lang lagen wir hier Ende Juli als Reservesturmstellung in einer Lichtung. Andauernd über uns heulende Granaten bis zur größten Heftigkeit, dann plötzlich Ruhe, Infanteriegeknatter, Ablösung durch Artillerie und gegen Abend wieder heftigstes Infanteriefeuer mit Sturmversuchen seitens der Franzosen, die jedoch durch unser wohlgezieltes Feuer im eigenen Drahtverhau hängen blieben. Um uns mehr Ruhe zu geben, ließ uns unser Major eines Tages schon um vier Uhr nachmittags abrücken. Hierzu mußten wir eine vom Feinde eingesehene Straßenstelle überschreiten. Kaum war unsere Spitze an dem eingesehenen Straßenteil angelangt, als es um uns pfiff, donnerte und krachte. Granate auf Granate flog uns zu. In größter Ruhe, mit „Sprung auf, marsch, marsch!" suchten und fanden wir Gelände nach rückwärts, bis uns endlich ein alter Schützengraben in eine einigermaßen ausreichende Deckung aufnahm. Am nächsten Tage, dem 25. Juli, sollte es noch toller werden. Den ganzen Tag über arbeitete die Artillerie. Die dritte Kompanie verstärkte den Sturmgraben, und unser erster Zug lag in Reserve. Die französische Artillerie versuchte uns wie wahnsinnig zu bearbeiten. Am nächsten Morgen mußten wir gleichfalls in den Sturmgraben. Um sich vorher zu unterrichten, mußte unser Zugführer nach vorn, ich selbst begleitete ihn. Wir gingen durch den Wald bis zur Fernsprechzelle unseres Kompanieführers. Dies ging allenfalls noch, obwohl das feindliche Feuer keineswegs aufhörte. Doch kaum waren wir in der Fernsprechzelle verschwunden, da



Bau von bombensicheren Unterständen und Verbindungsgräben dicht hinter dem östlichen Kuppenrand.



Beförderung von Baumstämmen durch Schipper.



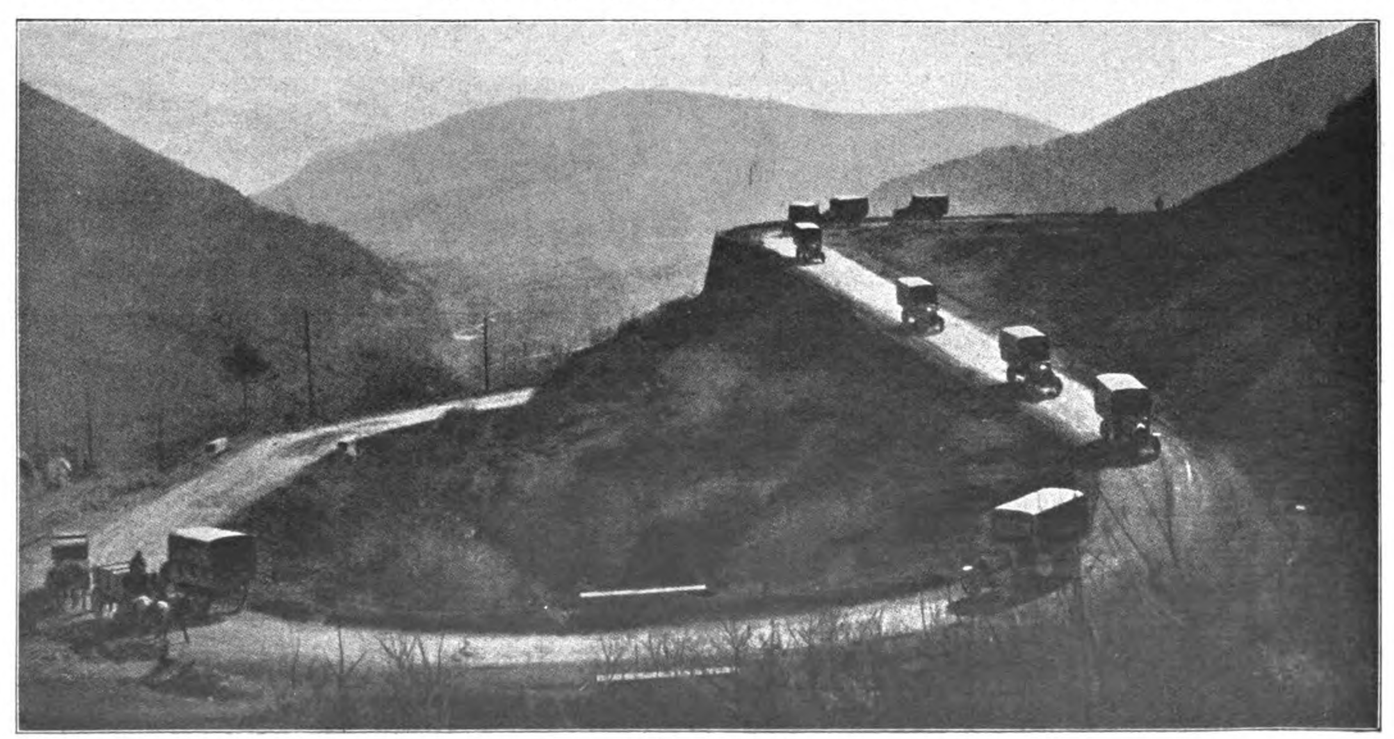
Auf dem Waldfriedhof.

Auf dem Hartmannsweiler Kopf.

klopften schon die so gefürchteten Eselskanonen der Franzosen an unseren Unterstand, Fernsprechdrähte flogen umher, es wurde schon ganz unheimlich. Unsere Rückkehr wurde durch den Feuerbeginn zwar um etwas verzögert, doch traten wir den Rückmarsch bald wieder an. Mein Zugführer, ein Landsmann von mir, also auch Westfale, hielt es nicht länger in dem engen Fernsprechstand aus, trotz Ermahnungen seitens des Kompanieführers. Kaum waren wir draußen, da ging das Schießen der Eselskanonen wieder los, wir dachten uns in einer Hölle, ein Wunder, daß wir überhaupt heil davonkamen. Ein Blindgänger saust vor dem Leutnant in die Erde, er hebt ihn auf und legt ihn dann vor unserem Unterstand nieder. Zurückgekehrt schleichen wir dann in den eigentlichen Sturmgraben. Ich baue mir eine kleine Höhle, eine merkwürdige Ruhe überall, es ist die erwartungsvolle Stille vor dem Sturm. Um zwei Uhr nachmittags fängt die feindliche Artillerie an. Auf einmal Trommelfeuer wie in der Champagne bis abends sieben Uhr. Einen Granatsplitter erhalte ich vors Knie, doch da er zu wenig Wucht in sich hat, fällt er wirkungslos, ohne mich zu verletzen, zu Boden. Ich laufe zu meinem Korporalschaftsführer in den Unterstand, der von allen der größte war. Zu dreien lagen wir dort übereinander. Um sieben Uhr abends endlich verstummte die feindliche Artillerie. Auf einmal Tack, tack: der Angriff der Franzosen begann. Schon spielen unsere Maschinengewehre, die ganze Besatzung liegt feuerbereit zum Empfang am Grabenrande. „Sie kommen!“ ruft mein Nebenmann. Ich springe auf und sehe über die Deckung. Da auf einmal ein Krachen, Staub und Erdklumpen fliegen umher, ich werde zu Boden gerissen. Neben mir stöhnt mein Nebenmann, zahlreiche Steinstücke waren uns ins Kreuz geflogen, ohne uns weiter ernstlich zu verwunden. Mein rechter Nebenmann blieb verschwunden, die Granate hatte ihn zerrissen; dann war sie in meinen Unterstand gedrungen und hatte ihn vollkommen zertrümmert. Zu zweien krochen wir nun den Graben hinunter in die Nähe unseres Zugführers. Unsere Artillerie fing nun auch an. Treffer auf Treffer wurde in die Eselsbatterien gejagt, der Wald war in der Dunkelheit durch die Brennzünderexplosionen grausig schön erleuchtet. Der Angriff der Franzosen scheiterte vollkommen. Im Anschluß an die blutige Arbeit werden wir abgelöst, es geht zum Arbeitsdienst, Einrichten von Drahtverhauen und so weiter. Sonst Ruhe. So ging es dann täglich um sechs Uhr auf den Kopf, sehr oft regnete es in Strömen, einer zog sich dann am Rocke des anderen hoch. Unterwegs wurden die Drahtverhaue ausgebessert. Dichter Nebel läßt einen öfters in sumpfige Stellen, Granatlöcher und dergleichen fallen. Mancher Fluch entfährt einem da, härter bisweilen als beim ärgsten Trommelfeuer der Franzosen. Doch wir halten aus. Der Franzose hat sich hier blutige Köpfe geholt, seine Angriffe brachen in unserem mörderischen Feuer stets zusammen.



General de Maud'huy, Kommandant der französischen Vogesenarmee.



Automobilkolonne in den Vogesen.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Im **Kriege mit Rußland** brachten die Folgen des Durchbruchs von Gorlice—Tarnow die Armee Mackensen in schier ungehemmtem Siegeslauf bis vor Krasnik. Während sie dort in ständigem Kampf zu neuen Stößen ausholte, kam nunmehr auch die Front der Russen im Zentrum und im Norden immer lebhafter ins Schwanken. Die gewaltigste aller Kriegsmaßnahmen, der Versuch der Erschütterung und Zerstreuung eines Millionenheeres, war eingeleitet und mußte nun zunächst im nördlichen Teile der unermeßlich ausgedehnten Front seine Fortsetzung finden. Auf Seite 111 schilderten wir die Kämpfe im Nordosten bis zur Besetzung von Prasznysz. Mitte Juli erhielt der auf diesem Teile der Front führende General v. Gallwitz (siehe Bild Seite 108) den Auftrag, mit den Truppen, mit denen er seit Monaten die schwierige Grenzwacht an der Südgrenze West- und Ostpreußens gehalten hatte, und einigen Verstärkungen die feindliche Stellung zu durchbrechen.

Die Aufgabe mußte als außerordentlich schwer erscheinen, hatten die Russen doch die Zeit der Ruhe ausgenutzt, um ein Netz von günstig gelegenen und sehr stark befestigten Stellungen zwischen ihrer vordersten Linie und den Narewfestungen auszubreiten.

General v. Gallwitz entschloß sich zu einem Versuch dazu an zwei Stellen, die so gewählt waren, daß etwa hier gelingende Vorstöße ihre Wirkung sofort auf das Mittelstück der gegenüberliegenden russischen Stellung und im Zusammenhang damit auch nach rechts und links ausüben mußten. Die in Aussicht genommenen Angriffspunkte waren die vorspringenden Winkel der russischen vordersten Stellung nordwestlich und nordöstlich von Prasznysz. Diese vielumstrittene Stadt, deren Umgebung solche Mengen russischen und deutschen Blutes getrunken hat und die dabei selbst zum Trümmerhaufen geworden ist (siehe Bild Seite 111), hatten die Russen durch einen Gürtel von starken Feldwerken zu einer außergewöhnlich widerstandsfähigen Festung ausgebaut. Sie sollte nach dem Plane des Feldherrn ohne unmittelbaren Angriff den zur Rechten und zur Linken stürmenden Truppen als Siegespreis in den Schoß fallen.

Wie die Schneiden einer gewaltigen Kneifzange durchbrachen die tapferen deutschen Truppen die feindlichen Linien zu beiden Seiten von Prasznysz und schlossen sich in unaufhaltsamem Vorsturme jenseit der Stadt zusammen. Die russische Besatzung mußte die Festung kampflos in größter Eile verlassen, um nicht mit abgekniffen zu werden. Ein solcher Erfolg wäre aber ohne sorgfältigste Vorbereitung nicht zu erreichen gewesen.

General v. Gallwitz zog zur Ausführung des Angriffs starke Infanteriekräfte gegenüber den Durchbruchstellen zusammen und vereinigte dort gewaltige Artilleriemassen trotz aller Schwierigkeiten, unter denen die Munitionsversorgung auf den schlechten Wegen litt. Alles das war so unauffällig wie möglich geschehen, um den Feind ahnungslos in eine unhaltbare Lage zu bringen. Obwohl sich die deutschen Schützen allmählich vorschoben und die Batterien mit dem Einschießen begannen, haben die Russen auch wirklich an keinen ernsthaften Angriff geglaubt. Ein Beweis ihrer gänzlichen Sorglosigkeit war der Bau einer neuen Feldbahn, auf der gerade am nächsten Tage der Personenverkehr beginnen sollte.

Erst der Morgen des 13. Juli weckte die Russen unsanft aus ihrem Sicherheitsgefühl. Die Sonne war kaum aufgegangen, als aus Hunderten von Feuerschlünden die Geschosse leichten, schweren und schwersten Kalibers auf die russischen Stellungen herniedersausten. Es war eine Kanonade, die schon auf die deutschen Truppen tiefen Eindruck machte, die russischen aber völlig um die Besinnung brachte. Trotz des unklaren, regnerischen Wetters schoß die deutsche Artillerie mit ausgezeichneter Sicherheit. So starken Feldstellungen wie den von ihr beschossenen ist ja nur durch Volltreffer größeren Kalibers beizukommen. Hageldicht schlugen diese kurz vor und hinter den russischen Linien ein, oft genug auch unmittelbar in die Deckungen.

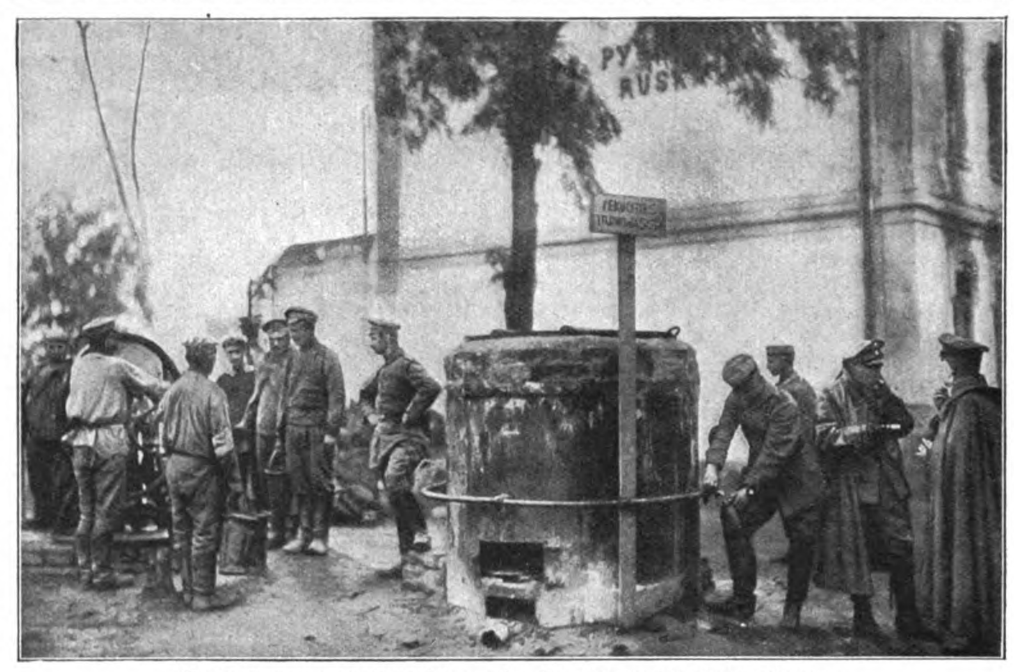
Wenn dabei die Verluste des Feindes auch nicht übermäßig groß sein mochten, so war doch eine volle moralische Wirkung erzielt. Gefangene erzählten, daß in diesem Höllenfeuer jeder Zusammenhalt der Truppe aufhörte. Hieraus wie aus der überraschenden Wirkung des ganzen Angriffes ist es zu erklären, daß die deutsche Infanterie bei der Erstürmung der ersten russischen Stellung wenig Aufenthalt fand und verhältnismäßig wenig Verluste hatte. Auf acht Uhr morgens war für einen großen Teil der Truppen der Angriff festgesetzt, für einen anderen etwas später, und schon eine Viertelstunde danach, stellenweise sogar vor der anberaumten Zeit, war der Erfolg gesichert. Die deutsche Infanterie ließ sich in ihrem frischen Vorwärtsdringen um so weniger aufhalten, als sie die gewaltige Wirkung des Artilleriefeuers erkannte und Scharen von waffenlosen Russen herankommen sah, die nur noch in der Gefangenschaft Rettung vor den schrecklichen Granaten suchten.

In dem stark befestigten und von beherrschenden Höhen umgebenen Dorf Grudusk war das Artilleriefeuer von besonders fürchterlicher Wirkung gewesen. Die letzten noch unzerstörten Häuser brannten, die mächtige Kirche war eine Ruine, und ringsumher reihte sich Granatloch an Granatloch. Den Thüringern, die hier schneidig einbrachen, während ein Teil der feindlichen Schützen noch feuerte, fielen fünf russische Kanonen zur Beute, deren heraneilende Protzen das deutsche Schnellfeuer vertrieben hatte. Die anderen Orte der beiden Durchbruchstellen waren nicht weniger grausig verheert. Das gefürchtete Kastenwäldchen nördlich von Cengra war zu einem Haufen zersplitterter Maste zusammengeschossen, die starken Höhenstellungen nordwestlich von Prasznysz vollständig zerstört.

Karte zu dem Artikel „Marschrichtung: Sienno—Jwangorod" (Seite 190).

Im Laufe des Vormittags brach die Sonne durch und beschien die siegesfroh vorwärts eilenden deutschen Truppen. Sie zogen über die drohenden Höhen hinweg, die vor ihnen lagen, und ließen dem Feinde kaum irgendwo Zeit, sich in der starken zweiten Verteidigungslinie festzusetzen. So fielen manche sorgfältig vorbereitete vorzügliche Stellungen fast ohne Kampf in ihre Hände. An demselben Tage noch kamen die unermüdlichen Kämpfer bis zur nächsten russischen Linie, ja stürmten sie zum Teil schon in der Nacht. So fiel unter anderem auch die Schlüsselstellung von Gorne, die nach früheren Erfahrungen als uneinnehmbar galt. Mehr, als man hoffen durfte, hatten mit einem Schlage die Treffsicherheit der Artillerie und der ungestüme Tatendrang der Infanterie erreicht: binnen vierundzwanzig Stunden war Prasznysz von beiden Seiten gefaßt und nicht mehr zu halten.

Am 14. Juli ging fast ununterbrochen ein feiner Regen nieder. Der Durchzug durch das ausgebrannte, völlig menschenleere Prasznysz war trübselig genug, aber die deutschen Soldaten klappten wohlgemut die Zange zu und vereinigten sich südlich des Ortes zu einer Ramme, die nun die neue feindliche Stellung, die letzte geschlossene vor der Narewlinie, mitten entzweibrach. Die Russen hatten alle Zwischenlinien aufgegeben und schleunigst die seit Monaten vorbereitete, außerordentlich starke Verteidigungstellung Wyszogrod—Ciechanow—Zielona—Szczuki—Krasnosielc besetzt, die wieder aus mehreren Verteidigungsreihen hintereinander bestand. Die deutschen Truppen mochten zunächst im Zweifel sein, ob sie hier noch stärkeren Widerstand zu erwarten hätten.



Vorrichtungen zum Abkochen des für Trinkzwecke bestimmten Wassers.


Bäckerei eines Etappenlagers, die durch gefangene Russen betrieben wird.

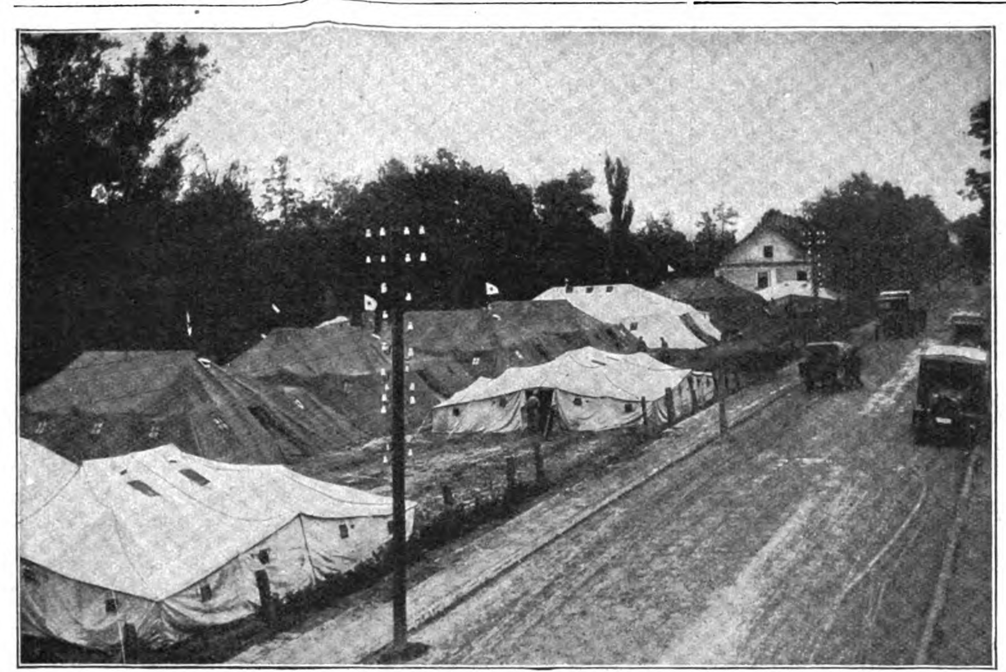
Ansichten von Etappenlagern.

Nach photographischen Aufnahmen der Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Der 15. Juli gab eine ernste Antwort. Als nach kräftiger Artillerievorbereitung die Schützenlinien vorzugehen begannen, empfing sie überall ein heftiges Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Der Feind setzte offenbar alles daran, sein letztes Bollwerk bis zum Äußersten zu verteidigen. So ging es an den meisten Stellen nur langsam vorwärts, die für das Wirkungschießen der Artillerie angesetzte Zeit mußte mehrfach verlängert werden. Trotz des hellen, sonnigen Wetters, das eine gute Beobachtung zuließ, war der Erfolg nicht mehr so durchschlagend wie am ersten Tage. Gerade in der Mitte vor der Hauptdurchbruchsfront aber standen Truppen von ganz besonders ausgeprägter Draufgängerlust. Die eine Division hatte als Angriffsziel die Höhen südlich und südöstlich von Zielona und war schon am Vormittage stellenweise bis auf dreihundert Meter an den Feind herangekommen. Die Garderegimenter auf dem rechten Flügel, die sehr bedeutende Anstrengungen hinter sich hatten, sollten eigentlich das Vorgehen der Nachbarn abwarten; da meldeten sie um halb zwei Uhr: sie hielten die feindliche Stellung für sturmreif und würden in einer halben Stunde angreifen. Als dies die Truppen des linken Flügels hörten, wollten sie natürlich nicht zurückstehen, und so trat die Division Punkt zwei Uhr zum Sturm an. Es war ein gewagtes Unternehmen, diesen Stoß ohne die heranbeorderten Verstärkungen zu unternehmen. Sein Gelingen ist dem hervorragenden Zusammenwirken von Infanterie und schwerer Artillerie zu verdanken.

In vollem Vertrauen auf die Treffsicherheit der „schwarzen Brüder" sprangen die deutschen Schützen durch das hohe Kornfeld vor den russischen Stellungen vor, sobald dort eine Lage Granaten eingeschlagen hatte. Durch verabredete Zeichen gaben sie ihre neuen Linien zu erkennen. Dann legte die Artillerie ihre Geschoßgarbe hundert Meter weiter vorwärts, und unter ihrem Schirm stürmte die Infanterie in die frischen Granatlöcher. So ging es ununterbrochen vorwärts. Weder das russische Schnellfeuer noch das doppelte Drahthindernis vermochten den Sturm aufzuhalten. Als das deutsche Sturmhurra donnernd heranrollte, liefen die Russen, verblüfft durch solche begeisterte Angriffslust, in hellen Haufen davon.

Um halb drei Uhr erhielt der Divisionsstab vom linken Flügel die Fernsprechmeldung: die feindliche Stellung ist genommen; und kaum war der Apparat frei, so traf vom rechten Flügel dieselbe Nachricht ein. Wenig später und ebenfalls aus eigenem Antrieb stürmte die Nachbardivision, die aus jungen, erst während des Krieges eingestellten



Sanitätsniederlagen in Rawaruska.



Pilsener Bier wird auf dem Bahnhof in Rawaruska zur Beförderung an die Front verladen.

Ansichten von Etappenlagern.

Nach photographischen Aufnahmen der Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

Mannschaften zusammengestellt war, in glänzendem Anlauf die Bastion bei Klonowo. Die Wirkung dieses ersten Durchbruchs durch die russische Hauptstellung pflanzte sich im Laufe des Nachmittags und der Nacht über die ganze Front hin fort. Neue Kräfte wurden in die Bresche geworfen und halfen sie erweitern. Zwar leistete der Feind an vielen Stellen noch hartnäckigen Widerstand, aber den Ansturm von vorn und den Druck auf die Flanke konnte er schließlich nirgends aushalten.

Ein nicht ungeschickter Versuch der Russen, die zuerst durchgebrochenen deutschen Truppen durch Besetzung einer Seitenstellung zu hemmen, wurde von diesen durch einen neuen scharfen Anlauf vereitelt. Noch weniger konnte der Todesritt einer russischen Kavalleriebrigade, die südöstlich der bereits gefallenen starken Opinogurastellung die deutsche Infanterie angriff, irgendeinen Erfolg bringen; Kosaken und Husaren wurden im Nu niedergemacht (siehe auch Seite 120). Auch einzelne rückwärtige Zwischenstellungen des Feindes fielen bald unter den Stößen der siegesfroh vorwärts eilenden Deutschen, die erst vor der befestigten Narewlinie haltmachten.

Überraschend schnell und vollkommen war erreicht worden, was man von einem Durchbruch nur erwarten konnte. In einer Breite von 120 Kilometern waren die Deutschen um vierzig bis fünfzig Kilometer weiter in Feindesland eingedrungen, hatten ein reiches und schönes Stück russischen Bodens besetzt, 17 500 Mann und 88 Offiziere gefangen genommen, viel Kriegsmaterial erbeutet. Bis Ciechanow fuhren bereits am 18. Juli deutsche Züge durch. An diesem schönen Erfolge hatten auch die Truppenteile, die zur Seite der mittleren Stoßkolonnen vorgingen, ihren erheblichen Anteil. So war das konzentrische Vorrücken beiderseits der Eisenbahn Mlawa—Ciechanow, das zum Aufrollen der feindlichen Stellungen bis nach Plonsk hinunter führte, eine folgenreiche militärische Leistung.

Auf dem linken Flügel wurde nicht minder tapfer gekämpft und vorgestürmt. Die Aufmerksamkeit auch späterer Zeiten wird aber doch in erster Linie sich auf das Mittel- und Hauptstück des von General v. Gallwitz groß und eigenartig angelegten Angriffsplanes richten: auf die Zange von Prasznysz und den Rammstoß von Zielona.

Auch die Armee des Generals v. Below (Bild siehe Bd. II Seite 188), die schon am 14. Juli bei und nördlich von Kurschany die Windau überschritt, blieb in siegreichem Fortschreiten. Die Kavallerie dieser Armee schlug mehrfach die feindliche aus dem Felde (Bild Seite 184/185). 11 Offiziere, 2450 Mann wurden zu Gefangenen gemacht und 3 Geschütze sowie 5 Maschinengewehre erbeutet. Unter den gefangenen Offizieren befand sich der Kommandeur des 18. russischen Schützenregiments. Bei Alt-Auz führten die Russen am nächsten Tage Verstärkungen heran. Die Armee Below schlug auch sie und nahm ihnen 3620 Gefangene, 6 Geschütze und 3 Maschinengewehre ab. Bei der eingeleiteten Verfolgung erreichten die deutschen Truppen am nächsten Tage die Gegend nördlich von Hofzumberge. Weitere Teile der Armee Below standen nordöstlich Kurschany im Kampfe, wo sie am 17. Juli die vorderste feindliche Stellung östlich dieses Ortes stürmten. Weiter nordöstlich nahmen deutsche Truppen am nächsten Tage Tuckum und Schiuxt und besetzten Windau.

Unterdessen setzten die Russen auch zwischen Pissa und Weichsel ihren Rückzug fort. Die Truppen der Generale v. Scholtz (siehe Bild Seite 108) und v. Gallwitz folgten dichtauf. Wo auch immer der Gegner in vorbereiteten Stellungen Widerstand leistete, überall wurde er angegriffen und geworfen. So stürmten Landwehrtruppen des Generals v. Scholtz am 17. Juli die Orte Poremby, Wyk und Ploszocyce. Regimenter der Armee Gallwitz durchbrachen die stark ausgebaute Stellung Mlodzianowo—Karniewo. Die Zahl der Gefangenen mehrte sich täglich, auch wurden vier Geschütze hier erbeutet. Die Russen räumten die mehrfach durchbrochenen Stellungen und zogen auf den Narew ab. Deutsche Reserve- und Landwehrtruppen leisteten in diesen Kämpfen in dem jeden feindlichen Widerstand begünstigenden Wald- und Sumpfgelände Hervorragendes. Immer weiter drang die Armee Gallwitz vor. Bald stand sie mit allen Teilen an der Narewlinie, südwestlich von Ostro-

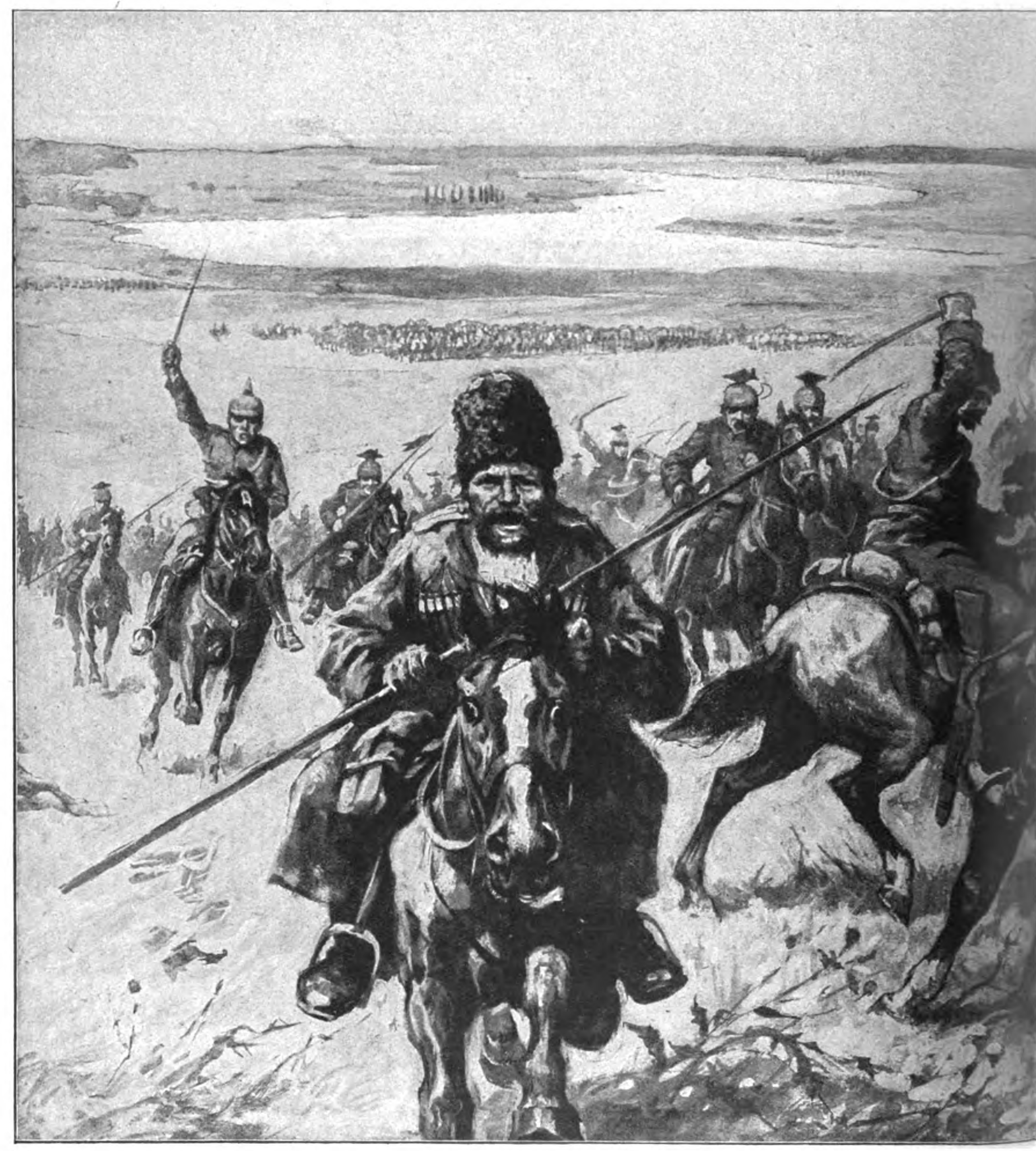
lenka—Nowo-Georgiewsk. Wo die Russen nicht in ihren Befestigungen und Brückenkopfstellungen Schutz fanden, wichen sie über den Narew zurück. Die Zahl der Gefangenen erhöhte sich am 18. Juli auf 101 Offiziere und 28 760 Mann.

In Kurland wurde am 19. Juli der deutsche Vormarsch fortgesetzt. Die Russen mußten bei Groß-Schmarden, östlich Tuckum, bei Gründorf und bei Usingen zurückgehen. Auch östlich von Kurschany mußten sie vor den deutschen Angriffen weiter zurückweichen. Tags darauf wurde westlich Szawle die letzte feindliche Verschanzung im Sturm genommen und besetzt und die Verfolgung in östlicher Richtung fortgeführt. Nördlich Nowogrod bemächtigten sich am 19. Juli die deutschen Truppen am Narew feindlicher Stellungen nördlich des Zusammenflusses der Bäche Skroda und Pissa. Neu eingetroffene Landsturmtruppen, die hier zum ersten Male ins Feuer kamen, zeichneten sich besonders aus. Nördlich der Szkwamündung wurde an diesem Tage der Narew erreicht. Es gelang auch die Besetzung der am nordwestlichen Flußufer gelegenen ständigen Befestigungen von Ostrolenka.

Südlich der Straße Mariampol—Kowno führte ein deutscher Vorstoß am nächsten Tage zur Fortnahme der Dörfer Kiekieryszki und Janowka. Gleichzeitig wurden hier drei hintereinander liegende russische Stellungen erobert. Angriffe der deutschen Landwehr gegen noch gehaltene feindliche Stellungen nördlich von Nowogrod waren von vollem Erfolge begleitet, und die Russen gingen unter Zurücklassung von 2000 Gefangenen und 2 Maschinengewehren zurück. Weiter südlich, am Narew, wurde an diesem Tage ein starkes Werk der Vorstellung von Roshan erstürmt; 560 Gefangene und 3 Maschinengewehre waren die Beute. Der Gegner versuchte, an diesem Fluß hartnäckigen Widerstand zu leisten: seine verzweifelten Gegenstöße mit zusammengerafften Truppen aus den Brückenkopfstellungen Roshan, Pultusk und Nowo-Georgiewsk mißlangen jedoch. Die Russen hatten auch hier schwere Verluste und ließen 1000 Gefangene in den Händen des Gegners. Die Blonie-Grojec-Stellung, auf die sich der Feind zurückzog, vermochte er nur kurz zu halten: unter dem Zwange des sich von allen Seiten verstärkenden Drucks gaben die Russen westlich von Grojec ihre Befestigungen auf und gingen in östlicher Richtung zurück.

Die Kämpfe nordöstlich von Szawle führten am 21. Juli zu einer Entscheidung. Die konzentrisch vorgehenden deutschen Truppen machten hier in erfolgreichen Kämpfen 4150 Gefangene; außerdem fielen ihnen 5 Maschinengewehre, viele Bagagen und ein Pionierpark zur Beute. Gleichzeitig gelang den Deutschen an der unteren Dubissa ein Durchbruch, der sie bis in die Gegend von Grynkiszki—Gudziuny führte. Auf dem Wege dorthin wurden mehrere feindliche Stellungen gestürmt. Die Russen wichen auf der ganzen Front vom Rakiowasee bis zum Njemen zurück.

Südlich der Straße Mariampol—Kowno gewannen die deutschen Truppen am 21. Juli weiter Gelände im Vordringen nach Osten und in Erweiterung des hier in die feindliche Stellung getriebenen Keils; in den hartnäckigen Kämpfen nahmen sie 4 Offiziere und 1210 Mann gefangen und erbeuteten 4 Maschinengewehre. Die Armee Gallwitz setzte an den nächsten Tagen ihre schweren Kämpfe um die Narewfront fort und erzwang schließlich eine siegreiche Entscheidung. Am 22. Juli schoben sich die deutschen Kräfte gegen den Narew und die Brückenkopfstellung bei Warschau vor. Vor der Narewfestung Roshan gelang an diesem Tage die Erstürmung des Dorfes Miluny und des Werkes Szygi, in dem nach blutigen Bajonettgefechten 290 Gefangene gemacht wurden. Ihren Lohn fand die ununterbrochen kämpfende und marschierende Armee am nächsten Tage in dem herrlichen Sieg, den sie mit der Erstürmung der Narewfestungen Pultusk und Roshan und der Erzwingung des Weichselübergangs zwischen den beiden Festungen davontrug (siehe die Bilder Seite 109 u. 110). Sie machte dabei eine große Anzahl zu Gefangenen und eroberte viel wertvolles Kriegsmaterial. Die Gesamtbeute aus den Kämpfen der letzten zehn Tage zwischen Weichsel und Njemen betrug bei der Armee Gallwitz 41 000 Gefangene, 90 Maschinengewehre und 14 Geschütze. Außerdem fielen in kleineren Kämpfen vor Warschau in dieser Zeit weitere 1700 Gefangene und 2 Maschinengewehre in die Hände der überall siegreich vorstoßenden deutschen Truppen.

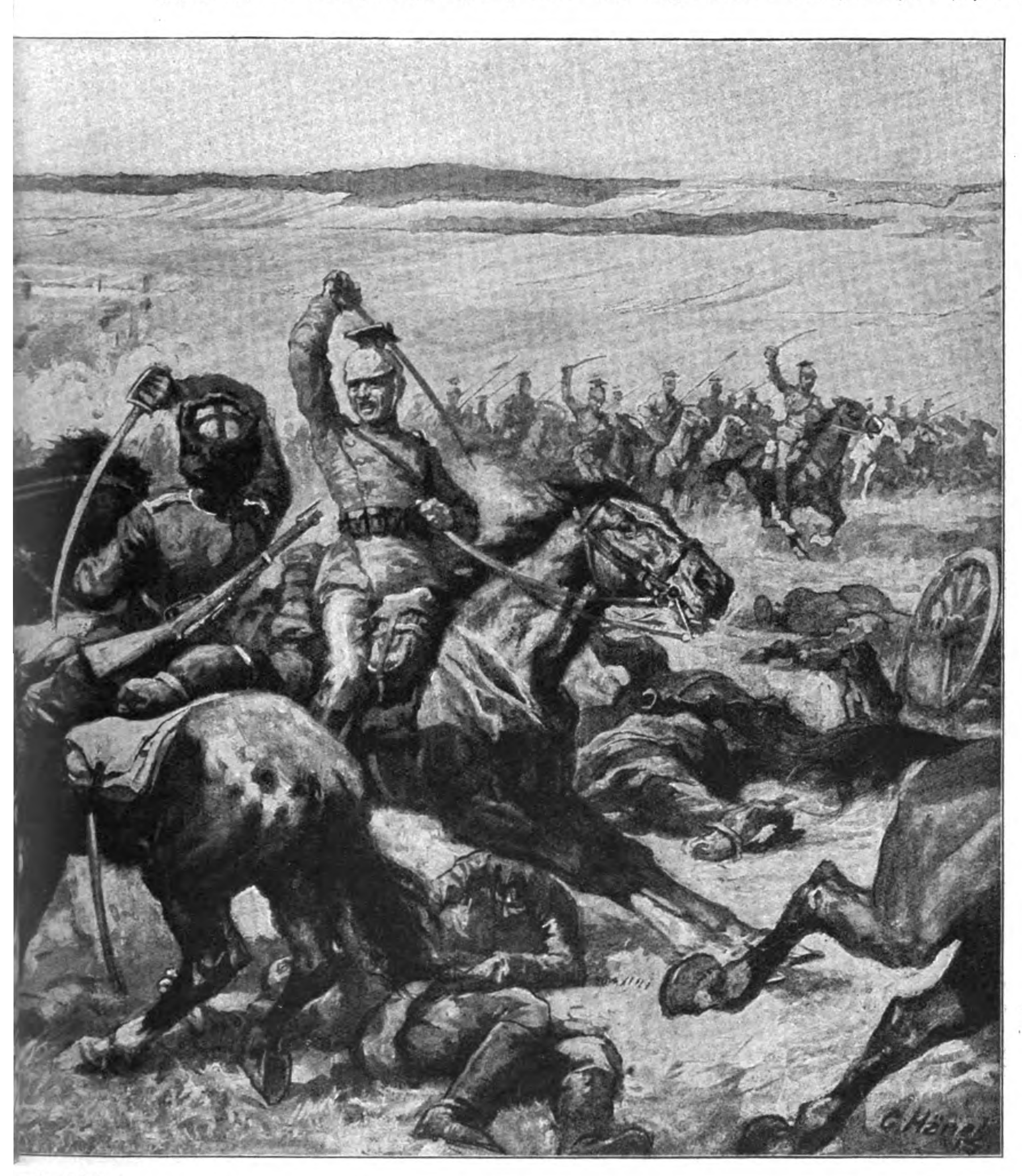


Deutsche Kaval... am 24. Juli 1915 ... schreitung der W... lich von Kursch... Kavallerie aus...

Nach einer Origin... Georg ...

Die starken Kräfte, die die Russen der gegen den Narew vorgehenden Heeresgruppe immer aufs neue entgegenwarfen, ohne sie indessen zum Stehen bringen zu können, entzogen sie anderen Teilen der Front, wodurch sie in verhängnisvoller Weise besonders den nördlichen Teil ihrer Stellungen schwächten. Die anfangs so lebhaft verteidigte Stellung an der Dubissa ging den Russen so verloren.

Die ganze litauisch-kurländische Front kam ins Weichen, und die hartnäckig verfolgenden Deutschen gelangten sehr bald bis an die Bahnlinie von Szawle nach Kowno. Die hier vorgehende Armee Below packte den Feind nordöstlich von Szawle und nahm ihm am 22. Juli unter schweren Kämpfen 4150 Gefangene, 5 Maschinengewehre, viele Bagage und Pionierparke ab. Am 23. gelang es den deutschen Truppen, die Russen in der Gegend Rozalin und Szadow zu stellen, entscheidend zu schlagen und zu sprengen. In ihren beständigen Kämpfen vom 13. bis 23. Juli trug diese Armee eine Beute von 27 000 Gefangenen, 25 Geschützen, 40 Maschinengewehren, über 100 bespannten



erie schlägt
bei Uber-
indau nörd-
ny russische
dem Felde.
eichnung von
el.

Munitionswagen mit vollem Inhalt, zahlreichen Bagagen und vielem anderem Kriegsgerät davon. In heftigen Nachhutkämpfen brachte sie bereits am folgenden Tage abermals 6000 Gefangene ein, drang in den nächsten Tagen weiter östlich vor und kam bis in die Gegend von Poswol und Poniewitz, wobei wieder zahlreiche Gefangene und viel Material erbeutet wurden. Die Russen vermochten dem zähen Vorwärtsdrängen der Armee Below keinen Halt mehr entgegenzusetzen, so daß diese kämpfend schnell vorankam und am 1. August Mitau nahm. Dieses greifbarste Ergebnis des Sieges von Szawle konnten die Russen trotz Aufbietung aller noch verfügbaren Kräfte nicht verhindern. Mit vollem Grund wehrten sie sich gegen den Verlust Mitaus, weil es als Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnen für sie von größter Bedeutung war. In Mitau münden die Bahnen von Windau über Tuckum und von Riga; ferner führt die wichtige Linie, die Libau mit Moskau verbindet, an Mitau vorüber. Die Stadt ist mit der Geschichte des deutschen Ritterordens eng verbunden und da sie laut dem deutschen Tagesbericht „im allgemeinen unversehrt" den Herrn wechselte, darf angenommen werden, daß ihre geschichtlichen Erinnerungstätten erhalten blieben. Mitau war das letzte Hindernis, das die deutschen Truppen von Riga trennte; seine Besetzung mußte deshalb für den weiteren Verlauf des Feldzuges im äußersten Nordosten von großer Tragweite sein. Riga (siehe Bild Seite 168) liegt von dort nur noch 46 Kilometer, also kaum zwei Tagemärsche entfernt. Dorthin richtete sich auch der fluchtartige Rückzug der Russen und ebenso die grausige und mitleiderregende Flucht der litauischen Bevölkerung, zu der diese entweder durch die über die Schrecklichkeit der Deutschen ausgesprengten Märchen verleitet, oder wo diese keinen Glauben fanden, von den Kosaken gezwungen wurde. Die Massen der 40 000 aus Kurland ausgewiesenen Juden und der litauischen Bauern bewegten sich auf und durch Riga. Dort erweckte der jammervolle Anblick der Flüchtigen den Eindruck, als tobe die Schlacht schon vor den Mauern der Stadt und treibe die Flüchtlinge vor sich her. Neben Juden und Bauern kamen auch zahlreiche Soldaten ohne Gewehr und auf sattellosen Pferden durch, mit Straßenkot bedeckt, im Gesicht den stumpfen Ausdruck kraftloser Erschöpfung.

Während die Armee Below zu einem so schönen Erfolge voranschritt, kamen südlich von ihr immer größere Teile der russischen Front ins Schwanken. An der Jesla, südlich von Kowno, und in der Gegend von Dembowo, 10 Kilometer nordöstlich von Suwalki, fielen am 24. Juli mehrere russische Schützengräben. Am 28. erfochten deutsche Kräfte nordöstlich von Suwalki beiderseits der Bahn nach Olita einen Teilsieg, der ihnen 2190 Gefangene, 2 Maschinengewehre und einen neuen Abschnitt der feindlichen Stellung einbrachte.

Am Narew gelang nach wechselvollen Gefechten am 24. und 25. Juli der Übergang von oberhalb Ostrolenka bis Pultusk (siehe auch das Bild Seite 144/145). Unterhalb Ostrolenka wurden die sich verzweifelt wehrenden Russen gegen den Bug zurückgedrängt, wobei sie einige tausend Gefangene und 40 Maschinengewehre verloren. Der wachsenden Gefahr, die ihnen von diesen deutschen Heeresteilen drohte, suchten die Russen durch einen einheitlich angelegten Gegenangriff aus der Linie Goworowo (östlich von Roshan) —Wyskow— Serock (südlich von Pultusk) zu begegnen mit der besonderen Absicht, die Deutschen über den Narew zurückzudrängen. Doch mißlang dies vollständig unter Verlust von 3319 Gefangenen und 23 Maschinengewehren. Der deutsche Angriff wurde am 27. Juli östlich und südöstlich von Roshan weiter vorgetragen und Goworowo genommen. Die an demselben Tage nördlich von Serock, beiderseits des Narew und südlich von Nasielski unternommenen Gegenangriffe scheiterten wieder vollständig und brachten 2500 Gefangene und 7 Maschinengewehre in die Hände der Deutschen.

Inzwischen war auch das Zentrum der riesigen Frontlinie in die entscheidenden Kampfhandlungen mit eingetreten. Vor der Hauptstadt Polens hatten sich die Russen unter dem Druck des Gegners auf die letzte Verteidigungs-

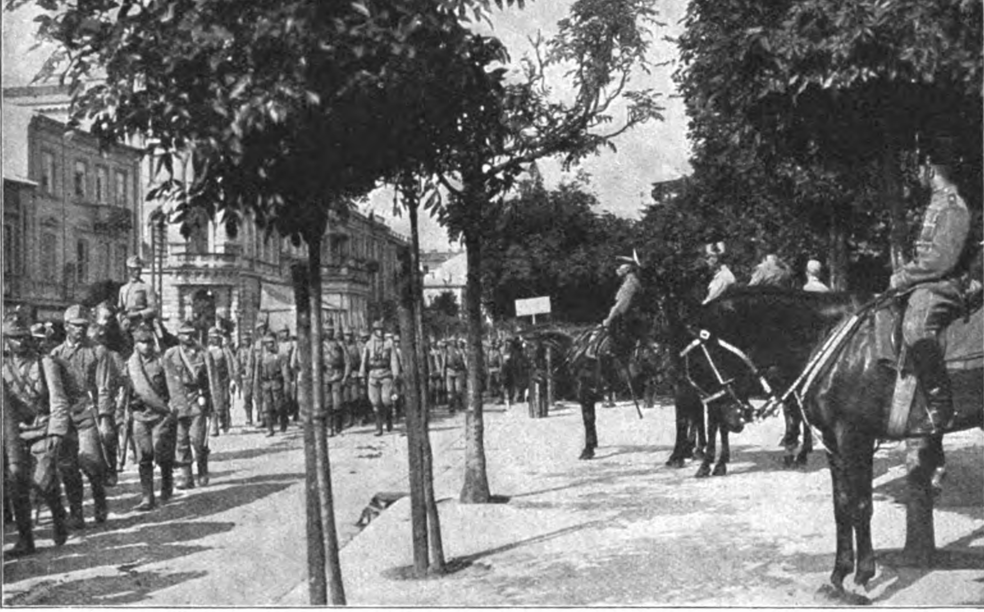
linie: Blonie—Nardazyn—Gora-Kalwarja, mit Blonie als Hauptpunkt, zurückgezogen. Warschau erschien von nun an unmittelbar bedroht. Die Russen hatten bereits in ihren Berichten eingeräumt, daß deutsche Vortruppen mit der Flügelfestung Nowo-Georgiewsk in Fühlung getreten waren.

Die Einleitung des Kampfes um Warschau geschah am 24. Juli durch die Wegnahme verschiedener russischer Stellungen westlich von Blonie und die Erstürmung der südlich Warschau gelegenen Orte Ustanow, Lbiska und Jazgarzow. Zwei Tage später fiel das 24 Kilometer westlich der Fortlinie von Warschau gelegene Pienunow und wurden Angriffe der Russen in der Gegend südwestlich von Gora-Kalwarja zurückgewiesen.

Zielbewußt und sicher ging es auf dem Frontabschnitt von der Ostsee bis zur Pilica voran, die Beute der zahlreichen und immer furchtbar schweren Zusammenstöße auf diesem Kriegschauplatz betrug im Juli 95 023 Gefangene, 41 Geschütze, darunter 2 schwere, 4 Minenwerfer und 32 Maschinengewehre.

In **Südpolen** reiften unterdes ebenfalls Entscheidungen von ausschlaggebender Bedeutung heran. Die Angriffsunternehmung des Generals v. Woyrsch, der Deutsche, Österreicher und Ungarn unter seinem Oberbefehl vereinigte, führte am 17. Juli zu einem Erfolg, der zugleich die Aussicht auf weitere Fortschritte eröffnete. Am Vormittag dieses Tages ward unter schwerstem russischen Feuer eine Lücke in der mit allen neuzeitlichen Mitteln verschwenderisch ausgestatteten russischen Stellung erzwungen. In erbittertem Nahkampf wurde diese Lücke im Laufe des Tages erweitert und schließlich der Feind geworfen. Das Moskauer Grenadierkorps war dem Ansturm deutscher Landwehr- und Reservetruppen nach hartnäckiger Gegenwehr gewichen. Unter nachdrücklicher Verfolgung ging der Gegner am 18. Juli bis an den Ilshankaabschnitt zurück, dessen Nordrand wieder außergewöhnlich stark befestigt war. Trotz noch so guter Verschanzung vermochten die Russen jedoch dem in der Nacht zum 19. Juli von den verbündeten Truppen unternommenen Sturm nicht zu widerstehen. Zwischen Ciepielow und Kasanow gelang der entscheidende Durchbruch, der dem Grenadierkorps aufs neue schwerste Verluste kostete, so daß es in den Schutz der in mehrmonatiger Ingenieurarbeit vorbereiteten, von russischen Gefangenen als uneinnehmbar bezeichneten Außenstellung der Festung Iwangorod bei Zwolen flüchten mußte (siehe auch die Kunstbeilage). Der Beherztheit schlesischer Landwehr gelang nach vortrefflicher Artillerievorbereitung in der Nacht vom 20. zum 21. Juli aber auch die Überwindung dieser letzten Vorstellung von Iwangorod. Nunmehr war der Feind in die engere Festungsumgebung zurückgeworfen. Die tapfere Landwehr erfreute sich einer Beute von 7000 Gefangenen und vielen Maschinengewehren. Stolz rief ihnen ihr Führer, General der Kavallerie Freiherr v. König, zu: „Unverwelklichen Lorbeer habt ihr euch erworben. Das Vaterland, insbesondere die schlesische Heimat, wird dankbar eurer Siege gedenken. Nun weiter, bis der Feind völlig am Boden liegt.“

Den wackeren Kämpfern ward die Freude zuteil, die Anerkennung für ihre heldenmütige Haltung auch aus dem Munde des Deutschen Kaisers zu hören. Dieser traf am Morgen des 23. Juli auf dem Gefechtsfelde ein. Abordnungen der Krieger waren unmittelbar vor einem erstürmten russischen Berg, auf dem nunmehr die deutsche Flagge stolz im Winde wehte, aufgestellt. Der Kaiser begrüßte dort die sich meldenden Führer und zeichnete General der Kavallerie Freiherrn v. König und Generalleutnant Grafen Bredow durch den Orden Pour le Mérite aus, zu dem vorher der Armeeführer Generaloberst v. Woyrsch bereits das Eichenlaub erhalten hatte. Danach schritt der Kaiser die Front der Abordnungen ab, ehrte jeden Offizier und Mann durch eine kurze Unterhaltung und übergab vielen selbst das Eiserne Kreuz. Nach der Besichtigung der russischen Stellung, deren sorgfältige Ausführung besondere Aufmerksamkeit erregte, sprach der Kaiser in einer Rede den Abordnungen der Truppenteile seinen Dank aus und trug ihnen auf, ihn auch den Kameraden zu übermitteln, die vorn in den Schützengräben treue Wacht vor den letzten Stellungen der Festung hielten.



Phot. E. Benninghoven, Berlin.

Vorbeimarsch österreichisch-ungarischer Truppen vor Generalfeldmarschall v. Mackensen in Lublin.

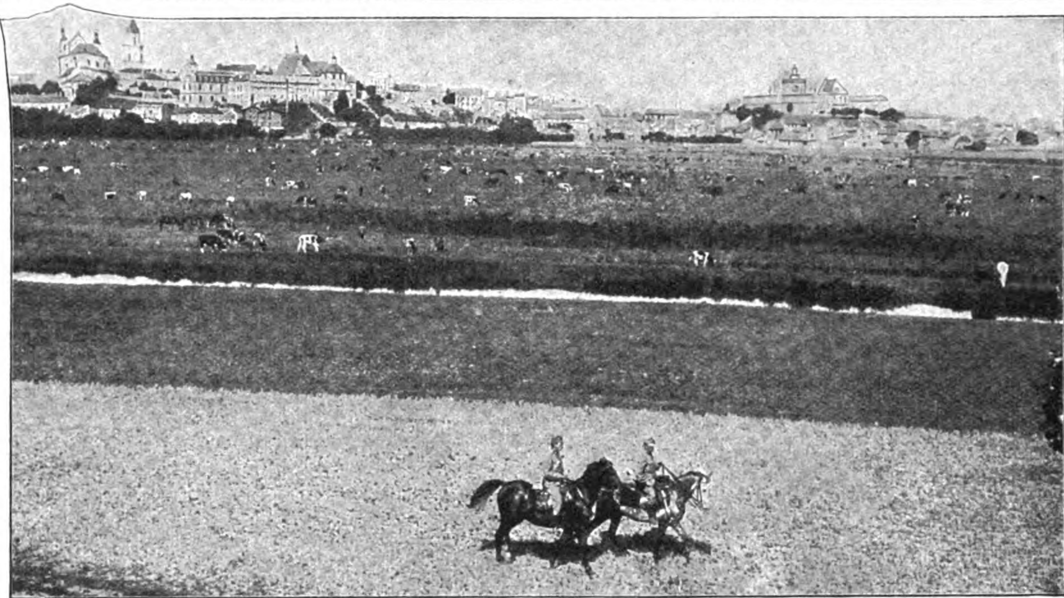
Weiter östlich von diesem Standort des linken Flügels der Armee, an den der Kaiser sich zunächst gewandt hatte, standen im Bereich der Festungsgeschütze unter präsentiertem Gewehr die Reserven und die Abordnungen des rechten Flügels zur Begrüßung des obersten Kriegsherrn bereit. Unter den Klängen der Nationalhymne schritt dieser wieder die Front ab, zeichnete viele Offiziere und Mannschaften aus und sprach den treuen Landwehrleuten auch hier seinen und des Vaterlandes Dank für ihre tapferen und erfolgreichen Taten aus. Die Landwehr habe sich so vortrefflich wie 1813 geschlagen. Noch gelte es aber weiterzukämpfen für die Freiheit des Vaterlandes, um mit Gottes Hilfe den Gegner endgültig niederzuringen.

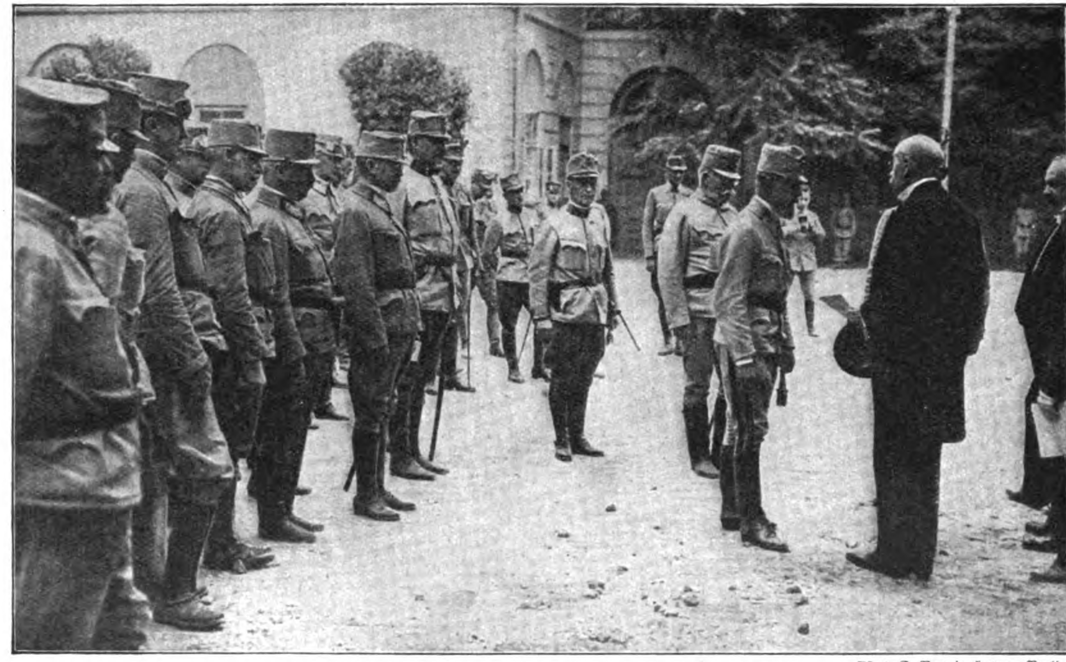
Die Armee Woyrsch hatte am 22. Juli durch ihr kühnes Zufassen die Absicht des Feindes, seine geschlagenen Truppen vor der Festung Iwangorod zum Halten zu bringen, vereitelt und diese, die bestimmt gewesen waren, die bedeutende Weichselfestung zu decken, in die Werke hineingetrieben, die jetzt dem machtvollen Angriff der deutschen Artillerie preisgegeben waren. Iwangorod war nach sorgsam vorbereiteten, in schweren Kämpfen erstrittenen Siegen nunmehr fest eingeschlossen. Alle Mühe der Russen, die über die Weichsel vorgedrungenen Teile der Armee v. Woyrsch wieder über den Strom zurückzutreiben, blieb vergeblich. Die Deutschen hielten das östliche Ufer zähe fest, wiesen alle noch so wuchtigen russischen Angriffe ab und nahmen im Nachstoß am 31. Juli die Höhe von Podzawcze, wobei sie mehr als 1000 Gefangene behielten.

Während zwischen Bug und Weichsel bei der Armee Mackensen um die Mitte Juli ein Zeitabschnitt kleinerer, große Ereignisse vorbereitender Gefechte eingetreten war, kam es im südöstlichen Anschluß an diese Armee zu harten Kämpfen.

Bei Sokal in **Galizien**, am rechten Ufer des **Bug**, der um diese Zeit durch andauernden Regen stark angeschwollen war, hielt sich der Feind noch auf dem westlichen Ufer in Vorstellungen. Am östlichen Ufer befanden sich seine Hauptstellungen. Dieses steigt 5—8 Meter senkrecht aus

dem Fluß empor. Am oberen Rande dieser Wand waren starke, in mehreren Reihen hintereinander angelegte Drahthindernisse eingebaut, darüber lag 10—12 Meter erhöht die erste feindliche Hauptstellung, dahinter waren zwei weitere Hauptstellungen eingerichtet unter sachgemäßem Ausbau der natürlichen Stützpunkte. Das westliche Ufer konnte vom Gegner wie ein flaches Brett auf große Entfernungen eingesehen werden. Das waren die Verhältnisse, unter denen der Angriff auf die Höhen östlich des Bug bei Sokal von Deutschen, Österreichern und Ungarn eingeleitet wurde. Am 15. Juli wurde die russische Vorstellung westlich des Flusses vom Feinde gesäubert. Nur die Stellungen beim Kloster Bernardynow wurden hartnäckig von ihm verteidigt und gehalten. Aber schon am nächsten Tage stürmten österreichisch-ungarische Truppen auch diese, und am 17. Juli arbeitete sich ein Deutschmeisterregiment in einem furchtbaren Artillerie-, Maschinengewehr- und Infanteriefeuer bis auf 300 Schritt an die feindliche Hauptstellung, eine Bastion, heran. In der Frühe des 18. beobachtete der Regimentskommandeur, Oberst Hassenteufel, daß im Norden von Sokal der Angriff an Raum gewann. Ohne erst einen weiteren Auftrag abzuwarten, gab er aus eigenem Antrieb dem Regiment sofort den Befehl zum Angriff auf die erste Hauptstellung des Gegners am östlichen Ufer des Bug. Der Feind bemerkte diese Absicht, und nun vereinigten sämtliche russischen Batterien, alle Maschinengewehre und die feindliche Infanterie ein furchtbares Feuer gegen die vorstürmenden Deutschmeister. Diese durchwateten den Bug bis an die Brust im Wasser; zahlreiche Offiziere und Mannschaften fielen, ein stürmischer Vorwärtsdrang erfaßte das Regiment. Aus dem Fluß heraus stürmte es die senkrechten Wände des östlichen Ufers. Der Feind begann zu wanken. Einzelne Leute drangen in


Blick auf Lublin. Phot. E. Benninghoven, Berlin.


Phot. E. Benninghoven, Berlin.
Begrüßung des Erzherzogs Joseph Ferdinand durch den Bürgermeister von Lublin.


Polnische Flüchtlinge in Lublin. Phot. E. Benninghoven, Berlin.

die Schützengräben ein, und der mürbe gemachte Gegner bequemte sich, sein bisheriges Versteck zu verlassen, um in der zweiten Hauptstellung neue Kräfte zu sammeln. Nach diesem Erfolg war das Regiment nicht mehr zu halten; wie rasend stürmte es in einem Zuge die zweite und dritte Hauptstellung und endlich auch den festungsmäßigen Stützpunkt. Eilends floh der Feind vor dieser Angriffswut, vom Feuer der Deutschmeister und der Artillerie verfolgt. Die Höhen des Bug waren dem Gegner entrissen, die Kampfaufgabe glänzend gelöst. Nun zogen die Russen ihre gesamten Reserven zusammen, um durch drei übermächtige Gegenangriffe das Deutschmeisterregiment aus den eroberten Stellungen hinauszuwerfen; aber vergeblich: mit fürchterlichen Verlusten wurden die Russen abgeschlagen. Ebenfalls am 18. Juli gelangten, im Zusammenhang mit den geschilderten Kämpfen, auch die Stadt Krasnostaw und die Höhen nördlich von Zolkiewka in den Besitz der Verbündeten. Bei Sokal selbst behielt mährische, schlesische und westgalizische Landwehr nach wechselvollen Kämpfen am Ostufer des Bug 12 Offiziere, 1700 Mann und 5 Maschinengewehre. In den mehrtägigen Kämpfen bei Krasnostaw, vom 16. bis 18. Juli, verloren die Russen nicht weniger als 16 250 Mann an Gefangenen und 23 Maschinengewehre. Nach gefundenen schriftlichen Befehlen war die feindliche Heeresleitung entschlossen, ohne jede Rücksicht auf Verluste ihre Stellungen bis zum Äußersten zu halten.

Durch ihre Mißerfolge wurden die Russen auch an diesem Teile der Front zum Rückzug gezwungen unter fortdauernder hartnäckiger Bedrängung durch die verbündeten Truppen, die in den nächsten Tagen noch 3000 Gefangene einbrachten. Am 20. Juli erstürmten ungarische Regimenter den Brückenkopf Nowidwor nördlich Kamionka—Strumilowa. Hier hatten sich die verbündeten Truppen auf dem Ostufer des Bug in der Linie Kamionka—Strumilowa—Krystnopol—Sokal einige brückenkopfartige Stellungen eingerichtet, gegen die die Russen besonders starke Massen zu Gegenangriffen ansetzten. Diese arbeiteten sich stellenweise bis auf 300 Meter an die österreichisch-ungarischen Schützengräben heran und erzwangen an einzelnen Punkten sogar Nahkämpfe. Doch wurden sie überall vertrieben. Es fehlte nicht an zahlreichen verwegenen Heldentaten der Österreicher und Ungarn in diesen Gefechten. So brachte ein schneidiger Flankenvorstoß südöstlich von Sokal dem Feldjägerbataillon Kopal Nr. 10 3 russische Offiziere und 342 Mann als Gefangene.

Auch der 25. Juli war für die Österreicher und Ungarn wieder ein Tag des Erfolges. Nördlich der Linie Wojalowic—Grubieschew drängten sie den Feind unter Wegnahme von 11 Offizieren, 1457 Mann und 11 Maschinengewehren weiter zurück. An einer Stelle des östlichen Bugufers erbeuteten sie ferner bei der Verbesserung eines Brückenkopfs durch Erstürmung eines russischen Stützpunktes 1100 Mann und 2 Maschinengewehre. Tags darauf eroberten sie bei Sokal eine weitere Anhöhe, die für die Behauptung der Bugübergänge von größter Bedeutung war; dabei fielen ihnen 20 Offiziere, 3000 Mann und 5 Maschinengewehre in die Hand. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Einnahme von Lublin.

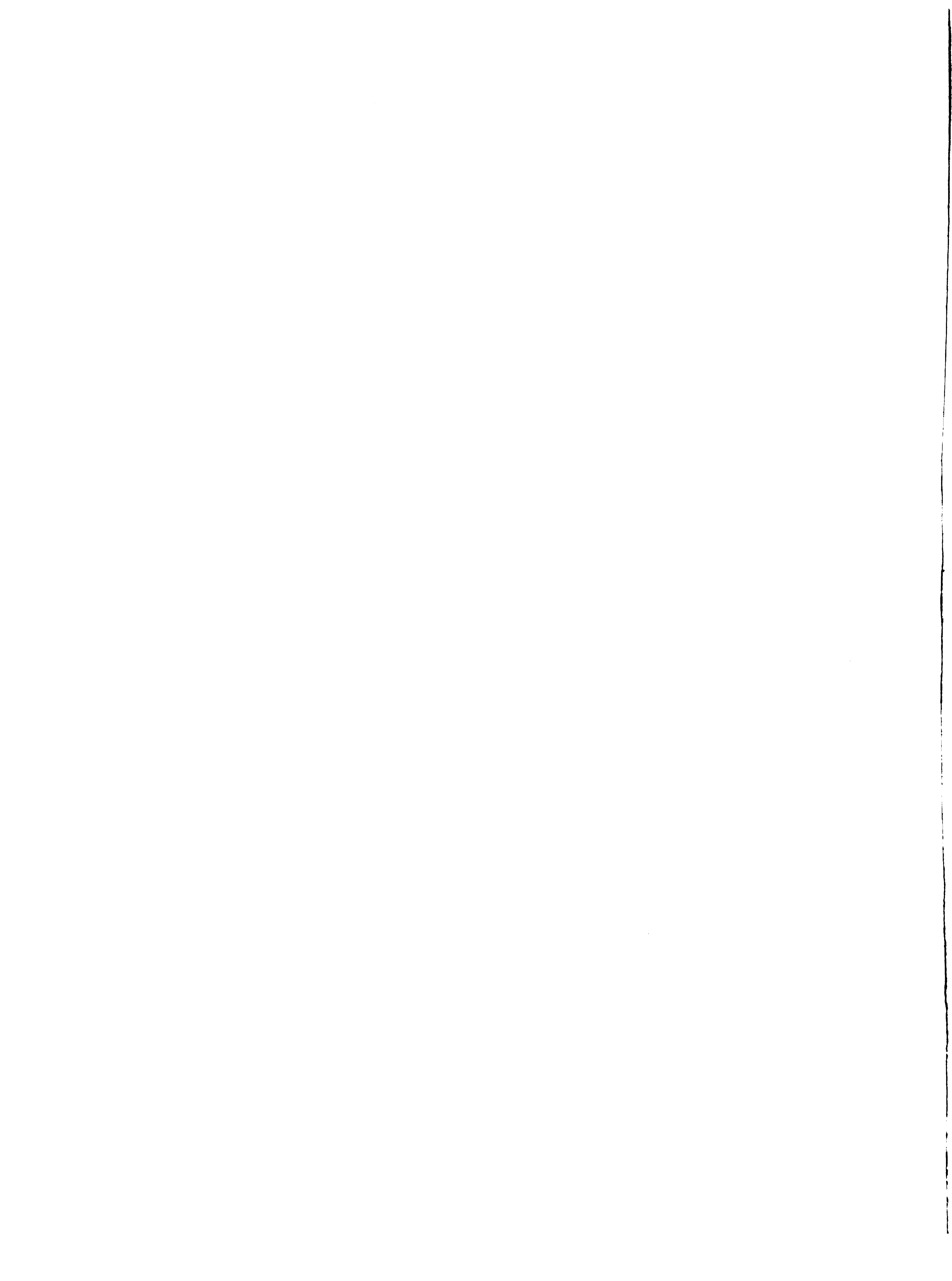
(Hierzu die Bilder Seite 186—189.)

Den Mittelpunkt der russischen Verteidigungslinie zwischen Weichsel und Bug bildete die am Knotenpunkt der Eisenbahnen Iwangorod—Cholm einerseits und Ljukow—Brest-Litowsk anderseits gelegene Gouvernementshauptstadt Lublin. Von hier aus holten die Russen Mitte Juli zum Gegenstoß gegen die ihnen nachsetzenden Armeen des Generalfeldmarschalls v. Mackensen und des Erzherzogs Joseph Ferdinand aus, um den letzteren über die Tanewniederung zu werfen und dann einen Flankenstoß gegen den weiter östlich stehenden Mackensen zu versuchen. In der Tat brachte die zweite Schlacht von Krasnik (11.—14. Juli) den Russen einen vorübergehenden Erfolg. Die Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand wurde einer bedeutenden Übermacht gegenüber in die Verteidigung gedrängt, allein der geplante große Durchbruchsversuch der Russen scheiterte an dem tapferen Widerstand der k. u. k. Truppen. Bereits am 14. Juli konnten diese gleichzeitig mit den deutschen Heeresgruppen, die sich gegen die russische Narewlinie bewegten, von neuem vorgehen. In überaus erbitterten Kämpfen entrissen die österreichisch-ungarischen Truppen den sich verzweifelt wehrenden Russen Schritt um Schritt ihre stark befestigten Feldstellungen zwischen Weichsel und Wieprz. Am 22. Juli erlitten die von General Alexejew befehligten sibirischen und turkestanischen Regimenter bei Chodel eine vernichtende Niederlage und wurden auf Lublin zurückgeworfen. Die Lage der Russen wurde immer schwieriger und unhaltbarer. Sie traten auf der ganzen Linie den Rückzug an. Am 25. Juli begannen sie auch Lublin zu räumen und alles Kriegsmaterial nach Brest-Litowsk zu schaffen. Vergebens suchte die russische Garde die den Wieprz entlang über Krasnostaw gegen die Eisenbahn Lublin—Cholm vordringenden k. u. k. Truppen aufzuhalten. Schon am 29. stürmte das 17. österreichisch-ungarische Korps die feldmäßig befestigten Sperren der gegen Lublin führenden Reichstraßen und schlug den Feind bei Blgzce und Kowala südwestlich von Lublin zurück. Schon am Abend des 29. Juli sahen die österreichisch-ungarischen Vorposten im Tale der Bystrzyca von Hügeln, Seen und Sümpfen umgeben die russische Gouvernementshauptstadt Lublin (siehe Bild Seite 187 oben) mit ihren zahlreichen Fabriken, alten Kirchen und den stolzen Palästen der polnischen Aristokratie zu ihren Füßen liegen, eingehüllt in den Rauch der ringsum am Horizont emporlodernden Dörfer, die von den fliehenden Russen in Brand gesteckt worden waren. In derselben Nacht räumten die letzten russischen Streitkräfte die Stadt; nur Kosaken und Tscherkessen blieben zur Deckung der Nachhut zurück. Das Ende der Russenherrschaft in Lublin war da, und es wurde von niemand freudiger begrüßt als von der Bevölkerung selbst. Während die letzten russischen Truppen fluchtartig durch die Straßen der Stadt eilten und zum Andenken rasch noch einige jüdische Geschäfte ausraubten, bereitete sich die polnische Bevölkerung auf den Empfang der Sieger und Befreier vor. Am Nachmittag des 30. Juli, gegen zwei Uhr, raste eine Horde Tscherkessen in wilder Flucht auf ihren kleinen struppigen Rossen durch Lublin, der bereits abgezogenen Hauptmasse des russischen Heeres folgend. Wenige Minuten später ertönte in der Richtung der Lipowastraße abermals Pferdegetrabe und Trompetengeschmetter — es war eine Abteilung polnischer Legionäre, die ihren Einzug in dem befreiten Lublin hielt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von Haus zu Haus, und als bald darauf weitere Kavallerieabteilungen und schließlich die österreichisch-ungarischen Truppen folgten, wurde den einziehenden Siegern ein Empfang zuteil, wie er ihnen begeisterter und glänzender kaum in Lemberg bereitet worden war. Alle Glocken läuteten, polnische, österreichische, ungarische und deutsche Fahnen wehten auf den Türmen und Häusern und verliehen der schönen Stadt ein malerisches, buntes Gepränge, auf den Straßen wogte eine dichtgedrängte Menschenmenge, die die österreichisch-ungarischen Truppen jubelnd begrüßte. Den Höhepunkt erreichte die Siegesfeier aber am 5. August, als vormittags elf Uhr an der Spitze seiner siegreichen Armee, die inzwischen die Russen auch bei Krasnostaw über die Cholmer Eisenbahnlinie geworfen hatte, Erzherzog Joseph Ferdinand, umgeben von seinem Generalstab, seinen Einzug in Lublin hielt. In allen Straßen bildete das Militär Spalier, als sich, flankiert von einer Kavallerieabteilung, das Automobil des Erzherzogs unter dem nicht endenwollenden Jubel der Bevölkerung und der Soldaten langsam zum Regierungsgebäude, dem ehemaligen Sitz der russischen Behörden, bewegte. Hier hielt eine Ehreneskadron zu Pferde, die bei der Ankunft des Erzherzogs die österreichische Nationalhymne spielte. Der Bürgermeister der Stadt Lublin mit einer Abordnung des Gemeinderats, Vertreter des Gouvernements Lublin, der Präsident der freiwilligen Bürgermiliz und Vertreter der Geistlichkeit aller Bekenntnisse sowie der polnische hohe Adel und hervorragende Vertreter von Industrie und Handel hatten sich eingefunden, um dem Erzherzog ihre Huldigung darzubringen. Am Abend des denkwürdigen Tages gaben die österreichisch-ungarischen Kapellen an den öffentlichen Plätzen Paradekonzerte, die von der Einwohnerschaft in Scharen besucht wurden. Überall herrschte Freude



Besiegung des Moskauer Grenadierkorps durch schlesische Landwehrtruppen des Generalobersten v. Woyrsch am 17. Juli 1915.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann





Einzug österreichisch-ungarischer Kavallerie in Lublin.

Nach einer Originalzeichnung von L. Tuszynski.

und Jubel über die Befreiung Lublins von jahrhundertelanger Fremdherrschaft, und allenthalben wurden die österreichisch-ungarischen Soldaten von der Bevölkerung gefeiert und beschenkt. Wie ganz anders wurden doch die Heere des Zaren in dem „befreiten" Galizien empfangen!

Marschrichtung: Sienno—Iwangorod.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Kunstbeilage und die Kartenskizze Seite 181.)

Die Armee des Generalobersten v. Woyrsch befand sich seit längerer Zeit starkbefestigten Stellungen der Russen gegenüber, in der Linie Kamenna — südlich Sienno — südlich Ilsha (siehe Skizze Seite 181). Diese haben, nach späteren russischen Gefangenenaussagen, wohl bemerkt, daß ihnen gegenüber etwas im Gange war. Schließlich, nach sorgfältiger, von allen erdenklichen neuzeitlichen Hilfsmitteln unterstützter Vorbereitung, war es so weit, daß der deutsche Tagesbericht am 17. Juli melden konnte: „Westlich der oberen Weichsel, bei der Armee des Generalobersten v. Woyrsch, ist die Offensive wieder aufgenommen worden." Die Russen hielten sich ausnahmsweise tapfer. Das Vertrauen zu ihrer sehr stark und günstig ausgebauten Feldbefestigung mag ihnen die moralische Kraft gegeben haben. Durch eine schmale Lücke des feindlichen Drahthindernisses stürmten unsere Truppen noch unter heftigem feindlichen Feuer, trotz des stundenlangen vorbereitenden Trommelfeuers, gegen die Hauptstellung an. In manchen Schützengrabengruppen kam es zum wilden Handgemenge (siehe die Kunstbeilage). Die deutschen Bajonette, die bekanntlich erst kurz vor dem Sturm aufgepflanzt werden, kreuzten sich mit den russischen Standbajonetten. Aus nächster Nähe fielen vereinzelte Schüsse. Sie gingen unter im allgemeinen Kampflärm. Allmählich merkten die Verteidiger ihre Unterlegenheit: immer rascher ließen sie ihre Waffen mutlos zu Boden fallen, immer mehr von ihnen kamen aus den wenigen noch nicht eingestürzten Unterständen hervor, um in die Gefangenschaft abgeführt zu werden. An die schlechte Behandlung in den deutschen Gefangenenlagern glaubten sie schon lange nicht mehr so wie anfangs, obwohl man ihnen mit allen zu Gebote stehenden Mitteln die Wahrheit darüber verheimlicht, wie aus folgendem russischen Geheimbefehl klar ersichtlich ist: „Geheimbefehl des Generalkommandos XII. Armeekorps Nr. 181, 12. Juni 1915, an das Kommando der 12. Infanteriedivision: Das Generalkommando befiehlt, von den eingehenden Briefschaften alle geschlossenen Briefe zurückzubehalten, besonders solche, die aus dem Ausland kommen, weil diese in letzter Zeit Mitteilungen darüber enthalten, daß es die Soldaten in der Gefangenschaft sehr gut haben. Solche Mitteilungen dienen dazu, unsere Soldaten zu verführen. Es wird daher befohlen, alle derartigen Briefe unter strenger Geheimhaltung an ... abzuliefern. Unterschrift: Generalmajor Danilow."

Am 18. Juli konnte das deutsche Große Hauptquartier melden, daß die allmählich auf 2 Kilometer erweiterte Durchbruchstelle einen Vorstoß erlaubte bis tief in die feindlichen Stellungen. „Am Abend war der Feind — das Moskauer Grenadierkorps (siehe auch Seite 186 und die Kunstbeilage) — von unseren Landwehr- und Reservetruppen geschlagen; 20000 Mann wurden gefangen genommen, 5 Maschinengewehre erbeutet." Besonders sei an dieser Stelle auf die Zusammensetzung unserer tapferen Angriffstruppen hingewiesen, die die nach russischen Ansichten soldatisch vorzüglich geschulten, eine Auslese darstellenden Gardetruppen in die Flucht schlugen.

Westlich an die deutschen Truppen sich anlehnend, kämpften die österreichisch-ungarischen Bundesgenossen im selben Kampfabschnitt bei Ilshanka, wo sie ebenfalls durchbrachen und die feindlichen Höhenstellungen stürmten.

Einmal ins Rollen gekommen, wälzte sich die Masse der russischen Truppen gegen die Festung Iwangorod. Eine günstige Gelegenheit, den Kampf von neuem aufzunehmen, nachdem man sich vom nachdrängenden Gegner etwas gelöst hatte und durch Truppen der Festung verstärkt worden

Wiederaufbau der gesprengten Weichselbrücke bei Warschau.

Phot. R. Sennecke, Berlin.



Litauisches Gehöft. Phot. Herm. Reichling, Münster i. W.

war, bot die Ilshanka, die westlich Kasanow plötzlich nach Osten fast im rechten Winkel abbiegt und die umliegenden Wiesen weithin in undurchdringliche Sümpfe verwandelt. Es bot sich hierdurch ein natürliches Hindernis von außergewöhnlich hohem militärischen Wert. Dazu war die Stellung, wie unsere Flieger bereits festgestellt hatten, schon seit geraumer Zeit stark ausgebaut, so daß ein längerer Widerstand fast zu erwarten war. Unsere tapfere schlesische Landwehr wußte jedoch schon am Nachmittag des 18. Juli diesen Plan zu durchkreuzen, indem sie die feindlichen Vorstellungen bei Ciepilow überrannte. Sie stießen gleich weiter nach bis ins Herz der feindlichen Hauptstellung. Auch bei Kasanow und Baranow begann der Gegner zu wanken.

Die nachhaltigen Angriffe waren gut vorbereitet. Die Russen ließen sich durch die Beschießung und das ungestüme Nachdrängen bald erschüttern. Sie bauten ab, in der ihnen eigentümlichen Weise, die es ihnen bisher immer ermöglicht hat, uns die Mehrzahl ihrer Geschütze zu entziehen. Von dem Augenblick an, wo der russische Artillerist merkt, daß seine Geschütze vielleicht in die Gefahr geraten könnten, vom Gegner im weiteren Verlauf des Gefechtes genommen zu werden, gräbt er sich eiligst aus seinen Eindeckungen heraus, protzt auf und fährt schleunigst davon. Eine Feuerunterstützung für die Infanteristen vorn in den Schützengräben gibt es dann für ihn nicht mehr. Vielleicht, daß er weit hinten noch einmal für kürzere Zeit eine Aufnahmestellung bezieht und von da aus seine ehernen Grüße gegen Anmarschstraßen schleudert oder eine Zone mit Sperrfeuer belegt. Die russischen Infanteristen wissen sehr genau, daß ihre Artillerie sie im entscheidenden Augenblick im Stich läßt. Sie feuern deshalb aus ihren Stellungen, bis man ihnen auf nächste Entfernung gegenübersteht. Dann strecken sie meist — nur bisweilen laufen natürlich, wie wir vorher sahen, auch erbitterte Einzelkämpfe mit unter — die Waffen, indem sie die Hände hochhalten und sich ohne viel Widerstand abführen lassen. Väterchen hat ja noch genug Menschen, aber wenig Kanonen!

Der Tagesbericht vom 20. Juli meldete als Ergebnis: „Der Feind ist an der Ilshankastellung völlig geworfen ...“ Russische Gegenstöße mit neuen Truppen blieben ebenso erfolglos. Sie wurden mitgerissen in der allgemeinen „Rückwärtskonzentration“, wie die Russen derartige Rückzüge ohne jede Aussicht auf baldigen Gegenstoß zu nennen belieben. Unsere Truppen blieben ihnen auf den Fersen, getreu unseren Vorschriften, die nirgends ein rücksichtsloseres Vorgehen kennen als auf der Verfolgung. Die Artillerie jagte von Höhe zu Höhe. Dort spritzte eine feindliche Kolonne auseinander, als die Geschosse heranflogen, an anderer Stelle kam Verwirrung in die gegnerischen Bagagen, die mit ihren schweren Lasten schon lange die Wege versperrten und mit der schnellen Rückwärtsbewegung nicht mitkamen. Schon erreichte deutsche Kavallerie die Bahn Radom—Iwangorod und zerstörte sie, um feindlichen Truppennachschüben die Gelegenheit zu Flankenstößen zu nehmen.

Bis Wladislawo, also 20 Kilometer weiter nördlich, drang die Infanterie vor und nahm in sofortigem keckem Angriff die dortigen feindlichen Stellungen. Gegen Mittag des 21. Juli war die ganze Brückenkopfstellung Lagow—Lugowa—Wolja in der Hand der Schlesier, während die k. u. k. Truppen den Feind westlich davon in die Festung Iwangorod geworfen hatten.

Anschließend spielte sich eine neue Kampfhandlung ab: der Kampf um die Festung Iwangorod. Ob ein Heer morsch ist, kann man aus großen militärischen Maßnahmen nicht ohne weiteres erkennen, denn dabei spielt die strategische Begabung des Feldherrn in der ganzen Anlage eine zu große Rolle. Betrachtet man jedoch unparteiisch einen kleineren Abschnitt von der militärischen Bedeutung des oben behandelten, so wird man sich rasch darüber klar sein, daß folgendes nur eine bewußte Lüge sein kann, was die Zeitung „Utro Rossija“ noch am 25. Juli schrieb: „Unser langsamer, aber strategisch nützlicher Rückzug auf die schon bei Beginn des Krieges ins Auge gefaßte ursprüngliche Verteidigungslinie darf die Gemüter der Bevölkerung nicht aufregen.“ Einem der Schlußsätze des erwähnten langen Artikels werden wir Deutsche jedoch aus vollem Herzen beistimmen, allerdings mit anderen Gedanken als der russische Verfasser. Dieser Satz lautet: „Der Kampf des Lichtes gegen die Finsternis, der Kultur gegen das Barbarentum muß fortgesetzt werden, bis der Feind die Todeswunde erhalten hat.“ — Wir sind auf dem richtigen Wege ...

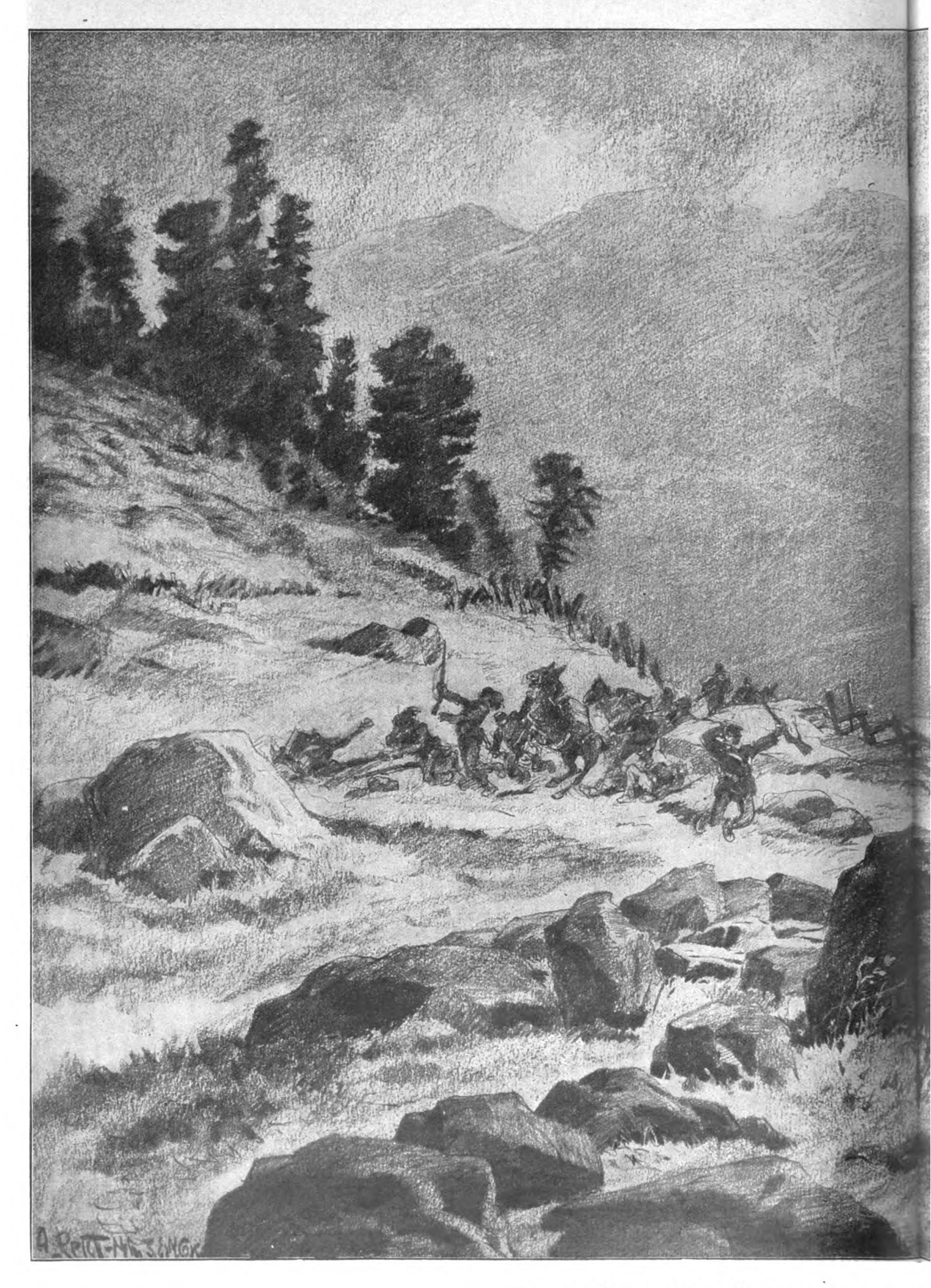
Österreichisch-ungarische Maschinengewehrpatrouille überrascht eine italienische Munitionskolonne.

(Hierzu das Bild Seite 192/193.)

Da es den Italienern trotz ungeheurer Menschenopfer nirgends gelang, die österreichisch-ungarische Front am Isonzo zu durchbrechen, so begnügten sie sich, um ihre Niederlagen zu vertuschen und „Erfolge“ melden zu können, mit der Besetzung hoher, strategisch oft ganz wertloser Berge an der Tiroler Grenze, die von den Österreichern freiwillig geräumt oder überhaupt nicht befestigt worden waren. Man ließ den Feind ruhig über die Grenze kommen und mühsam über Felsen und Schluchten vordringen, weil man



Der russische Memelhafen Borki. Phot. Herm. Reichling, Münster i. W.



Österreichisch-ungarische Maschinengewehrpatrou[ille]
Nach einer Originalzeichnung von A. Reich-M[…]



le überrascht eine italienische Munitionskolonne.

hen, zurzeit bei einer Maschinengewehrabteilung.

ihm so besser in die Flanke fallen und den Rückweg abschneiden konnte. Im Halbdunkel einer warmen Juninacht sah eine ungarische Patrouille eine starke italienische Abteilung durch einen Hohlweg sich auf eine steile Bergspitze der Karnischen Alpen hinaufschleichen. Es wäre ein leichtes gewesen, den Feind unter Feuer zu nehmen und zu vernichten, allein die k. u. k. Offiziere zogen vor, die Italiener zunächst gewähren zu lassen. Am anderen Morgen hatten sich die Alpini auf der Bergspitze festgesetzt und erwarteten nun den Nachschub von Proviant und Munition, den ihnen eine Kolonne von 40 beladenen Maultieren vom Tale aus auf Saumpfaden zuführen sollte. Langsam bewegte sich der lange Zug durch den Hohlweg herauf; eine starke Abteilung Bersaglieri ging als Marschsicherung voraus, konnte aber nirgends auf Patrouillen oder Vorposten der österreichisch-ungarischen Armee stoßen, noch sonst eine Spur vom Feinde entdecken. Die Sonne ging hinter den ragenden Firnen auf und zerteilte die Nebelschwaden, die in den Tälern brüchigen Bundesgenossen den verdienten Morgengruß werde entbieten können. Ruhig stellt der Schütze das Visier des Maschinengewehrs auf die feindliche Kolonne ein, die Scharfschützen nehmen die bewaffnete Begleitmannschaft aufs Korn — eine Salve knattert scharf durch die frische Morgenluft, und im nächsten Augenblick überschlagen sich drüben Mensch und Tier und wälzen sich, zu Tode getroffen, am Boden. Der Angriff der ungarischen Schützen kam so plötzlich und so unerwartet, daß die Italiener in ihrer Verwirrung kaum an Gegenwehr dachten. Bis zum letzten Mann wurden sie aufgerieben, ohne daß es einem einzigen gelang, zu entkommen und Hilfe herbeizurufen.

Mit Entsetzen erkannten jetzt die Alpini, die in der Nacht ungehindert die Berghöhe besetzt hatten, daß sie in eine Falle geraten waren. Von Zufuhr und Entsatz waren sie abgeschnitten, dazu verfügten sie über zu wenig Munition und Proviant, um sich längere Zeit halten zu können. Ihre Lage war verzweifelt, hoffnungslos.

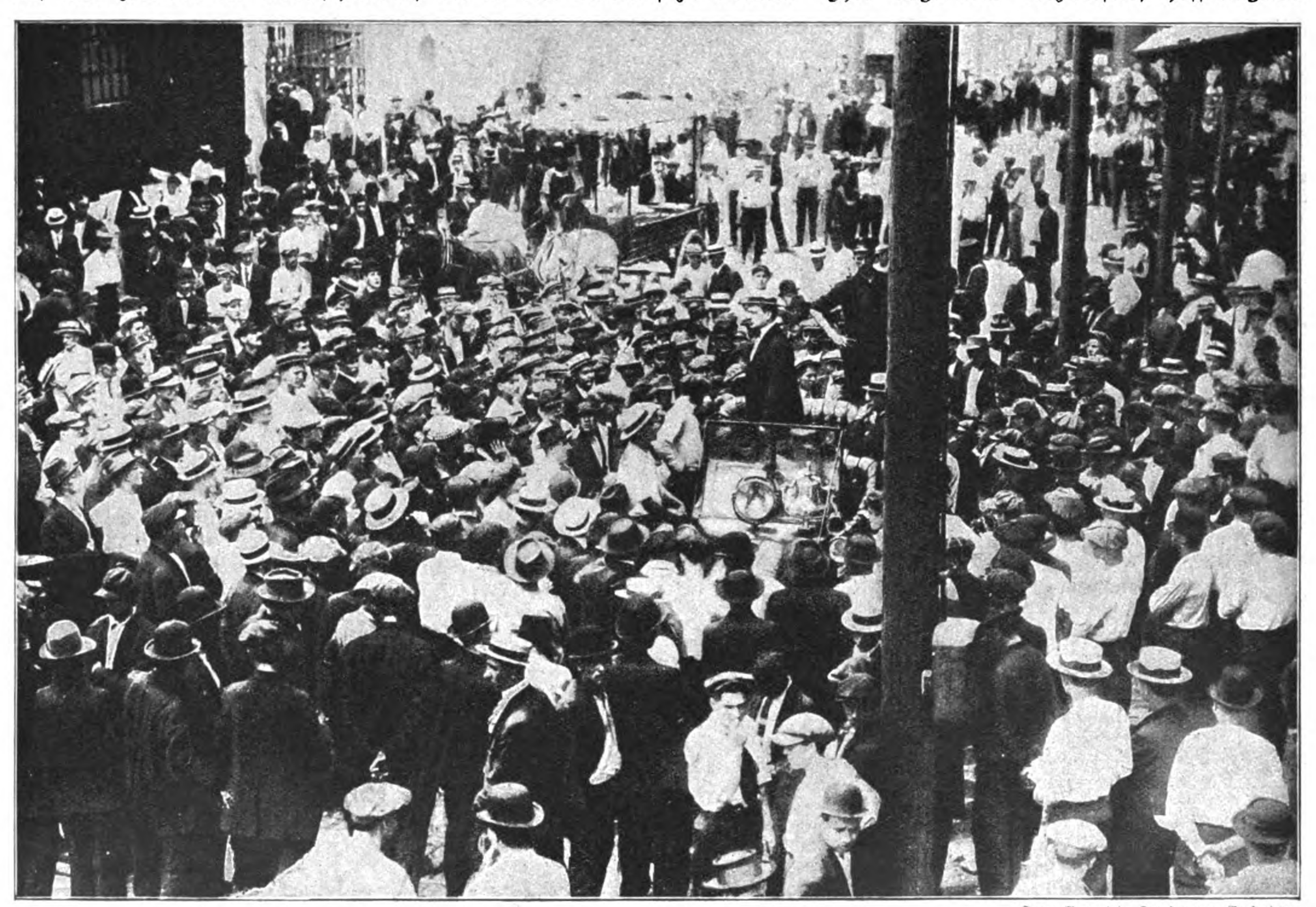


Foto: Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Deutschfreundliche Versammlung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika: Aufforderung zur Einstellung der amerikanischen Waffen- und **Munitionslieferungen an den Vierverband.**

hingen, als der Unteroffizier der ungarischen Maschinengewehrpatrouille, die hart am Rande des Hohlwegs hinter Felsen in sicherer Deckung lag, mit dem Glas die ersten Bersaglieri der italienischen Vorhut auf dem freien Wiesenplan über der Schlucht auftauchen sah. Einen Augenblick hielten sie an, spähten argwöhnisch nach dem schmalen Waldstreifen zur Rechten und richteten, als sie dort nichts Verdächtiges gewahrten, ihre Blicke hinüber zu den roten Felsblöcken, die im Halbkreise um eine einzeln stehende Tanne einen ringförmigen Wall bildeten. Aber nichts regte sich, nichts war zu sehen — vom Feind keine Spur. Die Bersaglieri wandten sich um und gaben ihren Kameraden im Hohlweg ein Zeichen, daß keine Gefahr drohe. Bald näherten sich die mit Munitionskisten und Proviantkörben bepackten Maultiere, die einander in kurzen Zwischenräumen folgten.

Durch Schläge und Zurufe trieben die Italiener ihre Tiere an — sie hörten nicht, wie eben leise ein Befehl durch die ungarische Schützenkette hinter den Felsen ging. So flach wie möglich auf den Boden gedrückt lag hier die Bedienungsmannschaft eines Maschinengewehrs, verstärkt durch einige Scharfschützen in atemloser Spannung auf der Lauer, voll Ungeduld auf den Augenblick wartend, wo sie den treu-

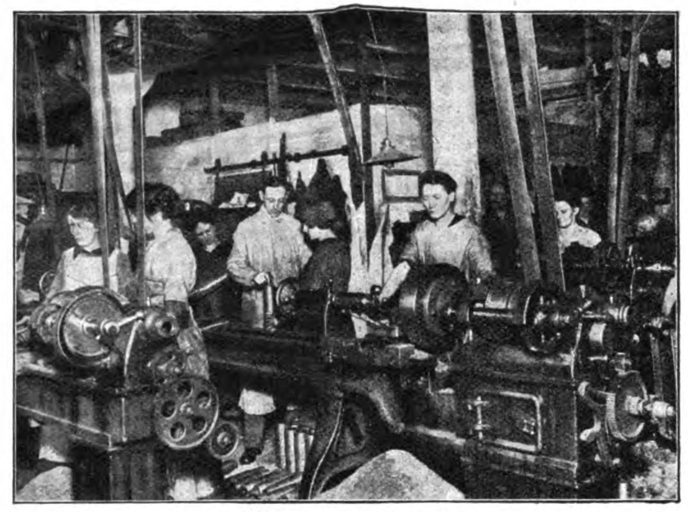
„Dem starren Schrecken," so schildert ein österreichischer Augenzeuge diesen Kampf, „folgte alsbald entsetzliches Geschrei: eine von den Unsrigen abgeschossene Granate war unter den Italienern geplatzt und hatte Tod und Verderben um sich verbreitet. Und in Zwischenräumen von je einer Stunde fiel immer wieder noch eine Granate, und auf jede folgte furchtbares Geheul. Nach dem letzten Schuß wurde es endlich still — die Granaten hatten ihre Schuldigkeit getan." Als sich nichts mehr auf der Spitze des Berges regte, verließ die Patrouille ihre Stellung und kehrte zu ihrem Truppenteil zurück. Hier trat ihr Führer vor den Oberst, grüßte und erstattete die kurze militärische Meldung: „Herr Oberst, melde gehorsamst: kein lebender Italiener mehr auf dem Berge!"

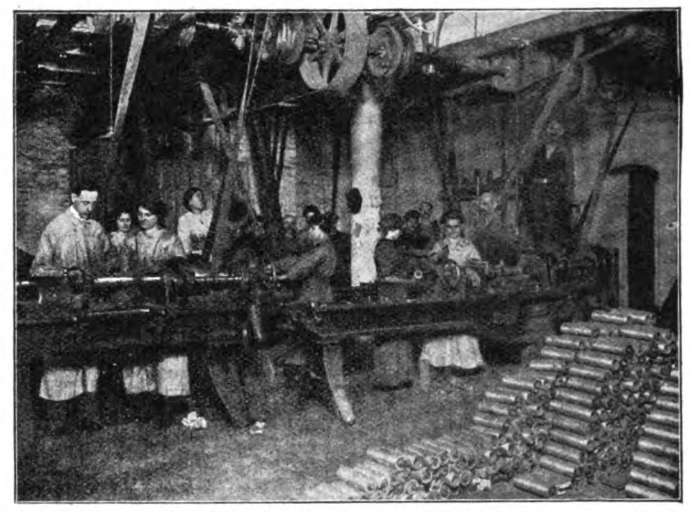
Die Herstellung der Granaten.

Von Major a. D. Schmahl.

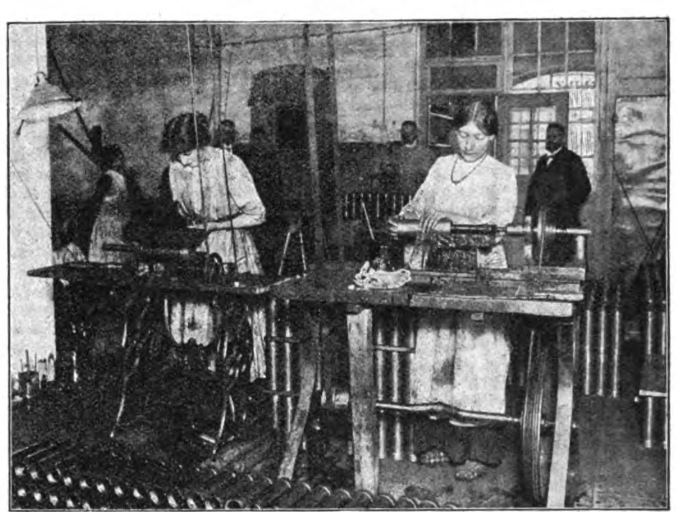
(Hierzu die nebenstehenden Bilder.)

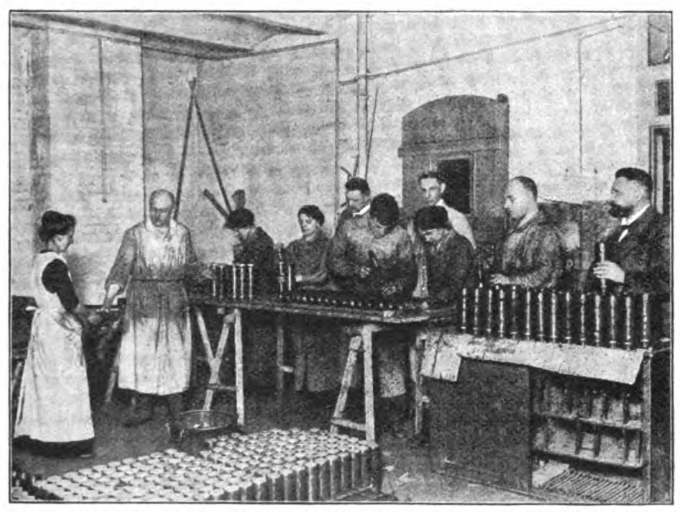
Während im frischen, fröhlichen Kampfe des Bewegungskrieges das Schrapnell das Schlachtfeld beherrscht und die zahlreichen Bleikugeln, die in seiner dünnen Stahlhülle


1. Abdrehen der Granaten.


2. Ausdrehen des inneren Hohlraums.


3. Wiegen der Granaten.


4. Streichen und Lackieren der Granaten mittels Maschinen.


5. Ausleuchten, Abstempeln und Verschrauben der gestrichenen Granaten.


6. Prüfen der Granaten unter Aufsicht der Abnahmebehörde.

Die Herstellung der Granaten.

Nach photographischen Aufnahmen von W. Braemer, Berlin.

eingeschlossen sind, weithin über die Ebene flach hinfegen läßt, sobald die schwache Sprengladung aus Schwarzpulver das Geschoß vor dem Ziele in der Luft geöffnet hat, herrscht im Stellungskrieg die Granate vor. Sie enthält keine Kugeln, sondern nur eine sehr heftig wirkende starke Sprengladung, früher Pikrinsäure, jetzt auch Trinitrotoluol, die den dicken Kern des Geschosses in Splitter zerreißen und sonstige Zerstörung unmittelbar an der Stelle, wo sie springt, anrichten soll.

Die ersten dieser „Sprenggranaten", wie man sie früher nannte, bestanden aus Gußeisen. Aber dieser spröde Guß, auch Grauguß genannt, wurde durch die brisante Sprengladung zu Sandkörnern zerstäubt, denen jede Durchschlagskraft fehlte. Um Sprengstücke zu erzielen, die noch auf 20—30 Meter einen Kämpfer außer Gefecht setzen könnten, nahm man dann den zähesten Stahl und erreichte mit diesem den angestrebten Zweck.

Als etwa vor Halbjahresfrist der Geschoßverbrauch ins Unerwartete gestiegen war, konnte man seine Freude daran haben, wie auf den Ruf der Heeresverwaltung — einen „Munitionsminister" wie unsere Westgegner brauchten wir darum nicht zu ernennen — die gesamte Metalltechnik Deutschlands mit einem Schlage anfing, Granaten anzufertigen. Da wurden Kerne gegossen, und wo man keinen Martinstahl hatte, kam der biedere Grauguß wieder zu Ehren; in mechanischen Werkstätten, in denen bisher

Maschinen für Parfümerieartikel hergestellt worden waren, surrten die Motore und klatschten die Transmissionen an den Drehbänken, in denen Frauen und Mädchen, die Feldgrauen ersetzend, die Eisen- oder Stahlrohstäbe eingespannt hatten, um daraus Granaten zu drechseln.

Bild 1 zeigt uns das äußerliche Abdrehen der Geschosse, das mit peinlicher Genauigkeit erfolgen muß, denn das Geschoß darf auf dem Wege durch die Rohrseele nicht schlottern. Noch weniger darf es zu dick sein und stecken bleiben, wodurch ein Bersten des Geschützes verursacht werden könnte. Nahe dem Kopfe ist die Granate etwas dicker. Man nennt diesen Teil den Zentrierwulst. Nahe dem Boden wird außen eine kreisförmig umlaufende Rille eingefräst, in die mit hydraulischem Druck ein Kupferring — der Führungsring — eingepreßt wird. Dieser steht etwas vor, ist aber sehr weich und schmiegt sich, sobald das Geschoß sich in Bewegung setzt, der Führung der gezogenen Seele an, auf diese Weise dem Geschoß eine Drehung um seine Längsachse gebend, die es bis zum Springen beibehält.

Bild 2 und 4 stellen das Ausdrehen des inneren Hohlraums dar, sowie das Lackieren desselben, damit die Pikrinsäure nicht mit dem Metall in Berührung kommen und chemische Verbindungen eingehen kann.

Auf Bild 5 sehen wir das Ausleuchten, Abstempeln und Verschrauben der gestrichenen Granaten, bei 3 das Wiegen. Ein kleiner Gewichtsunterschied ändert die Flugbahn des Geschosses sehr wesentlich. Je größer die Schußweite ist, um so mehr. Es muß deshalb eine möglichst genaue Übereinstimmung des Gewichts aller Granaten derselben Art verlangt werden. Denn eine Granate, die um 10 Meter zu kurz geht, schlägt mit nur geringer Wirkung vor der Brustwehr, eine 10 Meter zu weit gehende ganz ohne Wirkung hinter dem Graben ein. Um aber gar auf 2 Meter genau in den Graben zu treffen, dazu gehört neben genauem Richten ein genau gearbeitetes Geschütz, ein ebensolches Geschoß, richtiges Ermitteln der Entfernung und — Glück! Daher der große Geschoßverbrauch.

Bild 6 endlich zeigt uns den gewissenhaften deutschen Feuerwerker bei der „Abnahme". Er hat mit sogenannten „Leeren" die Abmessungen genau zu prüfen und was nicht stimmt, zurückzuweisen. Das ist ein Dienst im verborgenen, der unbedingte Zuverlässigkeit bei schneller Arbeit verlangt und auf dessen richtiger Ausführung die Wirkung unserer Artillerie hauptsächlich mit beruht. Wir wollen also auch unserer Feuerwerker nicht vergessen!

Nachdem die Geschosse durch den von unseren Bildern veranschaulichten Kleinbetrieb unserer „mobilisierten Zivilindustrie" hindurchgegangen sind, gelangen sie zum Einpressen der Führungsringe in die Riesenhallen unserer Weltfirmen. Von da wandern sie dann in andere, unter militärischer Aufsicht stehende Betriebe, wo sie geladen werden.

Zwei Millionen Gefangene.

Zwei Millionen Feinde sind den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen seit Kriegsbeginn bis Mitte August 1915 als Gefangene in die Hände gefallen. Diese in der Weltgeschichte unerhörte Zahl gibt, wie die „Frankfurter Zeitung" schreibt, das greifbarste Maß unseres Erfolges. Er ist mit dem Fortschreiten des Krieges gewachsen. Während die erste Million Kriegsgefangener nach 6 Monaten und 3 Wochen erreicht war, hat es eines Monats weniger bedurft, um diese reiche Beute zu verdoppeln. Die zwei Millionen verteilen sich ungleich auf die Heere des feindlichen Bundes. Die Westfront, die monatelang fast unveränderlich feststand, hat etwa 331 000 französische, belgische und englische Gefangene eingebracht. Das Heer der Donaumonarchie hat auf dem südöstlichen Kriegschauplatz 23 000 Serben gefangen genommen. Der Rest entfällt auf das russische Heer, das 1 654 000 Mann durch Gefangennahme verloren hat. Mehr als die Hälfte davon sind in den letzten Monaten in den Händen unserer Truppen geblieben. Seit der Durchbruch bei Tarnow und Gorlice den erstarrten Stellungskrieg im Osten zur frischen Bewegung aufgelöst hat, nahmen wir in Galizien, Polen und im Norden 301 000 Russen gefangen, im Juni 220 000, in der ersten Hälfte des Juli 32 000. Am 14. Juli begann dann der Hauptangriff der verbündeten Armeen gegen die polnische Festungslinie, der zu dem umfassenden Gesamtrückzug der Russen führte. Hier brachten wir bis Ende Juli 190 000, bis Mitte August weitere 95 000 Gefangene ein, so daß die russischen Heere seit dem 14. Juli wieder 285 000 Mann eingebüßt haben. Die gewaltigen Verluste der Russen hindern, so bemerkt das Blatt, die russischen und französischen Militärkritiker nicht, den Rückzug als gelungenes Manöver zu erklären, das die russische Armee vor Verlusten bewahrt habe. Diese Manöver aber haben den Russen größere Einbuße gebracht als die gewaltigsten Schlachten. Bei diesen Zahlen sind die Gefangenen nicht eingerechnet, die von unseren türkischen Verbündeten und von den Österreichern und Ungarn auf der italienischen Front gemacht worden sind. Es liegt in der Art der Kämpfe an den Dardanellen, im Kaukasus und am Isonzo begründet, daß die Gefangenenzahlen hier nicht zu so gewaltiger Höhe anschwellen, wie auf den Hauptkriegschauplätzen Europas. Desto größer sind dort die blutigen Verluste unserer Feinde. Ihre Gesamteinbuße an kriegerischen Kräften ist auf viele Millionen Mann zu schätzen. Kein Menschenvorrat der Welt wird während des Krieges imstande sein, diese Verluste wieder gutzumachen.

Erstürmung von Fes durch Kabylen.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

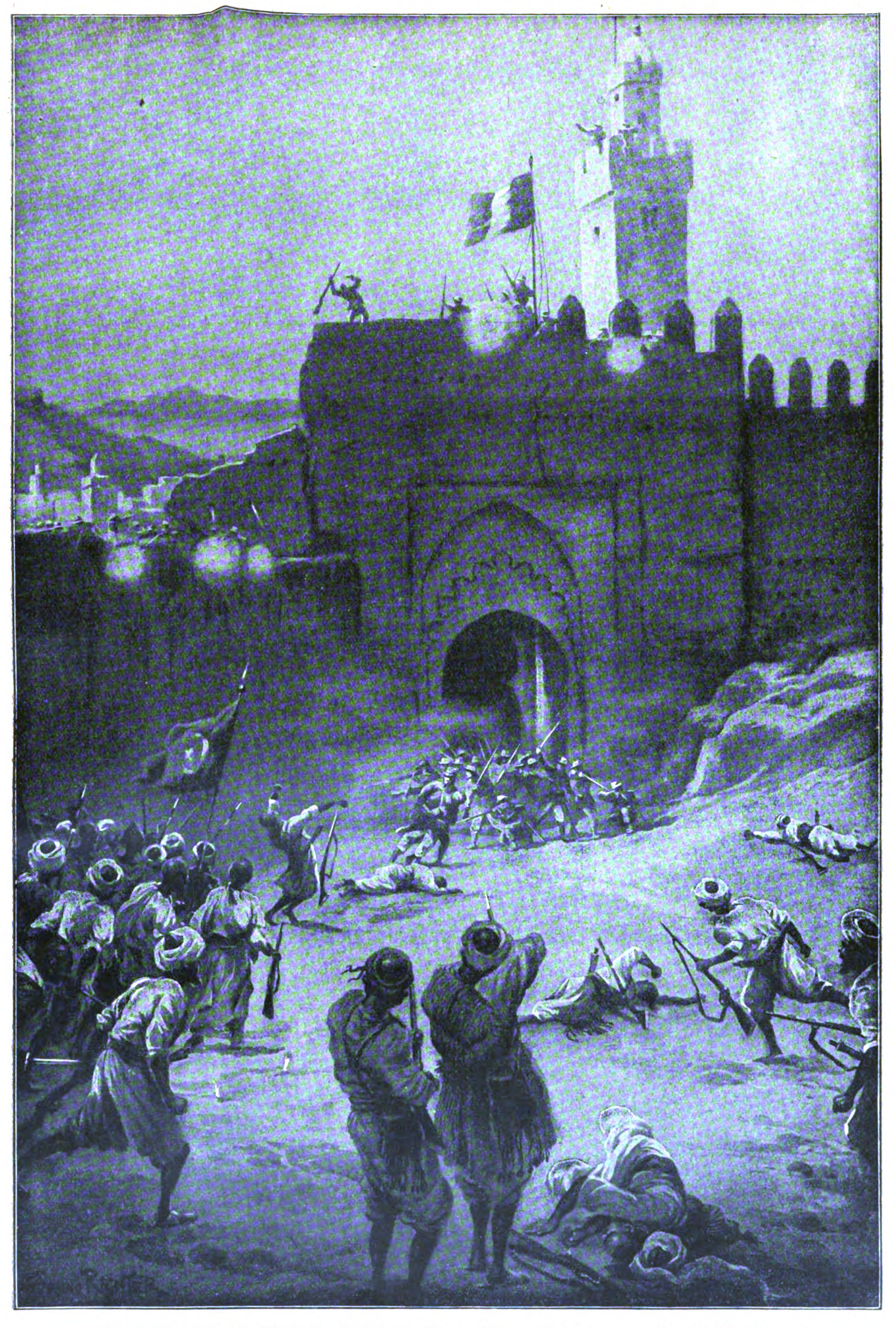
Unleugbar haben die Franzosen aus ihren Kolonien einen erheblichen Vorteil gezogen, indem sie von dort eine große Zahl farbiger Soldaten auf den europäischen Kampfplatz werfen konnten. Ihre jüngste aber, um die schon vor einigen Jahren beinahe ein Krieg entbrannt wäre und die dann durch die Konferenz von Algeciras fest in ihre Hand gegeben wurde: Marokko hat die günstig scheinende Gelegenheit sofort benutzt, ernste Anstrengungen zur Wiedergewinnung der verlorenen Freiheit zu machen. Bereits im September vorigen Jahres wurden verlustreiche Scharmützel der Franzosen gegen Aufständische gemeldet. Die Verkündigung des heiligen Krieges rief den größten Teil der Marokkaner, soweit sie nicht unmittelbar von den Kanonen der Fremdherrscher bedroht waren, zur Erhebung gegen die Eindringlinge auf. Auch aus Algier, ja selbst aus Tunis machten sich viele Kabylen auf, an diesem Befreiungskampfe teilzunehmen. Anderseits hatten die Franzosen gerade aus Algier die Truppen fortgeholt, die seit Jahren im Kolonialkrieg ausgebildet waren, die Turko und Spahi; den Fremdenlegionären aber, unter denen es ja leider so viele Deutsche gibt, mochten sie wohl selber nicht mehr recht trauen. So zogen sie sich allmählich aus dem Innern des Landes zurück, und wo sie gelegentlich ernsteren Widerstand wagten, endete der Strauß gewöhnlich mit empfindlichen Verlusten für sie. Im Januar kam dann über Konstantinopel die Nachricht, daß einer der angesehensten marokkanischen Führer, Abdul Malik, sich der Hauptstadt Fes bemächtigt habe. Die Franzosen leisteten in der Erwägung, daß ihr Ansehen durch den Verlust dieser Stadt schweren Schaden leiden mußte, langen und zähen Widerstand. Aber der blinde Todesmut islamitischer Streiter im heiligen Krieg ist ja bekannt, und so scheuten auch die Truppen Abdul Maliks kein Opfer, ihr Ziel zu erreichen. Dazu kommt, daß er eine starke Stütze an dem angesehenen Rais Uli fand, der ja schon in der Zeit vor und nach der Algeciras-Konferenz in den dortigen Unruhen eine wichtige und für die Franzosen sehr unliebsame Rolle gespielt hatte. Zuletzt versuchten diese dann noch Uneinigkeit in die Reihen der Feinde zu tragen, indem sie durch von ihnen abhängige angesehene Marokkaner Abdul Malik die Sultanswürde anboten und so den Neid seiner Unterführer zu erregen hofften. Er ließ aber die Abgesandten kurzerhand gefangen setzen und dem französischen Befehlshaber antworten, er werde den Kampf so lange fortführen, als Seine Heiligkeit der Kalif ihm nicht das Gegenteil befehle.

Kowno.

Von Major a. D. Ernst Moraht.

(Hierzu die Bilder und Vogelschaukarten S. 198, 199, 201.)

Ein starkes Hindernis für das Vordringen deutscher Heere gegen den Njemen ist die russische Festung erster Klasse Kowno gewesen. Aber schon vorher hat sie ihre Einwirkung auf den Feldzug der Russen gegen die preußischen Provinzen deutlich zu erkennen gegeben. Kowno war die feste Grundlage, auf die sich die Armee Rennenkampf stützen konnte, als sie gegen Gumbinnen vordrang, und



Der heilige Krieg in Marokko: Kabylen erstürmen die von den Franzosen besetzte Festung Fes.

Nach einer Originalzeichnung von Bruno Richter.

wiederum war Kowno der Rettungsanker für die Trümmer seines Heeres, als sie sich nach ihrer Niederlage an den Masurischen Seen am 10. und 11. September 1914 in wilder Flucht zum Njemen zurückbewegten.

Wäre Kowno nicht gewesen, so hätte nach dieser Niederlage die Neubildung der russischen 10. Armee nicht in so kurzer Zeit ausgeführt werden können, wie es tatsächlich geschah. Aber Kowno beherrschte die wichtigen Bahnen, die von Petersburg und dem fernen Osten über Wilna und Minsk heranführten. Auch stand es in günstiger Verbindung mit der russischen Hauptstellung an der Weichsel und dem Bug, konnte also jederzeit die erforderliche Anzahl von Ersatzmannschaften in seinem Raum vereinigen und ausbilden. Dazu verfügte Kowno über ungeheure Mengen an Kriegsmaterial und Proviant. Die neugebildete russische 10. Armee befehligte der General Baron v. Sievers. Ihn schlug Hindenburg in der bekannten Winterschlacht in Masuren, die im Februar 1915 den Feind völlig zusammenbrechen ließ. Wieder war es Kowno, das im Verein mit der noch in russischen Händen befindlichen Njemenfestung Grodno die zurückflutenden, geschlagenen Massen aufnahm. Sie wurden als Kern einer nochmaligen neuen 10. Armee benutzt, die uns im späteren Verlauf des Feldzuges durch allerlei Bedrohungen unserer Grenztruppen unbequem wurde. Somit war Kowno zu gleicher Zeit ein Ausfalltor von großer Stärke gegen den Osten Preußens und der gewaltigste Stützpunkt des russischen rechten Flügels, der sich in der Njemen-, Bobr-, Narew- und Weichsellinie gegen Westen und Nordwesten mehrfach offensiv betätigte.



Presse-Photo-Vertrieb Paul Wagner, Berlin.

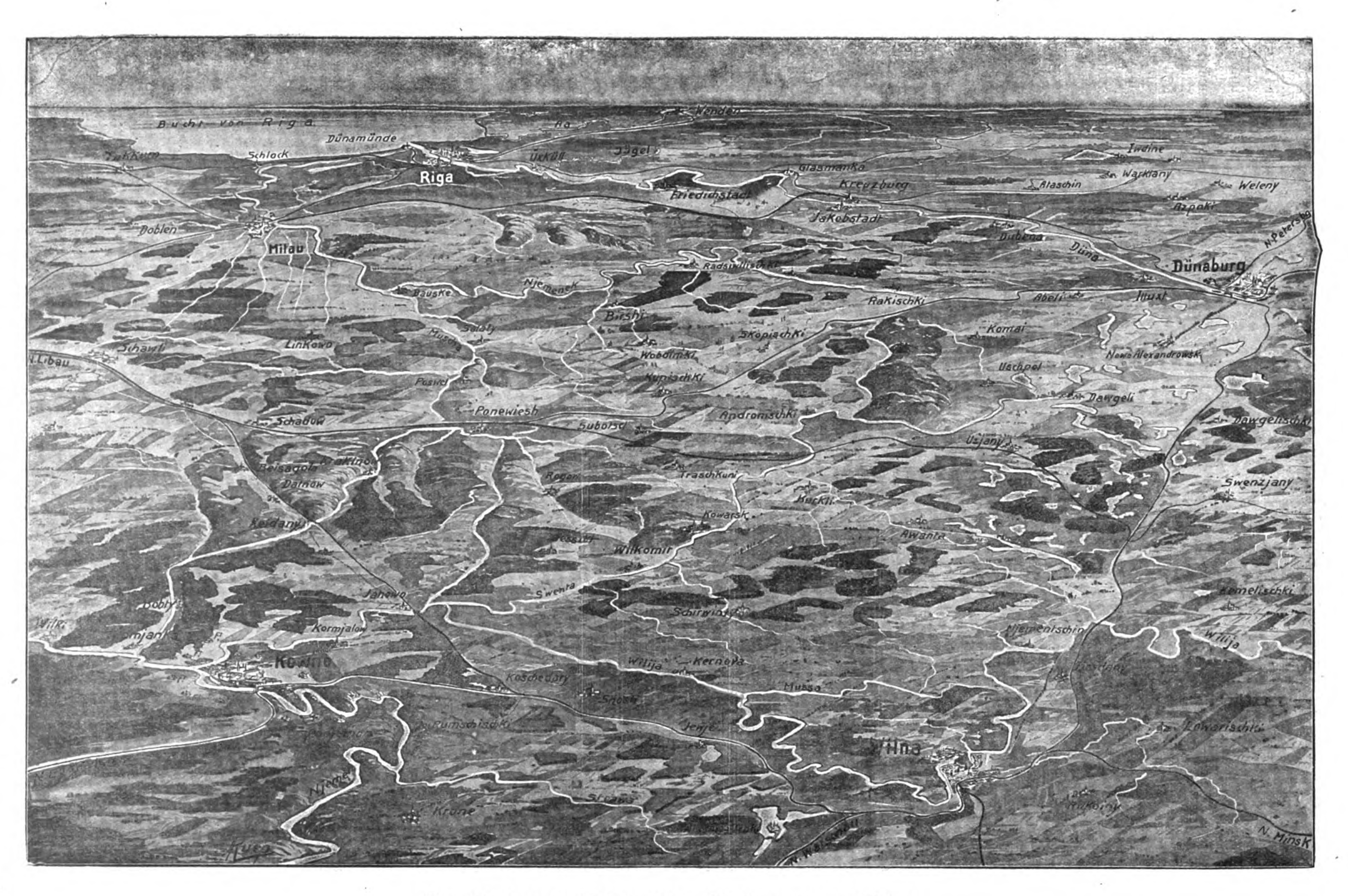
Kirche am Njemen in Kowno.

Es kam die Zeit, in der der kurländische Kriegschauplatz den übrigen Kampfplätzen des Ostens an die Seite trat. Ich erinnere an den Plünderungszug der Russen, der Memel und Tilsit verwüsten wollte, und an die vielfachen Versuche, über die ostpreußische Grenze aufs neue raubend einzudringen. Wir antworteten dieser Gefährdung unserer äußersten linken Flanke durch den Einmarsch in Kurland. Heer und Flotte wirkten zusammen, und die Armee Below drang nach heftigen Kämpfen bis dahin, wo sie noch steht, bis zur Linie westlich Riga, südwestlich Dünaburg, nordöstlich der Bahn Wilna—Dünaburg. Während der ganzen Zeit



Hofphot. Kühlewindt, zurzeit östlicher Kriegschauplatz.

Ansicht von Kowno mit der von deutschen Pionieren erbauten Notbrücke.



Vogelschaukarte des Gebietes Riga—Dünaburg—Kowno—Wilna.



Eine Schreibstube im Schützengraben. Phot. A. Grohs, Berlin.

blieb Kowno eine Bedrohung unserer rechten Flanke und unseres Rückens. Die Festung hielt eine stärkere deutsche Streitmacht gefesselt und betätigte sich im übrigen durch mehrfache Vorstöße gegen das Gebiet der Dubissa, wo sie bei Rossieny unsere rückwärtigen Verbindungen zu stören beabsichtigte. So nahte die Zeit, in der unsere Heeresleitung sich genötigt sah, ernster, als es bisher möglich gewesen war, gegen Kowno aufzutreten.

Um die Größe unseres Sieges über Kowno richtig beurteilen zu können, müssen wir einen kurzen Blick auf die Beschaffenheit der Festungsanlage werfen. Die Russen haben an einer äußerst günstigen Stelle dieses Bollwerk am Njemen erbaut. Westlich sind ihm ausgedehnte Forsten vorgelagert, die absichtlich ohne brauchbare Verbindungswege gelassen wurden. Das weglose Waldgelände ist an vielen Stellen durch Sümpfe dem Verkehr völlig entzogen. Die russische Art, starke Festungen gegen den Feind zu schützen, nämlich durch starke Feldvorstellungen, war im Raume von Kowno in meisterhafter Weise zum Ausdruck gebracht. Man hatte seitens der russischen Heeresleitung weder mit Geld noch mit Kräften gespart und in monatelanger Arbeit alle Mittel der Ingenieurkunst aufgewandt. Die Gesamtanlage muß als starke Gürtelfestung bezeichnet werden, die durch elf Außenwerke auf beiden Ufern des Njemen geschützt war. Wir finden in Kowno dieselbe Art der Befestigung, wie sie Nowo-Georgiewsk besaß und auch Brest-Litowsk sie aufzuweisen hat. Grodno ist dagegen eine schwächere Befestigung des Flußlaufes.

Wie fest der russische Feind auf einen langen Widerstand der Festung Kowno glaubte rechnen zu können, geht aus einer Äußerung der französischen Zeitung „Journal“ hervor, die sich aus Petersburg noch am 17. August, also am Tage des Falles von Kowno, folgenden Satz telegraphieren ließ: „Der unbesiegliche Widerstand der russischen Festungen ist der bezeichnendste Zug des gegenwärtigen Kampfes. Die Deutschen träumen seit Kriegsbeginn davon, sich zu Herren der Njemenlinie zu machen. Aber solange Kowno sich hält, ist dieser Traum eitel; und Kowno wird weder morgen noch übermorgen genommen werden.“ Ebenso brachte am Tage der Eroberung Kownos die italienische Zeitung „Corriere della Serra“ einen Drahtbericht aus London, in dem es heißt: „Die Deutschen täuschen sich darin, wenn sie meinen, Kowno so schnell wie Lüttich und Namur nehmen zu können. Sie haben bisher noch keine Festung genommen, die die Russen verteidigen wollten.“ Man erkennt, wie falsch noch immer unsere Feinde die deutschen Kräfte einschätzten.

Am 6. August begann der Angriff auf die Festung, und am 17. August war sie gefallen. Allerdings sind die Leistungen der Belagerungstruppe, die der Armee Eichhorn entnommen wurde, ganz bedeutende gewesen. Wie bei Lüttich, war auch bei Kowno ein schnelles, kühnes Zugreifen der Infanterie zu bemerken. In dem schwierigen Gelände der Wälder und Sümpfe sicherte sie den Besitz von guten Beobachtungstellen für die Artillerie. Schon am 8. August konnte diese ihr gewaltiges Feuer eröffnen, sowohl gegen die vorgeschobenen Stellungen, wie gegen die ständigen Werke. Tag und Nacht arbeiteten sich unterdessen Infanterie und Pioniere näher an die Werke heran. Eine Feldvorstellung nach der anderen wurde erstürmt. Sie waren sehr stark ausgebaut. Der Bericht aus dem Großen Hauptquartier nennt jede dieser Stellungen „eine Festung für sich“. Am 15. August waren acht dieser Werke in deutscher Hand. Die Russen ließen es an Gegenangriffen, namentlich gegen die Südflanke des Angreifers, nicht fehlen; auch befanden sich noch innerhalb der Festung starke Kräfte, mit denen gerechnet werden mußte. Das deutsche Artilleriefeuer war derart überwältigend, daß es schon am 16. August gestattete, den Angriff bis an die permanente Fortlinie vorzutragen. Nun begann der große Sturm, in dem sich die braven Truppen überall bewährten. Zunächst fiel das Fort 2, sodann wurde der Besitz der Werke zwischen dem Njemen und dem Fluß Jesia erkämpft. Die Artillerie wurde an den Njemenstrom herangeführt und schützte einen doppelten Brückenschlag, der der Infanterie gestattete, weiteres Gelände zu gewinnen. Am 17. August machten auch die deutschen Angriffstruppen im Norden der Festung ganze Arbeit, und gleichzeitig mit den Nordforts fielen die östlichen Werke und die gesamte Südfront.

Die Beute, die in Kowno gewonnen wurde, war sehr groß. Zunächst gerieten 20000 Mann in Gefangenschaft. Vor allen Dingen aber gewann der Sieger über 600 Geschütze, unter denen die schwersten und besten Kaliber neuester Bauart sich befanden. Wieder war die Munitionskraft Rußlands erheblich geschwächt geworden, denn große Massen von Munition mußten die Russen in den Niederlagen zurücklassen, und Millionenwerte an Proviant wurden gewonnen. Die Hauptsache aber war, daß dem Vordringen der Armee Eichhorn auf Wilna zu jetzt kein ernstliches Hindernis mehr in den Weg treten konnte, und daß dadurch der russische Rückzug auch noch über die Buglinie von Norden her schwer bedroht wurde.



Ein Krebsessen im Schützengraben. Phot. A. Grohs, Berlin.



Erstürmung eines Forts von Kowno.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

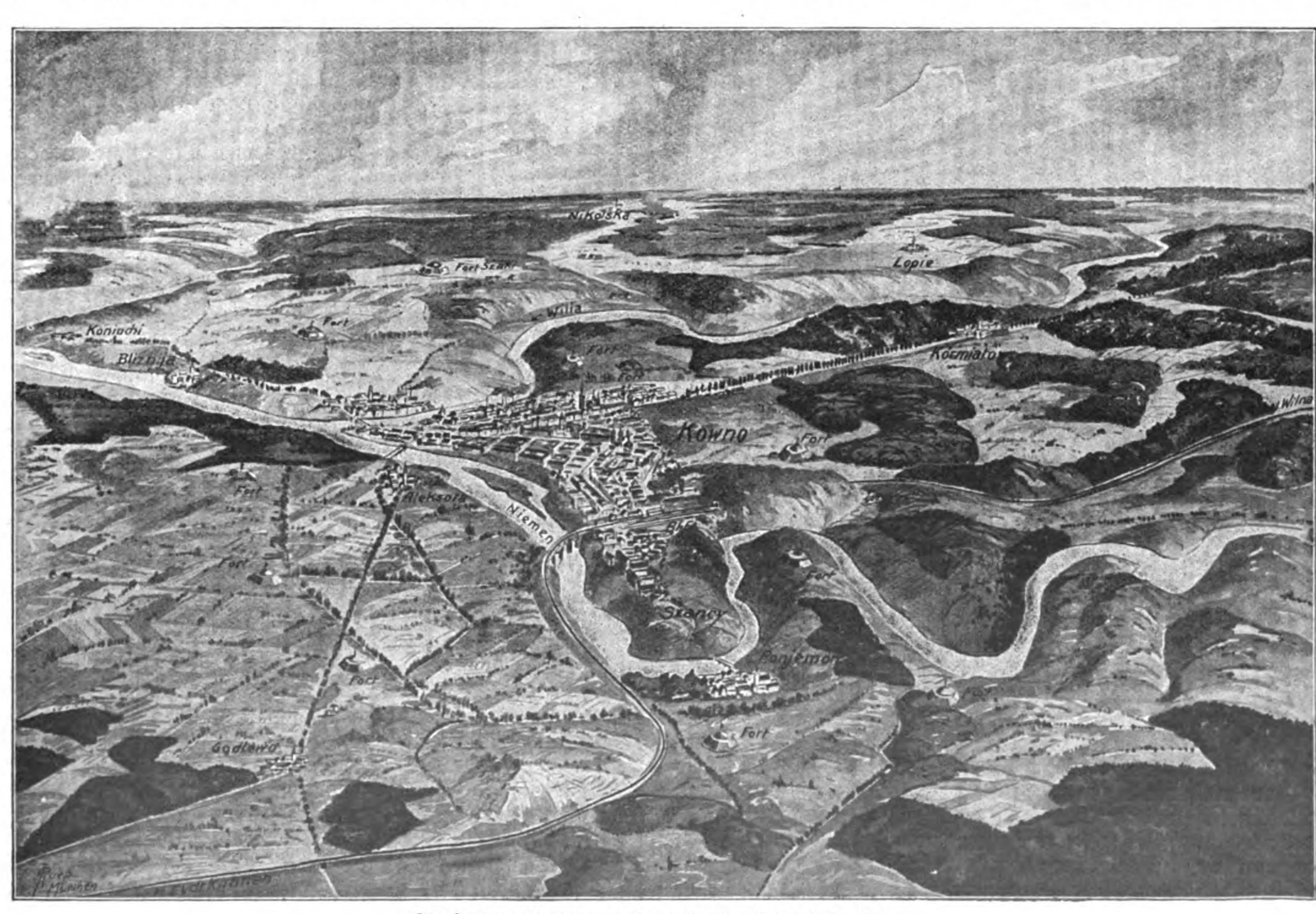
Während der Druck des deutschen Angriffs auf die Narewlinie die Russen zu Verstärkungen dieses Teils ihrer nördlichen Front zwang, ward für sie das ständige Vordrängen der Armee Mackensen (vgl. Seite 186) zwischen **Bug** und **Weichsel** auf den polnischen Festungsring zu einer so unübersehbaren Bedrohung, daß sie auch gegen diese Angriffsfront, an der sie es mit Deutschen und den Österreichern und Ungarn unter Erzherzog Joseph Ferdinand zu tun hatten, immer neue Truppenmassen der erlesensten Heeresteile einsetzten. Mackensens Heere zielten in erster Linie auf die Unterbrechung der wichtigen Eisenbahnlinie Lublin—Cholm. Damit gefährdeten sie einen Lebensnerv des polnischen Festungsvierecks und unter allen Umständen auch noch den Rückzug des schwer erschütterten russischen Heeres. Zur Abwehr dieser Gefahren boten die Russen alles auf, was an Menschenmaterial und Kriegsgerät nur irgend noch verfügbar war. Die Heere Mackensens, die sich am 20. Juli bei Skrzyniec—Niedrzwica—Mala südwestlich von Lublin, südöstlich von Piaski und nordöstlich von Krasnostaw einem sehr ernsthaften Widerstand der Russen gegenübersahen, brachen an den genannten Punkten dennoch mit Erfolg in die feindliche Stellung ein.

Die zwischen Weichsel und Bystrshiza auf harte Gegenwehr stoßenden Truppen des Erzherzogs entrissen sibirischen Regimentern ihre zäh verteidigten Stellungen und nahmen ihnen 30 Offiziere, 6000 Mann und 9 Maschinengewehre. Diese Beute stieg am nächsten Tage auf 8000 Gefangene, 15 Maschinengewehre und 4 Munitionswagen. Auch auf dem linken Weichselufer kämpften die aus deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen zusammengesetzten, im Verein mit Mackensen vorgehenden Streitkräfte des Erzherzogs erfolgreich; in steter Fühlung mit den jede Gelegenheit zu erneutem Sicheinnisten benutzenden Russen rückten sie in verhältnismäßig scharfem Zeitmaß beiderseits der Weichsel unbeirrt näher und näher an Jwangorod heran. Vom 14. bis 24. Juli brachten diese Armeen die stattliche Zahl von 50 000 Gefangenen zusammen.

Als eine neue wichtige Aufgabe bot sich nunmehr die Erzwingung des Wieprzdurchbruchs dar. Auch an diesem Flusse war das moorartige Gelände mit seinen vielen Sumpf- und Seenplatten, waren die zahlreichen Hügelketten und die Deckung bietenden Urwälder für die russische Verteidigung ungemein günstig. Die bei den Russen hoch in Blüte stehende Feldbefestigungskunst trug das ihre dazu bei, um das Angriffsgelände noch ungünstiger zu machen. Dazu kam weiter — ein wahres Musterbeispiel für die Verhältnisse, unter denen unsere Truppen im Osten kämpften — die Schwierigkeit des Nachschubs von Munition, Lebensmitteln, Futter, Geräten und Material. Dem Angreifer stand dazu nämlich bis zur Fertigstellung etwaiger Feldbahnen für einen ungefähr 100 Kilometer breiten Streifen Südpolens nur die Straße von Tomaszow nach Krasnostaw zur Verfügung. Ferner mußte der Angriff die einzige brauchbare Straße Krasnostaw—Fajslawice—Trawniki mit Beschlag belegen, da alle übrigen wohl auf jeder Karte eingezeichnet sind, in Wirklichkeit jedoch für Kolonnen ungangbares, unergründliches Gelände waren, besonders nach den Regengüssen.

Das Ziel des Durchbruchs wurde oben schon gestreift. Die ungefähre Richtung des Angriffs war Brest-Litowsk. Damit wäre man in den Rücken der großen Truppenmassen gekommen, die die Russen hinter den Weichselfestungen Nowo-Georgiewsk—Warschau—Jwangorod versammelt hatten. Wollten sie also Jwangorod halten oder wenigstens bei ihrem etwaigen Rückzug die Hauptmasse ihrer Truppen einigermaßen ruhig, unerschüttert und geschlossen zurücknehmen, so mußten sie sich mit allen verfügbaren Kräften gegen den Wieprzdurchbruch werfen. Nicht unbedeutend war auch der Besitz der Bahn Lublin—Cholm, die bei dem Dorfe Trawniki auf einer 5 Meter hohen Holzbrücke über den Fluß führt.

Mitte Juli begann das Vorgehen in dem ganzen Abschnitt. Man hatte in überraschendem Anlauf von Südwesten kommend Krasnostaw genommen, dadurch die be-

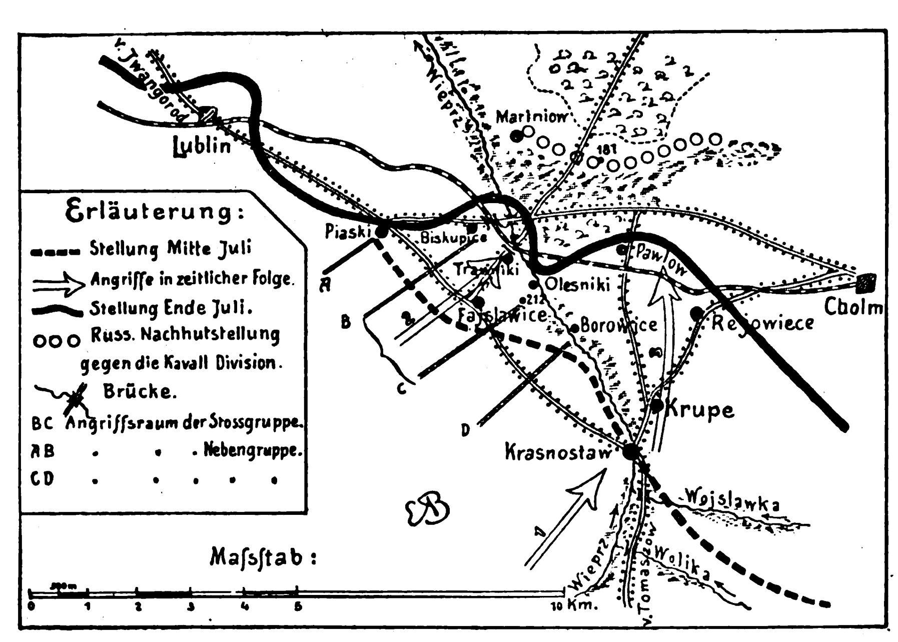


Die Festung Kowno und Umgebung aus der Vogelschau.

festigten feindlichen Stellungen an der Wolika und an der Wojslawka in die Hand bekommen und etwa die Linie Piaski, Fajslawice, linkes Wieprzufer, Krasnostaw, rechtes Wieprzufer und weiter in südöstlicher Richtung erreicht. Der Angriff über Krasnostaw hinaus wurde bald als aussichtslos erkannt, da man sich vor stark ausgebauten feindlichen Stellungen befand und die Russen ihr bisher wenig verwendetes, also frisches und ausgeruhtes, aus 3 Divisionen bestehendes Gardekorps entgegenwarfen.

Man suchte deshalb nach einem neuen Angriffsraum für eine Stoßgruppe und hielt — wie der spätere Verlauf zeigte, völlig mit Recht und voll kluger Voraussicht — den Eisenbahnpunkt und zugleich Wieprzübergang bei Trawniki für die günstigste Stelle. Die Vorbereitungen dazu wurden in aller Stille hinter der Front getroffen, während die Russen, im Glauben, daß Krasnostaw die Wetterecke sei und bleibe, dort immer wieder Gegenstöße versuchten, die stets blutig abgewiesen werden konnten. Ihre schwere und leichte Artillerie hatten sie meist nördlich Borowice stehen, wechselten jedoch sehr oft ihre Stellungen, um überraschend eine bisher nicht heimgesuchte Gegend abzustreuen und rasch wieder zu verschwinden.

Als dann die Angriffspläne ganz fertig und alle Einzelheiten mit den unterstellten Truppenführern ausführlich besprochen waren, als die Artilleriekommandeure die gut eingebauten und haarscharf eingeschossenen Batterien gemeldet hatten, feuerte der Kommandierende General am Abend vor dem Sturm, während die Sonne blutrot hinter dunklen Wolkenwänden verschwand, die Truppen zum letztenmal durch folgenden martigen Korpsbefehl an: „Dem ... Korps ist die Ehre zuteil geworden, bei dem morgigen Angriff der Armee den Stoß zu führen, der den letzten Widerstand des Feindes brechen und die endgültige Entscheidung auf diesem Kriegschauplatz anbahnen soll. Ich erwarte, daß sich jeder Mann dieser Ehre und hohen Aufgabe bewußt ist und daß die Regimenter in gleich rühmlicher Weise wie am Dnjestr und an der Guila Lipa wetteifern werden, in ungestümem Vordringen in die feindlichen Stellungen einzubrechen. Vorwärts und drauf fürs Vaterland!"



Kartenskizze zum Wieprzdurchbruch.

Die Truppen waren sich der schweren Aufgabe nicht nur bewußt, sondern ihr auch gewachsen. Um vier Uhr morgens begann ein Wirkungschießen der Artillerie, wie man es sich nicht furchtbarer vorstellen kann. Der Boden schwankte unter dem Krachen, Donnern, Heulen und Tosen, gegen das die russischen Schrapnelle und Granaten nicht lange ankämpfen konnten. Doch als um sechs Uhr morgens der Infanteriesturm begann, empfing die Stürmer ein rasendes Maschinengewehrfeuer. Die Russen hatten zäh durchgehalten, trotz der Hölle rings um sie. Es half nichts! Man begann von neuem mit der Artillerievorbereitung gegen noch nicht ganz zerschossene feindliche Gräben. Dann brach sich der Sturm zum zweitenmal Bahn. Musterhaft unterstützte die eigene Artillerie das Vorgehen der Infanterie. Wo sich eine flankierende, noch besetzte Stellung in einer Bergmulde durch ihr Feuer bemerkbar machte, war sie bald in hoch aufspritzende dunkle Granatwolken gehüllt und wurde rasch umgepflügt. Als das die russischen Artilleriebeobachter durch ihre Scherenfernrohre sahen, ließen sie ihre Batterien aufprotzen und galoppierten davon. Allerdings in anerkennenswerter Ruhe und Ordnung, trotz des Granatregens.

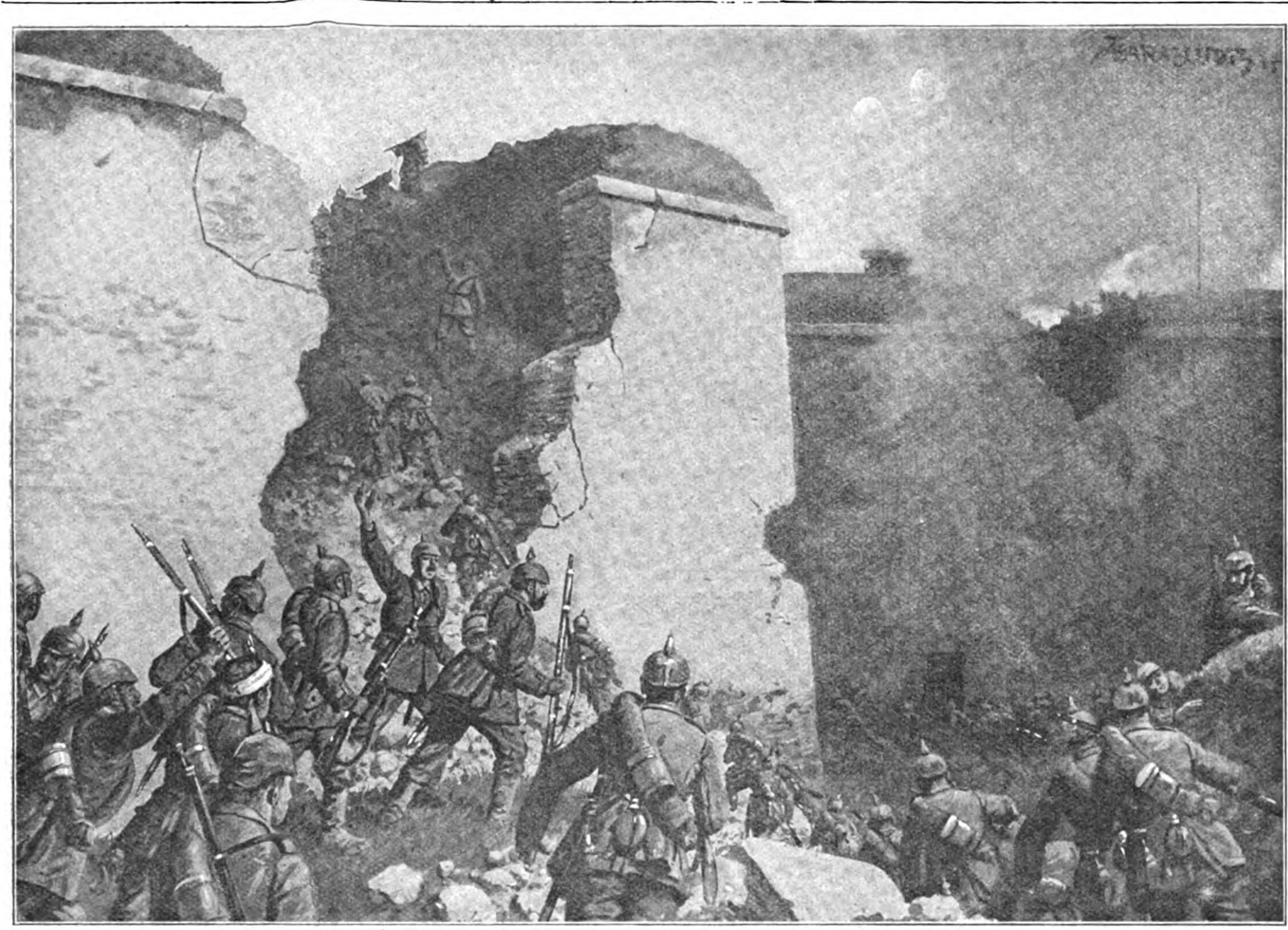
Die ersten Höhenzüge werden genommen, das Dorf Fajslawice wird trotz der starken Straßenbarrikade erstürmt (siehe Bild Seite 204/205), und gegen Abend ist wie befohlen Trawniki in unserer Hand. Rechts der Stoßgruppe (B C auf untenstehender Kartenskizze) hat die Nebendivision (C D) die überragende Höhe 212 und das Dorf Olesniki erkämpft. Links der Stoßgruppe wird Biskupice besetzt (A B). Der Gegner flutet zurück. Hellflammende Brände kennzeichnen seinen Weg der Zerstörung. Was nützt es den armen Bewohnern, daß sie ihre Häuser und Scheunen sorgsam abdeckten und das Stroh weithin auf den Feldern verteilten, um einschlagenden Geschossen keine Zündstoffe als Nahrung zu geben! Die „Rußkis" haben trotzdem ihre Freude an den kleinen brennenden Häusern. Wenn das Schauspiel länger dauert, um so unterhaltender!

Das Schlachtfeld sieht grauenhaft aus. Zwar hat dieser Durchbruch der einen Division nur 40 Tote und etwa 100 Verwundete gekostet, so daß die Verwundetenfürsorge schon in wenigen Stunden den Kampfplatz abgesucht hatte. Aber die Verwüstungen, die unser Artilleriefeuer in den russischen Stellungen hervorrief, müssen von riesigen Menschenverlusten begleitet gewesen sein. Wie ein Sieb ist der Boden durchlöchert, Fajslawice ist ein rauchender Schutthaufen, die Kirche innen schwarz gebrannt und eingestürzt. Verstreute Meßgewänder und einige Kirchengeräte liegen zwischen den Steinen. Der Park ist durch 50 Granaten umgewühlt, das Schloß liegt in Trümmern. Die Gutsbrennerei lodert noch in mächtigen Flammen unter dem Nachtwinde auf. Ihre großen Kokslager brennen unrettbar. Die Holzbrücke von Trawniki windet sich rauchend und glostend im Fluß. Daneben liegen schon die Laufstege unserer Pioniere und wiegen sich sacht im schmutzigen Wasser des braunen Flüßchens. Bald wird der Brückentrain an der Arbeit sein!

Das Ergebnis des Wieprzdurchbruchs war eine Beute des Korps von 5 Geschützen, 10 Maschinengewehren und 3500 Gefangenen, sodann die Zurückwerfung des Gegners auf der ganzen Wieprzfront. Erwog unsere Heeresleitung zuerst, daß man von Olesniki aus durch südöstliche Marschrichtung die feindlichen Stellungen nördlich Krasnostaw lüften müsse, so ergaben die Meldungen bald darauf, daß der Gegner auch aus dieser guten Stellung schon im eiligsten Rückzug war und die Truppen bei Krasnostaw ungehindert bis Krupe nachstoßen konnten. Die in Marsch gesetzten Kavalleriedivisionen jagten schon hinter dem Gegner her und nahmen seine Nachhutstellung bei Mariniow, die die Rückzugstraße der Russen deckte, einschließlich der Höhe 181 im Sturm. Inzwischen war die Infanterie von Krupe her auch bis Pawlow vorgedrungen. So war am 31. Juli ungefähr die eingezeichnete Linie Lublin—Piaski—Pawlow erreicht.

Der Rückzug aus Iwangorod konnte nicht mehr nach Südosten vor sich gehen, da die Bahn Lublin—Cholm durch einen breiten Keil bei Trawniki—Pawlow—Rejowiece durchbrochen war. Das Unternehmen gegen den Wieprz war also völlig geglückt mit geringen Verlusten und großen Erfolgen dank zielbewußter Führung, gründlicher Vorbereitung und schneidigem Draufgehen.

Als sich so die russischen Heere von allen Seiten härter angepackt und gefährlicher bedroht sahen, mehrten sich die Stimmen in der Presse, ganz besonders in der englischen, die dem russischen Oberbefehlshaber einen noch schleunigeren Rückzug anrieten, um seine Heere nicht der Gefahr einer völligen Vernichtung auszusetzen. Der polnische Festungsring war ins Wanken geraten, zwei wichtige kleinere Festungen bereits gefallen. Warschau rückte ebenso wie Nowo-Geor-



Erstürmung eines Forts von Nowo-Georgiewsk. Nach einer Originalzeichnung von M. Barascudts.

giewsk dem Tage der völligen Einschließung näher und näher, Iwangorod lag hoffnungslos in der Umklammerung der Verbündeten. Im Norden ward Wilna bedroht, und im äußersten Norden rückte Below bereits der Haupteisenbahn Dünaburg—Petersburg näher. In Deutschland und in Österreich-Ungarn harrte man, freudig bewegt durch so viele Erfolge, zuversichtlich auf weitere glückliche Ereignisse.

In der Fortsetzung der zweiten Isonzoschlacht (siehe auch die Vogelschaukarte Seite 148), deren Beginn auf Seite 65—68 geschildert wurde, ging es **den Italienern** nicht besser als vorher. Auf der Plavahöhe (siehe auch Seite 74) holten sie sich am 20. Juli blutige Köpfe, dagegen brachte dieser Tag ihnen mit der Eroberung des Monte San Michele den ersten wichtigen Erfolg. Das war abends. Nachts aber eilten die österreichisch-ungarischen Reserven herbei, und im Morgengrauen, als die Gegner todmüde in Schlaf gesunken waren, wurden sie von den frischen k. u. k. Truppen in der eroberten Bergstellung angegriffen und auf Sdraussina zurückgeworfen. Die Italiener rächten sich mit einem wütenden Schnellfeuer ihrer schweren Artillerie, an das sich eine ganze Reihe Sturmversuche anschloß. Der ungarische Landsturm antwortete mit einem Gegenangriff, der auch die Hänge vom Feinde säuberte. Bei Nacht pirschten sich die Italiener wieder an die österreichisch-ungarischen Stellungen heran, fanden aber den Verteidiger wach und kampfbereit. Auf den Podgorahöhen (siehe auch Seite 167) und auf dem Monte Sabotino kam der Feind bis an die Drahthindernisse und selbst in einige Gräben, wurde dann aber von Dalmatinern in ganzen Kompanien vernichtet. Auf dem Krn schlugen sich die Ungarn mit den Alpini herum, die ihnen vergeblich den Luznicaka zu entreißen versuchten.

Seit dem 24. Juli ließ die Angriffslust der Italiener merklich nach. Nur einmal hatten sie mit einem Durchbruch bei Selz und der Umzinglung einer kleinen Verteidigerschar einen geringfügigen Teilerfolg.

Ein letzter mit äußerster Wut und Wildheit geführter Hauptsturm am 27. wurde von den Österreichern und Ungarn mit Bajonett und Kolben abgetan. Die nächsten Tage brachten nur noch Nachgefechte, die den endgültigen Mißerfolg verbergen sollten. Der König, Generalstabschef Cadorna und General Grandi, die diesen entscheidenden Kämpfen beigewohnt hatten, kehrten, um eine Enttäuschung reicher, zurück. Unterwegs überholten sie die endlosen Verwundetenzüge, die in ununterbrochener Folge die Opfer der Kämpfe in die Spitäler überführten. Wie die erste, so endete auch die ungleich gewaltigere zweite Schlacht im Görzischen mit einem vollständigen Mißerfolg des angreifenden Feindes, der diesmal in dem ungefähr 30 Kilometer breiten Raume zwischen dem Monte Sabotino und der Küste 7 Korps mit mindestens 17 Infanterie- und Mobilmilizdivisionen eingesetzt und um jeden Preis, ohne Rücksicht auf Opfer an Menschen und Material, durchzubrechen versucht hatte. Die Gesamtverluste der Italiener waren jetzt schon auf mindestens 100 000 Mann einzuschätzen.

Geradezu sinnlos war die ungeheure Verschwendung von Munition, durch die sich die Italiener seit Beginn ihres Krieges auszeichneten. Nach der zweiten Isonzoschlacht tobte an der küstenländischen Front nichts weiter als wahnsinniges Artilleriefeuer, das nur an einzelnen Tagen ausgesetzt wurde. In diesen wenigen Fällen, wo dem tagelangen Artilleriefeuer ein Sturm folgte, holten sich die Italiener stets wieder blutige Köpfe. Sie vermochten keinen Fußbreit Boden zu gewinnen. So stürmten sie am 2. August fünfmal hintereinander gegen die k. u. k. Infanterie, die östlich des Plateaurandes von Polazzo und am Monte dei sei Busi heldenmütig standhielt. Jedesmal wurde der Angriff von den zähen Verteidigern nach schwerem Kampfe zurückgeschlagen, wobei die Italiener starke blutige Verluste erlitten. Weitere Verstärkungen, die sie zu nochmaligem Vorgehen ansammelten, wurden durch die österreichisch-ungarische Artillerie überraschend beschossen und versprengt. Besonders schwere Verluste brachten den Italienern die Kämpfe um den Tolmeiner Brückenkopf. Diese Kämpfe, die um die Mitte des August begannen, verliefen wie auch solche an anderen Stellen erfolgreich für die k. u. k. Kräfte. Nicht einen Schritt Boden gewann der Gegner dieser tapferen Truppe ab.

Neben den fruchtlosen Kämpfen im Küstenlande berannten die Italiener vergeblich auch die Kärntner und Tiroler Grenze. Tag für Tag und Woche auf Woche hörte man von nichts anderem als von abgewiesenen Angriffen und großen

Verlusten auf italienischer Seite. Immer mehr stellte es sich heraus, daß sich Österreich-Ungarn auf den italienischen Krieg wohl vorbereitet hatte, indem es an der Grenze feste Stützpunkte schuf, die für die Italiener uneinnehmbar waren. Am 23. August konnte der österreichisch-ungarische Generalstab in seinem Tagesberichte melden: „Heute ist ein Vierteljahr seit der Kriegserklärung unseres einstigen Verbündeten verflossen. Die ungezählten Angriffe des italienischen Heeres haben nirgends ihr Ziel erreicht, wohl aber kosten sie dem Feinde ungeheure Opfer. Unsere Truppen halten nach wie vor ihre Stellungen an oder nahe der Grenze."

Man kann sich denken, daß unter solchen Verhältnissen die Italiener mit immer größerer Besorgnis nach Osten blickten, wo der Siegeslauf der verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Heere deren endgültigen Sieg in immer größere Nähe rückte. War schon jetzt im Kampfe mit einer bloßen Grenzverteidigung nichts zu erreichen, wie sollte es werden, wenn im Osten Mannschaften frei wurden, die den Österreichern und Ungarn gestatteten, zum Angriff gegen die Italiener zu schreiten. Erhöht wurde die allgemeine Sorge noch durch die trüben inneren Zustände, in die Italien durch den Krieg gestürzt worden war. Durch eine wenig günstige Ernte wurde das Land gezwungen, 10 bis 12 Millionen Doppelzentner Getreide im Ausland zu kaufen. Statt der früheren Einnahme aus dem Getreidezoll mußte also allein für Getreideeinfuhr ein Opfer von mehr als 40 Millionen Lire gebracht werden. Die größte Sorge bereiteten den Italienern aber die Finanzen. Nachdem aus einer Kriegsanleihe im Januar rund 2000 Millionen Lire verfügbar geworden waren, die durch eine Bankengarantie gedeckt wurden, brachte es eine zweite Anleihe noch nicht ganz auf 1200 Millionen Lire einschließlich der Übernahme von 200 Millionen Lire durch eine Bankengruppe. Dieser Betrag wurde aber nicht ganz eingezahlt. Dabei ist zu beachten, daß diese Summe im August längst verausgabt war und daß der Notenumlauf Italiens Anfang August bereits die Höhe von 3 Milliarden Lire erreicht hatte. England aber hielt Italien in der Schlinge fest. Auf einer Finanzkonferenz in Nizza wurden die Förmlichkeiten der englischen Geldunterstützung, die bis dahin nur Kreditunterstützung im eigensten Interesse Englands war, „späterer Vereinbarung" vorbehalten, was zur Folge hatte, daß England seine fernere Hilfe von der Bereitwilligkeit Italiens zur Unterstützung des Dardanellenunternehmens abhängig machte.

Zu den Geldsorgen gesellte sich noch eine schon nach zweimonatiger Kriegführung sehr drückende Munitionsnot. Alle maßgebenden italienischen Blätter, wie „Corriere della Sera", „Stampa", „Tribuna", „Idea Nazionale", „Giornale d'Italia", brachten schon in der zweiten Hälfte des Juli täglich Artikel über den Mangel an Munition. Wenn ähnliche Sorgen nach einem vollen Kriegsjahre Engländer und Franzosen drückten, so war dies immerhin erklärlich, daß aber Italien trotz der langen Frist zur Rüstung so wenig vorbereitet in den Krieg zog, daß es schon nach zwei Monaten an schwerem Munitionsmangel litt, stellte dem Verantwortlichkeitsgefühl der maßgebenden Behörden ein sehr schlechtes Zeugnis aus. Immer lauter erhob sich der Ruf, Cadorna müsse Munitionsarbeiter von der Front nach Hause schicken, weil es sonst nicht möglich sei, den Bedürfnissen des Heeres Rechnung zu tragen.

War also trotz der bisher nur defensiven Haltung Österreich-Ungarns der Landkrieg nichts weniger als ein Triumph für Italien und brachte er ihm weit mehr Sorgen, als die Kriegshetzer gedacht haben mochten, so hatten die Ereignisse zur See ein noch weit ungünstigeres Ergebnis für Italien, denn hier war es die österreichisch-ungarische Marine, die vom ersten Kriegstage, ja von der ersten Kriegstunde an die Offensive ergriff und behielt. Gegen Ende Juli trafen k. u. k.



Zum D[...] Wieprz: [...] Dorfes [...]
Nach einer [...] Professor [...]



...bruch am ...rmung des ...slawice.
...Zeichnung von ... Hoffmann

Flotte konnten die österreichisch-ungarischen Schiffe ihre Arbeit besorgen und dann unbeschädigt zurückkehren. Wie sich später aus italienischen Meldungen herausstellte, waren die Schädigungen durch diesen Küstenangriff noch viel bedeutender als anfangs angenommen wurde. Das Hauptergebnis war die Lahmlegung der von Unteritalien über Foggia längs der Küste führenden Bahn von Termoli bis Porto Civitanovo am Chienti. Dadurch wurde ein wichtiger Eisenbahnstrang aus dem italienischen Eisenbahnnetz ausgeschaltet. Schon vier Tage nach diesem schönen Erfolg, am 27. Juli frühmorgens, unternahmen k. u. k. leichte Kreuzer und Torpedoeinheiten einen Angriff auf die Eisenbahnstrecke von Ancona bis Pesaro und beschossen die Stationsanlagen, Bahnhofsmagazine, Wachthäuser und Eisenbahnbrücken an dieser Küstenstrecke mit gutem Erfolg. Mehrere Lokomotiven und zahlreiche Waggons wurden vernichtet; ein Bahnhofsmagazin in Fano geriet in Brand, der eine starke Explosion zur Folge hatte Gleichzeitig belegten österreichisch-ungarische Seeflugzeuge den Bahnhof, eine Batterie, Kasernen und sonstige militärische Einrichtungen Anconas erfolgreich mit Bomben, wobei der Rangierbahnhof sehr stark beschädigt und viel rollendes Material zerstört wurde. In einem Naphthatank entstand ein Brand, der noch auf 30 Seemeilen sichtbar war.

Das Eiland Pelagosa war ebenfalls wieder einmal Gegenstand kriegerischer Vorgänge, und zwar waren es diesmal die Italiener, die sich hier Lorbeeren holten. Bekanntlich waren im Anfang des Krieges auch einmal die Franzosen vor Pelagosa, um mit ihrer Marine den Kampf gegen den Leuchtturmwächter aufzunehmen (siehe auch Band I Seite 389). Jetzt hatten sich an diesem einsamen Fleckchen Erde die Italiener festgesetzt und daselbst eine Funkenstation errichtet. Lange sollten sie sich aber ihres Besitzes nicht freuen. Am 28. Juli wurde das Stationsgebäude von einer Gruppe österreichisch-ungarischer Torpedofahrzeuge durch Geschützfeuer zerstört und der Gittermast umgelegt.

Kriegschiffe einigemal vor italienischen Häfen ein, die sie erfolgreich beschossen. So machte sich am 23. Juli früh ein Geschwader auf die Fahrt nach der Ostküste Italiens, um dort die Eisenbahn zu beschießen. Es hatte darin vollen Erfolg. Die Bahnstationen von Chienti, Campomarino, Fossacessio, Termoli und Ortona wurden stark beschädigt, diejenigen von San Benedetto und Grottamoro in Brand geschossen; viele Lokomotiven und Wagen wurden zerstört, einige verbrannten. In Ortona wurde der Wasserturm zerschossen, der Pontonkran beschädigt und ein Schlepptender versenkt. Zwei Fabriken in Ortona und eine in San Vito erlitten durch Umlegung aller Schornsteine schweren Schaden. Der Bahnviadukt bei Termoli wurde vernichtet, die Brücke bei Grottamoro stürzte ein, und außerdem wurde noch eine Kaserne in San Benedetto zerschossen. Das Semaphor auf Tremiti wurde in Schutt gelegt und das dortige Kabel zerstört. Ungehindert von der feindlichen

Hieran anschließend wurde zur Feststellung der Stärke der feindlichen Besatzung eine kleine Landungsabteilung zu einer scharfen Erkundung auf das Eiland gesandt. Sie drang ungeachtet heftigen Widerstandes über einen feindlichen Schützengraben bis zu den stark besetzten betonierten Verteidigungsanlagen der Italiener vor und brachte diesen, unterstützt durch Artilleriefeuer von der See aus, bedeutende Verluste bei. So fiel unter anderem der Kommandant der italienischen Besatzung und ein zweiter Offizier. Nach gelungener Erkundung kehrte die österreichisch-ungarische Abteilung trotz der großen Übermacht des Gegners ohne erhebliche Verluste wieder auf die Fahrzeuge zurück. Feindliche Unterseeboote hatten währenddessen vergeblich mehrere Torpedos gegen die österreichisch-ungarischen Gefechtseinheiten gerichtet.

Einen neuen Verlust an ihrer Kriegsflotte erlitten die Italiener am 29. Juli. Am Abend dieses Tages geriet im

Golf von Triest ein Fahrzeug auf österreichisch-ungarische Minen und flog in die Luft, ohne daß man damals wegen des stürmischen Wetters erkunden konnte, welcher Art das Opfer war. Bald stellte sich aber heraus, daß es das italienische Unterseeboot „Nautilus" gewesen war, das dabei mit der ganzen Bemannung unterging. Schon früher waren das italienische Torpedoboot 6 pn. und das Torpedoboot 17 ps. mit ihren ganzen Bemannungen den österreichisch-ungarischen Minen zum Opfer gefallen. Einige Tage später hatte die italienische Flotte schon wieder eine Einbuße zu beklagen. Bei Pelagosa gelang es am 5. August früh einem k. u. k. Unterseeboot, das italienische Unterseeboot „Nereide" zu versenken. Am 11. erschienen österreichisch-ungarische Fahrzeuge abermals vor italienischen Küstenbahnanlagen von Molfetta bis Seno San Georgio und beschossen diesen Teil der italienischen Küste. In Molfetta wurden vier Fabriken und zwei Straßenbahnviadukte stark beschädigt; ein Viadukt stürzte ein, eine Fabrik geriet in Brand. In San Spirito brannten der Bahnhof und verschiedene Niederlagen bis auf den Grund nieder. In Bari wurden das Kastell, das Semaphor, die Bahn und fünf Fabriken beschossen, von denen eine in Flammen aufging. Die Stadt war ganz in Staub- und Rauchwolken gehüllt, in der Bevölkerung herrschte große Bestürzung. In vergeblicher Abwehr richteten italienische Geschütze mittlerer Größe ihr Feuer gegen die österreichisch-ungarischen Zerstörer. Auch der Angriff eines italienischen Unterseeboots mißlang. Die k. u. k. Fahrzeuge konnten völlig unversehrt zurückkehren. Auch vor Bari war außer dem erwähnten Unterseeboot von feindlichen Seestreitkräften wieder nichts zu sehen gewesen.

Am 10. August verlor die italienische Flotte abermals ein Kriegsschiff. Wieder im Golf von Triest, wo es auf eine Mine geriet und versank; von der Besatzung konnte niemand gerettet werden. An demselben und am darauffolgenden Tage belegten österreichisch-ungarische Seeflugzeuge die Insel Pelagosa mit Bomben, wobei sie mehrere wirksame Treffer am Leuchthaus, an der Radiostation, an einem Wohngebäude, am aufgestapelten Material und in der Abwehrmannschaft erzielten. Ein feuerndes Geschütz mittlerer Größe wurde voll getroffen, ein Maschinengewehr gebrauchsunfähig gemacht und ein Tender versenkt, während die Flugzeuge trotz heftiger Beschießung wohlbehalten zurückkehren konnten. Am 17. August erschien abermals ein kleines österreichisch-ungarisches Geschwader vor Pelagosa und beschoß die Insel zum drittenmal, während zugleich ein Flieger mit Bomben, Maschinengewehren und Fliegerpfeilen angriff. Hierbei wurde das nach der vorherigen Beschießung wieder zum Wohnen hergerichtete Leuchthaus zerstört; Baracken und Zelte wurden in Brand geschossen, ein Geschützstand zerschossen, mehrere Materialniederlagen, einige am Strande aufgestapelte Materialhaufen und mehrere Boote vernichtet. Die Besatzung hielt sich in Schützengräben und unterirdischen Unterständen versteckt und leistete keinen Widerstand; auch diesmal wurden keine feindlichen Seestreitkräfte gesichtet. Als am 21. August wieder eine österreichisch-ungarische Flotte vor Pelagosa erschien, konnte festgestellt werden, daß die Insel von den Italienern vollständig geräumt, alle Baulichkeiten und Verteidigungsanlagen zerstört waren. Auch Venedig mußte im August die Bomben österreichisch-ungarischer Flugzeuge spüren; am 15. erschien ein solches über den Lagunen und belegte vier Küstenforts mit Bomben, von denen fast alle innerhalb der Werke explodierten. Von fünf feindlichen Fliegern, die sich zur Verfolgung anschickten, wurden zwei beim Aufstieg durch Maschinengewehrfeuer zur Umkehr und Landung gezwungen, zwei gaben die Verfolgung nach einiger Zeit auf, während der letzte feindliche Flieger dem österreichisch-ungarischen Flugzeuge bis in die Nähe der istrischen Küste folgte, wo er — ohne etwas erreicht zu haben — umkehren mußte. Trotz heftiger Beschießung durch die feindlichen Kriegschiffe und Forts konnte der verwegene Angreifer wohlbehalten zurückkehren. Im August ging den Italienern noch ein zweites Luftschiff, die „Città di Jesi", verloren. Es wurde um die Mitternacht vom 5. auf den 6. August bei dem Versuch, über den Hafen von Pola zu fliegen, durch Schrapnellfeuer heruntergeholt, bevor es irgendeinen Schaden anrichten konnte. Die gesamte Bemannung, die aus drei Seeoffizieren, einem Maschinisten und zwei Mann bestand, wurde gefangen genommen und das Luftschiff nach Pola gebracht.

Leider hat der Krieg zur See auch der österreichisch-ungarischen Flotte Opfer auferlegt, ohne die es nun einmal bei einem Kriege nicht abgeht. Am 13. August meldete das k. u. k. Flottenkommando, daß das Unterseeboot „U 12" von einer Erkundungsfahrt in der Nordadria nicht zurückgekehrt sei, während man aus amtlicher italienischer Meldung erfuhr, „U 12" sei mit seiner ganzen Bemannung versenkt worden. Über dieses Ereignis und den Führer des Fahrzeugs, Linienschiffsleutnant Lerch, finden unsere Leser Näheres in unserem Sonderbericht auf Seite 175.

Am Morgen des 12. August wurde ein auf einer Fahrt in der unteren Adria befindlicher italienischer Hilfskreuzer durch das österreichisch-ungarische Unterseeboot „U 3" angegriffen. Durch ein Manöver gelang es dem Kreuzer, einigen von dem Unterseeboot abgeschossenen Torpedos auszuweichen und dieses zu rammen, ohne es jedoch zum Sinken zu bringen. Ein Geschwader italienischer Torpedobootjäger, darunter das französische Fahrzeug „Bisson", wurde beauftragt, auf das Unterseeboot Jagd zu machen. Am folgenden Tage in der Frühe gelang es dem „Bisson", „U 3" aufzufinden und das Fahrzeug, das bereits schwer beschädigt war, durch Kanonenschüsse vollends zum Sinken zu bringen. „Bisson" rettete den zweiten Kommandanten nebst 11 Mann der Besatzung und machte sie zu Gefangenen.

So schwer diese Verluste der österreichisch-ungarischen Marine sind, so stehen sie doch in keinem Verhältnis zu deren Ruhmestaten, die um so höher anzuschlagen sind, als die italienische Seemacht der österreichisch-ungarischen an Zahl weit überlegen ist.

Der Krieg Italiens gegen Österreich-Ungarn hatte auch in diesem Zeitabschnitt sein Gepräge nicht verändert: schwerste italienische Niederlagen zu Wasser und zu Lande wie auch in der Luft.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Eroberung von Nowo-Georgiewsk.

Von Major a. D. Ernst Moraht.

(Hierzu das Bild Seite 203.)

Als die Russen sich genötigt sahen, ihre starke Hauptarmee aus Polen herauszuziehen und den berühmten strategischen Rückzug einzuleiten, entschlossen sie sich, das am weitesten vorragende Bollwerk der starken Weichselstellung (Nowo-Georgiewsk) zu halten. Man kann verschiedener Meinung darüber sein, was die Russen dazu bewogen hat. Die eine Meinung geht dahin, daß sie wirklich daran geglaubt haben, daß Nowo-Georgiewsk den deutschen Vormarsch nach Osten verzögern werde. Dann haben die Russen nicht genügend Kenntnis besessen von der Art der deutschen Kriegführung, wie sie schon im Jahre 1870 aller Welt vor Augen geführt wurde. Damals wurde die starke Festung Straßburg im Rücken der deutschen Heere belagert, ohne daß diese sich einen Tag durch sie aufhalten ließen. Die andere Möglichkeit ist, daß die Russen an die Unbezwinglichkeit von Nowo-Georgiewsk geglaubt haben. Auch das scheint wenig wahrscheinlich, denn dann hätten sie die Erfahrungen des jetzigen Feldzuges während desselben nicht studiert. Lüttich, Namur und Antwerpen sowie die starken Sperrforts in Frankreich geben genügend Beweise dafür, daß dem überlegenen artilleristischen Angriff der deutschen schweren Geschütze auch die stärkste Festung nicht standhalten kann. Endlich konnten die Russen geglaubt haben, den Feind empfindlich zu schwächen durch das Zurückbleiben einer starken Belagerungsarmee, die am allgemeinen Vormarsch nicht teilnehmen konnte, solange Nowo-Georgiewsk unbezwungen war. Auch das ist ein Irrtum. Die Belagerungsarmee ist keineswegs stark gewesen und bestand aus Landsturm und Landwehr. Die Stärke der deutschen Streitkräfte lag hauptsächlich in der schweren Artillerie. Es bleibt also nur noch übrig, daß die Russen aus politischen Gründen die starke Besatzung der Festung Nowo-Georgiewsk nicht mit nach dem Osten nahmen, sondern sie der Gefahr aussetzten, in Gefangenschaft zu geraten; und diese politischen Gründe gipfeln







Hinter der österreichisch-ungarischen Front an der tirolisch-italienischen Grenze.

Oben: **Munitionszug unterwegs.** — Mitte: **Straßenbild.** — Unten: **Reservemannschaften in einem Bauernhaus.**

Nach photographischen Aufnahmen der Kilophot G. m. b. H., Wien.

in der Rücksichtnahme auf Frankreich, den Geldgeber für die ganze starke Befestigung der russischen Weichsel-, Narew- und Njemenlinie.

Rußland hat durch den Verlust von Nowo-Georgiewsk eine ungeheure Einbuße an militärischem Ansehen erlitten. Zunächst hat es in wenigen Tagen ein Bollwerk verloren, dessen Wiedereroberung ihm in diesem Kriege vollständig unmöglich sein wird. Sodann sind mit dem Fall von Nowo-Georgiewsk alle russischen Lügen widerlegt, die von dem Schutz des „strategischen Rückzuges" durch Nowo-Georgiewsk sprachen.

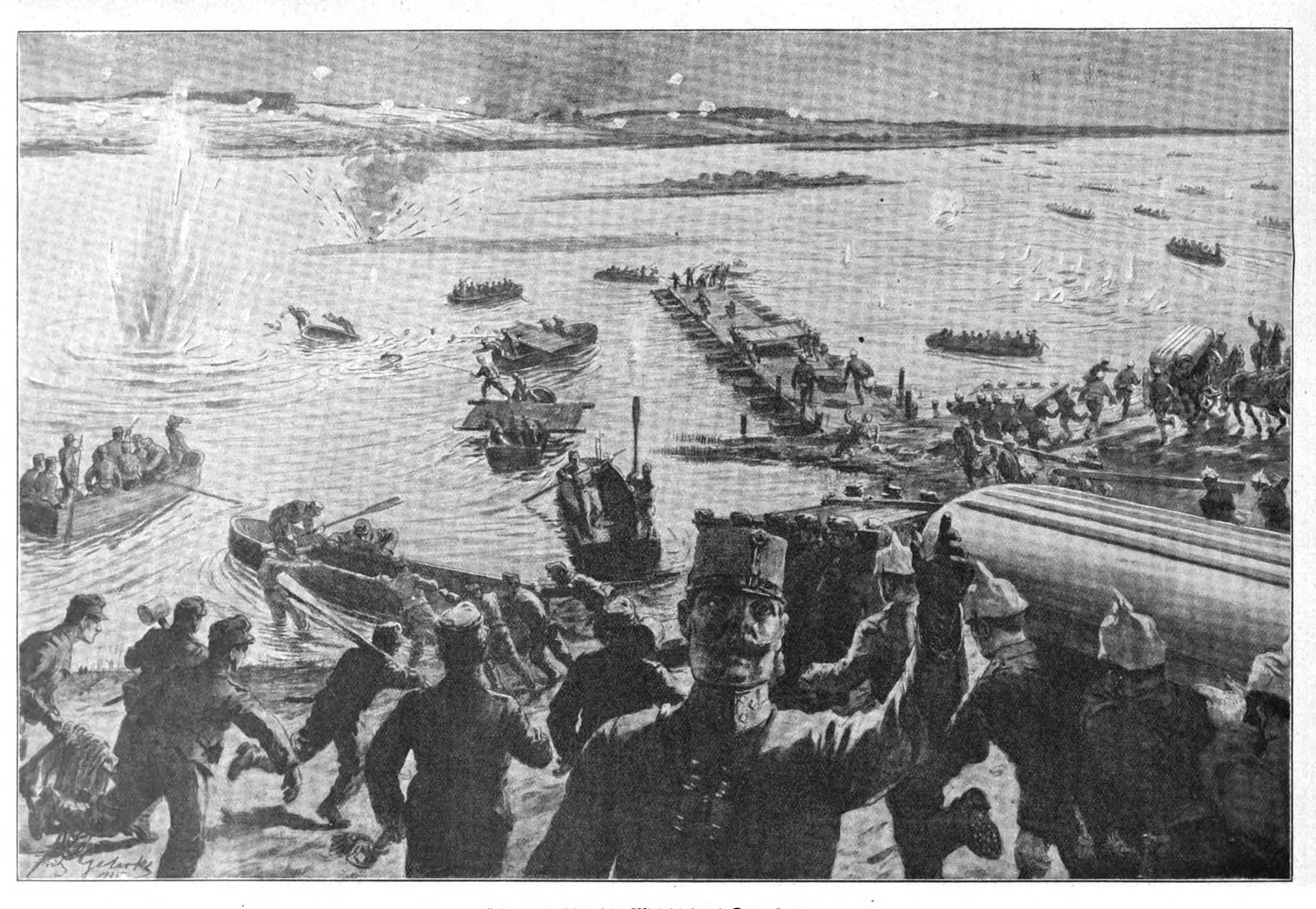
Die Festung selbst wurde im Jahre 1807 durch Napoleon angelegt. Schon ihre damaligen, heute primitiv erscheinenden Werke galten als Festung ersten Ranges. In der Neuzeit sind sie zu einer solchen geworden durch die enge Verbindung mit den Festungen Warschau und Zegrze. Alle zusammen waren eine gewaltige Bahnsperre nach Westen, Norden und Südwesten. Zugleich bildeten sie ein gefährliches Ausfalltor gegen die preußischen Lande. Eine Erkenntnis, die in den letzten deutschen Militäretatverhandlungen vor dem Kriege besonders zum Ausdruck kam. Man wollte sich damals mit der bescheidenen Summe von rund 200 Millionen begnügen, um unsere Ostgrenze besser gegen die gefährliche russische Festungslinie an Weichsel, Narew und Bobr zu sichern. Der Krieg hat gezeigt, wie notwendig solche Sicherung dem Einfall russischer Horden gegenüber war, und eine weitere Erkenntnis des jetzigen Krieges wird es sein, daß Deutschland ganz andere natürliche Sicherungen auf russischem Gebiet suchen muß, um sich vor den Mordbrennern in Zukunft zu schützen. Nowo-Georgiewsk hat als Festung einen Durchmesser von etwa 14 Kilometern. Ihre normale Besatzung wurde im Frieden auf 50 000 Mann veranschlagt. Die Summe der Gefangenen hat gezeigt, daß sie annähernd zweieinhalb Armeekorps stark war, also rund 100 000 Mann. Der Fortgürtel ist ganz modern, während das Innere der Festung, auch die Zitadelle, in ihren bombensicheren Unterkünften einigermaßen veraltet erscheint. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurden acht vorgeschobene selbständige Werke erbaut und in späterer Zeit noch ein weiterer Fortgürtel angelegt, der darüber hinausragte. Im ganzen genommen ist Nowo-Georgiewsk vom fortifikatorischen Standpunkte aus als Festung erster Klasse zu betrachten.

Der Kampf um ihren Besitz begann mit dem Vordringen der Armee Gallwitz zum Narew. Am 6. August wurde das Fort Dembe genommen und kurze Zeit darauf die Festung auch im Osten eingeschlossen. Jetzt war kein Entweichen der Besatzung mehr möglich, und mit jedem Tag war die Festung weiter entfernt von dem letzten russischen Soldaten, der auf der Flucht zum Bug sich befand. Schon am 10. August bemächtigten sich die deutschen Truppen des wichtigen Forts Benjaminow. Die Russen räumten es nach gründlicher Beschießung, bei der die Luftflotte mit ihren Bomben geholfen hatte. Am 13. wurde wieder eine starke Vorfestung erstürmt und der Gürtel der Belagerer um die Festung noch enger geschlossen. Am 16. August geriet ein großes Fort in deutschen Besitz; damit war der stärkste Fortgürtel der Festung durchbrochen, und der Widerstand der gesamten Festungsanlage konnte nur noch wenige Tage dauern. Am 18. August fielen zwei weitere Forts der Nordfront. Am 19. endlich ist Nowo-Georgiewsk selbst in deutschen Besitz gekommen. Gefangen genommen wurden im Lauf der Kämpfe etwa 100 000 Mann, erbeutet insgesamt 1640 Geschütze, 23 219 Gewehre, 103 Maschinengewehre, 160 000 Schuß Artilleriemunition und 7 098 000 Gewehrpatronen, ein gewaltiges Kriegsmaterial, das die Russen dort aufgestapelt und wahrscheinlich nicht rechtzeitig hatten zurückbefördern können. Wie groß dieser Erfolg ist, wird an dem Beispiel klar, das Sedan aus dem Jahre 1870 bietet. Dort waren 83 000 Mann eingekreist und ihnen nur die Wahl gelassen zwischen Gefangennahme durch die deutsche Armee oder Entwaffnung durch die belgische im Übertritt über die Grenze. Dem Eroberer Nowo-Georgiewsks, General v. Beseler (siehe Bild Bd. I Seite 223), sowohl wie seinen tapferen Truppen ist unvergänglicher Ruhm sicher.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Pontonkolonne in den russischen Weichselniederungen.



Übergang über die Weichsel bei Domaszew.
Nach einer Originalzeichnung von Fritz Gehrke.

Übergang über die Weichsel bei Iwangorod.

(Hierzu das Bild Seite 209.)

Um den links der Weichsel überall geschlagenen Russen keine Zeit zu lassen, ihre durcheinandergewirbelten Heeresmassen hinter dem Strom zu sammeln und von hier aus zu neuem Gegenstoß auszuholen, mußte unsere Heeresleitung alles aufbieten, die russische Weichselfront zu durchbrechen und Warschau und Iwangorod zu erobern. Es galt sonach, so rasch wie möglich die Weichsel zu überschreiten und das rechte Ufer zu gewinnen. Doch das war keine leichte Aufgabe, denn die Russen hatten auf ihrem Rückzug die wenigen Brücken über den gewaltigen Strom, der hier eine durchschnittliche Breite von einem bis drei Kilometern aufweist, in die Luft gesprengt. Wenn man also die Russen überraschen wollte, mußten die Pioniere möglichst geräuschlos und während der Nacht Ersatzbrücken schlagen. Durch heftige Artilleriekämpfe wurde außerdem dafür gesorgt, die Aufmerksamkeit des Feindes von der Tätigkeit der Pioniere abzulenken. Dem Führer des Landwehrkorps, General der Kavallerie Freiherrn v. König (siehe nebenstehendes Bild), war die Ausführung des Weichselübergangs übertragen worden, und außer zahlreichen eilig herbeigeschafften Brückentrains standen ihm noch österreichisch-ungarische Pioniere unter der Leitung des unermüdlichen Obersten Mischek zur Seite. In 36 Stunden, die angefüllt waren mit ununterbrochener anstrengender Arbeit, gelang es den tapferen Pionieren, über die hier drei Kilometer breite Weichsel im stärksten feindlichen Feuer mehrere Brücken zu schlagen. Die Russen hatten erwartet, unsere Truppen würden die Weichsel an ihrer schmalsten Stelle bei Nowo-Alexandrija überschreiten, und waren daher ganz verblüfft, als bereits am 28. Juli die ersten Abteilungen der Armee Woyrsch nordöstlich Iwangorod, zwischen Kosenizy und Domasżew den Übergang über den Strom erzwangen. Am Abend des genannten Tages waren alle Vorbereitungen beendet. Zehn Übergangstellen, die in ziemlicher Entfernung auseinanderlagen, waren ausgewählt, damit das Heer den Fluß selbst dann überschreiten könne, wenn der Versuch an einer oder der anderen Stelle vereitelt werden sollte. Patrouillen kreuzten auf den Anmarschwegen



Phot. W. Wesolowski, Czenstochau.

General der Kavallerie Freiherr v. König,
Führer der deutschen Truppen, die den Weichselübergang bei Iwangorod erzwangen, erhielt den Orden Pour le Mérite.

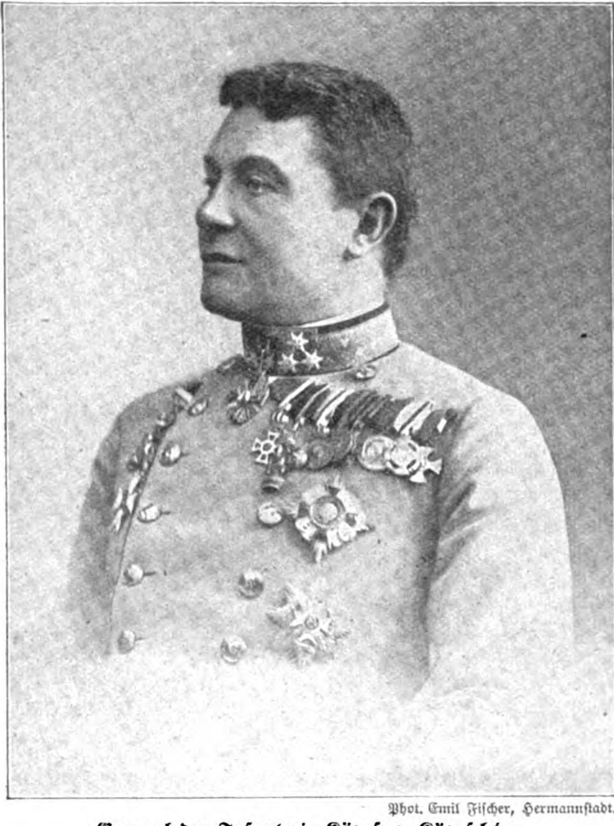
der in Eilmärschen heranrückenden Truppen, um ihnen als Wegweiser zu dienen und sie zu den Furten zu führen. Die Pioniere, die die Infanterie auf Kähnen und Barken ans andere Ufer bringen sollten, mußten mit ihrem Kurs aufs genaueste vertraut sein und ihren Weg auch in dunkler Nacht finden können, denn zahlreiche Sandbänke, die hier die Weichsel durchziehen, konnten die Fahrzeuge leicht mitten im Strom auflaufen lassen. Um halb zwei Uhr morgens sollte die ganze Armee die Weichsel überschreiten — es war eine Fahrt ins Ungewisse, ins Dunkle, denn es war unmöglich gewesen festzustellen, wo und in welcher Stärke der Feind auf dem rechten Weichselufer stand. Dennoch zweifelten weder Offiziere noch Mannschaften an dem Gelingen der kühnen Tat, und aller Herzen schlugen in Erwartung des kommenden großen Ereignisses höher, als zur festgesetzten Zeit der Befehl zum Besteigen der Schiffbrücken gegeben wurde. Lautlos glitten die Boote hinüber. Eine Viertelstunde später donnern plötzlich drüben die Kanonen: die Russen sind an einer Stelle aufmerksam geworden, und unsere Artillerie muß der eben gelandeten Infanterie durch wirksamen Feuerschutz beistehen. An einer anderen Stelle dagegen gelang die Landung unbemerkt. In der Nähe des Ufers fand man die russische Sicherungsabteilung — 183 Mann und 3 Offiziere — gemütlich im Grase liegen und aus Leibeskräften um die Wette schnarchen; etwas unliebsam und unverhofft aus dem Schlafe gerüttelt, traten die Russen nach wenigen Minuten die Reise in die Gefangenschaft an. Als der Morgen dämmerte, hatte die Armee Woyrsch die Weichsel überschritten und befand sich bald in heftigem Kampf mit den Russen, die immer wieder frische Truppen aus Warschau und Iwangorod zusammenrafften und die angreifende Infanterie durch wütende Angriffe in den Fluß zurückzuwerfen versuchten. Mehrere Tage währte der erbitterte Kampf um den Weichselübergang; dem Feinde, der sich sehr hartnäckig verteidigte, mußten die Höhenstellungen am rechten Ufer in blutigem Ringen entrissen werden, damit die Artillerie ungehindert die von den Pionieren geschlagene Brücke überschreiten konnte. Inzwischen leitete General v. Kövesz, der südlich von der Armee Woyrsch stand, den Angriff auf



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Rastende Husarenpatrouille in einem Dorf bei Rawaruska.

die Vorwerke von Iwangorod ein. In zweistündigem Sturmangriff fielen am 1. August acht Außenforts mit 32 Geschützen, 2300 Gefangenen und zahlreichem Material in die Hände der Sieger. Durch den Weichselübergang der Armee Woyrsch im Osten bedroht und der Gefahr ausgesetzt, umzingelt und von der Hauptmasse des Heeres abgeschnitten zu werden, begannen die Russen Iwangorod zu räumen und gaben die wichtige Warschau deckende Blonielinie auf. So hatte der Weichselübergang das Schicksal der beiden großen polnischen Festungen entschieden: die russische Weichsellinie war durchbrochen und unhaltbar geworden.



Phot. Emil Fischer, Hermannstadt.

General der Infanterie Kövesz v. Kövesshäza,
der Kommandant des siebenbürgischen Korps, das am 1. August vor der Westfront von Iwangorod einen glänzenden Erfolg erzielte. Acht stockwerkartig angelegte betonierte Stützpunkte wurden mit dem Bajonett dem Feinde entrissen, über 2300 Gefangene gemacht, 32 Geschütze, darunter 21 schwere, und 11 Maschinengewehre erbeutet.

Iwangorod.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu Bilder und Kartenskizze Seite 211 bis 214.)

Nachdem in dem Aufsatz Marschrichtung „Sienno — Iwangorod" Seite 190 ein kleinerer Teil der großen Rußlandoffensive ausführlicher besprochen wurde, mögen hier einige Angaben über den eigentlichen Kampf um die Festung Iwangorod mitgeteilt werden. Nowo-Georgiewsk, Warschau und Iwangorod bilden die „Weichselfestungen". Sie sollen den Übergang über den Strom unmöglich machen, indem sie das von diesem gebildete natürliche Hindernis künstlich verstärken. Im Unterschiede von Warschau sind die beiden anderen Festungen reine Militärfestungen, in denen also keine Zivilbevölkerung sich aufhält. Dieser Unterschied bewirkte eine grundverschiedene Zuteilung der militärischen Aufgaben schon vor der letzten Einkreisung Warschaus. Russische Befehle wurden bisher darüber zwar nicht veröffentlicht, doch geht es aus der Auslandspresse mit außergewöhnlicher Offenheit hervor. Man fürchtete bei unseren Gegnern sehr bald, daß Warschau ein „russisches Sedan" werden möchte, vor dem nur noch ein eiliges Zurückreißen die Truppen retten könne. Einen hartnäckigen Widerstand scheint man im Hinblick auf die Menge der Zivilbevölkerung selbst bei zahlreicher Besatzung nicht für möglich gehalten zu haben. Ganz anders dagegen bei den Militärfestungen!

Die Festung Iwangorod ist Knotenpunkt der vier Eisenbahnen nach Radom, Warschau, Lukow, Lublin. Sämtliche Brücken, Straßen und Eisenbahnen, sowohl diejenigen, die über die Weichsel, als auch die, die über den Wieprz führen, werden von den Festungsgeschützen beherrscht. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die nächsten Weichselbrücken erst wieder bei Warschau, hundert Kilometer weiter stromabwärts, und bei Krakau liegen, also sogar zweihundertfünfzig Kilometer weit entfernt am Oberlauf der Weichsel. Dazu sind beide Flußufer sumpfig, bei Hochwasser weithin überschwemmt und umkränzt von kleineren und größeren, halb überwucherten Tümpeln oder toten Flußarmen. Man wird nach diesen Angaben die Bedeutung Iwangorods als Brückenkopf hoch genug einzuschätzen wissen.

Auch die Befestigungen hat man sich als großangelegt vorzustellen. Die enge Umwallung am rechtsseitigen Ufer ist bastionenartig und zur Geschützverteidigung hergerichtet. Sie wird verstärkt durch mehrere Vorwerke. Zahlreiche Artillerieräume liegen wohlverborgen tief in die Erde eingedeckt, während die Geschütze auf dem offenen Wall stehen. Mehrere Kasernen, Munitionsräume, Magazine und ähnliche Gebäude werden von der Umwallung umsäumt. Mindestens drei Kilometer weiter vorgeschoben sind fünf Forts am rechten und drei am linken Weichselufer mit einem Umfang von zwanzig Kilometern und einem Durchmesser von siebeneinhalb Kilometern. Die Fortszwischenräume wurden bei Kriegsbeginn gut ausgebaut. Mit Hilfe der Feldbefestigung schuf man ständige Unterkunfts- und Artillerieräume selbst drei Kilometer vom Fortsgürtel entfernt auf den überragenden Höhen des rechten Weichselufers.

Entsprechend diesen günstigen Vorbedingungen für die Verteidigung war der Kampf um die Festung sehr erbittert. Zeitungsleser, die nur den deutschen Tagesbericht durchsehen, haben freilich davon nicht viel gemerkt und wurden plötzlich überrascht durch die fettgedruckte Nachricht, daß Iwangorod genommen sei, und zwar schon einen Tag früher, als unsere Truppen in Warschau einrückten. Die Kämpfe um Iwangorod waren nämlich nicht aus dem deutschen, sondern aus dem österreichisch-ungarischen Tagesbericht zu ersehen. Die Truppen von Deutschlands Verbündetem waren „angesetzt" auf die Festung, einige deutsche Verbände fochten an ihrer linken Schulter, und nur auf diese letzteren beziehen sich meist die deutschen Nachrichten.

So meldete Wien am 24. Juli amtlich mehrere russische Vorstöße gegen das siebenbürgische Korps dicht westlich Iwangorod, die zurückgeschlagen wurden. Am nächsten Tage wiederholten sich ähnliche, aber schwächere Vorstöße. Man sieht, die russische Besatzung wehrte sich keineswegs nur defensiv, sondern wagte mit der Hauptreserve und den Abschnittreserven offensive Gegenstöße. So setzte ein gewaltiger Vorstoß nochmals am 28. Juli westlich Iwangorod ein, der unter großen Verlusten für die Russen im Feuer der Einschließungstruppen zusammenbrach. Dadurch wurde der Verteidiger sehr geschwächt und konnte anscheinend nicht mehr verhindern, daß am 28. Juli früh an mehreren Stellen beiderseits der Radomkamündung der Weichselübergang erzwungen wurde. Diese Stoßgruppe auf dem rechten Ufer war der schmerzhafteste Pfahl im russischen Fleische, denn er bedrohte die Festung vorläufig von Nordwesten, konnte sich jedoch weiter vorwärts treiben und die rückwärtigen Verbindungen der noch nicht eingekreisten Festung abschneiden. Es nimmt deshalb nicht wunder, daß sich wütende russische Angriffe gegen den kühnen Eindringling wandten. Auch der deutsche Bericht meldete am 31. Juli diese Gegenstöße, die mit der Gefangennahme von 1 Regimentskommandeur, 6 Offizieren, 1600 Mann und der völligen Zurückwerfung des Feindes endeten. Als am 30. Juli österreichisch-ungarische Kavallerie in Lublin einrückte, war die Lage, wie aus Skizze Seite 214 ersichtlich. Immer wieder flammten diese Angriffe gegen Nordwesten auf, bis siebenbürgische Regimenter mit mächtigem Ansturm unter General der Infanterie v. Kövesz auch im Westen anpackten und acht stockwerkartig angelegte betonierte Stützpunkte eroberten (siehe obenstehendes Porträt und Bild Seite 212/213). Nun hielten die Russen nicht länger stand. Der zähe Kampf um die Festung ging über in einen Rückzug mit Nachhutgefechten. Am 4. August war West-Iwangorod in den Händen der deutschen Verbündeten. Am 9. August stand man bereits in Linie Zechelow—Ryki—Lublin. Südwestlich davon war das Gelände vom Feinde gesäubert — Iwangorod war unser!

Die Badener im Gefecht.

Ein trüber Herbsttag brach an und erfrischte uns mit seinem naßkalten Tau. Kaum waren wir wach, da kam der



Eroberung eines stockwerkartigen Vorwerks vor Iwango

Nach einer Originalzeichnung



… durch das siebenbürgische Infanterieregiment Nr. 50.
… Professor Anton Hoffmann.

Befehl: „In einer Stunde steht das erste Bataillon marschbereit. Front gegen Westen auf den Weg, der 300 Meter südlich von dem Orte G. über die Forts G. v. H. und C. nach N. führt.“ In Eile wurde noch ein Schälchen Mokka geschlürft, und fröhlich und guter Dinge marschierten wir ab. Im Divisionsbefehl hieß es: „Vormarsch gegen den Feind. Erstes Bataillon Vorhut!“ Nachdem wir den Höhenkamm überschritten hatten, kamen wir nach etwa einstündigem Marsch nach N. Gleich hinter diesem Orte überschritten wir unter einem dreimaligen Hoch auf unseren Kaiser und unter „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ die französische Grenze.

Nach einem fröhlichen Marsch von vier Stunden machten wir plötzlich halt. Ein jeder von uns wußte, was es geschlagen hatte, und in Blitzeseile ging die Meldung von Mund zu Mund: „Unsere Kavalleriepatrouille ist auf feindliche Abteilungen gestoßen.“ Das Gewehr schußbereit im Arm ging es langsam vorwärts. Die Franzosen aber hatten, als sie uns bemerkten, Reißaus genommen, denn es wurde dunkel. Es wurde Nacht, aber vom Franzmann keine Spur. Der Franzose geht nachts gern einem Gefecht aus dem Wege, denn er liebt es, seine Nachtruhe zu halten. Wir bezogen daher in R . . . ville Alarmquartiere. Um uns vor einem feindlichen Überfall zu sichern, wurden nach innen und außen Wachen aufgestellt, und da hatte meine Kompanie die Ehre, daran teilnehmen zu dürfen. So kam unser erster und zweiter Zug auf Wache, während der dritte zu Haus bleiben durfte. Die Feldküche hatte es nicht fertig bringen können, bis an uns heranzukommen, und da bekanntlich Hunger weh tut, so wurde ein ohne Heimatschein herumlaufendes Schwein ohne weiteres in Gefangenschaft gesetzt, und unser „Blitzzügle“, zwei sehr fixe handfeste Metzger unserer Kompanie, die mit den Schweinen ebenso umzugehen wissen, wie mit den Franzosen, machten sich sofort an die Arbeit. In einer Stunde hatte jeder eine kriegstarke Portion Kesselfleisch im Kochgeschirr, dazu einen halben Laib Kommißbrot, und das reichte bis wieder zwölf Uhr. Als dann wirklich unsere „Gulaschkanone“ anlangte, gab es noch eine kräftige Abendkost, und dann ging es mit Riesenschwung in „Heubühnens Patent-Federbetten“.

Daß man mit vollem Magen gut schläft, weiß ein jeder, und so schliefen auch wir so fest, daß unsere „Kompaniemutter“ viel Mühe anwenden mußte, um uns aus unseren Stellungen herauszuhauen. Es wurde noch ein Schälchen Kaffee gefaßt, und dann hieß es schanzen. Nachdem unsere Posten alle eingezogen waren, rückte die Kompanie in die befohlenen Stellungen, um da Schützengräben auszuwerfen. Eben wollten wir beginnen, da kam auch schon ein Gegenbefehl: „Das erste Bataillon steht um neun Uhr gefechtsbereit bei der Kirche in R . . . ville.“ Also hatten die Franzosen aus der „Courageflasche“ getrunken und rückten gegen uns vor. Unser Bataillon nahm Aufstellung beim Kirchhof und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Es dauerte auch nicht lange. Der dritte Zug sang eben noch: „Als die Russen frech geworden“ und „Alles neu macht Herr Grey“, da schlugen auch schon die ersten französischen „Zuckerhüte“ 300 Meter vor uns ein. Das störte uns aber nicht, und ruhig sangen wir weiter, bis es endlich hieß: „Ausschwärmen und vorgehen.“ Unsere Kompanie ging als letzte vor und hatte den Befehl, „einzuschwärmen“. So gingen wir ungefähr eine Stunde vorwärts, bis wir die für uns so verhängnisvoll gewordene Höhe erreichten. Hier sandten die Franzosen wieder ihre „eisernen Grüße“ in unsere Schützenlinie, ohne jedoch etwas zu erreichen. Da kam der Befehl zum Rückzug, um auf der gegenüberliegenden Höhe zu schanzen. Es wurde allmählich dunkel.

Die Franzosen wollten ihre Nachtruhe haben und ließen uns in Ruhe. Nur ihre Feldartillerie vermutete uns in dem neben unserer Stellung liegenden Dorf und schoß in dieses hinein mit Granaten und Schrapnellen, immer abwechselnd, bis das ganze Dorf lichterloh brannte. Aber sie hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Wir schanzten indessen ruhig weiter, und als am anderen Morgen die Sonne den neuen Tag begrüßte, da lag jeder von uns in gut gegen Schuß und Sicht verschanzter Deckung. Es dauerte gar nicht lange, da flogen die feindlichen Infanteriekugeln über unsere Köpfe weg, sobald sich einer sehen ließ. Wir mußten den ganzen Tag, auf dem Bauche liegend, aushalten, bis endlich gegen fünf Uhr der langersehnte Befehl zum Angriff kam. Im Sturmschritt gingen wir vor, und die Franzosen zogen sich vor dem wohlgezielten Feuer unserer braven Feldartillerie immer weiter zurück. Wir erreichten glücklich die Anhöhe. Das feindliche Feuer war ganz eingestellt worden. Als wir aber oben anlangten, da bekamen wir die Feuertaufe, wie ich sie bis dahin noch nicht mitgemacht hatte. Von drei Seiten Flankenfeuer. Mancher meiner Kameraden ist dort oben begraben, fern von dem schönen Badener Land.

Unsere Verluste waren ziemlich groß, besonders war die zweite Kompanie stark mitgenommen worden; sie stand im dichtesten Kugelregen. Mein Kompanieführer erhielt zwei Kopfschüsse, zum Glück aber nur Streifschüsse. Ein Feldwebel der Reserve, der Zugführer des zweiten Zuges, bekam vier Schüsse. Ich wundere mich selber, wie ich so heil davongekommen bin. Auf Befehl des Oberleutnants brachte ich den schwerverwundeten Feldwebel zum Verbandplatz. Als ich zurückkehrte, hatte unser Bataillon bereits den Ort gestürmt und genommen. Da sich die Herren Franzosen zurückgezogen hatten, bezogen wir Alarmquartiere.

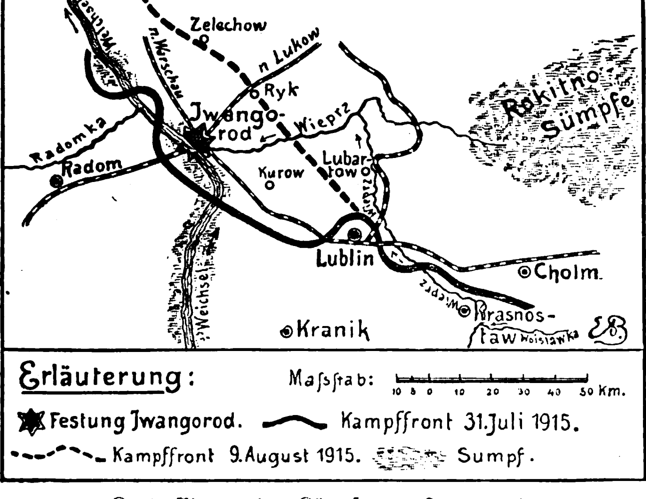
Nach des Tages Last und Müh' hält jeder gern Rast. Wir kommen vor ein Haus, dessen Besitzer ich fragte, ob er keine Franzosen im Hause habe, worauf ich die glatte Antwort „non“ erhielt. Dies genügte uns nicht, denn der Mann sah wenig vertrauenerweckend aus. Das Haus wurde durchsucht, und wir fanden im Keller 15 Franzosen. Als sie sahen, wem sie in die Hände gefallen waren, warfen sie die Waffen fort, streckten die Hände in die Höhe und deuteten durch Gesten an, daß wir nicht schießen sollten. Wir verschonten sie.

Um vier Uhr morgens bezogen wir neue Stellungen, die aber für uns noch verhängnisvoller wurden als am Tage vorher. Wir waren einem mörderischen Infanteriefeuer ausgesetzt, das unsere dünnen Reihen noch mehr lichtete.

Der Herbstanfang des Jahres 1914 wird jedem von uns eine denkwürdige Erinnerung sein. —

Wir schanzten dann wieder die ganze Nacht und wachten andauernd, da die Franzosen kaum 400 Meter von uns entfernt lagen. Frühmorgens schickte uns die feindliche Artillerie den ersten Morgengruß. Dieser Tag schien noch heißer zu werden als der vergangene. Schlug doch ein Volltreffer mitten in den Schützengraben, wo die Befehlsempfänger unseres Bataillonskommandeurs lagen, tötete fünf Mann und verwundete drei schwer. Zu gleicher Zeit griff uns auch die französische Infanterie an, und zwar in Linien zu drei Gliedern dicht nebeneinander; sie erhoben dabei ein Geschrei, als wenn sie bei Mülhausen wären und den leeren Bahndamm stürmten. Unser guter Oberleutnant sagte zu uns: „Kinder, immer ruhig Blut! Noch ist Polen nicht verloren. Rußland muß noch badisch werden! Erst schießen, wenn sie auf 150 Meter heran sind.“ Und so ließen wir sie herankommen. Auf einmal ertönte der Befehl: „Feuer! Schnellfeuer!“ Unsere Gewehre und Maschinengewehre fingen an zu knattern, daß man meinte, die Welt ginge in Splitter. Da lagen die armen Franzmänner auf dem Boden, in derselben Formation, wie sie angegriffen hatten. Zehn Minuten später sah man keine Franzosen mehr.

Liller Kriegszeitung.



Kartenskizze zu den Kämpfen um Iwangorod.

Im feindlichen Granatfeuer verschüttet.

Vor Ypern, ...

Wie alltäglich hatten die Engländer um drei Uhr fünfundvierzig Minuten ihr Artilleriefeuer gegen die deutschen Stellungen wieder aufgenommen. Den Verlust des Ortes S. und des Stützpunktes, den wir ihnen abgenommen hatten, konnten sie augenscheinlich noch nicht verschmerzen. Aber heute sollte das Feuer länger als sonst andauern. — Es ist zwei Uhr nachmittags geworden. Seit drei Tagen hatten unsere Leute kaum geschlafen, seit 24 Stunden nur wenig zu sich genommen. Granaten, Schrapnelle und Minen schicken uns die Engländer in bunter Folge herüber. Unsere Kompanie hatte unter diesem Feuer schon gelitten, hielt sich aber sehr wacker. Auch war Verstärkung angekommen. Besser als je saßen heute die englischen Granaten in den deutschen Gräben und Unterständen. „Die Hälfte der Gruppe steht, die andere Hälfte legt sich mit aufgepflanztem Bajonett daneben," ordne ich an und setze mich in den letzten Unterstand, der noch zu finden ist. Es ist der Beobachtungstand einer Batterie mit zwei Offizieren, einem Unteroffizier und einem Telephonisten. Zu ihnen setze ich mich auf die Erde nieder und harre der kommenden Dinge. In dem gegenüberliegenden Rest eines Unterstandes suchen ein Fähnrich mit seinem Putzer, mein Melder und mein Bursche Deckung. Kaum sind wir untergeschlüpft, da kommt auch schon die erste Granate angesaust. Mit einem „Wu—i—i—i—krach—bumm" schlägt sie in unserer Nähe ein. Erde, Eisenstücke, Steine und allerhand Brocken fliegen um uns herum, auch eine gefüllte englische Fleischkonservenbüchse ist dabei. „Will'm, willste friestiicken!" hören wir noch einen Gefreiten rufen, der einem Kameraden die herangeangelte Fleischbüchse anbietet. Kräftig lachen wir über diesen Humor in der ernsten Lage. Ein Blick überzeugt mich davon, daß die Granate in den uns zunächst gelegenen englischen Schützengraben eingeschlagen hat, den die Engländer während ihres Artilleriefeuers als gefährdet geräumt hatten. Bei der Explosion war die Büchse mit zu uns herübergeschleudert worden. „Wu—i—i—i—i—krach—bumm" die zweite Granate. Sie war schon bedenklich näher eingeschlagen. Jetzt funken auch unsere Artilleristen über uns hinweg den Engländern entgegen. „Der erste Schuß saß gut, der zweite könnte etwas kürzer sein," meldet Leutnant K. vom Beobachtungsposten seiner Batterie. „Wu—i—i—i—i—krach—bumm" saust die dritte englische Granate gegen uns heran. Sie sitzt wieder ein Stück näher; die Engländer schießen heute gut! Stumm und ernst legen sich unsere Leute auf die Erde nieder, keiner verläßt den Posten, auf den er gestellt ist. „Tuuuut, tuut tut tut" summt es vom Telephon her. „Hier B.-Stelle 5. Leitung geprüft — Schluß!" „Wu—i—i—i—i—krach—bumm", wieder sitzt eine Granate in unmittelbarer Nähe, und eine Garbe von Erde und Sprengstücken spritzt in die Höhe. Die Sache wird immer ungemütlicher. Jetzt legt sogar Leutnant L. seine Zeitschrift „Wild und Hund", in der er bisher eifrig gelesen hat, aus der Hand und meint gelassen: „Die war aber verteufelt nahe." Das Telephon meldet sich wieder: „Batterie fragt an, wie die letzten Schüsse saßen." — „Der erste Schuß saß, die — — —" Jäh verstummt die Antwort, denn in diesem Augenblick setzt ein betäubender Krach ein, dann die Stille des Todes. Ein Augenblick der Bewußtlosigkeit folgt bei uns, kein Hören und Sehen mehr. Dunkel der Nacht um uns, wir sind verschüttet! „Herr Gott, sei uns gnädig!" — — „Hilfe, Hilfe!" gellen dann die Verzweiflungsrufe durcheinander. Eine Granate war gerade auf unseren Unterstand niedergefallen und hatte ihn zerstört! Ich stecke bis über den Kopf im Sand und vermag kaum die Augen zu öffnen, auch nichts zu rufen. Mühselig recke ich den Hals etwas hoch, da sehe ich dicht über mir einen ganz schwachen Lichtschimmer. Trümmer von Balken und eisernen Schienen liegen auf meinem Leib. Ich versuche, mich etwas höher zu recken, aber schon rieselt von neuem Sand auf mich herab. Endlich gelingt es mir, den Kopf frei zu bekommen. Ein Bild des Schreckens bietet sich mir: Verwundete mitten unter Sand und Trümmern. Schon erblickt mich mein braver Bursche, der von dem



Phot. Hohlwein & Gircke, Berlin.

Abendmusik im Soldatenheim in Mézières.

benachbarten Unterstand zu uns herübergekrochen war. Trotz der gefährlichen Lage versucht er, mich mit den Händen aus den Trümmermassen des Unterstandes zu befreien. Eben kann ich den Arm freibekommen, da stürzen auch schon der Fähnrich und die anderen braven Kameraden unerschrocken herbei, um ungeachtet der Gefahr zu retten, was zu retten ist. „Rettung in Sicht", wie schön wäre der Gedanke gewesen, wenn nur nicht die verschütteten und verwundeten Kameraden gewesen wären. Nach etwa 20 Minuten haben mich die braven Kameraden aus den Trümmern herausgeholt, nur der linke Fuß steckt noch eingeklemmt. Mit aller Kraft ziehe ich nach. Gott sei Dank, er gibt nach, und zwei Mann ziehen mich vollends aus der Höhle des Schreckens heraus. Da sehe ich auch schon, wie aus dem feindlichen Schützengraben die aufmerksam gewordenen Engländer auf uns anlegen, zielen und abschießen. „Achtung," rufe ich, „die Engländer schießen auf uns." Die Kugeln sausen uns um die Köpfe. Zum Glück traf keine. Wunderbarerweise bin ich ohne jede äußere Verletzung geblieben. Der Nervenschock, die Quetschungen und die heftigen Kopfschmerzen, besonders aber der starke Schmerz in meiner alten schweren Verletzung vom Beginn des Krieges wurden zunächst betäubt von dem Gefühl „Gerettet!" Die Granate hatte unseren „bombensicheren" Unterstand mit einem Volltreffer gänzlich zerstört. Der Unteroffizier war dabei leider ums Leben gekommen, die beiden Artillerieoffiziere schwer verletzt worden. — Nun liege ich hier, einen Tag nach diesem furchtbarsten aller meiner Erlebnisse in diesem Kriege, mit einem der beiden Beobachter in dem freundlichen Zimmer eines Feldlazaretts in Belgien. Wir sprechen nicht vom gestrigen Tage, beim Gedanken daran läuft es mir noch wie ein eisiger Schrecken über den Rücken. Stumm sehen wir uns von Zeit zu Zeit an, voll Dank über die Rettung und in den Augen das Staunen, daß wir mit dem Leben davongekommen sind!

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Ein österreichisch-ungarisches Infanterieregiment mit zusammenlegbaren Tragbahren.

Nahkampf am Monte Piano.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Als die Täler der Alpen noch nicht vom Kanonendonner und Knattern der Gewehre widerhallten, wanderten alljährlich zur Sommerzeit Tausende und aber Tausende von Touristen, Sommerfrischlern und Hochzeitsreisenden von Schluderbach und Landro her durchs Höhlental, um über Cortina d'Ampezzo den Monte Piano zu ersteigen. Er liegt bereits auf italienischem Gebiet und von seinem Gipfel aus bietet sich dem Auge ein herrliches Panorama. In strategischer Hinsicht beherrscht der Monte Piano das Ampezzaner Tal und die von Tirol nach Italien führenden Gebirgstraßen und Pässe, weshalb seine Höhen bereits wenige Tage nach Beginn des Krieges mit Italien von den k. u. k. Truppen besetzt und befestigt wurden. Teile vom . . Infanterie-, . . Landesschützen- und . . Kaiserjägerregiment hielten hier, unterstützt von Standschützen und mehreren Batterien Feld- und Gebirgsartillerie, die nur mühsam auf die steilen Felsmassen geschafft werden konnten, dem fast ununterbrochen gegen sie gerichteten schweren Artilleriefeuer aus den italienischen Grenzforts und eingebauten Bergstellungen heldenmütig stand und wiesen alle Angriffe weitüberlegener feindlicher Kräfte stets glänzend ab. Solange die Österreicher und Ungarn im Besitze des Monte Piano sind, können die Italiener keinen Vormarsch gegen das Pustertal wagen, weil sie in diesem Falle im Rücken bedroht wären und leicht abgeschnitten werden könnten. Deshalb suchte General Cadorna die Österreicher und Ungarn aus ihren gut ausgebauten Höhenstellungen zu vertreiben und ihnen den Monte Piano wieder zu entreißen. Am 5. Juli eröffneten die Italiener in früher Morgenstunde ein heftiges Artilleriefeuer aus 15-cm-Geschützen gegen den Berg, allein dank den geschickt angelegten Deckungen der österreichisch-ungarischen Truppen war es ihnen nicht möglich, irgendwelche Erfolge zu erzielen. Es wurde wohl einiger Schaden an Hindernissen und Schützengräben angerichtet, die indes bald wieder hergestellt werden konnten. In der Nacht vom 6. auf 7. Juli arbeitete sich die italienische Infanterie unter einem heftigen Feuer aus 30,5-cm-Mörsern auf sechshundert bis achthundert Schritte an die k. u. k. Stellungen heran und grub sich dort ein. Allem Anschein nach plante der Feind einen überraschenden Sturmangriff, und so wurde am 8. Juli die Besatzung durch frische Kräfte verstärkt. In den nächsten Tagen verdoppelten die Italiener ihr Feuer, aber unerschrocken hielten die tapferen Verteidiger unter ihrem mutigen Führer, Hauptmann Gröschl, stand und wiesen alle feindlichen Angriffe erfolgreich zurück. Aber die Italiener wollten um jeden Preis den auf ihrem Gebiet gelegenen Berg wiedergewinnen, und so unternahmen sie am 20. Juli einen entscheidenden, allgemeinen Angriff, den ein wütendes Artilleriefeuer aller Kaliber einleitete und in dessen Verlauf rund viertausend schwerste Granaten gegen die sechshundert Schritt breite österreichisch-ungarische Front auf der Bergspitze geschleudert wurden. Um fünf Uhr morgens setzte der Infanterieangriff von drei Bataillonen Alpini und Bersaglieri ein, die im Nebel bis nahe an eine Stellung herankamen, die durch die dreitägige Beschießung ziemlich gelitten hatte. Aber die österreichisch-ungarische Artillerie bemerkte den Feind noch rechtzeitig, um ihn durch ein vernichtendes Kreuzfeuer im Bunde mit Tiroler Standschützen zurückzuwerfen. Auch ein zweiter Angriff der Alpini brach kurz vor den Hindernissen zusammen. Nun zogen die Italiener alle Reserven heran und stürmten, durch frische Truppen unterstützt, zum dritten Male vor. Es gelang ihnen, die durch die Beschießung beschädigten Drahtverhaue vollends zu zerstören und in der Mitte in die vordersten k. u. k. Gräben einzudringen, wo es nun zum erbitterten Nahkampf und Handgemenge kam. Am linken Flügel, wo der Kampf ebenso heftig tobte, sahen sich die Kanoniere gezwungen, mit Revolver und Degen ihre Geschütze zu verteidigen. Die Kanonen rasch in Sicherheit zu bringen, war wegen des steilen Felsgeländes unmöglich. Schon kamen die Italiener, deren Reihen sich stets von neuem füllten, bis auf wenige Schritte an die österreichisch-ungarischen Bat-



Nahkampf am Monte Piano.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.

terien und Gräben heran, und es schien fast, als sollte ihr Angriff gelingen — da rief Oberleutnant Frank die wenigen Leute, die ihm noch geblieben waren, zusammen, und während er selbst in der vordersten Reihe stehend mit Revolver und Degen die Welschen zurückhielt, griffen seine Leute zu den gefürchteten Handgranaten, die den Nahkampf zugunsten der tapferen Verteidiger entschieden. Haufenweise brachen die Italiener vor der feindlichen Feuerstellung zusammen; ihr Angriff geriet ins Wanken, und angesichts der furchtbaren Verluste, die sie erlitten, waren sie nicht mehr vorwärts zu bringen. Bereits um halb sieben Uhr morgens war der feindliche Angriff auf den Monte Piano auf der ganzen Front abgeschlagen.

Armierungssoldaten.

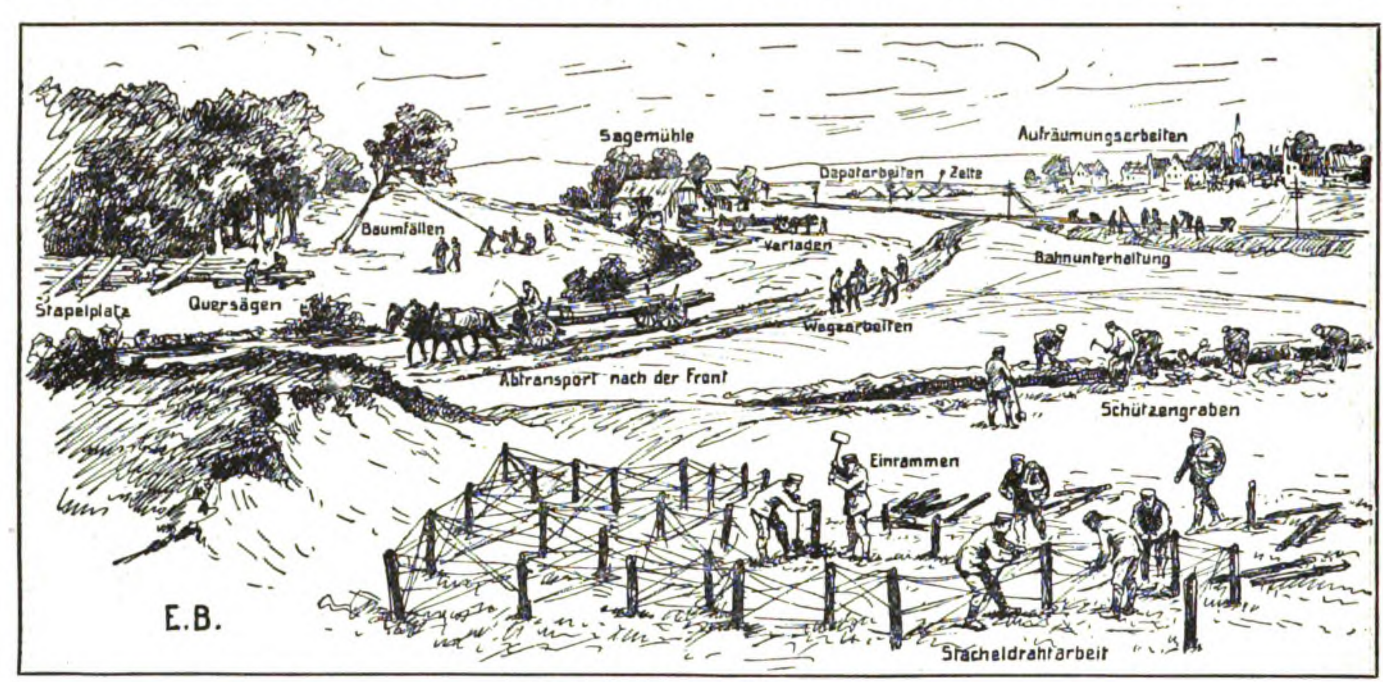
Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 218—220.)

Das große Völkerringen erfordert die Anspannung aller Kräfte, auch derer, die für den ersten Augenblick nicht für den Militärdienst geeignet scheinen. Unsere deutsche Heeresverwaltung hat es verstanden, jeden an einen Platz zu stellen, der seinen Kräften angemessen ist, und alle vollwertigen Kräfte für den edelsten Militärdienst, den Kampf, heranzuziehen, während die so frei gewordenen Stellen durch solche besetzt werden, die zwar für den Kampf untauglich, für die „Schipperarbeiten" jedoch noch sehr gut zu verwenden sind. Es sind dies die Armierungssoldaten, die aus Leuten des „Landsturmes I. und II. Aufgebots ohne Waffe" oder „zu Arbeitszwecken" gebildet werden. An den Grenzen unseres Reiches oder in der Nähe von Festungen kennt jeder diese Männer, die bleich, zartnervig und mit kleinen Leiden behaftet von der Werkstatt oder vom Schreibtisch kamen und die bald nachher von der gesunden Arbeit in der Natur und der mäßigen Lebensweise braungebrannte, frische Wangen zeigten, zehn Stunden täglich hackten, schaufelten, Bäume fällten und sie auf starken Schultern spielend zum Einbauen trugen. Die weißleinene Armbinde über der Uniform kennzeichnet ihre Zugehörigkeit zum „Arm. Batl. Nr..." Hoch und niedrig, arm und reich, gebildet und ungebildet, wie sie der Zufall zusammenwehte, ziehen sie morgens mit Hacke und Schaufel unter Marschliedern auf ihr Arbeitsfeld, das sie für den Kampf vorbereiten, weil es einmal überraschend schnell zum Schlachtfeld werden kann und die Truppen dann an jedem Stützpunkt froh sind, wo sie sich zäh anklammern können.

Rund fünfhundert Mann beträgt die Kopfzahl einer Kompanie des Armierungsbataillons. Der Stolz des Kompanieführers sind die dabei befindlichen „gelernten" Holz-, Eisen-, Betonarbeiter und Maurer sowie Schuhmacher, Schneider, Schlächter. Erstere dienen am besten dem Wohl des Vaterlandes, letztere dem der Kompanie. Die Gesundheitspflege ist zwei Sanitätsunteroffizieren oder Sanitätsgefreiten anvertraut. Dazu kommt eine der Kompaniekopfzahl entsprechende Anzahl niederer Dienstgrade, wie Gefreite, Unteroffiziere, Feldwebel und Offizierstellvertreter. Das ist die Zusammensetzung einer Armierungskompanie. Eine Abart, deren Sonderaufgabe sich schon in ihrem Namen kundtut, sind die Straßenbaukompanien, die nur aus ungefähr zweihundert Mann bestehen und ebenfalls einem Armierungsbataillon angegliedert sind.

Nicht nur die Rekrutierung und Zusammensetzung der Armierungsbataillone hat sich während des Krieges geändert, sondern — und darauf dürften die erstgenannten Neuerungen fußen — auch ihre Aufgabe. Unter dem Wort „Armierung" verstand man die Arbeiten, die nötig waren, eine moderne Festung vom Friedenszustand in den Kriegszustand überzuführen. Das wurde von den Arbeiter- oder Armierungsbataillonen bewerkstelligt. Bekanntlich hat jeder Staat das Bestreben, die Lage, die Bestückung und den Ausbau der ständigen Festungsanlagen vor unberufenen Augen peinlichst zu hüten, um dem Gegner keinen Einblick und keine Schlüsse auf Reichweite der Geschütze, einzusehende Täler, genauen Standort der Panzertürme, Anlage der vorgeschobenen Stellungen, der Hauptkampfstellung und der Aufnahmestellungen zu ermöglichen. Wie in einem Schmuckkästchen liegen die wichtigen Infanterie- und Panzereinheitswerke von unauffällig angepflanzten Wäldern umgeben. Selbst der weite Stacheldrahtzaun wirkt nicht verräterisch, denn wo gibt es heutzutage keine Stacheldrahtzäune! Häuser und Dörfchen schmiegen sich oft harmlos bis dicht an den Fuß eines mittelgroßen Hügels, auf dem der Laie höchstens ein Munitionslager vermutet.

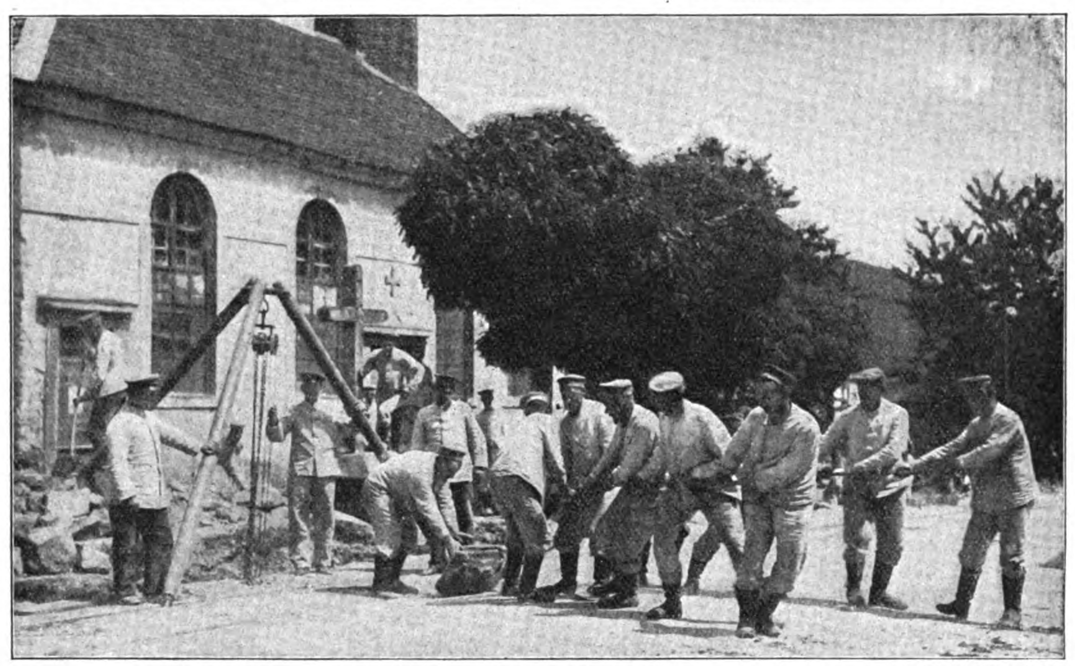


Armierungssoldaten bei der Arbeit.

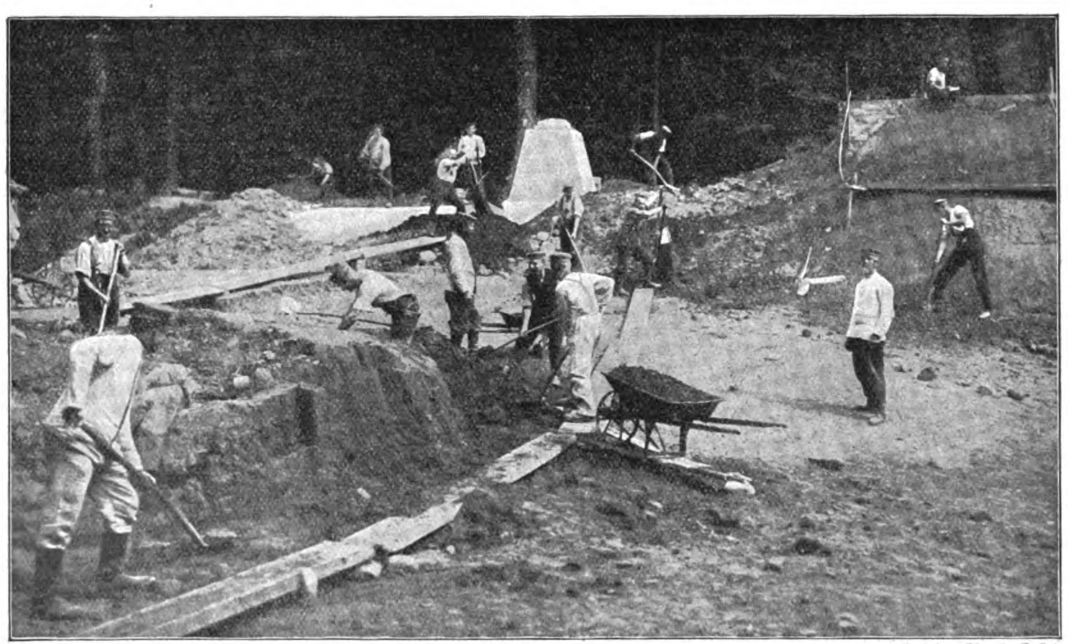
Plötzlich, mit dem ersten Mobilmachungstag, fällt die Maske. Unter der emsigen Arbeit der Armierungssoldaten verschwinden ganze Waldgruppen und machen grasbewachsenen, allmählich und unscheinbar im Gelände ansteigenden Böschungen Platz. Das sind die berüchtigten, spiegelglatten Glacis der Festung, die dem Verteidiger weithin ein prachtvolles Schußfeld, dem Angreifer dagegen nirgends Deckung gegen Sicht oder Schuß bieten. An anderen, tiefgelegenen Stellen bleiben nur die Baumstümpfe stehen. Viele fleißige Hände der Soldaten unserer Arbeitsbataillone ziehen Stacheldraht kreuz und quer in scheinbar regellosem Durcheinander. Auch würde der Laie die ungleiche Arbeit an den umgehauenen Stämmen bekritteln. Wie das aussieht! Ein Baumstumpf reicht bis zur Brusthöhe, daneben ist ein nur kniehoher Stamm stehen geblieben. Ein Stumpf neben dem anderen. Und jeder besitzt eine verschiedene Länge. Könnte man einige Tage später diese „Stätte der unvernünftigen Verwüstung" sehen — nur wenig Augen ist es vergönnt — so würde man staunen über ein scharfsinnig angelegtes, ganz dem Gelände angepaßtes Draht-

hindernis. Die Armierungssoldaten staunen selbst über ihr Werk. Wie das so rasch ging und die Tätigkeiten unter sachgemäßer Leitung ineinander übergriffen! Der eine hatte nur Bäume gefällt. Andere hatten sie weggetragen. Dieser hatte Stacheldraht herangefahren. Jener ihn festgenagelt. Und plötzlich wurde aus den vielen Kleinarbeiten ein großes Ganzes. Da wußten sie, daß sie nicht vergeblich gearbeitet hatten.

Noch viel mehr wird hinter den feindwärts gelegenen äußeren Hängen gearbeitet. Unterirdische Gänge werden mühsam ausgehoben und führen Hunderte von Metern weit außerhalb der Festung plötzlich ins Freie oder münden in einem kleinen, gut versteckten Postenloch, von wo aus das ganze Drahthindernis prachtvoll zu übersehen ist. Wasserleitungen werden gelegt. Der Sachverständige weiß genau: das Öffnen bestimmter Wasserhähne genügt, um innerhalb kurzer Zeit große Strecken des Vorgeländes in Wassergräben oder zähen Sumpf zu verwandeln, ohne daß die Wasserversorgung der Festungsbesatzung darunter zu leiden hätte. Der ganze Hügel scheint ein weitverzweigtes unterirdisches Dorf zu beherbergen: mannshohe Gänge mit elektrischen Lichtanlagen, geräumige Gelasse mit Luftdrucktüren, elektrische Alarmglocken, Fernsprecherleitungen, Lüftungsvorrichtungen, Munitionskammern und wieder neue Gänge, neue Gelasse mit Lagerstätten. Ein vielmaschiges Netz, in dem man sich erst allmählich zurechtfindet, bis von den Armierungssoldaten überall die kunstlos bemalten Wegzeiger und Richtungstafeln angebracht sind. Und was es sonst alles dort unten zu tun gibt! So viele Kleinigkeiten, anscheinend ganz nebensächliche Dinge, die eines Tages höchst wichtig werden können; eines Tages, wenn sich die Räume füllen mit kampfgewohnten, aber zurückgeworfenen Truppen, die bereit sind, sich hier zu halten

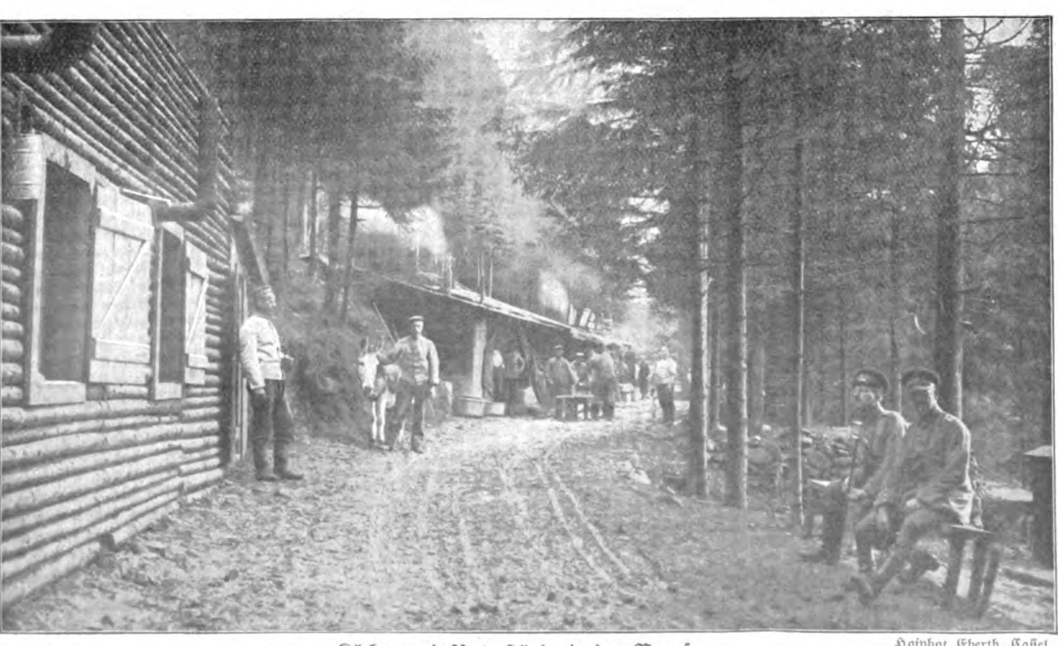


Berliner Landsturm (Armierungstruppe) beim Bau einer Wasserleitung. Hofphot. Eberth, Cassel.



Hofphot. Eberth, Cassel.

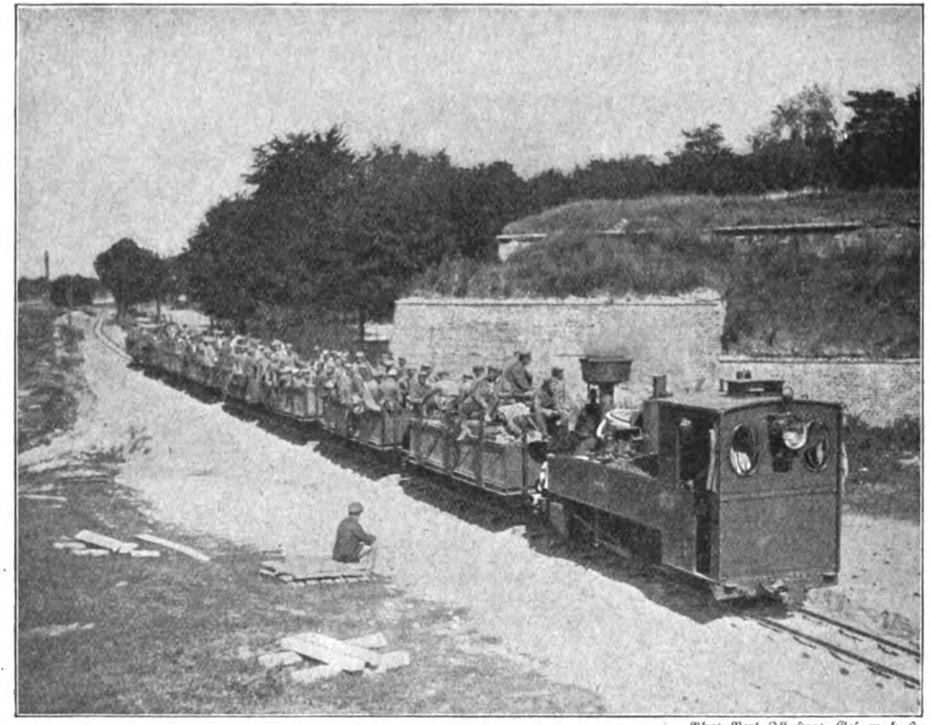
Berliner Landsturm beim Bau einer Wasserleitung. Im Hintergrund der fertige Hochbehälter.



Küchen und Unterstände in den Vogesen. Hofphot. Eberth, Cassel.

oder sich unter den Trümmern begraben zu lassen.

Keine deutsche Festung hat diese Tage im jetzigen Kriege erleben müssen. Trotzdem ist die Riesenarbeit nicht nutzlos gewesen und durfte nicht ungetan bleiben. Die moderne Kriegskunst hat neue Festungen entstehen lassen — Feldbefestigungen. Damit hatte sich auch für die Armierungssoldaten ein neues weites Arbeitsfeld aufgetan. Die Bataillone zogen aus, rückten unseren Heeren nach über die Grenzen, nach Belgien, Frankreich, Rußland und Polen. Während die Truppen der vordersten Linie sich im Kämpfen eingruben, entstanden einige Kilometer weiter rückwärts in aller Ruhe und Heimlichkeit eine zweite und eine dritte Stellung. Der taktische Vorteil liegt auf der Hand: ein etwaiger feindlicher Durchbruch kann örtlich beschränkt und rasch zum Stehen gebracht werden. Auch konnte der Pionierdienst aus der rückwärtigen Arbeitsstätte Nutzen ziehen. Manche Wagenladung Zement, unzählige Bündel Stacheldraht und viele für das sofortige Einbauen schon vorgeschnittene Balken nahmen ihren Weg von dem Arbeitsplatz der zweiten Linie in die vorderste.

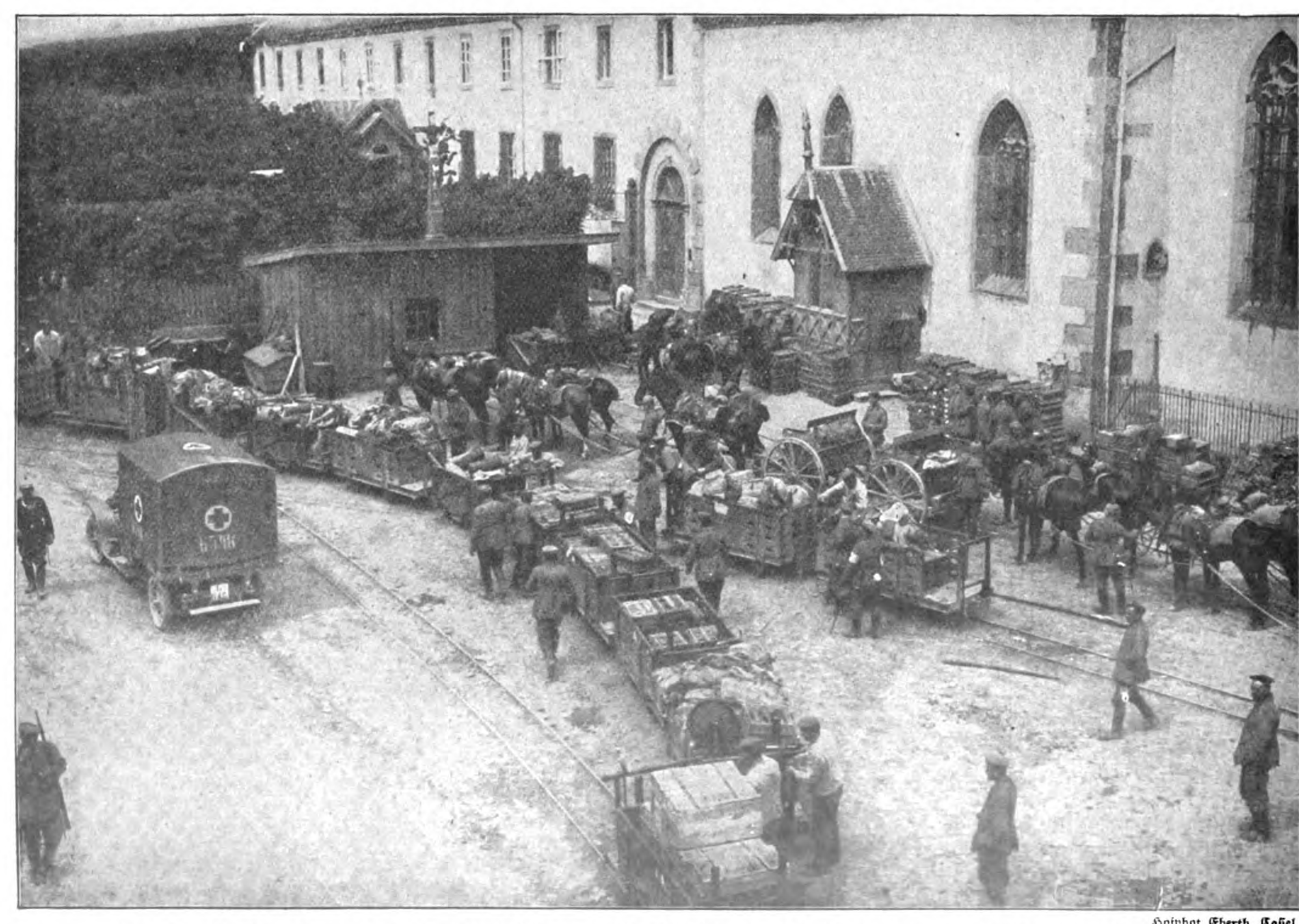


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Die von Armierungstruppen erbaute neue Feldbahn von Belzeg nach Zamosc.

Doch beobachten wir die Armierungssoldaten selbst bei der Arbeit! Der Ausbau der Stellung schreitet rüstig vorwärts. Mit den langstieligen Schaufeln und Hacken geht die Arbeit bedeutend schneller und müheloser vonstatten als mit dem kurzen Infanterieschanzzeug. Ein Trupp fällt Bäume, ein anderer bereitet sie zu für den Bau von Hindernissen, Unterständen und Blockhäusern. Sogar eine verlassene Schneidemühle im Hintergrund haben sie in Betrieb gesetzt. Mühsam und nicht immer gegen feindliche Granaten gefeit ist die Beförderung in die vorderste Kampfstellung. Die Wege — besonders in Polen — bedürfen dauernder Ausbesserungsarbeiten. Zusammengeschossene Unterkunftsorte werden aufgeräumt und ihre Lebensmittel- und Wasserversorgung sichergestellt. Auch zur Hilfe in den Magazinen, zu Depotarbeiten beim Pionierpark, zur Anlegung von Flugplätzen und Pferdeställen kann man unsere Armierungssoldaten gut gebrauchen.

Man sieht, auch sie tragen an ihrem Teil bei zu den großen Erfolgen unserer Truppen in West und Ost.



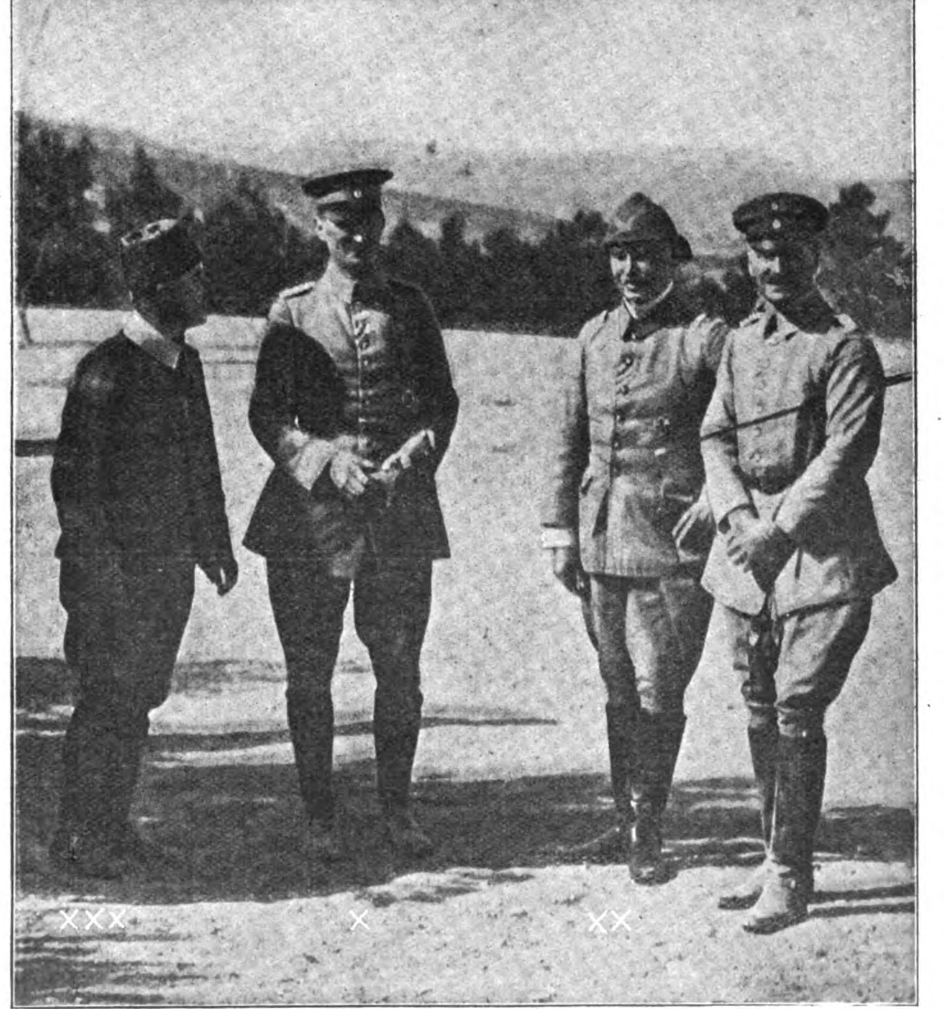
Hofphot. Eberth, Cassel.

Eine von Armierungstruppen hergestellte Feldbahn, mit der die Munition bis in die vordersten Stellungen geführt wird.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

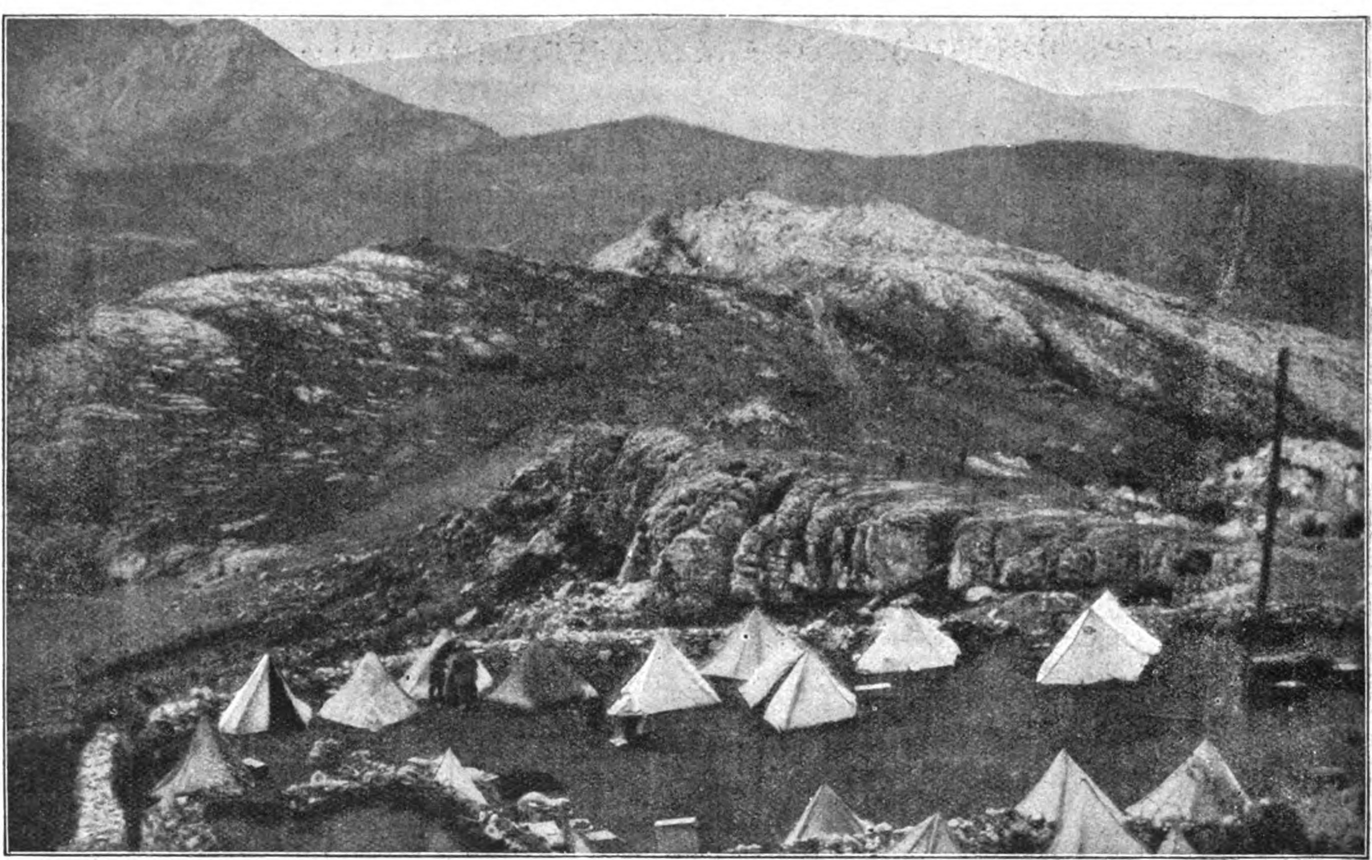
Wir verließen die Betrachtung der Lage am **Balkan** in dem Augenblick des Bekanntwerdens eines Abkommens zwischen Bulgarien und der Türkei, das nach einer „Times"-Meldung schon am 22. Juli in Konstantinopel unterzeichnet worden sein sollte (siehe Seite 87). Aber auch während des Monats August kam es noch nicht zur Unterzeichnung, die Vereinbarungen wurden vielmehr während dieser Zeit in ihren Einzelheiten in ruhiger diplomatischer Aussprache auf beiden Seiten genauer festgelegt. Der endgültige Abschluß, über den auch Anfang September noch keine einwandfreie Nachricht vorlag, stand aber bereits außer jedem Zweifel. Die Vertreter der Verbündeten, in erster Linie natürlich die englischen, ließen nichts unversucht, was die vorzügliche diplomatische Stellung der Mittelmächte und der Türkei in Sofia untergraben konnte. Die rücksichtslosen Gewaltmaßnahmen, die England im Schiffsverkehr mit den neutralen Mächten besonders in der Nordsee und in den Mittelmeergewässern kraft seiner Seegewalt eingeführt hatte, versuchte es auch auf den diplomatischen Verkehr mit den Balkanstaaten zu übertragen. Gleichzeitig drohte es in allen Hauptstädten der Balkanländer mit der Peitsche des Gebietsraubes und lockte mit dem Zuckerbrot von Gebietserweiterungen und Geldunterstützungen. Der eigene Verbündete, Serbien, bekam das englische Verfahren rücksichtsloser Gewalttätigkeit am härtesten zu kosten. Ihm wurde zugemutet, unverzüglich einen großen Teil Mazedoniens, den es besitzt, an Bulgarien abzutreten mit der Aussicht auf Teile der Herzegowina und Bosniens, die noch unbestritten in der Hand seines Hauptgegners Österreich-Ungarn waren. Serbien wandte sich entrüstet gegen die englischen Zumutungen, die von seinem Standpunkt aus allerdings als treulos und verräterisch angesehen werden mußten. Nicht mit Unrecht wies die serbische Presse mit der ihr eigenen ungezügelten Heftigkeit darauf hin, daß Serbiens Söhne es gewesen seien, die voller Opfermut zuerst für den Vierverband geblutet hätten, daß Serbien der gemeinsamen Sache verhältnismäßig die härtesten Opfer gebracht und ebenso die vernichtendsten Schläge zu ertragen gehabt habe. Die Engländer, die dem Mitgefühl nur dann zugänglich sind, wenn es zugleich der Förderung ihrer eigenen Interessen zu dienen geeignet ist, wiesen die Vorstellungen der Serben hohnvoll zurück und beharrten bei den schwersten, für Serbien die Vernichtung bedeutenden Drohungen auf seiner Unterwerfung unter die bulgarischen Forderungen. Paschitsch (siehe Bild Bd. I Seite 2), der Anstifter der serbischen Raub- und Meuchelmordpolitik, erlebte seine schwersten Stunden. Er sah für das gleich bei Beginn des Krieges völlig erschöpfte Land, das eben langsam begann, sich von seinen furchtbaren Wunden zu erholen, keinen Ausweg. In Thronräten und Skupschtinasitzungen wurde fruchtlos beraten, wie sich die drohende Gebietsabtretung vermeiden lasse. England zog seine Daumenschrauben nur unerbittlicher und fester an. Was half aller Tadel der serbischen Politiker darüber, daß Paschitsch sich dem Vierverband gegenüber als zu nachgiebig erweise? Am 24. August nahm die Skupschtina mit 103 gegen 22 Stimmen in absichtlicher Abwesenheit von über 30 Abgeordneten die Tagesordnung an: „Nach der von der Regierung in einer geschlossenen Sitzung der Skupschtina gegebenen Aufklärung billigt die Versammlung, indem sie die gefallenen Helden ehrt und ihren Entschluß bekundet, auf seiten der Verbündeten den Kampf für die Befreiung und die serbisch-kroatisch-slowenische Einheit durchzuhalten, unter den unerläßlichen Opfern zur Wahrung ihrer Lebensinteressen, die Politik der Regierung."



Phot. A. Grohs, Berlin.

Der Herzog von Mecklenburg (X). General Liman v. Sanders Pascha (XX) und Frese Bey (XXX) an den Dardanellen.

Dieser Beschluß bedeutete nichts Geringeres, als die Bereitwilligkeit der serbischen Regierung und der Volksvertretung, sich unter das englische Joch zu beugen und mit Bulgarien in Verhandlungen über die ihm nach dem zweiten Balkanfeldzug abgenommenen Gebiete Mazedoniens einzutreten. Dieser Entschluß ist allen äußeren Anzeichen nach den Serben überaus schwer geworden. Auch blieb Serbien, indem es in der Antwort auf die einem Ultimatum gleichkommende Note des Vierverbandes eine Abtretung Mazedoniens bis zum Wardar versprach, so sehr hinter den Forderungen Bulgariens zurück, daß dieses nicht einmal die Möglichkeit, überhaupt in Verhandlungen einzutreten, gegeben erachtete. Die Bulgaren verlangten klipp und klar auch die Abtretung des Gebietes Monastir, dessen gleichnamige Hauptstadt Jahrhunderte hindurch der kulturelle und politische Mittelpunkt des einstmals stattlichen Landes gewesen ist. Abgesehen davon, daß die Opferbereitschaft Serbiens völlig unzureichend war, kam sie aber auch zu spät. Denn die Verhandlungen Bulgariens mit der Türkei wurden durch das diplomatische Unternehmen des Vierverbandes eher beschleunigt, als gehemmt oder gar



Zeltlager an der montenegrinischen Grenze.

Kilophot, Wien.

gestört. Wohl versuchten dessen Diplomaten bei dem bulgarischen König unter der Hand persönlich für ihre Sache zu wirken, um ihn gegen seine Regierung und namentlich gegen den Ministerpräsidenten Radoslawow einzunehmen. Sie fanden aber einen sehr geschickten Gegenspieler in der Person des Herzogs von Mecklenburg (siehe das Bild Seite 221), der sich später nach Konstantinopel begab, und erhielten schließlich vom König eine ebenso feine wie deutliche Antwort: Er machte seinem Ministerpräsidenten einen persönlichen Besuch und blieb eine gute Stunde bei ihm. Dieser auffallende Schritt bekam durch den Umstand große Bedeutung, daß der letzte Fall des Besuches des bulgarischen Königs bei einem Ministerpräsidenten vierzehn Jahre zurücklag. Die Auffassung des Königs und der bulgarischen Regierung von dem Hintertreppenangriff der Vierverbändler wurde dadurch noch besonders unterstrichen, daß Radoslawow die Antwort Bulgariens an die Vertreter der Vierverbandsmächte diesen persönlich überbrachte und in unmittelbarem Anschluß daran eine ausführliche Aussprache mit dem Vertreter Deutschlands herbeiführte. Mit diesem Mißerfolg begnügten sich die Vierverbandsmächte aber noch nicht, sie bemühten sich weiter um Bulgarien, wo aus früher geschilderten innerpolitischen Gründen eine gegen Rußland gerichtete Politik noch mit Widerständen zu rechnen hatte, die die bulgarische Regierung indessen in vorsichtiger, unermüdlicher Arbeit aus dem Wege zu räumen trachtete.

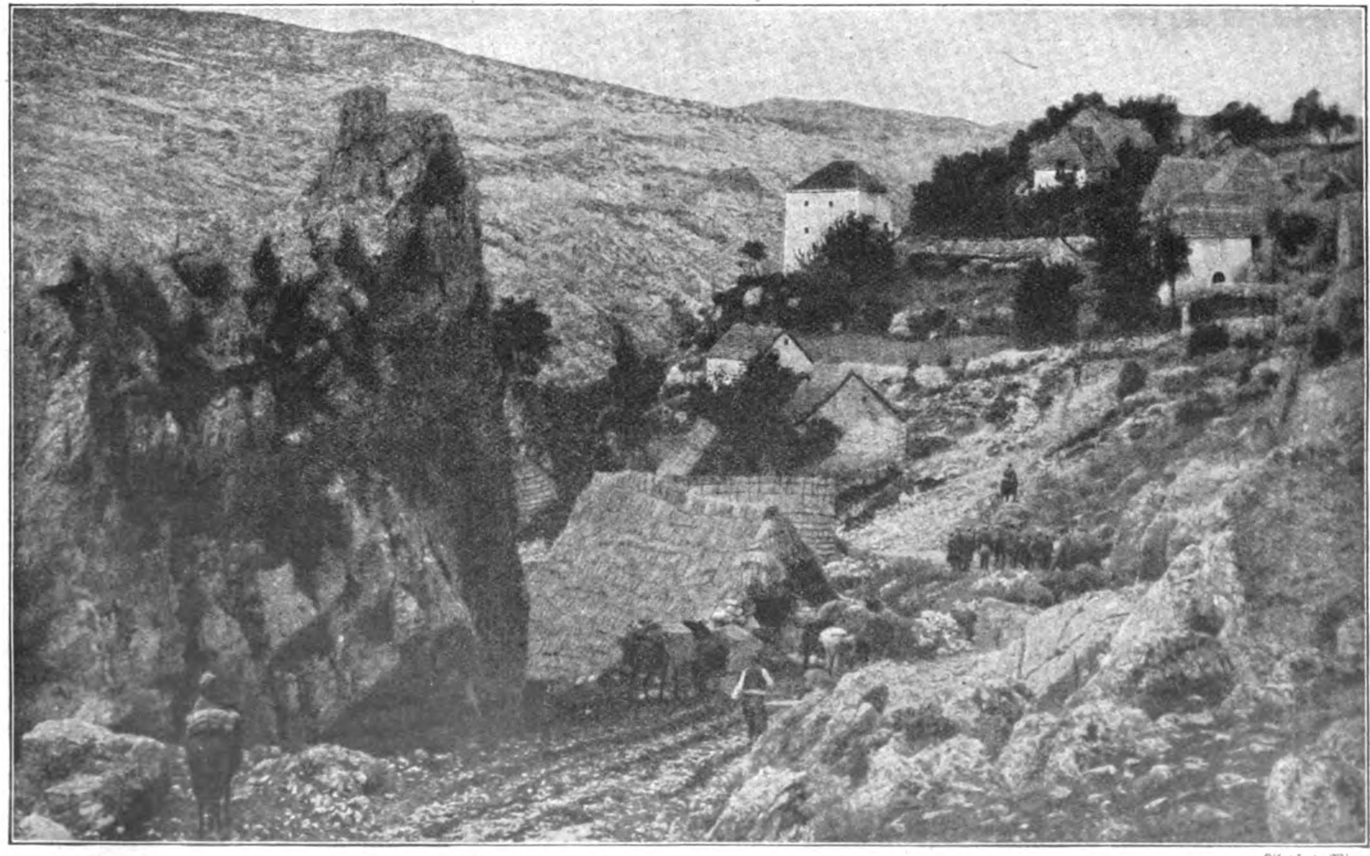
Die Galgenfrist, die sich so den Vierverbandsmächten bot, wurde von ihnen auch ohne Rücksicht auf die den Serben am nächsten stehende Balkanmacht, Griechenland, immer wieder aufs neue nutzbar zu machen versucht. Griechenland bot für die Hoffnungen des Vierverbandes gegen früher günstigere Aussichten, weil in Zusammenhang mit den Parlamentsneuwahlen die Regierung des deutschfreundlichen Gunaris durch eine solche des zeitweilig heimgeschickten Venizelos verdrängt worden war. Dieser war aber viel zu einsichtig, als daß er die von ihm seinerzeit geübte bedingungslose Auslieferung Griechenlands und seiner Militärmacht für die Zwecke des Vierverbandes nunmehr hätte fortsetzen sollen. Seit dem 6. März, dem Tage seines Sturzes, bis zu seinem Wiedereintritt in die Regierung Mitte August war allzuviel geschehen, das dem klugen Kreter die Augen öffnen mußte. Er fühlte sich den Vierverbandsmächten nach seiner neuen Schilderhebung, an der sie durch Wahlgelder nicht geringen Anteil gehabt hatten, lediglich zum Versprechen der wohlwollenden Neutralität Griechenlands verpflichtet. Auch mußte ihm die Prüfung der inneren Lage Griechenlands zu denken geben und vor allem die Finanzlage des Landes ihn besorgt machen. Ohne Anleihe konnte nicht einmal das augenblickliche Geldbedürfnis befriedigt, geschweige denn daran gedacht werden, die Kraft zu achtunggebietenden militärischen Leistungen aufzubringen. Daran war nicht zuletzt auch die Unterbindung des griechischen Handels durch England schuld. Die Verhandlungen der griechischen Regierung mit dem Vierverband über die Aufhebung der den Handel Griechenlands durch immer neue Eingriffe schwer beeinträchtigenden englischen Aufsicht führte zu einem Abkommen, das den Staaten des Vierverbandes die Einfuhr nach Griechenland in dem Umfang gewährleistete, wie er der statistisch nachzuweisenden Einfuhr in früheren Jahren und damit zugleich den Bedürfnissen des Landes entsprach. Verschiedene Waren sollten weiterhin nach Bulgarien und Serbien ausgeführt werden dürfen. Ferner wurde die Ausfuhr von Korinthen und Tabak, unter anderem sogar nach Deutschland und Österreich-Ungarn, mit der Beschränkung zugelassen, daß die Ausschiffung dieser griechischen Erzeugnisse in neutralen Häfen zu erfolgen habe. Alle diese Erleichterungen unterlagen aber der weitgehenden Einschränkung, daß die griechische Regierung zur Beaufsichtigung geeignete Beamte anzustellen verpflichtet wurde, die über etwaige Unregelmäßigkeiten bei Einfuhr und Ausfuhr zu berichten hatten und von der englischen Regierung zur Anstellung vorgeschlagen werden sollten. So war es England gelungen, von seiner gewaltsam ertrotzten Kontrolle zu einer geradezu rechtlichen, von dem bedrückten Lande selbst einzurichtenden und auszubauenden Beaufsichtigung fortzuschreiten. Damit waren aber die Sorgen, die Griechenland von seinem englischen Freund und Schutzherrn bereitet wurden, bei weitem noch nicht erschöpft. Auch Griechenland sollte Gebiet an Bulgarien abtreten. Und ferner waren ihm die Versprechungen des Vierverbandes an Bulgarien insofern nachteilig, als die in Aussicht genommenen neuen bulgarischen Grenzen eine Trennung zwischen Griechenland und Serbien herbeiführen mußten, während Griechenland auf Grund seines Vertrages mit Serbien auf gemeinschaftliche Grenzen mit diesem, die im Kriegsfalle ein ungestörtes militärisches Zusammengehen beider Länder ermöglichten, großen Wert legen mußte. Deshalb ließ auch Griechenland in seinem Widerstand zu-

gunsten Serbiens nicht nach, ungeachtet der ihm als Entschädigung versprochenen Gebietserweiterungen.

Selbst Rumänien versuchte eine Beruhigung Griechenlands in dieser heiklen Angelegenheit und mischte sich auch in die Verhandlungen des Vierverbandes mit Serbien ein, indem es auf die serbische Regierung beschwichtigend einzuwirken versuchte. Überhaupt behielt die rumänische Politik auch während des August noch ihren unbestimmt hin und her schwankenden Charakter. Die rumänischen Staatsmänner fanden ihren klaren Weg immer noch nicht, vermutlich weil sie in ihren Versprechungen gegenüber Rußland zu weit gegangen waren und sich daher in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmt fühlten. Rumänien versuchte Österreich-Ungarn und Deutschland wiederholt durch Erschwerung der Getreideausfuhr zu schädigen. Die Mittelmächte waren aber dank ihren völlig ausreichenden Vorräten in der günstigen Lage, Rumänien den verlangten hohen, bar in Gold zahlbaren Ausfuhrzoll zu verweigern und es mit seinen Vorräten sitzen zu lassen, bis es seine Erpresserpolitik aufzugeben geneigt sein würde. Die rumänischen Grundbesitzer, denen durch die kurzsichtige, rußlandfromme Politik ihrer Regierung von der vorjährigen Ernte wegen des Mangels jeder Absatzgelegenheit schon gewaltige Mengen an Getreide verdorben waren, hatten nun erneuten Anlaß, sich unwillig gegen die Regierungspolitik zu wenden. Immer noch hoffte die rumänische Regierung, blind gegen alles, was sich auf den Schlachtfeldern des Ostens ereignete, auf einen Umschlag zugunsten Rußlands. Sie glaubte an eine Erschöpfung der deutschen Heere, glaubte den russischen Versicherungen, daß irgendeine Verteidigungslinie sich als uneinnehmbar erweisen werde. Sie hoffte auch auf eine endgültige, England günstige Entscheidung auf dem blutgetränkten Boden von Gallipoli. Die Öffnung der Dardanellen mußte ja zugleich die Möglichkeit bringen für die Verwertung der riesig angewachsenen rumänischen Getreidevorräte.

England scheute kein Opfer an Menschen und Material, um die erwartete Wendung am Balkan herbeizuführen. Die Dardanellenschlacht wurde unmittelbar ein Glied der Balkanpolitik. Anfangs hatte England gehofft, die Balkanvölker durch seinen plötzlichen Sprung nach den Dardanellen alsbald zu eiliger Hilfeleistung zu veranlassen und so zu erreichen, daß ihm die Dardanellensperren verhältnismäßig leicht geöffnet würden. Gar bald aber mußte es erkennen, daß es angesichts des wider Erwarten starken Widerstandes der Türkei gewaltiger Opfer bedürfen werde, um durch eine entscheidende Wendung an den Dardanellen den Balkan für den Vierverband zu gewinnen. In seiner Not zwang England auch noch Italien, der Türkei den Krieg zu erklären. Gerade dieser Umstand, der den Hoffnungen Rumäniens entgegenkam, bewog dessen Regierung zu ihrer erneuten schroffen Haltung gegen die Mittelmächte. Dem Verbot der Durchfuhr von Kriegsmaterial für die Türkei fügte es noch das Verbot der Golddurchfuhr hinzu und erwies sich durch diese Politik erneut als scharfen Gegner der Mittelmächte, wenn es auch von bewaffnetem Hervortreten in ängstlicher Erwartung des günstigsten Augenblicks immer noch absah. Entscheidend ist gegenüber dem verwickelten diplomatischen Hin und Her auf der Balkanhalbinsel, gegenüber der ränkevollen Wühlarbeit Englands und seiner Verbündeten immer noch eins geblieben: der Verlauf der Ereignisse auf den Schlachtfeldern. Je näher die Schlachtfelder in Rußland den Grenzen der neutralen und schwankenden Balkanstaaten kamen, um so schneller wurden diese zur Entscheidung gedrängt. Ebenso bestimmend wie die deutschen Erfolge im Osten mußten in dieser Hinsicht die Siege der Türken an den Dardanellen wirken. Gerade dort versuchten es die Engländer noch einmal mit einem übermächtigen Ansturm auf neuem Gebiete, ausnahmsweise mit dem Aufwande ungemein schwerer eigener Opfer an Material und Menschen. Die Kämpfe an der Suvlabucht, für die die Engländer während des ganzen August, seit dem 6., immer wieder neue Kräfte einsetzten, endeten mit einer völligen Niederlage für sie, die ihnen in dem genannten Zeitraum an 50 000 Mann kostete. Dabei hatten sie wieder nicht den geringsten entscheidenden Erfolg zu verzeichnen. Sie wären in ihren schmalen Küstenstellungen angesichts der überhöhenden Verteidigungstellungen der Türken völliger Vernichtung und endgültiger Vertreibung preisgegeben gewesen, wenn den Türken schwere Haubitzenbatterien mit reichlicher Munition zur Verfügung gestanden hätten.

Durch diesen Umstand konnte der Eindruck der neuesten englischen Niederlage an den Dardanellen aber nur zuungunsten Englands verstärkt werden. In Bulgarien kam man so weit, daß man erklärte, es sei ausgeschlossen, daß das bulgarische Heer gegen die Türkei marschiere, auch wenn der vollständige Abschluß des Abkommens noch längere Zeit auf sich warten lassen sollte. Die überwiegende Mehrheit des bulgarischen Volkes fühlte in wachsendem Maße



Gebirgsartillerie auf dem Marsch in Montenegro.

Kilophot, Wien.



Feierliche Einweihung einer türkischen Munitionsfabrik an den Dardanellen. Phot. A. Grohs, Berlin.

und Anfang September in der Nähe von Kotschana wieder auf. Dort kam es zwischen bulgarischen Komitatschi und serbischen Soldaten zum Kampf. Ein Anzeichen für die unruhiger gewordene Angriffslust der Bulgaren gegen die ihnen aus dem Grund ihrer Seele verhaßten Serben.

Zu ernsthaftem Auftreten war für Bulgarien und auch für Rumänien der Ernte wegen in diesem Zeitabschnitt kein geeigneter Augenblick. Die Aussichten für die Zukunft standen für die Mittelmächte und die Türkei auf dem Balkan nicht schlechter als in der vorhergegangenen Zeit, es ließ sich sogar eine deutliche Wendung zum Besseren feststellen, die zu der Hoffnung auf eine freundliche Zukunft, besonders in Hinblick auf Bulgarien, berechtigte.

freundlich für die Mittelmächte. Auch die Opposition bröckelte zusehends ab. Es verbreitete und verstärkte sich die Einsicht, daß die bulgarischen Soldaten nur noch an der Seite der Deutschen, Österreicher und Ungarn auf dem Kampfplatz erscheinen könnten.

Während das diplomatische Hin und Her auf der Balkanhalbinsel sich zu hitzigen Scharmützeln steigerte, schwiegen die Gewehre und Geschütze fast vollständig. Abgesehen von Kleingefechten an der montenegrinischen und serbischen Grenze, von Fliegerbesuchen meist ungefährlicher Art hinüber und herüber und kleinen Zusammenstößen in Albanien, ereignete sich nichts. Gegen Ende August erfolgten an der montenegrinischen Front unbedeutende Angriffstöße bei Bilek und Grahowa, die von den österreichisch-ungarischen Grenzwächtern aber mühelos zurückgewiesen wurden. Die bulgarisch-serbischen Bandenkämpfe lebten gegen Ende August

* * *

Wir schilderten auf Seite 202 den glänzenden Waffenerfolg, den auf dem **östlichen Schauplatz** die Armee Mackensen mit dem mühsamen, unvergleichlich schneidig durchgeführten Durchbruch am Wieprz erzielte. Er brachte sie in den Besitz der überaus wichtigen Bahnlinie Cholm—Lublin und gab ihr und den benachbart kämpfenden Österreichern und Ungarn in unmittelbarer Folge auch die genannten Städte in die Hand (siehe Seite 188). Wie schon von den früheren Erfolgen der Armee Mackensen ging auch von diesem neuen Sieg eine ruckmäßige Vorwärtsbewegung der gesamten östlichen Front der Deutschen und der Österreicher und Ungarn aus. Sie wurde nachdrücklich verstärkt durch die Erfolge der Armee Below, die nach ihrem sieg-



Vordringen türkischer Truppen gegen die Stellungen der

reichen Sturm auf Mitau den Russen hart auf den Fersen blieb. Am 2. August begannen die Russen vor dieser Armee nach heftigen Kämpfen auch in der Gegend östlich von Ponewjesh zu weichen. In weiterem Vorgehen überschritten die Deutschen die Straße Wobolniki—Suborz und nahmen den Russen 2 Maschinengewehre und 1250 Mann. Bei der Fortsetzung ihrer scharfen Verfolgung des schleunig weichenden Feindes gelangten die Deutschen am 3. August in die Gegend von Kupischki. Am nächsten Tage ward die russische Kavallerie von deutscher Reiterei bei Genaize, Birshi und Onikschty aus dem Felde geworfen. Am 5. August kam es nunmehr schon 60 Kilometer nordöstlich von Ponewjesh zu erneuten, für die Deutschen erfolgreichen Reiterzusammenstößen in der Gegend von Popel und bei Kowarsk und Kurkle nordöstlich von Wilkomierz. Am nächsten Tage wurden die Russen noch weiter östlich hinter die in nordsüdlicher Richtung fließende Jara zurückgeworfen. Bei diesen Kämpfen machten die Deutschen einmal in zwei Tagen 2225 Mann und 2 Offiziere zu Gefangenen. Allmählich gelang es den Russen, durch erhebliche Verstärkungen die deutsche Verfolgung an dieser Stelle zu vorläufigem Stillstand zu bringen. Östlich von Mitau und in der Gegend östlich von Wupischki erfolgten nunmehr sogar russische Gegenstöße. Sie wurden in der ganzen Zeit kräftig und erfolgreich zurückgewiesen. Am 17. August fielen den unerschütterlich allen Stürmen standhaltenden Deutschen wieder einmal 3 Offiziere, 625 Mann und 3 Maschinengewehre in die Hand.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Bombenherstellung mittels alter Konservenbüchsen durch englische Truppen auf Gallipoli.

Das Vorgehen auf den Flügeln übte einen bedrohlichen Druck auf die gesamte weit westlich vorspringende russische Front aus. Die Erfolge der Armeen Mackensens und Belows, Hindenburgs nördlichster Teilarmee, zwangen den russischen Oberbefehlshaber, seine Maßnahmen der Zurücknahme der russischen Front anzupassen; er mußte wählen zwischen einer Angriffsbewegung oder einem unzweideutigen Rückzuge. Er wählte den letzteren. Ungestüm drängten die verbündeten Heere nach. Besonders die im Anschluß an die Armeen zwischen Bug und Weichsel kämpfende Armee Woyrsch gewann Gelegenheit zu entscheidenden Vorstößen gegen einen mürbe werdenden, um seinen Rückzug besorgten Feind. Nach der Eroberung der Höhen östlich von Podzamcze drang sie unter steten hartnäckigen Kämpfen scharf gegen Osten vor.

Diese Armee hatte mit dem Übergang über die Weichsel, der von den weittragendsten Folgen war, eines der schneidigsten Manöver des Feldzuges ausgeführt und die Russen



änder an den Dardanellen. Nach einer englischen Darstellung.

mit demselben völlig überrascht. Generaloberst v. Woyrsch hatte sich am linken Weichselufer bis gegenüber Nowo-Alexandria herangearbeitet. Die Russen waren dadurch gezwungen gewesen, ihre stark ausgebauten Stellungen bei Radom aufzugeben und sich auf beiden Ufern der Weichsel zurückzuziehen. Weil die Weichsel in der Gegend von Nowo-Alexandria ziemlich schmal ist und auch keine der zum Widerstand gut geeigneten Inseln bildet, erwarteten die Russen dort den Übergang. Infolge eines geschickt angelegten Manövers stand aber die deutsche Armee nach zwei Tagen urplötzlich nordöstlich von Iwangorod und erzwang sich am 28. Juli zwischen Kosenizy und Domaszew den Übergang, über den wir auf Seite 210 einen eingehenden Sonderbericht brachten.

In wütenden Vorstößen versuchten die Russen die verbündeten Gegner von dem Ostufer der Weichsel zu vertreiben oder wenigstens die Durchschreitung der sich an den Fluß anlehnenden Waldzone zu verhindern. In der Nacht vom 30. zum 31. Juli setzten sie von Podblocie und Paprotnia einen Angriff gegen den deutschen rechten Flügel an. Dabei kamen sie in das Flankenfeuer österreichisch-ungarischer Maschinengewehre und mußten unter schwersten Verlusten schleunigst zurückgehen. Ein andermal wurden die östlich von Kosenizy auf dem Damm gegenüber Woitowstwo festgesetzten Russen von der österreichisch-ungarischen Artillerie wie weggefegt. Vom 31. Juli zum 1. August griffen die Russen den linken deutschen Flügel an. Sie wurden aber nicht nur zurückgeworfen, sondern die Deutschen waren hier auch schon längst stark genug zum erfolgreichen Gegenstoß, bei dem sie das Dorf Oronne südöstlich Donaszow nahmen. Indessen war rechts der Weichsel auch die 4. österreichisch-ungarische Armee vorwärtsgekommen und näherte sich der Festung Iwangorod von Südwesten. Damit war für die der Armee Woyrsch angegliederten Truppen des österreichisch-ungarischen Generals v. Kövesz (siehe Bild Seite 211) die Zeit zum Angriff auf die Vorwerke von Iwangorod gekommen. Sie waren terrassenmäßig gegen die Angreifer vorgeschoben und boten mit ihrem Gewirr von Stacheldrahtverhauen und Schützengräben eine äußerst starke Verteidigungsstellung. Langsam arbeitete sich die Infanterie an die Drahtverhaue heran. In der Nacht vom 31. Juli auf den 1. August ward die Artillerie herangeschafft. Nach vorbereitender Beschießung begann am 3. von morgens vier Uhr an der Sturm. Die Infanterie arbeitete sich unter dem vernichtend wirkenden Feuer der Artillerie von einem Drahtverhau zum anderen durch. Um neun Uhr setzte der Hauptsturm ein, der gegen elf Uhr zur Eroberung von acht Vorwerken und der Wegnahme von 2300 Gefangenen, 32 Geschützen, worunter 21 schwere, und 2 Mörsern nebst überreichlichem Kriegsmaterial aller Art führte. Über die Besetzung Iwangorods brachten wir ebenfalls einen ausführlichen Einzelbericht aus fachmännischer Feder (siehe Seite 211).

Mit fieberhafter Eile hatten die Russen die starke Festung Iwangorod geräumt, um nicht erneute schlimme Einbuße an hochwertigem Kriegsmaterial zu erleiden. Immerhin bereiteten sie der Armee Woyrsch in ihrem weiteren Vordringen erhebliche Schwierigkeiten. Doch schon am 5. August mußten sie wieder einige ihrer Stellungen aufgeben. Am 7. wichen sie vor dem unwiderstehlichen Druck der Armee nach Osten aus. Am 8. August waren die verbündeten Truppen bereits in scharfer Verfolgung hinter ihnen her und erreichten zwischen der Eisenbahn Iwangorod—Lukow und dem Orte Garwolin die große Heerstraße Warschau—Lublin. Am 9. erreichte v. Woyrsch die Gegend nördlich und östlich von Zelechow und konnte nunmehr die erstrebte Vereinigung mit dem linken Flügel der Armee Mackensen herbeiführen. Damit war es den Russen unmöglich gemacht, sich störend zwischen die beiden großen Hauptarmeen der Verbündeten einzuschieben.

Die Gefahr einer vernichtenden Umklammerung, die den russischen Oberstkommandierenden zum Abbau der russischen Front im Raume von Iwangorod gezwungen hatte, veranlaßte ihn auch, mit aller Macht die Heeresgruppe in der Gegend von Warschau rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. In den Rückzug der Russen griff die deutsche Luftflotte durch Angriffe auf die Bahnlinien östlich von Warschau am 2. August sehr erfolgreich ein (siehe Bild Seite 125). Am 3. warf die Armee des Prinzen Leopold von Bayern, der damit zum erstenmal in dem deutschen Generalstabsberichte genannt wurde (siehe Bild Seite 121), die Russen aus der Bloniestellung in die äußeren Fortslinien von Warschau und schritt unverzüglich zu einem Angriff auf die Festung. Schon in der Nacht auf den 5. August durchbrach und nahm sie die äußere und innere Fortslinie, in der russische Nachhut noch zähen Widerstand leistete, und besetzte am Nachmittag des 5., einen Tag nach der Einnahme von Iwangorod, auch die Stadt Warschau. Damit war die Hauptstadt Polens, die stärkste Festung Rußlands, im Besitz der Deutschen. Die Bevölkerung empfand den Einzug der deutschen Truppen (siehe die Kunstbeilage) als Erlösung aus monatelanger russischer Drangsal. Die Russen hatten sogar daran gedacht, die Millionenstadt, einen der wichtigsten europäischen Kulturmittelpunkte, einzuäschern, so wie einst Moskau ein Raub der Flammen wurde. Die Überwältigung der Festung gelang aber so schnell, daß die Russen diesen furchtbaren Plan nicht mehr ausreichend vorbereiten konnten. Die russischen Nachhuten, die kämpfend die Stadt verließen, hätten gegen den Willen der Bevölkerung das grause Werk nicht mehr ausführen können. Die Bedeutung der gewaltigen Festung war von den Feinden Deutschlands zu oft hervorgehoben worden, als daß die Verbreitung der Auffassung, daß Warschau von den Russen aus strategischen Gründen freiwillig geräumt worden sei, noch Eindruck hätte machen können. Der Tag von Warschau, der Deutschland und Österreich-Ungarn zu froher Siegesstimmung aufrief und auch in Konstantinopel begeistert gefeiert wurde, zeigte der ganzen Welt die unwiderstehliche Schlag- und Stoßkraft der deutschen Heere und wirkte auch in gewissem Maße auf die Haltung verschiedener Balkanländer, wenn sich auch ein Umschwung der Gemüter zugunsten der Mittelmächte vorerst noch nicht bemerkbar machte.

Die Russen straften ihre Behauptung, daß sie die polnische Hauptstadt aus Schonung geräumt hätten, selbst Lügen, indem sie von Praga aus beschossen, wobei ihre Absicht der Zerstörung des polnischen Königsschlosses (siehe Bild Seite 128) deutlich zutage trat. Denn das Gra-

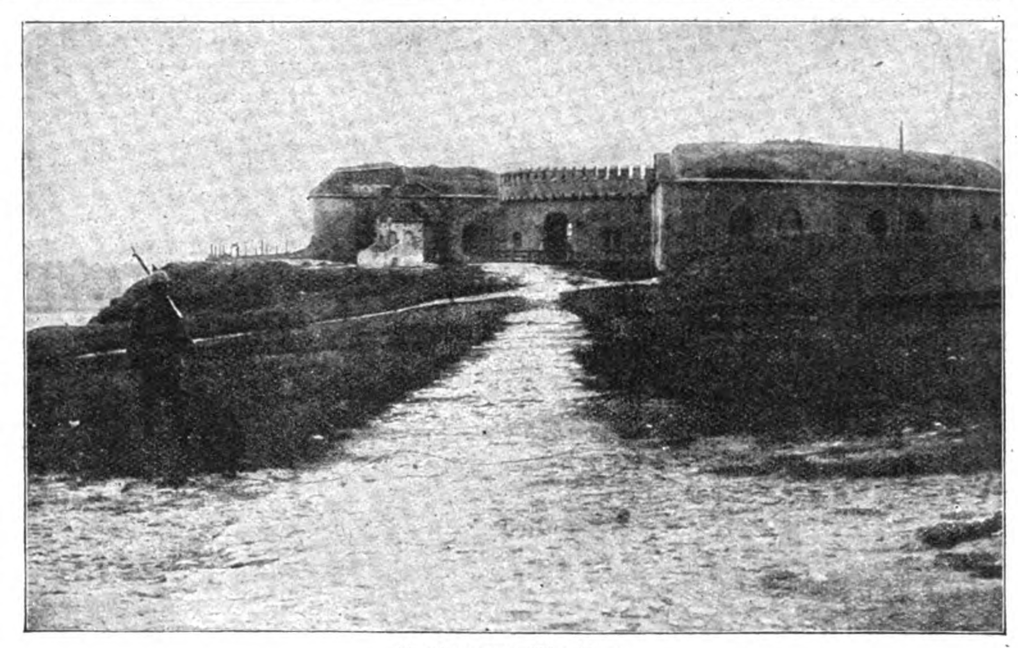
Phot. R. Sennecke, Berlin.

Übersetzen deutscher Landsturmmänner auf der Weichsel bei Warschau zum Bewachungsdienst in Praga.

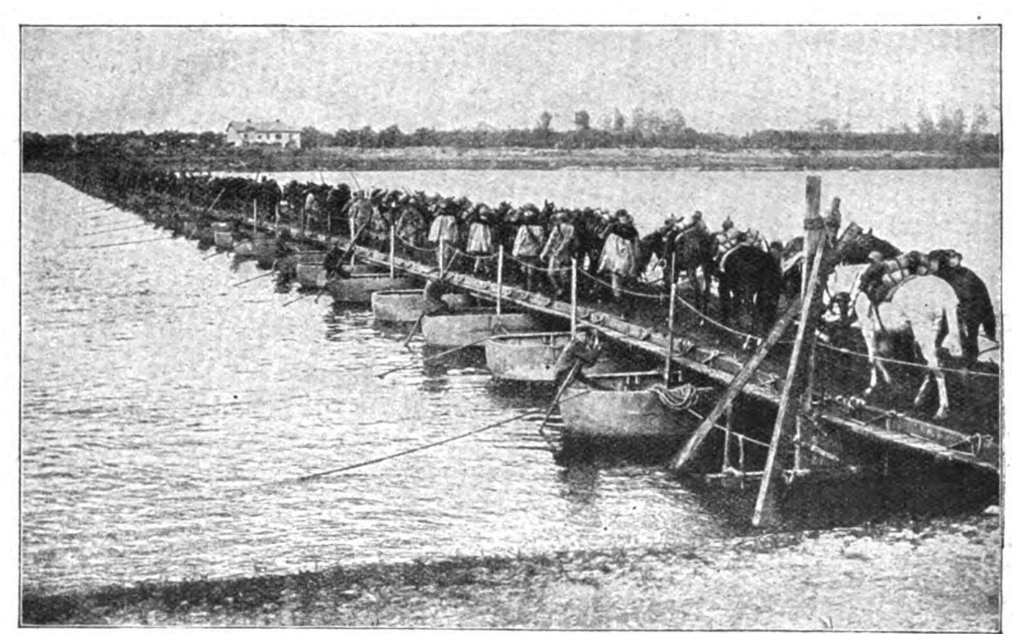
naten- und Infanteriefeuer konnte in einer so großen Stadt wie Warschau den deutschen Soldaten ja nur ganz zufällig Schaden zufügen, der militärische Zweck der russischen Beschießung Warschaus trat also ganz zurück und nur der Wunsch nach Zerstörung blieb übrig. Wie völlig überraschend die Einnahme Warschaus den Verbündeten Rußlands gekommen sein muß, geht aus den Bemerkungen verschiedener französischer und englischer Blätter noch kurz vor dem Fall der Festung hervor. So behauptete zum Beispiel der „Temps“ am 4. August: „Die Russen haben gar keinen Grund, die Festung aufzugeben.“ Der Verfechter dieser Ansicht gründete seine Meinung auf den Umstand, daß die Festung von fast uneinnehmbaren Feldbefestigungen mehr als genügend geschützt werde. Sie würden Warschau befähigen, noch lange jedem Ansturm erfolgreich die Stirn zu bieten. Noch hoffnungsvoller waren die Stimmen einiger englischen Blätter. So hieß es zum Beispiel am Tage der Einnahme, dem 5. August, im „Daily Expreß“: „Warschau kann von den Russen nicht aufgegeben werden.“ Und weiter: „Man kann ruhig zugeben, daß der Fall von Warschau ein ebenso großes Unglück im Osten sein würde, wie es der Fall von Antwerpen im Westen gewesen ist.“ Die „Times“ bekannten in ihren Bemerkungen zum Fall von Warschau: „Es ist eine Torheit zu sagen, daß der Fall von Warschau wenig strategische oder politische Wichtigkeit habe. Der Verlust von Warschau würde die Gelegenheit für Rußland zum Beginn einer neuen Offensive, durch die die Sicherheit Deutschlands ernsthaft bedroht werden würde, auf unbestimmte Zeit vertagen.“

Unterdes zog der Sieger in Warschau unter begeisterter Aufnahme durch die Bevölkerung ein. Prinz Leopold von Bayern erhielt in Anerkennung dieser neuen Großtat deutscher Truppen den Orden Pour le Mérite.

Inzwischen setzten die Russen die Beschießung der Stadt fort. Sie konnten aber nicht verhindern, daß bereits am 8. August die deutschen Truppen bei Warschau das jenseitige Weichselufer gewannen. Am nächsten Tage wurde Praga besetzt, und zu gleicher Zeit schritt die Armee des Bayernprinzen zur Verfolgung der Russen nach Osten. Am 10. gelangte sie bis nahe an die Straße Stanislawow—Nowominsk. Am 11. erreichte sie mit dem linken Flügel in



Ein Fort von Warschau.

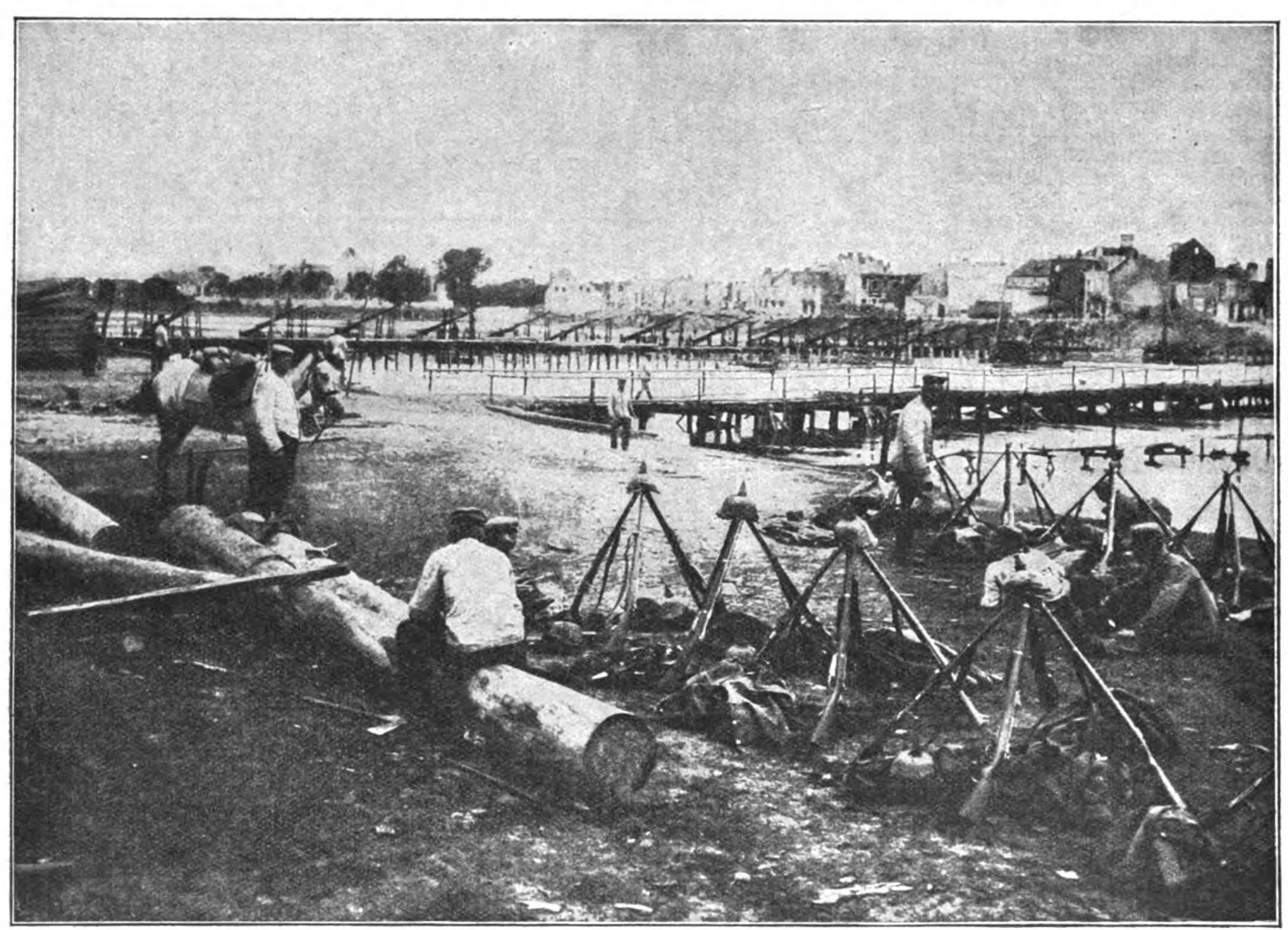


Kavallerie überschreitet die Notbrücke über die Weichsel von Warschau nach Praga.



Von den Russen angelegte Befestigungen an der Weichsel in Praga.
Nach Aufnahmen von Hofphot. Kühlewindt, zurzeit östlicher Kriegschauplatz.

scharfem Vorgehen die Gegend von Kaluschin, während sich ihr rechter Flügel der siegreich vorgedrungenen Armee Woyrsch angliederte, die an diesem Tage die feindlichen Nachhutstellungen beiderseits Jedlanka westlich von Lukow stürmte und über 1000 Gefangene einbrachte. Am 12. August wurde die Verfolgung unter vielfachen Kämpfen mit feindlichen Nachhuten fortgesetzt und außer der Besetzung von Lukow die Überschreitung des Muchawkaabschnitts erreicht. In Gewaltmärschen rückten die unermüdlichen Truppen dem eiliger fliehenden Feind am nächsten Tage nach, kamen kämpfend in die Gegend von Sokolow, während sie bereits Tags zuvor Siedlce genommen hatten und erreichten den Liwiecabschnitt südlich von Mordy. Hier wollte der Feind die Verfolgung durch hartnäckige Gegenstöße zum Stillstand bringen, wurde aber blutig zurückgeschlagen. Dennoch versuchte er am 14. August dem weiteren Vordringen der Heeresgruppe erneut zähen Widerstand entgegenzusetzen. Im Lauf des Tages gelang es weiteren Raumgewinn und machten 3000 Gefangene. Auch an anderen Stellen der Narewfront entschieden sie kleinere Kämpfe zu ihren Gunsten. Der 3. August war ein Ehrentag in der Geschichte ost- und westpreußischer Regimenter. Sie nahmen die durch Feldbefestigungen geschützten Narewübergänge bei Ostrolenka (siehe das Bild Seite 144/145 und den Artikel Seite 158) nach wütendstem Widerstand. Mehrere tausend Russen und 17 Maschinengewehre waren hier die Beute. Infolge dieser tapferen Tat konnte die Verfolgung der Russen erfolgreich fortgesetzt werden. Im weiteren Vordringen kamen die Armeen der Generale v. Scholtz und v. Gallwitz in die Nähe der Straße Lomsha—Ostrow—Wyshkow. Hier rafften sich die Russen, besonders beiderseits der Straße Ostrow—Roshan, zu verzweifelten und tapferen Gegenstößen auf, mit denen sie indessen nichts erreichten. Den Deutschen fielen an diesem Tage 22 Offiziere, 4840 Mann und 17 Maschinengewehre in die Hände. Die Russen konnten an der Narewfront süd-



Phot. Illustrations-Photoverlag, Berlin.

Blick auf Ostrolenka mit den von deutschen Pionieren erbauten Brücken über den Narew.

dieser aber, die feindlichen Stellungen bei und nördlich von Losice und halbwegs zwischen Losice und Miendrezyrzec zu durchbrechen. Der Gegner wurde damit zu weiterem Weichen gezwungen. Diese ununterbrochen scharf marschierende und heftig kämpfende Heeresabteilung machte auf ihrem beschwerlichen, aber siegreichen Wege auch reiche Beute: allein die Truppen des Generalobersten Woyrsch nahmen vom 14. bis 18. August 4000 Mann gefangen und erbeuteten 9 Maschinengewehre.

Auch auf der Front zwischen Warschau und Kurland wurden im Anfang des August durch die dort gleichzeitig mit den südlicheren Armeeteilen entschieden ostwärts strebenden Heeresgruppen glänzende Erfolge für die deutschen Waffen herbeigeführt. Am 1. August gelangte die vielumstrittene Höhe 186 vor Suwalki endlich in deutschen Besitz. An demselben Tage erreichten die Deutschen nordwestlich von Lomsha, nachdem sie ausdauernden russischen Widerstand endgültig niedergeworfen hatten, den Narew. Über 1000 Mann wurden gefangen genommen. Am nächsten Tage erzielten die Deutschen unter lebhaften Kämpfen lich von Lomsha auch am nächsten Tage trotz eifriger Rückstöße das Fortschreiten der deutschen Verfolgung nicht hindern. An diesem Tage gelang den vor Nowo-Georgiewsk tätigen Einschließungstruppen zwischen Bugmündung und Nasielsk die Durchstoßung einer russischen Stellung südlich von Blendostwo, infolgedessen sie gegen den oberen Narew vordringen konnten. Am 6. August stießen sie von Norden her bis an den Narew durch, nahmen das Fort Dembe und erreichten von Süden her die Weichsel bei Pienkow. Nach diesen Ereignissen, der Besetzung des südöstlich der eigentlichen Festungsanlagen von Nowo-Georgiewsk liegenden Pienkow und der Eroberung des Forts Dembe, das am Narew, halbwegs zwischen den Werken von Nowo-Georgiewsk und der Festung Serock liegt, bestand in der Einschließung der starken Festung nur noch eine schmale Lücke von 15 Kilometern, in der in jenem Zeitpunkt allerdings noch zwei Eisenbahnlinien die Verbindung mit dem russischen Feldheere vermittelten. Diese Verbindung war aber aufs schwerste gefährdet und der wirksamsten Beschießung der deutschen Artillerie aus-



Einzug des Prinzen Leopold von Bayern an der Spitze sein

Nach einer Originalzeichnung von



iner siegreichen Truppen in Warschau am 9. August 1915.
n Professor Hans W. Schmidt.

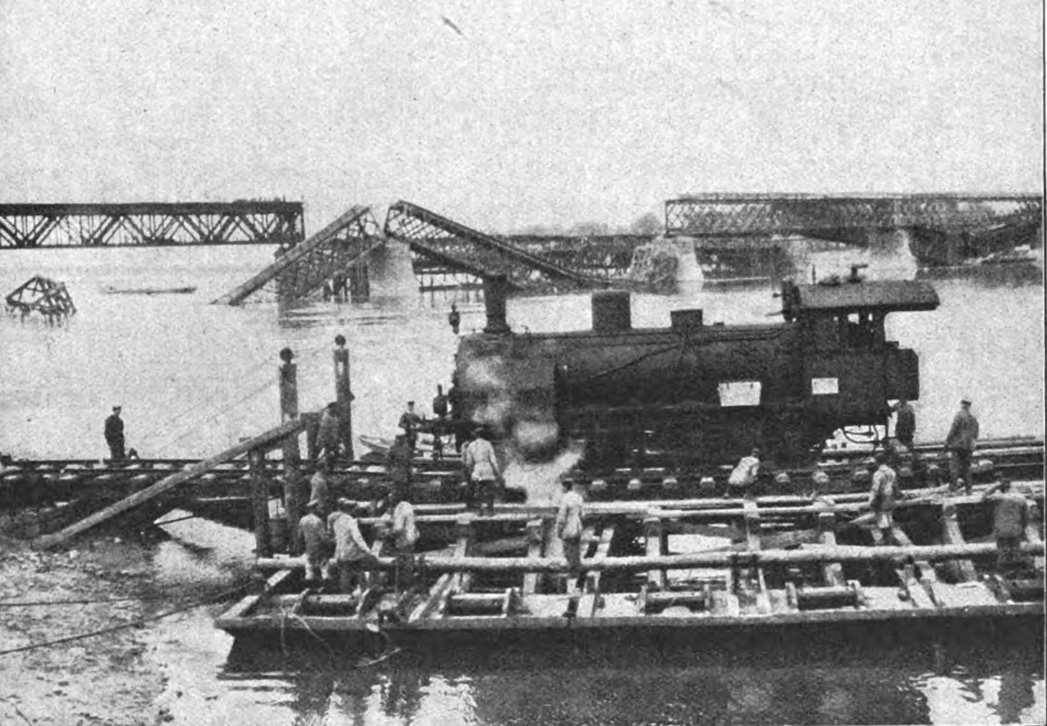


Rückzug der Russen aus Warschau.
Nach einer englischen Darstellung.

gesetzt, so daß ihre Unterbrechung und damit die vollständige Einschließung von Nowo-Georgiewsk nur noch eine Frage weniger Stunden sein konnte. Denn von dem Feldheere hatte die Besatzung der Festungswerke keine Unterstützung mehr zu erwarten. Gerade an diesem Tage war sein Widerstand durch die Armeen Scholtz und Gallwitz zwischen Lomsha und der Bugmündung endgültig gebrochen worden. Das Gesamtergebnis der Kämpfe dieser Armeen vom 4. bis 6. August bestand in der Gefangennahme von 85 Offizieren und mehr als 14 200 Mann sowie in der Erbeutung von 6 Geschützen, 8 Minenwerfern und 69 Maschinengewehren. Auf mindestens 120 Kilometer war die russische Kampffront bis zu völliger Auflösung erschüttert, obwohl die russische Heeresleitung hier ihre besten Kräfte eingesetzt hatte, um nach dem Mißlingen ihres Widerstandes vor der Linie Cholm—Iwangorod wenigstens die nördliche Verkehrsader für den Rückzug zu sichern. An diesem ereignisreichen Tage wurden auch Fortschritte in der Richtung auf Kowno gemeldet; vor dieser krampfhaft gehaltenen russischen Festung waren 500 Gefangene und 3 Maschinengewehre eine erwünschte und vielversprechende Beute.

Ununterbrochen drangen die deutschen Heere auch an dieser Front vor. Am 7. August näherte sich die deutsche Narewgruppe der Straße Lomsha—Ostrow—Wyszkow und erreichte südlich des letzten Ortes den Bug. An der Bugmündung gelang die Besetzung von Serock. Die Einschließungstruppen von Nowo-Georgiewsk nahmen an demselben Tage auch Zegrze. Am nächsten Tage gelang die endgültige Abschließung von Nowo-Georgiewsk im Osten gegen Weichsel und Narew. Die nördlich der Festung kämpfenden Truppen überschritten die Straße Ostrow—Wyszkow. Gegen die Nord- und Westfront von Lomsha wurden erfolgreiche Vorstöße gemacht, bei denen 1400 Gefangene, 7 Maschinengewehre und 1 Panzerauto eingebracht wurden. Die Angriffstruppen vor Kowno schoben sich wieder näher an die Festung heran und behielten 3 Offiziere, 430 Mann und 8 Maschinengewehre. Der nächste Tag brachte in den ständigen Gefechten, mit denen sich die Deutschen der Festung näherten, sogar eine Beute von 4 Geschützen außer einigen hundert Gefangenen.

Am Nachmittag des 9. August wurde das Ringen der Armee des Generals v. Scholtz von einem Haupterfolg gekrönt. Sie durchbrach die Fortslinie von Lomsha, nahm Fort 4 und war am 10. bei Tagesanbruch im Besitz der ganzen Festung. Südlich der genommenen Festung überschritt die Nachbararmee kämpfend die Straße nach Ostrow, das von den Russen an diesem Tage noch gehalten werden konnte, und erreichte den Bug auf der ganzen Linie von Bojany westlich Brok bis zur Mündung des Flusses. Seit dem 7. August machte der hier kämpfende Heeresteil 23 Offiziere und 10 000 Mann zu Gefangenen.



Eine Lokomotive wird bei Warschau über die Weichsel gebracht. Phot. R. Sennecke, Berlin.

Mit Lomsha war die ganze Linie der Sperrforts am Narew, die diesen Fluß zu einem sehr wesentlichen Hindernis für den deutschen Vormarsch gemacht hatte, endgültig überwunden. Die Basis der früheren russischen Angriffe auf Ostpreußen gehörte nunmehr den Deutschen und konnte von ihnen zum Vorstoß in das russische Gebiet ausgenutzt werden. In der Hand der siegreichen deutschen Heere mußten diese Stützpunkte wertvolle Hilfen werden. Die erste Verteidigungslinie der Russen war durchgebrochen. Kowno und Brest-Litowsk waren in diesem Augenblick die feste Stütze der zweiten Verteidigungslinie. Doch auch diese Bollwerke waren bereits schwer gefährdet. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Vermißt und wieder entkommen!

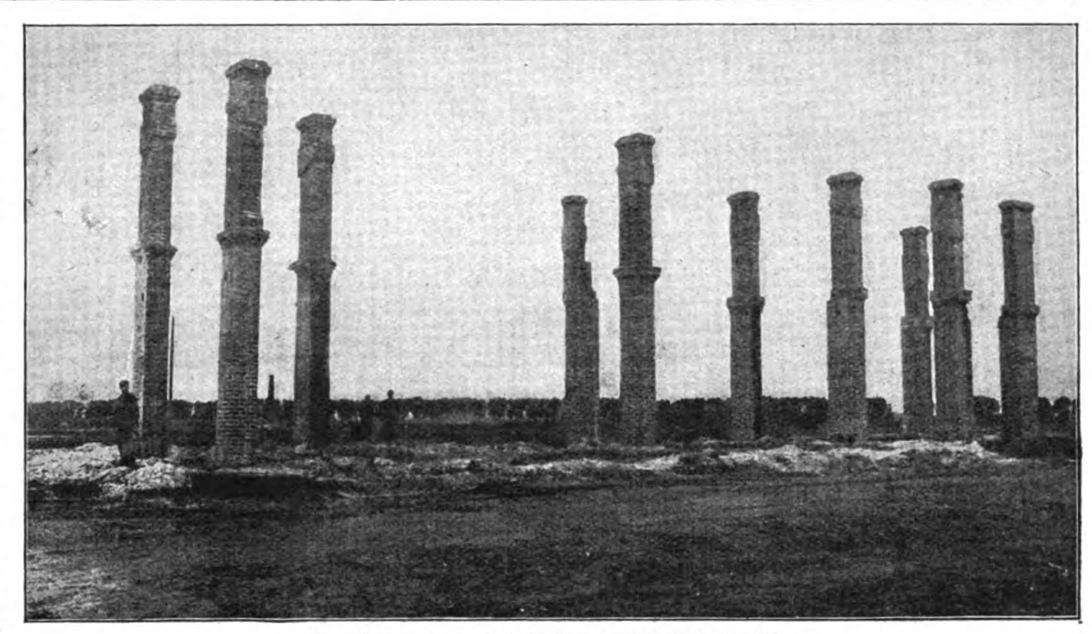
Im Gefecht bei Pont-à-Mousson (Ende August 1914), wo die französische Artillerie, in dem ihr wohlbekannten Feld eingeschossen, gut gewirkt hatte, bekam ich mit einigen anderen Reserveleuten den Auftrag, für unsere vorgeschobenen Maschinengewehre unter allen Umständen Munition herbeizuschaffen, als die französische Infanterie zum Vorgehen sich anschickte. Die Munitionskasten wurden von uns unter vorsichtiger Benutzung der Felddeckungen vorwärts gebracht beziehungsweise getragen. Die feindliche Infanterie hatte das Gelände unter gehöriges Feuer genommen, und es war kein leichtes, mit den Patronenkasten vorwärts zu kommen. Es wurde eine Umgehung der besonders vom Feuer bestrichenen Zone versucht; die Fühlung wurde dabei verloren, und plötzlich befanden wir uns in nächster Nähe von vorrückenden Rothosen, die auf uns losstürzten, uns überwältigten und zu Gefangenen machten.

Gegen Abend wurden wir gefesselt in das etwa vier Kilometer zurückliegende Lager der Franzosen gebracht und daselbst von einem Deutsch sprechenden Kapitän gründlich ausgefragt. Erst die Personalien und dann besonders über unsere Stellung im Felde, Stärke der Truppenkörper an der Grenze und die vermutlichen Pläne für die nächste Zeit. — Natürlich stellten wir uns dumm. Des gegenseitigen Verstehens wegen! Diese Ausfragerei wurde verschiedene Male wieder aufgenommen, mit dem gleichen Erfolg. Als die Unterhaltung etwas langweilig zu werden drohte, gab es von dem Herrn Hauptmann einen Klaps mit der Reitpeitsche über den Schädel, was ein älterer höherer Offizier, der in der Nähe saß, rügte und verbot; nun hatte das ungemütliche Verhör ein Ende.

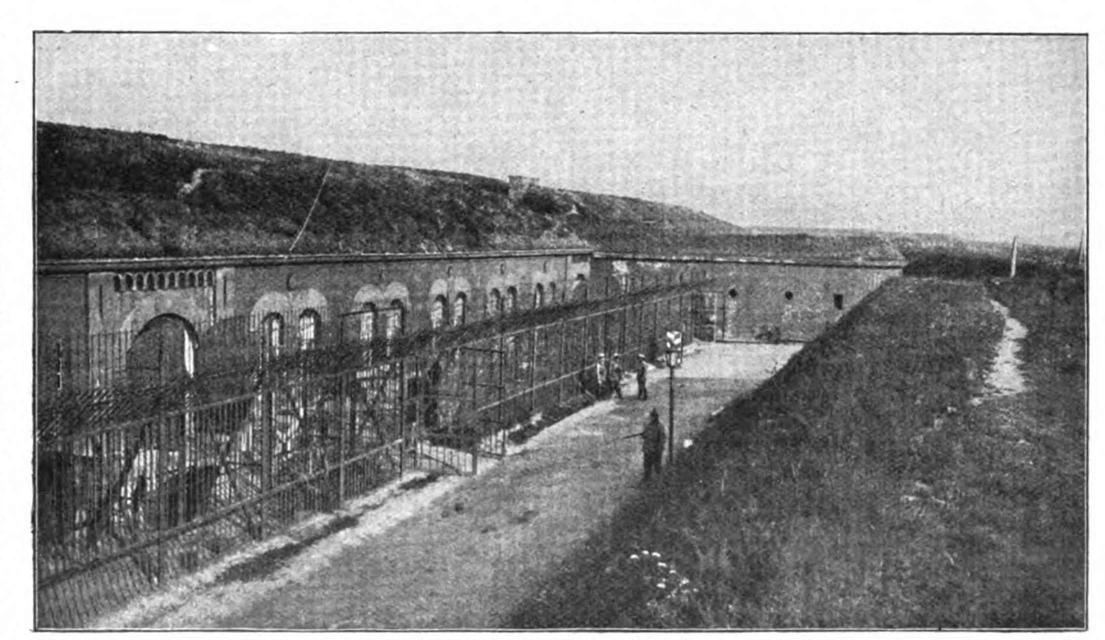
Anderen Tages früh wurde aufgebrochen und unter Bedeckung davonmarschiert, an französischen Truppen und Kolonnen vorbei, etwa 40 Kilometer ins Land hinein zu einer kleinen Bahnstation. Hier gab es zu essen und mußte

lange gewartet werden, bis der Zug zusammengestellt war und abgehen konnte. Endlich wurde unser Trüppchen von 19 Mann in einen geschlossenen Güterwagen eingeladen und vor einen langsam fahrenden Verwundetenzug an die Maschine gehängt. Drei Tage und drei Nächte brachten wir in langer, düsterer Bahnfahrt zu, mit dem allernötigsten Proviant an Brot und Fleisch und ein wenig Wasser versehen. Fast an allen Stationen wurde gehalten und den auf den Bahnhof gekommenen, mit Siegesnachrichten aus Belgien und Rußland überfütterten Bewohnern die gefangenen Deutschen zur Schau gestellt.

Es ging gen Süden; auch die Blicke, Gesten und Zurufe wurden heißblütiger. Namentlich die holde Frauenwelt war an den Bahnhöfen vertreten; alle Männer, die man nur irgend zusammenbringen konnte, waren ja in die roten Hosen gesteckt und an die Grenze geschafft worden. Die Damen waren in ihrer Art nicht gerade höflich und gesittet. Es waren auch Draufgängerinnen unter ihnen, die unter allen Umständen sich einen aus nächster Nähe ansehen wollten. Ein Glück, daß man in dem Durcheinander nicht alles verstand, und daß der Zug auch einmal wieder weiterfuhr — neuen Verwünschungen und Gehässigkeiten entgegen. Die Maschinenführer wirkten auf den größeren Haltestationen auch auf ihre Art mit, kühlten ein wenig ihr Mütchen und wollten etwas für die gaffende und geifernde Menge tun. Als erfinderische Mechaniker verfielen sie darauf, einen Schlauch an einen Hahn der Maschine zu befestigen und ab und zu eine Ladung heißen Wassers über die Köpfe der lieben „Preußen" zu spritzen. Schließlich verbat sich diese „warme" Behandlung ein gefangener Offizier unserer Fliegertruppen und führte Beschwerde bei dem Wachhabenden der Begleitungsmannschaft. Das wirkte, nun wurde die große Tür zugeschoben, wir saßen im Dunkeln



Die Reste des von den Russen zerstörten Bahnhofs.



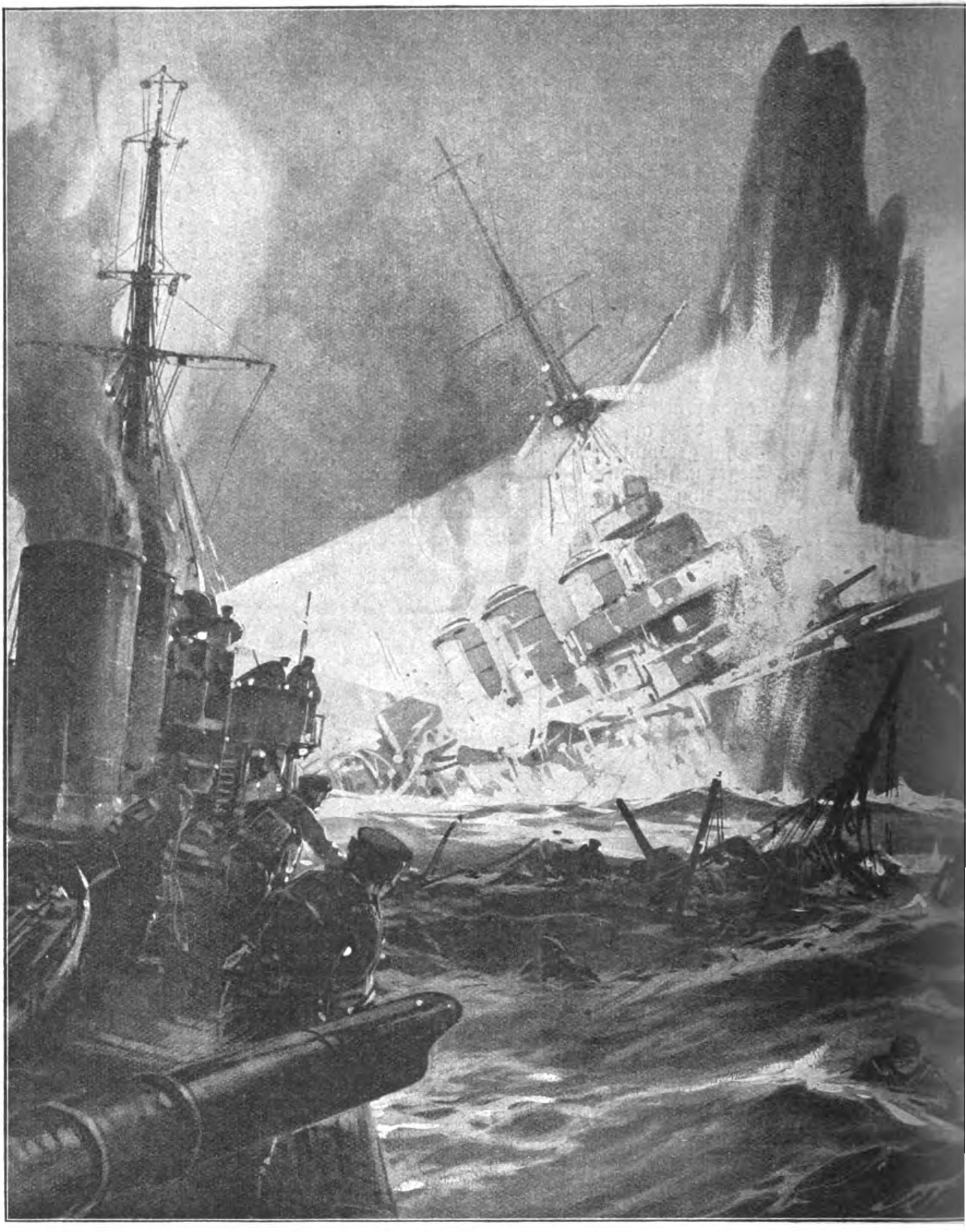
Das völlig unversehrte Fort 3.



Marktleben im eroberten Lomsha.

Zur Einnahme der Festung Lomsha.

Nach photographischen Aufnahmen von A. Grohs, Berlin.



Deutsche Tor[…]
senken am 17 […]
an der dänis[…]
einen englis[…]
(Arethusa-Ty[…]
englischen […]
Nach einer Orig[…]
Professor W[…]

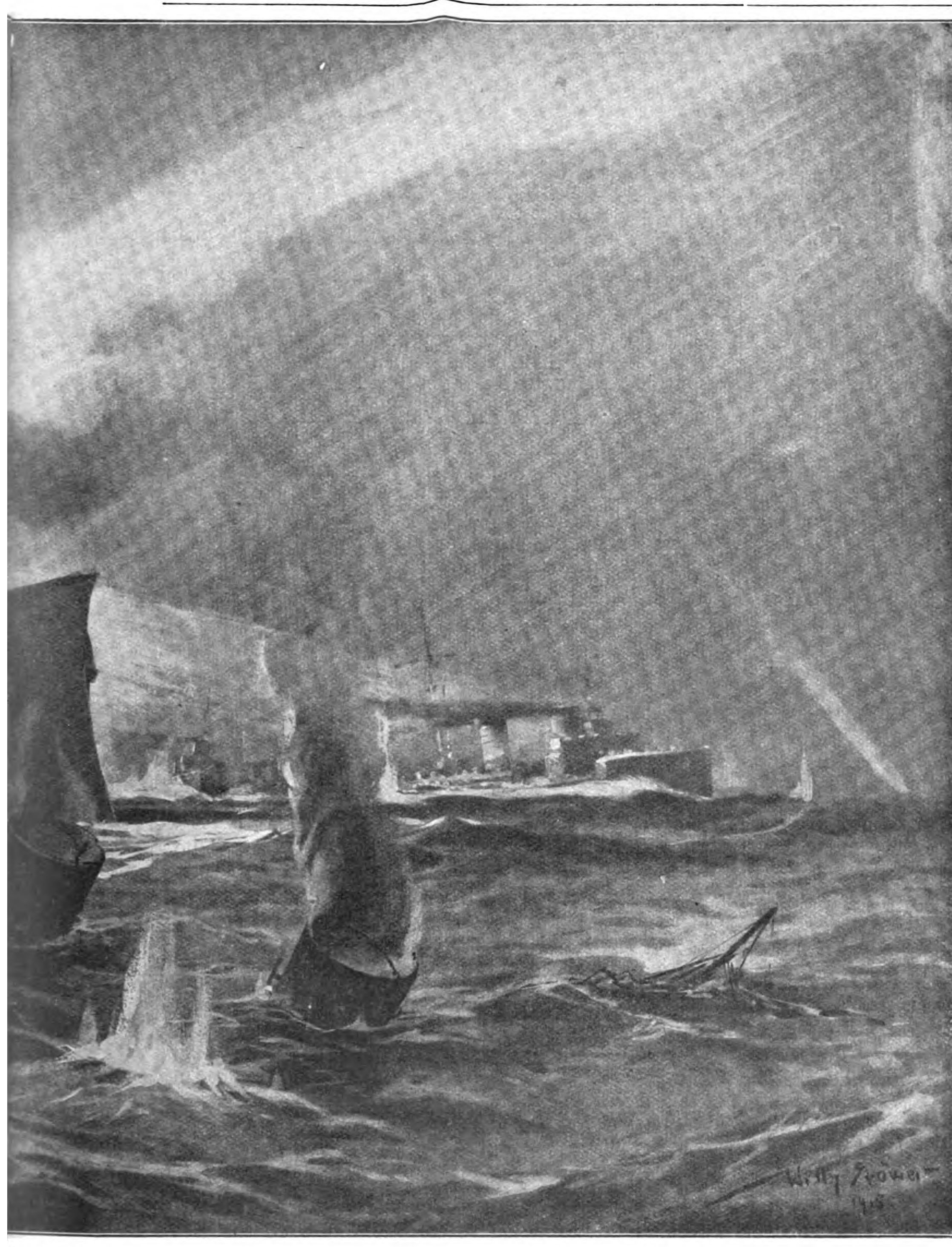
und hatten bis auf weiteres Ruhe, indes außen die Menge johlte und tobte.

Ja, es waren auch zwei Offiziere unter unserem Häuflein im Feindesland; auch abgefangen und doch den Kopf nicht verloren. Sie hatten einen größeren Erkundigungsflug unternommen, der zu weit ausgedehnt worden war, es trat Betriebstoffmangel ein, sie mußten auf feindliches Gebiet niedergehen und wurden gefangen genommen. Natürlich wurden auch sie einem großen Verhör unterzogen, das ergebnislos verlief, und gaben auf die an sie gerichtete Frage: was sie nun erwarteten, wo, wie sie sähen, der Feinde Deutschlands immer mehr würden, die Antwort: Je mehr Feinde, desto mehr Ehr' für uns — eine Antwort, die bei den Umstehenden Lächeln hervorrief und weiteres Ausfragen abschnitt. Die beiden Offiziere waren auf unserer Fahrt auch die Führer, die für uns sprachen und dafür sorgten, daß wir uns nicht zu Unbesonnenheiten hinreißen ließen.

Endlich kam eine größere Station und es hieß: Aussteigen! Der Zug war in die kleine Festung Blaye eingelaufen; Blaye ist etwa 500 Kilometer von Paris entfernt und liegt an der Gironde rechts unterhalb von Bordeaux. Auf ziemlicher Anhöhe sind die Festungswerke erbaut, mit breitem Graben und einigen Außenwerken umgeben; also ein fester, sicherer Platz (gegenüber an der Gironde liegt noch das Fort Médoc) für die werten Gefangenen aus dem verhaßten Deutschland. Wir marschierten hinauf in die Feste und machten in dem breiten, tiefen Graben vor ein paar runden Zelten halt. Die Besatzung von Blaye war nicht allzu groß, wie wir später erfuhren; dies war wohl zu begreifen: alle waffenfähigen Kämpfer waren ja nach der Ostgrenze abgerückt und die Hilfstruppen aus Algier, Tunis und Indien noch nicht im Land. Eine halbe kriegstarke Kompanie von etwa 150 Mann und deren Offiziere, mit einem Obersten an der Spitze, genügte für die untergebrachten 1000 Mann Feldgefangene, worunter sich etwa 400 Verwundete mit deutschen Ärzten befanden. Doch durften diese bei der Behandlung nicht mehr Hand anlegen; das sollten andere besorgen, aber bis andere Hilfe in Tätigkeit trat, hatten die armen Verwundeten 4—5 Tage in ihren Feldverbänden dagelegen auf dem Stroh in den Zelten. Den Franzosen fehlte es fast ganz an Verbandmaterial und Hilfsmannschaften. Nach etwa 8 Tagen hatten wir schon 36 Tote, die von ihren Schmerzen erlöst waren. Sie wurden hinausgefahren nach einem Kloster und begraben unter dem Geleite von 10 Mann der Unsrigen, die hierzu abkommandiert wurden. Später allerdings, nachdem ein höherer Arzt einmal eine Inspektion vorgenommen hatte, wurden unsere Verwundeten von uns ausquartiert und wenigstens auf Strohmatratzen gebettet. Die Gefangenen in Deutschland haben es zweifellos besser, als wir es hatten an der gesegneten Gironde. Das Stroh in unseren Zelten auf den Wallgräben war spärlich auf den steinigen Boden hingestreut und, als wir hinkamen, schon wochenlang von anderen benutzt gewesen. Schmutz und modriger Geruch trat uns überall entgegen. Von den Abortverhältnissen sei höflicherweise geschwiegen.

Von unseren „wasserdichten" Zelten in den Wallgräben wurden immer mehrere zusammen von je zwei Mann Territorialtruppen bewacht; in jedem Zelt waren etwa 20 Gefangene untergebracht, so daß man auf ein größeres Zeltlager von den Festungswällen blickte. Um halb sieben Uhr morgens gab es für den Mann eine kleine Tasse schlechten Kaffee; um zehn Uhr das Frühstück, bestehend aus Suppe und Weißbrot, und abends um sechs Uhr dasselbe. Wir mußten unser Essen selbst bereiten, in großen Blechkesseln, biwakmäßig, abseits von unseren Zelten. Das Wasser dazu wurde von einigen Mann aus einem großen Ziehbrunnen aus der Feste geholt. Dies war unsere einzige Beschäftigung. — Je 100 Mann empfingen des Morgens die Verproviantierung für den Tag: weißes Brot, einige Kartoffeln, Gemüse und Zutaten, etwa 10 Pfund Fleisch, und es blieb ihnen überlassen, was sie damit anfingen. Natürlich hatten wir große Langeweile; das stete Einerlei im Essen, Tun und Denken wurde nur unterbrochen durch die Veränderungen in der Witterung.

Von der Welt um uns und ihren Taten erfuhren wir nichts; ab und zu wurden uns von der Wachmannschaft die großen Siegesnachrichten der Franzosen und ihrer Freunde, der Engländer, mitgeteilt und die daraus sich



…doboote ver-
… August 1915
…en Westküste
…en Kreuzer
… und einen
…Zerstörer.

…alzeichnung von
…ly Stöwer.

ergebenden Niederlagen der Deutschen uns vorgehalten; die Leute wußten es selbst nicht besser und glaubten aufs Wort, was sie in der Zeitung gelesen hatten. Die Täuschungen der Regierung fanden dort im Süden bei dem Volke, weit weg von der Schlachtlinie im Osten, erwünschten Glauben und Erfolg.

Eines Tages, Ende September, kam Bewegung in unsere Reihen und Gedanken. Die nahe Regierung in Bordeaux hatte der Kommandantur mitgeteilt, daß die sich bei uns aufhaltenden Sanitätspersonen, Ärzte und Rote Kreuzler, die aus einem erbeuteten oder gefangen genommenen Feldlazarett der Deutschen stammten, ausgewechselt werden sollten gegen die gleiche Anzahl und Art der in deutscher Gefangenschaft befindlichen Franzosen. Es waren 35 Mann, an die die Aufforderung erging, sich zum Marschieren und zur Abreise bereit zu halten.

Zunächst mit der Eisenbahn nach der Grenzstation Béhovie und nach Irun in Spanien; dort eine Nacht Aufenthalt, dann nach dem bekannten Hafenplatz San Sebastian und der spanischen Festung Bilbao. Nach vierzehntägigem Aufenthalt mußten wir wieder zurück nach San Sebastian und wurden dann mit der Bahn nach Barcelona befördert, wo die deutschen Konsularbehörden sich unserer annahmen.

Acht Tage später, an einem Sonntag, mittags zwölf Uhr traten wir bei schönem Wetter endlich die Abreise aus dem großen Hafenplatz Barcelona auf einem italienischen Schiff an, mit dem Ziel Genua, Italien. — Diese Seereise mit ihren immerwährenden Anrufen und Verfolgungen von kreuzenden Kriegschiffen bot nichts Angenehmes; die Franzosen brachten es fertig, daß wir nach ihrem Marseille komplimentiert und hier genauest durchsucht und ausgefragt wurden. Eine südamerikanische Rohgummiladung, die wir mitgenommen hatten, wurde als Kriegskonterbande für unzulässig erklärt und mußte ausgeladen werden; dann durften wir weiter dampfen gen Genua zu. Scheinwerferblitze von spürenden Kriegsfahrzeugen gaben uns allenthalben das Geleite. — Von Genua reisten wir über Mailand, Ala, Kufstein, München und dann vollends in die Heimat.

Siegreiches Gefecht deutscher Torpedoboote mit englischen Schiffen an der dänischen Küste.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Eine der deutschen Torpedobootshalbflottillen, die sich am 17. August 1915 auf einem Streifzug in der Nordsee befand, sichtete abends gegen zehn Uhr an der langgestreckten Westküste Dänemarks ein Kriegschiff, das, wie sich herausstellte, von acht Torpedobootzerstörern umgeben war. Man mußte von vornherein annehmen, daß man Engländer vor sich habe, und trotz der bereits hereinbrechenden Nacht konnten die Deutschen deutlich den Typ des Kreuzers, der der Arethusaklasse angehörte, erkennen. Obgleich nun einer Torpedobootsflottille ein solcher Gegner bedeutend überlegen ist und sie bei entsprechendem Vorgehen leicht vernichten kann, ging es sofort mit abgeblendeten Lichtern „ran an den Feind". Jetzt — das scharfe Auge des Scheinwerfers, der wie ein Blitzstrahl durch die dunkle Nacht zuckt und grelles Tageslicht ausstrahlt, sieht den Gegner in nächster Nähe vor sich. Aber auch dieser erkennt die Gefahr, von seinen Masten flammen ebenfalls die Scheinwerfer gleich Kometenschweifen auf. Doch die tapferen Torpedoboote lassen sich dadurch nicht abschrecken. Da schwirrt ein Torpedo los — das war ein Meisterschuß, der den Engländer ins Herz traf. Haushoch schießt ein mächtiger Wasserstrahl empor, und man hört es ganz deutlich, wie das Geschoß die Bordwände des Kreuzers zerreißt und in sein Inneres eindringt. Donnernd braust das „Hurra!" der deutschen Matrosen, den Kameraden den Sieg verkündend. Fast zur selben Zeit schossen andere Torpedoboote einen englischen Zerstörer in den Grund. Während dieser sofort sank, suchte sich der Kreuzer mit Aufbietung aller Kräfte über Wasser zu halten. Da trifft ihn abermals ein Torpedo in die Breitseite, einen Augenblick erzittert der eiserne Koloß, dann neigt er sich plötzlich zur Seite und verschwindet langsam in einem gurgelnden Strudel. Stolz ob ihres Sieges aber kehrten die deutschen Torpedoboote in die heimischen Häfen zurück, ohne selbst irgendwelche Verluste erlitten zu haben.

Ein Artilleriekampf in den Dolomiten.

Von Oberst Karl Müller, Kriegsberichterstatter auf dem Kriegsschauplatz in Tirol.

Der Batteriekommandant setzte mir vor Beginn des Feuers die Schwierigkeiten auseinander, die sich im Hochgebirge dem Erfolge des Artilleriefeuers entgegenstellen: Die dünne Luft bewirkt eine sehr große Stauung, so daß genau gleich abgegebene Schüsse mit gleicher Tempierung und gleichem Richtwinkel ganz verschiedene Treffer ergeben. Wind, Nebel und Regen, Schatten und Sonnenschein, Wärme und Kälte, Windstärke und Windrichtung sind weitere Umstände, die erfahrungsgemäß im Hochgebirge die Treffergebnisse viel stärker beeinflussen als im Tiefland.

Nach diesen Erläuterungen erteilt der Batterieführer den Feuerbefehl. Der am Fernsprecher stehende Unteroffizier gibt ihn weiter. „Erstes Geschütz feuern." Die Batterie befindet sich einen guten Kilometer weiter zurück, in einer Mulde gedeckt. „Abgefeuert!" — Ein dumpfer Knall. — Dann ein näher und näher kommendes Sausen, wsss ... wsss ..., jetzt fast zu einem Miauen anschwellend, gerade über unsere Köpfen herüber, schließlich ein langgezogenes, nach und nach verhallendes Tosen und Dröhnen. — Lange Pause. Eine Minute lang harren wir mit verhaltenem Atem, der Batterieführer am Scherenfernrohr, wir anderen den Zeißfeldstecher angelegt und die Augen fest aufs Ziel gerichtet... Da! Ein weißes Wölkchen, dem eine schwarzbraune, hochaufsteigende Wolke folgt, in der das Ziel verschwindet. Nachdem sich die Wolke zerteilt hat, wird der Einschlag sichtbar: dicht vor dem Ziele, scheint es. Der Batterieführer diktiert dem Unteroffizier, der die Feuerkontrolle führt: „... Teile rechts vorbei." Neuer Feuerbefehl. „Zweites Geschütz feuern!" ... „Abgefeuert!" ... Wieder zischt und faucht es über uns hinweg, dem Ziele zu. Diesmal ist der Einschlag etwas hinter dem Ziele. Eine Schußkorrektur wird vorgenommen. Ein dritter, ein vierter Schuß wird abgegeben. Alle sitzen in unmittelbarer Nähe des italienischen Geschützstandes, in dem es recht ungemütlich sein muß.

Inzwischen hat die italienische Batterie das Feuer erwidert. Sie beschießt jedoch nicht die feuernde Batterie, deren Stellung so gut verborgen ist, daß sie von den Italienern nicht entdeckt werden konnte, vielmehr eine andere, von unserem Standort aus gut sichtbare, aber weit entfernte, hinter der Bergrippe eines Ausläufers der Marmolata aufgestellte k. u. k. Batterie, die selbstverständlich ebenfalls in den Feuerkampf eingreift. Das italienische Feuer bleibt erfolglos. Eine weitere Batterie tritt auf unserer Seite in Tätigkeit. Ihre Stellung liegt ebenfalls weit hinten, ihre Feuerbefehlstelle befindet sich am anderen Ende unseres Verbindungsgrabens. Abwechselnd geben die Batteriekommandanten ihre Feuerbefehle, die wir, im Graben gedeckt, verfolgen und deren Wirkung wir fortwährend beobachten. Auf italienischer Seite greift nun auch eine zweite Batterie, deren Stellung unserer Beobachtung entzogen ist, ins Feuer ein, das lebhafter wird. Mehrere Batterien stehen nun im Gefecht. Der Geschützdonner bricht sich am Eispanzer der Marmolata und hallt von Fels zu Fels. Ganz deutlich ist das Mündungsfeuer der italienischen Batterie sichtbar. Die italienische 12,5-cm-Batterie feuert heftig, fast möchte man sagen, nervös und gibt wiederholt Batteriesalven ab. Ruhig und sparsam setzen die k. u. k. Batterien ihr Feuer fort. Die italienischen Batteriesalven werden mit Gruppenlagen beantwortet. Ein Kranz von Einschlägen hatte sich bereits gebildet. Zwei, drei Treffer unserer Batterie A saßen ganz nahe am Ziel. Der Batterieführer feuerte mit gleichem Aufsatz noch einen Schuß. Wieder fauchte es über unseren Häuptern, wieder starrten wir hinüber, eine ganze lange Minute, bis die Granate die verschiedenen Kilometer bis zur italienischen Batterie zurückgelegt hatte — — da plötzlich rauchte und qualmte es aus dem feindlichen Geschützstand heraus, ein gewaltiger Schwaden. Kein Zweifel, ein Volltreffer war mitten im Geschützstand geplatzt, das Geschütz selbst wahrscheinlich gebrauchsunfähig gemacht. Als sich die Rauch- und Staubwolke verzogen hatte, konnte man durchs Scherenfernrohr deutlich die Bresche wahrnehmen. Das italienische Geschütz verstummte augenblicklich, es war buchstäblich und wirklich „zum Schweigen gebracht". Wie mochte es im Innern seines Geschützstandes aussehen? Vermutlich ist die gesamte Geschützmannschaft gefallen ...

Hört man die heransausende Granate?

Während vom Infanteriegeschoß behauptet wird, daß man das Geschoß selbst nicht hört, wird von den Granaten gesagt — wenigstens behauptet das ein Teil der Kriegsteilnehmer, während ein anderer dem widerspricht —, daß man sich vor einer heransausenden Granate noch hinwerfen kann, sie also kommen hört. In den „Monatsheften für den naturwissenschaftlichen Unterricht" untersucht nun Dr. W. Meinecke (Stettin) diese beiden Aussagen und führt folgendes aus: Zunächst ist man geneigt, die Möglichkeit der letzten Behauptung zu verneinen, da ja die Geschwindigkeiten der modernen Geschosse die Schallgeschwindigkeit von 330 Metern in der Sekunde bedeutend übertreffen. Aber genauere Untersuchungen (von W. Donle) lassen erkennen, daß zwar die Anfangsgeschwindigkeiten die Schallgeschwindigkeit übertreffen, daß aber der Luftwiderstand die Geschwindigkeit des Geschosses auf Werte unter 330 Meter in der Sekunde herabdrücken kann. So könnte man auch ein Infanteriegeschoß vorher hören, wenn der Schütze genügend weit entfernt wäre, nämlich zwei Kilometer zum Beispiel bei Gewehr Modell 98. Die Zeit, die der Schall gebraucht, das ist 2000 : 330 = 6,06 Sekunden, ist kleiner als die Flugzeit von 6,57 Sekunden; aber die Zeitdifferenz ist sehr knapp. Wesentlich anders liegt die Sache bei der Granate Kaliber 8,8 Zentimeter. Nehmen wir an, daß das Geschütz auf ein sechs Kilometer entferntes Ziel gerichtet ist. Dann ist fünf Sekunden nach dem Abschuß das fliegende Geschoß der Schallwelle des Abschusses voraus. Nach zehn Sekunden hat aber die Schallwelle die Granate überholt. Nach 18 Sekunden trifft die Schallwelle am Ziel ein, es bleiben also 12 Sekunden bis zum Einschlag. Von der 18. bis zur 30. Sekunde hört man mithin die Granate heransausen. Es kann freilich auch der Fall eintreten, daß das fliegende Geschoß selbst Schallquelle ist, daß mithin die Schallwellen des Abschusses überholt werden können durch Schallwellen von irgend einem Punkte der Flugbahn.

Goethes Iphigenie in Namur.

(Hierzu das Bild Seite 235.)

Die Kunst folgt unseren Feldgrauen ins feindliche Land! Wiederholt sind in dem besetzten Belgien unseren Truppen von deutschen Künstlern Genüsse geboten worden, die sie aus der rauhen Wirklichkeit des Krieges hinausführten in die freundlichen Höhen deutscher Kunst. Zu den eindrucksvollsten dieser Veranstaltungen gehört wohl die erhebende Iphigenieaufführung in Namur, die am Sonntag, den 4. Juli 1915, unter Gottes freiem Himmel in dem herrlichen Stadion des Jeux stattfand, das der König Leopold II. erbaut hat. Die Einladung zu diesem Gastspiel war von der kaiserlichen Oberkommandantur in Namur an Künstler des Wiesbadener Hoftheaters ergangen, die gern und freudig diesem Rufe Folge geleistet haben. Großes Verdienst um das Zustandekommen des Gastspiels hat sich der Hofschauspieler Gautsch von Gils erworben, der aus dem Schützengraben herbeieilte, um seine feldgraue Rolle als Unteroffizier im Kriege für diesen Tag mit der des Orestes zu vertauschen. Die Iphigenie spielte Fräulein Frida Eichelsheim mit ihrer verklärenden Kunst, in den übrigen Rollen wirkten die Hofschauspieler Zollin, Rodius und Albert mit. Ein herrlicher Sonntag war über Namur heraufgezogen, in dichten Scharen pilgerten unsere Feldgrauen erwartungsvoll zu dem antiken Theater hinauf, das einen würdigen Festrahmen zu dem Goethischen Meisterwerke bot. Das Theater, das nach griechischen und modernen Grundlinien erbaut ist, bildet einen weiten Halbkreis, der bis zu den erhöhten Plätzen von dem aus unseren Feldgrauen gebildeten Publikum dicht erfüllt war. Wohl an die 2500 Soldaten, zum Teil aus ziemlicher Entfernung herbeigeeilt, saßen da in gehobener Stimmung. Schön war auch, daß jeder, mit Ausnahme der Verwundeten, seine Eintrittskarte bezahlt hatte, denn die Vorstellung fand zum Besten der Wohlfahrtskasse des Gouvernements Namur statt. Um fünfeinhalb Uhr nachmittags begann das Spiel. Weihevoll ertönt aus dem verdeckten Orchester Glucks Vorspiel zu Iphigenie in Aulis, und die ergreifende Musik er-

füllt den weiten Raum mit ihren Klängen. Das Orchester stellte die Kapelle des Armierungsbataillons Nr. ... unter der kunstsinnigen Leitung des Offizierstellvertreters Riemann, die ihre Aufgabe mit Hingebung meisterhaft löste. Mächtig verhallen die Akkorde, und nun nimmt die edle Sprache unseres großen Altmeisters Goethe Herz und Sinn gefangen, ein gleich erhebender Augenblick für die Zuhörer wie für die Darsteller.

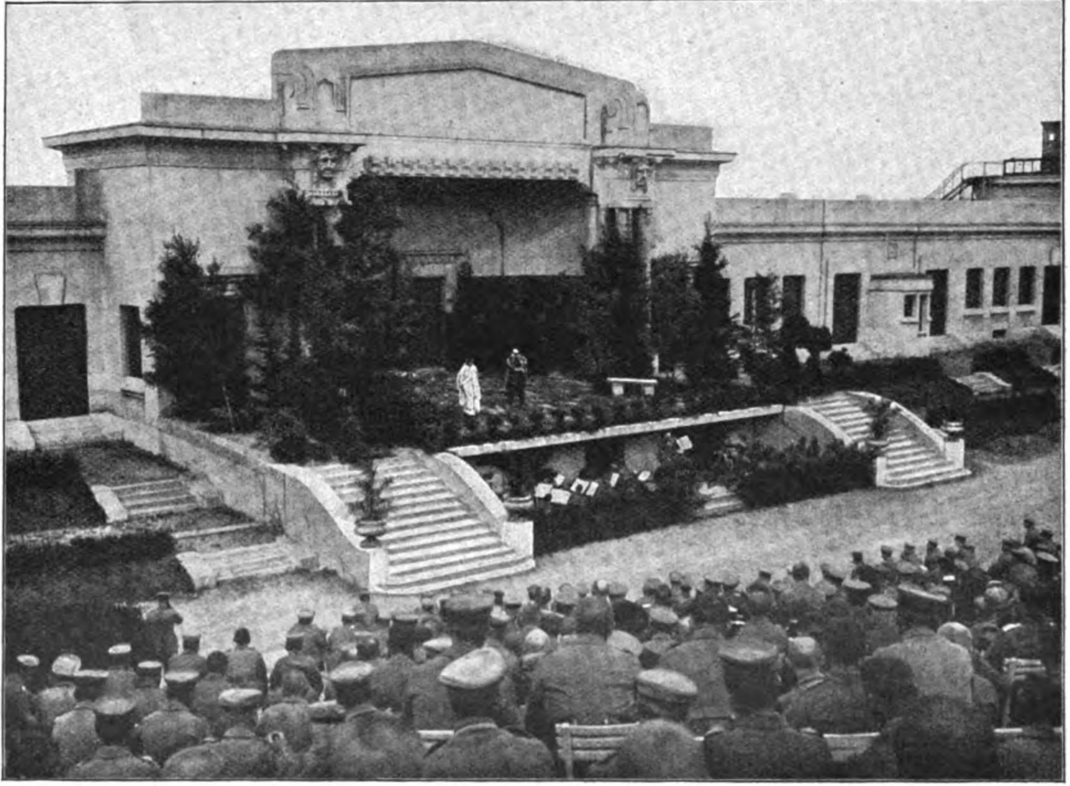
„Zu Haus und in dem Kriege herrscht der Mann,
Und in der Fremde weiß er sich zu helfen,
Ihn freuet der Besitz, ihn krönt der Sieg,
Ein ehrenvoller Tod ist ihm bereitet!"

Wie mögen diese Goethischen Verse in den Herzen der andächtigen Zuhörer mitgeklungen haben. Wohl niemals ist die Dichtung vor einem tiefer ergriffenen Hörerkreis wirkungsvoller gesprochen worden, als hier vor den Feldgrauen, die noch unter dem Eindruck mancher Kampfszene standen, auf so geschichtlichem Boden, in dessen Nähe noch die Kanonen des Weltkrieges ihren ehernen Ton weithin erschallen ließen. Zweieinhalb Stunden dauert das Spiel ohne Pause, aber willig folgen unsere braven Feldgrauen dem Meister, wohin er sie führt in dem erhebenden Geist edler Dichtung, die uns über den Alltag auf der Menschheit reine Höhen erhebt. Ein endlos tosender Beifall dankt den Künstlern, die selten mit solcher Hingebung ihr Bestes den Besten gegeben haben.

Freundliche Aufnahme fanden die Künstler bei den militärischen Behörden in Namur. Schon die Fahrt durch Belgien war an Eindrücken reich. Geschützt und wohlbewacht von einer deutschen Postenkette jagt der Zug durch das Land, das die ersten Schrecken des Krieges gesehen. Aber nur wenig Zeichen noch mahnen an diese Schrecken. Ein reiches, blühendes Land bietet sich den Blicken. Überall hat die gründliche deutsche Ordnung, wo es ging, die Zerstörung des Krieges wieder ausgeglichen und schnell wieder aufgebaut, was gegen unseren Willen zerstört werden mußte. Der Empfang in Namur gestaltete sich sehr herzlich. In kaiserlichen Automobilen wurden sie zur Probe abgeholt und konnten auf der Fahrt durch Namur die Schönheiten der freundlichen an der Maas und Sambre gelegenen Stadt bewundern. Nur das Rathaus und seine Umgebung boten noch ein Bild der Zerstörung. Von hier aus haben belgische Soldaten auf unsere Rote-Kreuz- und Lazarettzüge geschossen. Doch hinweg jetzt mit diesen kriegerischen Bildern. Von der prachtvollen Kathedrale ertönt das Sanktusläuten, weich schwellen die Schallwogen der reinen Glockentöne über die in herrlichem Sommerschmuck daliegende Stadt dahin, alles atmet eine friedliche Stimmung. Eine stille Messe wird in der Kirche gelesen, an der so mancher Feldgraue andachtsvoll teilnimmt. Vor der Kirche spielt später eine Militärkapelle Platzmusik, deren rhythmischen Klängen auch die Namurer lauschen. Der Vorstellung folgte am Abend bei einer Bowle ein gemütliches Beisammensein im belgischen Lancierkasino, bei welcher Gelegenheit der Gouverneur von Namur, Exzellenz Freiherr v. Hirschberg, den Künstlern nochmals dankte und viel Schönes über die Kunst und die Künstler, die zu einer einzigartigen Aufgabe hierher gerufen wurden, zu sagen wußte. Ein an Eindrücken reicher Tag fand so seinen schönen Abschluß, und dankbar verließen die Künstler Namur in dem frohen Bewußtsein, unseren braven feldgrauen Soldaten in den Wirrnissen des Krieges einen herrlichen Sommersonnentag verschönt und verklärt zu haben.

Wie wir uns das Kreuz 1. Klasse holten.

... Für Deine Glückwünsche herzlichen Dank. Deiner Bitte um eine nähere Schilderung der Ereignisse komme ich gerne nach. Unsere Stellung bei P. (Champagne) liegt in ziemlich flachem Gelände, das nach dem Feinde zu langsam ansteigt. Der französische Schützengraben beschrieb nun gerade uns gegenüber einen starken Bogen auf unsere Stellung zu. Er wirkte ähnlich wie ein Keil und wurde uns noch dadurch doppelt ungemütlich, daß sich auf dem schmalsten, unbesetzten Streifen zwischen den Gräben, ungefähr 100 Meter von uns wie auch vom Gegner entfernt, in einem Granatloch ein feindlicher Unteroffiziersposten eingenistet hatte. Er beobachtete uns Tag und Nacht und verhinderte uns, unbemerkt einen Annäherungsgraben an die französische Stellung heranzuschieben. Der Posten mußte also in erster Linie verschwinden, und dann sollte von dem Erdloch aus der feindliche Bogen eingedrückt werden.

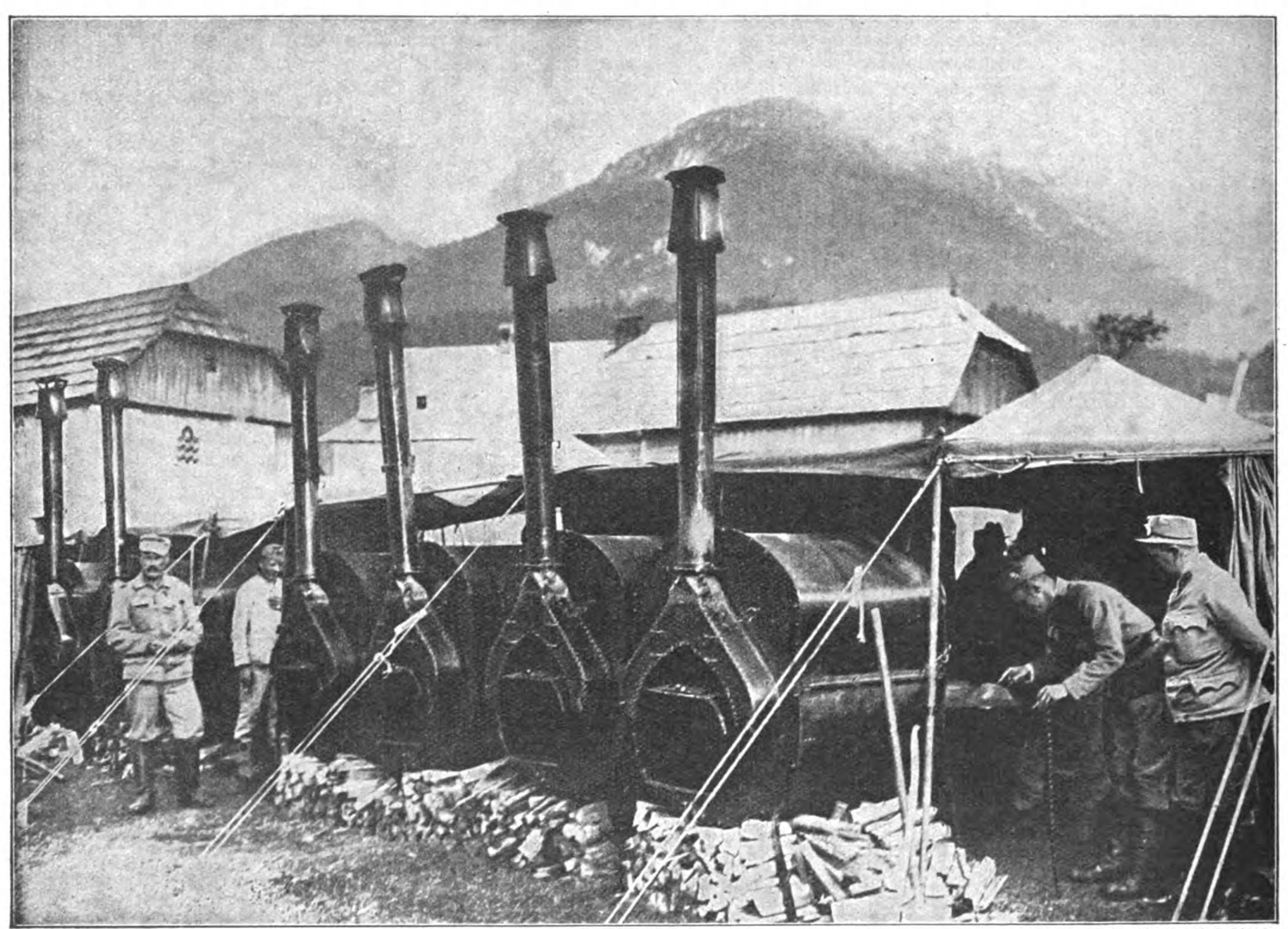


Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Goethes „Iphigenie auf Tauris" vor deutschen Soldaten und Verwundeten auf der Freilichtbühne in Namur.

Das war damals im Dezember. Die ersten Überrumplungsversuche schlugen bei der Wachsamkeit des feindlichen Postens fehl. Endlich in einer dunklen Nacht bekamen mein Freund G. und ich vom Bataillonskommandeur die Erlaubnis, auf eigene Faust den Versuch zur Aushebung des französischen Postens zu machen. Unsere Aufgabe war nicht leicht, denn geschossen durfte nicht werden, um die Franzosen drüben im Graben nicht auf uns zu ziehen. Wir krochen also wie zwei Indianer auf dem Kriegspfade, Seitengewehr aufgepflanzt, an das Loch heran. Es dauerte etwa eine halbe Stunde, aber dann waren wir unbemerkt bis auf fünf Schritt vor unserem Ziel. Unterwegs hatten wir drei Ölsardinenbüchsen mit Sand gefüllt und mit diesen vollführten wir jetzt eine köstliche Kriegslist. Auf ein Zeichen warfen wir rasch hintereinander die drei Büchsen mit Sand in das Loch, in dem wir die Rothosen schwatzen hörten. Unsere „Handgranaten" hatten auch richtig die erhoffte Wirkung. Mit einem entsetzten „Oh, malade, allons, allons!" flitzten ihrer drei aus dem Loch heraus und rannten auf den jenseitigen Schützengraben zu, während wir lachend in die leicht eroberte Stellung schlüpften. Gleich darauf begann drüben eine wahnsinnige Knallerei, aber wir saßen wohlgeschützt in unserem Loch und lachten dazu. Wir hatten jetzt die Rollen getauscht. In der nächsten Nacht kroch ich zurück. Der Kommandeur gab mir zwanzig Mann mit und

auf meine Bitte ebensoviel gefüllte Sandsäcke. Mit den Mannschaften bildete ich eine Linie bis zu unserem Loch, und nun waren die Sandsäcke in etwa zehn Minuten bei uns und halbkreisförmig als kugelsichere Schutzwehr um unsere „Villa" hergebaut. Die wurde jetzt mit dem Spaten erweitert und zugleich ein Verbindungsgraben zu unserer Stellung ausgehoben. Die Gesichter, die die Franzosen am anderen Morgen machten, als sie einander gruppenweise unsere kleine Festung zeigten, die gerade vor ihrer Nase erbaut war, sind einfach nicht zu beschreiben. Sie drohten mit der Faust und riefen uns liebenswürdige Worte, wie „cochons" herüber, aber unser Gleichmut hat nicht darunter gelitten. In der folgenden Nacht bauten wir dann von unserem Stützpunkt aus einen Parallelgraben zur feindlichen Stellung. Von diesem aus setzten wir dem Gegner stundenlang mit Handgranaten jeden Kalibers und Minen solange zu, bis er den vorwitzigen Bogen aufgab und weiter rückwärts zog. Da dauerte es natürlich nicht



Phot. Ed. Frankl, Friedenau.

Neue zerlegbare Feldbacköfen der österreichisch-ungarischen Armee im italienischen Grenzgebiet.

mehr lange, bis wir eines Tages durch den verlassenen Graben seine ganze Stellung stürmten und nach kurzer Gegenwehr in Besitz nahmen.

Bei uns aber herrschte große Freude, als wir wenig später durch Bataillonsbefehl zu Unteroffizieren befördert wurden und beide gleichzeitig das Eiserne Kreuz 1. Klasse erhielten . . .

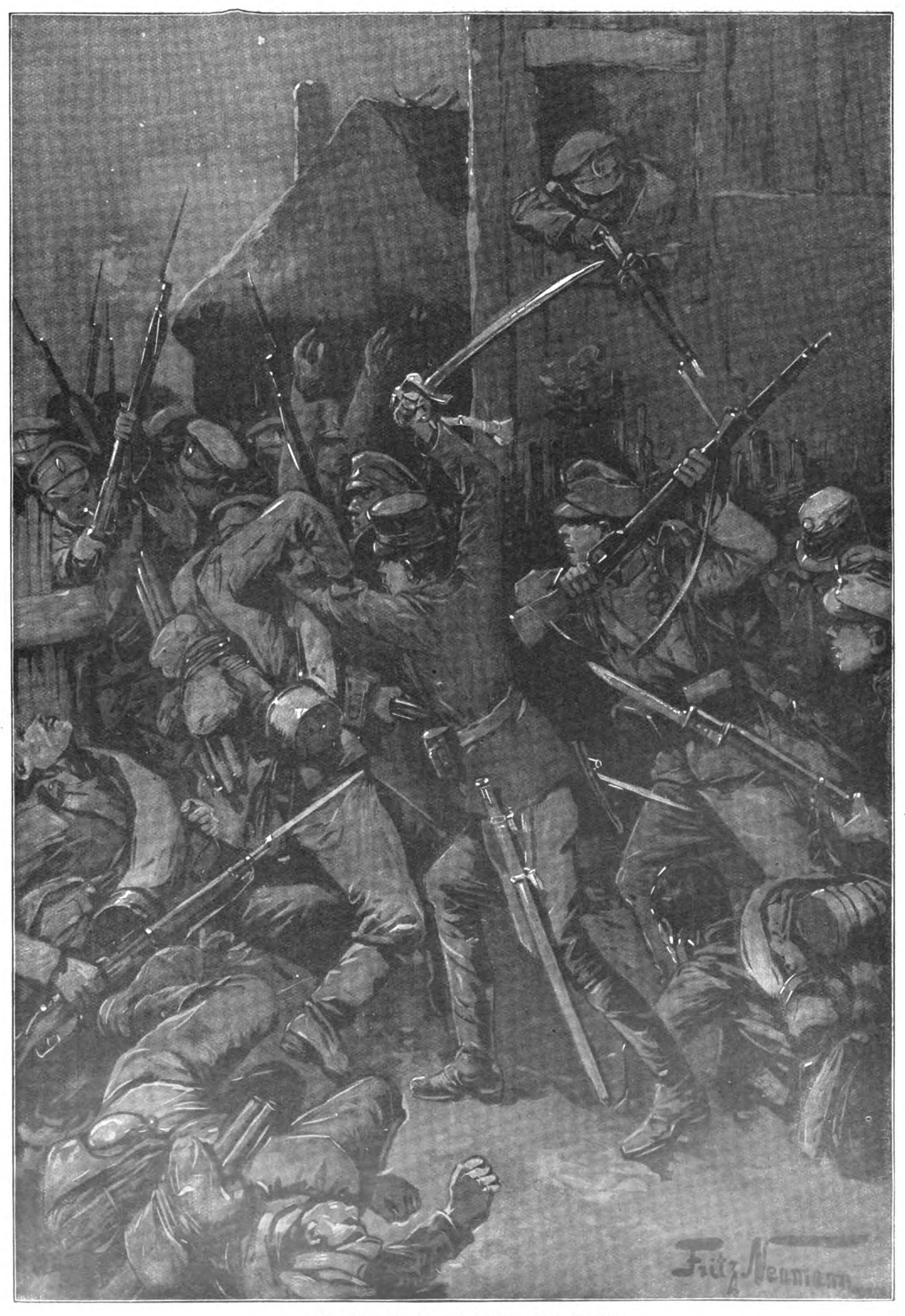
Gegen große Übermacht.

(Hierzu das Bild Seite 237.)

Hauptmann Joseph Troyer des 4. k. u. k. Landwehrinfanterieregiments war Kommandant eines aus Grenzschutzkompanien gebildeten Bataillons. Seiner Tatkraft und Umsicht und nicht zuletzt seinem schneidigen persönlichen Beispiel ist ein guter Teil der vortrefflichen Haltung seiner Abteilung in den zahlreichen Angriffen und Gefechten zuzuschreiben, die sie schon im Beginn des Krieges zu bestehen hatte.

Wo die Gefahr am größten, das Feuer am heftigsten war, konnte man Hauptmann Troyer immer an vorderster Stelle sehen. Niemals dachte er an die eigene Sicherheit. Für ihn galt bloß, unter allen Umständen in den Reihen seiner Tapferen Ruhe, Ordnung und den festen Willen zum Sieg zu erhalten. Wo immer man ihn nötig hatte, stets war er mit Befehl, Rat, Aufmunterung und Beispiel zu helfen bereit. Im Gefecht bei Przemyslany wird er durch eine Schrapnellkugel verwundet. Er achtet dessen kaum. Vom Verbandplatz weg eilt er schon wieder auf seinen Posten. Seine Soldaten, die ihn vergöttern, jauchzen ihm zu, seine Offiziere geloben sich, ihm an hingebungsvoller Pflichterfüllung nicht nachzustehen.

Das Hauptverdienst aber erwarb er sich während der Gefechte um Grodek. Es war in der Nacht. In einem Walde nordöstlich von Dabrowka steht der rechte Flügel der 28. Infanterietruppendivision. Hauptmann Troyer wird mit seinem Bataillon vorgeschickt, um den Wald gegen feindliche Angriffe zu behaupten. Östlich von Dabrowka stößt er plötzlich auf starke Kräfte des Gegners. Ein furchtbares Handgemenge entspinnt sich. Die Finsternis verdoppelt alle Schrecknisse. Ein einzelnes Gehöft steht da, in dem die Russen sich festgesetzt haben, als wollten sie nie mehr heraus. Hauptmann Troyer aber erkennt die Wichtigkeit des Gehöftes für die eigene Stellung. Nur wenn er davon Besitz ergreifen kann, ist es ihm möglich, sich gegen die feindliche Übermacht zu behaupten. Aus den Fenstern und Dachluken des Hauses krachen tausend Todesdrohungen in das Dunkel. Aber seine Braven fürchten nichts. Zehnmal werfen sie sich gegen die Mauer, bis es ihnen endlich gelingt, den Eingang zu stürmen, einzudringen und die Russen hinauszujagen. Unter stets sich erneuernden Angriffen des Feindes halten sie sich darin bis zum nächsten Mittag in ununterbrochener engster Fühlung mit dem Gegner. Erst um diese Zeit findet das tapfere Bataillon wieder Anschluß an sein Regiment. Hauptmann Troyer hatte damit seine schwierige Aufgabe glänzend gelöst. Durch viele Stunden konnte sich trotz aller wütenden Angriffe stärkerer russischer Kräfte der Flügel der Division behaupten. Der tapfere



Nachtkampf gegen feindliche Übermacht.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.



Abb. 1. **Alter Mörser als Bombenkanone, genannt „Knirps", auf französischer Seite.**



Abb. 2. **„Der Maulwurf", französischer Bombenwerfer, hergestellt aus deutschen Geschoßhülsen.**

Hauptmann erhielt das Militärverdienstkreuz dritter Klasse mit der Kriegsdekoration.

Französische Bomben- und Minenwerfer.

Von Hauptmann Polster.

(Hierzu die Bilder auf dieser Seite und Seite 239.)

In weit ausgebauten, mit allen Hilfsmitteln der Technik verstärkten Deckungen, bisweilen nur 30—40 Meter voneinander entfernt, liegen deutsche Truppen dem Franzosen und Engländer gegenüber, ein Krieg, den man mit unseren weittragenden Waffen auf derart geringe Entfernungen in Friedenszeiten stets für ausgeschlossen hielt. Bei diesem kurzen Abstand der beiderseitigen Schützengräben ist es selbstverständlich, daß die eigene Artillerie für die Beschießung der gegnerischen Infanteriedeckungen ausgeschaltet wird, um nicht die eigenen Truppen durch Kurzschüsse oder Sprengstücke zu gefährden. Die hier entstandene Lücke in der Ausnutzung von Feuerwaffen hat die Verwendung von Bombenkanonen, Schleuder- und Minen-



Abb. 3. **Die alte 80-mm-Gebirgskanone als Minenwerfer in Frankreich.**



Abb. 4. Französische 58-mm-Grabenkanone mit Lufttorpedo.

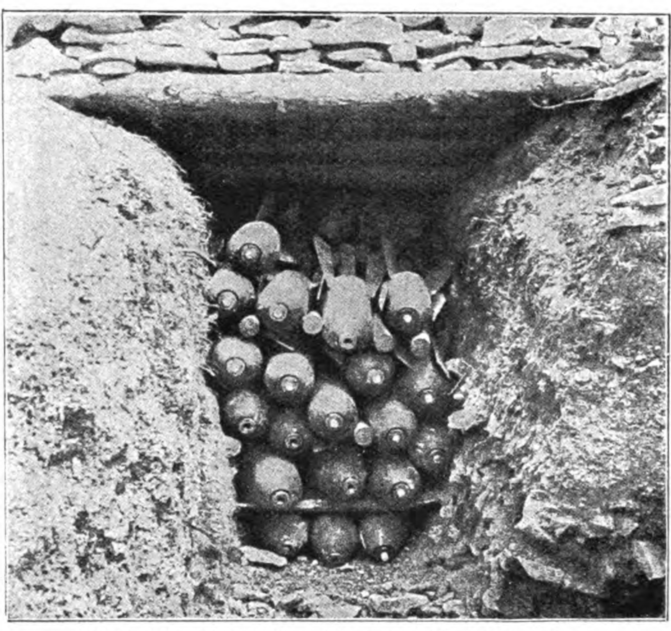


Abb. 5. Eingedeckter Munitionsraum für Lufttorpedos.

wurfmaschinen und anderem geschlossen. Diese aus den Anfängen der Kriegskunst wieder hervorgeholten Steilfeuerwaffen sind in Form alter Kanonen, Röhren, Armbrüste und dergleichen, die mittels einer Gradeinteilung auf die gewünschte Entfernung gestellt und hinter der Deckung abgeschossen werden, in die Waffenausrüstung der Schützengräben aufgenommen worden. Die Schußweiten dieser Wurfmaschinen reichen bisweilen bis zu 500 Meter. Um einen günstigen steilen Einfallwinkel zu erhalten, werden auch Teilladungen angewendet. Die massigen, mit Pulverkraft fortgetriebenen Geschosse fassen eine große Sprengladung, so daß sie trotz geringer Endgeschwindigkeit und sonach auch geringer Auftreffwucht eine große Wirkung gegen Erde, Holz-, Faschinen- oder Sandsackdeckungen, bei der Zerstörung von Schutzschilden, Drahthindernissen, beweglichen Deckungsmitteln, splittersicheren Beobachtungsständen und ähnlichem auszuüben vermögen.

Mit Ausbruch des Krieges war man auf beiden Seiten auf derartige Zerstörungsmittel wenig vorbereitet. Heute spielt das Minenwurffeuer, wie unsere Generalstabsberichte fast täglich zeigen, eine bedeutende Rolle. Bei der Einfachheit der hierzu notwendigen Mittel kann man im Ge-



Abb. 6. Eine Armbrust, genannt „Heuschrecke", zum Schleudern von Handgranaten.

brauch der Truppen bisweilen recht gelungene Kampfwerkzeuge vorfinden, denen der Soldatenwitz besondere Namen gegeben hat.

Abbildung 1 zeigt uns auf gegnerischer Seite einen alten 15-cm-Mörser aus der Zeit Ludwig Philipps (1830—1848), den man in irgendeiner alten Festung ausgegraben hat und der nun als Bombenwerfer, genannt „Knirps", gegen unsere Truppen wirksam in Tätigkeit gesetzt wird. Mit einer Rohrlänge von nur 35 Zentimeter schleudert der alte Mörser Bomben von 16 Kilogramm Gewicht, die mit flügelartigen Ansätzen versehen sind und den Fühlern einer Schnecke vergleichbar aus dem Rohr heraussehen. Eine andere Wurfmaschine einfachster Art, ein Erzeugnis französischer Soldatenerfindung, ist der „Maulwurf", hergestellt aus einem blindgegangenen deutschen 77-mm-Geschoß, dem man den Kopf abgeschraubt hat (Abb. 2). Hinten am Bodenstück der Geschoßhülse ist ein Zündloch eingebohrt, durch das eine Luntenzündung zur Pulverladung führt. Diese kleine, eigenartige Wurfmaschine ist imstande, eine Bombe von etwa 1 Kilogramm Gewicht zu schleudern. Wohl wuchtiger als dieses einfache Werkzeug ist eine 58-mm-Grabenkanone (Abb. 4), die auf einer kleinen Plattform befestigt ist. Besonders in die Augen fallend sind die mit Flügeln versehenen Geschosse (Abb. 4 und 5). Diese Flügel an der Außenfläche sind zu dem Zwecke angebracht, eine Drehbewegung des Geschosses zu begünstigen und hierdurch ein Überschlagen zu verhüten, da die Masse sonst wirkungslos als Blindgänger niederfallen würde. Die erste Drehbewegung wird herbeigeführt durch eine in der Ansatzstange des Lufttorpedos befindliche Raketenladung, die durch die Geschützladung entzündet wird und auf einige schraubenförmige Rippen drückt. Die Entzündung der Raketenladung gibt dem Geschoß hierbei noch einen Zuwachs an Geschwindigkeit. Die durch die Pulverladung herbeigeführte Drehbewegung ist hierbei notwendig, da die hier erwähnte Bombenkanone in ihrem Innern keine Züge besitzt, die wie bei dem Gewehr die Geschoßführung übernehmen. Die Erhöhungsänderungen der Wurfkanone reichen von 45—80 Grad, das Geschoß wiegt 15 Kilogramm und kann bis zu 500 Meter weit geschleudert werden. In Abb. 3 sehen wir ein Geschoß, bei dem im Unterschied von dem vorher erwähnten System die Flügel fehlen. Bei der hier abgebildeten Kanone ist auch die Drehung des Lufttorpedos durch das mit 24 Zügen ausgestattete Rohr des erst im Jahre 1910 aus der Artillerieausrüstung ausgeschiedenen 80-mm-Gebirgsgeschützes genügend gesichert. Hier läßt die straffe Führung und Drehung der Geschoßröhre die Flügelansätze als überflüssig erscheinen. Für den Minenwurfkrieg sind bei den alten französischen Gebirgsgeschützen die früheren Räder durch schwere einfache Rollen ersetzt worden. Das ganze Geschütz ruht auf einer eichenen Plattform, an der zur Verminderung des Rücklaufes besondere Gegengewichte angebracht sind. Das Rohr schleudert kleine Minengeschosse von 58 Kilogramm (siehe Abb. 3), mittlere von 78 Kilogramm und große von 105 Kilogramm Gewicht. Das meist gebräuchliche Geschoß ist das mittlere, das einen Trichter von 8 Meter Durchmesser und $2^1/_2$ Meter Tiefe auswirft. Mit einer besonderen Richteinrichtung läßt sich die Richtungsentfernung bis auf ein kleinstes Maß von 1 Meter regeln. In das eigentliche Rohr des Geschützes kommt nur ein Rohransatz des Geschosses, der gleichfalls zur Vermehrung der Geschoßgeschwindigkeit einen Pulversatz aufnimmt. Dieser tritt erst nach der Entzündung der Geschützpulverladung in Tätigkeit. Eine Schleudermaschine einfachster Art ist eine Armbrust (Abb. 6), „Heuschrecke" benannt, die kleine Handgranaten bis auf 80 Meter zu schleudern imstande ist.

Silberne Spange zum Eisernen Kreuz, die denen verliehen wird, die bereits im Kriege 1870/71 das Eiserne Kreuz erhalten haben und es als Mitkämpfer in diesem Kriege wieder bekommen hätten.

Das Spanferkel.

Was haben wir aus unseren Gräben gemacht! Anfangs als wir unsere Stellung erobert hatten, waren es eben erst nur feuchte Gräben, die kaum den Mann deckten, wenn er sich niederkauerte. Mit jedem Tag aber wurden sie tiefer. Dann erhielten sie Dächer, nur solche aus Baumästen und Zweigen vorläufig, die aber nach und nach durch Bretter ersetzt wurden. Der Sicherheit halber überdeckten wir sie mit Erde. Was aber war dies alles im Vergleich zu der Wohnlichkeit, die sich nach und nach im Innern entfaltete. Jeder Mann bekam schließlich ein eigenes Zimmer, dessen Wände und Böden mit Stroh austapeziert wurden. In der lehmigen Vorderwand wurden kleine Nischen angebracht, deren eine Tornister und Patronen, die zweite Brot und Eßschale, die dritte den Tabak enthält. Hier essen, trinken, schlafen wir ganz ruhig, in unmittelbarer Nähe des Feindes. Fiele nicht jeden Tag etwas Abenteuerliches vor, wir würden nicht glauben, im Kriege zu sein.

In unserer Schußlinie steht ein Brunnen, an dem die Serben jede Nacht ihr Trinkwasser holen. Gestern aber kam ein serbischer Soldat am hellen Tag mit seinem Wassereimer daher. Keiner von uns schoß. Da! Was ist denn das! Wirft der Bursche den Eimer fort und kommt im Laufschritt zu uns herübergerannt. Das Feuer, das nun die Serben auf ihren Getreuen eröffnen! Doch keiner trifft, und unverletzt, aber außer Atem, langt der Tapfere bei uns an. Heissa, hätte er am liebsten vor Freude geschrieen. Jedem schüttelt er die Hand, als gehörte er schon längst zu uns. In meinem Gelaß brodelt das Wasser im Samowar. „Gebt dem armen Burschen eine Tasse Tee." Ist der glücklich. Er lacht mit dem ganzen Gesicht. Ein tiefer, tiefer Schluck, dann noch einer. Er streckt seine Beine vor sich her, so gut es geht, und fängt nun an zu erzählen. Er sei ja ein Bulgare, erklärt er uns. Aber mit Gewalt habe man ihn in die serbische Armee gesteckt. „Ja, mit Gewalt." Ein langer, trauriger Schluck. „Und viele andere mit mir." Seit Tagen, ja seit Wochen wenig und schlecht zu essen, oft auch gar nichts. Und die Offiziere — die warten im Dorfwirtshaus den Gang der Ereignisse ab! „Ja, ja, wissen Sie?" sagt er nun mit einem Male lebhafter, „drüben gibt's noch viele Bulgaren." Ein bewundernder Blick auf unsere Grabeneinrichtung. „Wüßten die, wie schön es bei euch ist, massenhaft würden sie herüberkommen."



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Der Eiserne Halbmond, die türkische Kriegsauszeichnung, ein Seitenstück zu unserem „Eisernen Kreuz".

Dann hat er einen Gedanken. Auf einen Zettel schreibt er einige Worte. „Wenn das nun jemand zum Brunnen tragen würde?" Leichter gesagt als getan. Ein Korporal geht mit dem Zettel, aber auf halbem Wege kehrt er um. Von drüben wird wütend auf ihn geschossen. Ein Wunder, daß er überhaupt noch zurückkommt. Unsere Infanteristen geben aber ihren Plan nicht auf. Einer hat einen ganz vorzüglichen Gedanken. Es wird ein Ferkel gefangen, dem hängt man den Zettel um den Hals. Und nun wird es getrieben und gejagt, bis es endlich ins feindliche Lager hinüberspringt.

Und das Ergebnis? — Noch in der selbigen Nacht bewegen sich drüben schwarze Schatten. Wir bleiben hübsch still. Und bald darauf tauchen freundlich grinsend nicht weniger als sechs unbewaffnete Feinde vor unserem Graben auf.



Nach dem Gefecht vor Kob

Nach der Natur gezeichnet von Kr

Nach der Abbrennung der Dörfer und Städte in Galizien. Polen und Rußland pflegten die Russen die ungl
Besonders kraß zeigte sich das bei dem Gefecht westlich Brest-Litowsk, bei dem sich die Russen auf und h



… Kobryn bei Brest-Litowsk.

… Kriegsmaler Hugo L. Braune.

… unglücklichen Einwohner vor sich herzutreiben und gegebenenfalls zwischen sich und unsere Linien zu stellen.
… hinter den Bauernwagen verbargen und unsere marschierenden Soldaten aus dem Hinterhalt überfielen.



Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Während auf dem **östlichen Kriegschauplatz** die Heeresgruppe Hindenburgs in Kurland, Litauen und Polen in kühnen Stößen vorwärts drang und die Armeen des Prinzen Leopold von Bayern und v. Woyrsch nach den herrlichen Erfolgen von Warschau (vgl. Seite 226) und Iwangorod (siehe ebenda) trotz des heftigen russischen Widerstands ostwärts der Weichsel dem Feind auf den Fersen blieben, hatte die Gruppe Mackensens nach ihrer glänzenden Tat des Durchbruchs am Wieprz (vgl. Seite 202) mühsame Kleinarbeit zu verrichten, die es ihr ungemein erschwerte, mit großen Beutezahlen in den Generalstabsberichten vertreten zu sein. Jenes Durchbrechen der russischen Front hatte die Verbündeten in den Besitz der Cholm—Lubliner Bahn gebracht, im Westen und im Osten des Wieprz die festen Verteidigungsbollwerke der Russen geöffnet und die Schlachtlinie um viele Kilometer vorgeschoben. Nunmehr aber standen die Heere vor einem Gelände, das der Verteidigung wieder einmal ganz besonders günstig war. Die Armeen Mackensens sahen sich Anfang August vor einem Wald- und Sumpfgelände, durch das nur wenige gangbare Straßen in nordöstlicher Richtung nach dem Bug hin führten. Schilfige und morastige Seen wechselten ab mit leichten Bodenwellen, die sich die russische Verteidigung durch Gräben und aller Arten Verhaue mit gewohntem Geschick nutzbar gemacht hatte. Diese Verschmelzung des natürlichen mit dem künstlichen Schutz zu furchtbaren Hindernissen war hier nicht von so langer Hand vorbereitet wie bei Krasnostaw, dafür aber lagen sie in einem Gelände, das wegen seiner Unübersichtlichkeit der Aufklärung im großen durch Flieger und der im kleinen durch Reiterei und Infanteriepatrouillen die denkbar schwierigsten Aufgaben stellte. Den Vormarsch der Verfolger hatten die Russen auch nach Kräften durch eine gründliche Zerstörung aller Brücken und Übergänge aufzuhalten versucht. Jeden Fuß neuen Bodens galt es hier in hartem, blutigem Ringen teuer zu erkaufen.

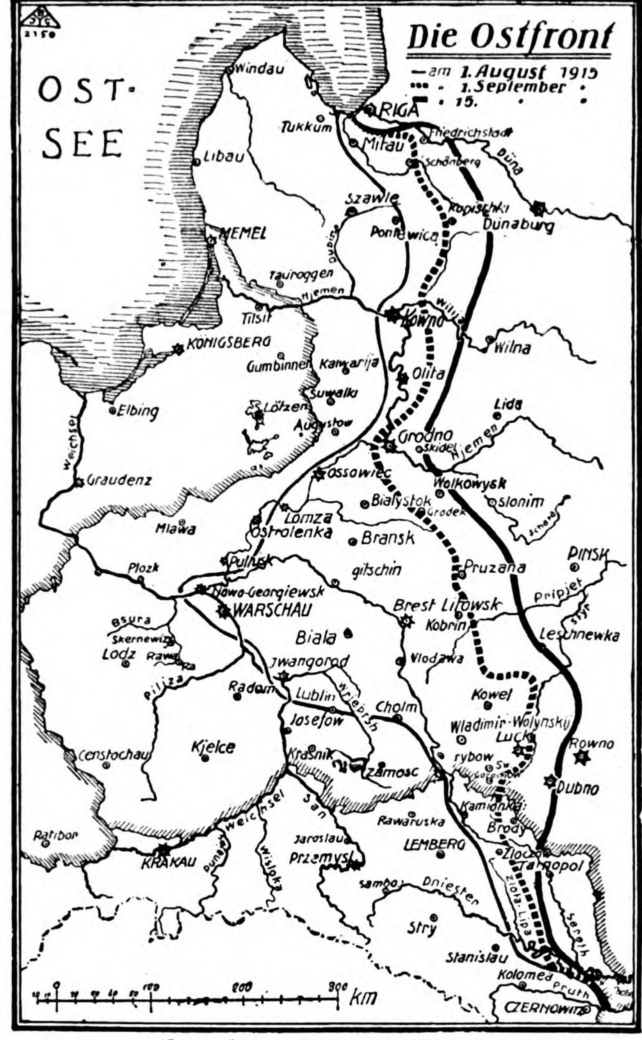
In einem solchen Gelände ist es unmöglich, durch Zusammenziehung starker Artilleriemassen, deren stundenlange gewaltige Vorbereitungsarbeit die Durchbruchsstelle in einzelne Erdtrichter auflöst und die Nerven und die Kampfkraft des Gegners erschüttert und lähmt, den Erfolg zu sichern. Hier vermochte man nicht wie früher riesige Truppenmassen auf schmalem Raume aufzustauen und ihnen so eine unwiderstehliche Stoßkraft zu sichern. Die Linien wurden wieder lang und dünn. Kleinere und kleinste Verbände waren auf sich selbst gestellt. Die ganze Schwere der Verantwortung lastete wie so häufig im Stellungskampfe auf den Regiments- und Bataillonsstäben, ja auf den Schultern der Kompanieführer. Nicht nur an die körperliche Tüchtigkeit des einzelnen Soldaten wurden die höchsten Anforderungen gestellt, sondern auch an sein geistiges Wollen und Können. In dem stillen Ertragen von Entbehrungen und übermäßigen Anstrengungen, in freudiger Ergebenheit der kleinsten Teile für das große Ganze zeigten die Soldaten der Verbündeten aufs neue ihre opferbereite Treue und stets frische Angriffslust, die nur aus der sieghaften Überzeugung von der Gerechtigkeit und Notwendigkeit ihres grausigen und unmenschlichen Ringens strömen kann. Langsam, aber sicher wurden die Russen zu stetigem Zurückweichen auf der ganzen Front gezwungen, trotzdem sie gegenüber den Angreifern noch einer Anzahl Vorteile sich erfreuten, die mit jedem Schritt, den sie zurückwichen, wirksamer ausgenutzt werden konnte. Der Druck, der von Nord, West und Süd auf die Russenheere ausgeübt wurde und sie allmählich mit gesteigerter Wucht auf einem schmaleren Raum zusammenpreßte, bot ihnen die uneingeschränkte Möglichkeit der schnellen Heranführung ihrer Reserven an gefährdete Punkte und der stärkeren Verwendung von Artillerie. Bei ihrem langsamen, aber ununterbrochenen Rückzug kamen sie ihren Versorgungsmittelpunkten näher und näher. Das zeigte sich unter anderem auch in einem Munitionsaufwand, wie er bei den Russen seit den ersten Monaten des Krieges in solcher Fülle und solchem schier unerschöpflichen Reichtum nie wieder in Erscheinung getreten war. Wenn trotz allem eine Stellung unter der Wirkung der unaufhaltsamen Angriffstätigkeit der verbündeten Soldaten unhaltbar geworden war, lösten sich die Russen plötzlich von ihren Gegnern. Unter rücksichtsloser Vergeudung von Menschenopfern ließen sie dabei ihre Nachhutkämpfe meist von Fußtruppen allein führen und brachten unterdes ihre Artillerie in neue günstige Stellungen, die vielleicht kaum drei bis vier Kilometer von den aufgegebenen entfernt lagen. Hügel und Flußläufe boten immer wieder neue Verteidigungsmöglichkeiten. Vorsichtig mußten die deutschen und österreichisch-ungarischen Patrouillen immer wieder nachfühlen, und über der Arbeit des Heranrückens und endlichen Zupackens vergingen wieder kostbare Tage. Dann erfolgte der Angriff entsprechend der Geländebeschaffenheit in kleineren und kleinsten Einzelgefechten, bei denen dem Gegner seine genaue Kenntnis des von ihm ja noch eben besetzt gehaltenen Gebiets ganz besonderen Nutzen brachte. Seine Scharfschützen saßen schwer auffindbar in hohen Bäumen, seine Gräben lagen hart hinter dem Wasser der zahllosen Sümpfe. Soviele Schwierigkeiten und Gefahren in diesen blutigen Gefechten auch zu bestehen waren, die mühevolle Tätigkeit der verbündeten Soldaten fand doch immer den gewünschten Lohn. Es ging langsam, zuweilen aber auch mit kräftigem und ergiebigem Ruck vor. Am 3. August bedrängte Mackensen die Russen in der Linie Nowo-Alexandrija—Lenczna—Zalin (nordöstlich von Cholm), so daß der Gegner auf einem größeren Teile der Front an den Rückzug denken mußte. Östlich von Lenczna wurden 2000 Feinde gefangen, nachdem am 1. und 2. August bei Cholm schon über 1300 Gefangene eingebracht und mehrere Maschinengewehre erobert worden waren. Zwar versuchte der Feind tags darauf die Verfolgung zum Stehen zu bringen, wurde aber an verschiedenen Stellen, hauptsächlich wieder



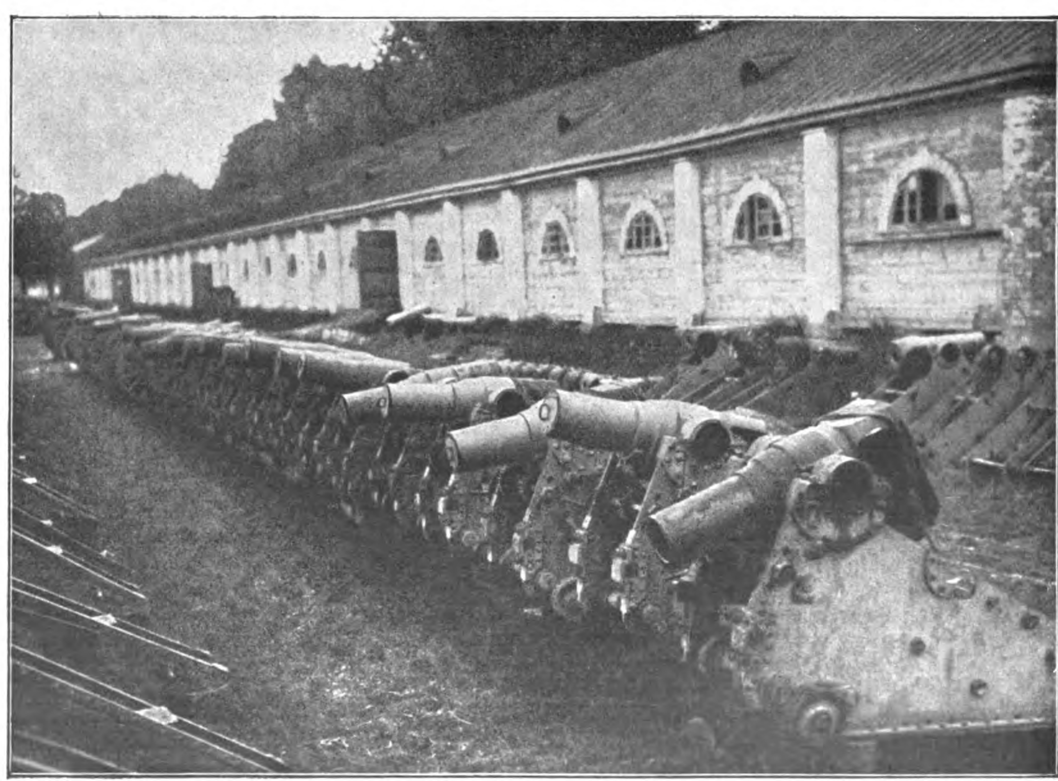
Phot. R. Sennecke, Berlin.

Deutsche Truppen vor der Zitadelle der Festung Nowo-Georgiewsk.

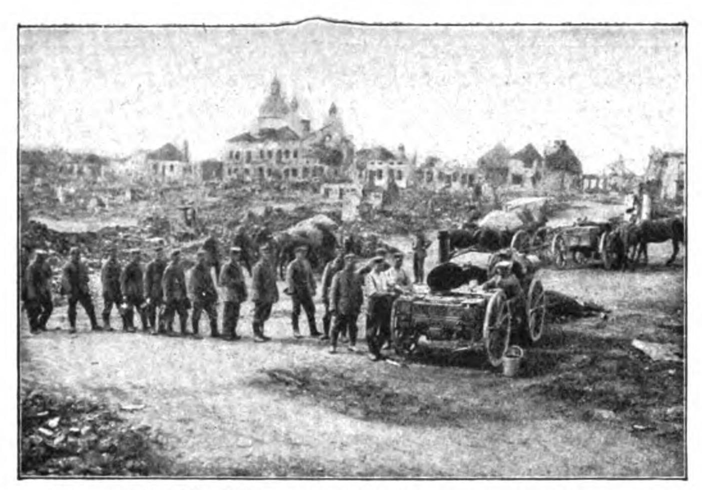
bei Lenczna, erneut geschlagen. Am gleichen Tage ward auch bereits das Ostufer des Bugs gewonnen, deutsche Reiterei besetzte dort Wladimir-Wolinsk, österreichisch-ungarische rückte in Ustilug ein. Am 5. August warfen die österreichisch-ungarischen Truppen die Russen bei und nordöstlich von Nowo-Alexandrija aus ihren Stellungen, die deutschen verdrängten sie von Sawin (nordöstlich von Cholm), am nächsten Tage gelang den Deutschen die Erstürmung der feindlichen Stellungen bei Ruskowola, südöstlich von Lubartow, ebenso wurde von ihnen nordöstlich von Lenczna der Austritt aus den dortigen Seeengen erzwungen. Schon näherte sich die Heeresgruppe Mackensens unaufhaltsam den Ufern des Bugs und fand am 9. August Anschluß an die von Westen her vordringende Armee Woyrsch, die Iwangorod in ihren Besitz gebracht hatte (siehe auch Seite 210 bis 211). Der 10. August sah die Armeen Mackensens im Angriff gegen die feindlichen Stellungen hinter den Abschnitten der Bystrzyza (südwestlich von Radzyn), der Tysmienica (westlich von Parczem) sowie in der Linie Ostrow—Uchrusk. Dieser Einbruch in die russischen Stellungen hatte den Rückzug der Feinde auf der ganzen Front von Praszew bis zum Bug zur Folge. Die Verfolgung dauerte an; durch gelungene Nachtüberfälle war der Rückzug des Feindes, der eine neue Stellung zu halten versuchte, in stetem Weiterfluß gehalten. Bei der Vorbewegung stießen die deutschen Marschsäulen allerorten auf die zurückströmende polnische Landbevölkerung. Diese Leute, die unter den ärmlichsten Verhältnissen ihr Dasein gefristet hatten, waren von den fliehenden Russen zur Teilnahme an der Flucht gezwungen worden, damit den nachrückenden Feinden auch durch das Fehlen hilfsbereiter Landesbewohner nach Möglichkeit Schwierigkeiten entstehen sollten. Selbstverständlich befolgten dabei die Russen auch mit der ihnen hierfür eigenen Gründlichkeit den Befehl zur Zerstörung alles Privateigentums der eingesessenen Bevölkerung. Brennende Dörfer und schwelende Felder und Äcker zeigten den folgenden Siegern den Weg der Russen (siehe die Kunstbeilage). Die um ihr Hab und Gut gebrachten Familien, die von den russischen Soldaten auch heimatlos gemacht werden sollten, konnten der schleunigen Rückwärtsbewegung der russischen Truppen nicht folgen oder machten sich bei einer günstigen Gelegenheit, wie sie sich in dem allgemeinen Wirrwarr oft genug bieten mochte, eiligst wieder aus dem Staube, entschlossen, sich lieber in die Hand des Eroberers zu geben, als dem Schutz der Soldaten des eigenen Reiches überlassen zu bleiben. Am 13. August überschritten die verbündeten Truppen in der Verfolgung die Straße Radzyn—Dawidy—Wlodawa. Nördlich von dem letzten Orte versuchte der Feind erneut, Front zu machen, wurde aber im Weichen gehalten. Zwei Tage später wurde er über Biala und Slawatusze hinausgetrieben, gleichzeitig drangen Mackensens Truppen östlich von Wlodawa auf das Ostufer des Bugs vor. Zum zweitenmal innerhalb weniger Tage hatten die Deutschen und die Österreicher und Ungarn eine stark besetzte und befestigte Widerstandslinie der Russen durchbrochen, obwohl diese zu allen Vorteilen ihrer zu verteidigenden Geländeabschnitte auf engem Raume auch noch eine überaus zahlreiche Artillerie zusammengezogen hatten. Gestützt auf die außergewöhnlich günstigen Umstände glaubten sie sogar schon davon sprechen zu dürfen, daß ein Durchbruch ihrerseits durch die Armeen Mackensens sie in kürzester Frist zur Aufrollung der ganzen Front der Verbündeten befähigen würde. Mit zäher Kraft wurde diese letzte, anscheinend so vortrefflich begründete Hoffnung der Russen nicht nur vereitelt, sondern ihre Verteidigungsstellung wurde in kühnem Vorwärtsdrang genommen und sie selbst gegen die Festung Brest-Litowsk geworfen. Unstreitig hatten sie hier tapferen Widerstand geleistet und



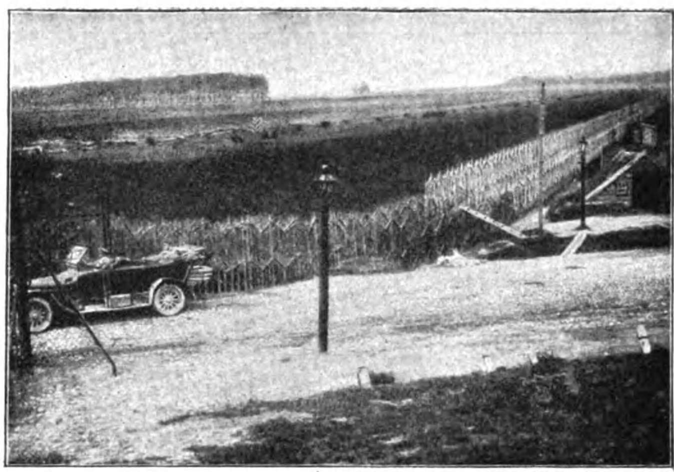
Kartenskizze zum russischen Rückzug.



Erbeutete russische Mörser aus Nowo-Georgiewsk. Phot. R. Sennecke, Berlin

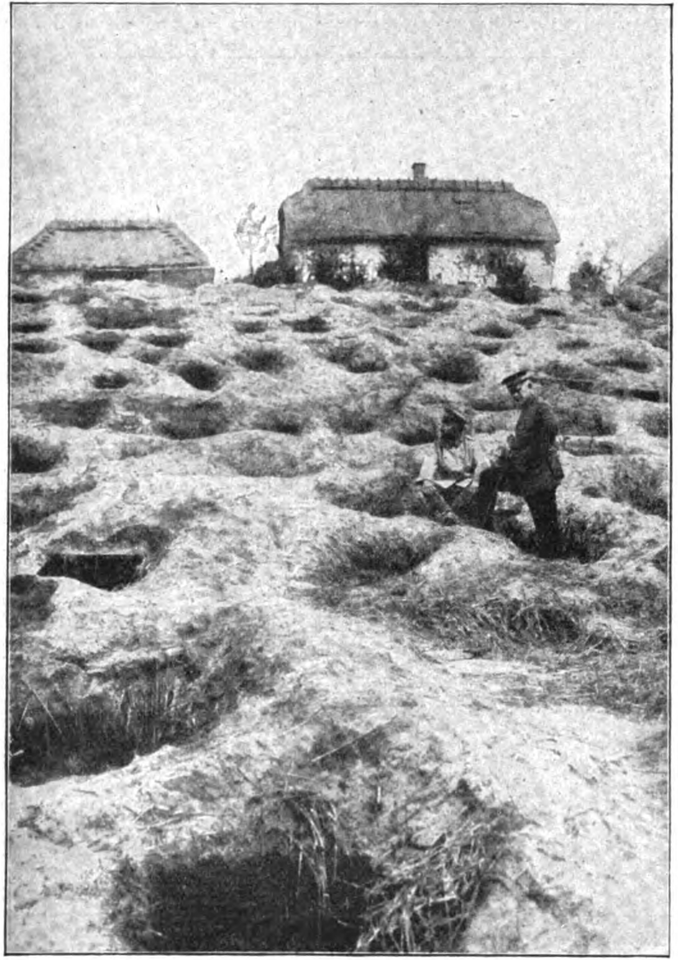


Beim Essenfassen an der Gulaschkanone in Kulikow.

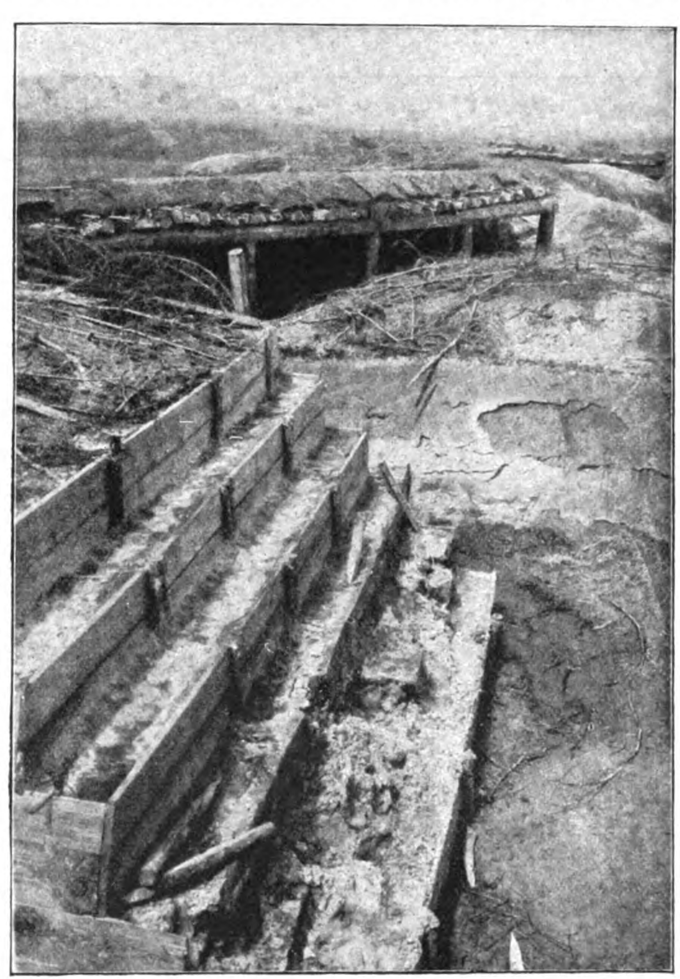


Hofphot. Kühlewindt, zurzeit östlicher Kriegschauplatz.

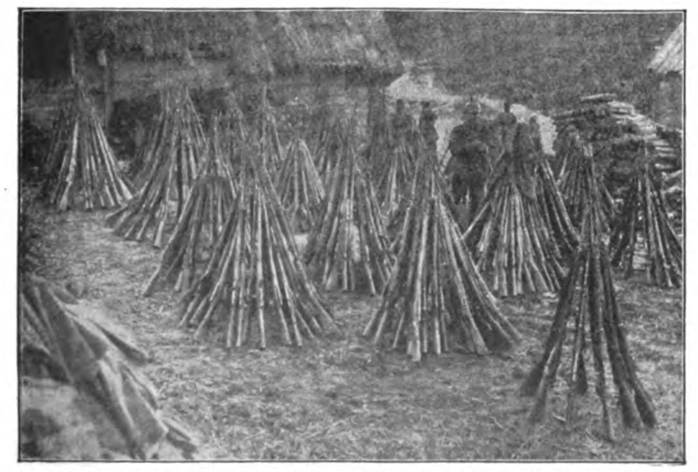
Eisernes Gitter an der Südfront der Kernumwallung der Festung Kowno.



Staffelförmig gebaute russische Infanteriestellungen bei Krasnostaw.



Von den Russen verlassene starke Stellung bei Izbica.



Erbeutete russische Gewehre aus den Kämpfen bei Krasnostaw.



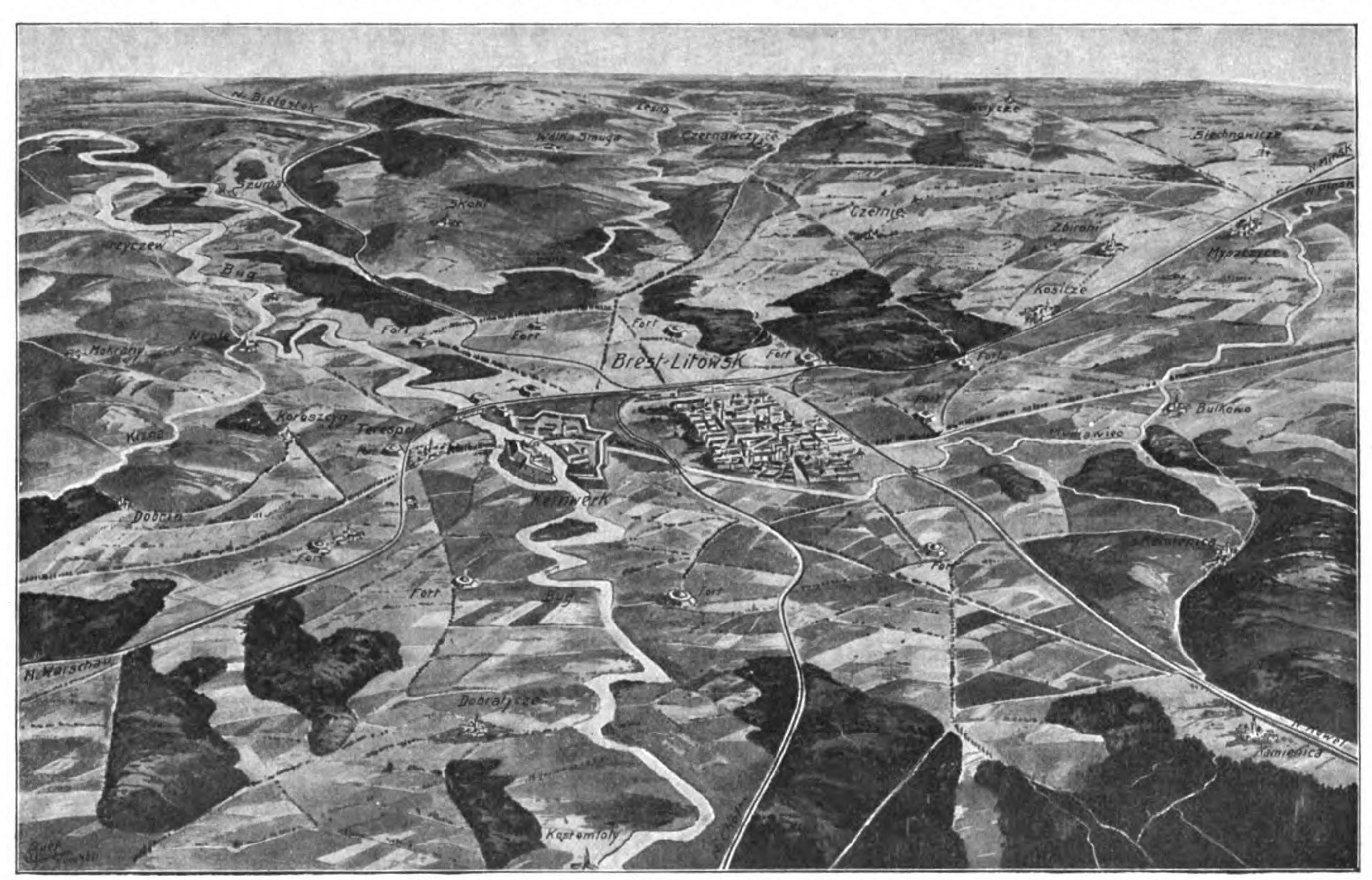
Erbeutete russische Geschütze aus den Kämpfen bei Krasnostaw.

Zu dem Vordringen der verbündeten Armeen im Osten.

Nach photographischen Aufnahmen von E. Benninghoven, Berlin.

alles aufgeboten, den Gegner aus dem Gebiet nördlich von Cholm, wo jeder Schritt desselben weiter voran peinlich und gefahrdrohend erscheinen mußte, unbedingt fernzuhalten. Dennoch öffneten sich die hartnäckigen Angreifer die Zugänge zum Gürtel der Westfront der gewaltigen Lagerfestung (siehe auch die untenstehende Karte), die ein Eckpfeiler der russischen Hauptmacht war. Trotz aller Verteidigungskunst der Russen war es am 17. August nach erneutem nachhaltigem Druck auf den Feind nicht mehr fraglich, daß diese wichtige Stütze der russischen Hauptstellung über kurz oder lang berannt werden würde.

Das russische Hauptheer, das sich im Süden nach dem Fall von Warschau und Iwangorod auf Brest-Litowsk stützte, stand und fiel im Norden mit der mindestens gleichstarken Festung Kowno (siehe die Karte Seite 201, sowie den Artikel und die Bilder Seite 196—199). Gleichzeitig mit dem Druck auf die Narewfront, der zur Einnahme der Festung Lomsha führte, ward auch der Angriff auf Kowno eingeleitet und durchgeführt. Bei einem Vordrängen gegen die Westfront von Kowno nahmen die Deutschen schon am 6. August 2 Maschinengewehre und über 500 Gefangene. Am Tage des Sturmes auf Lomsha, am 9., wurde der Angriff unter ständigen Kämpfen auch wieder näher an die Fortlinie von Kowno herangetragen. Diesmal erbeuteten die Deutschen außer einigen hundert Gefangenen auch vier Geschütze. Die Russen machten ihrerseits tags darauf aus Kowno mit starken Kräften einen umfangreichen Angriff. Er scheiterte, und bei dieser Gelegenheit erhöhte sich die Zahl der seit dem 8. August eingebrachten Beute auf 2116 Gefangene und 16 Maschinengewehre. Am 13. August nahmen die Deutschen vor Kowno den befestigten Wald von Dominikanka und behielten wieder 350 Gefangene. Ein erneuter russischer Ausfall am nächsten Tage mißlang, die Deutschen kamen der Festung wieder ein gutes Stück näher und machten 1000 Gefangene. Auch am 15. schoben sie sich kräftig weiter an die Festung heran, machten erfolgreiche Angriffe gegen die Vorstellungen und fingen 7 Offiziere und 1730 Mann. Am 16. August holten die Deutschen unter der Führung des Generaloberst v. Eichhorn und des Generals v. Litzmann zu dem ersten Hauptschlage aus, der frisch und schneidig aufs Ganze gerichtet war. Sie erstürmten die zwischen Jesia und Njemen liegenden Forts der Südwestfront von Kowno (siehe die Bilder Seite 247), fingen über 4500 Russen und erbeuteten 240 Geschütze und sonstiges Gerät. Am Fort 1 zeichnete sich ein hessisches Regiment ganz besonders aus, während ein badisches Reserveregiment das Fort 5 eroberte und dabei allein 135 Geschütze gewann. Frohlockend hörte man die Kunde von diesem Erfolge in Deutschland und Österreich-Ungarn, zeigte doch die gewaltige Beute an Geschützen unverkennbar deutlich, daß die Russen mit einer langen Verteidigung Kownos gerechnet hatten. Sie hätten ja zur Räumung Kownos so gut wie bei den Weichselfestungen Zeit in Masse gehabt. Seit Wochen waren sie bemüht gewesen, das kostbare Artilleriematerial in Sicherheit zu bringen und zu schonen, selbst wenn dadurch die Infanterie ungeheuerliche blutige Opfer zu bringen hatte. Und nun hatte es in Kowno eine so gewaltige Beute gerade an Geschützen gegeben. Es war ausgeschlossen, daß die Russen nicht auf einen besonders andauernden Widerstand der Festung gerechnet hätten. Von einer regelrechten Belagerung war bei Kowno nicht die Rede gewesen. Wie schon vor Antwerpen, wie vor kurzem bei Warschau, hatte ein gegen einen Abschnitt der Befestigungen gerichteter Frontalangriff das Bollwerk sturmreif gemacht und den Deutschen ausgeliefert. Gerade in diesem Augenblick verkündete aber die russische Telegraphenagentur in einer langen, zum Trost des eigenen Volkes und der Verbündeten aufgestellten Übersicht über die Gesamtlage der russischen Heere: „Es ist durchaus klar, daß das russische Armeekommando keineswegs daran denkt, Kowno zu räumen.“ In dem Augenblick, als diese ermunternden Worte in England und Frankreich gelesen und geglaubt wurden, wurde in Deutschland und Österreich-Ungarn die freudige Kunde verbreitet: „Die Festung Kowno ist in der Nacht vom 17. bis 18. August mit allen Forts und unzähligem Material, darunter weit mehr als 400 Geschütze, in deutschen Besitz gekommen. Mit stürmender Hand wurde sie trotz zähen Widerstandes genommen.“ Die Zahl der erbeuteten Geschütze wurde später auf 1301 festgestellt. Das war eine Tatsache, die nicht aus der Welt zu lügen und deren Bedeutung durch keine Bekrittelung herabzumindern war. Der Sieg von Kowno war ein Hauptthieb gegen die russischen Armeen, der sie unleugbar an empfindlicher Stelle traf und besonders wegen der gewaltigen Geschützbeute unbestreitbar schmerzlich schwächte. Der Fall Kownos ermöglichte den siegreichen deutschen



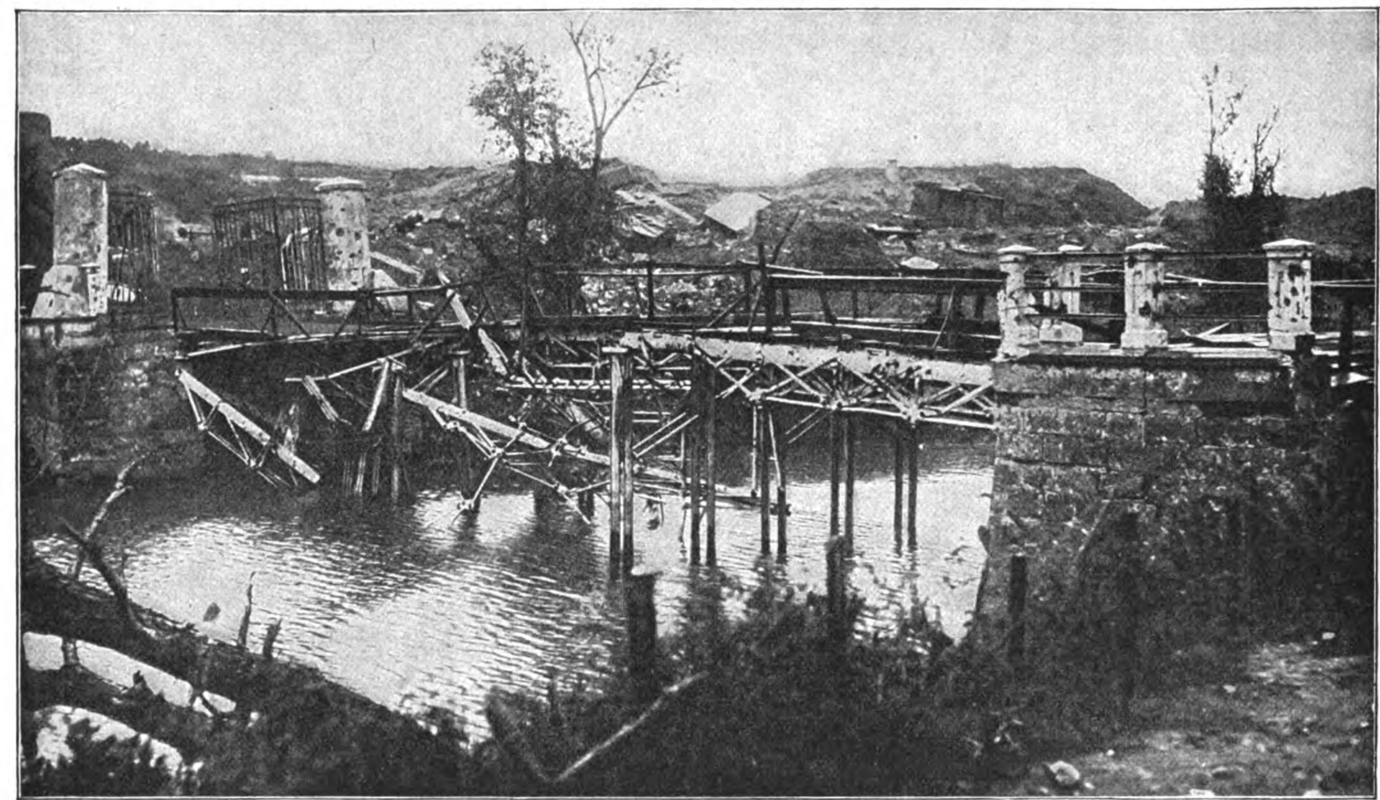
Das Festungsgebiet von Brest-Litowsk aus der Vogelschau.



Österreichisch-ungarische Landwehrtruppen auf dem Marsche gegen Brest-Litowsk.

Nach einer Originalzeichnung von A. Reich, Wien.

Truppen, die auf dem Wege nach Wilna haltenden russischen Streitkräfte ungehindert zu packen und sich nach der alten Hauptstadt Litauens, die zum wichtigsten Eisenbahnknotenpunkt aller russischen Eisenbahnen im ganzen Nordwesten geworden war, mit Aussicht auf Erfolg durchzuschlagen. Die kleineren Festungen Olita und Ossowiec, die sich als letzte schwächere Stützpunkte noch am Njemen und Bobr gehalten hatten, büßten durch den Fall von Kowno ihre strategische Bedeutung ein. Der Vormarsch der deutschen Heere im russischen Nordwesten war nicht mehr aufzuhalten. Südlich wirkte nur noch Grodno einige Zeit als Wellenbrecher, der aber unmöglich von dauerndem Bestand bleiben konnte, angesichts der durch den Fall Kownos gewaltig emporgeschnellten Angriffskraft der deutschen Heere. Noch südlicher war in diesem Augenblick eine andere Hoffnung der Russen schon ein von den Wogen des deutschen Angriffs umbrandeter einsamer Fels, dessen Verteidigung mit jedem Tag aussichtsloser wurde. Auf Seite 230 dieses Bandes erzählten wir von dem Gelingen der vollständigen Einschließung der mächtig starken Weichselfestung Nowo-Georgiewsk am 8. August. Von allen Seiten ward das Festungssystem an den folgenden Tagen mit den Endkampf um Nowo-Georgiewsk, das in der schon erwähnten Mitteilung der russischen Telegraphenagentur außer Kowno als der zweite Angelpunkt der russischen Hauptstellung in Polen bezeichnet worden war. 85 000 Gefangene und unübersehbares Kriegsmaterial fiel in die Hände der Deutschen. Nach der am 18. September abgeschlossenen Zählung betrug die Beute: 1640 Geschütze, 23 219 Gewehre, 103 Maschinengewehre, 160 000 Schuß Artilleriemunition und 7 098 000 Gewehrpatronen, wie wir schon in unserem Sonderbericht über die Eroberung der Feste auf Seite 206 erwähnten. Der Deutsche Kaiser begab sich nach der Festung, um dem Führer des Angriffs, General der Infanterie v. Beseler, dem Sieger von Antwerpen, und den tapferen Angriffstruppen seinen und den Dank des Vaterlandes auszusprechen. Unter dem Jubel der aufgestellten Truppen fuhr der Kaiser am Nachmittag des 19. Augusts am Fort 3 vorbei in die Festung. Zwischen Modlin und dem Fort 2 wurde eine Parade über die Sieger abgehalten. In dem großen kaiserlichen Gefolge befanden sich auch der Chef des Generalstabes v. Falkenhayn und der Generalfeldmarschall Hindenburg. Nach dem Vorbeimarsch feierte der Kaiser die gewaltige Leistung seiner Soldaten in



Hofphot. Kühlewindt, zurzeit östlicher Kriegschauplatz.

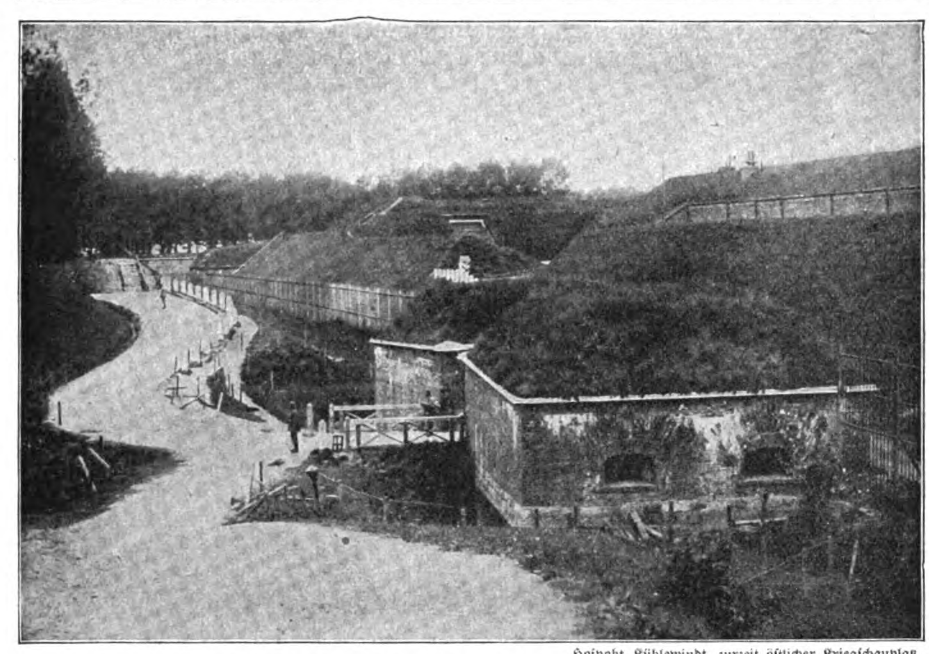
Die zerstörte Kehlbrücke im Fort 2 der Festung Ossowiec.

stetig gesteigerter Schärfe den wuchtigen deutschen Angriffen ausgesetzt. Schon am 10. gelang die Besetzung des von den Russen unter dem Eindruck der schweren Beschießung geräumten Forts Benjaminow, gleichzeitig wurde die Festung von deutschen Luftgeschwadern ausgiebig mit Bomben belegt. Am 13. August erstürmten die Angreifer eine starke Vorstellung im Norden der Festung und nahmen 90 Offiziere, 1800 Mann und 4 Maschinengewehre. Ein günstig verlaufender größerer Ansturm warf die Verteidiger zwei Tage später wieder ein beträchtliches Stück auf den Fortgürtel zurück. Tags darauf fielen ein großes Fort und zwei Zwischenwerke, ebenso gelang eine für den Gegner verlustreiche Zurückdrängung auch an fast allen Angriffspunkten der übrigen Fronten, 2400 Gefangene und 19 Geschütze waren die vielversprechende Beute dieses Tages, der auch den gewaltigen Erfolg vor Kowno gebracht hatte. Am Tage des endgültigen Falles von Kowno gingen den Russen auch vor Nowo-Georgiewsk zwei weitere Forts der Nordostfront verloren; dabei büßten sie 600 Gefangene und 20 Geschütze ein. Am nächsten Tage errangen die Stürmer im Nordosten durch Überwindung des Wkraabschnittes und die Wegnahme zweier Forts wieder einen glänzenden Sieg, der am stärksten in der Beute von 1000 Gefangenen und 125 Geschützen zum Ausdruck kam. Der 19. August brachte kernigen Ansprachen. Als die Soldaten auf dem Rückwege des kaiserlichen Gefolges ihren Hindenburg wieder erkannten, freuten sie sich so herzhaft wie Kinder und jubelten ihm in stürmischer Begeisterung unaufhörlich zu. Es war ein regentrüber Tag, mit düsterem, wolkenbehangenem Himmel, dennoch leuchtete in aller Herzen in diesen Stunden die hellstrahlende Siegessonne.

Die Russen hatten mit dem Fall der letzten Weichselfestung noch weniger gerechnet als mit der Niederzwingung Kownos. Zwar sahen sie bald ein, daß sie mit Nowo-Georgiewsk nur schwer oder gar nicht eine Verbindung aufrechterhalten könnten. In dem letzten Falle sollte es auf alle Fälle ein lästiges Wespennest, fähig zu immer neuen empfindlichen Stichen im Rücken der vormarschierenden deutschen Heere bleiben und diesen nach Möglichkeit Hindernisse bereiten. Deshalb war es mit so reichlichen Vorräten versehen, daß in dieser Hinsicht die Festung bequem mindestens ein Jahr, allermindestens aber bis zum Beginn der von den Russen prahlerisch in Aussicht gestellten Frühjahrsoffensive im Jahre 1916 zu halten gewesen wäre.

Die überreichlichen Vorräte der Festung gingen nun unversehrt in den Besitz der Deutschen über.

In den zehn Tagen der Belagerung der Festung Nowo-Georgiewsk war die allseitige Verfolgung der russischen



Hofphot. Kühlewindt, zurzeit östlicher Kriegschauplatz.

Streichwehr in der Kehle des Forts 7 der Festung Kowno.

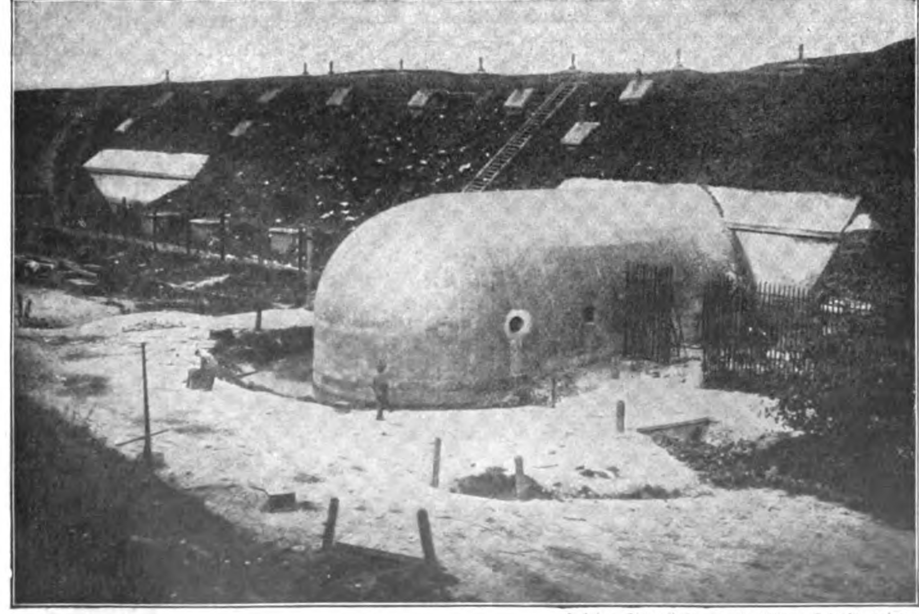
sen gefangen. Am nächsten Tage entwickelten sich auch südöstlich von Mitau bei Bausk und Schönberg Kämpfe von größerer Bedeutung. An diesen Stellen wurde der Gegner am 27. August geworfen; dabei mußte er 2000 Gefangene, 2 Geschütze und 9 Maschinengewehre abgeben. Russische Angriffe gegen Radniwilischki und Swajadosze wurden erfolgreich abgeschlagen. Am 29. August standen die Truppen des Generals v. Below bereits in Kämpfen um den Brückenkopf an der Düna südlich von Friedrichstadt, die dort und an anderen Stellen bis in den September hinein andauerten. Die anderen Teile der Heeresgruppe Hindenburgs, die Armeen Eichhorn, Scholtz und Gallwitz, waren inzwischen in der Ausnutzung des Erfolges von Kowno unter ständig anschwellender Beute verhältnismäßig rasch weiter nach Osten vorgedrungen. Die vordersten Abteilungen der beiden letzten Heere näherten sich schon am Tage des

Heere so kraftvoll fortgesetzt worden, daß die Front der verbündeten Heere sich in dieser Zeit schon um 100 Kilometer nach Osten verschoben hatte (siehe Karte S. 242).

Der kühne Umgehungsmarsch des Generals v. Below auf dem linken Flügel der Heeresgruppe Hindenburgs und dem äußersten linken Flügel der gesamten Ostfront überhaupt kam infolge übermächtiger russischer Truppenverstärkungen seit dem 17. August, bis zu dem wir ihn verfolgt hatten (Seite 225), nur schrittweise voran. Erst am 23. August wurden in erfolgreichen Gefechten nördlich des Njemen in der Gegend von Birshi wieder einmal 750 Rus-



Eisenspitzen auf den Festungswällen von Ossowiec. Phot. A. Grohs, Berlin.



Hofphot. Kühlewindt, zurzeit östlicher Kriegschauplatz.

Betonierte Streichwehr in der Kehle des Forts 8 der Festung Kowno.

Falles von Kowno der Bahn Bialystok—Bielsk. Unter dem Druck der Wegnahme von Kowno räumten die Russen am 18. August ihre Stellungen bei Kalwarja—Suwalki. Die Deutschen blieben ihnen sofort auf den Fersen. Weiter südlich erstritten sie den Narewübergang westlich von Tykozin und nahmen 800 Russen gefangen. v. Gallwitz erreichte nördlich Bielsk die Bahn Bialystok—Brest-Litowsk und fing dabei 2000 Russen.

Am 20. August gab es östlich von Kowno wieder 450 Gefangene und 9 Geschütze. Westlich von Tykozin verloren die Russen 610 Gefangene und 4 Maschinengewehre. v. Gallwitz nahm Bielsk und trieb südlich davon die Russen über die Biala. Südlich von Kowno gewann v. Eichhorn am nächsten Tage eine russische Stellung nördlich des Zuwinysees. Der Erfolg brachte 750 Gefangene. Die Zahl der Gefangenen aus den Kämpfen westlich von Tykozin steigerte sich auf über 1100. v. Gallwitz, der an

diesem Tage über die Bahn Bialystok—Brest-Litowsk weiter östlich vorkam, erhöhte seine Gefangenenzahl aus den beiden letzten Tagen auf 13 Offiziere und 3550 Mann. Am 23. August fiel als Folge des deutschen Vorgehens auf der ganzen Front die Festung Ossowiec (siehe die Bilder Seite 246 und 247) am Bobr. Hier war schwere deutsche Artillerie zum erstenmal am 28. September 1914 in Erscheinung getreten. Hindenburgs an den Masurischen Seen siegreich gewesene Truppen pochten damals an die Tore der Festung, die den Übergang über den Bobr an einer strategisch wichtigen Stelle zu decken hatte. Seit dieser Zeit ist die Festung sowohl von deutscher als auch von russischer Seite wiederholt in den Berichten erwähnt worden. Der Zar hat sie besucht und der Besatzung bei dieser Gelegenheit eine aufmunternde Ansprache gehalten. Nach der Winterschlacht in Masuren, die Ostpreußen das zweite Mal von den Russen befreite, erschienen die Deutschen wieder vor der kleinen Festung, und nun wurden ihre Werke nach den Meldungen englischer Berichterstatter durch die Geschosse der großen deutschen Mörser geradezu „umgepflügt". Ossowiec hielt aber trotz allem stand; zwar nicht wegen der meisterhaft angelegten Feldstellungen und Werke, die die Russen als Ersatz für die zerstörten Forts gebaut hatten, sondern wegen seiner Lage in dem völlig versumpften Gelände. Ein Sturm hätte wohl mit Erfolg betrieben werden können, aber entweder nur unter großen Opfern oder nach langwierigen, gerade dort sehr schwierigen technischen Vorbereitungen. Die deutsche Heeresleitung ließ deshalb diese nicht unbedingt nötige Festung vorläufig liegen und bemühte sich auch nicht um sie, als die Juliangriffe gegen die ganze russische Front angesetzt wurden und eine Narewfestung nach der anderen überrannt wurde. Die Russen glaubten schließlich, daß der Festung Ossowiec eine ganz besondere Verteidigungskraft innewohnen müsse und waren sehr stolz darauf. Der Fall Kownos und die sich anschließenden deutschen Vorstöße brachten die Gefahr einer Umzingelung von Ossowiec aber so nahe, daß sich den Russen endlich doch die Notwendigkeit einer schleunigen Räumung aufdrängte. Die oben berichteten Kämpfe bei Tykozin, die einige Tage lang die Bahnlinie schützten, die Ossowiec mit Bialystok verbindet, hatten nur den Zweck, die schon viel zu lange hinausgezögerte Räumung von Ossowiec unter schwersten Opfern überhaupt noch zu ermöglichen. Die Besetzung von Ossowiec durch die Deutschen sicherte die Unternehmungen der ostwärts vorstoßenden Armeen und ermöglichte diesen den ungestörten Ausbau ihrer rückwärtigen Verbindungen.

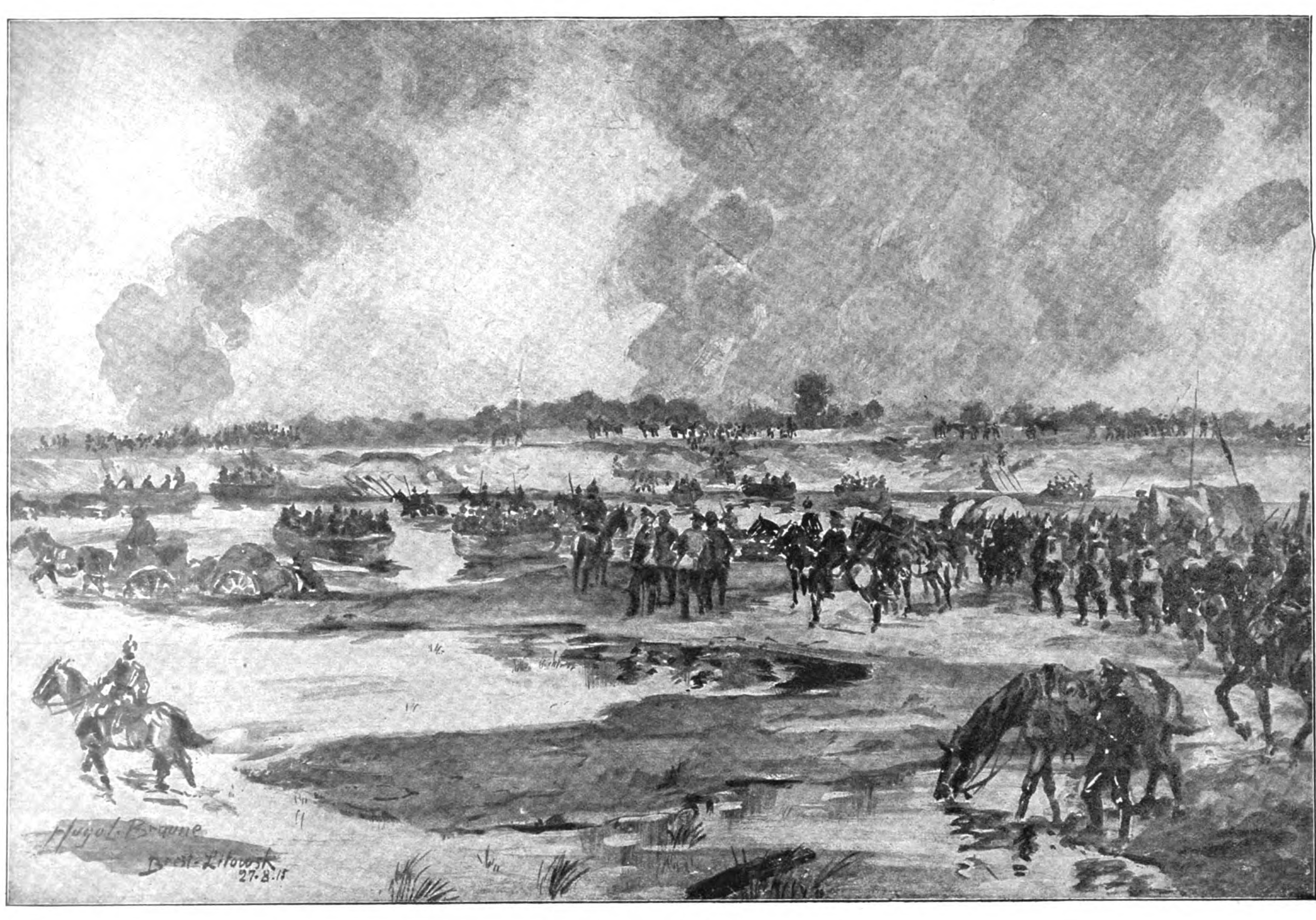
Bei den Kämpfen östlich und südlich von Kowno erbeuteten die deutschen Truppen in harten Zusammenstößen am 23. August 8 Maschinengewehre und 2600 Mann. Die hier kämpfende Armee des Generals v. Eichhorn drang auch am nächsten Tage weiter siegreich nach Osten vor und gewann neue 1850 Gefangene und mehrere Maschinengewehre. Die Armee des Generals v. Scholtz überschritt nunmehr südlich von Tykozin den Narew. v. Gallwitz erzwang an der Straße Sokoly—Bialystok den Narewübergang und gelangte mit seinem südlichen Flügel bis an die Orlanka. Dabei machte er 4700 Mann, 18 Offiziere zu Gefangenen und erbeutete 9 Maschinengewehre.

Am 25. August näherten sich die Deutschen der Festung Olita. Schon am nächsten Tage wurde sie von den Russen geräumt und von den Deutschen besetzt. Die Russen blieben auch an den Tagen darauf auf der ganzen Front vor den Hindenburgischen Armeen in eiligem Rückzuge. v. Gallwitz nahm ihnen allein am 25. und 26. August 3500 Gefangene und 5 Maschinengewehre fort. An den folgenden Tagen kamen die Deutschen östlich des Njemen in die Nähe der von Grodno nach Wilna führenden Eisenbahn und machten dabei 2600 Gefangene. An Grodno schoben sie sich an demselben Tage bedrohlich näher heran und standen schon am nächsten Tage vor der äußeren Fortlinie. Auch für diese am Njemenknie gelegene Festung rückte der Augenblick näher, in dem sie für sturmreif gehalten werden konnte.



Der österreichisch-ungarische General der Infanterie Arz v. Straußenburg führte im engeren Verband der Mackensenschen Armee ein Korps und hatte mit diesem hervorragenden Anteil an der Besetzung von Brest-Litowsk. Er wurde vom Deutschen Kaiser mit dem Orden Pour le Mérite ausgezeichnet.

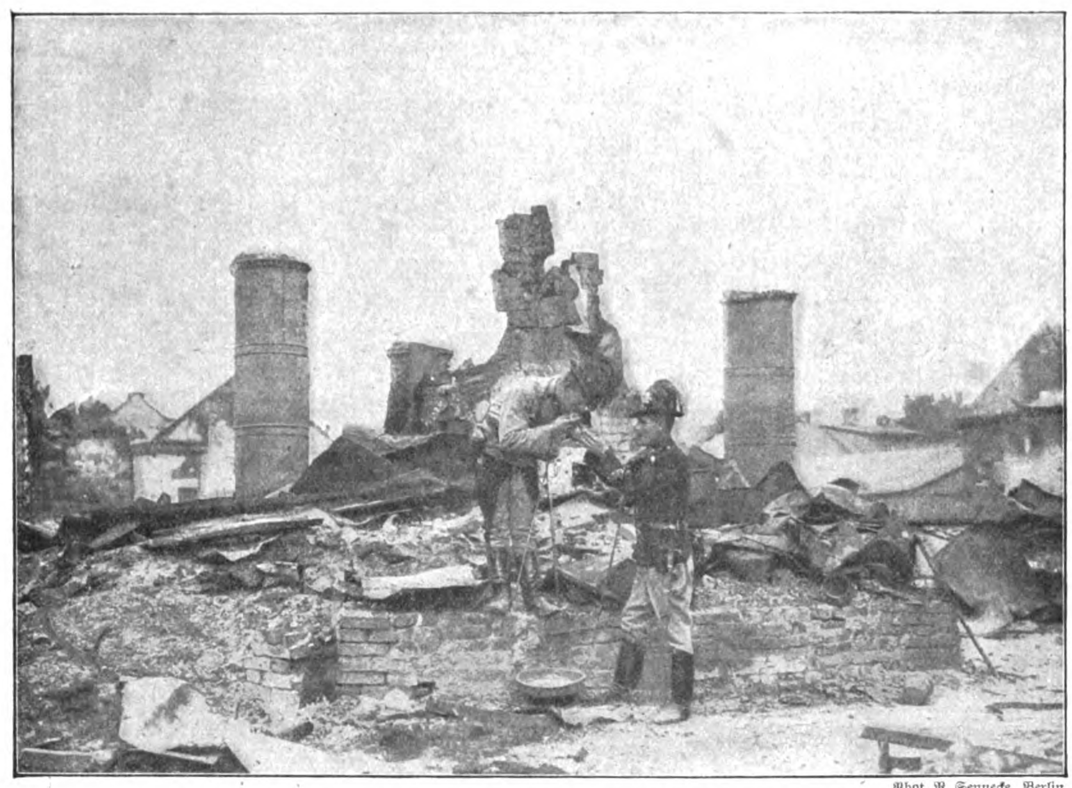
Inzwischen aber waren die Russen schon zur Aufgabe auch des südlichen Pfeilers ihrer zweiten Hauptverteidigungsstellung gezwungen worden. Mit aller Kraft drückten die Heere Mackensens besonders nach dem Fall von Kowno auf die ihnen im Wege liegende Festung Brest-Litowsk (siehe die Schilderung Seite 251). Die scharfe Verfolgung brachte die Österreicher und Ungarn unter dem Oberbefehl des Generals der Infanterie v. Arz (Bild nebenstehend) schon am 17. August bis Dobrynka, 20 Kilometer südwestlich von dieser Festung. Die vom Erzherzog Joseph Ferdinand geführten Streitkräfte waren im Vorrücken auf Janow am Bug. Dort hatte General v. Köveß den Feind bereits in der Gegend von Konstantynow über den Fluß geworfen. Am nächsten Tage drangen die verbündeten Truppen östlich von Wlodawa über die Bahn von Cholm—Brest-Litowsk weiter nach Osten vor (s. das Bild S. 245). Die Österreicher und Ungarn schlossen den Einschließungsring nunmehr vollständig auf dem westlichen Bugufer und säuberten das Südufer des Bugs bei Janow vom Feinde. Dort und bei Niemerow wurde am folgenden Tage der Bugübergang erzwungen. Inzwischen drangen deutsche Truppen vor Brest-Litowsk bei Rokitno in die Vorstellungen der Festung ein. Östlich von Wlodawa folgten sie dem geschlagenen Feinde und zwangen ihn zur Räumung des östlichen Bugufers oberhalb und unterhalb von Wlodawa. Auch die nächsten Tage brachten Fortschritte vor Brest-Litowsk. Am 22. August gelangten Mackensens Truppen nach hartem Widerstande der Russen nördlich von Brest-Litowsk über den Pulwaabschnitt und kamen oberhalb davon auch am Bug voran. Trotzdem der Feind jeden Fußbreit Bodens auf das zäheste verteidigte, wurde er aber überall unter Zurücklassung zahlreicher Gefangener geworfen. Besonders heiße und tapfere Arbeit verrichteten siebenbürgische Regimenter bei den nördlich Riasno gelegenen Dörfern Gola und Suchodol. Das Infanterieregiment Nr. 64 nahm hier eine von russischen Grenadieren verteidigte Höhe und erbeutete 7 Offiziere, 7 Maschinengewehre und 900 Mann.



Der Übergang über den Bug.

Nach der Natur gezeichnet von Kriegsmaler Hugo L. Braune.

Mit der Einnahme der letzten großen Festung, die die Russen außer Grodno besaßen, Brest-Litowsk, erreichte der Feldzug im Osten einen bedeutsamen Abschnitt. Der nächste Schritt des Vormarsches unserer Truppen war die Überschreitung des Bugs, die zuerst durch die unter General v. Linsingen stehende „Bugarmee" erfolgte.



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Auf den Ruinen eines durch Ekrasit gesprengten Gebäudes in Brest-Litowsk.

sich dem weitausgedehnten Bielowieskaforst mit seinen unermeßlichen Urwäldern, in denen sich noch Reste der Wisente, der Nachkommen der altgermanischen Ur- oder Auerochsen gehalten haben. Am 23. verlor der Feind wiederum neun Maschinengewehre und 4500 Gefangene. Nach einer vergeblichen Bemühung, die Verfolgung zum Stehen zu bringen, wurden die Russen am nächsten Tage unter Verlust von 1700 Gefangenen in den genannten Forst geworfen. Der Feind flüchtete schwer geschlagen hinein und hielt sich nur noch südlich des Forstes in der Gegend von Kamieniec—Litowsk.

Durch den Fall von Brest-Litowsk (siehe auch die Bilder Seite 250 bis 253) gewann die Stoßkraft der Armeegruppe des Prinzen Leopold von Bayern und der des Generalfeldmarschalls v. Mackensen bedeutend an Macht. Am 27. August drang Leopold von Bayern in den Bielowieskaforst ein und Mackensen überschritt in der Verfolgung die Straße Kamieniec—Litowsk—Myscze3yce und trieb zwischen dem Muchawiec und dem Prywetfluß den Feind vor sich her. Am nächsten Tage näherten sich die durch den Bielowieskaforst vordringenden Angreifer mit ihrem rechten Flügel Sceres3owo, und Mackensen drängte die Russen bis in die Linie Poddobno—Tewli—Kobryn. Nun wurde in dem Forste um den Übergang über den oberen Narew gekämpft. Die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen des rechten Flügels der Heeresgruppe, die unter dem Generalobersten v. Woyrsch stand, warfen den Feind aus seinen Stellungen bei Suchopol am Ostrande des Forstes und Sceres3owo. Sie blieben in scharfer Verfolgung. Gegenüber der Heeresgruppe v. Mackensens, die heftig und unaufhaltsam voranstrebte, bedienten sich die Russen in diesen Tagen eines über die Maßen grausigen Mittels, um die Verfolger aufzuhalten. Mit einer unglaublichen Roheit hatten die Russen zur Verbergung ihrer Stellung Tausende von Einwohnern, ihre eigenen Landsleute, darunter viele Frauen und Kinder den angreifenden Truppen entgegengetrieben. Ungewollt mußte das Feuer der Angreifer unter den Wehrlosen seine Opfer fordern. Am 30. August ging die Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern unter Erkämpfung des Überganges über den Narew mit ihrem rechten Flügel auf Pruzana vor. Mackensen erreichte den Muchawiecabschnitt und behielt 3700 Gefangene. Auch am letzten Tage des August warfen die beiden Heeresgruppen den Feind, wo er sich stellte, und eilten ihm auf seiner Flucht nach.

Am 23. August wurde auf der Südwestfront von Brest-Litowsk die Höhe bei Kopytow erstürmt. Die Zahl der Gefangenen, die an diesem Tage die verbündeten Truppen unter dem Erzherzog Joseph Ferdinand einbrachten, belief sich auf 4 Offiziere und 1300 Mann. Am nächsten Tage brachen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen auf der Südwestfront von Brest-Litowsk durch die vorgeschobenen Stellungen bei Dobrynka. Am Nachmittag des 25. August nahmen die Österreicher und Ungarn unter v. Arz zwei Forts der Westfront. Das brandenburgische 22. Reservekorps stürmte zu derselben Zeit die Werke der Nordwestfront und drang in der Nacht in das Kernwerk ein. Darauf gab der Feind die Festung preis. Brest-Litowsk (siehe auch den Sonderartikel auf Seite 251) ist die stärkste russische Festung gewesen, sie war das Herz und das Hirn des mächtigen polnischen Festungsringes. Monatelang war dort das Hauptquartier des russischen Oberbefehlshabers, nun konnten die Verbündeten diese Festung als Rückgrat für ihre weiteren Unternehmungen ausgestalten. Sie ließen sich durch ihre ans Wunderbare, Märchenhafte grenzenden Erfolge nicht eine Stunde in der Verfolgung des geschlagenen Feindes aufhalten. Ohne Behinderung durch die russischen Festungen, von denen nur noch Grodno schwankend standhielt, trugen sie ihre Angriffe weiter ostwärts. Besonders die über Warschau—Iwangorod vorgerückte Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern hatte mächtige Marschleistungen bis zu dem Falle von Brest-Litowsk hinter sich gebracht.

Nach ihrer Vereinigung mit dem linken Flügel der Armee Mackensens am 16. August folgte sie dem Feind, der sich hastig vor ihr zurückzog, und vertrieb ihn immer wieder aus neuen zur Verteidigung hergerichteten Geländeabschnitten. Die den Russen so viel versprechende Buglinie wurde schon am 17. August durch den Übergang am Kamionkaabschnitt zu beiden Seiten von Siemiatycze und am Bug bei Fürstendorf, südöstlich von dem genannten Orte, überwunden. Am nächsten Tage trieb der linke Flügel der Armeen des bayrischen Prinzen den Feind kämpfend vor sich her und erreichte abends die Gegend westlich und südwestlich von Mielejczyje. Der rechte Flügel, der bei diesem Orte über den Bug vorbrach, warf dort den Gegner aus seinen starken Stellungen und blieb im weiteren Vorgehen. Am 20. August drang die Heeresgruppe weiter vor und machte 1000 Gefangene. Unter siegreichen Gefechten überschritt sie am nächsten Tage die Eisenbahn Kleszyczele—Wisoko—Litowsk und brachte über 3000 Gefangene und eine Anzahl Maschinengewehre ein, zu denen tags darauf noch 16 Maschinengewehre und 3050 Gefangene kamen. Schon näherte man

Die Höhe der im Monat August von den deutschen Truppen gemachten Beute an Gefangenen und Material belief sich auf über 2000 Offiziere, 269 839 Mann, über 3114 Geschütze und weit über 500 Maschinengewehre. Davon entfielen auf Kowno 20 000 Gefangene und 1301 Geschütze, auf Nowo-Georgiewsk 90 000 Gefangene, darunter 15 Generale und 1000 andere Offiziere, 1640 Geschütze und 103 Maschinengewehre. Die ungeheuren Vorräte an Lebensmitteln, Munition und anderem Material sind dabei gar nicht in Betracht gezogen. Die Zahl der Gefangenen, die von den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen seit dem Beginn des Frühjahrsfeldzuges im Mai gemacht worden war, belief sich nunmehr auf weit über eine Million. Zu der deutschen Augustbeute kam zur Steigerung des Eindrucks der gewaltigen Leistung der verbündeten Heere noch die stattliche österreichisch-ungarische Sieges-

heute für den Monat August, die 190 Offiziere, 53 299 Mann, 34 Geschütze und 123 Maschinengewehre betrug.

Das Ergebnis der Augustkämpfe mit ihren glänzenden Festungseroberungen läßt sich dahin zusammenfassen, daß die innere Verteidigungsstellung der Russen, die noch zum Ausfall geeignet gewesen wäre, endgültig verloren gegangen war. Mit dem Fall von Brest-Litowsk waren die Russen gezwungen, weiter rückwärts neue Stützpunkte aufzusuchen. Von Kowno bis an die rumänische Grenze wälzten sich ihnen in einer Ausdehnung von mehr als 700 Kilometern die deutschen und österreichisch-ungarischen Heere unaufhaltsam nach. Die Schlagkraft der Verbündeten war durch den Siegeszug ohnegleichen nicht nur nicht erschöpft, sondern durch den die Truppen beseelenden Siegesgeist befestigt und gehoben, durch die mehr als 200 Kilometer betragende Frontverkürzung im Osten waren überdies umfangreiche Truppenkörper zu beliebiger Verwendung freigeworden. Im August 1914 hatten die deutschen Soldaten die Feinde des Vaterlandes erfolgreich von der teuren Heimat abgewehrt, im August 1915 trieben sie den furchtbarsten und stärksten Gegner siegreich vor sich her, seinem vernichtenden Schicksal entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Brest-Litowsk.

Von Major a. D. Ernst Moraht.

(Hierzu die Karte Seite 244 und die Bilder Seite 250—253.)

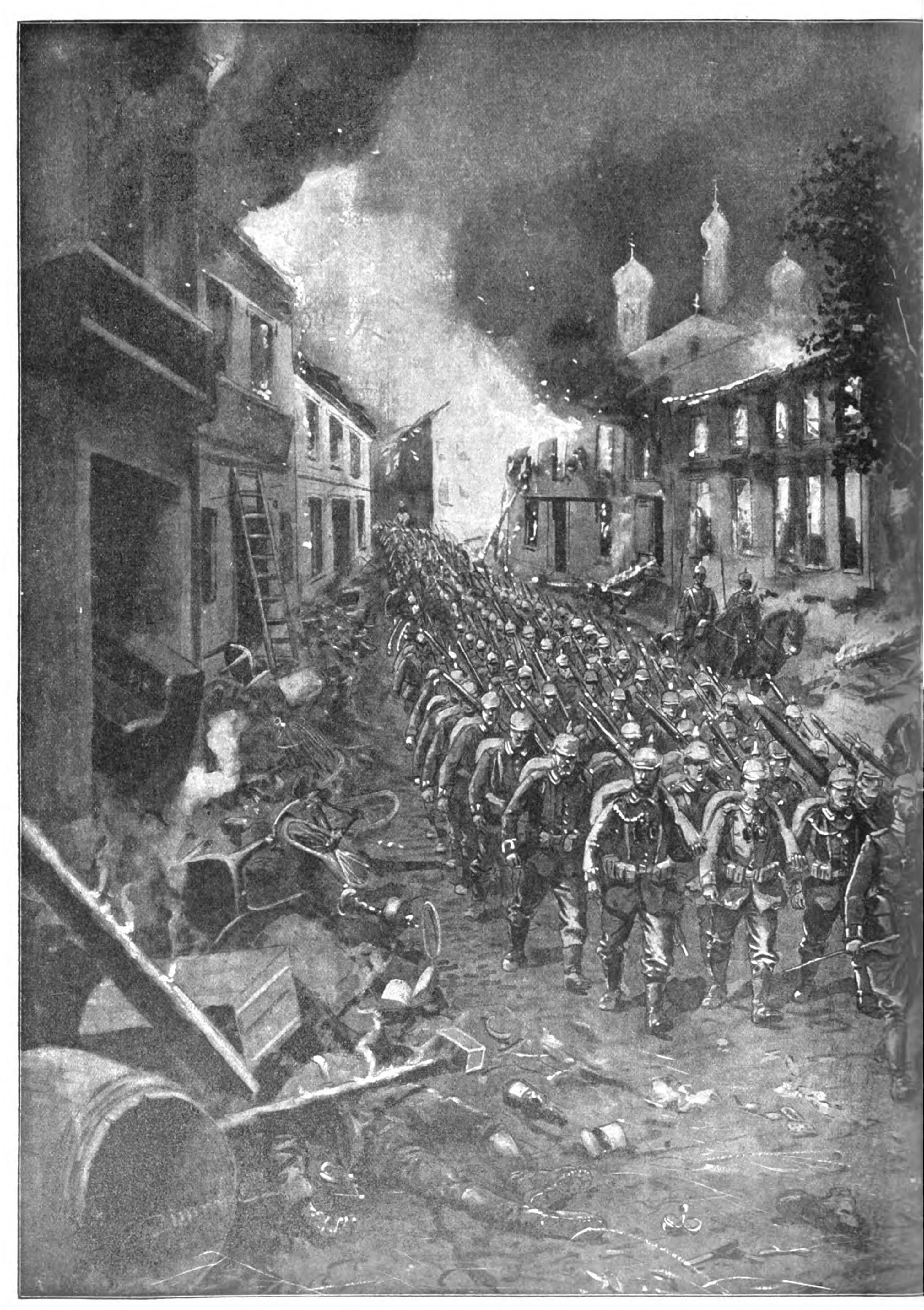
In der Nacht vom 25. zum 26. August verließen die Russen ohne Entscheidungskampf die wichtigste und stärkste Festung, die sie auf ihrem ganzen westlichen Operationsgebiet besaßen: Brest-Litowsk. Nachdem dann auch der kleine Brückenkopf am Njemen, Olita, genommen worden war, blieb ihnen nur noch die Njemenfestung Grodno als Stützpunkt an den einst so mächtigen Linien der befestigten Flußläufe. Die Gründe für das schnelle Aufgeben von Brest-Litowsk sind nicht etwa in seiner Schwäche als Festung zu suchen, sondern lediglich in der ungeheuren moralischen Auflösung, in der sich das russische Heer befand. Wir müssen nicht vergessen, daß sich seit Anfang Mai eine verlorene Schlacht an die andere reihte, daß fast vier Monate hindurch die russischen Kräfte in mehr oder minder eiligem Rückzug waren, daß ihnen Hunderttausende an Gefangenen und Tausende an Geschützen abgenommen wurden und daß sich nach dem Fall von Warschau und Iwangorod, am 5. August, die Massen ihres Hauptheeres, auf verhältnismäßig engem Raum zusammengedrängt, auf der Flucht nach Osten befanden. Einen so langen Rückzug, der nie durch Erfolge unterbrochen wurde, hat in der Jahrtausende langen Kriegsgeschichte der Welt noch nie ein Heer ertragen, ohne in sich selbst zusammenzufallen. Nicht, daß die Russen sich nicht gewehrt hätten. Es wäre falsch, die Kämpfe mit den feindlichen Nachhuten als Kinderspiel darzustellen. Wo die Offiziere kraft ihres Amtes, ihrer Revolver und ihrer Maschinengewehre noch Macht über die Massen besaßen, da hat sich der russische Soldat auch zum Kampf gestellt, und begünstigt wurde sein Widerstand durch eine große Reihe von Süden nach Norden ziehender Flußläufe, deren Ufer versumpft und ohne Übergänge waren.

Das Ausland und ganz besonders die Verbündeten Rußlands haben einen langen Widerstand der Bugfestung erwartet, und wenn man von der Beschaffenheit des russischen Heeres absah, konnte man tatsächlich auch zu der Ansicht gelangen, daß den verbündeten Heeren hier ein längerer Aufenthalt bereitet werden würde. Als ständige Lagerfestung erbaut, besitzt Brest-Litowsk einen doppelten Brückenkopf. Es sperrt eine Anzahl wichtiger Bahnen, die in das Innere Rußlands führen. Der Flußlauf des Bugs konnte an keiner anderen Stelle besser verteidigt werden gegen einen Gegner, dessen Bestreben es war, nach Osten vorzurücken. Dazu kommt, daß der Fluß Muchawiec die linke Flanke der Festung mit seinem breit vor-



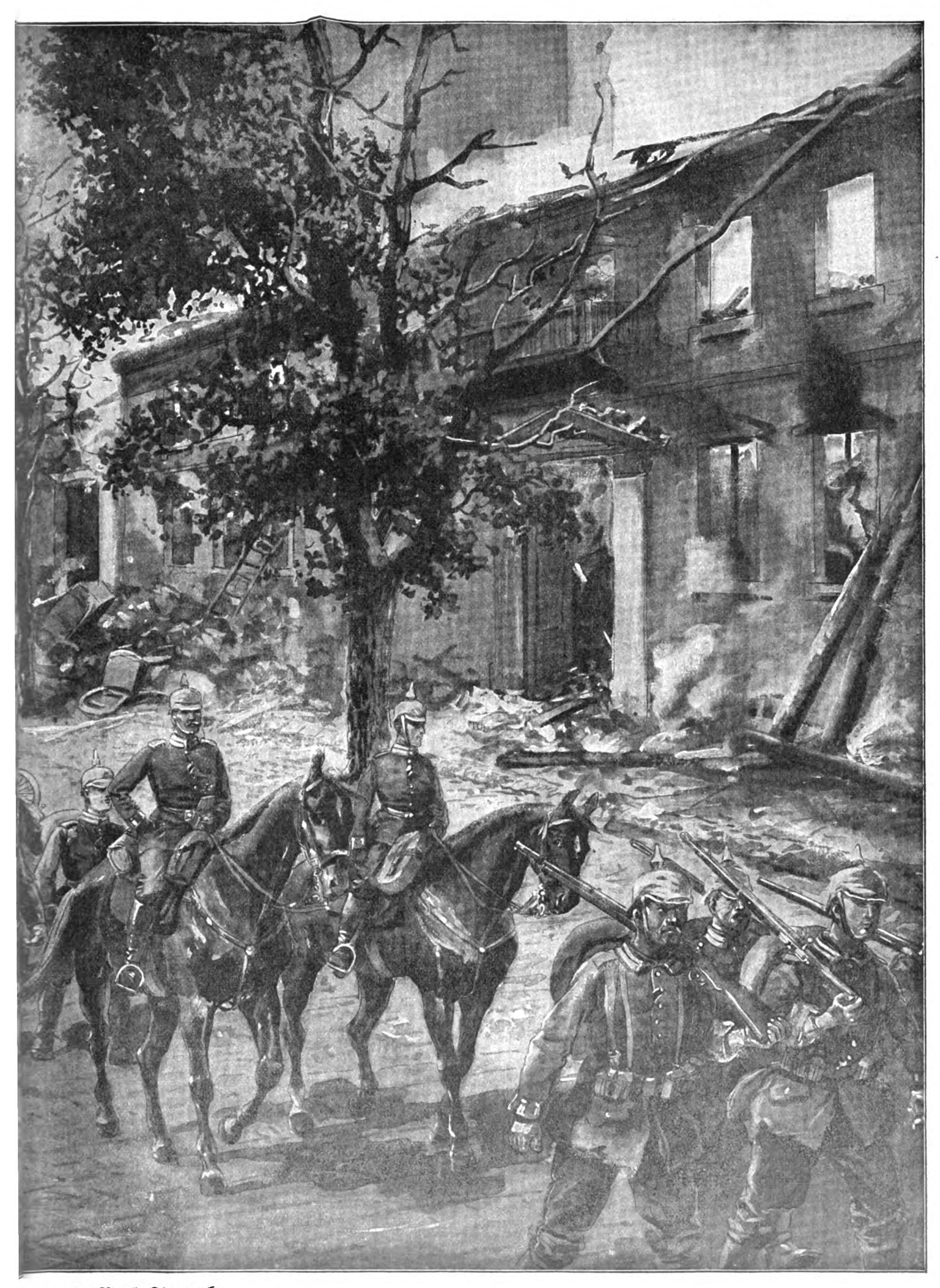
Phot. R. Sennecke, Berlin.

Deutsche Soldaten bei Bergungsarbeiten vor der brennenden Zitadelle von Brest-Litowsk.



Einmarsch deutscher

Nach einer Origina



ppen in Brest-Litowsk.

ñung von E. Zimmer.

geschobenen Sumpfgürtel schützt, dem auch noch Höhen vorgelagert sind, die nach Süden einen vorzüglichen Überblick gewähren. Die rechte Flanke der Festung ist durch Sumpfgelände zwischen dem Bug und dem Flußlauf der Lesna verstärkt, und der Oberlauf der Lesna bildet einen starken Abschnitt. Allerdings gibt es für den Verteidiger von Brest-Litowsk nur ein Entweder—Oder: er muß siegen oder sterben, denn ein Zurück nach Osten gibt es nicht, wenn die anschließenden Feldstellungen vom Feinde genommen sind, weil das breite Gelände der Rokitnosümpfe im Süden und des Bielowieskawaldes im Norden den freien Abfluß hindern. Die Werke am rechten Bugufer sind geschickt angelegt und beherrschen das Gelände der Umgegend. Der Bug selbst hat nur eine Breite bis zu 100 Metern. Aber allerlei Staudämme und Schleusen eignen sich, das niedrig liegende Unland zu überschwemmen. Man weiß nicht, ob die Russen sämtliche neun ältere Werke erneuert haben, da schon lange ein Verbot bestand, irgend etwas über den Ausbau der Festung zu schreiben. Man darf aber annehmen, daß gerade hier das französische Geld zur vollen Wirkung kam. Im Frieden rechnete man mit einer Besatzung von etwa 20 000 Mann und einer Armierung von 1000 Geschützen.

An Einzelheiten bei der Eroberung ist noch hervorzuheben, daß gegen das Werk Kobylany ein Teil der Honveddivision aus dem Banat anstürmte und daß das Werk bei Koroscyzn von der Krakauer Heeresdivision genommen wurde. Über vier Stunden dauerte der Kampf in den Hindernissen des Südwerkes. Zehnfache Drahthindernisse waren zu durchbrechen, immer im Feuer der russischen Maschinengewehre. Erst gegen Abend gelang die Beseitigung wichtiger Hindernisse, der ein erbitterter Bajonettkampf folgte. Von österreichisch-ungarischer Seite wird besonders die Tapferkeit des Kaschauer Honvedinfanterieregiments hervorgehoben. Nirgends blieb den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen der Bajonettkampf auf Tod und Leben erspart. Als sie endlich in die Zitadelle eindrangen, wurde die Stadt von den Russen in Brand gesteckt.

Die Flucht der Russen ging in allgemeiner Richtung auf Minsk, und zwar beiderseits der dorthin führenden zweigleisigen Bahn. Gleichzeitig benutzten sie die ihnen noch frei zur Verfügung stehenden Strecken über Pinsk und Minsk, so daß der größte Teil ihres Heeresmaterials, wenn auch in fürchterlicher Verwirrung, nach Osten geschafft worden sein dürfte. Die Verfolgung war zwischen den Rokitnosümpfen und dem Bielowieskaforst angesetzt worden und hatte nach kurzem bereits erhebliche Fortschritte erzielt. Waren die Russen auch einem Entscheidungskampf ausgewichen, so hatten sie an militärischer Kraft und an Zusammenhalt ihrer Heere durch das frühe Verlassen von Brest-Litowsk doch ganz erheblich eingebüßt.

General v. Arz.

(Hierzu das Bild Seite 248.)

In den entscheidenden Kämpfen der Heeresgruppe Mackensens gegen die Russen, nach dem großen Vorstoß im Mai, hat sich wiederholt die Armee des Generals Arz v. Straußenburg rühmlich hervorgetan. Seinen Truppen war es insbesondere beschieden, die ersten Forts von Brest-Litowsk (siehe auch Seite 250) nach hartem Kampf zu erobern und, gemeinsam mit dem tapferen brandenburgischen 22. Reservekorps, die stolze Festung zu Fall zu bringen. Wegen dieser glänzenden Tat wurde der General vom Deutschen Kaiser durch Verleihung des Ordens Pour le Mérite ausgezeichnet.

Die großen Erfolge dieses Heerführers sind um so bemerkenswerter, als er nicht zum Berufsoffizier erzogen worden war. Einer angesehenen siebenbürgischen Familie entstammend, wollte Arz sich ursprünglich dem akademischen Studium widmen, und erst als Einjährig-Freiwilliger entschloß er sich zur militärischen Laufbahn. Im Jahre 1877 wurde er — 20 Jahre alt — zum Leutnant in der Reserve ernannt und trat als solcher in die Aktivität über. Durch emsiges Privatstudium vertiefte er seine militärischen Kenntnisse, und es gelang ihm, zur Kriegschule zugelassen zu werden, die er mit glänzendem Erfolg durchmachte. Gleich darauf wurde er dem Generalstab zugeteilt und war von 1895—1898 Flügeladjutant des damaligen Generaltruppeninspektors, Feldzeugmeisters Freiherrn v. Schönfeld. Als Oberstleutnant kam Arz auf kurze Zeit zur Truppe zurück und diente im 34. Infanterieregiment, das aus Ungarn und Slowaken besteht, den Namen Kaiser Wilhelms I. trägt und sich jetzt ebenfalls hervorragend ausgezeichnet hat. Als Oberst wurde v. Arz Chef des Direktionsbureaus des Generalstabes und kommandierte später als Generalmajor die 61. Infanterietruppenbrigade. Später in das Kriegsministerium zurückberufen, wurde er Feldmarschalleutnant und Sektionschef. Seit Ende August 1915 hat er den Rang eines Generals der Infanterie.

General v. Arz besitzt ein umfangreiches Wissen und zählt auch außerhalb der militärischen Kreise zahlreiche Freunde und Verehrer.

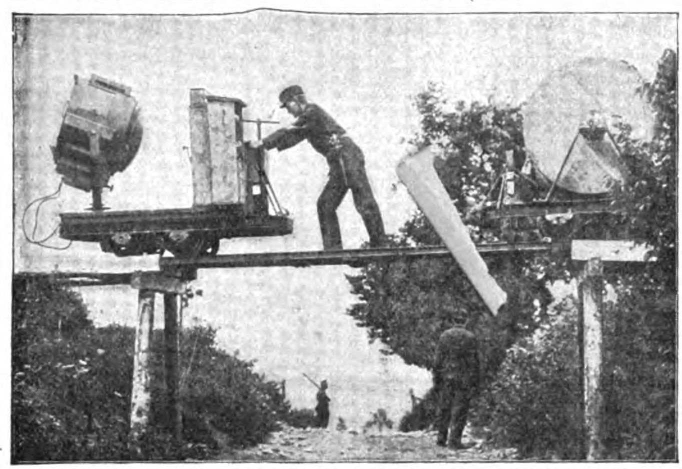
Französische Truppenbewegungen an der Schweizer Grenze.

(Hierzu die Bilder Seite 255.)

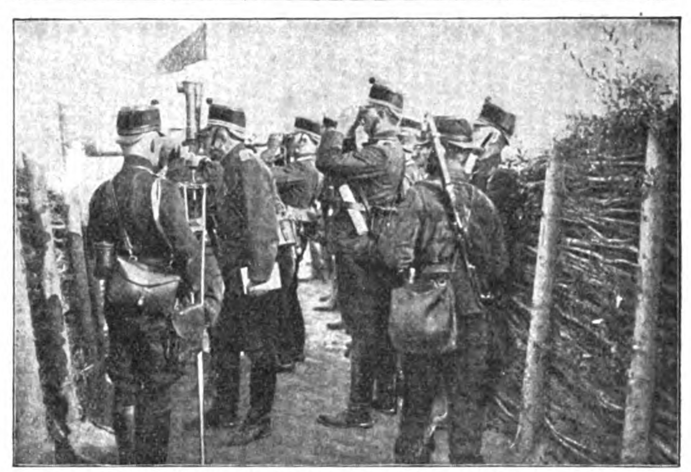
Nachdem die italienischen Offensivbewegungen gegen Österreich-Ungarn zwar eine ungeheure Menge Munition, Material und vor allem Menschenleben gekostet hatten, kam eine Nachricht aus dem Berner Jura, die wie ein Lauffeuer die Runde durch alle europäischen Zeitungen machte, da sie geeignet schien, die sinkenden Hoffnungen der Italiener und den Glauben ihrer Bundesgenossen an ihre Waffenehre neu zu entflammen sowie gleichzeitig die Hoffnungen der Zentralmächte etwas herabzustimmen. So scheinen wenigstens unsere Gegner gehofft zu haben, denn man kann bei den heutigen Machtmitteln nicht gut annehmen, daß eine Truppenzusammenziehung, die der betreffende Staat nicht zur Kenntnis der Öffentlichkeit bringen will, trotzdem sofort in aller Leute Mund kommt. Man wird deshalb gut tun, diese Zusammenziehung Mitte September 1915 als eine Art Propaganda anzusehen und die Zeitungsnachrichten darüber als eine direkt gewollte Reklame.

Natürlich, allzu plump durfte das Schauspiel nicht in Szene gesetzt werden, um es nicht zu durchsichtig zu machen. Eine leichte Verschleierung war vonnöten, um desto mehr zum Lüften des Schleiers anzureizen. Dieser bestand in einer scharfen Bewachung der französischen Grenze gegen die Schweiz, die zwar nicht durch Militär, sondern nur durch Zollwächter aufrechterhalten wurde. Sie wurden derartig verteilt, daß sie in Rufweite voneinander standen und mit Ausnahme von größeren bewaldeten Strecken sich auch sehen konnten. Wo das Gelände, wie im letztgenannten Falle, eine derartige Bewachung nicht erlaubte, wurde der stehende Posten durch einen Patrouillenposten ersetzt, der eine genau vorgeschriebene Strecke bis zum Nebenmann abschreiten mußte. Die Wächter waren nicht etwa in umliegenden Ortschaften einquartiert, sondern wohnten einschließlich ihrer Ablösungen in Schutzhütten, welche sie gleich beim ersten strengeren Absperrungstag sich zu erbauen begannen. Auch besaßen sie eine genügende Ausrüstung an scharfer Munition, um sowohl auf jeden einzelnen Pasanten, als auch auf etwaige Durchbrüche ganzer Schmugglerbanden nachhaltig feuern zu können.

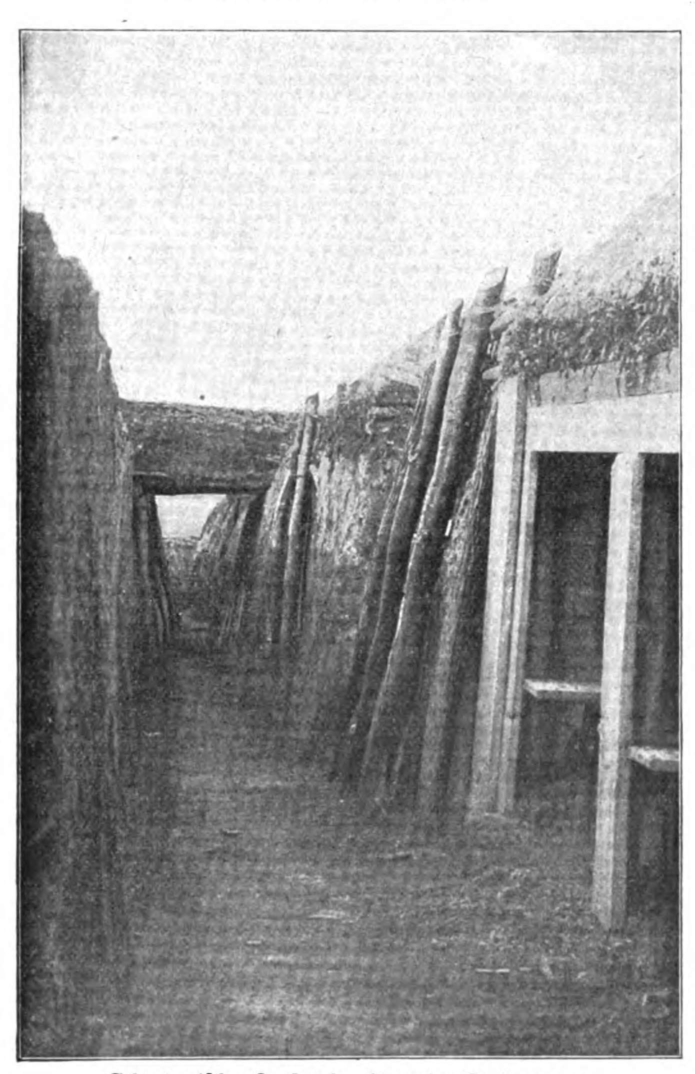
Diese außergewöhnlichen und ganz plötzlich einsetzenden Maßnahmen waren an und für sich schon geeignet, die Aufmerksamkeit der Schweiz in einem viel höheren Grade auf das Nachbarland zu lenken, als es bisher schon der Fall gewesen war. Besonders hart und dementsprechend aufsehenerregend wurde die schweizerische Ortschaft Boncourt getroffen. Diese liegt dicht neben der französischen Stadt Delle. Bisher hatte sich trotz des Krieges, im Einverständnis zwischen den französischen und schweizerischen Behörden, als eine Art Vergünstigung ein reger Handel zwischen den beiden Orten entwickelt. Lebensmittel, an denen in Delle Mangel herrschte, wurden von Boncourt zugeführt, da in der Schweiz vor allem das sehnsüchtig begehrte Salz in genügender Menge vorhanden war. Von einem Tag auf den anderen verbot nun das französische Kommando jeden Verkehr zwischen den beiden Orten. Ein Grund wurde nicht angegeben. Es war also eine so geheimnisvolle Maßnahme, daß sie handgreiflich deutlich war. Dadurch gingen nicht nur den Schweizern gute Einnahmequellen verloren, sondern auch die Franzosen, die bisher nicht ohne Grund so großen Wert auf die Vergünstigung gelegt hatten, gerieten in Not. Die Lebensmittelpreise schnellten hier in die Höhe, dort war ein unverkaufter Nahrungsüberschuß vorhanden.



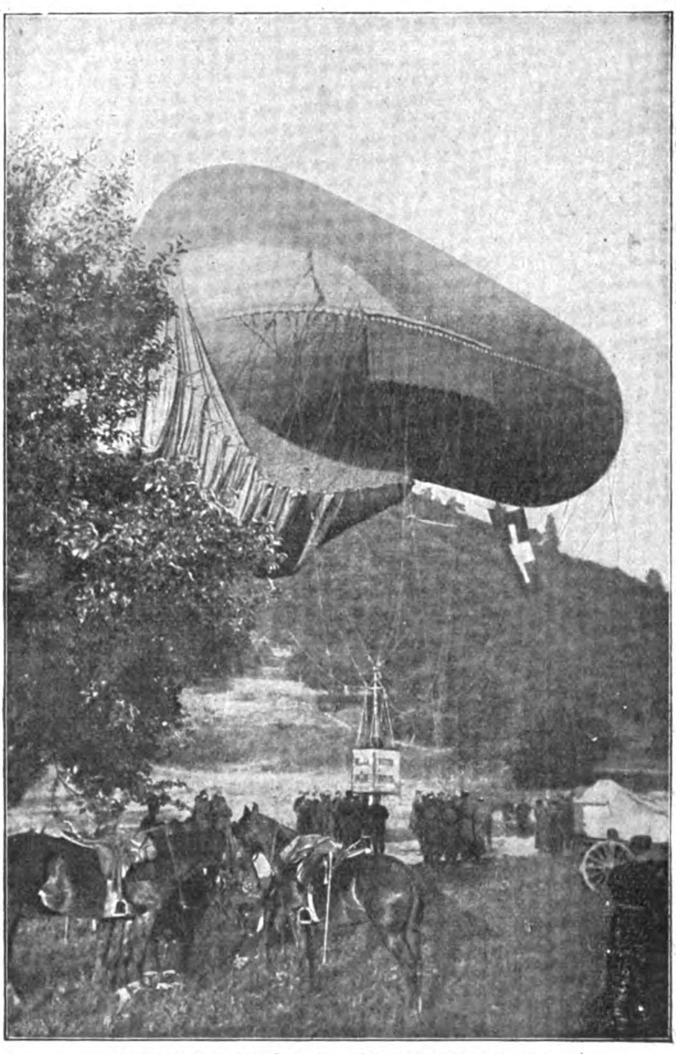
Auf Feldbahnuntergestellen aufmontierte große Scheinwerfer der schweizerischen Grenztruppen.



Schweizerische Offiziere beobachten eine Gefechtsübung vom Schützengraben aus.



Schweizerischer Laufgraben längs der Landesgrenze.



Fesselballon der schweizerischen Luftschifftruppen.

Bilder von der mobilisierten schweizerischen Armee.

Nach photographischen Aufnahmen von Franz Otto Koch, Berlin.

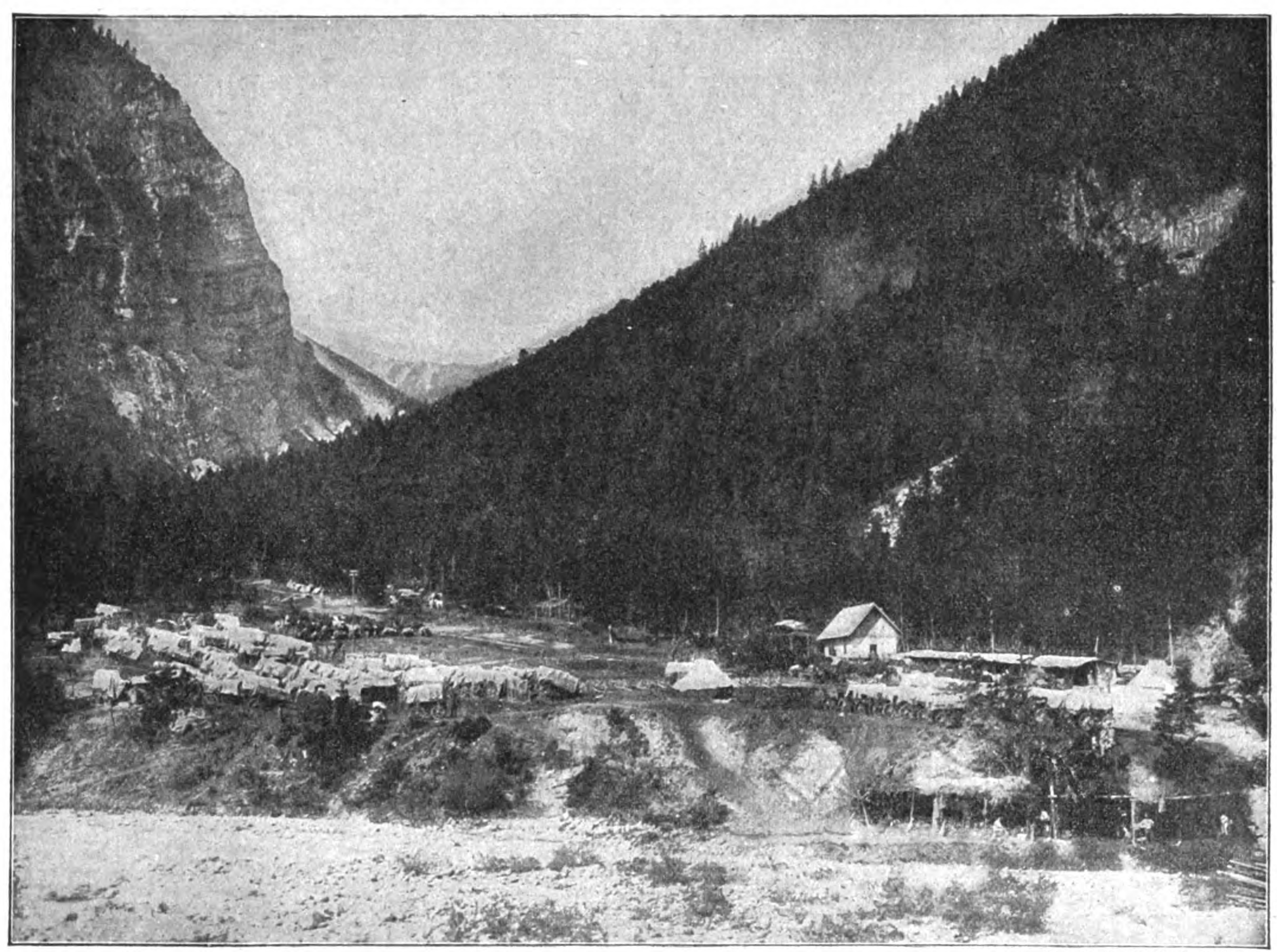
Durch was läßt sich diese plötzliche Härte rechtfertigen? fragte sich natürlich jeder Betroffene. Darüber gab es zwei Meinungen. Die einen hielten es für eine Absperrung gegen die vielen Fälle von Fahnenflucht aus dem französischen Heer über die schweizerische Grenze. Die Mehrzahl jedoch ahnte sofort große französische Truppenzusammenziehungen in der Nähe von Delle, die zwar nach ihrer genauen Kriegsgliederung und Stärke nicht bekannt werden sollten, deren Anwesenheit sich jedoch sehr schnell überall herumsprach. — Wahrscheinlich nicht ganz ungewollt!

Die militärischen Kreise Deutschlands und der Schweiz interessierte am meisten die voraussichtliche Verwendung der neu angesammelten Streitkräfte. Obgleich Spionenmeldungen von groß angelegten neuen Feldbefestigungen bei Delle berichteten und die Zusammenziehung dadurch die Maske einer defensiven, vorbeugenden Absicht erhielt, rief die um ihre Sicherheit bangende Schweiz sofort zwei weitere Divisionen unter die Waffen, einschließlich aller modernen Nachrichtenmittel, wie aus den obigen Abbildungen des neuzeitlichen Scheinwerfers und des schweizerischen Fesselballons ersichtlich ist. Auch Feldbefestigungen wurden ausgehoben, musterhaft, wie man sie nur bauen kann, wenn man durch kein Granatfeuer beim Anlegen gestört wird. Eines der Bilder gibt uns Einblick in einen solchen Laufgraben mit einem Übergang im Hintergrund, der das Überschreiten beim etwaigen Stellungswechsel gewährleisten soll.

Beschießung von Bari durch die österreichisch-ungarische Flotte.

(Hierzu das nebenstehende Bild.)

Während sich die Italiener im ersten Vierteljahr des Krieges zur See ziemlich untätig verhielten und sich nur auf einige Erkundungsfahrten und auf die stolz aller Welt verkündete „Eroberung“ der strategisch völlig wertlosen Insel Pelagosa beschränkten, eines kleinen, in der Mitte des Adriatischen Meeres zwischen der dalmatinischen und italienischen Küste gelegenen Felsenriffs, das nur von dem Wächter des Leuchtturms bewohnt war, unternahm die österreichisch-ungarische Flotte schon in den ersten Stunden des Krieges mehrere erfolgreiche Angriffe gegen die italienische Ostküste und fügte dem Feind durch Beschießung der Hafenanlagen von Ancona und Porto Corsini bedeutenden Schaden zu (siehe Band II, Seite 456 und 475). Statt sich den kühnen Angriffen der k. u. k. Flotte in offener Seeschlacht zu stellen und sie von der Adriaküste fernzuhalten, zog es die italienische Flotte vor, im Schutz der Kriegshäfen im Mittelmeer zu bleiben. So konnte sich auch am Morgen des 11. August ein österreichisch-ungarisches Geschwader ungehindert der Bucht von Seno San Giorgio nähern, ohne daß sich auch nur ein einziges italienisches Fahrzeug sehen ließ. Die Eisenbahnanlagen zwischen Molfetta und der etwa acht Kilometer südlich von Bari gelegenen San-Giorgio-Bucht bildeten das Ziel des Angriffs. Die Torpedobootzerstörer, die sich bis hart an die Küste heranwagten, richteten ein wohlgezieltes Feuer auf das in der Morgensonne friedlich daliegende Molfetta. Die ersten Granaten, die bald darauf über der Stadt platzten, zerstörten einen Straßenbahnviadukt und einige am Hafen gelegene Fabriken, in deren einer offenbar Sprengstoffe untergebracht waren, denn es erfolgte eine heftige Explosion, die den ganzen Hafen in eine Rauchwolke hüllte. Der nächste Besuch galt dem acht Kilometer nördlich von Bari gelegenen San Spirito, dessen Bahnhof und Militärdepots bis auf den Grund niederbrannten. Überhaupt wurde besonders die Bahnlinie Bari—Brindisi unter Feuer genommen und fast völlig zerstört. Der große Bahnviadukt über die trichterförmig eingeschnittene Bucht von San Giorgio wurde dabei schwer beschädigt. Der Hauptangriff des österreichisch-ungarischen Geschwaders galt aber dem befestigten Hafen von Bari, der eines der wichtigsten und größten Flottenlager Italiens ist. Als sich im Laufe der letzten Jahrzehnte die italienische Flotte immer mehr vergrößerte, wurde an Stelle von Venedig, dem früheren Hauptwaffenplatz Italiens an der adriatischen Küste, Bari als bedeutendster Adriakriegshafen ausgebaut. Hier befanden sich auch große Schiffsdocke und Werften, denen nun die k. u. k. Schiffe ihren Besuch abstatteten. Im Halbkreis sammelte sich das Geschwader vor dem Hafen und bestrich dann die Werften mit einem heftigen Geschützfeuer. Bald loderten helle Flammen aus den großen Werkstätten empor, und dicke Rauchwolken wälzten sich über Bari. Auch die für den Güterverkehr wichtige Hafeneisenbahn, die sich an der Küste entlangzieht, wurde zerstört. In Bari herrschte unter der Bevölkerung große Bestürzung, und in wilder Panik flüchtete alles in die Keller. Von der italienischen Flotte war weit und breit nichts zu sehen, nur ein einziges italienisches Unterseeboot wagte einen Angriff auf das österreichisch-ungarische Geschwader, der aber fehlschlug. Ebenso wirkungslos war das Eingreifen der Forts von Bari, die den Feind mit Geschützen mittleren Kalibers beschossen. Aber sämtliche Schüsse gingen fehl, während die Artillerie der österreichisch-ungarischen Fahrzeuge unaufhörlich Treffer ihrer eigenen Granaten feststellen konnte.



Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

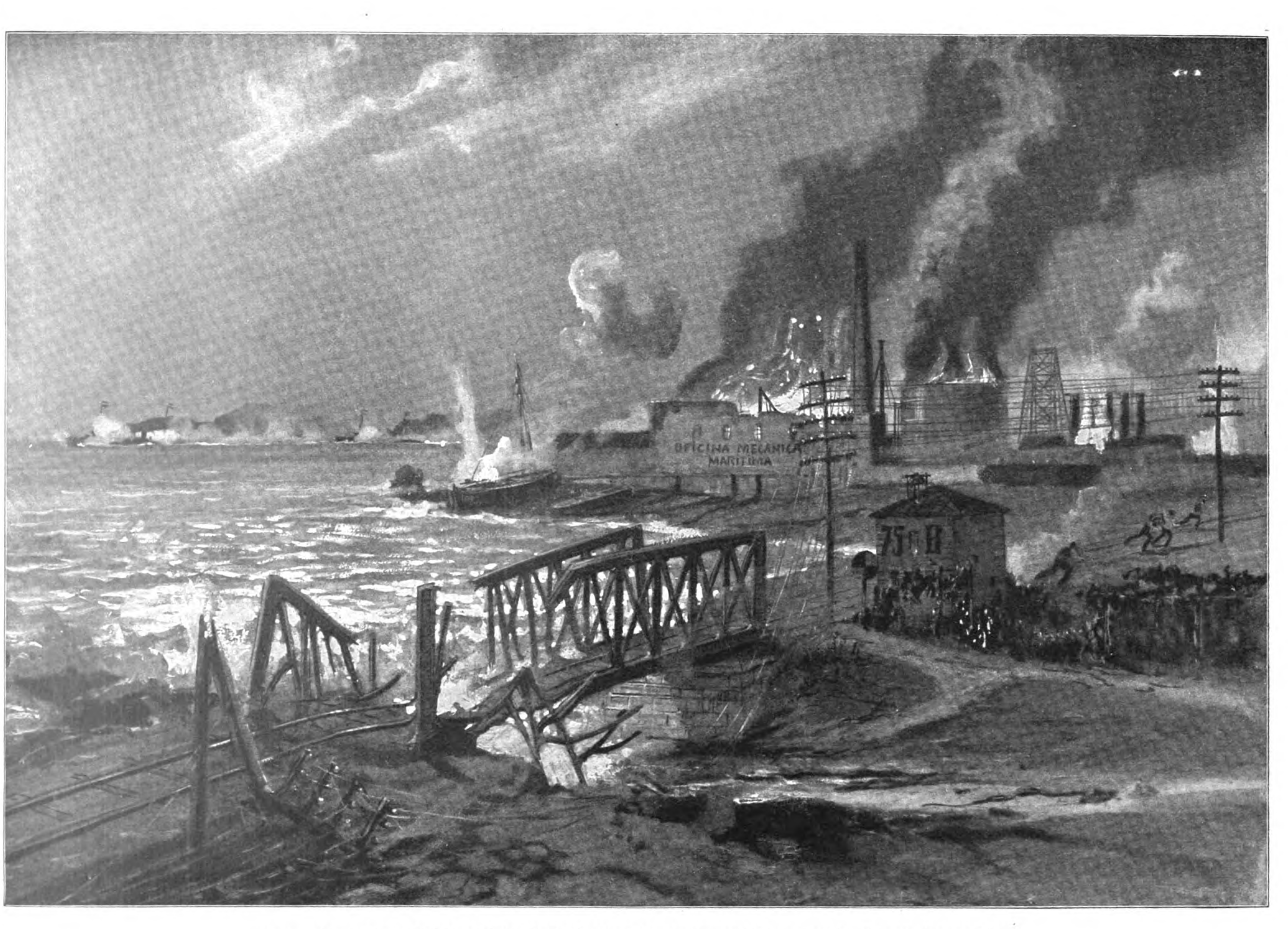
Fassungslager in einem hohen Alpenpaß.

Der Flieger.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 258 und 259.)

Wir lagen westlich der Festung Verdun in Reserve. Kaum einen Kilometer vor uns wogte der Kampf, dessen einzelne



Vernichtung einer Schiffswerft in Bari (Italien) durch österreichisch-ungarische Torpedobootzerstörer.

Nach einer Originalzeichnung von A. Kircher.

Wandlungen man dem Gehör nach deutlich unterscheiden konnte. Für uns, die wir das Kampfgetöse bisher immer aus nächster Nähe gehört hatten, klangen das lang anhaltende Rollen und die rasch aufknatternden Feuerüberfälle so sanft, als ob mindestens die doppelte oder dreifache Entfernung zwischen uns und der Kampffront läge. Wir wähnten uns vollkommen sicher. Um so mehr, als sich die feindliche Artillerie ihre Ziele ganz vorn in unseren Schützengräben gesucht zu haben schien, und uns hier hinten völlig unberücksichtigt ließ. Vielleicht deckte uns auch das muldenreiche Gelände zu gut gegen ihre Beobachtungsstellen. Man weiß ja in der Front nie genau, welchem Zufall man das Glück verdankt, einmal mehrere Stunden nicht beschossen zu werden, obwohl man sich innerhalb der Reichweite von feindlichen Geschützen aufhält.

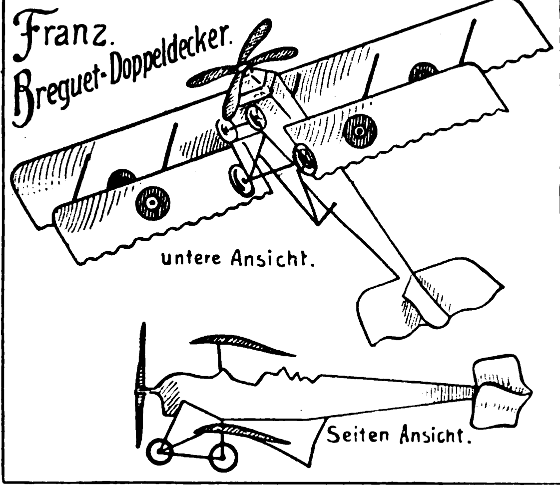
Ein Fliegeroffizier war auf der staubigen Landstraße im Auto vom Stab des Generalkommandos aus vorgefahren und verweilte eine halbe Stunde lang bei uns. Nur der Unterhaltung wegen war er bei uns ausgestiegen. Er wollte die dienstfreien Minuten benützen, um mit alten Regimentskameraden Kriegserlebnisse und Kriegserfahrungen auszutauschen. Wir ahnten nicht, daß er für uns wie gerufen kam, um uns eine wertvolle Instruktionsstunde über seine neue Waffe und ihre schießtechnischen Probleme zu halten.

Als wir nämlich gerade in sehr angeregter Unterhaltung über unsere persönlichen Erlebnisse waren, hörten wir immer deutlicher das Summen eines Fliegers. Das war für uns zwar etwas Alltägliches. Doch als der Posten vor Gewehr meldete: „Feindlicher Flieger kommt direkt auf uns zu," sprangen wir auf und überzeugten uns von der Richtigkeit der Meldung. Mühelos waren an den beiden Tragflächen die französischen Abzeichen durch den Feldstecher zu erkennen. Es war ein Breguet-Doppeldecker (siehe die nebenstehende Skizze). In wenigen Minuten mußte er den Platz unserer Kompanie erreicht haben. Es galt also, sich schleunigst zu verkriechen. „Ganze Kompanie in die Büsche marsch marsch!" Wie ein aufgestörter Ameisenhaufen wimmelten die lagernden Musketiere durcheinander. Dann war die ganze Wiese leer. In der langen Schlehdornhecke und in den einzeln stehenden Büschen aus Besenginster krabbelte es dagegen überall. Die Kompanie befand sich somit in einer neuzeitlichen, geöffneten Formation, die unser Exerzierreglement aus Friedenszeiten noch nicht kennt, in der sogenannten „Fliegerdeckung". Der Flieger hielt immer noch gerade auf uns zu, obwohl er uns nicht gesehen haben konnte. Auch konnte das schadenfrohe Kichern aus der Hecke, wenn sich ein Feldgrauer recht kräftig in die Dornen setzte, oder das Schimpfen, wenn ein genagelter Kommißstiefel auf eine Scholle trat, die schon durch die Gliedmaßen eines Kameraden besetzt war, nicht zum Verräter werden bei dem Knattern des Flugzeugmotors.

Dessenungeachtet war es uns ein beklemmendes Gefühl, als das Flugzeug plötzlich seinen Kurs änderte und fast senkrecht über uns seine Kreise zog. Wir saßen alle wortlos und blinzelten durch die Blätter hinauf zum tiefblauen Himmel und dem silberglänzenden Flugzeug, das in der Sonne einen prachtvollen Anblick bot. Uns alle beschäftigte nur der Gedanke: was will der Flieger hier? Daß ihn irgend etwas an dieses Stück Erde fesselte, ging aus seinem Gebaren deutlich hervor.

„Ob er uns wohl bemerkt hat, weil er immer über uns fliegt?" wandte ich mich an den Fliegerleutnant. — „Ausgeschlossen," sagte dieser. „Er photographiert," setzte er hinzu, während der Flieger in steilem Gleitflug fast einen Kopfstand in der Luft machte und der Apparat nach einigen Sekunden wieder aufstieg. „Er muß das machen, um möglichst senkrecht von oben herunter auf die Erde zu photographieren," wurden wir belehrt, „dann läßt sich nämlich das Bild am besten in die Karten einpassen. Die Perspektive ist dann am wenigsten verschoben, die Straßen schlängeln sich weiß durch das dunkle, bewachsene Gelände, die Bäume an den beiden Seiten sind wie schwarze Punkte rechts und links, Schützengräben und Batteriestellungen heben sich hell ab, weil meist der Anbau noch zu jung ist. Auch war man im Anfang fast nie so vorsichtig, die zu maskierenden Stellungen nicht nur genau mit derselben Pflanzenart wie das Umgelände, sondern das Gras, das Buschwerk oder die Rüben auch in genau derselben Dichte und Größe zu pflanzen." — „Hier gibt es aber doch nichts zu photographieren," wandte ich ein. — „Er steht auch gar nicht über uns, das täuscht nur bei den fast 2000 Metern, die er hoch ist. Er photographiert offenbar unsere zweite Stellung gleich dort hinter dem nächsten Hügel." Ich beneidete den Kameraden, dem es vergönnt war, sich infolge seiner Fliegertätigkeit und seiner Zusammenarbeit mit den Stäben eine eingehendere Kenntnis unserer Stellungen, überhaupt der ganzen Lage in unserem Kampfabschnitt zu erwerben als ein Kompanieführer, der im Vergleich dazu nur einen engen taktischen Gesichtskreis hat.

Das Flugzeug änderte wieder seine Fahrt. Es flog die Straße entlang, wendete und flog die Straße wieder zurück. „Sie haben mein Auto gesehen!" rief unser Flieger, dem die Rückkehr sofort aufgefallen war. Blitzschnell sah ich auch den Chauffeur und den Begleitmann vom Führersitz hinunter in den Straßengraben springen. Das Auto selbst war anscheinend durch die Baumkronen doch nicht ganz verdeckt worden. Ein dunkler Gegenstand fiel vom Flugzeug, und während man sich noch überlegte, ob es keine Augentäuschung gewesen war, fährt drüben in der Wiese eine Erdfontäne empor. Es mag nach 25 Sekunden gewesen sein. Gleich darauf hören wir auch das Krachen des Einschlages. „Die meinen, im Auto säße ein höherer Stab, deshalb versuchen sie einen Zufallstreffer zu erreichen." — „Wieso Zufallstreffer? Haben sie keine Zielapparate?" fragte ich. — „Erfunden wurden schon eine ganze Menge, aber es taugt keiner etwas, denn man muß neben der Abgangsrichtung auch noch die eigene Fluggeschwindigkeit, die relative Höhe über dem Ziel und die Windverhältnisse berücksichtigen. Deshalb geht es fast immer 100 Meter daneben." — „Ist das Bombenwerfen so schwer?" — „Der Führer muß eben genau über das Ziel fliegen, also wie hier die Straße entlang. Glaubt man dann das Ziel gerade überflogen zu haben, so stößt man die Bombe ab. Wenn man in den vierten Stock eines Hauses geht, so ist man ungefähr 2000 Zentimeter über der Straße. Wirft man dann mit kleinen Steinchen nach einer Postkarte hinunter, die ja ungefähr 15 Zentimer lang ist, so hat man etwa das gleiche Verhältnis wie bei einem Fluge in 2000 Meter Höhe. Nur ist ein feldmäßiges Ziel von 15 Meter Länge natürlich viel günstiger als ein einzelnes Auto, und der vierte Stock hat keine Eigengeschwindigkeit!"



Skizze zu dem Artikel „Der Flieger".

Grollend verzog sich bald darauf auch der feindliche Flieger, nachdem er die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen anscheinend eingesehen hatte. Ja, wenn er unsere Kompanie noch auf dem Lagerplatz erwischt hätte! 200 Meter Frontbreite und 225 Meter Tiefe eines Biwakplatzes wären ein besseres Ziel gewesen!

Nach kräftigem Händeschütteln und herzlichem „Auf Wiedersehen!" verließ uns unser Flieger ebenfalls. Wir plauderten noch geraume Zeit über den interessanten Gesprächstoff und waren froh, wieder einmal etwas gelernt zu haben.

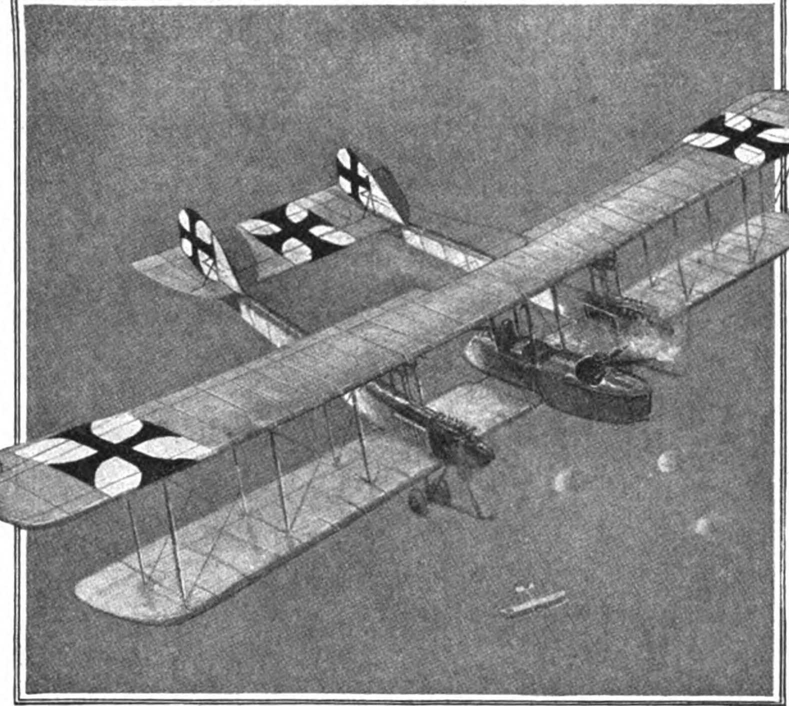
Allerlei Kurzweil im Schützengraben.

Im Westen, Anfang September 1915.

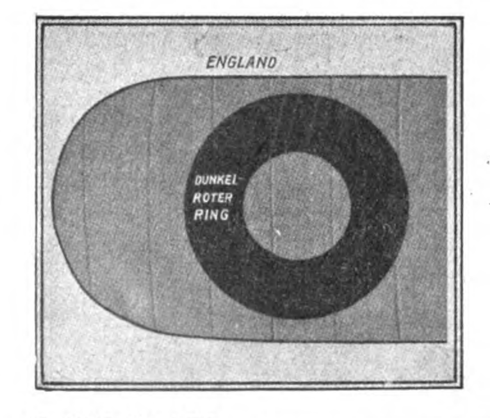
Kürzlich schickte ich einen Siegelring nach Hause, den ich im Schützengraben im Walde von A....... für vier

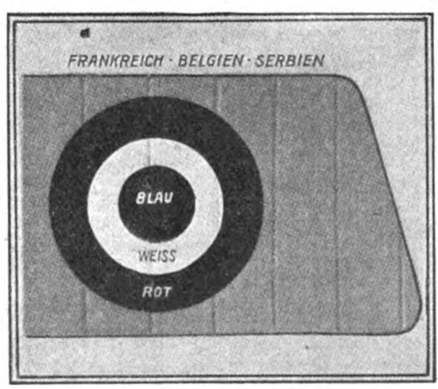
Mark fünfzig Pfennig gekauft hatte. Der Ring trug als Siegel ein geschickt ausgearbeitetes Eisernes Kreuz, sah zwar etwas roh aus, weil er nicht poliert war, sonst fehlte ihm aber im Vergleich mit einem im Juwelierladen gekauften Ring nur der Stempel, der den Goldgehalt anzeigt. In den Briefen, die ich daraufhin aus der Heimat erhielt, konnte man sich nicht genug darüber wundern, daß es in einem Schützengraben etwas zu kaufen gebe, noch dazu etwas, das auch noch in vorderster Linie, wenige Meter vom Feind, angefertigt war. Dort müßte eigentlich, so meinte man, Stimmung, Lust und Gelegenheit fehlen, sich mit irgend etwas anderem zu beschäftigen als mit dem Feind, seinen Kampfmitteln, seinen Schanzarbeiten, seinen Fliegern, mit dem Ausbau der eigenen Stellung und anderem der Art mehr. Das trifft aber nur für den Teil der Truppen zu, der eben Dienst hat. Wir haben immer noch solche Mengen Infanterie, daß zwei Teile entweder in Ruhe oder nur mit Arbeitsdienst beschäftigt sind, während der dritte Teil den Wachdienst übernimmt. In „Bereitschaft" geht der Soldat, einige Arbeitstunden ausgenommen, irgendeiner nützlichen Beschäftigung nach. Nun gibt es auch eine Anzahl Posten „in außerordentlicher Mission". Dazu gehören zum Beispiel die Minenwerfer. Sie sind eine Klasse für sich, die leichte Artillerie der Infanterie. Sie stellen sich dem Rang nach über die Maschinengewehrkompanien, die ja fast nur bei feindlichen Angriffen in Tätigkeit treten, und stehen ihrer eigenen Meinung nach als Nahkampfmittelkanoniere gleich neben der leichten Feldartillerie, mit der sie gemeinschaftlich feindliche Minenwerfer bekämpfen. Ihre Haupttätigkeit besteht in der dauernden Bereitschaft, in dem Warten auf den Befehl, da und dorthin einige Minen zu werfen. Ist der Feind nun ruhig, so vergehen oft Stunden, bis jemand an sie denkt. Irgendwo in einer Sappe sind sie nahe bei ihrem kleinen Mörser eingebaut, dürfen zu keinem Arbeitsdienst herangezogen werden, haben nur Tag und Nacht sprungbereit zu sein. Diese schneidigen und unternehmungslustigen Burschen sind es, die das Handwerk in den Schützengraben verpflanzt haben. Sie suchten nach einer Beschäftigung, um die öden Gefechtspausen etwas kurzweiliger zu gestalten, und eines Tags ließ sich einer von ihnen Feilen, Hammer, Zangen und einen kleinen Amboß aus der Heimat schicken, mit denen er sich als Ringfabrikant einführte. „Minenwerfer Caesar, Werkstätte für handgefertigte Siegelringe" lautet das Schild über der Eingangstür. Das Rohmaterial ist leicht zu beschaffen: man sammelt sogenannte „Querschläger", die die Franzosen herüberjagen. Ist das kleine kupferne Geschoß etwas hart aufgeschlagen, dann prallt es sich ganz von selbst zu einer ringförmigen Masse. Diese Sorte wird von den Ringfeilern im Schützengraben am meisten geschätzt. Die Geschäfte gehen glänzend. Es kann nicht schnell genug geliefert werden, weil doch nun jeder gerne solch einen Ring als Andenken an den Schützengraben nach Hause bringen möchte. Bald werden auch Ringlein bestellt, die für etwas zierlichere Finger bestimmt sind. Man läßt sie zu Hause vergolden und macht damit ein Geschenk, an das sich unter Umständen eine ganze Lebensgeschichte knüpft. . . .

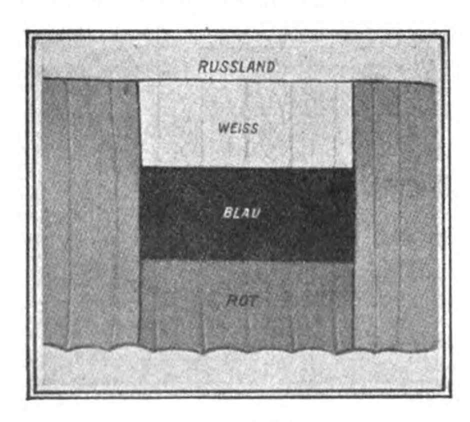
Eine andere, gleichfalls recht lohnende Beschäftigung ist das Suchen und Schneiden von Knüppelstöcken. An die Stelle des langen Säbels ist im Stellungskrieg der Knüppelstock getreten. Die schlüpfrigen Wege auf glitschigem Lehm sind nur mit Hilfe eines kräftigen Stützstockes zu begehen. Das schwache Untergehölz der französischen Wälder liefert prächtiges Material für zähe und doch leicht zu bearbeitende Bergstöcke. Diese brauchen nicht erst künstlich gebogen zu werden, die Krümmung bis zur Wurzel gibt den

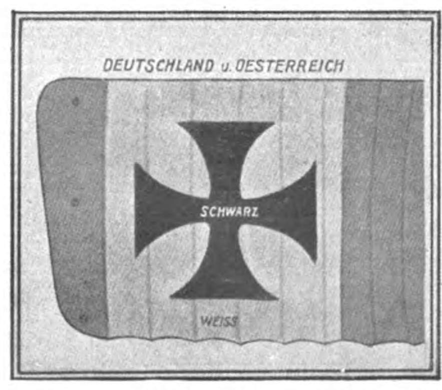


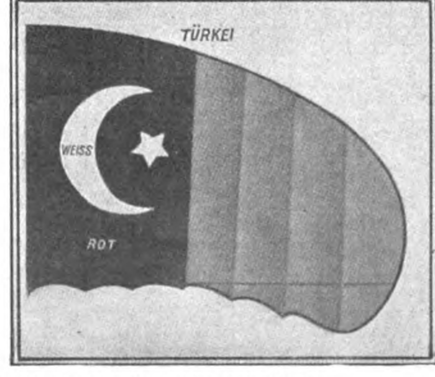
Ein neues deutsches Riesenkriegsflugzeug, das, nach englischer Darstellung mit zwei Motoren und zwei Maschinengewehren ausgerüstet, auf dem westlichen Kriegsschauplatz in Tätigkeit sein soll.











Die Unterscheidungszeichen auf den Flugzeugen der Kriegführenden.

Handgriff. Er wird geschnitzt. Meist mit viel Geschick und Geschmack. Bald sieht man einen Napoleonskopf, bald muß Joffres fleischige Masse zu einer Karikatur herhalten, bald wird es ein Eulenkopf oder gar ein Wildschweinrüssel, und unten schützt eine kräftige Zwinge gegen vorzeitige Abnutzung.

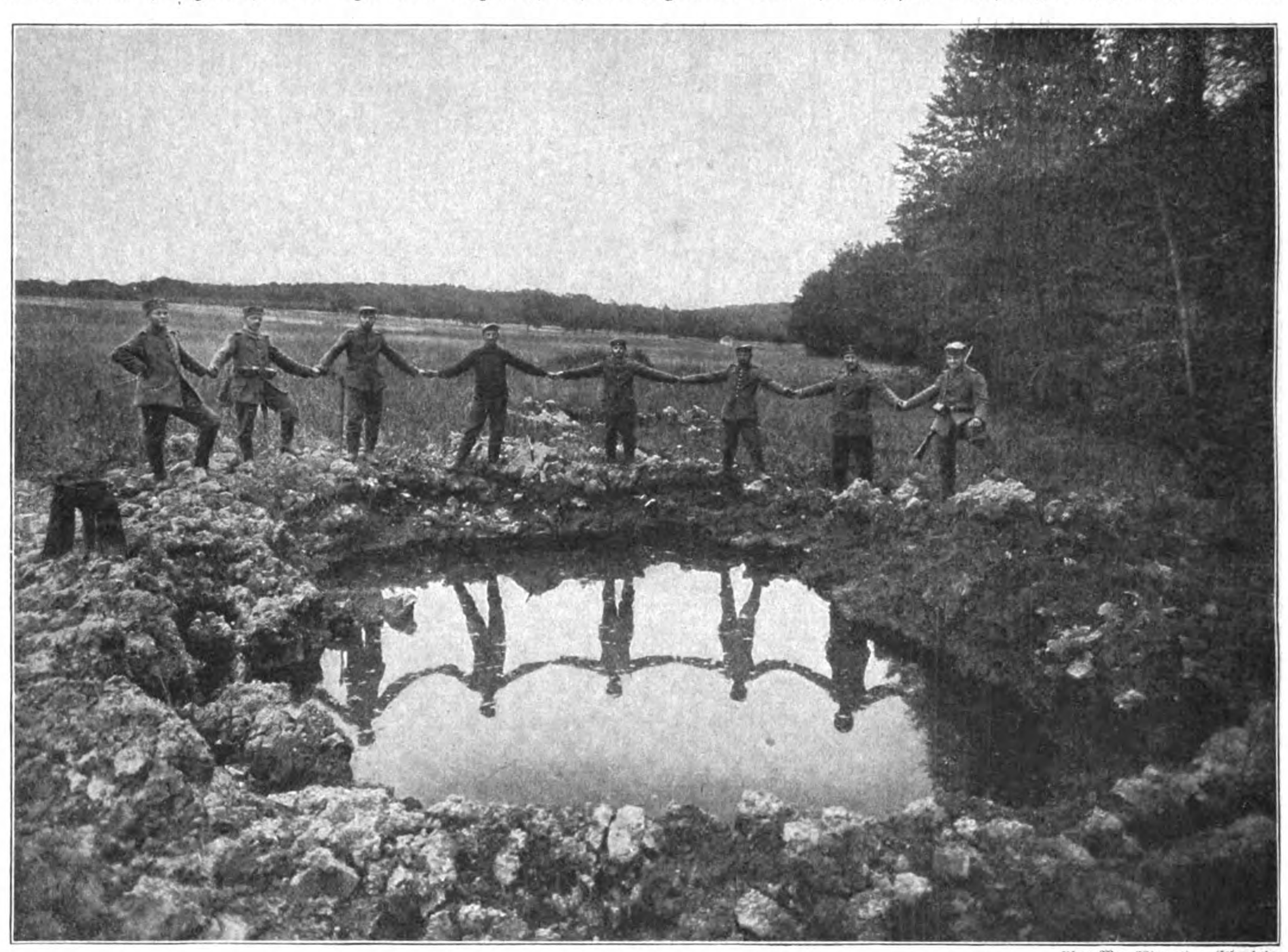
Eine Zeitlang war auch die photographische Industrie in Blüte. Man konnte sich im Schützengraben in jeder Feldherrnstellung knipsen lassen, und ganz gute Kunden erhielten Abzüge von besonders interessanten Filmen: die französische Schützenlinie oder Sprengwolke einer schweren Mine (unter Lebensgefahr aufgenommen) oder eine Sammlung französischer Blindgänger eigenen und überseeischen Fabrikats, alles natürlich gegen eine dem Wert entsprechende Bezahlung. Mit der Zeit machten sich diese Liebhaber unabhängig von den stark überlasteten heimischen Photographen, sie entwickelten selbst nachts im Unterstand bei der selbstgefertigten roten Lampe und kopierten tagsüber, sobald sie Zeit hatten. In drei Tagen spätestens konnte man sein Bild haben. Dann ist aber für kleinere Apparate allgemeiner Filmmangel eingetreten, und die Werktätigen mußten sich nach neuen Beschäftigungsarten umsehen.

Die meisten unserer Feldgrauen haben einen wirklich praktischen Sinn dafür, alles, was sie finden, zu verwerten. Der Soldat kommt nie in Verlegenheit, wenn ihm irgendein wichtiger Gebrauchsgegenstand verloren gegangen ist. Er macht sich aus französischen Sprengstücken Messer und Gabel, wenn sein Feldbesteck in einem unbewachten Augenblick aus seinem Stiefelschaft herausgerutscht ist; aus dem Draht, der Stroh und Holzwolle zu einem festen Bündel schnürt, fertigt er sich den schönsten „Kronleuchter" für seinen Unterstand; Feuerhaken und andere nützliche Dinge werden aus dem gemacht, was eben am Wege liegt. Da ist immer etwas zu arbeiten und zu verbessern, und schließlich, wenn er mit dem Notwendigen fertig ist, macht er sich an die künstlerische Innenausstattung seines Heims und steckt die großen Heerführer, den Kaiser, den Kronprinzen, Hindenburg, Mackensen und aus Pietät gegen den Bundesgenossen auch etwa Pflanzer-Baltin und andere, deren Bilder er in illustrierten Zeitschriften findet, in hübsche Birkenrahmen. Er liefert solche Rähmchen auch auf Bestellung, entweder „ganz massiv aus schneeweißen Birkenstämmchen" oder „aus Tannenholz mit aufgenagelter, plattgedrückter Buchenrinde". Letztere billiger. Die Herstellung dieser Rähmchen in größerem Stil hat seinerzeit die durch Armeebefehl verbotene Führungsring-Armband-Industrie abgelöst.

Auf eine ganz gelungene Idee kam neulich ein Nürnberger Zinngießer. Er sammelte die Bleikugeln, die die französisch-amerikanischen Schrapnelle in großen Mengen liefern, ließ sich aus der Heimat einen Schmelztiegel kommen und gießt nun voller Begier nach Geld und Glück Bleisoldaten, Kavallerie und Infanterie; letztere stehend und knieend, wie man sie haben will. Das ist doch etwas! Da kann man doch endlich einmal die Kriegsbeutegier seiner ungeduldigen Neffen und Patenkinder stillen, die in jedem Brief nach blauen und roten Käppis, lebendigen Zuaven und afrikanischen Dolchmessern schreien, die man doch als Staatseigentum einliefern muß. Welche Freude strahlt einem da aus den Dankesbriefen entgegen! Ein Junge schrieb mir, als ich ihm eine kleine Mustersendung dieser Soldaten schickte: „Nun weiß ich doch endlich, wozu ich einen Onkel im Felde habe!" Und ein altkluger, kleiner Pfälzer, der erst noch schreiben lernen will, rief, wie mir seine Mutter mitteilte, nach längerem stillen Genießen dieser eigenartigen Spende aus dem Schützengraben voll Überzeugung aus: „Die Soldade misse emol noch mei Kinner un mei Enkel sehe!"

Der Nürnberger Zinngießer ist voll beschäftigt, seine Mitarbeiter können die Bleikugeln nicht schnell genug heranschaffen, und da das Rohmaterial recht billig ist, bleibt ihm auch ein hübscher Reingewinn.

Beschäftigung im Schützengraben ist übrigens das allerbeste Mittel, um die Nerven des Soldaten zu beruhigen. In Mußestunden, die nicht dem Schlafe dienen, ist ihm eine leichte Beschäftigung nur zuträglich. Sie lenkt ihn ab von der Gefahr, in der er sich stets befindet, und der kleine Nebenverdienst ermuntert ihn und macht ihn zufrieden.



Phot. Max Wipperling, Elberfeld.

„Minenteich" von einer französischen 100-Pfund-Mine in den Vogesen. Links ein Schlußstück mit Propeller.

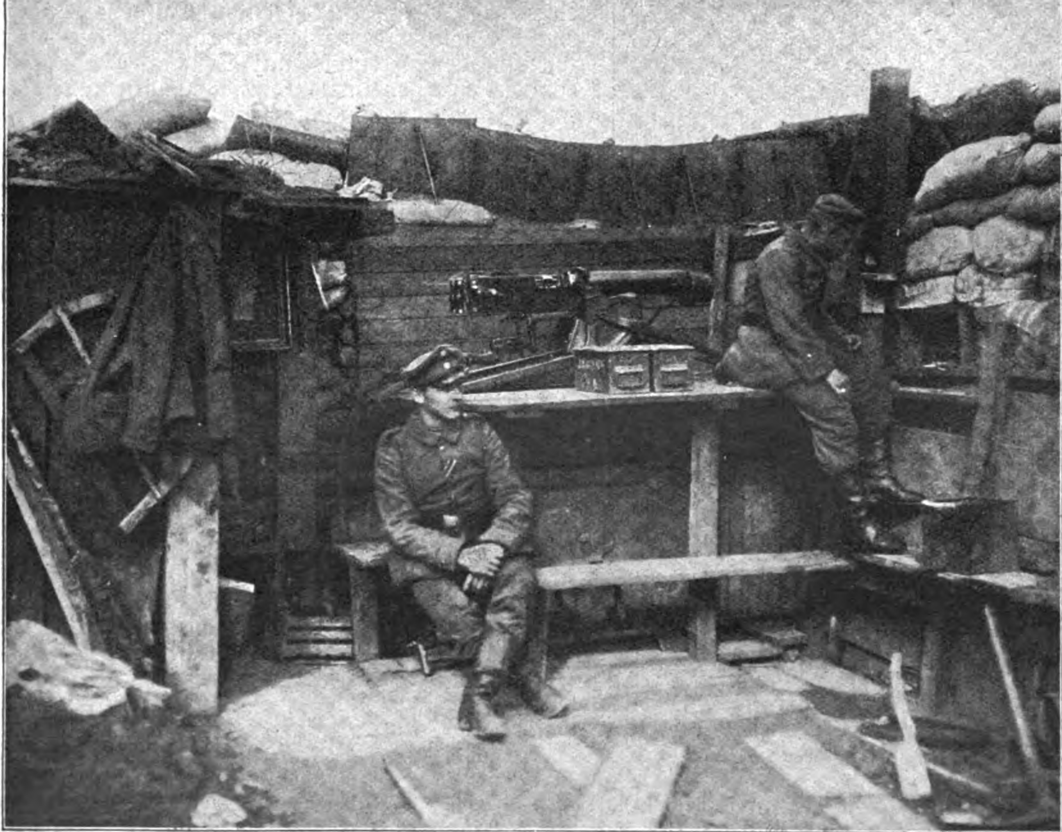
Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Auch im August veränderte sich die Gesamtlage **im Westen nicht**. Der Kampf blieb dort der reine Stellungskrieg (siehe die Bilder Seite 61—63 und Seite 69 unten), der nur gelegentlich Bilder des Bewegungskampfes bot, wenn die eine oder die andere Seite einen Vorstoß wagte. Immer noch galt für die deutschen Truppen dort das harte Wort: Warten! Das bedeutete aber nicht zugleich Ruhe. Immer genauer schoß sich der Feind auf die Stellungen ein, und immer schwieriger ward es, in den Schützengräben hinter Bergen aus Sandsäcken einigermaßen sicher auszuharren. Feindliche Handgranatenwürfe und Luftminen fanden immer häufiger ihr Ziel in den Gräben und zerschmetterten dort treue Hüter ihres Vaterlandes oder begruben sie unter den aufgewirbelten Sandmassen. Im günstigsten Falle beschädigten sie nur die Grabenbauten, die schleunigst ausgebessert werden mußten, und schufen dadurch schwere Nachtarbeit, die häufig unter der Beschießung des nächsten Morgens schon wieder zunichte wurde. Heulend und brüllend sausten aber auch die deutschen Granaten über die Köpfe der Verteidiger hinweg und gaben ihnen die Zuversicht, daß auch der Gegner keine Feiertage hatte; oft ward ihnen auch die Genugtuung, ihre eigene Handgranaten-, Luft- und Erdminenarbeit belohnt zu sehen. Wenn dem Soldaten in den Schützengräben auch nur selten oder nie die Aufmunterung des Waffenerfolges wurde, so blieb doch im zum Meere Tag für Tag in Atem. Heller Siegesjubel über Teilerfolge oder dumpfe Trauer um liebe Kameraden, furchtbares Erleben des Schrecklichsten und äußerste Anspannung aller Kräfte stand Tag für Tag hinter den kurzen Worten des Tagesberichtes: „Im Westen ist die Lage unverändert" oder „An der Westfront keine besonderen Ereignisse".

In **Flandern** bemühten sich die Engländer gleich im Anfang des August lebhaft angreifend um die von den Deutschen neugewonnenen Geländestücke und hauptsächlich um das Dorf Hooge. Dieses liegt unmittelbar am Yserkanal in der Nähe von Ypern und war zum größten Teile gegen Ende Juli in deutschen Besitz übergegangen nach vorsichtig von langer Hand vorbereiteten, kräftig durchgeführten Angriffen. Voreilig verkündeten die Engländer in den ersten Tagen des August, daß sie Hooge wieder in ihren Besitz gebracht hätten. Der deutsche Tagesbericht hielt ihnen aber unter dem 3. August als Tatsache entgegen, daß die Meldung des englischen Oberstkommandierenden falsch sei, weil die bei Hooge genommenen englischen Stellungen nach wie vor vollständig in der Hand der Deutschen geblieben seien.

In den nächsten Tagen brachte der Bericht aus Flandern nichts. Es blieb dort bei dem üblichen blutigen Tagewerk. Wie zielbewußt und erfolgreich es von deutscher Seite geführt wurde, beweist die Nachricht vom 7. August, daß am Tage vorher die Belgier unter der Wirkung der deutschen Artillerie ihre bei Heernisse südlich von Dixmuiden über die Yser vorgeschobenen Stellungen räumen mußten. Am 8. August begannen neue Kämpfe um Hooge, in denen überlegene englische Kräfte am nächsten Tage allerdings unter schweren Verlusten den Westteil des Ortes zurückgewannen. Der Erfolg hatte nicht einmal irgendeine entscheidende örtliche Bedeutung. Die Verhältnisse in Flandern, besonders aber in den Gebieten um Ypern und am Kanal, waren derart, daß die Deutschen nur unter Aufwand von besonderen Opfern gewisse vorgeschobene Punkte halten konnten. Wo dies ohne schwere Verluste nicht ging und am letzten Ende auch nicht zu gehen brauchte, ließ man dem Feinde, wie schon bei früheren Gelegenheiten einen kleinen Geländegewinn und tauschte dafür sichere Stellungen ein, die nicht so vollständig im Wirkungsbereich des feindlichen Feuers lagen. Am 16. August erschienen zur Abwechslung wieder einmal zwei englische Zerstörer vor Ostende (siehe Bild Seite 267). Sie mußten sich aber überzeugen, daß die Deutschen dort immer noch auf dem Posten waren. Die Granaten der deutschen Küstenartillerie wiesen ihnen den Heimweg. Genau so erging es einer starken feindlichen Flotte von vierzig Schiffen, die sich am 22. August vor Zeebrügge zu zeigen wagte. Sie dampfte im Feuer der deutschen Geschütze in nordwestlicher Richtung davon, ohne auch nur das mindeste erreicht zu haben. Lediglich sechzig bis siebzig Schüsse hatte sie auf die Küstenbefestigungen abgegeben und den Deutschen eine Einbuße von einem Toten und sechs Ver-



Phot. A. Grohs, Berlin.

Der Kampf im Stellungskrieg.

Ein besonders gut eingerichteter Schützengraben an der vordersten Front. — Ein Soldat beobachtet am Wallspiegel den gegenüberliegenden Feind. Auf dem Tisch ein Maschinengewehr.

kleinen noch Raum genug, sich dem Vaterlande durch besondere Leistungen hilfreich und treu zu erweisen. Vor allem waren es die wagemutigen, tollkühnen Patrouillengänge in dem schmalen Raum zwischen den Stellungen, die an den Willen, die Körperkraft und die Findigkeit den allerhöchsten Anspruch stellen. Viele der Tapfersten opferten ihr Leben oder ihre Gesundheit für ihre soldatische Aufgabe und die Sicherheit ihrer Kameraden, vielen gelang es aber auch, sich ihre Kameraden und ihr Vaterland durch unschätzbare Leistungen, durch Auskundschaftung wichtiger feindlicher Absichten zu ewigem Dank zu verpflichten. Ungelöste Spannung, stete Todeserwartung hielt die Deutschen von den Alpen bis

wundeten zugefügt. Außerdem waren durch zu weit gehende Geschosse noch drei belgische Einwohner verletzt worden. Eine Beschädigung der Befestigungen oder überhaupt irgendwelcher Sachschaden wurde durch die kostspielige Veranstaltung keineswegs erzielt. Danach schwieg der deutsche Generalstabsbericht über die Vorgänge in Flandern. Erst am 3. September erwähnt er wieder einmal erfolgreiche Minensprengungen (siehe Bild Seite 264). Bei einer solchen am 6. September auf dem belgischen Teile der Front gegen eine feindliche Sappe nördlich von Dixmuiden nahmen die Deutschen einige Belgier gefangen und gewannen auch ein Maschinengewehr. Von der Seeseite versuchte der Feind am 7. September eine neue Beunruhigung. Eine Anzahl seiner Schiffe erschien in aller Frühe vor Middelkerke, beschoß vormittags Westende und nachmittags wieder Ostende.

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

In einem bombensicheren Unterstand bei Avricourt an der lothringischen Grenze.

Auch diesmal wurde die feindliche Flotte durch das Feuer der deutschen Küstenbatterien zum Rückzuge gezwungen. Sie hatte überhaupt keinen militärischen Schaden verursachen können, wohl aber mußten die Einwohner wieder zwei Tote und einen Verletzten für ihre Bundesgenossenschaft opfern. Am 17. September wurden feindliche Schiffe, die sich vor Dünkirchen (siehe Bild Seite 266 unten) sehen ließen, von deutschen Fliegern angegriffen und vertrieben, wobei mindestens ein Treffer auf einem Torpedobootzerstörer festgestellt wurde. Treffer auf gegnerischen Schiffen wurden auch beobachtet, als diese am 19. September Westende und Middelkerke zu beschießen versuchten, ohne indessen Eindruck zu machen oder irgendwelche Ergebnisse zu erzielen.

Während der Feind in Flandern im August und September im großen und ganzen Ruhe hielt, rafften sich die Franzosen auf der **nordfranzösischen Front** häufiger zu Angriffshandlungen in kleinerem Maßstabe auf.

Am 1. August meldete der deutsche Generalstabsbericht den erfolglosen Zusammenbruch französischer nächtlicher Angriffe bei Souchez. Ebendort blieben am 6. August Handgranatenangriffe ohne Wirkung, wie solche auch am nächsten Tage abgewiesen wurden. Nördlich von Souchez gelang am 10. August die Abwehr eines weiteren französischen Vorstoßes, bei dem wieder Handgranaten verwendet wurden. Zwischen Angres und Souchez führten die Franzosen am 18. August gegen Abend einen umfassenden Angriff durch, den sie während des ganzen Tages durch überaus heftige Artilleriebeschießung wirkungsvoll vorzubereiten versucht hatten. Unter schweren Blutopfern drangen sie stellenweise in die vordersten Gräben der Deutschen. In der Mitte der bezeichneten Front hielten sie am Abend sogar einen Teil der vordersten deutschen Stellung noch besetzt, während sie auf dem übrigen Teile der Front bereits endgültig zurückgeworfen waren. Damit war die Angriffslust der Franzosen für längere Zeit wieder geschwunden. Erst am 2. September holten sie sich bei Souchez eine neue Abfuhr mit einem ihrer Handgranatenangriffe. Auch ein weiterer gleicher Vorstoß am 7. September nördlich dieses Ortes teilte das Schicksal seiner Vorgänger. Die Deutschen aber zerschossen hier am 9. einen französischen Graben und nahmen den Gegnern einige Gefangene ab, nachdem der größte Teil der Franzosen im Bajonettkampf gefallen war. Ein erneuter Erfolg knüpfte sich für die Deutschen an eine ausgedehnte Minensprengung südöstlich von Bray an der Somme in und hinter der feindlichen Stellung, die ein bedeutenderes Gefecht nach sich zog. In diesem hatten die Franzosen erhebliche Verluste, während die Deutschen die Oberhand behielten und eine Anzahl Gefangener machten. Ein neues Zeichen von der wieder erwachten Angriffskraft der Franzosen in dem Frontabschnitt Souchez—Arras, aus dem das eben genannte Bray nach Süden zu herausfällt, war ein ununterbrochenes Feuer der französischen Artillerie am 20. September; auch kam es an demselben Tage bei Neuville bereits zu Handgranatenkämpfen.

Während die Deutschen in Flandern und in Nordfrankreich in unermüdlicher Kleinarbeit ihre schwere und für den Augenblick wenig dankbare Verteidigungsaufgabe erfüllten und nur ganz gelegentlich ihre oft bewiesene Angriffsfähigkeit aufs neue erprobten, ereigneten sich in der Champagne und ganz besonders in den Argonnen Zusammenstöße von stärkerer Heftigkeit.

In der **Champagne** glückten Anfang August westlich von Perthes und Souain — zwei Namen, die seit Monaten aus den Berichten nicht ferngeblieben waren — umfangreiche Minensprengungen, bei denen den Deutschen die Besetzung der Trichterränder gelang. Südlich von Leintrey (in der Gegend östlich von Lunéville) wagten die Franzosen am 7. August einen Vorstoß; er wurde aber schon von den deutschen Vortruppen ohne Mühe aufgehalten und abgewiesen. Auch Minensprengungen der Franzosen in der Gegend von Beauséjour am 9. August blieben ohne Erfolg. Ein Minentrichter, den sie nördlich von Reims am 16. August bei Courcy vor der deutschen Front sprengten und zu besetzen suchten, wurde ihnen von den Deutschen streitig gemacht und weggenommen. Diese machten sich hier die Arbeit der französischen Sappeure sofort zunutze und richteten sich auf den Trichterrändern zur Verteidigung ein. Am 24. August schadeten die Deutschen ihren Feinden in der Champagne wieder durch erfolgreiche Minensprengungen. Dabei besetzten sie bei Beauséjour einen Sprengtrichter, der den Franzosen sehr unbequem wurde. Zwei Tage später suchten sie ihn den Deutschen zu entreißen, wurden mit ihrem Angriff aber völlig zurückgeschlagen. Am nächsten Tage zerstörten die Deutschen in der Champagne und auf den Maashöhen französische Schanzanlagen durch erneute Sprengungen. Auch in den Tagen danach blieb die Gefechtstätigkeit in der Champagne lebhaft, wenn auch der Tagesbericht nur am 4. September erfolgreiche Minenarbeit und am 6. lebhafte Feuergefechte mitzuteilen hatte. Starke Beschädigungen der französischen Gräben wurden im Minenkampf am 11. September in der Champagne verursacht. Am 13. begannen die Franzosen mit Vorstößen gegen das Schleusenhaus von Sapigneul nord-



Auf dem Wege zum Schützengraben. Phot. W. Braemer, Berlin.
Die Soldaten tragen über der Militärhose eine Leinenhose, die Gewehre sind zum Schutz gegen Versandung umwickelt.

westlich von Reims, die an diesem Tage aber noch leicht abgewiesen wurden. Nordwestlich von Perthes verloren sie vor einem deutschen Handgranatenangriff am 16. September ein Grabenstück ihrer vorderen Stellung, das sie auch durch wiederholte Gegenangriffe nicht zurückzuholen vermochten. Ebenso blieben am nächsten Tage ihre hierauf gerichteten Versuche vergeblich. In diesem Frontabschnitt erfolgten am 20. September neue ergiebige deutsche Minensprengungen. Am gleichen Tage eröffneten die Franzosen auf das eben erwähnte Schleusenhaus von Sapigneul am Aisne-Marnekanal eine schwere Beschießung und legten es auch in Trümmer. Nachts darauf vervollständigten die Deut chen die Zerstörung durch planmäßige Sprengung der Überreste des Hauses und räumten es ohne jegliche Be-



Unsere Soldaten zimmern Möbel für die Unterstände. Phot. Hohlwein & Gircke, Berlin.

hinderung und Berührung mit dem Feinde. Nicht an hohen Beutezahlen läßt sich die erfolgreiche Tätigkeit der Deutschen in der Champagne im August und September ermessen, sondern ihre unermüdliche Arbeit tritt besonders in den in diesem Gebiete überaus zahlreichen Sprengungen deutlich zutage, die ihnen wertvolle Geländegewinne gewährten.

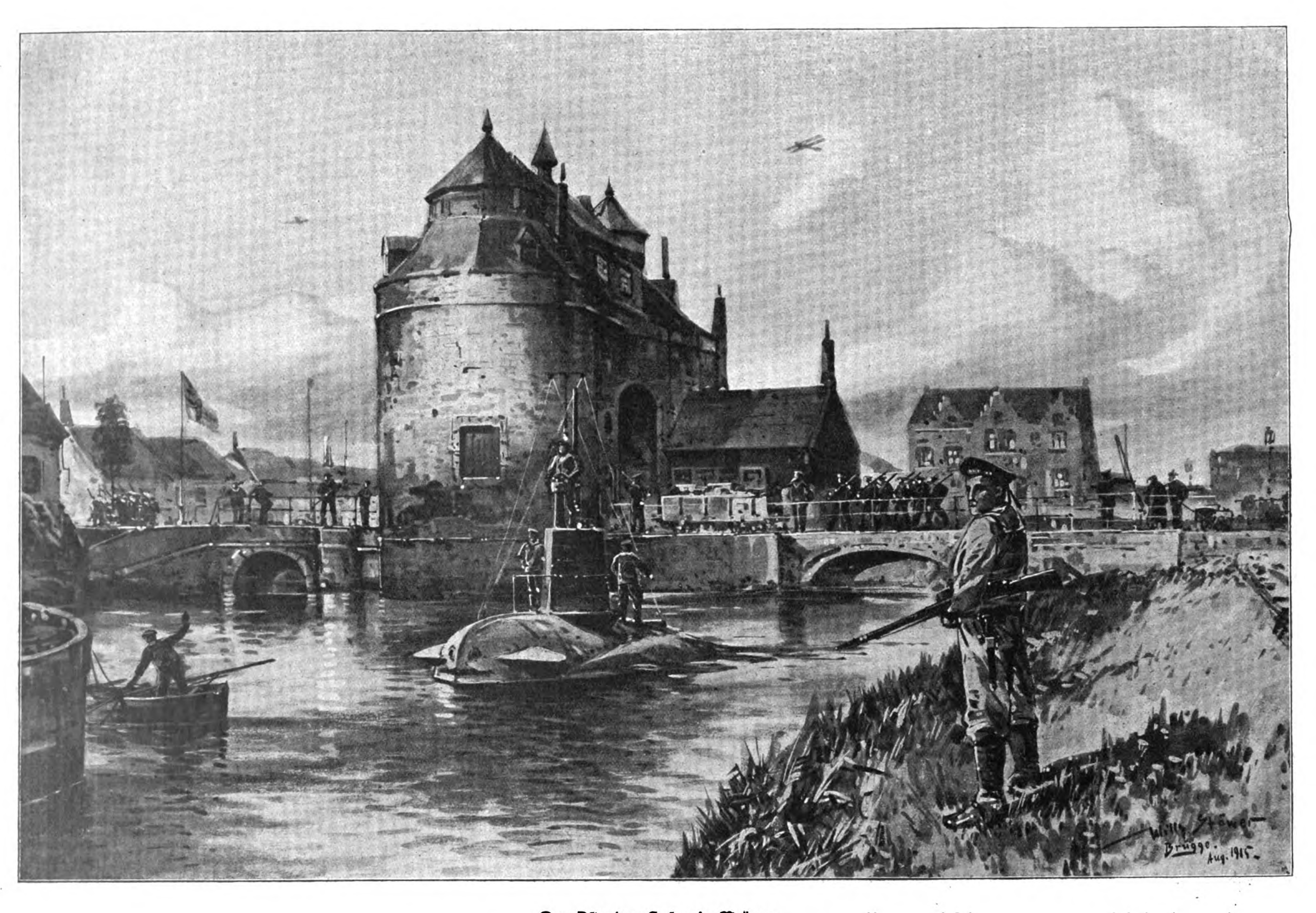
In den **Argonnen** (siehe Bilder Seite 268 und 269 unten) kam es dagegen zu Kampfhandlungen größeren und größten Stiles, deren schöne Erfolge sehr bald wirksam werden mußten. Schon am 1. August setzten sich die Deutschen nach heftigen Artilleriekämpfen am Vortage, die von guter Wirkung waren, durch einen Bajonettangriff in den Besitz mehrerer feindlicher Gräben im Westteil der Argonnen, nahmen dabei 4 Offiziere und 163 Mann gefangen und erbeuteten 2 Maschinengewehre. Nordwestlich von Four de Paris machten sie am 2. August nach Wegnahme einiger feindlicher Gräben abermals 60 Gefangene. Gegenangriffe der Franzosen am 7. August wurden abgeschlagen. Auch am nächsten Tage scheiterten französische Vorstöße gegen die deutschen Stellungen. Nördlich von Vienne le Château eroberten die Deutschen, nachdem sie den Franzosen überaus blutige Verluste zugefügt hatten, das „Martinswerk“ und behielten 2 Offiziere, 2 Maschinengewehre, 1 Minenwerfer und 74 unverwundete Gefangene in Händen. Auch nordöstlich von La Harazeb fiel ein feindlicher Graben in ihre Hand, in dem die Franzosen 40 Tote zurückließen, während der Rest der Besatzung, von der einige Mann gefangen genommen wurden, eiligst entfloh.

Tags darauf versuchten die Franzosen unter verlustreichen Angriffsstößen die Rückeroberung des „Martinswerkes“, ohne auch nur einen Schritt voranzukommen. Dagegen dehnten die Deutschen am 13. August bei dem hartumkämpften Werk ihre Stellung aus und brachten die Zahl der Gefangenen auf 4 Offiziere und 240 Mann. Am 14. bauten sie das Werk aus und bestatteten darin 350 gefallene Feinde. Ein neuer Graben fiel ihnen bei dem heißumstrittenen Werke La Fille Morte am 16. August in die Hände. Zu dem Hauptereignis der Monate August und September kam es dann am 8. September nordöstlich Vienne le Château. In die Stellung von Four de Paris, Hubertushöhe, Charmesbach, Eselsnase, Houyettemulde und die Barre aus Stacheldraht, Maschinengewehren und Minenstollen, deren die Deutschen im Juni und Juli unter dem Namen Cimetière Bagatelle, Grüner Graben, Herr geworden waren, ragte bogenförmig ein neues französisches Werk, eine Festung aus Stollen, spanischen Reitern, Drahtbarren, Minengängen, Schluchten, Blockhäusern, unterirdischen Forts und allen anderen Mitteln neuzeitlicher Befestigungskunst hinein: das Werk Marie-Therese. Württembergische und Lothringer Regimenter nahmen es am Vormittag des 8. September. Morgens um acht Uhr setzte der Angriff mit dem Donnergrollen der Geschütze aller Kaliber ein. Drei Stunden dauerte das Feuer, unter dem die Argonnen bebten. Fontänen von Erde jagten an dem beschossenen Werke bis zu mehreren hundert Metern in die Höhe. Auch der Feind blieb nicht müßig. Aber er kam schwer in Gang. Erst nach einer halben Stunde brachte er ein Feuer zustande, das dem deutschen an Wucht einigermaßen die Wage hielt. An Wucht, aber nicht an Treffsicherheit. Zu dem Urweltbrausen, Zischen, Rauschen, Heulen, Brüllen der Geschütze und der Geschosse kam Punkt elf Uhr das höllische Krachen der gesprengten Minen. Und dann stiegen die Württemberger und Lothringer auf einer Front von 2000 Metern aus den Gräben. Sie kletterten die Ausfallswege, die sie vorher gegraben hatten, empor, rannten durch die Sappen und suchten den Feind. Kameraden stürzten getroffen im Augenblick, als sie den Grabenrand erklommen, Kameraden stürzten bei den ersten Schritten da draußen in der ungewohnten Freiheit gegenüber dem Feind, die Unverletzten aber stürmten und stürmten unerschrocken voran, mit Hurra und Siegesjubel, hinein in den Rauch und den Staub. Zwar hatte der Gegner unter dem wilden Artilleriefeuer aufs schwerste gelitten, aber geschlagen war er noch nicht. Die Wogen der deutschen Angreifer prallten an einen Wall hartnäckiger Verteidiger an. Doch die Wogen der Angreifer waren stärker als der Wall der Verteidiger. Um 11½ Uhr wußte der Führer der Deutschen, General v. Mudra (siehe Bild Seite 269 oben), bereits, daß der Sieg ihm gehörte. Um 12 Uhr bekam er schon die ersten Gefangenen zu sehen. Der Angriff war geglückt. Wie auf der „Eselsnase“, so war der Feind auch auf der „Hubertushöhe“ geworfen. Insgesamt bestand die Beute aus über 2000 Gefangenen, worunter 30 Offiziere, 48 Maschinengewehren, 54 Minenwerfern, 1 Revolverkanone, über 100 großen Flügelminen und zahlreichem anderen Kriegsgerät. Die Deutschen waren in einer Tiefe von 300—500 Metern vorgekommen, ohne diesen Erfolg mit zu großen Opfern bezahlt zu haben. Die Franzosen jedoch hatten furchtbare Verluste; von Schweizer Blättern wurden sie auf 35000 Mann geschätzt. Wie sehr die Franzosen gerade hier die volle Wahrheit fürchteten, geht daraus hervor, daß der französische Oberbefehlshaber in den Argonnen die Pressevertreter nach Hause schickte. Trotz alledem stellten die französischen Berichte die deutschen Fortschritte in den Argonnen und den Umfang des deutschen Vorstoßes als außerordentlich gering dar. Schon am 12. September wurde den Franzosen durch neue Minensprengungen in den Argonnen angekündigt, daß die Deutschen mit ihrem glänzenden Erfolge noch nicht zufrieden waren, vielmehr neue Angriffe einleiteten. Am 18. störten sie hart westlich der Argonnen schanzende feindliche Abteilungen bei ihrer Arbeit, zersprengten sie durch Artilleriefeuer und brachten ihnen schwere Verluste bei. Auch der 20. September war wieder ein Tag erfolgreicher Minensprengungen in den Argonnen.

Französische Torpedominen. Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Auf dem westlichen Kriegschauplatz aufgefundene französische Ausbläser. Der größere hat einen Durchmesser von 52 cm und eine Länge von 432 cm, der kleinere einen Durchmesser von 38 cm und eine Länge von 248 cm. Die zu beiden Seiten aufgestellten französischen Granaten haben einen Durchmesser von 12 cm.

In den **Vogesen** (siehe Bilder Seite 270 und 271) machten die Franzosen unter fortwährenden Angriffen weiter übermäßige Anstrengungen, Herren der Lage zu werden. Am 31. Juli abends griff der Feind den Reichsackerkopf an, wurde aber glatt zurückgeworfen. In der Nacht vom 1. zum 2. August ward die schon früher viel genannte



Der Ostender Hafen in Brügge.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

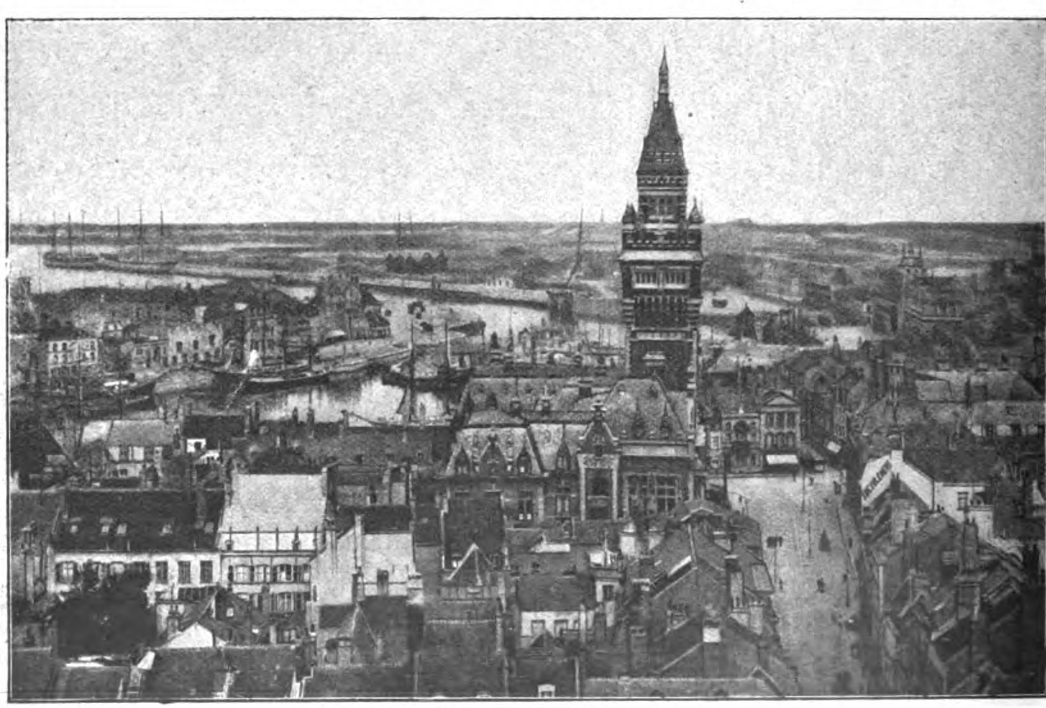


Das Dorf Woumen bei Dixmuiden. Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Der Kirchturm wurde heruntergeschossen, weil er als Beobachtungsstelle für feindliche Artillerie gedient hatte.

Linie Schratzmännle—Barrenkopf (siehe Bilder Seite 272 und 273) vom Feinde bestürmt. Die ganze Nacht hindurch wurde dort und auch am Lingekopf äußerst erbittert gekämpft. Die Franzosen hatten den schwachen Trost, daß sie unter dem Aufwand größter Opfer ein kleines Grabenstück am Schratzmännle zwischen Lingekopf und Barrenkopf behielten und die Deutschen am Lingekopf einen vollständig zusammengeschossenen Graben nicht wieder besetzten. Am 4. August entbrannte am Lingekopf der Kampf aufs neue und dauerte auch in den nächsten Tagen fast ununterbrochen ohne entscheidendes Ereignis an. Dagegen zerstörte deutsche Artillerie am 9. eine Brücke über die Larg südlich von Mansbach. Diese Brücke lag im Zuge einer Umgehungsbahn, die die Franzosen nach der Zerstörung des Viadukts von Dammerkirch durch die Deutschen (siehe Seite 152) angelegt hatten. Durch einige Volltreffer der deutschen schweren Geschütze ward si beseitigt. Am 10. August wurde ein Angriff auf den Lingekopf von der dortigen deutschen Infanterie abgewiesen. Die mehrfache Beschießung der Stadt Münster im Fechttale beantworteten die Deutschen dadurch, daß sie ihrerseits das Eisenbahnviertel von St.-Dié beschossen. Darauf verlegte der Feind das Feuer auf Markirch, stellte es aber ein, als die Deutschen begannen, die französischen Unterkunftsorte zu befeuern. Nordöstlich von Dammerkirch, bei Ammerzweiler brach ein französischer Angriff am 15. August vor den deutschen Hindernissen im Feuer zusammen. Unter sehr erheblichem Aufwand von Munition wiederholte der Feind am nächsten Tage seine Vorstöße gegen Schratzmännle und die deutsche Stellung südöst ich von Sondernach. Die Franzosen kamen dabei auch in den Besitz verschiedener Gräben, wurden aber durch Gegenstöße wieder hinausgeworfen. Nur südöstlich von Sondernach blieben kleinere, völlig eingeebnete Grabenstücke in ihrem Besitz. Ebenso wiederholten sich am folgenden Tage die französischen Angriffe am Lingekopf und Schratzmännle. Wieder kam der Feind bis in einzelne Gräben, hielt aber nur noch in der Mitte der Angriffsfront einen geringen Teil derselben in seinem Besitz, während er an allen anderen Stellen der Front bereits niedergekämpft war. Am 22. August nahmen die Deutschen in erneuten Kämpfen um Schratzmännle und Lingekopf 30 Alpenjäger gefangen und bereiteten den Franzosen eine blutige Abfuhr. Bis zum 23. August einschließlich ermüdeten die Franzosen nicht mit ihren zahlreichen Angriffen, die sie gegen die deutsche Front richteten, und errangen auch einige Geländevorteile. Diese gingen ihnen aber in den Kämpfen vom 31. August unter der unwiderstehlichen Wucht eines deutschen Gegenstoßes sämtlich wieder verloren. Dabei wurden 72 Alpenjäger gefangen genommen und 3 Maschinengewehre erbeutet. Am 9. September gingen die Deutschen zu weiteren Angriffen vor. Nahe bei ihren Stellungen am Schratzmännle und dem Hartmannsweilerkopf stürmten sie französische Gräben und gewannen 3 Offiziere und 109 Mann, 6 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer. Ein Gegenangriff der Franzosen am Schratzmännle wurde blutig abgewiesen. Am nächsten Tage richteten die Franzosen zwei vergebliche Versuche auch gegen die neuen Stellungen der Deutschen am Hartmannsweilerkopf; ebenso wurde am 14. September ein erneuter Angriffsversuch der Franzosen in diesem Abschnitt schon im Entstehen erstickt. Auch am 20. September wurden französische Handgranatenangriffe am Hartmannsweilerkopf entschieden abgewiesen. Auf diesem Frontabschnitt konnten die Franzosen nicht nur in Schach gehalten werden, sondern mußten sogar noch Teile ihrer Stellungen an die Deutschen abgeben.

Der **Luftkampf** war noch in keinem Monat des Krieges so heftig gewesen wie im August und September an der englisch-französischen Front im Westen.

Noch nie bisher hatte sich aber auch die Überlegenheit der deutschen Flugwaffen so unverkennbar deutlich gezeigt. Am 31. August war die Tätigkeit der Deutschen in der Luft ganz besonders rege und ergebnisreich. Der englische Flug-



Blick auf Dünkirchen.

platz St.-Pol bei Dünkirchen wurde mit dreißig Bomben belegt. Ein feindliches Geschwader griff einen deutschen Flugplatz bei Douay erfolglos an, dabei schoß ein deutscher Kampfflieger ein feindliches Flugzeug ab. Ein französischer Flugplatz bei Nancy wurde von den Deutschen erfolgreich mit 103 Bomben beworfen, unter denen 18 als Treffer sicher beobachtet wurden. Französische Flugzeuge stiegen zur Abwehr auf, konnten den Angriff aber nicht hindern. Bei Château-Salins griffen 6 deutsche Flugzeuge 15 französische an. Es entspann sich ein aufregender Kampf in den Lüften, währenddessen verschiedene französische Flieger zu Notlandungen gezwungen wurden. Als aber ein neues französisches Geschwader den sehr in die Enge getriebenen Landsleuten zur Hilfe herannahte, zogen die deutschen Flieger ohne Verluste von dannen. Nördlich von Saargemünd wurde ein französisches Flugzeug zur Landung gezwungen, seine Insassen gerieten in Gefangenschaft. Am nächsten Tage zwang ein deutscher Kampfflieger bei Ort in der Nähe der belgischen Grenze. Zwischen Bellingen und Rheinweiler südlich von Müllheim in Baden hatten deutsche Abwehrgeschütze den schönen Erfolg, ein französisches Flugzeug zur Landung zu zwingen, bei der Flieger und Beobachter gefangen genommen wurden. Endlich wurde noch ein feindlicher Flieger durch deutsches Feuer gezwungen, bei Pfirt auf Schweizer Gebiet auszuweichen. Erneute Lufterfolge trugen die Deutschen am 12. August davon. An diesem Tage schossen sie bei Zeebrügge ein englisches Wasserflugzeug herunter und nahmen den Führer gefangen. Bei Rougemont und Sentheim nordöstlich von Belfort zwangen deutsche Flieger je ein feindliches Flugzeug zur Landung. Am 16. August geriet bei Bapaume ein englisches Flugzeug in die Hand der Deutschen, die die Insassen als Gefangene einbrachten. Am 24. August schoß ein deutscher Kampfflieger bei Nieuport einen französischen Doppeldecker ab. Kräftig mitgenommen wurde ein französisches Flugzeuggeschwader, das am 24. August



Ostende: Damm am Meer. Phot. Kunstanstalt Stengel & Co. G. m. b. H., Dresden.

Longemer, östlich von Gérardmer, ein feindliches Flugzeug zu landen und die deutsche Artillerie schoß bei Ban-de-Sapt einen feindlichen Fesselballon herunter.

Am 5. August fiel an der Küste ein französisches Wasserflugzeug mit Insassen in die Hand der Deutschen. Der 8. und der 9. August waren ebenfalls besondere Unglückstage für die feindlichen Flieger. Am 8. wurde bei Dammerkirch und in Schwarzensee, am 9. bei Ypern, Gondrechange und Harboney je ein französisches Flugzeug von deutschen Kampffliegern aus der Luft heruntergeholt. Der Abschuß der letzten beiden Flieger erregte allenthalben besondere Genugtuung, weil sie einem Geschwader angehört hatten, das vorher die außerhalb des Operationsgebietes liegende offene Stadt Saarbrücken mit Bomben belegt und natürlich keinen militärischen Schaden angerichtet, wohl aber 9 friedliche Bürger getötet, 26 schwer und eine größere Anzahl leicht verletzt hatte. Am 9. August wurde ferner am Südrande des Hessenwaldes westlich von Verdun ein französischer Fesselballon abgeschossen. Ein feindlicher Flieger verletzte an demselben Tage abends elf Uhr holländisches Gebiet durch Abwurf von Bomben auf Cadzand, einen holländischen im Saartale oberhalb und unterhalb von Saarlouis Bomben abwarf, mehrere Personen tötete und verletzte, aber weder militärischen noch Sachschaden anrichtete. Schon bei seinem Aufstieg in Nancy war das Geschwader von deutschen Kampffliegern mit gutem Erfolg angegriffen worden. Außerdem büßte es vier Flugzeuge ein: eins stürzte bei Bolchen brennend ab — Führer und Beobachter blieben tot —; eins fiel bei Remilly unversehrt in die Hände der Deutschen, die Führer und Beobachter gefangen nahmen; ein drittes wurde von einem deutschen Kampfflieger bei Arracourt nördlich von Lunéville dicht vor der französischen Linie zum Landen gezwungen und von der deutschen Artillerie zerstört; das vierte landete im Feuer der deutschen Abwehrgeschütze bei Moivrons südlich von Nomeny hinter der feindlichen Front. Am 31. August holte ein deutscher Kampfflieger wieder einmal bei Bapaume ein englisches Flugzeug aus der Luft, während tags darauf ein deutscher Kampfflieger ein französisches Flugzeug abschoß, das brennend in die Tiefe stürzte. Auch am 5. September wurde ein feindlicher Doppeldecker und zwar an der Straße Menin—Ypern abgeschossen. Bei Cappel, südöstlich St.-Avold,

brachten am nächsten Tage deutsche Kampfflieger ein englisches Flugzeug zum Absturz, die Insassen waren tot. Am 7. September schoß ein deutscher Flieger ein bewaffnetes französisches Flugzeug nördlich von Le Mesnil in der Champagne ab. Brennend stürzte es zur Erde, die Insassen waren nicht mehr am Leben. Die Festung Nancy war am 8. September aufs neue das Ziel eines deutschen Flugzeuggeschwaders. Einige Tage später, am 12. September, gelang die Erledigung eines feindlichen Flugzeuges bei Courtrai, dessen Insassen gefangen genommen wurden, und eines zweiten über dem Walde von Montfaucon, nordwestlich von Verdun, dessen Besatzung tot war. Feindliche Flieger statteten am 13. September den Städten Donaueschingen, Château-Salins, Mörchingen und Trier einen Besuch ab. Aus dem über Trier erschienenen Geschwader wurde ein Fahrzeug bei Lommeringen, südwestlich von Fertsch, heruntergeschossen. Bei Donaueschingen ließen sich die feindlichen Flieger zu geringer Höhe hinab und beschossen einen Personenzug mit Maschinengewehren, wobei sie mehrere Reisende töteten oder verletzten. Am nächsten Tage schossen die Deutschen bei Réchesy, nahe der französisch-schweizerischen Grenze, einen Fesselballon aus der Luft, der sich überschlug und abstürzte. Am 19. September war ein deutscher Kampfflieger wieder gegen ein englisches Flugzeug siegreich. Der Führer war tot, der Beobachter wurde gefangen genommen. Auch in Stuttgart und in Freiburg i. B. versuchten feindliche Flieger Angriffe. Erstere Stadt wurde erreicht unter Benutzung deutscher Kennzeichen; durch den Abwurf mehrerer Bomben in der Frühe des 22. September wurden vier Leute getötet und eine Anzahl verletzt, der Sachschaden aber war ganz unbedeutend. Wieder wie in Karlsruhe hatte es hier der Feind nach seinem eigenen Bericht auf das Königliche Schloß abgesehen, das indessen nicht getroffen wurde. Der Stadt Freiburg näherten sich am 27. September morgens vier feindliche Flugzeuge. Abgehalten durch die Ballonabwehrgeschütze, vermochten die Franzosen nicht über die Stadt zu kommen, um ihre Bomben abzuwerfen, vielmehr machten die Flugzeuge einen Bogen nach Norden, um von dorther ihr Ziel zu erreichen. Während dieser Zeit wurden sie von Unteroffizier Böhm, der einer bayerischen Feldfliegerabteilung angehört, angegriffen. Es gelang, wie im deutschen Tagesbericht erwähnt wird, dem tapferen Helden, der allein war, also gleichzeitig sein Flugzeug führen und seine Waffe bedienen mußte, in einem feindlichen Flugzeug den Führer, in dem anderen den Begleiter durch wohlgezielte Schüsse zu töten und die zwei Flugzeuge zum Absturz zu bringen. Die beiden anderen Insassen wurden gefangen genommen. Der schneidige bayerische Unteroffizier wurde daraufhin vom Großherzog von Baden, der mit seiner Gemahlin an jenem Tage in Freiburg weilte, vor der Front der Truppen zu seiner Tat beglückwünscht, dann in das Armeehauptquartier befohlen, wo sich der Oberbefehlshaber, General Gaede, über den Vorfall Vortrag halten ließ und die tapfere Tat im Namen des Kaisers durch Verleihung des Eisernen Kreuzes 1. Klasse belohnte. — Der Verlauf der Luftkämpfe in dem behandelten Zeitabschnitt läßt in keinem Augenblick Zweifel darüber, wer im großen und im kleinen, im Luftschiff und im Flugzeug die Luft beherrschte und daß auch auf diesem Gebiete die Deutschen ihren Gegnern weit überlegen waren. (Fortsetzung folgt.)

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Maschinengewehrabteilung in den Argonnen auf dem Wege zur Gefechtslinie.

Illustrierte Kriegsberichte.

Auf der Wacht an der Küste.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

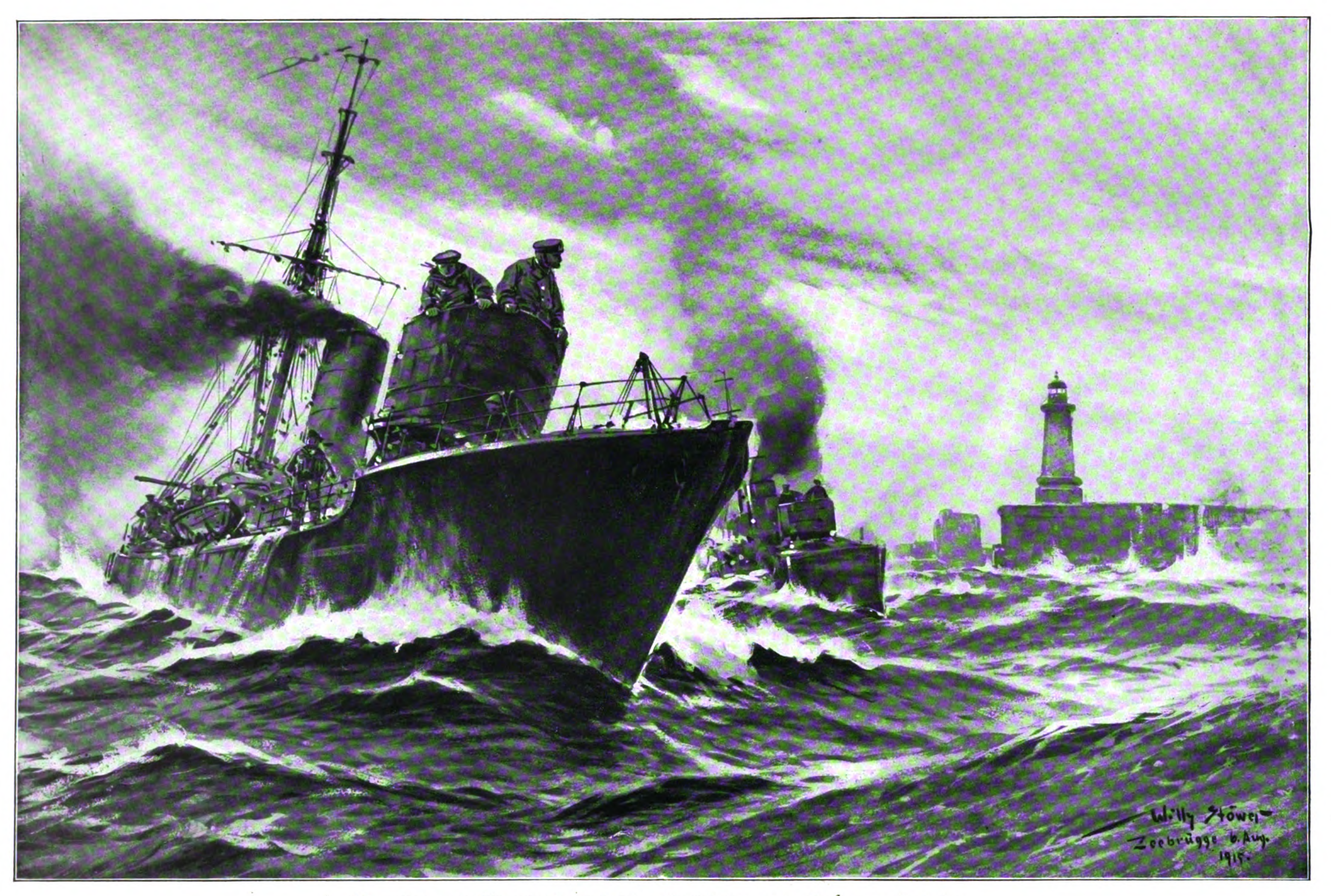
Am 23. August 1915 berichtete die deutsche Oberste Heeresleitung, daß ein englisches Geschwader von etwa vierzig Schiffen einen Vorstoß gegen Zeebrügge gemacht habe, aber von der deutschen Küstenwacht wieder heimwärts geschickt worden sei. Diesen Vorfall schildert der nachstehende, der „Frankfurter Zeitung" zur Verfügung gestellte Bericht:

Das Leben an der Küste war langweilig geworden bei dem ewigen Warten auf englische Schiffe. Nachdem wir die stolzen Briten einigemal mit wenigen sicheren Schüssen abgewiesen hatten, stellten sie ihre Besuche bei uns ein. Nur Flieger kamen und auch deren Erscheinen wurde immer seltener, so daß neun volle Monate fast tatenlos vergingen. Man kann sich denken, daß wir nicht gerade stolzer Stimmung waren, doch erfüllten wir unsere Aufgabe, denn wir wußten, unsere Verantwortung war groß. Wir mußten eine Landung der Engländer im Rücken unserer Westfront verhindern. So hielten wir Tag und Nacht Ausschau. Endlich am Donnerstag, den 23. August, sollte uns Gelegenheit werden, zu beweisen, daß wir auf Posten waren und uns kräftig genug fühlten, selbst dem stärksten feindlichen Vorstoß vom Wasser aus standzuhalten.

Alles lag noch im tiefen Schweigen, als ich geweckt werde. Freudig erregt berichtet der Posten, in N 2 O sei etwas nicht in Ordnung. Mit wenigen Sätzen bin ich oben und meine Augen bohren sich in das Dunkel der Frühdämmerung. Vergeblich spähe ich hinaus. Meine Augen müssen sich erst an die Dämmerung gewöhnen, dann fällt mir weit auf dem Wasser ein schwimmendes Etwas auf. Was mag's wohl sein? Und schärfer werden meine Augen, dringender das Verlangen, Klarheit zu haben. Bald erkenne ich's: es ist ein Dampffahrzeug! Ein zweites folgt ihm! Und die Brust weitet sich, das Herz hüpft vor Freude: die Engländer, die Engländer, endlich, endlich! Sie sollen uns kennen lernen. Hoffentlich kommen sie heran!

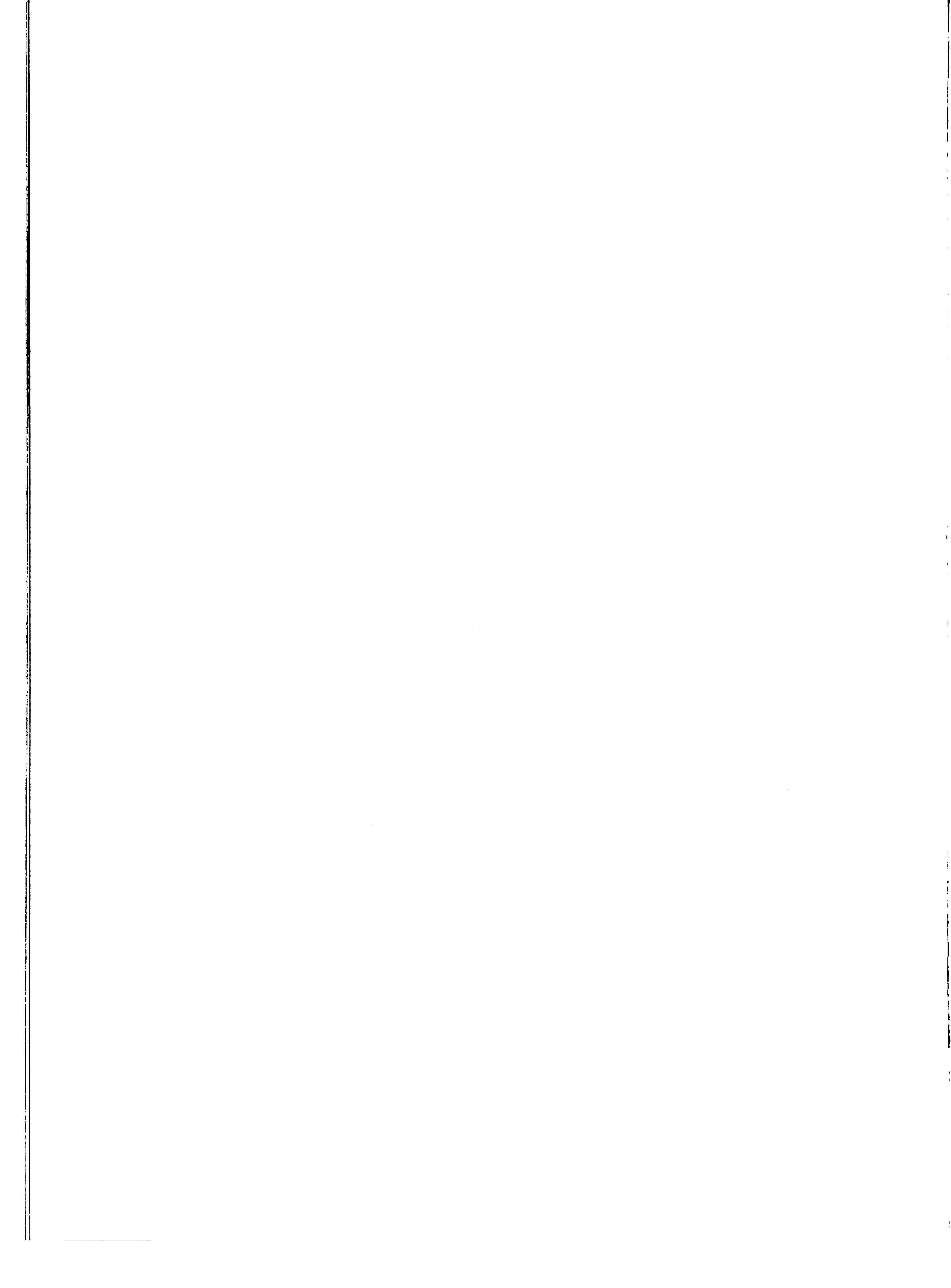
Das Kommando ergeht: „Alarmordonnanzen und Signalpersonal 'raus! — Telephone besetzen!"

In wenigen Augenblicken ist der Befehl ausgeführt und jeder an seiner Stelle. Es klappte vorzüglich. Man hatte seine Freude daran. Noch größer war diese aber, da aus den zwei inzwischen zwölf wirkliche englische Kriegschiffe geworden waren. Die Alarmordonnanzen erhalten Befehl: „Alarm!" und durchs Telephon geht die Meldung an alle Stellen: „In N 2 O bis jetzt zwölf Kriegschiffe in Sicht mit Kurs zur Küste!" Die Telephone arbeiten. Es ist eine Freude, diese Tätigkeit überall zu beobachten. Mein Glas sucht inzwischen weiter auf dem Wasser, und während ich mich noch mit der Sorge plage, daß die zwölf Engländer vielleicht schon wieder einen anderen Kurs haben könnten, sehe ich immer mehr und mehr britische Schiffe aus dem Morgennebel auftauchen. Dreißig Schiffe zähle ich, und



Vorposten- und Minensuchboote bei der Ausfahrt aus dem Hafen von Zeebrügge.

Nach einer Originalzeichnung von Willy Stöwer.



sofort geht diese Wahrnehmung durch die Sprechapparate weiter. „Zerstörer, größere Kriegschiffe, Flugzeugmutterschiffe, Transportdampfer und größere und kleine Fischdampfer. Kurs sämtliche jetzt etwas östlich —“ wird die Meldung fortgesetzt. Die Augen der Leute blitzen vor Freude, und ihre Stimmen klingen frischer als während der ganzen vergangenen neun Monate. Alle wissen sie: die dort auf dem Wasser holen sich blutige Köpfe, und wir werden in dem nächsten Bericht der Obersten Heeresleitung erwähnt.

Unten rücken währenddessen die Kompanien in Gefechtstellung. Alles wie auf dem Exerzierplatz. Die Rohre der Batterien rechts und links drehen langsam nach den Schiffen und suchen ihr Ziel.

Heller und heller wird es inzwischen. Der Tag kam auf leisen Sohlen geschlichen und brachte eine schöne Fernsicht. Mit dem Glase konnte man jetzt achtundvierzig Schiffe deutlich erkennen. Achtundvierzig Schiffe setzten also die Engländer ein, freilich nicht die besten, um uns anzugreifen und uns die Küstenwacht zu erschüttern. Niemand bei uns zweifelte daran, daß es selbst diesen Schiffen nicht gelingen würde, uns klein zu kriegen. Siegeszuversicht und Siegesgewißheit lag auf allen Gesichtern. Die Meldungen und Befehle flogen hin und her. Endlich war der Zeitpunkt gekommen, da dem Gegner der erste Gruß entgegengesandt werden konnte. Dröhnend krachte die erste Salve und hundert Augen spähten ihr nach. Zu kurz! Also die zweite: auch sie ging noch zu kurz. Die dritte aber saß bereits mitten zwischen den feindlichen Schiffen.

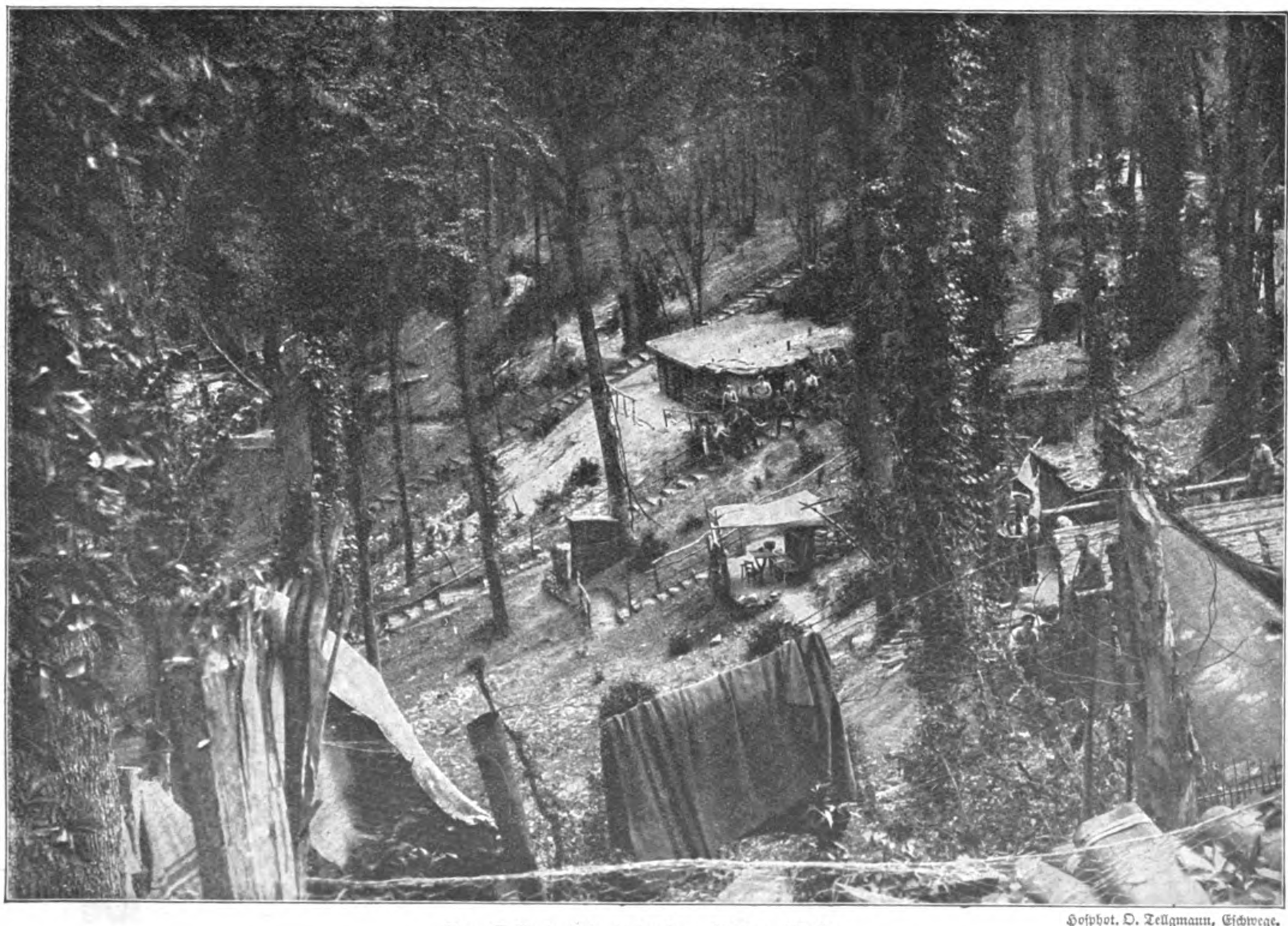


Phot. Albert Meyer, Inh. A. Schulz, Berlin.

General v. Mudra,
der Führer der siegreichen Truppen in den Argonnenkämpfen.

Holz und schwarzer Rauch ist zu sehen, und wir stellen eine Lücke fest. Getroffen, gut getroffen! Das hebt die Begeisterung und Salve auf Salve wird abgeschickt, mitten zwischen die feindlichen Schiffe. Ein festes Ziel gibt es nicht mehr, denn Rauchwolken verhindern jede Fernsicht. Diese Rauchwolken aber hat der Feind leider dazu benutzt, wieder umzudrehen und das Weite zu suchen. Doch ändert er, wie es scheint, zögernd seinen Entschluß wieder. Er fährt nach Norden und beginnt jetzt das Feuer zu eröffnen. Wir beobachten die Aufschläge. Jeder Schuß wird besser. Da beginnen wir ebenfalls wieder das Feuer, und wir antworten, wie es scheint, nicht ganz erfolglos. Es dröhnt und kracht. Die Erde bebt und die Luft wird dick, Fensterscheiben fallen klirrend zu Boden, und die Türen springen auf. Das Haus zittert, Staub, Rauch und Qualm nehmen einem den Atem und verhindern jeden Blick ins Weite. Bei uns ist jedoch jeder nach wie vor auf Posten. Man lacht und scherzt und tut mehr als seine Pflicht. Man lauscht, ob ein Laut aus der Ferne vom Wasser einen Treffer verkündet, und hört, wie über dem Wasser die Granaten hin- und hersausen.

Als man dann so richtig zur Besinnung kam, gewahrte man wieder, daß die Engländer sich, noch während sie schossen, weiter nach Nordwesten entfernt hatten. Sie befanden sich bereits außer Schußweite, als bei uns das Feuer eingestellt wurde. Dann kam der Tag, ein Tag wie alle anderen, freilich hatten wir nun ein Erlebnis hinter uns, von dem wir gewiß noch lange zehren werden.



Hofphot. O. Tellgmann, Eschwege.

Eine Soldatenkolonie im französischen Walde.



Hofphot. C. Eberth, Cassel.

General Exzellenz v. Schmidt und General v. Reuter von der 1. bayerischen Landwehrbrigade (Vogesen).

Erlebnisse im Wasserflugzeug.

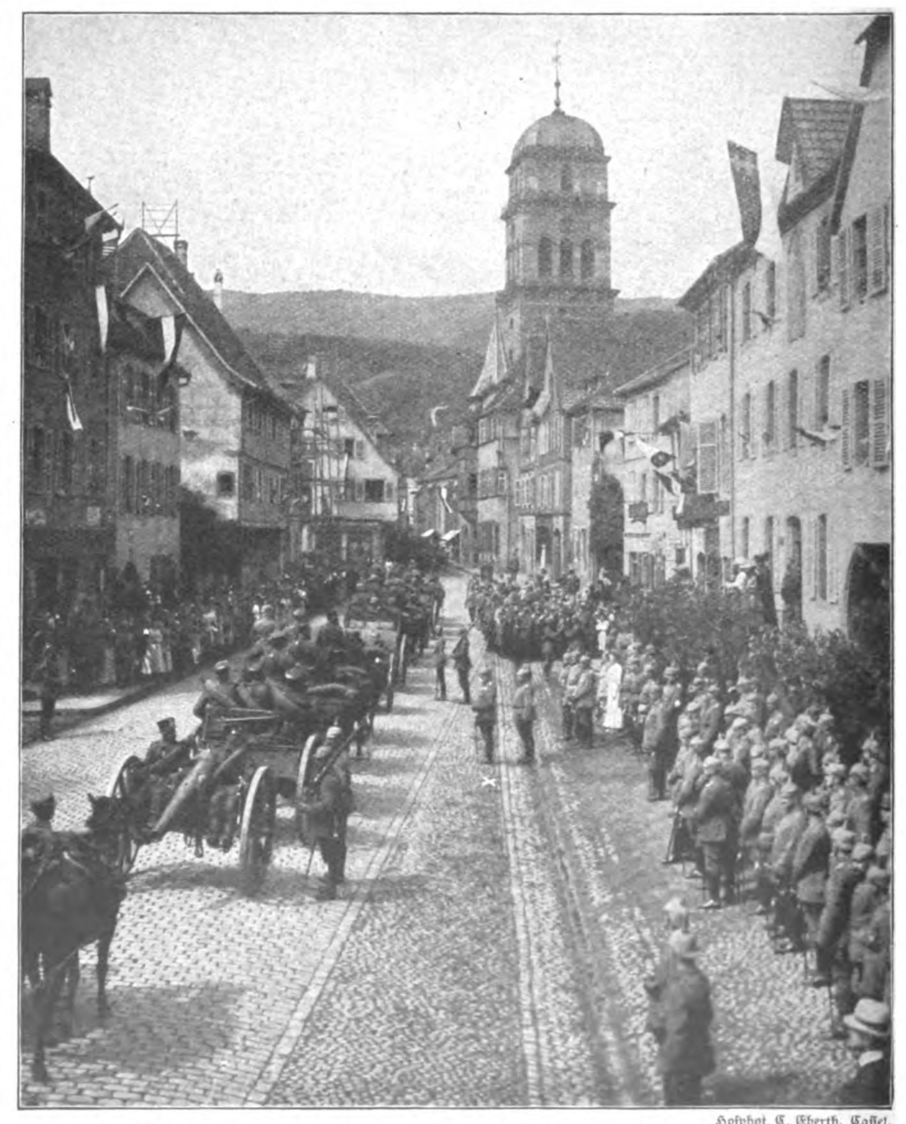
Nach der Bombardierung von Bari.

In frühester Morgenstunde verabschiedeten sich die Offiziere dreier österreichisch-ungarischer Wasserflugzeuge von ihren Kameraden. Sie hatten den Befehl erhalten, die italienische Hafenstadt Bari zu bombardieren. Die kleine Luftflotte erhob sich stolz und war bald den Blicken der Zurückbleibenden entschwunden.

Nachdem wir eine Höhe von etwa 1500 Meter erreicht hatten, erzählte ein Teilnehmer an der Expedition einem Mitarbeiter des Zaratiner Narodni list, sahen wir, obwohl wir gegen starke Winde ankämpfen mußten, schon nach anderthalb Stunden unser Ziel vor uns. Noch bevor wir mit dem Bombardieren der militärisch wichtigen Punkte beginnen konnten, deren es in Bari mehr als genug gibt, standen wir inmitten eines heftigen Feuers der italienischen Küstenbatterien und Maschinengewehre, denn das Geräusch der Propeller hatte uns auch diesmal sehr bald dem Feind verraten. Doch wir kümmerten uns wenig um die vielen Schrapnellwölkchen, die uns umschwärmten, und obwohl die Geschosse knapp genug an uns vorbeisurrten, begannen doch zwei unserer Flugzeuge sofort mit dem Werfen der Bomben auf die vorher bestimmten Stellen. Das dritte Wasserflugzeug umkreiste inzwischen die Stadt als Patrouille. Wir sahen bald, daß wir mit der Wirkung unserer Tätigkeit zufrieden sein konnten, denn schon stiegen dichte Rauchwolken von den Punkten auf, wo sich unseres Wissens militärische Magazine, die Gasanstalt, der Bahnhof und so weiter befanden.

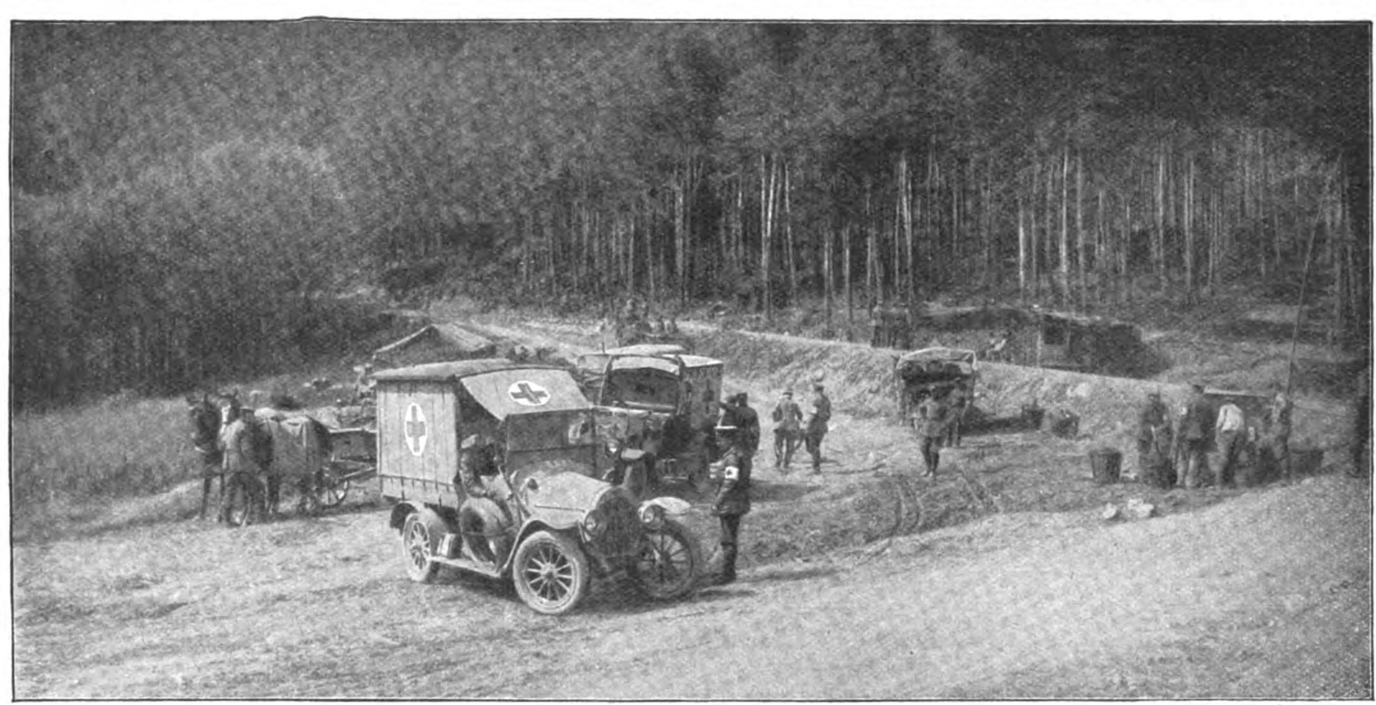
Als wir glaubten unsere Aufgabe erfüllt zu haben, nahm das dritte Flugzeug die Richtung nach Molfetta, um die dort befindlichen militärischen Anlagen ebenfalls zu zerstören. Die beiden anderen Flieger wandten sich heimwärts. Immer dichter wurden wir von den Wölkchen der italienischen Schrapnelle umringt, als ich mit einem Male bemerkte, daß das zweite Flugzeug zu sinken begann, da es ein Leck im Benzinbehälter erhalten hatte. Sehr rasch befand sich der Wasserflieger auf der Meeresfläche, die des Windes wegen recht bewegt war, und kämpfte schwimmend mit den Wellen.

Als die Italiener die Not unseres Genossen bemerkt hatten, machten sie sich in einigen Barken auf, um die, wie sie meinten, leichte Beute zu erlangen. Da beschloß ich, den Versuch zu wagen, die Kameraden zu retten. Wir gingen mit unserem Flugzeug ebenfalls nieder und näherten uns unseren verunglückten Freunden. Noch wußten wir nicht, ob sie lebten oder den feindlichen Geschossen zum Opfer gefallen seien. Da erschollen uns freudige Rufe entgegen. Es galt nun, rasch zu handeln, denn die Italiener waren schon sehr nahe. Doch was sollten wir tun: in unserem Flugzeug war ja nur für zwei Mann Platz, und der Apparat der Kameraden konnte nicht flott gemacht werden. Und wenn auch Platz geschaffen wurde, würde unser Zeug die schwere Last tragen können? Aller überflüssige Ballast, das Maschinengewehr, alle Instrumente und Bomben, alles war im Augenblick über Bord geworfen. Mit einer mir heute unbegreiflichen Kühnheit und Geschicklichkeit schwang ich mich auf einen Flügel des Flugzeuges und rief den Kameraden zu: Wir wollen euch aufnehmen, schwimmt heran. Und so schwammen die Kameraden herbei, und bald saß der eine auf dem Platz, den ich vorher eingenommen hatte. Wo aber sollte der vierte sitzen,



Hofphot. C. Eberth, Cassel.

König Ludwig von Bayern nimmt in einem Vogesenstädtchen die Parade ab.



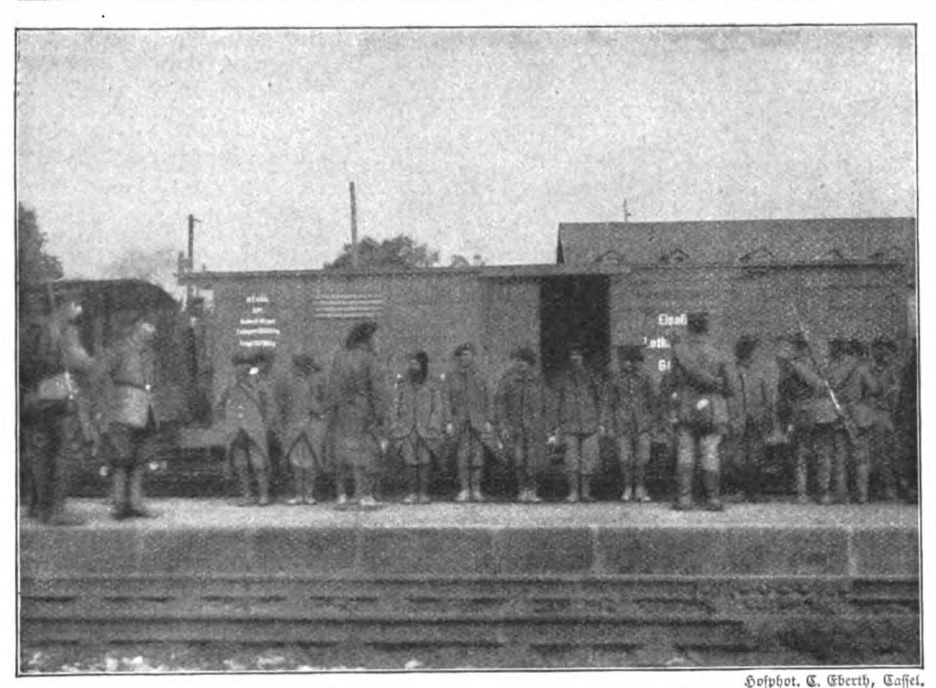
Ein Verbandplatz in den Vogesen. Hofphot. C. Eberth, Cassel.

da doch kein Platz mehr war? Doch wir fanden ein Auskunftsmittel: wir banden ihm ein Seil um den Leib und so hing er — am Propeller, der nur eine Spanne über seinem Haupt arbeitete...

Es war die höchste Zeit, daß wir davonkamen. Die feindlichen Barken waren uns bereits auf etwa zweihundert Schritt nahe gekommen und riefen uns zu, wir möchten uns ergeben. Da fing unser Propeller an zu rattern, und wir glitten auf dem Meeresspiegel dahin. Hinter uns schossen die Italiener wie Rasende. Mit einer Geschwindigkeit von 60 Kilometer begannen wir uns zu heben. Doch trotz heißen Bemühens kamen wir infolge der zu großen Belastung nicht hoch genug. Als wir eine Höhe von 200 Meter erreicht hatten, fielen wir wieder ins Meer hinab. Dieses Manöver wurde dreimal wiederholt. Beim vierten Aufflug konnten wir bereits die Umrisse unserer eigenen Küste erkennen. Doch auch die Hoffnung, auf diese Weise den heimatlichen Strand zu erreichen, erfüllte sich nicht, denn plötzlich hörte unsere Maschine auf zu arbeiten, und wir waren nun dem Spiel der Wellen preisgegeben. Wir



Rast unserer Truppen in den Vogesen. Photothek, Berlin.



Hofphot. C. Eberth, Cassel.

Am Lingekopf gefangen genommene Franzosen vor der Abführung.

versuchten, aus unseren Kleidungstücken Segel zu machen, doch auch das half nichts, und wir erkannten, daß wir nur durch einen Zufall gerettet werden könnten. Und dieser Zufall stellte sich ein. Obwohl wir etwa 15 Kilometer entfernt waren, bemerkte uns der Wachposten eines Küstenforts. Wir erhielten optische Signale, daß Hilfe nahe, und kaum eine Stunde später befanden wir uns in Sicherheit an Bord eines Torpedobootes.

Die Einnahme der Festung Luzk.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Kartenskizze Seite 274 und das Bild Seite 275.)

An den ost- und nordostgalizischen Kampfplatz schließt sich das Gebiet des wolhynischen Festungsdreiecks an. Erstmals wird es erwähnt im Tagesbericht vom 28. August. Schon wenige Tage später ist es in der Hand der Österreicher und Ungarn. Man darf sich nun aber durch die Schnelligkeit und anscheinende Leichtigkeit der Einnahme nicht irreführen lassen und an einen ziemlich belanglosen, nebensächlichen Geländegewinn denken. Im Gegenteil! Luzk ist die alte Hauptstadt von Wolhynien und zählt 20 000 Einwohner, worunter sich 12 000 Juden befinden. Sie liegt am Styr, dessen breite, sumpfige Ufer nur eingeengt sind, wo er die Stadt durchfließt.

Militärisch ist das Festungsdreieck Luzk—Dubno—Rowno (siehe Kartenskizze S. 274) von großem Wert für die Russen, da der Raum zwischen diesen Festungen, die 50 bis 65 Kilometer voneinander entfernt sind, eine gesicherte Truppenversammlung in größtem Maßstabe gestattet. Sei es beim Aufmarsch vor dem Angriff, sei es als Sammelpunkt für

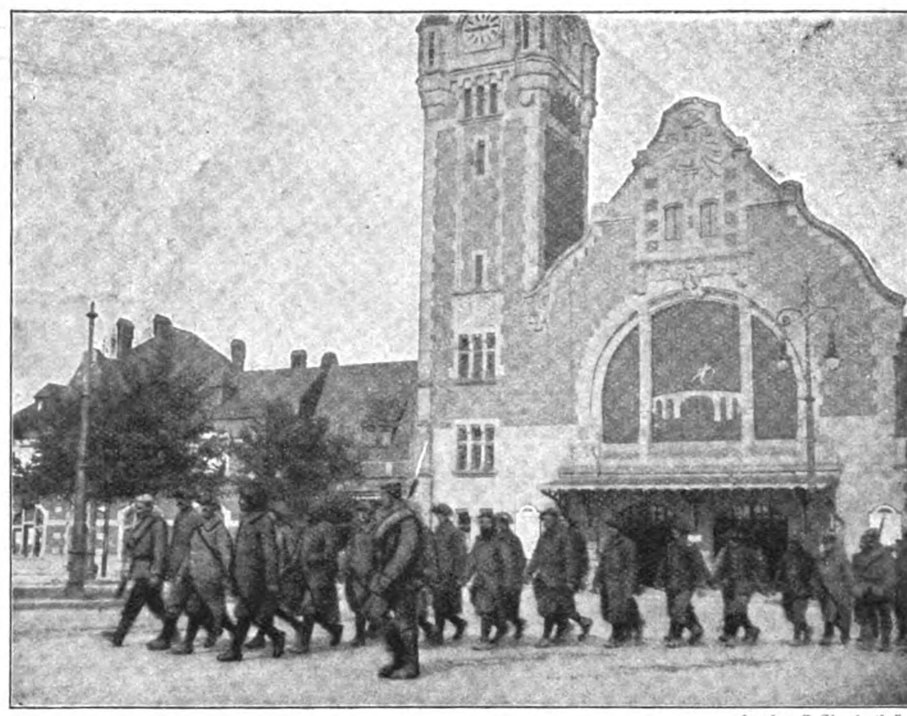
Sulzern. Lingekopf und Barrenkopf. Eichwald.

Ampfersbach. Stoßweier.

Zu den Kämpfen am L

den Rückzug — bei allen taktischen Lagen boten sich Vorteile, wenn man die Befestigungen richtig im Rahmen des Ganzen auszunützen verstand.

Die Festung Luzk selbst besitzt 4 Kilometer von der Stadt entfernt vier betonierte Werke mit Drahthindernissen, Festungsglacis, Grabenstreichen, Schulterwehren, sturmfreien Gräben und sonstigen Errungenschaften neuzeitiger Befestigungskunst. Ihre Gürtelung beträgt 14,5 Kilometer. Ein Bahnnetz sorgt für die Verbindung der drei Festungen untereinander und bietet die Möglichkeit, überraschend mit Truppen und Munition an einer Stelle zu erscheinen, die der Belagerer im Augenblick nicht mit derartig vielen zusammengezogenen Truppen zu decken imstande ist. Dem Schienenstrang angemessen sind auch die Nachrichtenmittel der Festungen untereinander sehr gut und vielseitig. Eine Militärdampfmühle sowie eine große Anzahl Magazine sorgen innerhalb der Stadt Luzk für die nötige Verproviantierung. Ein Barackenlager bietet gute Unterkunftsmöglichkeiten für Mannschaften, Pferde und Fahrzeuge.



Hofphot. C. Eberth, Cassel.

Französische Gefangene vor dem Bahnhof in Colmar i. Els.

Je mehr man sich diese großzügige Anlage und die besonders durch die Sümpfe der Umgegend außerordentlich günstige Verteidigungsmöglichkeit vergegenwärtigt, desto mehr staunt man über den raschen Erfolg der österreichisch-ungarischen Einschließungstruppen. Das altbewährte salzburgisch-oberösterreichische Infanterieregiment Rainer Nr. 59 nahm die Festung in keckem Verfolgungsgefecht, indem es zu gleicher Zeit mit den fliehenden Russen in die Stadt eindrang. Ein wütendes Handgemenge entspann sich

Hohrod. Tal gegen Münster.

Ausläufer des Reichsackerkopfs.

opf und Barrenkopf.

auf dem in Flammen stehenden Bahnhof und besonders auch vor dem verschanzten Barackenlager am Nordrand des Platzes. Mit dem Bajonett säuberte das Regiment die Stadt in uneindämmbarem Siegeslauf. In den Abendstunden war der Handstreich glücklich bis zum Ende durchgeführt. Der österreichisch-ungarische Tagesbericht konnte am 1. September stolz verkünden: „Die Festung Luzk ist seit gestern in unserer Hand... Die Stadt ist vom Feinde gesäubert. Der Gegner zieht sich gegen Süden und Südosten zurück." Ungemein reichliche Proviant- und Munitionsvorräte, die die Russen in der Eile nicht mehr hatten fortschaffen können, fielen den Siegern in die Hände, ebenso sechs unbeschädigte Lokomotiven und bedeutendes Wagenmaterial.

Schon am 3. September wurde in Wien eine weitere Nachricht bekanntgegeben, in der auch von den der Einnahme folgenden Kämpfen berichtet wurde, und schon einiges über die strategischen Früchte der Einnahme verlautete: „Durch die umfassende Bewegung des linken Flügels der Armee Puhallo fiel der starke Brückenkopf Luzk in wenigen Stunden. Die Armee bedroht die einzige Rückzugslinie." Die k. und k. Truppen hatten nämlich in breiter Front nicht nur bei Luzk, sondern auch südlich davon flußaufwärts bis zu den Quellen des Styr den Fluß überschritten. Es war das eine ganz prachtvolle Leistung der Führung und der Truppen. Vor allem mußten die Pioniere ihren Scharfsinn und ihre technischen Kenntnisse anwenden, um über die Sümpfe, in denen versteckte Drahthindernisse, Tretminen, Kontaktminen, Stolperdrähte und Wolfsgruben angebracht waren, Übergänge zu bauen, die nicht nur die Kampftruppen, sondern besonders auch die nachrückenden Kolonnen und Trains ohne Verlust über diese Moräste führten und damit den ganzen Nachschub auf eine feste Grundlage stellten. Letzteres war sogar sehr viel wert in einem Lande, wo man nur schlechte Wege, aber fast keine Eisenbahnen zur Verfügung hat.

Durch dieses weitere Vordringen legten die Truppen Hand auf die Verbindungsstraßen Luzk—Rowno—Kiew und Luzk—Dubno. Gleichzeitig wurde dadurch auch Dubno von Westen und Nordwesten bedroht.

Zu den Kämpfen in Ostgalizien.

Bemerkenswert ist, was eine Züricher Zeitung am 3. September schrieb: „Durch den Verlust jenes Festungsdreiecks hat Rußland nicht nur sein bestes Ausfalltor gegen Österreich verloren, sondern die Verbündeten haben sich auch freie Bahn gebrochen gegen Kiew und in die Ukraine, also in das große Brotversorgungsreservoir Rußlands."

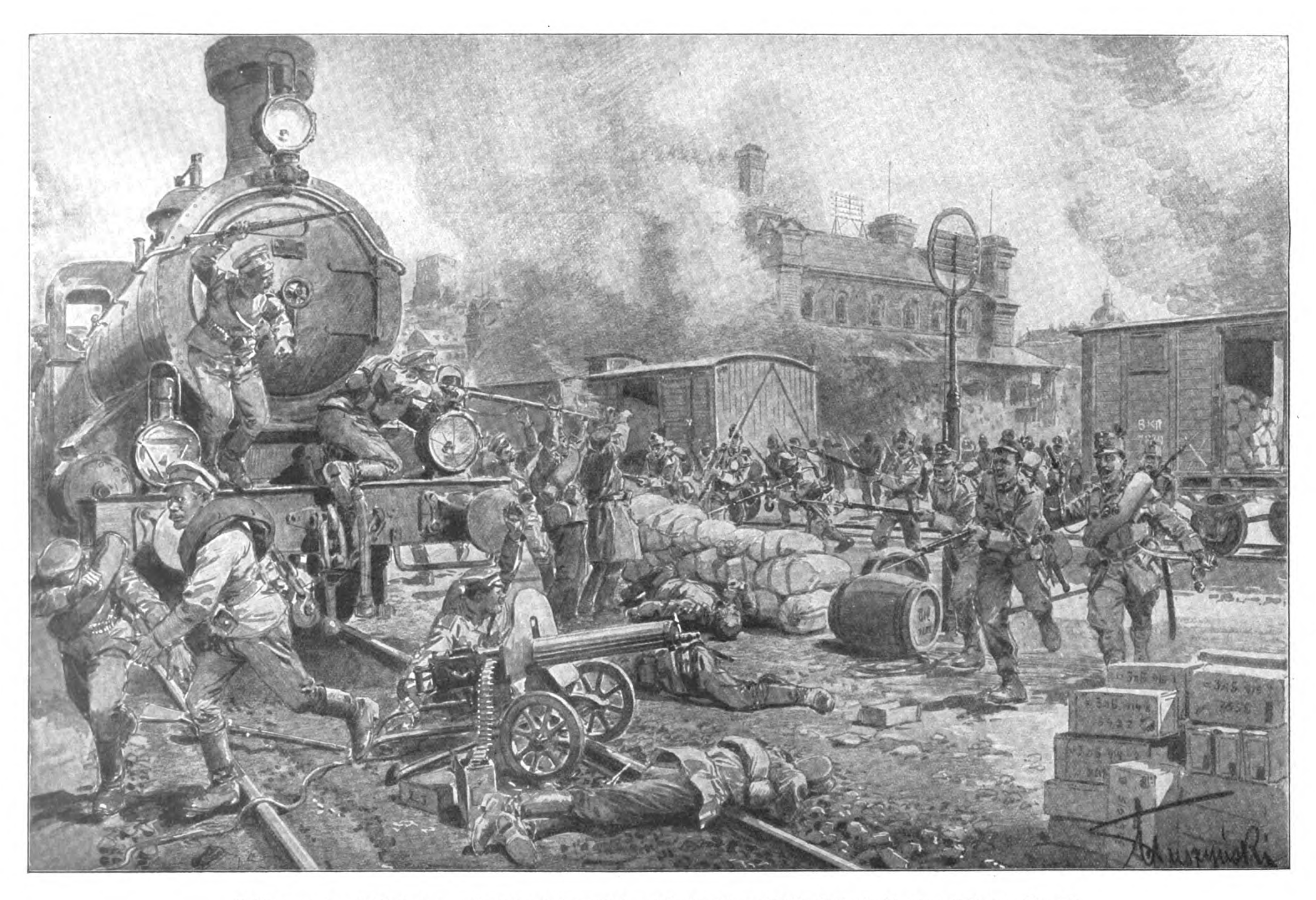
Die Wehrkraft Griechenlands, Rumäniens, Bulgariens.

(Hierzu die Bilder Seite 276 und 277.)

Das Abkommen der Türkei mit Bulgarien sowie schon vorher das viele Monate lange Werben um die neutralen Balkanstaaten seitens des Vierverbandes haben das Interesse für die militärischen Verhältnisse dieser Länder angeregt. Die nachfolgende Zusammenstellung der Wehrkräfte Griechenlands, Rumäniens und Bulgariens ist nach den Verhältnissen im Sommer 1915 erfolgt. Man darf aber nicht außer acht lassen, daß die Zahlen in allen solchen Fällen nie ganz zutreffen und eben nur ein ungefähres Bild geben können.

Danach zählt Griechenland mit seinen 4½ Millionen Bewohnern ein Friedensheer von ungefähr 25 000 Mann, wovon gegen 1900 Offiziere sind. Für den Kriegsfall kommt in Betracht die Armee erster Linie mit drei Heereskörpern und ihrer zwölf Jahrgänge umfassenden Reserve, das sind etwa 82 000 Mann, 6500 Pferde, 8000 Maultiere und 160 Geschütze. Die Territorialarmee, mit acht Jahrgängen, zählt nahezu 77 000 Mann, ihre Reserve 57 000 Mann; aber sie beide kommen wohl nur als Ersatztruppen in Frage. An militärischen Bildungsanstalten zählt Griechenland sechs, unter denen die Artillerie- und Genieschule „Evelpides" in Athen genannt werden möge, mit fünf Jahrgängen. Die guten persönlichen Eigenschaften des griechischen Soldaten sind unter dem Regiment König Konstantins gehoben worden, ebenso wie viele Mängel im Heer beseitigt und besonders seit dem Jahre 1913 zahlreiche Neuerungen eingeführt wurden. Es ist sogar geplant, die Heeresverstärkung bis auf 450 000 Mann zu bringen, wozu die Dienstzeit bereits bis zum 50. Jahre hinaufgesetzt wurde. Die Flotte zählt 4 kleine, aber moderne Panzerschiffe, 1 Panzerkanonenboot, 10 Kanonen-, gegen 30 Torpedoboote, 3 Schulschiffe; das Personal umfaßt gegen 180 Offiziere und gegen 5000 Mannschaften, Intendanten, Arbeiter usw. Die Befestigung des Landes beschränkt sich auf die wichtigsten Küstenplätze; die Werke sind noch immer zum großen Teil alt und bieten keinen genügenden Schutz. Die dem Hafen Athens, Piräus, vorgelagerte Insel Salamis hat eine Flottenstation und ein Seearsenal. Die Ausgaben für Heer und Flotte belaufen sich auf 81 beziehungsweise 18 Millionen Mark.

Die rumänische Wehrmacht ist, abgesehen von der Flotte, der griechischen bedeutend überlegen. Es ist unbekannt, ob die rumänische Flotte seit 1914 gewachsen ist, damals bestand sie nur aus 1 geschützten Kreuzer, je 4 Torpedobooten und gepanzerten Donaumonitoren, 1 Unterseeboot und 6 ungepanzerten Flußkanonenbooten. Das rumänische Heer aber steht auf einer ansehnlichen Höhe, es ist bei durchweg leistungsfähigem und genügsamem Material gut organisiert, bewaffnet und ausgebildet. Rumänien hat auch ein dem unseren ähnliches Einjährig-Freiwilligen-System; wird aber die nach einjährigem Dienst abzulegende Offiziersprüfung nicht bestanden, so muß die Ableistung des Restes der gesetzlichen Dienstpflicht erfolgen, die 7 Jahre in der aktiven Armee, 10 in der Reserve und 4 in der Miliz beträgt. Nach den letzten Rekrutierungsbestimmungen betrug das Rekrutenkontingent 42 000 Mann zum „permanenten Dienst" und 3540 Mann zum „Wechseldienst", der darin besteht, daß bei den dafür in Betracht kommenden Truppen sich nur ein geringer aktiver Stamm befindet und die dienstpflich-



Erstürmung des Bahnhofs von Luzk durch das salzburgisch-oberösterreichische Infanterieregiment Rainer Nr. 59.

Nach den Berichten eines mitkämpfenden Offiziers gezeichnet von L. Tuszynski.

tigen Leute nur auf kurze Zeit eingezogen, nach kurzer Ausbildung wieder entlassen und neue eingestellt werden. Das Heer hat eine Friedenstärke von etwa 78 000 Mann, je 3000 Offizieren und Unteroffizieren und 800 Beamten: es sind 5 Armeekorps mit 9 Infanterie- und 1 Reservedivision, 10 Kavalleriebrigaden und 9 Feldartilleriebrigaden. Die Feldarmee hat, ohne Ersatztruppen, Besatzungsformationen und Landsturm, mit Einschluß von 34 Reservebataillonen, 160 Bataillone, 12 Grenzkompanien, 83 Eskadronen, 112 Feldbatterien, 19 Festungsartillerie- und 30 technische Kompanien mit einem Gefechtstand von gegen 250 000 Mann, 18 000 Säbeln und 600 Geschützen. Die Infanterie hat das 6,5-mm-Mannlicher-Repetiergewehr mit Dolchbajonett. Die Kavallerie führt außer Säbel und Lanze den 6,5-mm-Mannlicher-Repetierkarabiner; dazu jedes Regiment 2 Maschinengewehre, während die Zahl dieser bei der Infanterie nicht bekannt ist. An Geschützen hat die Feldartillerie neben leichten Kruppschen Haubitzen und dem 6,3-cm-Armstrong-Gebirgsgeschütz die 7,5-cm-Schnellfeuergeschütze, Modell 1903 mit Rohrrücklauf, während das Festungsgeschützmaterial außer in älteren Systemen aus den 53-mm-Schnellfeuergeschützen in Panzerkuppeln, 12-, 15- und 21-cm-Kanonen, beziehungsweise Haubitzen und schweren Mörsern, System Krupp, besteht. An militärischen Bildungsanstalten ist die Bukarester Kriegschule auch als Offiziersfortbildungschule zu nennen, aus der zugleich der Generalstab hervorgeht. Die Befestigung Rumäniens gilt besonders der russischen Grenze, sie umfaßt die Serethlinie mit den Brückenköpfen Galatz und Nemolvasa, die Gürtelfestung Foscani, die Eisenbahnsicherung Cosmesti und die nach Brialmonts Plänen erbaute große Lagerfestung Bukarest mit 18 Forts und 18 Zwischenwerken. Als Donaubrückenkopf wurde auch noch Cernavoda befestigt.

Das bulgarische Heer geht in seinem Stamm auf die 1877 unter russischen Offizieren aus bulgarischen Kriegsfreiwilligen gebildete bulgarische Legion zurück, die sich im Kriege gegen die Türken auszeichnete. Die Wehrmacht zerfällt in die aktive Armee mit ihrer Reserve, in die Reservearmee mit ihrer Reserve und die Volkswehr, den Landsturm. Die Friedenstärke beträgt ungefähr 3500 Offiziere, 50 500 Mann, 9500 Pferde. Im Kriegsfall werden aus der Friedensarmee und dem Ergänzungstand neben einem Armeeoberkommando drei Armeen zu je drei Divisionen gebildet. Mit Reservebrigade umfaßt der Gefechtstand einer Division 24 Bataillone, 4 Maschinengewehrkompanien, 2 Eskadronen, 9 Batterien (Gebirgsartillerie nach Bedarf) mit 17 000 Gewehren, 300 Säbeln, 36 Geschützen. Die Gebirgsartillerie, 27 Batterien mit 144 Geschützen, die Feldhaubitzen, 18 Batterien mit 90 Geschützen, die Kavallerietruppendivision mit 2 Brigaden zu 2 Regimentern, zusammen 16 Eskadronen, die technischen Truppen, 3 Festungsartilleriebataillone, Armee-, Munitions-, Sanitäts- und Verpflegungsanstalten sind den drei Armeekommandos unmittelbar unterstellt. Außer Ersatztruppen, Besatzungsformationen und Landsturm umfaßt das Feldheer 216 Bataillone, 36 Maschinengewehrkompanien, 37 Eskadronen, 153 Batterien, 11 technische, 3 Festungsartilleriebataillone mit etwa 260 000 Mann, 6000 Reitern, 720 Geschützen. 72 Bataillone mit 54 000 Mann zu Besatzungszwecken können aus der Volkswehr gebildet werden. Die Bewaffnung der Infanterie bildet das 8-mm-Mannlicher-Repetiergewehr mit Säbelbajonett, die der Kavallerie neben dem Säbel der 8-mm-Repetierkarabiner; Lanzen führt nur das Garde-Kavallerie-Regiment. Die Feldartillerie hat 7,5-cm-Schnellfeuergeschütze mit Rohrrücklauf und Schutzschilden, 7,5-cm-Schnellfeuergebirgsgeschütze mit Schutzschilden und 12-cm-Schnellfeuerfeldhaubitzen. Ältere und neuere Geschütze verschiedener Systeme bilden das Festungsgeschützmaterial. An Befestigungen kommen in Betracht gegen die Türkei der Brückenkopf bei Semenli, gegen Serbien die Sperren bei Belogradschik, am Dragomanpaß, bei Ton und Drobia, besonders aber das verschanzte Lager von Sofia, gegen Rumänien Vidin, Lom-Palanka, Nikopoli, Rustschuk, Schumla und Varna. Auch nach Griechenland bei Hantli, Gümuldschina und Papatschair ist die Grenze befestigt. Die Flotte Bulgariens kommt nicht in Betracht. Vor zwanzig Jahren hat man aus Frankreich das erste Schulschiff bezogen nebst französischen Instrukteuren, und vor sechs Jahren noch zählte die Flotte außer einigen kleineren Schiffen und dem Schulschiff nur 6 Torpedoboote. Für die Sicherung der Küste war mancherlei geplant, darunter auch der Bau einiger Unterseeboote. Was dafür geschehen, ist unbekannt. Die Stärke Bulgariens beruht in erster Linie auf seinem Landheer, das als das beste unter den Balkanheeren gilt.

König Ferdinand von Bulgarien.
Nach einem Gemälde von Professor N. Michailow.

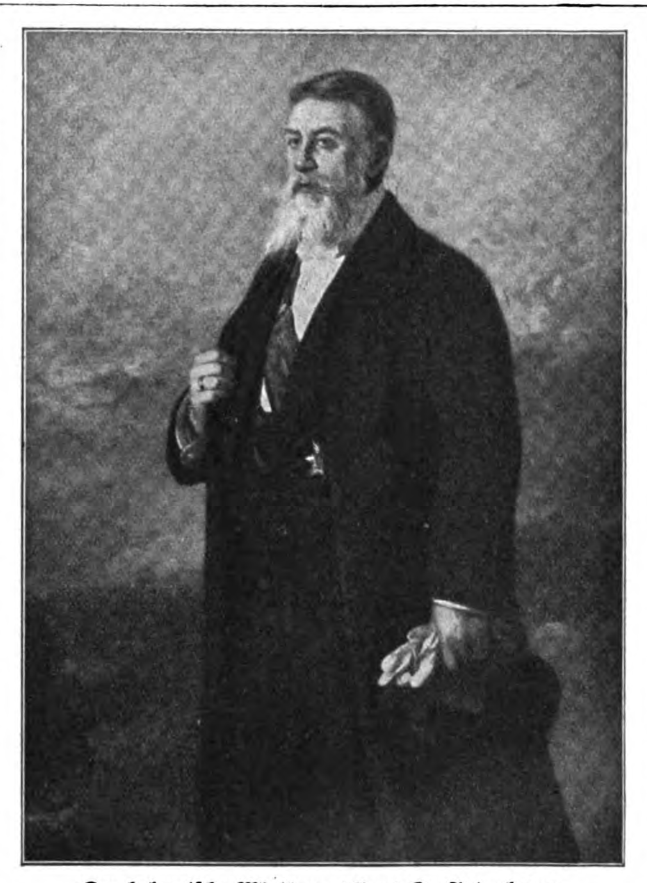
Nervenerschütterung durch Granat- und Schrapnellexplosionen.

Von Privatdozent Dr. Julius Weiß in Wien.

Der Krieg hat neue Krankheitstypen geschaffen. Fälle, die die Ärzte zu Friedenszeiten nur vereinzelt und unter ganz besonderen Bedingungen zu beobachten Gelegenheit hatten, haben sich während des Krieges in charakteristischer Weise gehäuft. So hat sich im Sprachgebrauch der Ärzte der Ausdruck „Granatkontusion" eingebürgert, dem man im gleichen Sinne die Bezeichnung „Schrapnellkontusion" beifügen kann. Hierunter ist die allgemeine Schädigung eines Soldaten oder Zivilisten zu verstehen, in dessen Nähe eine Granate vorbeisauste oder platzte, ohne daß er selbst von Teilen der Granate sichtbar verwundet worden wäre. Fälle, in denen der Betreffende durch aufgewirbelte Erdstücke mittelbar verletzt wurde, zählen nicht hierzu. Über die Fälle letztgenannter Art habe ich in meinem Aufsatze über Kriegsneurosen (Band I Seite 138) ausführlich berichtet.

Das Krankheitsbild der Granat- beziehungsweise Schrapnellkontusion äußert sich in mannigfaltiger Art. Be-

wußtseinsverlust ist das hervorstechendste Krankheitszeichen. Als höchster Grad dieser Bewußtlosigkeit ist es anzusehen, wenn die Betreffenden auf äußere Reize fast gar nicht reagieren, nicht schlucken können und keinerlei Lebenszeichen von sich geben, abgesehen von der ungestörten Atmung und dem vorhandenen Herzschlag. Freilich ist der letztere in typischer Weise verlangsamt. Man zählt oft nur 30—40 Pulsschläge in der Minute, also um die Hälfte weniger, als im gesunden Zustande. In leichteren Fällen ist der Kranke wohl imstande, die Augen zu öffnen und die Umgebung anzusehen, aber er kann kein Wort hervorbringen und er nimmt nur Nahrung zu sich, wenn man sie ihm vorsichtig einflößt. Hierzu gesellen sich nun in vielfältiger Art bald allgemeine Krämpfe, bald Lähmungszustände, Stummheit, Taubheit und Taubstummheit. Es gibt aber auch Fälle, in denen die Bewußtlosigkeit gar nicht oder nur ganz kurze Zeit in Form einer rasch vorübergehenden Ohnmachtsanwandlung festzustellen war. Dagegen zeigen die Betreffenden schwere Lähmungszustände, die bald nur auf einen Fuß oder eine Hand, bald auf eine halbseitige Körperhälfte, bald auf beide unteren Gliedmaßen sich erstrecken. Doktor Edel berichtet über einen Fall, in dem das einzige Anzeichen der Nervenerschütterung der vierzehn Tage dauernde vollständige Sprachverlust war. Dieser Mann hatte sich in einer Gruppe von sieben Kameraden befunden. Sechs davon wurden von einer Granate gänzlich zerrissen, er als der siebente blieb am Leben.



Der bulgarische Ministerpräsident Dr. Radoslawow.
Nach einem Gemälde von Professor N. Michailow.

Fast alle Nervenärzte, die solche Fälle in großer Anzahl zu sehen Gelegenheit hatten, betonen, daß die nervöse Veranlagung eine Hauptrolle zum Zustandekommen solcher Nervenerschütterungen bietet. Gemütsweiche Personen sind hierzu häufiger veranlagt als gesunde, willensstarke, mutige Charaktere.

In geistreicher Weise erklärt Doktor Bonhöffer in einem in der Berliner Gesellschaft für Nervenkrankheiten gehaltenen Vortrage diese Nervenerschütterungen als eine Festlegung der Schreckwirkung. Wenn wir erschrecken, zittern die Füße, die Beine versagen, die Stimme stockt, wir zucken zusammen, der Betreffende zittert, schwitzt und bekommt Herzklopfen. Dieses Bild einer Schreckwirkung ist bei der Granat- beziehungsweise Schrapnellexplosion dauernd festgelegt.

Über die Ursache der Nervenerschütterungen nach Geschoßexplosionen sind vielfältige wissenschaftliche Untersuchungen angestellt worden. Trotz der Gegensätzlichkeit



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

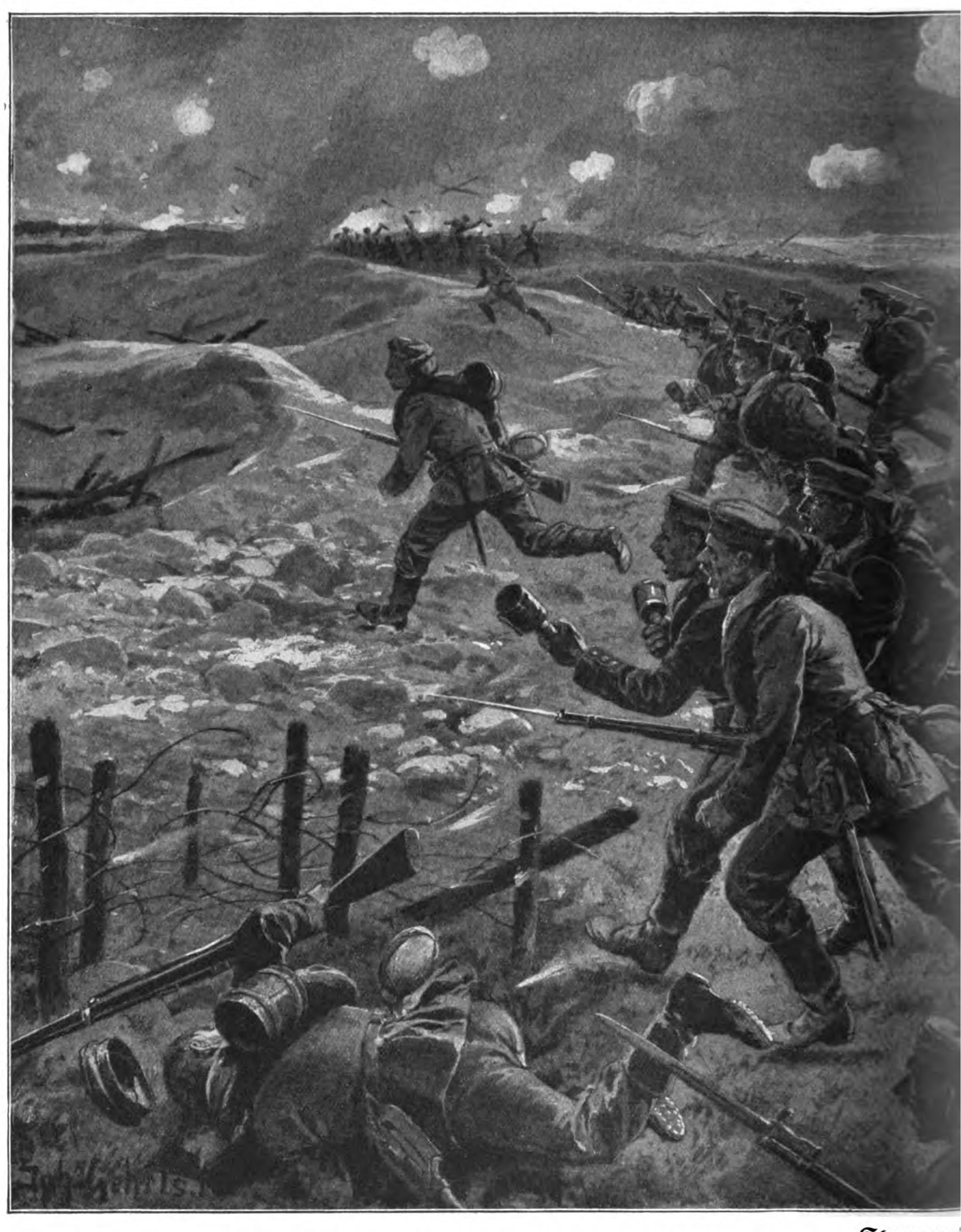
General Kowatschew, der im Balkankriege die 4. bulgarische Armee befehligte.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

General Fitschew, ehemaliger Chef des bulgarischen Generalstabes.

Zwei hervorragende Führer der bulgarischen Armee.



Sturmangri… Sprengung d… nestes", einer … der Cha…
Nach einer Origi… Joh. …

in den Ansichten verschiedener ärztlicher Autoritäten ergibt sich die unwiderlegbare Tatsache, daß die Erschütterung der Nerven in einer Reihe von Fällen eine rein seelische sein kann, während sie in einer großen Anzahl anderer Fälle auf körperlichen Veränderungen im Zentralnervensystem beruht.

Die rein seelische Erschütterung wird durch den Anblick der toten, zerfetzten Kameraden, durch Erdverschüttungen und durch all die sonstigen grausigen Bilder, die der Krieg in seinen Einzelheiten darbietet, veranlaßt.

Der Nervenarzt Wollenberg macht darauf aufmerksam, daß die Erschöpfung eine besonders veranlassende Ursache psychisch-nervöser Störungen bilden könne. Zunächst sind es die Ermüdungszustände, die mit geistigen und körperlichen Zeichen der Überarbeitung einhergehen. Solche übermüdete Kämpfer sind namentlich optischen Sinnestäuschungen unterworfen. So trat bei Offizieren nach ermüdenden Märschen übereinstimmend die Vision weißer Häuserreihen am Straßenrand auf. Ein Offizier erzählte, daß er nach einer Reihe von angestrengten Kampftagen Gesichtstäuschungen gehabt habe, die ihn sogar zu falschen Meldungen und unzweckmäßigen Anordnungen veranlaßt hatten. Er glaubte nämlich in einer Mulde des vor ihm liegenden Geländes feindliche Kavallerie sich aufstellen und dann ein Luftschiff niedergehen zu sehen, aus dem eine blau-weiß-rote Fahne herausgeworfen wurde.

Im Einzelfalle interessiert immer die Frage, ob tatsächlich eine mächtige Explosionswirkung die Ursache der Nervenstörungen gewesen ist oder ob jene nur einen nebensächlichen Umstand bei der Auslösung von Krankheitserscheinungen auf Grund schon früher vorhandener Nervenschwäche gebildet hat. Denn wir Ärzte sehen schwere Nervenerkrankungen auch bei Personen, die noch gar nicht in den Bereich der Feuerlinie gekommen sind. Eine große Reihe plötzlicher Nervenerkrankungen sind den Spitälern schon während der Mobilmachungszeit zugewachsen. Nach den Mitteilungen Wollenbergs war dies namentlich in Elsaß-Lothringen der Fall, wo der Landsturm sofort mit aufgeboten und damit eine Anzahl gesundheitlich und sozial unsichere Elemente plötzlich in ganz ungewohnte Verhältnisse versetzt worden waren.

Ein schweres Problem für den begutachtenden Arzt ist stets die Entscheidung, ob und in welchem Grade Simulation vorliegt. Es treten bei den betreffenden Personen die sogenannten Begehrungsvorstellungen auf, ähnlich wie bei den durch Unfälle verletzten Arbeitern, sind aber hier nicht auf Erlangung einer Rente, sondern auf die Befreiung von der militärischen Dienstpflicht gerichtet. Eine Reihe von Ärzten behauptet immer, daß es keine dem Kriege eigentümlichen Geistes- oder Nervenkrankheiten gebe. Das mag ja im allgemeinen richtig sein, aber es darf anderseits doch nicht vergessen werden, daß so heftig und umfangreich auftretende Erschütterungen, wie sie der Krieg mit sich bringt, im Frieden wohl nur unter ganz außergewöhnlichen Umständen zustande kommen. Wenn auch tatsächlich die nervös Veranlagten am leichtesten schweren nervösen Erkrankungen unterliegen, so ist es doch ganz sicher festgestellt, daß selbst Männer mit Riesennerven von der unerhörten Gewalt furchtbarer Kriegsschrecknisse derart überwältigt werden, daß auch sie dem Nervenchok keinen Widerstand leisten können.

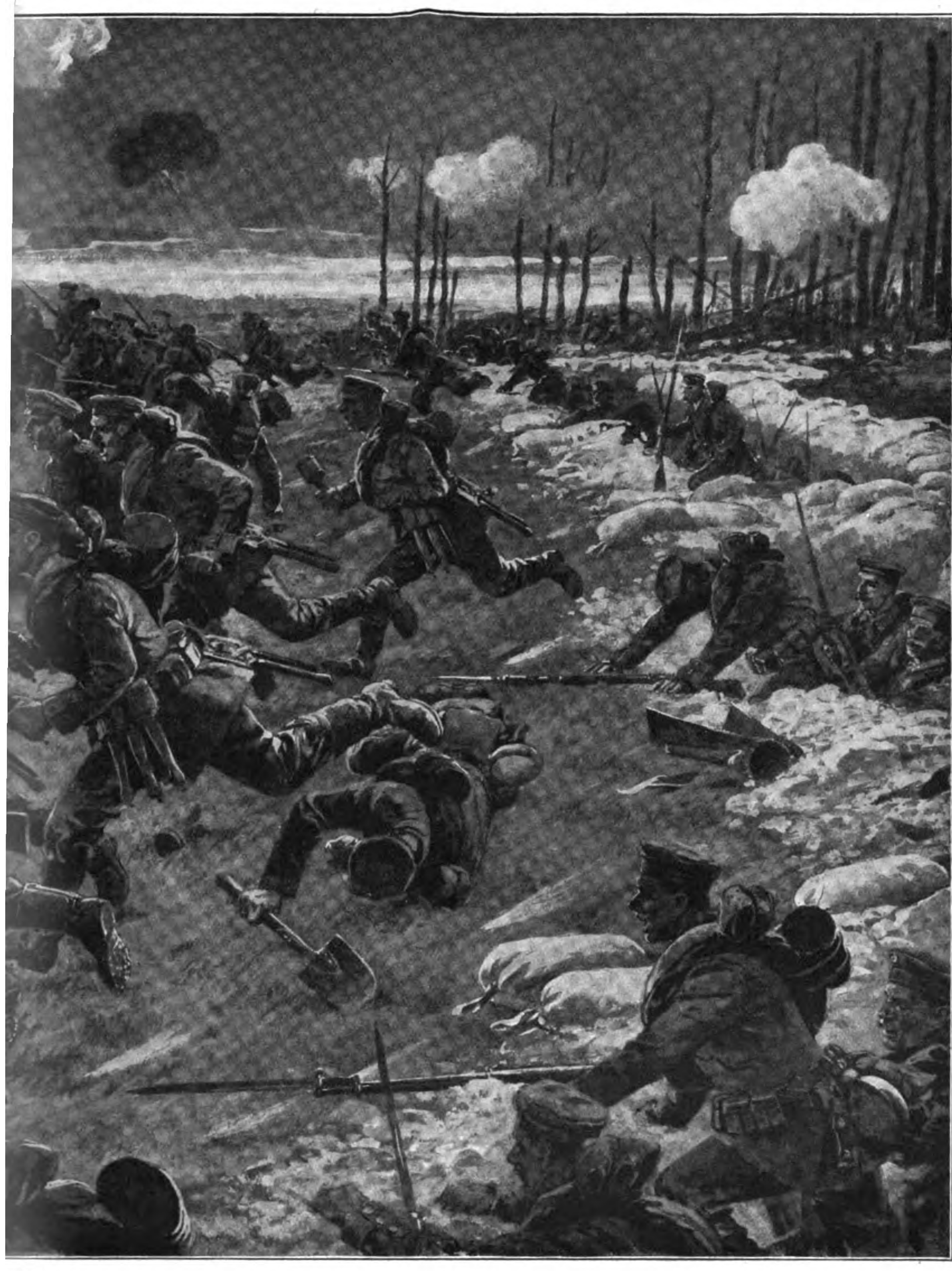
Der Sturmangriff nach der Sprengung des „Wespennestes" in der Champagne am 23. Juli 1915.

(Aus der Ehrentafel des Füsilierregiments Nr. . .)

(Hierzu obenstehendes Bild und Bild Seite 280.)

„Eine hervorragende, tapfere und schneidige Tat", so nennt sie der Korpstagesbefehl, unter den Augen seines Höchstkommandierenden zu vollbringen, sollte dem Regiment in der Frühe des 23. Juli beschieden sein.

Am genannten Tage handelte es sich für das Regiment um Sprengung des „Wespennestes" und Vorverlegung der eigenen Stellung dorthin. Das „Wespennest" war mit Recht so getauft, wie ja derartige Bezeichnungen der Truppen meist den Nagel auf den Kopf treffen. Frech und vorwitzig schob sich hier der Franzose in etwa 200 Meter Breite und 100 Meter Tiefe in unsere Stellung vor. Das



ach der
‚Wespen-
rößten in
ne.
chnung von
.

Nest war auch offenbar reich mit „Stöcken“ bevölkert, denn in Gestalt von 500—600 Minen kamen die Wespen täglich als unangenehmer Besuch in die Gräben der . . .er, die teilweise bis auf kaum 10 Meter am Feinde lagen. Aber auch unterirdisch rumorte es bedenklich vom Wespennest herüber. In nicht weniger als sieben Stollen — nach Gefangenenaussage — hatten sich die Franzosen hörbar in unsere Infanteriestellung hineingearbeitet. Also — mußte das Nest ausgeräuchert werden. Dazu bedurfte es umfangreicher Vorbereitungen, deren sich die Pioniere Nr. . . und . . . unter Leitung ihres Kommandeurs, Hauptmann Uhse, liebevoll annahmen. In ganz ungewöhnlicher Tiefe nach unten führend und dort in große Munitionskammern auslaufend, wurden mächtige Stollen gegen die französischen Gräben vorgetrieben. Wer Pioniere bei dieser Arbeit einmal besucht hat, weiß, welche Mühe, welcher Fleiß dabei von ihnen verlangt werden muß, wieviel Schweiß da im dunklen, engen Schacht vergossen wird. Hier hieß es gleichzeitig auch die französischen Stollen zu unterfangen, sie bei der Sprengung „abzuquetschen“ und unschädlich zu machen. Gilt's ja, bei diesem Wettkampf in der Erde der „unterliegende“ Teil zu sein.

In wochenlanger Arbeit war so geschafft worden. Unermüdliche Hände hatten riesige Mengen Sprengstoff zur Füllung der Kammern herangetragen. Wieviel wohl? höre ich den Leser fragen. Nun, stelle dir vier große, wohlgefüllte Eisenbahn-Doppelwagen vor, hübsch verstaut in den einzelnen Stollen, und dann eine Anzahl von Zündungsdrähten so verteilt auf die verschiedenen Stellen des Sprengstoffs, daß die gesamte Riesenmasse bei der Zündung gleichzeitig auffliegen mußte.

Die Franzosen waren bei diesen Vorbereitungen unserer Pioniere nicht gleichgültig geblieben. Dreimal hatten sie in den letzten Wochen gesprengt, um unsere Stollen abzuquetschen. Es war ihnen nicht gelungen. Der Sprengdruck hatte nur nach oben gewirkt und hinterließ außer einem ergiebigen Regen von recht groben Erdbrocken überhaupt keine Wirkung. Unversehrt wartete das Werk unserer Pioniere auf die festgesetzte Stunde.

Der Morgen des 23. Juli brachte diese herauf. Um vier Uhr sprach der elektrische Funke das gebietende Wort. Riesige Erdmassen, von gelben Flammen durchleuchtet, wirbelten aus der berstenden Erde in die Luft, im Frühröt des Tages ein schauerlich-schöner Anblick. Dabei war die Erdbewegung so stark, daß die nächstliegenden Trupps das Gefühl hatten, als schöbe sich ihnen der Boden urplötzlich unter den Füßen weg, um dann langsam und schwankend wieder in seine alte Lage zurückzukehren.

Die Sprengung hatte, genau entsprechend vorheriger Berechnung, gesessen. Zwei französische Stollen hatten sich angeschlossen, waren mit aufgeflogen und bildeten ein riesengroßes Flammenmeer. Die Gesamtwirkung war eine gewaltige. In einer Breite von annähernd 200 und einer Tiefe von fast 100 Metern war die französische Stellung völlig vernichtet, darüber hinaus hatte sie erheblich gelitten. Drei große Sprengtrichter von je etwa 80 Meter Durchmesser und 20 Meter Tiefe gähnten wie Krater an ihrer Stelle.

Jetzt begann die eigentliche Arbeit der Füsiliere. Ihre dritte und achte Kompanie waren zur Erstürmung und Besetzung der Trichter angesetzt. Man hatte der Vorsicht halber den eigenen ersten Schützengraben mit Rücksicht auf die Wirkung der Sprengung geräumt. Aber in Kampfeslust hatten sich die Sturmpatrouillen dieser Kompanien bis hart an die Sprengzone vorgewagt, waren kaum zu halten und stürmten nun sofort nach der Sprengung durch den noch niedergehenden Regen von Erde und Sandstaub vor. Ihnen voran der Führer der achten Kompanie, Leutnant de Voß, mit seinen drei Zugführern, Leutnant Schmidt, Leutnant Meisenburg und Vizefeldwebel Fischer, am Wespennest; an der Helmichsappe Trupps der dritten Kompanie unter Führung des Leutnants der Reserve Martini. Der Kommandeur des linken Unterabschnittes, Major Schönian, mit seinem stellvertretenden Adjutanten, Leutnant der Reserve Jeske, leitete das Unternehmen unter rücksichtsloser Einsetzung seiner Person, allen das beste Beispiel gebend.

Bis an die jenseitigen Trichterränder wurde vorgestürmt, um diese zu besetzen. Weitere Kampfgruppen folgen als

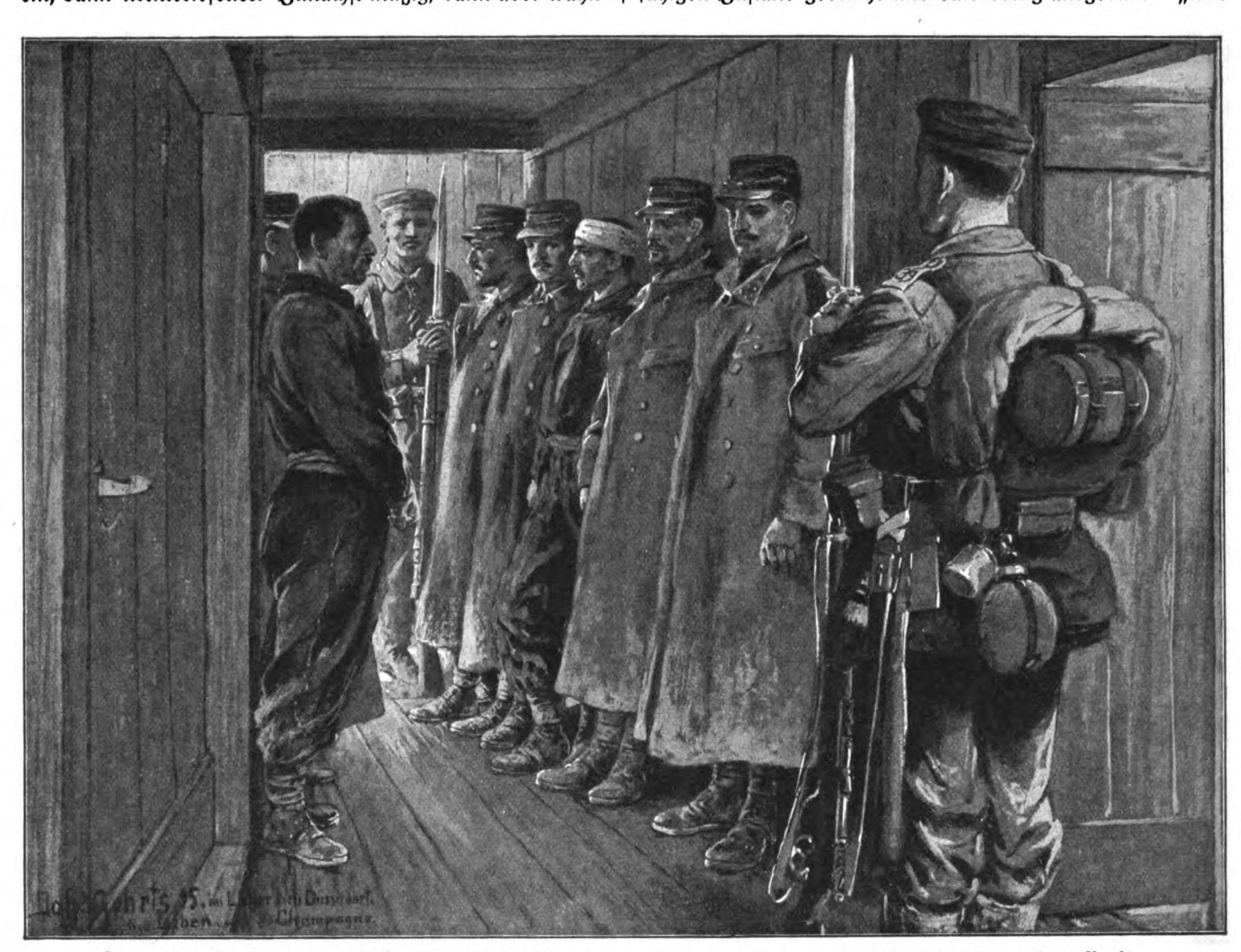
Rückhalt und Verstärkung, denn nun gilt's das Schwerste: den Erfolg durch Verteidigung der Trichterwände und schleunigen Ausbau der gewonnenen Stellung festzuhalten, letztere durch Gräben und Sandsackpackungen mit der alten Stellung zu verbinden. Eine heiße Arbeit für die den Kampfesgruppen auf den Fersen folgenden Besetzungstrupps. Maschinengewehre werden herangeschleppt, Hacke und Spaten treten in fieberhafte Tätigkeit. An 200 Franzosen liegen zwar verschüttet oder zerrissen in und unter den Sprengtrümmern (einige wenige Überlebende werden zu Gefangenen gemacht), aber in seinen angrenzenden Stellungsteilen, wo der Feind zunächst planlos durcheinanderdrängt, erholt man sich vom ersten Schrecken. Schwaches Infanteriefeuer setzt bald gegen die Unsrigen ein, dann Artilleriefeuer. Zunächst mäßig, dann aber wahnsinnig sich steigernd und vermischt mit stärkstem Minenfeuer aller Arten. Verluste sind unvermeidlich.

So erhalten die bei der Helmichsappe vorgestürzten Mannschaften, die vier Gefangene gemacht hatten, flankierendes Maschinengewehrfeuer. Auch die Gefangenen werden hierbei sämtlich verwundet und müssen zurückgelassen werden. Unsere Leute ziehen sich an den diesseitigen Trichterrand zurück, um sich dort festzusetzen. Doch überall wird indessen rastlos am Ausbau der Stellungen gearbeitet; erst als das Werk gesichert ist, werden die betreffenden Mannschaften zurückgezogen. Inzwischen sind wackere Minenwerfertrupps zur Unterstützung der Unsrigen gegen das feindliche Feuer herbeigeeilt und leisten treffliche Arbeit. Im mittleren Trichter sind sogar ihrer drei mit großem Erfolg tätig. Man sieht beim Feinde Bretter, Bohlen und menschliche Glieder über den Laufgräben durch die Luft wirbeln. Von den Trichterrändern aus decken unaufhörliches Gewehrfeuer und Handgranaten unserer Kampfgruppen die Arbeit ihrer Kameraden. Unsere Artillerie bestreicht währenddessen im rückwärtigen Kampfgelände die Gräben, aus denen der Feind durch flankierendes Feuer unseren Erfolg zu stören sucht.

Gegen sechs Uhr morgens werden stärkere feindliche Kräfteansammlungen jenseits des Trichters am weitesten links gemeldet. Eine Feldbatterie wird dagegen angesetzt, doch wagen die Franzosen keinen Gegenangriff. Anscheinend handelt es sich nur um feindliche Reserven, die bei unserem Vorgehen zurückgeflutet sind und sich in Unordnung dort zusammenstauen.

Jetzt kann die Wirkung des Unternehmens allmählich überschaut werden. Es ist ein voller Erfolg: Die beabsichtigte Vernichtung feindlicher Flankierungsanlagen und der weit und tief gegen unsere Stellung vorgetriebenen französischen Stollen sowie die vorteilhafte Vorverlegung unserer Stellung sind erreicht! Die neue Stellung ist in verteidigungsfähigen Zustand gebracht und bald völlig ausgebaut! „Mit größter Schnelligkeit und unübertrefflichem Schneid" waren unsere Leute vorgestürmt, mit echt niederrheinischer Zähigkeit hatten sie im schwersten Feuer den Erfolg befestigt und gesichert. So groß war ihre Kampfeslust, daß zum Beispiel auf die tags vorher von Leutnant de Voß an seine achte Kompanie gestellte Frage, wer sich freiwillig zum ersten Vorstürzen melde, die ganze Kompanie geschlossen vorgetreten war. Mannschaften anderer Kompanien, zum Beispiel der fünften und elften, hatten dringend gebeten, teilnehmen zu dürfen, und waren mit vorgestürmt. Selbst Leute der Arbeitstrupps hatte das allgemeine Draufgehen bis in die vorderste Kampfreihe mitgerissen. Bei den Sturmgruppen war es der Unteroffizier Cellarius, der sich durch ganz besondere Tapferkeit auszeichnete und sich dafür die höchste Auszeichnung des Soldaten, das Eiserne Kreuz erster Klasse, erworben hat. Rühmenswert war auch die Arbeit der Sanitäter, die in vorderster Kampfzone, dem schweren Feuer zum Trotz, unerschrocken ihre Pflicht erfüllten.

E., in der vom 8. Reservekorps herausgegebenen „Champagne-Kriegszeitung".



Die nach der Sprengung des „Wespennestes" in der Champagne gefangen genommenen sieben Überlebenden vor ihrem Verhör.

Nach einer Originalzeichnung von Johs. Gehrts.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Während die verbündeten Heere in Polen, Litauen und Kurland von Sieg zu Sieg schritten, mußte die Südarmee in **Ostgalizien** Gewehr bei Fuß stehen. Von übermenschlicher Größe waren die Kampfleistungen, die hinter ihr lagen. Den Winter über hatte sie die harte Karpathenwacht in Schneehöhlen und Eisklüften treu durchgehalten. Gestählt und erprobt in tausenderlei Strapazen, warf sie Ende April und im Mai die Russen von den Hängen der Karpathen nach Galizien hinein. Im Juni hatte sie die Russen nach dem Dnjestr zu vor sich hergetrieben, von Abschnitt zu Abschnitt verjagt und immer aufs neue geworfen, und schließlich schreckte sie im Juli auch vor dem Angriff auf die ungeheuer starken Höhen des östlichen Dnjestrufers nicht zurück. Bis dahin hatten wir ihren unvergeßlichen Siegeszug verfolgt (Seite 106). Nach ihrem von den Russen kaum für möglich gehaltenen Siege folgte diese Heeresgruppe dem weichenden Feind, ihm viel Gefangene und Material abnehmend, noch den 50 Kilometer weiten Weg bis an die Zlota-Lipa. Es war kein müheloses Nachdringen. An den dafür mit aller erdenklichen Kunst hergerichteten Stellen erneuerten die Russen immer wieder ihren Widerstand mit der ihnen eigenen schier rätselhaften Zähigkeit. Sie mußten aber dennoch weiter weichen und wurden in den Gefechten bei Swistelniki Anfang Juli endgültig auch von dem westlichen Ufer der Zlota-Lipa vertrieben. Dort wurde der siegreichen Armee der Befehl: „Eingraben!" Das bedeutete für sie Ruhe. Aber nicht zu diesem Zweck wurde hier halt gemacht. Die deutschen und österreichisch-ungarischen Soldaten dieser Armee hatten keineswegs an Schlagkraft eingebüßt, sie hätten den besiegten Feind aufs neue weitertreiben und Ostgalizien ganz vom Feinde freimachen können. Die Heeresleitung hielt dazu aber jetzt die Zeit noch nicht für gekommen. Die starke Stellung der verbündeten Heere an dem eben erkämpften Westufer der Zlota-Lipa sollte der Armee zunächst nicht als Ausgangspunkt für neue Siege, sondern zur Abwehr gegen russische Angriffe dienen, die der Gesamtlage nach hier erfolgen mußten, um den Fortschritt der in Polen kämpfenden Heere der Verbündeten zu stören. Das konnte mit den schwersten Folgen für die Gesamtlage im Osten geschehen, wenn die Russen durch Heranführung übermächtiger Verstärkungen den äußersten Südflügel der Deutschen, Österreicher und Ungarn ins Schwanken brachten oder ihn gar durchbrachen. Gegen diese drohende Gefahr galt es aufs festeste gewappnet zu sein. Und die Südarmee ist es gewesen. Darüber hinaus aber kämpfte sie mit Erfolg um Verbesserungen der Front. So warf sie am 8. August aufwärts Usciecko am Dnjestr die Russen an mehreren Punkten und erbeutete von ihnen 1600 Gefangene und 5 Maschinengewehre. Am Tage danach bemächtigten sich innerösterreichische und küstenländische Regimenter bei Czernelica auf dem Südufer des Dnjestr einer brückenkopfartigen Stellung, an der die Russen sich bisher noch mit aller Kraft festzuhalten gewußt hatten. Nun flohen sie aber über den Fluß und ließen 22 Offiziere und 2800 Mann, 6 Maschinengewehre, einen großen Fuhrpark und zahlreiches anderes Kriegsmaterial in der Hand der Sieger. Damit waren die Russen in den nächsten Tagen zur Räumung sämtlicher noch auf dem südlichen Dnjestrufer befindlichen Stellungen gezwungen. Diese starken, günstig gelegenen und daher schwer einnehmbaren Befestigungen auf dem hier steil gegen den Fluß abfallenden Hügelgelände hatten die Russen acht Wochen hindurch halten können. Die ihnen gegenüberliegenden Österreicher und Ungarn steigerten während des ganzen Juli den Druck auf die weit vorgelegenen Punkte. Auf rasch errichteten Brücken schafften aber die Russen immer wieder neue Verstärkungen heran und verstanden es, den Angreifern alle nur erdenklichen Schwierigkeiten zu machen. Zu Beginn des August konnten sie sogar an eine Art Erfolg ihrer Mühen glauben, weil anscheinend Ruhe eintrat. Es war aber nur die Stille vor dem Sturm, der wie immer mit starken Artillerieüberfällen eingeleitet wurde und den ersehnten Erfolg brachte. Dabei kam den Siegern eine Hochflut des Dnjestr zu Hilfe, der zahlreiche Brücken zum Opfer fielen und die so die Russen zwang, eine recht beträchtliche Beute im Stich zu lassen. In dieser Zeit kam es auf der äußersten Rechten an der bessarabischen Grenzfront zu immer wiederholten regelmäßigen Angriffen der Russen, die ebenso regelmäßig in dem überlegenen österreichisch-ungarischen Artilleriefeuer verbluteten. Auch an der gesamten Dnjestr- und Zlota-Lipa-Front überboten sich während des August die Russen in fortwährenden Sturmangriffen, die ihnen aber stets nur große Verluste eintrugen, ohne irgendwelchen Erfolg zu bringen oder auch nur in Aussicht zu stellen. Im August kündigten immer deutlicher werdende Anzeichen den nahenden Augenblick neuer Angriffsarbeit für die Südarmee an. Sie rührten von ihrem nördlichen Flügel her. Dort mußte der neue Vorstoß auf diesem Teile der Front einsetzen, weil von dort her, vom Nordosten her, das wolhynische Festungsdreieck Luzk — Dubno — Rowno bedroht, angegriffen und in zusammenwirkender Kampfarbeit aller südöstlichen Truppen genommen werden mußte. Dort schoben sich am 22. August die Sicherungen der Deutschen, Österreicher und Ungarn im Raume von Wladimir-Wolinski bis gegen Turyjsk vor. Die Russen wurden allerorten vertrieben. Am nächsten Tage wurden die dargelegten Absichten durch einen erfolgreichen und kühnen Reitervorstoß vom linken Flügel der südlichen Heeresgruppe aus ein mächtiges Stück gefördert. Österreichische, ungarische und deutsche Reiter der Armee des Feldzeugmeisters Puhallo zogen in der Verfolgung des Feindes in Kowel ein und rückten nordwärts weiter vor. Damit war ein wichtiger Bahn- und Straßenknotenpunkt in den Händen der Angreifer. Vier Bahnen strahlen von Kowel aus: nach Brest-Litowsk, nach Cholm—Lublin, nach Wladimir-Wolinski und durch die Sümpfe des Pripetbereiches (siehe Bild S.286)



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Drei Brücken über den Wislok, nahe seiner Mündung in den San.

Im Hintergrund die ursprüngliche, österreichisch-ungarische Brücke, davor die russische Kriegsbrücke (von den Russen wieder zerstört), vor dieser die von deutschen und österreichisch-ungarischen Pionier- und Eisenbahntruppen erbaute neue Eisenbahnbrücke. Im Vordergrund eine Fußgängernotbrücke, die zur Beförderung von Lebensmitteln angelegt wurde.

nach Kiew. Die Bedeutung dieses Vorstoßes, der sich in einer Breite von 50 Kilometern in dem Raum um Kowel ausdehnte, war jedoch hiermit keineswegs erschöpft. Den verbündeten Heeren war zu gleicher Zeit ein Durchbruch durch die russische Front geglückt, der in die feindlichen Heere durch Teilung in eine nördliche und eine südliche Gruppe eine gefährliche Lücke riß. Dazu kam, daß den Russen mit der Besetzung Kowels die sehr wichtigen Hauptbahnen Brest-Litowsk—Kowel—Kiew und Kowel—Luzk—Odessa durchschnitten waren. Damit war jede unmittelbare Verkehrsmöglichkeit zwischen dem russischen Heere im Zentrum und im Norden und den Heeresteilen im Süden unterbunden. Es stand ihnen nur noch der einzige Schienenstrang zur Verfügung, der quer durch die sich an Kowel nordwärts und nordostwärts anschließenden Waldsümpfe der Poljeßje hindurchführt. Außer dieser für eine wirklich großangelegte Truppenbeförderung viel zu schwachen Strecke kam nur noch der zeitraubende und unbequeme Weg über Kiew in Frage. Die Abtrennung der südöstlichen russischen Front an der Zlota-Lipa und am Dnjestr von der russischen Hauptfront, die vordem in Polen, im damaligen Zeitpunkt aber schon auf der Rückzugslinie Brest-Litowsk—Bialystok stand, konnte mit der Besetzung Kowels als vollständig gelungen betrachtet werden. Puhallo befand sich mit seiner Reiterei am 24. August auf dem Vormarsch beiderseits der nach Kobryn führenden Straße. Honvedhusaren stürmten an diesem Tage ein an der Bahnlinie nach Brest-Litowsk gelegenes verschanztes Dorf. Damit gewann der Vorstoß noch eine weitere Bedeutung: er mußte die Einschließung von Brest-Litowsk beschleunigen und machte die dortige Lage der Russen noch unsicherer, weil ihnen nunmehr aus Brest-Litowsk hinaus nur noch die Rückwege nördlich nach Minsk und nordöstlich nach Pinsk zur Verfügung standen. In Ausnutzung des erreichten Vorteils warf die Reiterei Puhallos am 25. August russische Nachhuten bei Bucin und Wyzwa. Gleichzeitig drangen Teile der Armee Puhallo aber auch auf Luzk vor, das etwa 70 Kilometer von Kowel entfernt liegt. Und nun, als die Verfolgung der Russen auf Luzk scharf in Fluß gekommen war, rührten sich auch die so lange eingegrabenen Truppen an der Zlota-Lipa und im ferneren Ostgalizien. Am 27. August durchbrachen sie die wochenlang ausgebauten russischen Stellungen. Ihr Kampf bewegte sich auf dem Ehrenfelde der großen Schlachten, die zu Beginn des Weltkrieges östlich und südlich von Lemberg geschlagen worden waren und sich nun jährten. Sowohl östlich von Przemyslany wie auch westlich von Podhajce und Monasterzyska drangen die Verbündeten ungestüm in die feindlichen Stellungen ein. Zwischen Gologory und Brzezany fielen die russischen Gräben in einer Breite von 30 Kilometern in die Hände der Angreifer. Dabei hatten zwischen Gologory und Dunajow österreichisch-ungarische, im Raume von Brzezany deutsche Soldaten gestürmt. Allein an Gefangenen büßte der geschlagene Feind 20 Offiziere und 6000 Mann ein, und vergebens versuchte er sich durch hartnäckige Gegenangriffe wieder in den Besitz der verlorenen Stellungen zu bringen. Er mußte das Schlachtfeld räumen und trat am Morgen des 28. August auf der ganzen Front den Rückzug an.

Auch östlich von Wladimir-Wolinski kam es zu Kämpfen größeren Umfangs. Puhallos Armee warf dort den sich widersetzenden Feind nach hartem Kampf weiter auf Luzk zurück und setzte die Verfolgung fort. Die nördlichen Teile seiner Armee näherten sich nunmehr Kobryn von Süden und Westen und schlugen den Feind östlich und nördlich von Kamieniec-Litowsk zurück. Die nächsten Tage zeigten, daß mit den Erfolgen östlich von Wladimir-Wolinski und an der Zlota-Lipa der Widerstand der Russen auf einer Front von 250 Kilometern gebrochen war. Auf dieser mächtig ausgedehnten Linie befanden sie sich nunmehr in vollem Rückzuge, der von den schnell folgenden Angreifern in stetem Fluß gehalten wurde. Überall war der Weg der Russen auch an dieser Front durch brennende Ortschaften und zerstörte Ansiedlungen gekennzeichnet. Die Zahl der Gefangenen erhöhte sich schon am 28. August auf 10000 Mann. Die Truppen der Armee des Generals v. Pflanzer-Baltin folgten dem Feinde auf Buczacz. Die aus deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräften zusammengesetzte Armee des bayerischen Generals Grafen Bothmer drang über Podhajce und gegen Zborow vor. Diese von den Russen in Brand gesteckte Stadt war schon am 28. im Besitz der Armee Böhm-Ermolli. Die Kavallerie des Generals Puhallo folgte dem Feinde weiter gegen Luzk. Diese Festung, die als Brückenkopf am linken Ufer des Styr dienen und zwei Brücken sichern sollte, war für die Russen der rechte Flügelstützpunkt der Ikwa-Styr-Linie. Der Umfang ihrer Befestigungen, die vor dem Kriege aus vier Feldschanzen für je einige Infanteriekompanien und Feldgeschütze bestand, betrug 14 Kilometer. Wichtige Straßen führten hier in und durch das Festungsdreieck Luzk-Dubno-Rowno. Diesem, über das der Weg auf Kiew zu bahnen war, galt der Ansturm der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere in erster Linie. Auf der ganzen Dnjestrfront von der Zlota-Lipa bis zur russischen Grenze herrschte in den letzten Augusttagen lebhafte Artillerietätigkeit. Die Russen gaben sich durch Angriffe erhebliche Mühe, die Gegner aus ihrer Zurückhaltung herauszubringen. Besonders bei Zaleszczyki holten sie sich blutige Köpfe. Währenddessen drangen die Armeen Pflanzer-Baltin und Bothmer schon am 29. August bis an die Strypa vor. Der Gegner versuchte zwar an verschiedenen Stellen der Front eine Eindämmung der Verfolgung, hatte damit aber kein Glück. Der Fortschritt der allgemeinen Angriffe südlich der Pripetsümpfe bis zum Dnjestr trug die siegreichen Heere schon am 30. August in den Raum nördlich und nordöstlich von Luzk. Hier wurde der einmal wieder standhaltende Gegner, dem viel daran liegen mußte, die Zugänge nach Ostgalizien



Österreichisch-ungarischer Train in Galizien. Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Österreichisch-ungarische Stabsoffiziere rasten auf dem Vormarsch in Galizien.

und seine Anmarschstraßen von Kiew her zu halten, nach heftigen Kämpfen in südlicher Richtung zurückgeschlagen und verlor dabei 12 Offiziere, über 1500 Mann, 5 Maschinengewehre, 5 Lokomotiven, 2 Eisenbahnzüge und viel Kriegsmaterial. An der Strypa wurde hartnäckig um die Übergänge gekämpft. Durch opferreiche Gegenstöße verstand der Feind dort vorläufig noch, folgenschwere Ergebnisse des Angriffs hintanzuhalten. Aber bereits noch am letzten Tage des August widerstand die Festung Luzk dem Anstoß nicht mehr. Das salzburgisch-oberösterreichische Infanterieregiment Rainer Nr. 59 warf die Russen mit dem Bajonett aus dem Bahnhof (siehe Bild Seite 275) und den verschanzten Barackenlagern nördlich des Platzes und drang zugleich mit den Fliehenden in die Stadt selbst ein, die bis zum Abend vollständig vom Feinde gesäubert war. Dieser wich nach Osten und Südosten zurück. Gleichzeitig durchbrach in Nordostgalizien die Armee Böhm-Ermolli bei Bialy-Kamien die feindliche Linie auf einer Strecke von über 20 Kilometern. Durch diesen doppelten Erfolg bekamen nun auch die Kämpfer am Styr wieder Luft, so daß die



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Russische Gefangene werden verhört.

Russen auf der ganzen Linie den Rückzug hinter diesen Fluß antreten mußten. Die rückgängige Bewegung des Feindes dehnte sich schließlich auch auf die Front bei Zborow aus. Freilich wehrte sich dieser überall aufs tapferste in unermüdlichen und mit gewaltigen Kräften angesetzten Gegenstößen. Dabei drängte er deutsche und österreichisch-ungarische Truppen, je eine Brigade, in der Gegend von Kozowa einige Kilometer zurück, doch nützte dieser kleine Teilerfolg den Russen nichts. Sie waren so vorsichtig, einem dort zu ihrer Vertreibung angesetzten Flankenstoß rechtzeitig auszuweichen und schleunigst das Ostufer der Strypa zu gewinnen. — Die Folgen des Falles von Luzk waren von weitreichender Bedeutung. Aufwärts der Festung ward der Styr in breiter Front überschritten, Böhm-Ermolli drang über Brody an die Reichsgrenze vor, der nördliche Flügel der Armee des Grafen Bothmer verfolgte den gegen den Sereth zurückgehenden Feind auf den von Zborow gegen Zalocze und Tarnopol (siehe Bild Seite 291 oben) führenden Straßen. Unter fortwährenden Kämpfen warf v. Pflanzer-Baltin die Russen von den Höhen östlich der unteren Strypa zurück und erschütterte damit auch die feindliche Dnjestrfront bis zur Serethmündung hinab. Die Serethlinie, auf die sich die Russen nunmehr eilig zurückzogen, gab demselben Tage griff die Armee Böhm-Ermolli wieder auf einer stark verschanzten, 40 Kilometer breiten Front an. Bei Podkamien und Radziwilow schlug sie den Feind entscheidend. Besonders schwierig und blutig waren dabei die Kämpfe um das Schloß Podkamien. An diesem Punkt und an der stockwerkartig befestigten Höhe Makutra bei Brody führte der Sturm bis zum Handgemenge. Trotz zähester Verteidigung wurde der Feind aber überall geworfen und ließ gegen 3000 Gefangene zurück. Am nächsten Tage wichen die Russen in diesem Kampfraume auf einer Front von 90 Kilometern Breite und gingen hinter die Ikwa zurück. Am Sereth kam es zu sehr erbitterten Zusammenstößen. Dort brach der Gegner aus seinen bei Tarnopol und Strusow eingerichteten brückenkopfartigen Verschanzungen mit ganz überlegenen Kräften hervor. Bei Tarnopol wurde er von einem Gegenangriff deutscher Truppen zurückgeworfen, im Raume westlich und südwestlich von Trembowla jedoch kam der Kampf zu keinem Abschluß. Nächst der Serethmündung wiederum erstürmten die unter dem Befehl der Generale Benigni und Fürst Schönburg stehenden österreichisch-ungarischen Truppen die feindliche Stellung nordwestlich von Szuparka, wobei sie 20 Offiziere, 4000 Mann und 7 Maschinengewehre erbeuteten. Am nächsten Tage gelang



Phot. G. Brünnlein, Berlin.

Entlausungsbaracke in Alexandrow, in der alle Soldaten zunächst entlaust werden, bevor sie weiter marschieren dürfen.

ihnen Gelegenheit zu neuem Widerstand. Auf der ganzen Linie wurden sie seit dem 3. September von den verbündeten Heeren mit aller verfügbaren Wucht angegriffen.

Die tapferen Vorstöße trafen freilich auf einen ausdauernden Feind, der jeden Verlust mit äußerster Schnelligkeit zu ersetzen wußte. Dennoch mußte er trotz allem Zögern unverkennbar nachgeben. Österreichisch-ungarische Truppen kamen am 3. September nächst der Serethmündung über den Fluß und faßten auf seinem Ostufer festen Fuß. Sie entrissen dem Gegner dazu noch die stark ausgebaute Stellung auf der Höhe Sloteria nordwestlich von Sinkow und nahmen 1400 Mann gefangen. Nördlich Zalocze und östlich von Brody durchbrach die Armee Böhm-Ermolli die feindlichen Linien an mehreren Punkten. Hier wurden 6 Offiziere, darunter ein Oberst, und 1200 Mann zu Gefangenen gemacht. In Wolhynien war der Widerstand des Feindes, der sich vor Dubno und bei Olyka zum Kampf gestellt hatte, noch nicht gebrochen. Der Kampf, der hartnäckig fortgesetzt wurde, stand in den nächsten Tagen auf der ganzen Front; immerhin gelang den verbündeten Heeren hier und da eine kleinere Entscheidung, die für die nächste Zukunft wirksamer zu werden versprach. Am 6. September eroberten die Deutschen vor Tarnopol einen wichtigen Stützpunkt der Russen bei Ostrow. Damit war ein vielverheißender Schritt voran getan, da jetzt der Weg zu den westlichen Vorstellungen von Tarnopol geöffnet war. An unter Mitwirkung deutscher Gardebataillone, die Oberst v. Leu befehligte, auch die Zurückwerfung des im Raume westlich von Trembowla über den Sereth vorgedrungenen Gegners, der einzelne Punkte dort nur wegen seiner gewaltigen Überlegenheit an Zahl noch zu halten vermochte. In Wolhynien war unterdessen eine besonders erfreuliche Entscheidung zur vollen Reife gediehen. Der zweite Eckpfeiler des wolhynischen Festungsdreiecks, Dubno, wurde genommen (siehe Bild Seite 290). Große Verpflegungsvorräte und ausgedehnte Barackenlager kamen in die Hände der Sieger. Außer den großen Sperrforts fielen auch die Infanterieschanzen, die zur Sperrung der Ikwaniederung dienen sollten. Damit war der Weg zu dem 35 Kilometer entfernten befestigten Platz Rowno (siehe Bild Seite 291 unten) jetzt auch von Südosten her frei. Die Armee Böhm-Ermolli drang an der oberen Ikwa vor und über Nowo-Alexinez hinaus. In Wolhynien standen die angreifenden Truppen nunmehr vor dem unangenehmsten Teil ihrer überaus schwierigen Aufgabe. Südlich der Pripjetsümpfe hielt sich der Feind jetzt hinter den Sümpfen des schleifenreichen und inselbesäten Goryn, ferner an der Einmündung der Putilowka und des Stubiel in den Goryn nordöstlich Rowno. Östlich und südöstlich verteidigte der Feind hinter den Teichen und Sümpfen des Stubiel vorbereitete und feldmäßig ausgebaute Stellungen auf einer 50 Meter ansteigenden, teilweise bewaldeten Hügel-



Russischer Rückzug.

Nach einer Originalzeichnung von P. Halke.



Österreichisch-ungarische Fuhrparkkolonne auf dem Marsche durch das Pripet-Gebiet. Phot. R. Sennecke, Berlin.

kette, die sich 10 Kilometer vor den ständigen Befestigungen Rownos hinzog. Der Fall Dubnos hatte der Armee Böhm-Ermolli das kräftige Vorrücken gegen den rechten Flügel der russischen Serethstellung ermöglicht. Teile dieser Armee warfen die Russen gegen die Stadt Zbaraz zurück. Von Tarnopol her erneut vorbrechende russische Regimenter wurden von den Truppen der Armee Bothmer immer wieder zurückgeworfen, die Vorstöße aus den Brückenköpfen Trembowla und Czortkow verwickelten die österreichisch-ungarischen Truppen aber immer wieder aufs neue in unentschiedene Kämpfe. Am 11. September überschritten die verbündeten Truppenteile der Armee Puhallo bei Derazno den Goryn und bei Dubno die Ikwa. Die Angriffe bei Tarnopol wurden von den Russen mit wachsender Übermacht fortgesetzt, nordwestlich der Stadt gelangten sie zeitweilig sogar in die vordersten österreichisch-ungarischen Schützengräben und gewannen das Dorf Dolzanka. Deutsche und Honvedbataillone packten den Gegner aber in beiden Flanken, nahmen ihm das eroberte Dorf wieder weg und warfen ihn auf seine Brückenkopfstellungen zurück. Auch am 12. September wurden mehrere starke feindliche Angriffe bei Tarnopol blutig abgewiesen. In der darauffolgenden Nacht zogen sich die deutschen Truppen aber in eine günstigere Stellung, die einige Kilometer westlich der bisher gehaltenen lag, unbehindert vom Feinde zurück. Die russischen Angriffe gegen die Serethfront der verbündeten Heere steigerten sich zu unerhörter Wucht und führten allmählich dazu, den Russen in dem Kampfraum am mittleren Sereth eine bedeutende Überlegenheit zu sichern. An dieser Stelle bezogen denn auch die verbündeten Heeresteile nach und nach, ohne Störung durch den Feind, bereits hergerichtete Stellungen am Ostufer der Strypa. Während diese Heeresgruppe dem übermächtigen Massenstoß des Gegners auswich und ihn zu einem neuen Angriff auf eine neue, ausgebaute und unerschütterte Stellung zwang, setzte der Nordflügel in Wolhynien seine Angriffe unbekümmert fort. In der Gegend von Nowo-Alexinez verwickelten die Russen nunmehr aber auch die Armee Böhm-Ermolli, die schon die russische Flanke bei Tarnopol bedrohte, in überaus hartnäckige Kämpfe, die für die Entwicklung der Verhältnisse in dem von dieser Armee südlichen Raum von größter Wichtigkeit werden mußten. Zunächst konnten die Verbündeten infolge der so überaus massigen russischen Gegenunternehmungen nur noch sehr langsam vorwärtsschreiten. Abgesehen von der Zurücknahme der mittleren Heeresteile um einige Kilometer nach Westen, war das aber auch der einzige Erfolg des russischen Massenanpralls. Nordöstlich von Dubno mußte der Feind bei einem seiner mißglückten schweren Gegenangriffe am 14. September außer zahlreichen Toten 6 Offiziere, 800 Mann und 3 Maschinengewehre als Beute zurücklassen. Die Russen gaben sich auf diesem im ganzen genommen entlegenen Kampfplatz mit äußerster Anstrengung die erdenklichste Mühe, den Schwerpunkt der strategischen Lage nach Galizien zu verschieben; aber ihre Hoffnungen erfüllten sich nicht. Alle ihre Versuche, die ostgalizische und wolhynische Front der verbündeten Heere ins Wanken zu bringen, blieben erfolglos. Unter großem Aufwand von Artilleriemunition unternahmen sie am 14. September Angriffe gegen die Front der Verbündeten an der mittleren Strypa, wurden aber überall zurückgeworfen.

Seit dem 17. September mußte der russische Gegenstoß in Ostgalizien an der Strypa als völlig zusammengebrochen gelten. Dort räumte der Feind das Gefechtsfeld der letzten Tage und wich wieder an den Sereth zurück. Die zahlreichen Angriffe in Wolhynien wurden mit seltenen Ausnahmen entscheidend abgeschlagen, aber auch hier machte sich schließlich ein Ausweichen vor der russischen Übermacht notwendig; die dazu erforderlichen Bewegungen zur Besetzung neuer Stellungen vermochte der Feind jedoch nicht zu stören. Er ging dann aber unermüdlich mit schweren und hitzigen Angriffen gegen die neuen Linien vor. Auch an der Ikwafront entbrannten die Kämpfe aufs neue. Hier verlor der Feind am 19. September über 1000 Gefangene, wenn er auch an einzelnen Stellen für einige Zeit das Westufer des Flusses gewinnen konnte. Namentlich das Infanterieregiment v. Hindenburg legte aufs neue Proben seiner Kampftüchtigkeit ab. Am 21. September war den übermächtigen russischen Angriffen in Wolhynien und auf der Ikwafront entscheidend halt geboten. Es galt zunächst einmal wieder Atem zu schöpfen zu einem endgültigen, entscheidenden Vorstoß. Für einige Tage standen die Kämpfe in Wolhynien und an der Ikwa unter dem Zeichen der Artillerie. Auf der Seite der verbündeten Heere genügte diese Waffe vollständig zur Vereitelung der immer wieder von den Russen angestellten Versuche, das westliche Ufer der Ikwa zu gewinnen. Bei Luzk wurden die verbündeten Truppen in vorbereitete Stellungen ganz wenig zurückgenommen, um völlig gesichert dem zu erwartenden Hauptstoß begegnen zu können. Ein feindliches Infanterie-

regiment, das am 22. September nahe der Ikwamündung über den Styr vordrang, wurde unter ganz besonders schlimmen Verlusten auf das Ostufer des Flusses zurückgejagt. Im Raume von Nowo-Alexinez kam es am 23. wieder zu einem furchtbaren Aufleben der russischen Massentaktik. Unter starkem Artillerieaufgebot griffen die Feinde elf Glieder tief an. Sie wurden wie an früheren Tagen unter schwersten Verlusten, wo immer sie anliefen, zurückgeworfen, und die im Gegenangriff nachdrängenden Österreicher und Ungarn nahmen sogar noch eine der feindlichen Höhenstellungen. Bei Rydoml wurden auf verhältnismäßig engem Gefechtsfeld 11 Offiziere und 300 Mann gefangen genommen. Insgesamt betrug die Beute an der Ikwafront an diesem und dem nächsten Tage 20 Offiziere und 4000 Mann. Der 24. September brachte den geschilderten gleichgeartete Angriffstöße an der wolhynischen Front. An einzelnen Punkten führten sie bis in die Gräben der verbündeten Heeresteile, wurden aber stets wieder blutig abgewiesen. Am 26. begannen die Russen aus ihren Stellungen nordwestlich von Dubno und im Styrabschnitt bei Luzk zu weichen. Der Brückenkopf östlich von Luzk kam wieder in die Hand der Österreicher und Ungarn. So waren die Gegenangriffe der Russen in Ostgalizien und Wolhynien, die eine Wendung der Gesamtlage hatten herbeiführen sollen, trotz ungeheurer Blutopfer eigentlich wirkungslos verpufft. Die Hoffnung, wieder in Ostgalizien einzudringen, was das Ziel des großen Durchbruchsversuchs im Raume von Alexinez gewesen war, gleichzeitig aber die Rumänen in russischem Sinne zu beeinflussen und die Verbündeten zu neuen Geldopfern geneigt zu machen, war nicht erfüllt worden. Der Rückzug aus dem wolhynischen Festungsgebiet dauerte den ganzen 27. September hindurch an und ging bis hinter die Putilowka. Bei der von den verbündeten Heeren sofort eingeleiteten Verfolgung gelang es in Nachhutgefechten östlich von Luzk, 40 Offiziere und 600 Mann abzufangen. Die Lage in Ostgalizien und Wolhynien war nunmehr nicht nur wiederhergestellt, sondern in eine neue Angriffsbewegung der verbündeten Heere, die den überall weichenden Russen folgten, umgestaltet. —

Die russischen Unternehmungen in Galizien und Wolhynien seit Mitte September hatten immerhin die Vorgänge **auf dem nördlichen Hauptkampfgebiet des östlichen Kriegschauplatzes** insofern etwas beeinträchtigt, als sie bis zu einem gewissen Grade die im nördlicheren Teile fortgesetzte große allgemeine Angriffsbewegung der verbündeten Armeen verlangsamten; denn für die Armee Mackensen mußte die Gefahr einer Flankierung von Süden her in dem Augenblick zur Tatsache werden, in dem die Russen in Ostgalizien und Wolhynien erfolgreich waren. Dies machte für die Leitung der dortigen Maßnahmen äußerste Vorsicht zur Pflicht. Anders wurde es jedoch mit Beginn des September. Seitdem galt hier die gesteigerte Aufmerksamkeit dem Schicksal Grodnos, des letzten starken Haltes der Russen in der stattlichen Reihe der einst so bedrohlichen Festungen, die den Winter hindurch bis tief in den zweiten Kriegsommer hinein ihre Stützpunkte gewesen waren. Die Heeresgruppe Hindenburg, in deren Tätigkeitsbereich die Festung Grodno fiel, stürmte am 1. September den Ort Czarnokowale an der Bahn Wilna—Grodno und schritt auch bei Merecz in ihrem Angriff fort. Auf der Westfront von Grodno nahm sie die äußerste Fortlinie. Norddeutsche Landwehr stürmte das nördlich der Straße Grodno—Dombrowo gelegene Fort 4 und nahm dessen Besatzung in Stärke von 500 Mann gefangen. Am Abend desselben Tages eroberten badische Truppen auch das weiter nordwestlich liegende Fort 4 a. Darauf räumten die Russen die übrigen Werke der vorgeschobenen Westfront Grodnos. An diesem Tage besetzte die Heeresgruppe Hindenburg auch noch die Übergänge über den Swisloczu nach einem Kampfe östlich des Forstes von Bialystok von Makarowce aufwärts; dabei erbeutete sie 3070 Gefangene, 1 schweres Geschütz und 3 Maschinengewehre. Bei Ossowez wurden außerdem noch drei vom Feinde in den Sumpf versenkte schwere Geschütze gehoben. Bei Grodno kamen die Deutschen schon am 2. September durch schnelles Handeln über den Njemen und nahmen nach Häuserkampf die Stadt, wobei sie 400 Gefangene machten. Der kühne Handstreich, den die unter Hindenburgs Oberbefehl kämpfende Armee Eichhorn mit Glück ausgeführt hatte und der sie über den Njemen und in die Stadt Grodno brachte, war ein äußerst wichtiger Erfolg, denn nun war die Festung Grodno



Deutsche Vorhut kommt durch ein von den Russen auf der Flucht in Brand gestecktes Dorf. Hofphot. G. Berger, Potsdam.



Rast nach schwerem Kampf. Phot. Boedecker, Berlin.



Unsere Soldaten im Besitz der von den Russen verlassenen Stellungen. Phot. Boedecker, Berlin.



Phot. Boedecker, Berlin.

Deutsche Sanitätsmannschaften reichen von schwerem Kampf völlig erschöpften Russen Wasser.

auf alle Fälle unhaltbar geworden. Die Westfront des äußeren Fortsgürtels war bereits in den Händen der Deutschen und das verhältnismäßig schwache Kernwerk der Festung damit auch seines wesentlichsten Rückhalts beraubt; die russische Armee konnte sich nur noch auf die Forts und Batterien der östlichen Befestigungshälfte stützen. Diese konnten dazu in umgekehrter Front, in der sie nur in Betracht kamen, naturgemäß nur noch von stark verminderter Wirkung sein. Die immerhin noch andauernden Verteidigungskämpfe der Russen waren weiter nichts mehr als ein verzweifelter Versuch, dem weichenden Feldheer den Abzug zu erleichtern, das besonders durch die Durchschneidung der Hauptbahnlinie Grodno—Petersburg in wachsende Bedrängnis gekommen war. Diese vermehrte noch ein Erfolg der Armee Gallwitz an demselben Tage, die an der Straße Alexinez—Swislocz den Widerstand feindlicher Nachhuten gebrochen und dabei über 3000 Gefangene, 1 Geschütz und 18 Maschinengewehre erbeutet hatte. Am 3. September fanden in und um Grodno noch Kämpfe statt. Während der darauffolgenden Nacht zogen sich die überall geschlagenen Russen aber in östlicher Richtung zurück. Die Festung Grodno (siehe auch den Sonderbericht Seite 291) und sämtliche Forts wurden von den Deutschen besetzt. 6 schwere Geschütze und 2700 Gefangene blieben in ihrer Hand, der weichende Feind wurde verfolgt.

Auch südlich von Grodno hatte der Gegner seine Stellung am Njemen geräumt. Zwischen der Swisloczmündung und der Gegend nordöstlich des Bialowieskaforstes blieb v. Gallwitz im Angriff und brachte weitere 800 Gefangene ein. Mit der Festung Grodno war nunmehr der letzte feindliche Stützpunkt am Njemen gefallen, die Russen büßten damit ihren Flankenschutz für die östlich der Linie Bialystok—Brest-Litowsk kämpfenden Heeresteile ein, auch wurde nun ihre angestrengte Gegenwehr bei Wilna stark beeinflußt. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

In Russisch-Polen.

(Hierzu die Kunstbeilage und das Bild Seite 284.)

Drei Dinge sind es, die neben den Russen unseren braven Kriegern im Osten besonders in den Wintermonaten am



Deutsche Offiziere und jüdische Stiefelhändler in einem Dorf in Russisch-Polen.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Karl Storch.

meisten zu schaffen machen: Kälte, Nässe und Ungeziefer.

Mit allen Mitteln sucht man den Kampf gegen alle drei Feinde auf einmal zu führen, was am besten in Baracken hinter der Front gelingt, in denen kleine eiserne Öfen brennen und Wärme spenden. Das ist ein Genuß nach den vorhergegangenen Tagen und Wochen! Gute Wasserablaufsvorrichtungen sorgen dafür, daß man schön im Trocknen sitzt, und die Ungezieferplage wird in besonders dafür erstellten Entlausungsbaracken (s. Bild S. 284) durch trockene Hitze bekämpft.

In den Ortschaften, auch wenn sie nicht zusammengeschossen oder von den Russen vor Beginn ihrer rückwärtigen Bewegung niedergebrannt sind, stößt man auf ziemlich große Schwierigkeiten. Gegen den durch die Decke hereintröpfelnden Regen müssen meist erst einige Dachziegel entfernt und ersetzt werden, die von Schrapnellkugeln zertrümmert wurden. Straßenpolizeiliche Vorschriften des Ortskommandanten sorgen dafür, daß der Düngerhaufe nicht durch plötzliche Schneeschmelze oder Regenschauer in den bewohnten Stuben erscheint, was man dem Regenwasser nicht immer ganz verbieten kann. Wärme läßt sich ebenfalls erzeugen, wenn auch manche Gartentür, mancher Zaunpfahl daran glauben muß. Doch gegen die Tierchen gibt es hier kein Mittel. Oft schlafen fünf bis sechs Personen eng zusammengekauert in der einen Stube, in der anderen mindestens ebensoviel Militär. Der Fußboden — in die Betten legt man sich vorsichtshalber gar nicht — ist erst nach dreitägiger deutscher Bearbeitung einigermaßen sauber geworden. Doch gibt es noch genug Unebenheiten und Ritzen in ihm, um als Deckung für das Kleinvolk zu dienen.

Eine große Annehmlichkeit bringt jedoch anderseits die Ortsunterkunft mit sich. Man kann, was dringend nötig geworden ist, seine Kleider- und Schuhbestände etwas



Phot. E. Benninghoven, Berlin.

Deutscher Brückentrain beim Übergang über den Stryj auf dem Wege zum Dnjestr.



Zurückgekehrte galizische Flüchtlinge. Hofphot. G. Berger, Potsdam.



Phot. E. Benninghoven, Berlin.

Deutsche Transportkolonnen kommen durch den galizischen Ort Skole bei Stryj.

auffrischen. Von der Gelegenheit zu neuen Einkäufen wird auch ausgiebig Gebrauch gemacht. Das sich dabei entwickelnde Leben und Treiben führt uns der Künstler nach seinen eigenen an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen in unserer Kunstbeilage vor Augen.

Das sächsische Infanterieregiment Nr. 105 auf Höhe 60 vor Ypern.

(Hierzu die Bilder Seite 297.)

Die im ersten Kriegswinter vielgenannte Höhe 60 vor Ypern — an der Bahn Ypern—Comines gelegen — war seit dem 18. Dezember 1914 von sächsischen Truppen besetzt worden, und nach schweren und heißen Kämpfen am Kanalknie, die mit einem vollen Siege endeten, bezog das Regiment Nr. 105 die vom Infanterieregiment 132 und Jägerbataillon 8 eroberte Stellung. Die Franzosen erkannten wohl die Bedeutung dieses wichtigen Schlüsselpunktes der ganzen Front vor Ypern und machten verzweifelte Anstrengungen zur Rückeroberung. Der Ausbau der Stellung mußte unter den schwierigsten Verhältnissen vor sich gehen. Beinahe einen ganzen Monat lang lag Tag und Nacht ein verheerendes Artilleriefeuer auf der Höhe, aber alle Versuche des Gegners, sie wiederzugewinnen, blieben erfolglos. So mancher schlichte Grabhügel mit einem Holzkreuz und der Aufschrift: „Hier starb ein tapferer Kamerad vom 105. Regiment den Heldentod" zeugt von der Erbitterung der Kämpfe und dem Heldenmut der Braven, deren Namen nicht einmal mehr an ihrer bleibenden Ruhestätte aufgeführt werden konnten. Die Franzosen wurden dann durch Engländer abgelöst, in denen ein neuer, zäher und erbitterter Gegner auftrat. Die beiden sich gegenüberliegenden Stellungen wurden festungsartig ausgebaut, durch Sappen und Minen näherten sie sich auf 15 bis 50 Meter. Jetzt traten die Mineure in Tätigkeit, und die in diesem Feldzuge so hervorragenden Leistungen der deutschen Pioniere kamen auch hier voll zu ihrer Geltung. Im März sprengten sie eine im feindlichen Bereich liegende Häusergruppe, Zwartelsen, die schon viel Schaden als Artilleriebeobachtungspunkt und Aufstellungsort für Maschinengewehre gestiftet hatte. Darauf trat verhältnismäßige Ruhe ein, da den Engländern jede Beobachtung unmöglich gemacht worden war, wir aber freie Sicht bis nach Ypern und dem See von Zillebeke hatten.

Am 17. April abends halb 8 Uhr wurde die Stille durch einen furchtbaren Knall jäh unterbrochen, die Erde erzitterte in weitem Umkreise, und mächtige schwarze Rauchwolken verkündeten die gewaltigste Sprengung, die wohl in diesem Kriege gemacht worden war: die ganze Höhe 60 in einer Breite von etwa 120 Meter war in die Luft geflogen. Der eine mächtige Sprengtrichter zeigte eine Breite von 35 Meter und eine Tiefe von ungefähr 15 Meter und vereinigte in seinem Krater die ganzen Greuel des Krieges. Das sofort einsetzende Artilleriefeuer des Gegners läßt sich in Worten nicht schildern, das ganze Gelände ringsum wurde mit einem Eisenhagel überschüttet, der die Höhe durchfurchte. Die nun folgenden Kämpfe um den Besitz der Höhe 60, die drei Tage dauerten und zum Teil Mann gegen Mann mit dem Bajonett ausgefochten werden mußten, spotten in ihrer Erbitterung jeder Beschreibung. Es waren hier zwei harte Gegner aneinander geraten, und für das 105. Regiment gab es nur die eine Losung: „die Höhe wird bis zum letzten Mann gehalten". Die Engländer hatten ihre besten Truppen, die 5. Division, dagegen eingesetzt und im Bewußtsein der Wichtigkeit des Punktes hier einen Durchbruch versuchen wollen. Der Erfolg der dreitägigen erbitterten Schlacht war die völlige Einebnung der deutschen Schützengräben: sie waren vom Erdboden verschwunden. Dahinter, etwa 20 Meter, war eine neue feste Stellung trotz des feindlichen Feuers entstanden; die Sprengtrichter bildeten die Trennungslinie, den diesseitigen Rand hielten die 105er, den jenseitigen die Engländer besetzt. Einen Gewinn hatten aber die Engländer trotz ihrer gegenteiligen Meldungen nicht erzielt, sie waren nicht einen Schritt vorwärts gekommen, die Sachsen hatten vielmehr ihre alte Stellung inne, nur hatte Höhe 60 selbst ein anderes Gesicht bekommen durch die Sprengung. Der jenseitige Kraterrand bot den Engländern gute Deckung. Mehrere, von hüben und drüben unternommene nächtliche Angriffe scheiterten auf beiden Seiten. Die Verluste der Engländer müssen ungeheuer gewesen sein, wenngleich auch wir unseren Erfolg nicht umsonst errungen hatten.



Erstürmung von Dubno. Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Heyer.

Am 4. Mai unternahm das 105. Regiment einen plötzlichen Vorstoß und warf den zähen Gegner aus seinen Gräben. Die Engländer waren völlig überrascht und räumten ihre Stellung, so daß die sächsischen Patrouillen bis zu vier Kilometer vorwärts in die feindlichen Gräben kamen. Die Sprengtrichter, die erste und die zweite Reihe der feindlichen Gräben wurden besetzt und ausgebaut. Der Erfolg war sehr groß, da mit dieser Besetzung das Gelände bis nördlich und westlich Ypern beherrscht wurde und unter Artilleriefeuer genommen werden konnte; 7 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer wurden bei dem Sturm erbeutet. Es war eine Freude, die braven 105er, die nun über drei Wochen ununterbrochen täglich in den schwersten Kämpfen gestanden hatten, zu sehen: die Mannschaften stürmten mit einer Begeisterung und auch Erbitterung vor, die in jeder Weise bewunderungswürdig waren. — Auch blieb die eroberte Stellung trotz starker englischer Gegenangriffe fest in den Händen des 105. Regiments.


Gesamtansicht von Tarnopol. Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

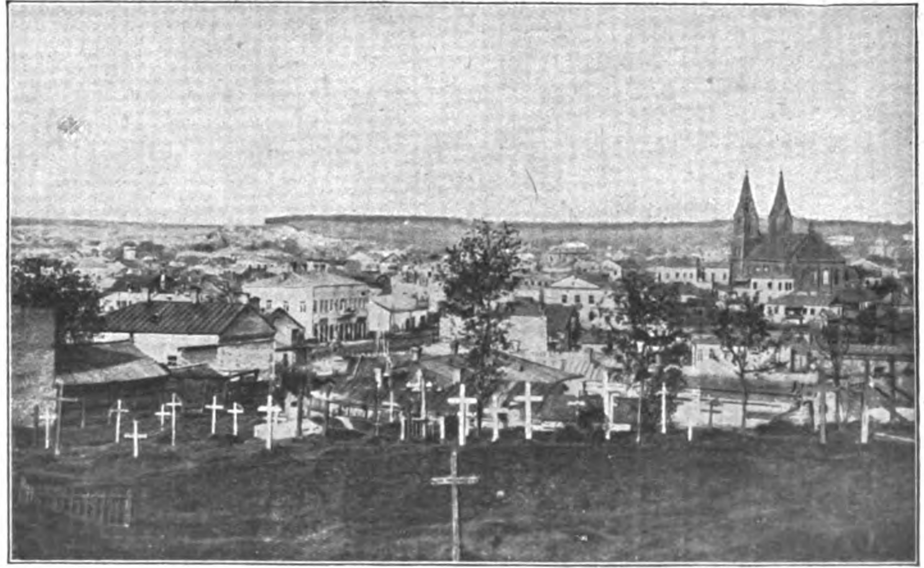
Grodno.

Von Major a. D. Ernst Moraht.

(Hierzu die Bilder Seite 292–296.)

Die Nachricht von dem Fall der Njemenfestung Grodno am 4. September 1915 (siehe Seite 288) hatte für unsere Kriegführung eine ganz besondere Bedeutung. War doch dieser Platz die letzte der starken Befestigungen der Njemen-, Bobr- und Narewlinie, die uns den Zugang in das östlich davon gelegene Rußland sperrte. Die russische Landesverteidigung konnte keine günstigere Stelle finden als diejenige, in der sie die Werke von Grodno angelegt hatte. Schon Ende des vorigen Jahrhunderts entstanden hier östlich und westlich des Njemen Brückenköpfe. Für den später zwischen Frankreich und Rußland verabredeten Angriffskrieg gegen Deutschland genügten aber diese geringen Befestigungen nicht. Frankreich gab um 1910 seine Millionen, und Rußland wurde angewiesen, auch hier eine Festung ersten Ranges zu schaffen. Es ist oft daran gezweifelt worden, ob das französische Geld dementsprechend verwendet wurde. Diese Zweifel waren, was Grodno anlangt, durchaus unberechtigt, denn es hat sich tatsächlich als erstklassige Festung erwiesen. Dabei kam den Russen allerdings nach jeder Richtung hin die Natur zu Hilfe.

Grodno hat im Lauf dieses Krieges wiederholt seine Bedeutung erwiesen. Hier war der Ausgangspunkt der russischen Offensive gegen Ostpreußen. Im Verein mit Kowno leistete es dem russischen Heer vielfache Dienste. Es barg die Mittel zum Vorstoß in sich, erleichterte das überraschende Vordringen, bot den von Hindenburgs Armeegruppen wiederholt geschlagenen Heeresteilen zur rechten Zeit Zuflucht und schützte sie vor der Vernichtung. Wir waren Ende August mit unseren Heeresteilen bereits nördlich und südlich an Grodno vorbei marschiert, indem wir die Russen immer weiter nach Osten zurückdrängten. Grodno blieb hinter ihrem Rücken als Stützpunkt und Hemmung des deutschen Vorgehens liegen. Nach dem Fall der Festung wurde bekannt, daß der Großfürst Heerführer ausdrücklichen Befehl gegeben hatte, sie bis zum Äußersten zu halten. In gewissem Sinne ist der Gouverneur der Festung diesem Befehl auch nachgekommen. General der Infanterie Keigorodow, der erste russische General, dem man Humanität und Liebenswürdigkeit gegenüber der Bevölkerung nachsagen kann, hat sich tapfer gewehrt. Das muß um so mehr wundernehmen, als schon am 23. August der Bevölkerung der Stadt bekanntgegeben worden war, man werde die Festung kampflos verlassen und von einer Belagerung habe sie nichts zu befürchten. — Es war kein leichtes Werk für unsere Truppen, sich der Angriffszone zu nähern und in ihr Erfolge zu erreichen. Aber es zeigte sich einmal wieder, was norddeutsche Landwehr und badische Truppen zu erreichen imstande sind. Die Brücken über den Njemenfluß waren sämtlich von den Russen zerstört. Es galt also für den fortschreitenden Angriff, bei Nacht und Nebel eine Schiffbrücke zu bauen, auf der die Truppen vom westlichen zum östlichen Ufer hinübergehen konnten. Der Bau gelang. Wir wandten im Kampf um Grodno dieselbe Art an, die wir als die „neue deutsche" bezeichnen können und die uns schon bei mancher der eroberten russischen Festungen und bei anderen Verteidigungswerken im Westen guten Erfolg eingebracht hat. Wir geben uns nicht mehr lange mit der Einschließung des anzugreifenden Bollwerks ab, sondern beginnen, sobald wir im Bereich unseres wirksamen Artilleriefeuers uns einem Fort genähert haben, mit der Beschießung. Dann kommt es darauf an, dieses angegriffene Werk aus der Reihe der übrigen durch Sturm herauszunehmen und zu Fall zu bringen. Bei Grodno faßte unser Angriff in den ersten Septembertagen zuerst zwei Forts der Südwestfront an, dann drangen wir in die Stadt ein und reinigten sie in einem heftigen Straßenkampf von den Russen. Endlich nahmen unsere Truppen die Verteidigungswerke zum Ziel, die sich östlich der Stadt in weitem Bogen um diese erstreckten. Einige der Befestigungsanlagen sind durch die abziehenden Gegner nicht gesprengt worden. Sie gerieten gut erhalten in unsere Hände und dienten nun zur Befestigung der Njemenlinie dem siegreichen Heere. Ungeheure Munitionsmengen sind diesem in den bombensicheren Räumen der Forts in die Hände gefallen, ebenso viele japanische Gewehre und japanische


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Gesamtansicht von Kowno mit dem Friedhof im Vordergrund.



Straßenkam

Nach einer Originalzeichnung



: in Grodno.
›n Professor Anton Hoffmann.



Gesamtansicht von Grodno. Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Gewehrmunition. Auch Lebensmittel und Brennmaterial, das so selten gewordene Petroleum, fand man in großen Vorräten in den Magazinen an. Die Beute an Geschützen war sehr gering: nur 6 schwere Geschütze. Die Russen hatten auch hier ihr kostbarstes Material, das sie nur mit japanischer und amerikanischer Hilfe ergänzen konnten, nach dem Osten in Sicherheit gebracht. Dazu dienten ihnen die Bahnen, die Grodno mit Wilna und mit Lida—Minsk verbinden. An Gefangenen wurden 3600 Mann erbeutet. Ein Beweis dafür, daß es dem größten Teil der Besatzung gelang, östlich Grodno in den neuen Abschnitt sich zu retten, gegen den einige Tage später der Kampf entbrannte. Es war der Abschnitt des Kotraflusses, der zahlreiche Seen und Sümpfe durchfließt.

Vergegenwärtigt man sich die Leistungen unserer Truppen, die in den vielwöchentlichen Angriffen gegen die russischen Festungen und die russische Armee kaum zu Atem gekommen sind, so kann man nur staunen über ihre nie versagende Hingebung und über ihre eiserne Leistungsfähigkeit, denn es ist keine Kleinigkeit, in diesem schwierigsten aller Gelände, zwischen verbrannten Dörfern und Städten, zwischen Sümpfen, in Nebel und Regen und auch bei oft karger Verpflegung, die auf den holprigen Straßen nicht immer rechtzeitig herangeführt werden kann, seinen Angriffsmut niemals sinken zu lassen. Gleichzeitig verdient die Führung der Südtruppen der Armee des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg die höchste Anerkennung. Sie hat verstanden, viel aus ihren Truppen herauszuholen, ohne sie kampfunbrauchbar zu machen. Unsere Gegner hatten anderes von Grodnos Verteidigungskraft erwartet, und ihre Presse sah bereits in der Linie Brest-Litowsk—Grodno—Wilna einen neuen Schutz für die seit Wochen flüchtende russische Hauptarmee. Nun mußte auch diese schöne Hoffnung, wie schon so manche andere vor ihr, begraben werden.

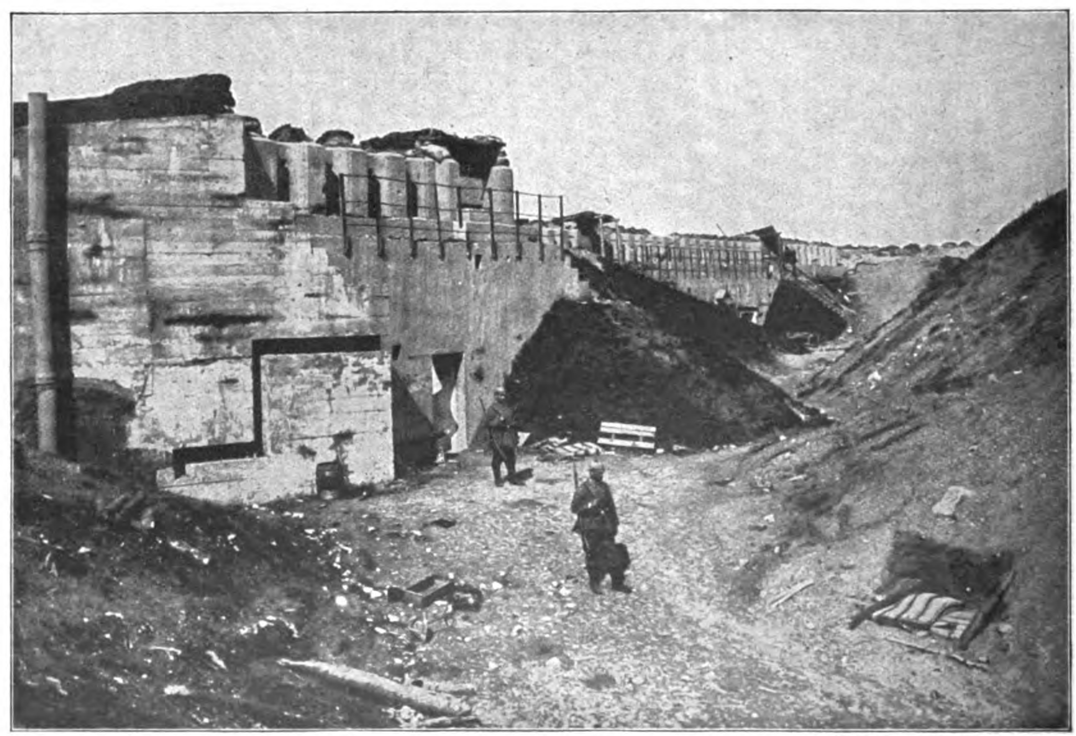
Die Streitkräfte der europäischen Mächte.

Von Oberstleutnant a. D. Frobenius.

Die von Grey fortgesetzte Einkreisungspolitik König Eduards VII. hat bestimmt damit gerechnet, daß die Menschenmasse, über die die Verbandsmächte verfügten, den Einwohnerzahlen der Mittelmächte so bedeutend überlegen sei, daß sie eine überreiche Quelle für aufzustellende Streitermassen darstellte, gegen die aufzukommen Deutschland und Österreich-Ungarn ganz unmöglich sein würde. Wenn auch die britischen Inseln und sonstige europäische Besitzungen Englands nur etwa 47, Frankreich nur 40 Millionen Einwohner zählen, so ist doch die Menschenmasse Rußlands mit 170 Millionen so bedeutend, daß schon diese drei Staaten im Mutterland mit zusammen 257 Millionen die beiden Zentralstaaten um mehr als das Doppelte übertreffen; denn Deutschland mochte 1914 wohl gegen 70, Österreich-Ungarn gegen 55 Millionen zählen. Das sind zusammen nur 125 Millionen.

Aber der Dreiverband durfte ja ferner noch mit $7^1/_2$ Millionen Belgiern, $4^1/_2$ Millionen Serben, etwa $^1/_2$ Million Montenegrinern rechnen und hatte ohne Zweifel so starke Überzeugungsmittel für Italien mit 35 Millionen und Portugal mit 6 Millionen bei der Hand, daß auch deren Beteiligung am Kesseltreiben in sicherer Aussicht war. Das ergab zusammen noch eine Menschenmenge von $53^1/_2$ Millionen. Hiermit wurde schon das dritte Millionenhundert weit überschritten.

Aber damit nicht genug. So gut wie Rußland von Anfang an die Ausnutzung seiner asiatischen Untertanen bis zum Großen Ozean und bis zur afghanischen Grenze hin ins Auge fassen konnte, so lag ja kein Grund vor, warum nicht auch Frankreich und Großbritannien ihre überseeischen



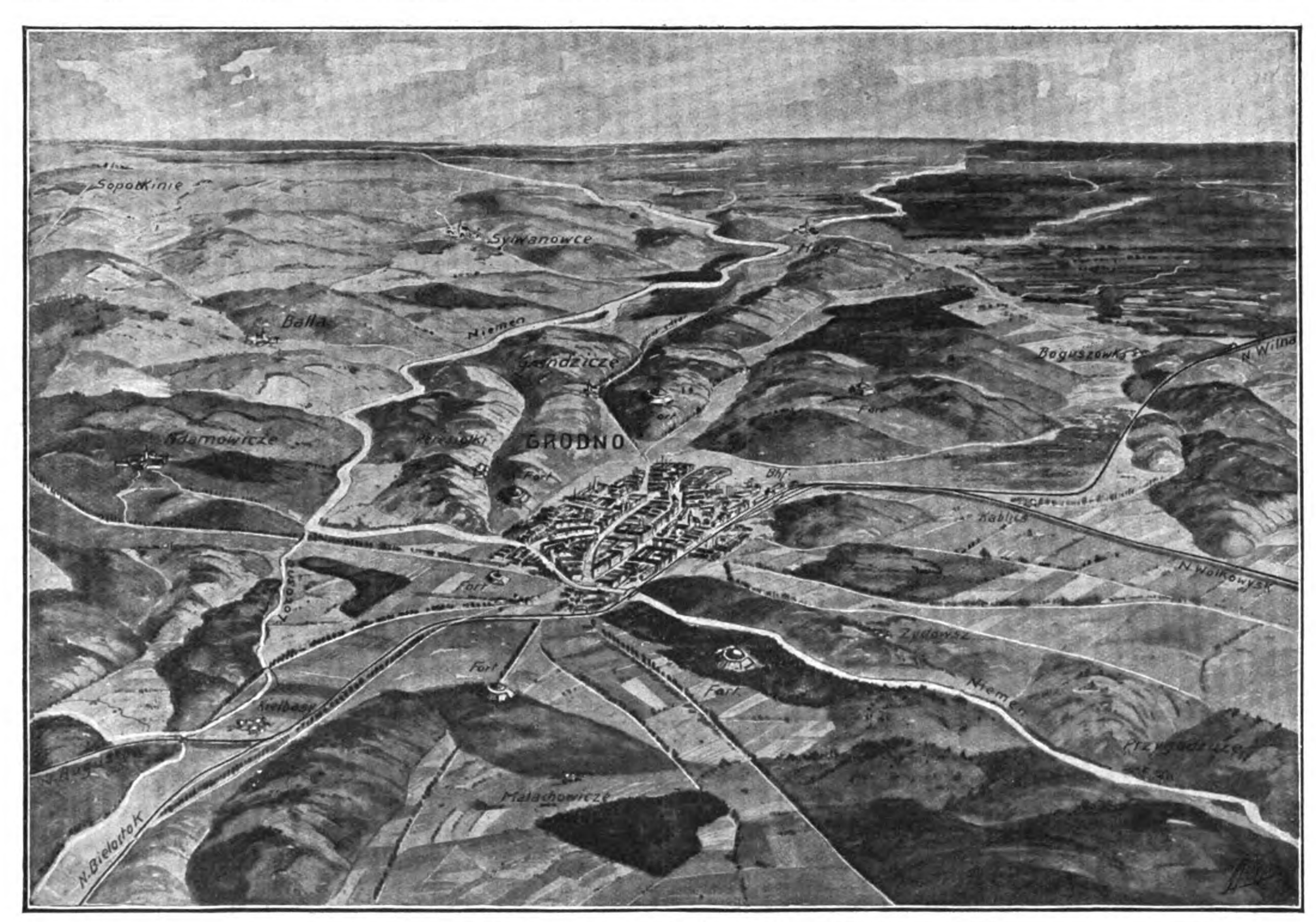
Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Das neuerbaute Fort Höhe 202 vor der Festung Grodno, das in den Karten nicht verzeichnet ist.

Herrschaftsgebiete in diesem Sinne verwerten sollten. Dies war von Frankreich wenigstens in Algier und Tunis und in den westafrikanischen Besitzungen mit je 7½ Millionen Einwohnern schon längst vorbereitet, und das Inselreich besaß allein in Indien eine Menschenmasse von 316 Millionen, konnte aber außerdem auf die Unterstützung der 8 Millionen in Kanada, der 6½ Millionen in Australien und Neuseeland und, dank Bothas Sklavendienst, auch der 6 Millionen in den südafrikanischen Staaten mit Sicherheit rechnen. Dies trug gewaltig bei zu den 310 Millionen in Europa und ergab die ungeheure Masse von 662 Millionen gegenüber den 125 der Mittelmächte.

Mußte man nun vorsichtigerweise auch mit der Parteinahme der Türkei für diese rechnen, so glaubte man doch gegen deren etwa 22 Millionen die Balkanstaaten: Griechenland mit 4½, Bulgarien mit 4½, Rumänien mit 8 Millionen Einwohnern in Bewegung setzen zu können. Sie hatten ihre Übermacht über das Osmanenreich erst kürzlich

793 050 Köpfe und ward durch die für 1914 vorgesehenen Neuformationen auf etwa 807 000 gesteigert, die österreichisch-ungarische Armee ward auf 424 258 Köpfe berechnet, so daß die beiden Verbündeten etwa 1 231 000 Köpfe zählten. Dem gegenüber hatte Frankreich es mit Hilfe der neueingeführten dreijährigen aktiven Dienstzeit ermöglicht, einschließlich Kolonialtruppen, Gendarmerie usw. eine Friedenstärke von mehr als 800 000 aufzustellen, die 1915, dank der gleichzeitigen Einstellung von zwei Jahrgängen, die noch ihr drittes Jahr zu dienen hatten, durch Hinzufügung von 200 000 Rekruten auf mehr als eine Million vermehrt werden konnten. Allerdings hatte dann Frankreich über 2 v. H., Deutschland nur 1 v. H. der Bevölkerung unter den Waffen. Rußland hatte durch ähnliche Neuerungen seine Armee auf 1 322 000 gebracht, so daß die russische und die französische Armee Anfang 1914 2 122 000 beziehungsweise 2 322 000 und einschließlich der englischen, auf 172 000 Köpfe geschätzten regular forces 2 294 000 be-



Vogelschaukarte von Grodno und Umgebung.

erwiesen, und noch wähnte Rußland sich stark genug, um den nötigen Druck auszuüben. Die nordischen Staaten: Schweden mit 5½, Norwegen mit 2½, Dänemark mit 3 Millionen und die Niederlande mit 6¼ Millionen konnte England unter starken wirtschaftlichen Druck nehmen, die Schweiz war mit ihren 3¾ Millionen völlig vereinzelt, und Spanien, mit etwa 21 Millionen, war man seit dem Kriege mit Amerika gewöhnt als nicht in Frage kommend zu betrachten.

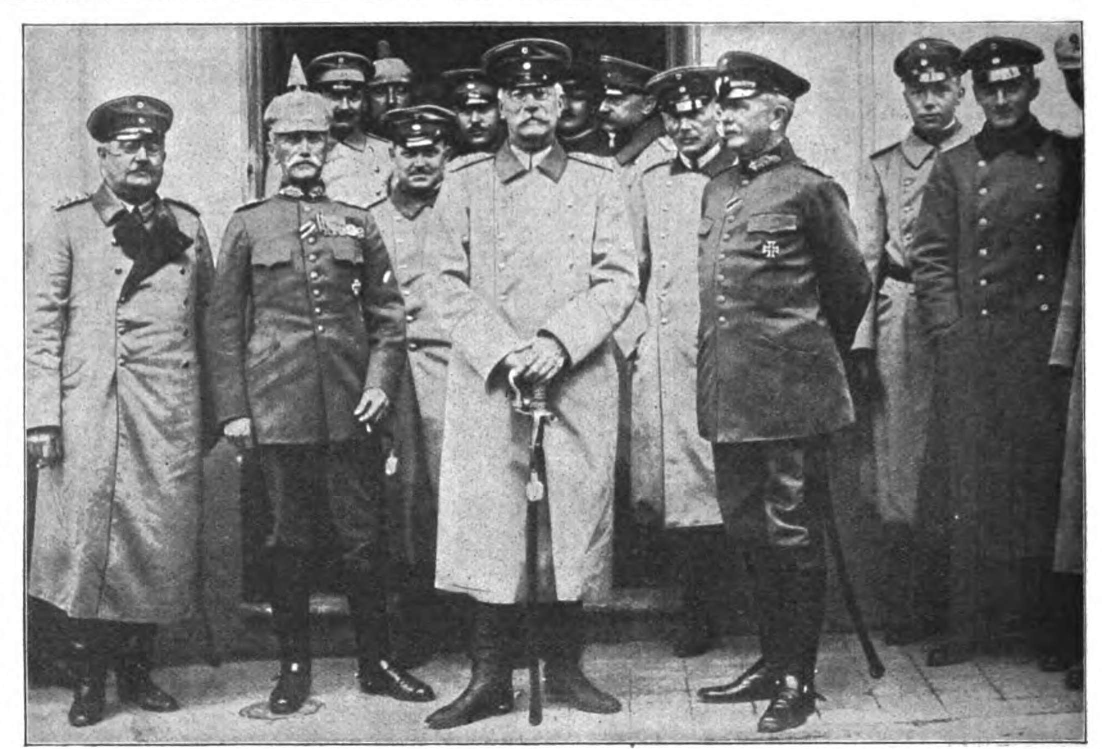
Die letztverflossenen Jahre waren aber auch gründlich ausgenutzt worden, um die Wehrmacht der Verbandstaaten nach Möglichkeit zu erhöhen. Es ward als eine Notwendigkeit erkannt, die verfügbaren Menschenmassen in solchem Umfange dazu heranzuziehen und zu organisieren, daß man von vornherein unbedingt die Überlegenheit über die Streitkräfte der Mittelmächte hätte*). Die deutsche Friedenstärke betrug Ende 1913 einschließlich 31 229 Offiziere

ziehungsweise 2 494 000 Mann, also das Doppelte der Armeen der Mittelmächte zählten.

Aus Indien konnten nun ferner, zwar nicht ohne Bedenken die britischen, wohl aber die eingeborenen Truppen, über 200 000 Mann, herangezogen und sogar nach Belieben vermehrt werden, während Frankreich in seinen afrikanischen Kolonien mit Eifer für die Verstärkung seiner Armee gearbeitet hatte. Die Senegalschützen waren 1913 schon auf 28 Bataillone vermehrt und in Äquatorialafrika 7 Bataillone aufgestellt worden, während sich aus der Bevölkerung des französischen Westafrika von 13 Millionen und Algeriens und Tunesiens von 7½ Millionen noch bedeutend mehr Kräfte gewinnen ließen als diese etwa 35 000 Mann. Unbedingt konnte ferner auf Belgien mit 43 000, sowie auf Serbien und Portugal mit einer Friedenstärke von je etwa 30 000 Mann, zusammen also 103 000, gerechnet werden. Als Gesamtsumme ergaben sich somit 2 632 000 beziehungsweise 2 832 000 Mann der Friedensarmeen, und Italien konnte mit seinen 274 745 Köpfen diese Zahl auf rund 3 000 000 erhöhen.

Was hatte demgegenüber die türkische Armee zu be-

*) Da die Friedenstärken der Heere vielfach nicht veröffentlicht werden, ist man auf Schätzungen und Berechnungen angewiesen, die niemals genau sein können.



Hofphot. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Der Großherzog von Baden in Grodno. Rechts von ihm General v. Scholtz, Führer der achten Armee; links General v. Held, der deutsche Gouverneur der Festung.

deuten, die man nach den Verlusten des Balkankrieges nur auf 300 000 Mann schätzen konnte. Die Friedensetats der Balkanstaaten wurden für Bulgarien auf 61 300, für Griechenland auf höchstens 30 000, für Rumänien auf 98 000 Köpfe angegeben. Die nordischen Staaten zählten: Schweden etwa 85 000, Norwegen 32 000 (beide während der Übungen), Dänemark 14 000 und die Niederlande 32 600 Köpfe bei der Fahne. Die Armee Spaniens war etwa 140 000 Mann stark, die Schweiz hat eine Milizarmee, die im Kriege über 500 000 Mann ins Feld stellen kann.

Für die Beurteilung der Seestreitkräfte der kriegführenden Staaten genügen einige Zahlen, um das große Übergewicht des Vierverbandes darzutun. Hierbei sind die bei Kriegsbeginn in der Arbeit begriffenen Bauten mitgerechnet, aber nur bei den Torpedobooten die vor 1893 von Stapel gelaufenen Schiffe.

Kriegführende Staaten.

Staat	Linienschiffe	Panzerkreuzer	davon Großkampfschiffe	Geschützte Kreuzer	Torpedoboote	Tauchboote
Deutschland . . .	39	16	26	43	224	?
Österreich-Ungarn .	16	2	2	7	106	14
Türkei*)	—	—	—	2	22	—
Zusammen	55	18	28	52	352	?
Großbritannien . .	72	44	42	84	319	86
Frankreich	31	20	18	12	250	63
Rußland	15	10	11	16	65	50
Italien	17	9	9	10	104	23
Portugal	—	—	—	6	9	4
Zusammen	135	83	80	128	747	226
Japan	19	17	11	13	85	15

Neutrale.

Staat	Linienschiffe	Panzerkreuzer	davon Großkampfschiffe	Geschützte Kreuzer	Torpedoboote	Tauchboote	Küstenpanzer
Amerika . .	35	14	19	11	84	15	—
Spanien . .	3	3	—	3	31	—	—
Niederlande .	—	—	—	6	38	6	3
Schweden .	—	1	—	—	43	10	9
Norwegen .	—	—	—	1	17	5	6
Dänemark .	—	—	—	1	13	9	3
Griechenland .	1	1	1	—	19	2	—
Rumänien .	—	—	—	—	13	—	—

Die Hygiene des Schützengrabens.

Von Dr. med. P. Bernoulli, Oberarzt der Landwehr.

Der Stellungskampf, der in diesem Kriege den größten Teil unserer Landheere an die gleichen Stellen im Erdreich gebunden hält, hat, abgesehen von neuzeitlichen militärisch-taktischen Gesichtspunkten, auch die Gesundheitspflege des Soldaten vor neue Aufgaben gestellt. Es dürfte einleuchten, daß ein über viele Monate sich erstreckendes Zusammenleben von Millionen von Menschen in Erdhöhlen unter unwirtlichen, räumlich sehr begrenzten Verhältnissen ganz besonderer Aufmerksamkeit bedarf, um Seuchen zu vermeiden und Gesundheit und Widerstandskraft auf der Höhe zu erhalten.

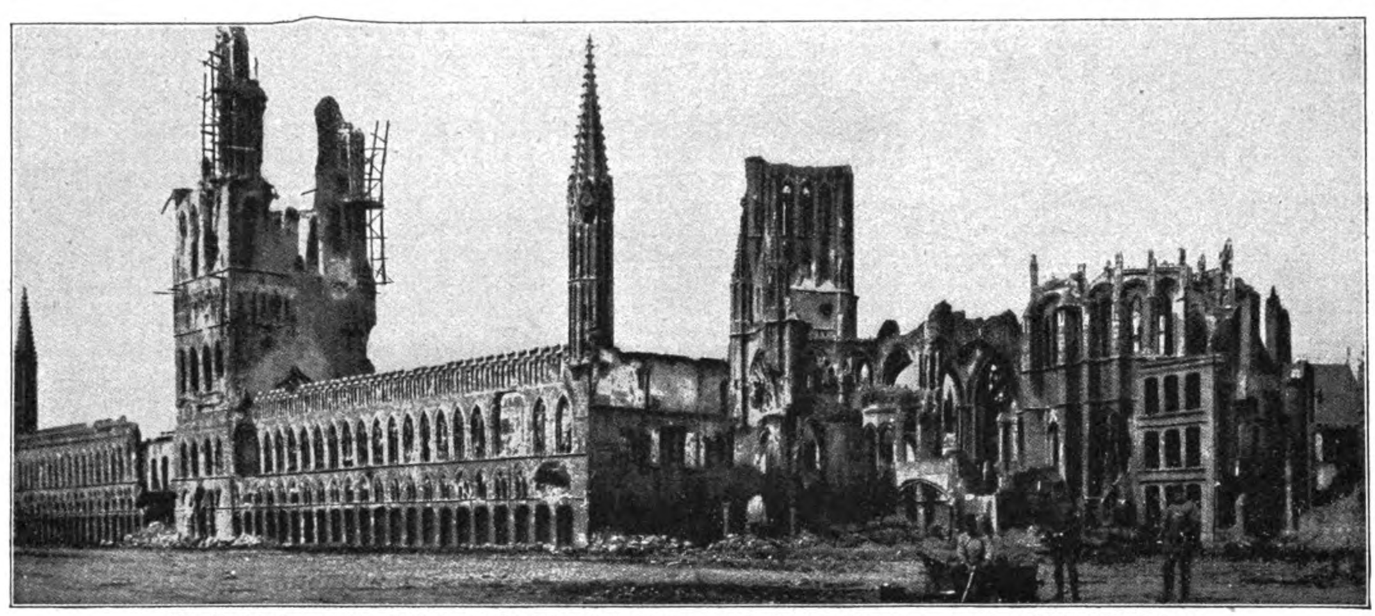
Da spielt zunächst die Entwässerung des Grabens eine nicht unwichtige Rolle. Wie die Seitenwände mit Faschinengeflecht gestützt werden, so wird der Boden tunlichst mit Holzbrettchen, Knüppeln, Ziegelsteinen oder anderem Gestein gepflastert. Für Abfälle und Reste legt man eigene Gruben an, die später zugeschüttet werden, oder stellt Behälter auf. Auf zweckmäßige Anlage von Latrinen, Senkgrubensystem, wird besondere Sorgfalt gelegt; im vorderen Graben natürlich in beschränkter Anzahl. Kalkhaufen zum Streuen müssen ständig vorhanden sein. Auch sind im Graben Wegweiser nach taktisch wie gesundheitlich wichtigen Punkten angebracht. Zur Bekämpfung stickender Gase werden an bestimmten Stellen Schalen mit neutralisierender Lösung für die Mundbäusche der Soldaten aufgestellt.

Als Wohn- und Schlafräume sind jetzt zumeist, wo nur irgend das Erdreich es zuläßt, sogenannte minierte Unterstände geschaffen, die gegen schweres Artilleriefeuer geschützt, bis zu fünf und mehr Meter gewachsenen Boden über sich haben. Da werden mit mühevoller Ausdauer Pionierminierarbeiten von staunenerregender Genauigkeit ausgeführt. So sah ich in einem mustergültig ausgebauten Schützengraben unserer Front einen äußerst gutgelüfteten Unterstand; in ihm lagen auf Holzbettstellen zweistöckig übereinander sechzig unserer treuen Graujacken zu verdientem Schlafe ausgestreckt. — Im Interesse der Sicherheit und geregelter Lufterneuerung ist solch ein Raum an entgegengesetzten Enden mit je einem Ausgang versehen. Man hat das gleiche sichere Gefühl wie im Bergwerk, nur daß es im Unterstand mit seinen allseitig gestützten Holzwänden viel schmucker und sauberer aussieht!

Im Winter ist die Heizfrage recht wichtig. Es wird unter anderem viel Holzkohle verwendet. Meist sah ich richtige Kohlendauerbrandöfen mit Abzugsrohr nach oben.

Von besonderer Wichtigkeit ist ferner die Trinkwasserversorgung. Da z. B. in Frankreich auf den Dörfern meist nur einfache Ziehbrunnen vorhanden sind, so ist das Wasser häufig nicht einwandfrei. Deshalb wird vielfach mit den Feldküchen oder in sauberen Behältern Trinkwasser aus den rückwärtigen Ortschaften abends mit hinausgeführt. In unserem Dorf zum Beispiel befanden sich die herrlichen Quellen eines Baches; sie wurden aber durch allerlei Abwässer aus Viehställen und dergleichen dicht oberhalb der Quellen verun-

*) Das für die Türkei auf einer englischen Werft gebaute Linienschiff von 23 370 Tonnen wurde, obgleich bereits bezahlt und abgenommen, von England zurückgehalten.



Die Tuchhalle und die Kathedrale St. Martin in Ypern am 17. August 1915 (nach einer französischen Darstellung).

reinigt. Dies hat unsere Sanitätskompanie veranlaßt, die Quellen fein säuberlich mit Zementbeton zu fassen. — Im übrigen wird das Wasser vielfach in Apparaten keimfrei gemacht, ja wir stellen uns sogar in unserer Front Mineralwasser in größerem Stile her.

Ebenso wichtig wie die innerliche Verabreichung von Wasser ist seine äußerliche Anwendung. Unsere wackeren Graujacken kommen oft wochen- und monatelang nicht aus den Kleidern; in Anbetracht dessen sind wir schon zu Beginn des ersten Kriegswinters dazu geschritten, in den Ortschaften wenige Kilometer hinter der Front für die in Ablösung befindlichen Truppenteile Wannenbäder und warme Brausebäder zu errichten.

Daß auch im Westen die Kleiderläuseplage keine geringe ist — zum Teil durch französische Matratzen und derartiges in die Unterstände hereingeschleppt — dürfte nicht so allgemein bekannt sein; allerdings ist sie nicht so bösartig wie im Osten, weil der Flecktyphus im Westen nicht zu Hause ist. Aber eine Plage bleibt sie trotzdem und sie machte uns reichlich zu schaffen. So hatte ich zeitweise auf unserer Leichtkrankenabteilung täglich 100 bis 150 Leute zu entlausen. In behelfsmäßigen Entlausungskesseln oder fahrbaren Sterilisationswagen werden mit 1 Atmosphäre Druck bei 80 bis 100 Grad die Uniformstücke und Decken eine halbe Stunde behandelt, was den Läusetod zur Folge hat. Anschließende, leicht desinfizierende Hauteinreibungen und Brausebäder vollenden die Reinigung vom Ungeziefer.

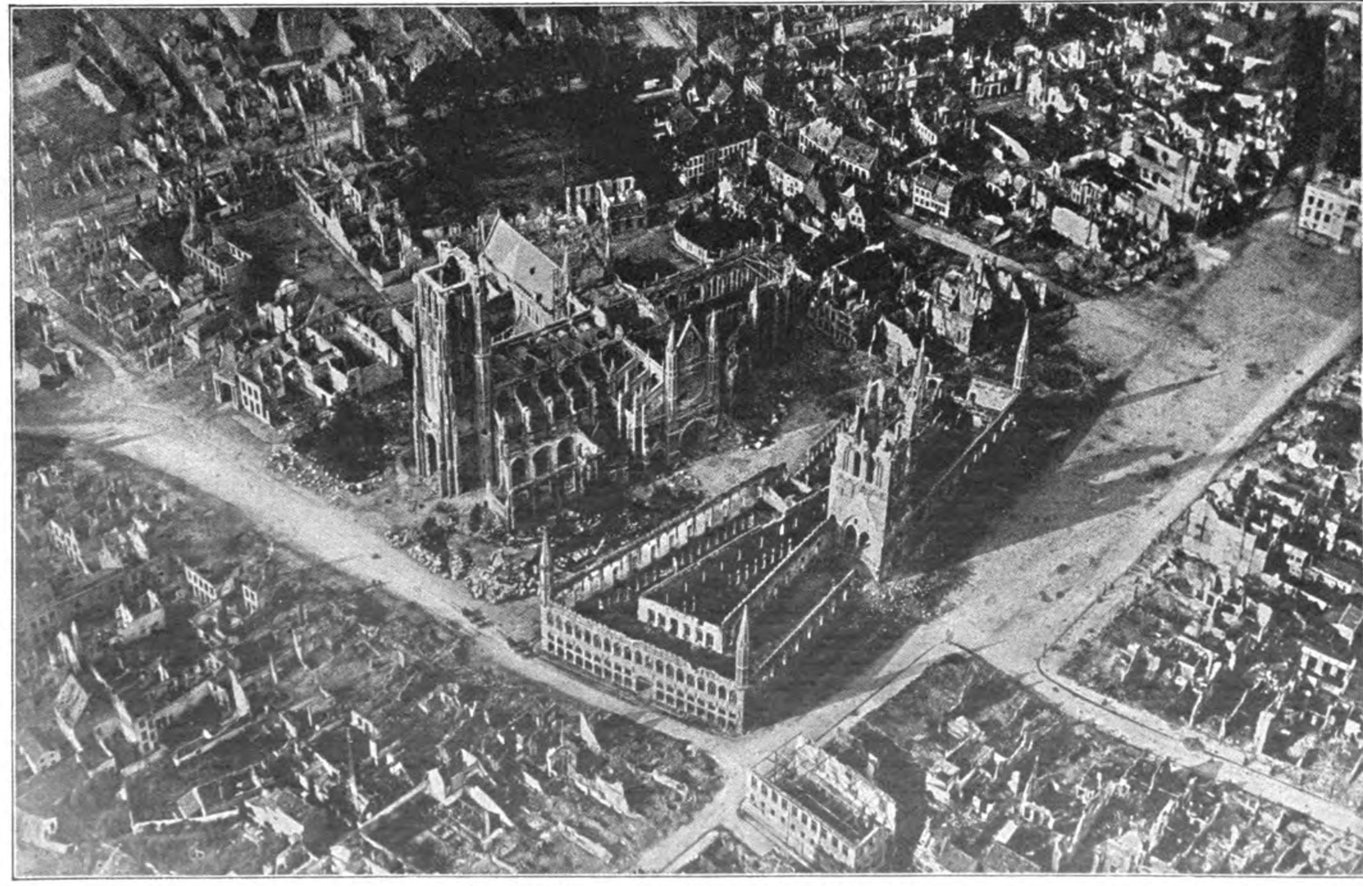
Im Bereich eines Armeekorps im Westen ist hinter der Front ein Schwimmbassin für einige hundert Mann hergestellt worden, mit Quadersteinen ausgelegt; eine klare, gestaute Quelle bildet den Zufluß.

Französische Flugzeugtaktik.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Skizzen Seite 298 und 299.)

Hörte man im Anfang des Krieges über die Tätigkeit der Flieger hauptsächlich von großen Aufklärungsflügen,

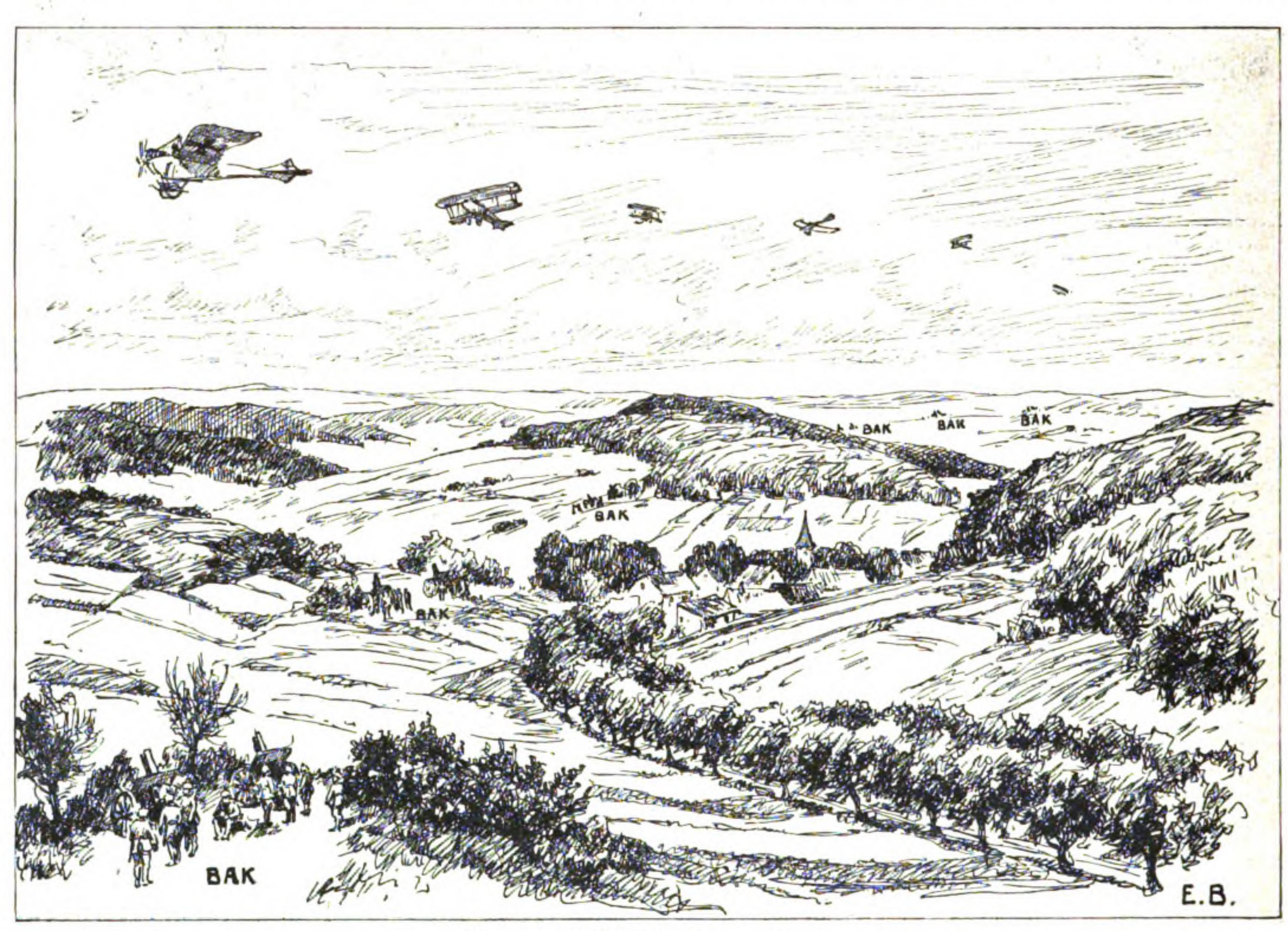


Das tote Ypern (nach einer englischen Darstellung).

so mehrten sich nach und nach die Meldungen über Fliegerbombardements gegen Städte, militärische Bauten, Truppen und Stellungen. Dann ging eine neue Mitteilung durch die Presse von Kampfflugzeugen. Dazu haben sich sehr bald die Geschwaderflüge gesellt. Eine französische Zeitung hat sich in verblüffender Offenherzigkeit sowohl anläßlich des Geschwaderfluges vom 9. August 1915 nach Saarbrücken, als auch bei Gelegenheit eines Aufrufes, mehr Bombardementsflugzeuge zu bauen, darüber geäußert. So wurde auch der Öffentlichkeit gegenüber der Schleier gelüftet, der vorher über die neue Flugzeugtaktik gebreitet war.

Man hat demnach zu unterscheiden zwischen den schnellen Jagd- oder Kampfflugzeugen und den kräftigeren Bombardementsflugzeugen. Ist nun ein Angriff geplant, so werden die Rollen genau verteilt. Man muß sich darüber klar sein, daß der Feind das Vorhaben desto eher merkt, je mehr Flugzeuge sich versammeln. Warum dennoch die Zahl einzusetzen, so bleibt doch der eine oder andere Flugapparat vorläufig zurück als eine kleine Reserve für kritische Augenblicke.

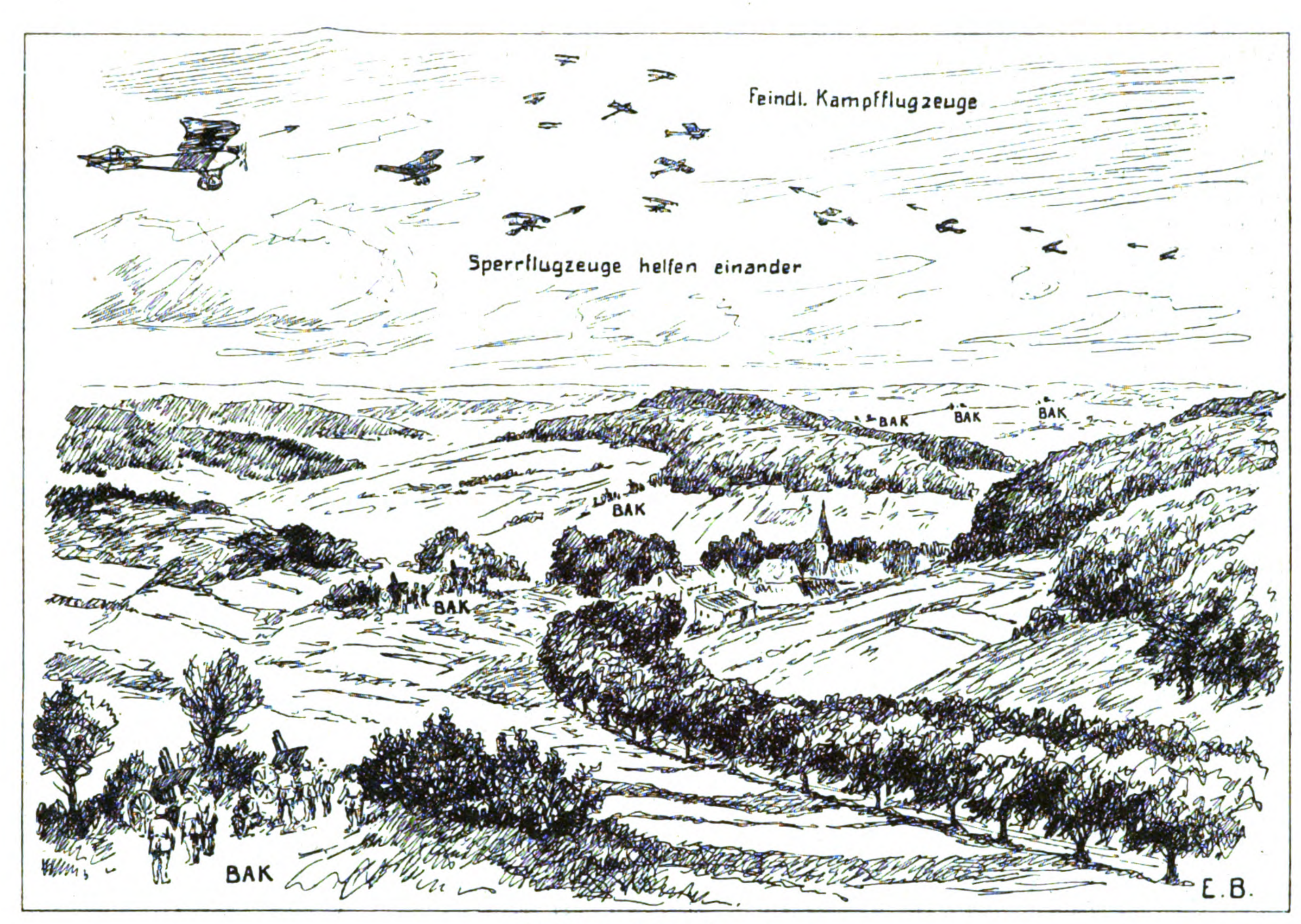
Will nun der Angreifer seine Hauptaufgabe erfüllen, beispielsweise eine Stadt des feindlichen Operationsgebietes mit Bomben belegen, so muß er als Vorspiel die geschilderte doppelte Luftsperre durchbrechen (siehe Bild auf dieser Seite). Sehr häufig geschieht das auf folgende Weise: Eine Gruppe feindlicher Jagdflugzeuge fliegt gegen die Sperrflugzeuge. Da diese durch ihren Patrouillendienst über eine kilometerweite Strecke verteilt sind und einzeln der Übermacht unterliegen würden, dürfen sie sich nicht nach einander zum Kampf stellen, sondern sie eilen einander unter Verlassen ihres Postenbereiches zu Hilfe (siehe Bild Seite 299 oben). Diese Augenblicke des Luftkampfes und des gegenseitigen Gebundenseins der Hauptstreitkräfte benützen die schwer beladenen Bombardementsflugzeuge zum Durchbruch (siehe



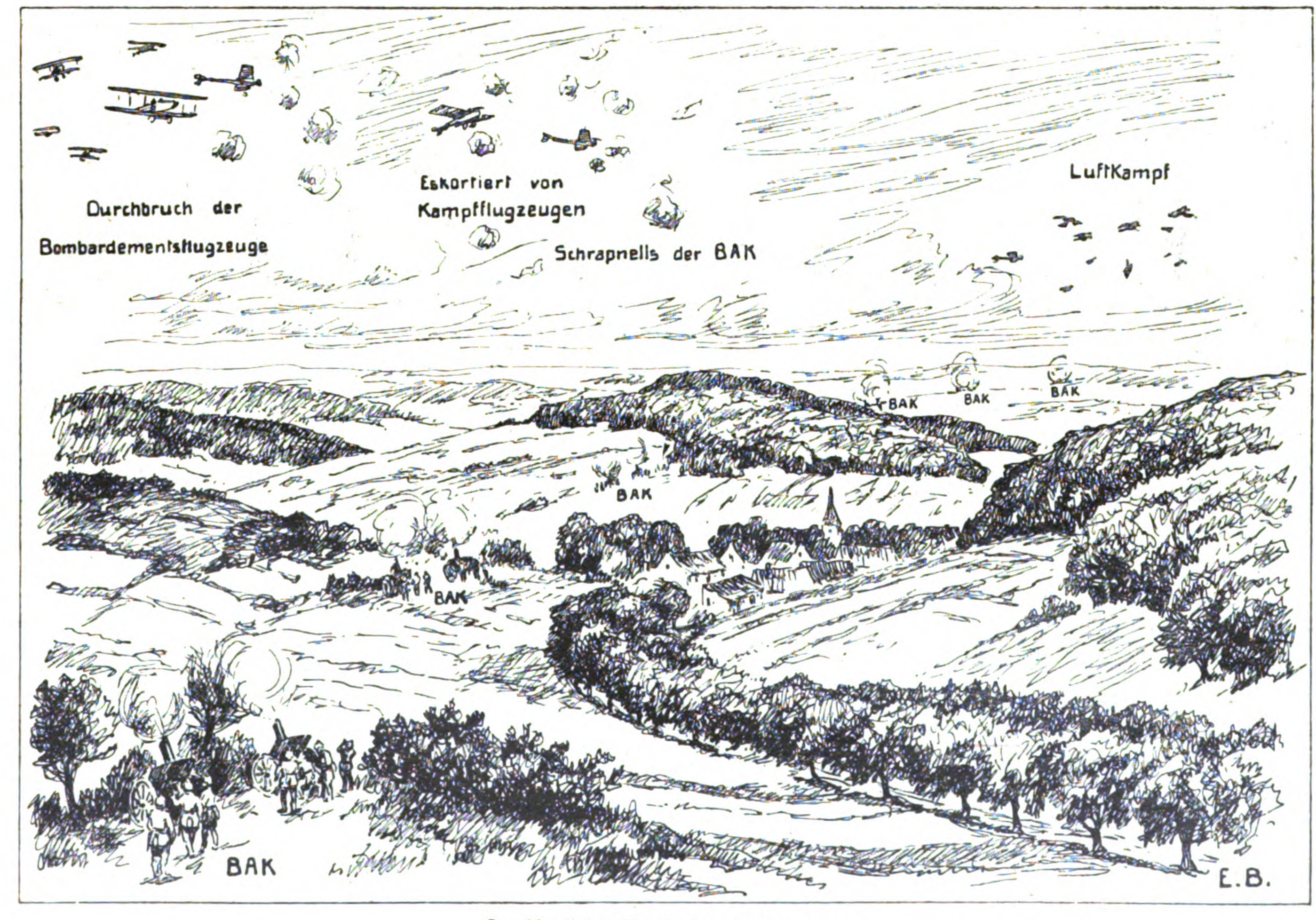
Flugzeug- und Ballonabwehrkanonensperre.

der beteiligten Flugzeuge immer mehr zu erhöhen versucht wird, soll später noch eingehender erörtert werden. Jeder Verteidiger — besonders in den jetzigen Stellungskämpfen — besitzt eine B.-A.-K.-Sperre, wie sie der Fachmann kurzweg nennt. Er versteht darunter die Ballonabwehrkanonenzüge, die hinter der Front gerade so weit auseinander stehen, daß sie den Zwischenraum bis zum Nachbarzug noch gut bestreichen können. So entsteht eine für Flugzeuge sehr unangenehme Feuerzone, durch die sie durchbrechen müssen, bevor sie ihren Angriff beginnen können. Sehr oft hat der Angreifer bei einem aufmerksamen Verteidiger dazu noch mit einer Flugzeugsperre zu rechnen, die zwar für letzteren den Vorteil guter Aufklärung, aber den Nachteil der Kräftezersplitterung mit sich bringt. Unter „Flugzeugsperre" versteht man das Einteilen der zu schützenden Front in kleine Abschnitte. In jedem dieser Abschnitte hält ein Flugzeug Wache, indem es sein Gebiet in großen Schleifen abpatrouilliert. Hat man zurzeit auch beiderseits nicht genügend Apparate, um nach den Regeln der Taktik eine Art „Hauptreserve" zur Verfügung des Führers vorerst auszuscheiden und sie erst später, wenn der feindliche Angriff erkannt ist, Bild Seite 299 unten). Als Begleitung befinden sich bei ihnen einige Jagdflugzeuge, die die Ballonabwehrkanonenzüge beschäftigen sollen, indem sie diese — soweit sie nicht schon durch den Luftkampf abgelenkt wurden — von den langsameren Bombardementsflugzeugen abzuziehen und auf sich selbst aufmerksam zu machen suchen. Auch treten sie den etwa zurückgehaltenen Teilen der feindlichen Flugzeugreserve entgegen, um ihre kostbaren Lastträger in Sicherheit zu bringen. Diese Tätigkeit der Jagdflugzeuge ist etwa die nämliche, die den Begleitschiffen eines Kreuzers zufällt.

Durch diese Zweiteilung der Aufgaben ist es möglich, auch die kleinste Ecke eines Bombardementsflugzeuges für die Tragfähigkeit von Sprengstoffen auszunützen. Doch ist es damit noch nicht genug! Die Zahl der für ein bestimmtes Ziel angesetzten Bombardementsflugzeuge hat sich im Verlauf des Krieges sehr erhöht. So waren 18 Apparate beim Luftangriff auf Ludwigshafen beteiligt. 23 Flieger erschienen über Karlsruhe, 29 Flugzeuge belegten das Hauptquartier des deutschen Kronprinzen mit Bomben. 32 flogen gen Saarbrücken. Über den Zweck dieser neuen Maßnahmen



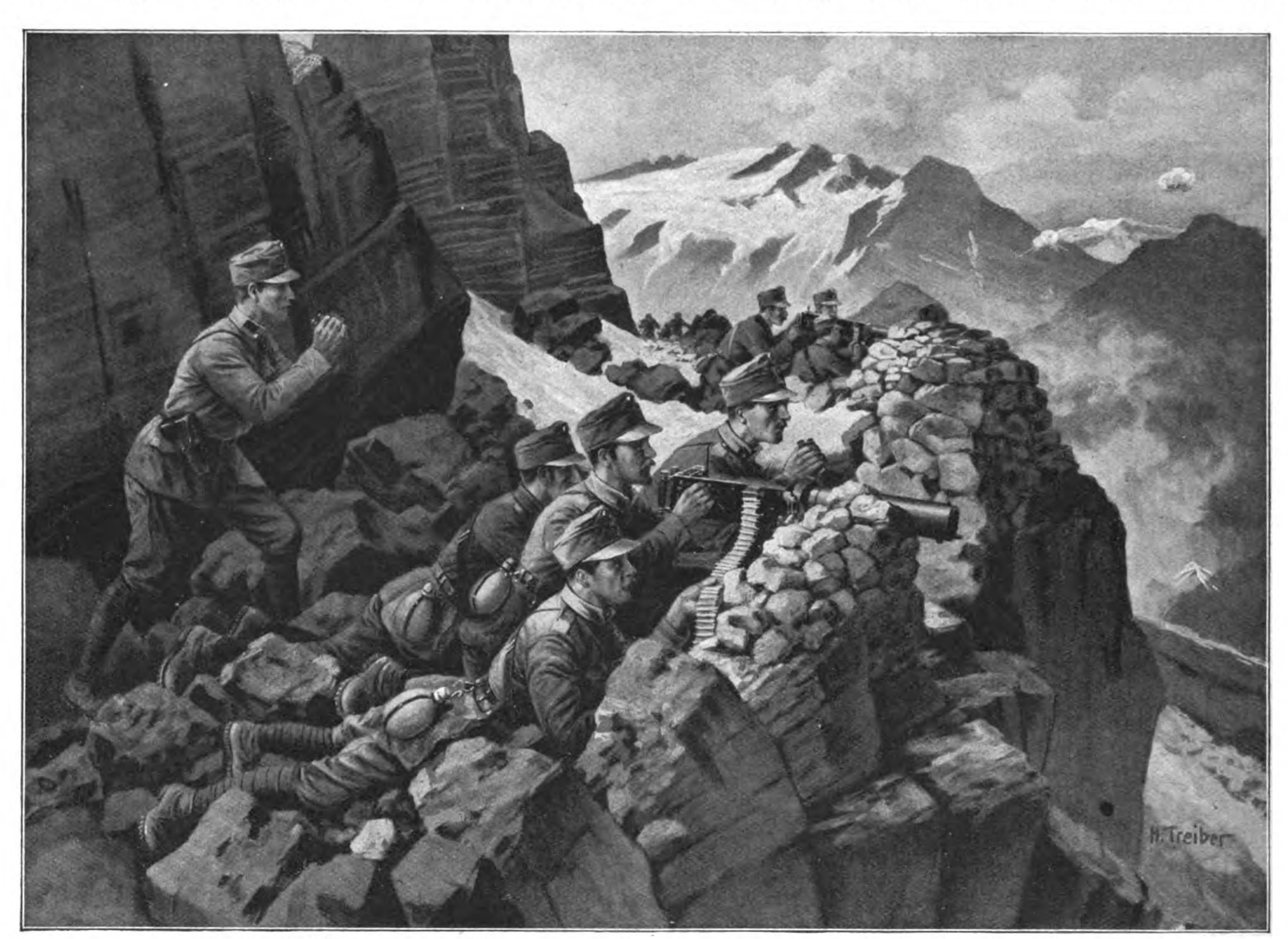
Angriff durch Kampfflugzeuge.



Durchbruch der Bombardementsflugzeuge.

ließ sich die erwähnte französische Zeitung vernehmen: Wir brauchen viel, viel mehr Flugzeuge! Die Bombardementsflugzeuge müssen in großen Geschwadern und nicht in kleinen Gruppen operieren! Wir haben die Kategorie der Jagdflugzeuge verzehnfacht; man tue mit den Bombardementsflugzeugen desgleichen, sonst ist es nur eine halbe Maßnahme! Nicht nur wenige, vereinzelte Bomben sollen vom Himmel fallen, tonnenweise muß der Explosivstoff zur Erde strömen und alles vernichten. Täglich, wöchentlich müssen sie wiederkehren, bis rein gar nichts mehr zu sehen ist von einer einstmaligen Stadt als ein Trümmerhaufen. Man schicke 100 Bombardementsflugzeuge mit je 150 bis 200 Kilo Melinit! Das ergäbe 15 000 bis 20 000 Kilo!

Rechnet man auch der französischen Liebhaberei für Übertreibung einiges zugute bei obiger Darstellung, so zeigt sie doch, in welcher Richtung der auf dem Gebiete des Luftkrieges betretene Weg führen wird.



Österreichisch-ungarische Maschinengewehrabteilung im Kampf gegen Italiener am Stilfser Joch.
Nach einer Originalzeichnung von H. Treiber.

Vertreibung der Italiener vom Stilfser Joch.

(Hierzu das Bild auf dieser Seite.)

Schon in den letzten Tagen des Juni hatten Abteilungen italienischer Alpini und Bersaglieri sich auf den Höhen, die die aus Italien nach Tirol wie nach der Schweiz führenden Paßstraßen des Stilfser Jochs beherrschen, festgesetzt, ohne daß sie von hier aus einen Einmarsch in Tirol versuchten und ohne daß es zu größeren Kämpfen mit den österreichisch-ungarischen Truppen kam, da diese sich ruhig in ihren Unterständen verhielten und sich darauf beschränkten, die Bewegungen des Feindes zu beobachten. Von dem italienischen Grenzort Bormio aus war der Feind gegen die Paßstraße vorgedrungen. Auf dem Sterluzzoberg hielt er sich verschanzt, zur Linken die von eidgenössischem Militär bewachte Schweizergrenze, vor sich die himmelanstrebende Ortlergruppe, hinter deren Felsen Tiroler Schützen auf der Lauer lagen. Es war nur eine kleine Abteilung, die hier einem vielfach stärkeren Gegner gegenüberlag, aber doch reichten die wenigen Scharfschützen und ihre beiden Maschinengewehre aus, die Welschen im Zaume zu halten. Wie so oft in dem Gebirgskrieg in den Alpen zeigte es sich auch hier, daß eine kleine Abteilung bei geschickter Verteilung der einzelnen Leute fast spielend jeden Angriff abzuschlagen vermag, ohne daß der Feind in der Lage wäre, dem Verteidiger hinter seiner Felsenburg etwas anzuhaben. In den letzten Tagen des August machte sich in den italienischen Stellungen am Stilfser Joch eine größere Bewegung bemerkbar, was darauf schließen ließ, daß man einen neuen Vorstoß in die tiefer gelegenen Paßtäler plante. Eine heftige Beschießung des Ortler mit Geschossen aller Kaliber riß wohl hin und wieder ein paar Steine los, konnte aber den k. u. k. Posten keinen Schaden zufügen. Erst als die Alpini sich auf den vielfach gewundenen Gebirgstraßen sehen ließen, schenkte man ihnen einige Aufmerksamkeit und stellte die hinter Felsenmauern in Deckung gebrachten Maschinengewehre haarscharf auf ihren Weg ein. Nun wartet man wieder einige Minuten, verfolgt mit dem Glas gespannt alle Bewegungen der Welschen und läßt sie ausschwärmen, bis ihre ganze Abteilung aus den Unterständen hervorgebrochen ist und sich im Vormarsch befindet. Das eine Maschinengewehr nimmt die Vorhut aufs Korn, das zweite wartet, bis der Feind aus den rückwärtigen Verstecken auftaucht und gleichfalls die Straße zu erreichen versucht. Dann ein leises Kommando, und es trommelt zwanzig-, dreißigmal scharf hintereinander, das Echo verdoppelt und verdreifacht die Schüsse, und die feindliche Abteilung ist wie weggemäht. Wer noch am Leben ist, wirft sich sofort platt auf den Boden oder sucht Deckung hinter Felsen. Ihn müssen nun die Schützen mit ihrem Gewehr „herausholen“ und unschädlich machen.

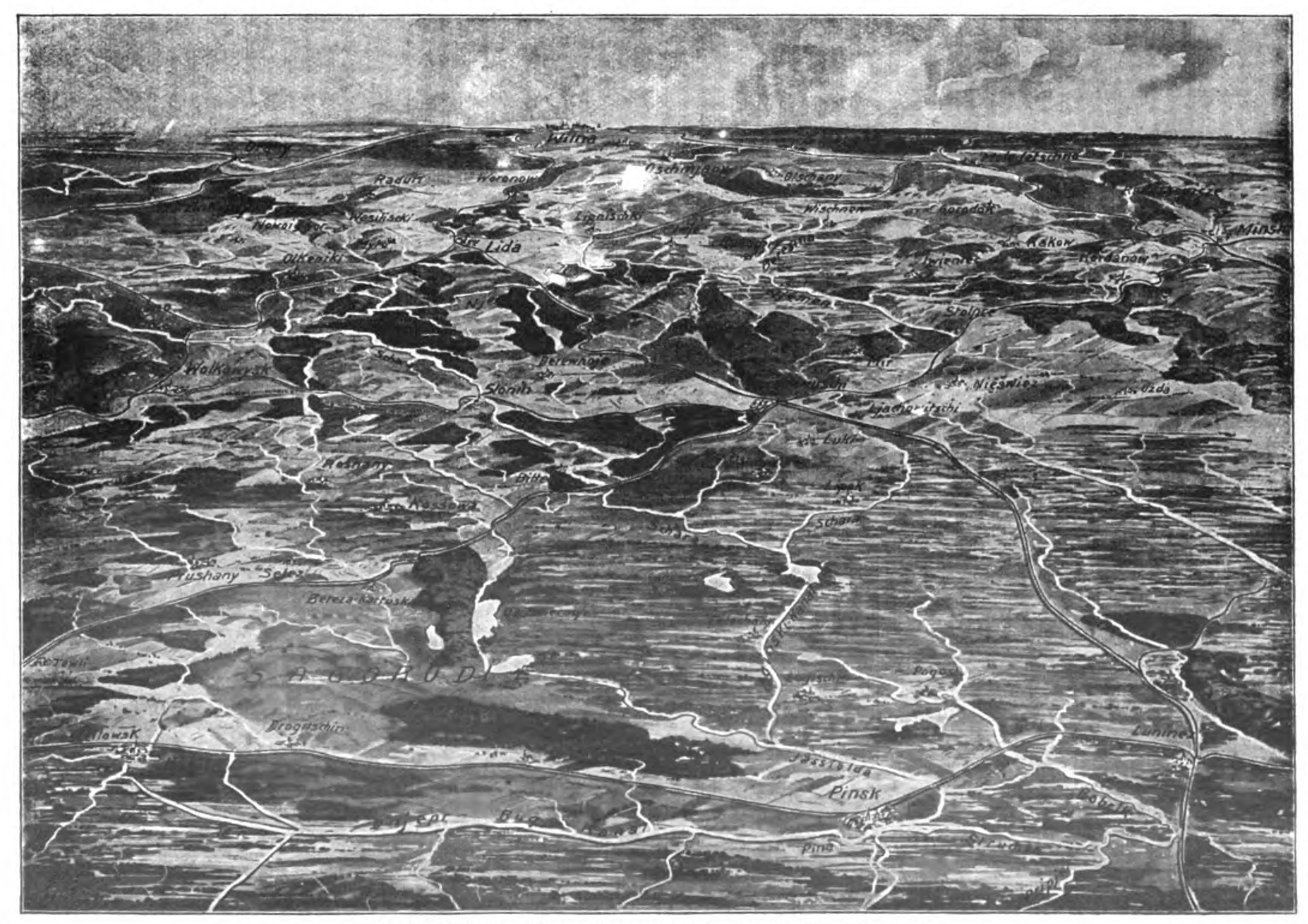
Die Kämpfe endeten damit, daß die Italiener überall geworfen wurden und die alte Land- und Sprachenscheide wieder fest in österreichisch-ungarischen Besitz gelangte.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Zu Anf ng September zerfiel der **östliche Kriegschauplatz** in zwei scharf geschiedene Teile. Es war dies eine Folge des von der Armee Mackensen ausgehenden, unter dem Befehl des österreichisch-ungarischen Generals v. Puhallo ausgeführten Schnittes durch die russische Front. Durch diesen breiten Schnitt büßten die Russen die gegenseitige Anlehnung fast völlig ein, ' ies um so mehr, als auch noch die natürliche Schranke, die die Rokitnosümpfe allen großzügigen Maßnahmen ziehen, erschwerend hinzutrat. Während sich auf dem südlichen Teil im Lauf des September heftig bewegte Ereignisse abspielten, blieb dennoch der nördliche Teil unverändert der eigentliche Schauplatz. Auf der ganzen Nordfront bis zum Meere entwickelte sich die entscheidende Verteidigungsschlacht der Russen. v. Mackensen drängte bereits zu Anfang September mit seinem äußersten rechten Flügel bis an die Jassiolda vor und ermöglichte es damit auch der nördlich anschließenden Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern, nördlich von Prushany aus dem sehr hinderlichen Wald- und Sumpfgebiet nun endlich herauszutreten. Beide Heeresgruppen schoben sich nunmehr schärfer in der Richtung auf Domonowo—Baranowiczy—Minsk und Wolkowysk—Slonim vor. Durch den so ausgeübten Druck wurde der Gegner in seinem inneren Aufstellungsraume immer schärfer zusammengepreßt. Von ganz überragender Bedeutung für die Russen wurden jetzt Wilna und besonders Minsk, weil beide Städte, in erster Linie aber Minsk, Hauptpunkte ihrer letzten inneren Aufmarschlinie waren.

Im **Norden** waren die russischen Heere in einer noch ungünstigeren Lage als im Süden. Denn mit dem Fall von Grodno war den Russen im Norden der letzte Hauptwirbel ihres Widerst ndes gegen die nach Osten drückenden deutschen Heere genommen. Nördlich davon war schon vorher der Alp von Kowno (siehe Bild Seite 311) abgeschüttelt worden, der auf den deutschen Heeren gelastet und ihr Vorrücken aufgehalten hatte. Von dorther war die Armee Eichhorn bereits zwischen die Düna- und die Wilnaagruppe der russischen Heere eingebrochen und erstrebte die Flankierung Wilnas. Die Dünagruppe selbst hatte den sich ständig verstärkenden Ansturm der Armee Below auszuhalten. Zähe Kraft wurde ihr von den Russen entgegengesetzt. Dr ch alle ihre Tapferkeit vermochte die Russen nicht vor bitteren Fehlschlägen zu bewahren. Schon am 2. September stürmte deutsche Kavallerie den von russischer Infanterie besetzten und stark befestigten Brückenkopf an der Düna bei Lennewaden, nordwestlich von Friedrichstadt. Am 3., also einen Tag vor der Besetzung von Grodno, gelang auch die Erstürmung des Brückenkopfes von Friedrichstadt. Um 8 Uhr früh setzte das vorbereitende Artilleriefeuer der Angreifer aus und die Russen besetzten in Erwartung des Sturmes die Schützengräben. Statt dessen begann das Artilleriefeuer von neuem, so daß die Russen nicht mehr herauskonnten und in den Gräben große Verluste erlitten. Als kurz vor 10 Uhr der Sturm begann, leistete der Feind in seinen Gräben und Unterständen keinen Widerstand mehr (siehe Bild Seite 305). Über 3300 Gefangene, darunter 37 Offiziere und 5 Maschinengewehre, fielen in die Hände des Siegers. Am Tage danach blieb die Lage zwischen Friedrichstadt und Merecz am Njemen, durch dessen Besitznahme schon einige Tage vorher Grodno schwer bedroht gewesen war, völlig unverändert, die Beute von Grodno erhöhte sich aber auf über 3600 Gefangene, und v. Gallwitz warf die Russen bei und südlich von Mscibowo aufs neue unter Wegnahme von 520 Gefangenen. An diesem Tage gelang auch der Heeresgruppe Leopold von Bayern der Austritt aus der Sumpfenge bei und südöstlich von Nowidmor. v. Mackensens Truppen erzwangen die Räumung des Brückenkopfes von Berecza—Kartuska und griffen die Widerstand leistenden Russen in der Gegend von Drohiczyn an. v. Mackensen schlug sie auf Drohiczyn zurück, kam sch n am



Vogelschaukarte zu dem Operationsgebiet der Armee Mackensen.

nächsten Tage darüber hinaus und kämpfte östlich des Ortes und an der Jassiolda. Nördlich von ihm stieß Prinz Leopold von Bayern schärfer aus dem Sumpfgebiet heraus, gegen die Abschnitte der Zelwianka und Rozana. Am 8. September zogen sich die Russen auf dem Abschnitt der Heeresgruppe Hindenburg, einer Umfassung ausweichend, schleunigst auf das andere Zelwiankaufer zurück und ließen 3550 Gefangene und 10 Maschinengewehre in den Händen der Sieger. Auch auf dem Frontteil der Heeresgruppe Leopold von Bayern wurde die Zelwianka erreicht und die Rozana bei Roza nach Kampf überschritten. v. Mackensen gewann bei Chomsk das Norduser der Jassiolda und zwang durch sein Vorrücken nach Norden den Gegner zur Räumung seiner Stellung bei Berecza—Kartuska, da sich diese der Flankierung ausgesetzt sah.

Die Kämpfe an der Zelwianka brachten wieder 1400 Gefangene und 7 Maschinengewehre ein. v. Mackensens Verfolgungskolonnen näherten sich dem Bahnhof Kossow und erreichten an der Bahn nach Pinsk, auf der Straße Kobrin—Milowidy, die Linie Tulatycze—Owzicze. Am nächsten Tage leisteten die Russen an der Zelwianka immer noch tende Vermehrung erfuhren. Die unzähligen Wasseradern die in dem seen- und niederschlagreichen Gebiet (siehe Bild Seite 308 unten) an dem Lauf des Flusses zusammengedrängt sind, stellten die deutschen Truppen vor Aufgaben ungemein schwerer Art, die ihnen zumal bei der Geschicklichkeit der Verteidiger manchen Aufenthalt bereiteten. Der Hauptangriff der Armee Below galt der wichtigen Festung Dünaburg (siehe die Bilder Seite 302 und 303). Sie ist ein Lagerplatz erster Ordnung und erfreut sich außer dem natürlichen Schutz, den ihr die 200 Meter breite Düna und viele Sumpfniederungen bieten, auch der Sicherung durch starke dauernde Befestigungen. Die eigentliche Festung mit dem Kern und vorgeschobenen Werken liegt am rechten Flußufer, südwärts ist ein starker Brückenkopf mit mehreren selbständigen Werken errichtet. Stück für Stück nur konnte den hier äußerst erbittert standhaltenden Russen der Raum vor der Festung und der gesamten Dünafront abgenommen werden. Der 11. September brachte neue Erfolge und eine Beute von 1800 Gefangenen und 5 Maschinengewehren. An der Zelwianka gelang der Durchbruch an diesem Tage an mehreren Stellen, wobei der Feind fast 2000 Gefangene und

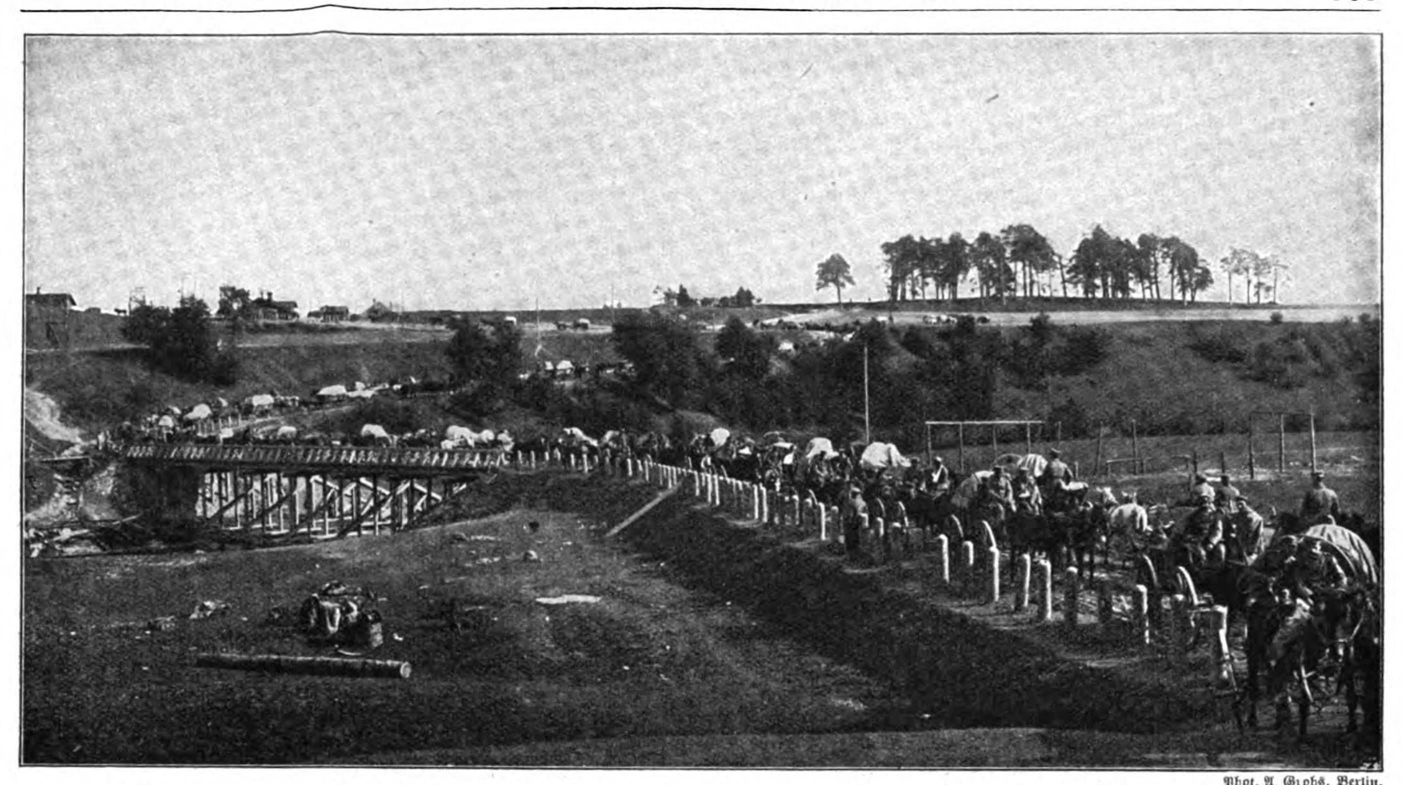


Phot. Leipziger Presse-Büro.

Deutsche Truppen der Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg beim Vorgehen in der Richtung auf Dünaburg.

hartnäckigen Widerstand. Nach hin und her wogenden Kämpfen gelang den Deutschen jedoch die Eroberung von Skidel und dem nordwestlich davon liegenden Niekrasz. Ebenso wurde Lawna an der Straße Skidel—Lunno—Wola gestürmt, wobei 2700 Gefangene und 2 Maschinengewehre in der Hand der Angreifer blieben. Die anschließend kämpfende Heeresgruppe Leopold von Bayern erzwang an einzelnen Stellen, unter kühner Überwindung unsäglicher Schwierigkeiten, den Übergang über die Zelwianka. Die Gefechte im nördlichsten Teile der Front führten südöstlich von Friedrichstadt und östlich von Wilkomierz zur Erbeutung von weiteren 1050 Gefangenen und 4 Maschinengewehren. Der äußerste linke Flügel der deutschen Heere, der zu der Heeresgruppe Hindenburg gehörte und dessen Befehlshaber v. Below war, näherte sich unter Zusammenstößen immer gewaltigerer Art an mehr und mehr Punkten der Düna. Diese ist ein Fluß etwa von der Größe der Elbe und der größte Strom Westrußlands. Sie begleitet und durchbricht zum größten Teil die baltische Seenplatte, die sich über Wilna und Kowno weiter nach Norddeutschland erstreckt. Bei Suwalki und Augustow und weiter östlich hatte sie den deutschen Truppen bei ihrem Vorgehen große Schwierigkeiten bereitet, die durch die zahllosen kurzen Nebenflüsse der Düna noch eine bedeu-

7 Maschinengewehre verlor. Die im Anschluß mit dem rechten Flügel der Heeresgruppe Hindenburg zusammenwirkenden Truppen Leopolds von Bayern kamen bei Koszele ebenfalls über die Zelwianka, warfen den Gegner beiderseits der Straße Berecza—Kartuska—Kossow—Slonim und bekamen 2759 Gefangene und 11 Maschinengewehre in die Hand. v. Mackensen rückte beiderseits der Bahn nach Pinsk weiter vor und nahm in überraschendem Ansturm einige russische Vorstellungen. An der unteren Zelwianka leistete der Feind noch Widerstand und raffte sich sogar nochmals zu Gegenstößen auf, die jedoch abgeschlagen wurden. Südlich von Jakobstadt wurde die Straße Eckengrafen—Rakischki erreicht. Auch zwischen der Straße Kupischki—Dünaburg und der Wilija unterhalb Wilna blieb die Vorbewegung in flottem Gange. Der Erfolg des deutschen Vorrückens auf diesem Abschnitt wurde gekrönt durch die Erreichung der so wichtigen Bahnlinie Wilna—Dünaburg—Petersburg an mehreren Stellen. Auf der Front zwischen Düna und Wilija (siehe Bild Seite 308 oben) führten die Kämpfe der Deutschen auch am 13. September wieder zu ganz bedeutenden Erfolgen: sie machten bei ihrem weiteren Vorgehen 5200 Gefangene und erbeuteten 1 Geschütz, 13 Maschinengewehre, 17 Munitionswagen und viele Bagagen. Namentlich letztere waren ein sichtlicher Beweis von der Eile, mit der Feind seinen



Phot. A. Grohs, Berlin.

Ein von unseren Truppen hergestellter Fahrweg mit Notbrücke zwischen Wilna und Dünaburg, auf dem sich Munitions- und Proviantkolonnen verhältnismäßig bequem fortbewegen können.

Rückzug vollzog. Weiter südlich trieb die nördliche Heeresgruppe im Verein mit der des Bayernprinzen die Russen auf die Szczara zu.

Am 15. September drangen die Deutschen auf dem linken Ufer der Düna unter erfolgreichen Kämpfen in der Richtung Jakobstadt vor. Bei Liewenhof wurden die Russen sogar auf das Ostufer der Düna geworfen. Nördlich und nordöstlich von Wilna blieb der deutsche Angriff im Fortschreiten, wogegen der Feind nordöstlich von Grodno dem deutschen Vordrängen noch heftigen Widerstand entgegensetzte. Halbwegs Janowo—Pinsk versuchten die Russen die Heeresgruppe Mackensen zum Stehen zu bringen. Die feindlichen Stellungen wurden dort aber durchbrochen, wobei eine Beute von 6 Offizieren, 746 Mann und 3 Maschinengewehren gemacht wurde. Im Verfolg dieses Sieges brachte die Heeresgruppe das Gelände zwischen Pripet und Jassiolda, einschließlich der Stadt Pinsk, in ihren Besitz (vergleiche die Vogelschaukarte Seite 301). Damit war die erste größere eigentlich russische Stadt in den Händen der Sieger. Zwar zählt die Kreisstadt Pinsk, wie alle Städte der Gegend, unter ihren 36 000 Einwohnern sehr viele Juden, wird aber doch in der Hauptsache von Weißrussen bewohnt und kann somit als echtrussische Stadt gelten. Der deutsche Angriff wurde also mit der Eroberung von Pinsk über die russischen Grenzmarken, die von „Fremdvölkern" bewohnt werden, endlich hinausgetragen auf echtrussisches Gebiet.

Am 16. September wurde dem Feinde an zahlreichen Punkten der Übergang über die Szczara abgerungen. Südlich von Dünaburg, dessen Brückenkopf seit dem Vortage unter deutschem Angriff stand, erreichten die Deutschen die Straße Widsy—Goduzischki—Komal und nahmen Widsy nach heftigem Häuserkampf am 17. früh im Sturm. Der Angriff auf Wilna geschah nunmehr aus nordwestlicher, nördlicher und nordöstlicher Richtung. Unter den Fortschritten der letzten Tage war die Umklammerung Wilnas so weit gediehen, daß die Stadt, die von den Russen mit äußerst starken Feldbefestigungen umgeben worden war, jetzt bereits als Wellenbrecher in dem Strom der andringenden Deutschen erschien, so wie früher Kowno als solcher gedient hatte. Mit der Besetzung Widsys, das 40 Kilometer östlich der Bahnlinie Wilna—Petersburg liegt, trat auch die vollständige Unterbrechung dieser bedeutenden Eisenbahnstrecke augenfällig in Erscheinung; ebenso hätte die Beseitigung des ernsten Hindernisses, das die Szczara bisher den deutschen Heeren in den Weg gelegt hatte, für die Russen eine Mahnung sein müssen, den schwer bedrohten Posten bei Wilna rechtzeitig aufzugeben.

Dennoch stemmten sie sich jedem Fortschritt der deutschen Heere in hartem Widerstand entgegen und ließen sich in Widsy sogar auf einen Häuserkampf ein. Das konnte als Anzeichen dafür gelten, daß sie um Wilna eine große, entscheidende Schlacht schlagen wollten, es konnte aber auch ein Ausfluß des Wunsches sein, einen weiteren Rückzug, wie er mit der Räumung Wilnas dem unaufgeklärtesten russischen Untertan in die Augen springen mußte, in diesen ersten Tagen, in denen die Armee unter dem Oberbefehl des Zaren stand, zu vermeiden. Denn seit zehn Tagen



Phot. A. Grohs, Berlin.

Austeilung erbeuteten russischen Proviants vor Dünaburg.

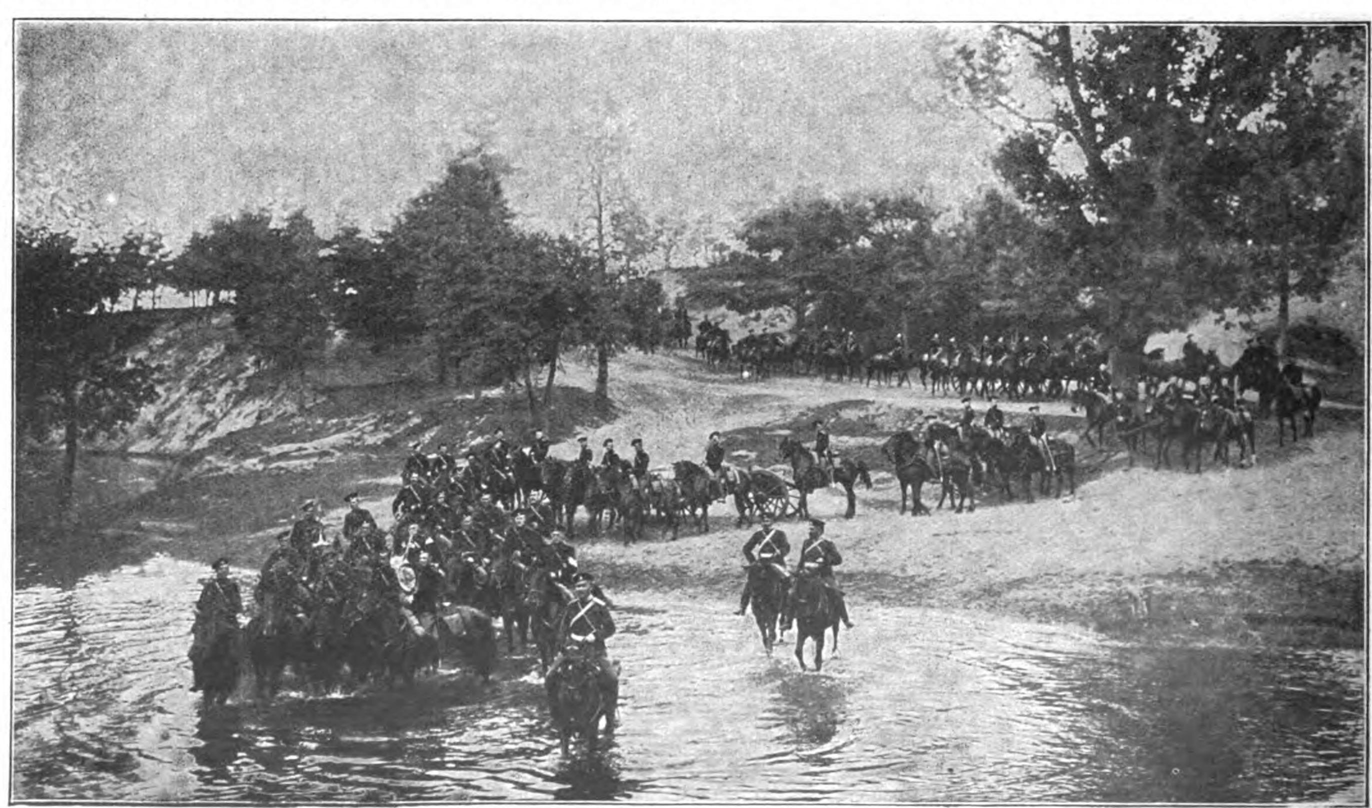
führte der Zar das Oberkommando des russischen Heeres selbst. Durch einen Depeschenwechsel zwischen ihm und seinen Verbündeten wurde die Neuigkeit dem staunenden Europa mitgeteilt. Zugleich war ein Erlaß an den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch ergangen, der sehr huldvoll klang, ihn zum Vizekönig des Kaukasus ernannte, des Oberkommandos über die russischen Heere jedoch enthob. In Wirklichkeit bedeutete dieser Erlaß nichts anderes als die Verbannung des bisherigen russischen Machthabers nach Tiflis. Militärisch hatte der Wechsel in der Person des russischen Oberkommandos keinerlei Bedeutung. Der Zar deckte mit seinem Namen lediglich einige hervorragende russische Generale, die allerdings mit ihren Fähigkeiten nunmehr besser zur Geltung kommen konnten als unter dem verbannten früheren Oberführer. Der Wechsel im russischen Oberkommando wurde in Deutschland und Österreich-Ungarn mit kühler Ruhe aufgenommen, da nicht abzusehen war, weshalb der russische Zar einem Hindenburg, Mackensen, Falkenhayn und Hötzendorf eher gewachsen sein sollte als sein über eine reiche Kriegserfahrung verfügender Oheim. Bei den Verbündeten Rußlands wurde der Schritt als Zeichen der beginnenden Erlösung von dem unerträglichen Übergewicht der Mittelmächte begrüßt. Sehr bald wurde erkennbar, daß der Zar nicht in der Weise Oberbefehlshaber zu werden beabsichtigte, wie es der abgesetzte Oheim gewesen war. Den wirklichen Oberbefehl übertrug er dem General Rußki (Bild siehe oben), dem bisherigen vielgerühmten Verteidiger von Petersburg, der im Heere guten Ruf genoß. Er war zu Kriegsanfang bekannt geworden durch seine Erfolge gegen das österreichisch-ungarische Heer in den Schlachten um Lemberg. Als später General Rennenkampf, der Verwüster Ostpreußens, nach seinem Mißerfolge gegen Hindenburg völlig ins Dunkel trat, wurde Rußki als Retter in der Not nach dem nördlichen Kriegschauplatz berufen. Es gelang ihm tatsächlich, die russische Front gegen die andrängenden Deutschen im Raume westlich der Weichsel und nördlich des Narew, sodann im Raume von Warschau bis Kowno zu halten und den Angreifer viele Monate — allerdings im Winter — ernstlich zu beschäftigen. Mit diesem hinhaltenden Erfolg im Ringen mit Hindenburg mußte er sich begnügen und schließlich einem durchgreifenden Schlage seines Gegners hastig weichen. Rußki steht aber als Führer sicherlich höher als sein früherer Vorgesetzter, dessen militärisch-theoretischer Gegner er war. Im September war er Befehlshaber der Nordfront; ihm unterstanden also die russischen Heere zwischen Riga und dem Njemenbogen südöstlich Grodno. Auf diesem Abschnitt der Front stand ihm der größte Teil der Heeresgruppe Hindenburg gegenüber. Die Mitte der großen russischen Heeresstellung wurde von General Evert befehligt. Dieser war im August zwischen Wieprz und Bug gegen v. Mackensen tätig gewesen und dessen überlegener Strategie nach kräftigem Widerstande völlig erlegen. Die Südwestfront des russischen Heeres stand unter General Iwanow, der als einer der bedeutendsten russischen Heerführer gilt. Vordem war er Oberkommandierender der russischen Westfront zwischen Warschau und dem Bug. „Daily Mail" verglich Iwanow anerkennend mit dem deutschen Roon und seinem Wirken im



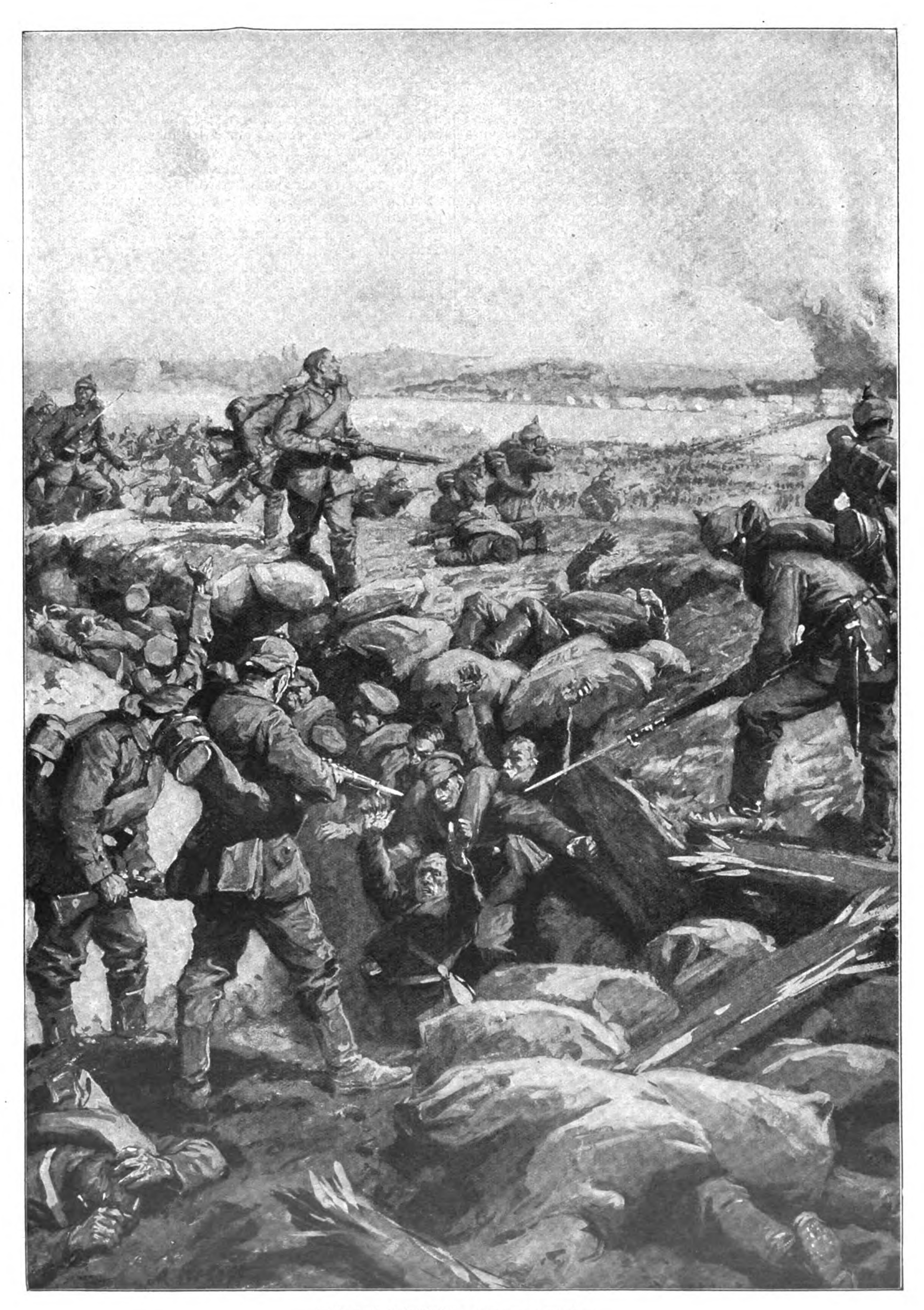
General Rußki,
Oberbefehlshaber der russischen Nordarmee.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H., Berlin.
General Alexejeff.
Chef des russischen Generalstabs.



Photothek, Berlin.
Russische Feldartillerie durchquert einen Fluß.



Wie Friedrichstadt genommen wurde.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

Kriege 1870/71. Im September bewies Iwanow seine Tatkraft und seine guten Führereigenschaften in Ostgalizien und Wolhynien, besonders durch die schweren Stürme, die er gegen die Deutschen, Österreicher und Ungarn an der Serethlinie richten ließ. Wir sahen aber schon, daß er das Vordringen der verbündeten Heere wohl aufzuhalten verstand, daß er aber mit dem Versuch ihrer Überwindung und der Durchstoßung ihrer Front schweren Schiffbruch erlitt. Schon Anfang Oktober mußte er sich ihrer in verlustreichen Rückzugskämpfen erwehren.

Auch auf der übrigen Front blieb die Gesamtlage für die Angreifer der Russen unverändert günstig. Die Heeresgruppe Hindenburg erzielte bereits am 17. September wieder einen Erfolg, der ihr als Beute 26 Offiziere, 5380 Mann und 16 Maschinengewehre eintrug. v. Mackensen erhöhte seine Beute im Vorrücken auf Pinsk auf 21 Offiziere, 2500 Mann und 9 Maschinengewehre. Dünaburg, das die russische Haupteisenbahnlinie an ihrem Übergang über die Düna deckt, ward an diesem Tage mit wachsendem Erfolg berannt. Wilna wurde den Russen durch General v. Eichhorn am 18. September entrissen (siehe die Bilder Seite 309 und 311 oben), zu welchem großartigen Erfolge der gleichzeitige Frontangriff der Generale v. Scholtz und v. Gallwitz erheblich beitrug. Zwei Tage nach der Einnahme von Widsy war dem Heere v. Eichhorns die überraschend schnell durchgeführte Ausnützung seines Einbrechens in die russische Front zu einer Umfassung des Feindes in südlicher Richtung gelungen. Wie 1870/71 die Vorstoßabteilungen des Generals v. Alvensleben die rechte Flanke Bazaines vor Metz packten, so krallten sich die Truppen v. Eichhorns in die rechte Flanke der russischen Hauptarmee durch ihr Vorgehen auf Molodetschno, Smorgon und Wornjany und ließen sie nicht wieder los. Dadurch hinderten sie die Russen an der freien Bewegung nach rückwärts. Verzweifelt unternahmen diese mit schleunigst zusammengerafften Kräften in der Richtung gegen Michaliwski einen wilden Durchbruchsversuch, um sich aus ihrer bedrängten Lage zu retten. Sie konnten aber den wohldurchdachten deutschen Angriffsplan nicht mehr über den Haufen werfen. Das kühne Unternehmen der Deutschen zwischen der starken Festung Dünaburg und der durch mächtige Feldbefestigungen gestützten russischen Stellung bei Wilna war glänzend gelungen. Auf ungeheurem Raume hatten die Russen, trotz der Ausdehnung der Front, nicht mehr die wünschenswerte Bewegungsfreiheit. Ein Ausweichen mußte, wie und wohin es auch geschehen würde, mit erheblichen Verlusten für sie verbunden sein. — Prinz Leopold von Bayern erreichte am Tage des Falles von Wilna die Linie Nienadowicze—Derwnoje—Domoromysz, v. Mackensen kam nördlich von Pinsk an die Wisliza und überschritt südlich der Stadt den Strumen. Am 19. September versuchte der Gegner einen Durchbruch bei Smorgon und wurde wieder abgeschlagen. Die Verfolgung des nunmehr aus dieser Gegend weichenden Feindes blieb in Fluß. Am Brückenkopf von Dünaburg mußten die Russen vor dem deutschen Angriff aus Nowo-Alexandrowsk in eine rückwärtige Stellung weichen und verloren 550 Gefangene. Die südlichen Teile der Heeresgruppe Hindenburg erreichten die Linie Mjedniki—Lida—Soljane, während sich anschließend Leopold von Bayern den Zugang zu dem Molczadzabschnitt bei und südöstlich Dworzec erkämpfte und sich mit seinem rechten Flügel dem Myschankaabschnitt näherte.

Der Raum vor Dünaburg wurde in den folgenden Tagen der Schauplatz gewaltig gesteigerter deutscher Angriffe. Südwestlich der Festung, bei Smelina, brachen die Deutschen am 21. September in die russischen Linien ein und nahmen dem Gegner 9 Offiziere, 2000 Mann und 8 Maschinengewehre. Auch auf der gesamten übrigen Front ließen sich die Deutschen durch keinen Widerstand der Russen im allgemeinen Fortschreiten aufhalten. Prinz Leopold von Bayern überschritt den Molczadzabschnitt und erstürmte auf dem westlichen Myschankaufer, beiderseits der Bahn Brest-Litowsk—Minsk, russische Stellungen, dabei 1000 Gefangene und 5 Maschinengewehre erbeutend. Bei Telechany gingen vorgeschobene deutsche Abteilungen über den Oginskikanal und warfen die Russen östlich davon, in der Richtung auf Dobroslawka, in den Sumpf zurück. Auch v. Mackensen war über den genannten Kanal vorgedrungen. Teile seiner Truppen standen östlich Logischin in kleineren Gefechten mit dem Gegner, die nordöstlich und östlich des Ortes auch am nächsten Tage fortgesetzt wurden. Die furchtbar erbitterten Kämpfe an der Düna führten den schon seit dem Vortage tobenden Zusammenstoß bei Lennewaden noch nicht zum Abschluß. Westlich von Dünaburg gelang aber wieder ein deutscher Einbruch in die feindliche Stellung, bei dem den Russen 17 Offiziere, 2105 Mann und 4 Maschinengewehre verloren gingen. Am 23. wurden bei Smelina weitere russische Stellungen gestürmt, wobei der Feind wieder über 1000 Gefangene einbüßte. Südwestlich von Lennewaden kamen die Orte Rose und Strigge, die zeitweilig in der Hand der Russen gewesen waren, aufs neue in deutschen Besitz. Zu vorübergehenden Erfolgen führten überaus starke russische Angriffe auf die in der Flanke des zurückgehenden Feindes befindlichen deutschen Truppen bei Wilejka. Dabei verloren diese mehrere Geschütze, deren Bedienungen bis auf den letzten Mann ausgehalten hatten. Die deutsche Front blieb aber auf diesem Gefechtsabschnitt im ganzen in scharfem Vordrängen und überschritt die Linie Soly—Olschany—Traby—Iwje—Nowo-Grodek. Die Heeresgruppe Leopold von Bayern brach den Widerstand des Feindes auf der ganzen Front und erreichte in der Verfolgung den Serwetschabschnitt oberhalb von Korelitschi sowie den Szczaraabschnitt nordwestlich von Kraschin.

v. Mackensens vorgeschobene Abteilungen nordöstlich und östlich von Logischin wurden jetzt vor einem umfassenden russischen Angriff hinter den Oginskikanal und die Jassiolda zurückgenommen. Diese örtliche Frontveränderung, die Zurücknahme der deutschen Truppen aus dem Hügelland von Logischin (siehe Vogelschaukarte zu dem Operationsgebiet der Armee Mackensen Seite 301) hinter den natürlichen Schutz des Kanals und der Jassiolda, war nicht etwa auf einen Waffenerfolg der Russen zurückzuführen, sondern nichts weiter als eine Vorsichtsmaßregel gegenüber dem Feind, der in dem überaus schwierigen Gelände jeden Schlupfwinkel kannte und, wie sich vielfach gezeigt hatte, jeden Geländevorteil wirksam auszunutzen verstand.

Die Kämpfe im Gebiet nördlich von Pinsk (siehe Karte) spielten sich auf dem denkbar ungünstigsten Gelände und in schwierigem Ringen mit natürlichen Hindernissen ab. Das Kampfgebiet am Oginskikanal ist eine einzige unwegsame Sumpflandschaft mit weit ausgedehnten ebenen Flächen von 20—25 Kilometer Breite. Diese weitgestreckten Ebenen bilden trotz ihrer nur geringen Höhe von 150 Metern über dem Meeresspiegel die europäische Wasserscheide, indem sie die Gewässer der Ostsee von denen des Schwarzen Meeres trennen. Aus den unendlich weit sich erstreckenden Sümpfen erheben sich einzelne Hügelgruppen um wenige Meter, gleichsam Inseln im Sumpfmeer. Diese Hügelgruppen sind die Stellen, an denen sich armselige menschliche Siedlungen finden. Diese Stellen werden auch von den dortigen Straßen aufgesucht, die dem gewundenen Lauf der Hügelketten beharrlich treu bleiben wie die Wüstenstraßen den Oasen. Der Oginskikanal, von dem aus die Soldaten v. Mackensens nunmehr vorsichtige und wohlerwogene Maßnahmen für das weitere Vordringen trafen, heißt so nach seinem Erbauer, dem Fürsten Michael Oginski, dem Großhetman von Litauen (1761—1799). Der Kanal ist 55 Kilometer lang, verbindet über Dnjepr—Pripet—Jassiolda—Schara—Njemen das Schwarze Meer mit der Ostsee und schafft so einen ununterbrochenen Wasserweg von 2566 Kilometern. Dieser Wasserweg hat bei dem Mangel an wirklich brauchbaren Straßen in dem dünnbesiedelten Gebiet als Verkehrsweg eine ganz hervorragende Bedeutung. Die Nachteile eines solchen Geländes ließen sich bei aller Vollkommenheit der technischen deutschen Truppen nur unter bedeutendem Zeitaufwand mit Erfolg bekämpfen. So erklärt es sich, daß von der Heeresgruppe der Armee Mackensen bis Ende September kein neues Ereignis im deutschen Tagesbericht zu erwähnen war, die Lage hier vielmehr im großen und ganzen vorläufig unverändert blieb. Auch die Truppen des Prinzen Leopold von Bayern machten in ihrem Vormarsch halt, soweit sie schon am Oginskikanal nördlich von Telechany standen. Westlich Medwjeditschi bis südlich Lipsk kam diese Heeresgruppe am 24. September an die Szczara. Östlich und südöstlich von Baranowitschi schritt ihr Angriff auf dem Westufer der Szczara fort, nordöstlich von Nowo-Grodek stürmte sie die Stadt Negniewitschi und schlug hier und auch bei Korolitschi mehrere hartnäckige Gegenangriffe der Russen blutig ab.

Dem Vordringen der Deutschen in der Linie Smorgon—Wischnew, westlich von Saberesina—Djeljatitschi, an der Einmündung der Beresina in den Njemen, setzte die mittlere Hauptgruppe der Russen noch heftigen Widerstand entgegen. Dennoch sah sich der Feind sowohl im Norden als auch im Süden schon wieder Erfolgen der deutschen Heere gegenüber, die eine Flankengefährdung befürchten ließen. Die Russen unternahmen deshalb am 25. September heftige Vorstöße gegen die flankierenden Teile der Armee Eichhorn bei Wilejka. Östlich des Ortes wurden ihre Angriffe entscheidend abgewiesen, westlich blieben sie in heftigem Kampf mit den standhaltenden Deutschen. Auf der Front zwischen Smorgon und Wischnew drangen diese bereits an mehreren Stellen in die feindliche Front ein. Nordwestlich von Saberesina mußten die Russen nunmehr vor dem deutschen Angriff über die Beresina zurückweichen. Bei Djeljatitschi und Ljubotscha wurde der Njemen erreicht. 900 Gefangene und 2 Maschinengewehre blieben in deutscher Hand. Die Heeresgruppe Leopold von Bayern drängte den Gegner ebenfalls weiter zurück und machte 550 Gefangene. Am nächsten Tage war die Säuberung des westlichen Njemenufers bis Schtschereffy sowie des westlichen Serwetsch- und Szczaraufers fast völlig gelungen; nur östlich von Baranowitschi hielt der Feind noch kleine Brückenköpfe. An der Südwestfront von Dünaburg gelang die Erstürmung weiterer russischer Stellungen, bei der dem Gegner 1300 Gefangene und 2 Maschinengewehre abgenommen wurden. Am 27. September wurde der Feind an der Südwestfront von Dünaburg abermals zurückgeworfen. Auch südlich von Smorgon kamen die Deutschen gut voran und durchbrachen unter Erbeutung von 24 Offizieren, 3300 Mann und 9 Maschinengewehren nordöstlich von Wischnew die feindliche Stellung. Beide Ereignisse waren Anzeichen dafür, daß die deutsche Flankierungsbewegung in der neuen Schlacht Wilna—Minsk am Nordflügel der russischen Armeegruppe guten Fortgang nahm. Die Heeresgruppe Leopold von Bayern endlich vertrieb den Feind unter Wegnahme von 350 Gefangenen aus den Brückenköpfen bei Baranowitschi. Das Beuteergebnis der ersten Schlacht bei Wilna, die zum Zurückwerfen des Feindes bis über die Linie Narocz-See—Smorgon—Wischnew geführt hatte, konnte erst jetzt mitgeteilt werden, weil es infolge des schnellen deutschen Vormarsches einiger Tage bedurft hatte, um es festzustellen. Das Ergebnis betrug an Gefangenen und Material: 70 Offiziere, 21 908 Mann, 3 Geschütze, 72 Maschinengewehre und zahlreiche Bagage, die der Feind auf seinem eiligen Rückzuge in dem Besitz der schnell nachkommenden Deutschen lassen mußte. Am 28. wurde Dünaburg wieder fester angefaßt, und auch zwischen Smorgon und Wischnew schritten die Deutschen weiter siegreich vor. Die Kavallerie der Armee Eichhorn aber, die durch eine äußerst kühne und wirkungsvolle Flankenbewegung dem Zentrum zum Siege verholfen hatte, wurde nach erfüllter Aufgabe von Wilejka zurückgezogen. Der Feind hinderte sie bei diesem Unternehmen nicht. Als aber russische Kolonnen unvorsichtig westlich von Wilejka vorzudringen suchten, wurden sie durch deutsches Artilleriefeuer zersprengt.

Die Ruhe in den letzten Tagen des September an der Ostfront der deutschen Heere empfanden auch die Gegner der verbündeten Zentralmächte als neue Stille vor dem Sturm. In seinem Gesamtergebnis an deutschen Erfolgen reihte sich der September den vorhergehenden Zeitabschnitten würdig an. Er brachte den Heeren, die oft unter Mangel am Nötigsten, abgesehen von Brot und Munition, in immer neuen Gefechten, vor immer wieder neuen natürlichen Hindernissen den Feind abermals weit über 100 Kilometer vor sich herjagten, die stattliche Beute von 37 Geschützen, 296 Maschinengewehren und 95 000 Gefangenen. Wie vernichtend die deutschen Angriffe der letzten Monate auf Rußlands Vorrat an Kriegsmaterial gewirkt haben müssen, dafür bot die Bekanntmachung der Beute von Kowno und Nowo-Georgiewsk im deutschen Tagesbericht vom 18. September noch ein sprechendes Zeugnis. Nach der damals abgeschlossenen Feststellung betrug die Beute in Nowo-Georgiewsk 1640 Geschütze, 23 219 Gewehre, 103 Maschinengewehre, 160 000 Schuß Artilleriemunition, 7 098 000 Gewehrpatronen. Die Zahl der bei Kowno erbeuteten Geschütze stieg auf 1301. Durch diese Mitteilungen wurde der unerhörte Umfang der Niederlagen von Kowno und Nowo-Georgiewsk (siehe auch Seite 246, die Kunstbeilage und das Bild Seite 310) selbst für den Gegner unbestreitbar.



Phot. A. Grohs, Berlin.

Deutsche Proviantkolonne begibt sich durch eine gänzlich zerstörte russische Ortschaft zur Front, um den kämpfenden Truppen neue Lebensmittel zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)



Hofphot. Kühlewindt, zurzeit östlicher Kriegschauplatz.

Deutsche Kolonne geht in Wilna auf einer Schiffsbrücke über die Wilija.

Illustrierte Kriegsberichte.

Aus den Kämpfen bei Arras, La Bassée—Neuve-Chapelle März bis Juni 1915.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

Die Zahl der taktischen Zusammenstöße im Weltkriege überstieg schon bis zum Ende des ersten Kampfjahres bei weitem die der zwanzigjährigen Kriegsperiode Napoleons I. Die großen Schlachten, in denen Hunderttausende fochten, zählen nach Dutzenden. Die Winterschlacht in der Champagne zum Beispiel (Februar 1915) kostete den Franzosen weit mehr blutige Verluste als die drei Schlachten bei Metz 1870 zusammengenommen. Zu den gewaltigen kriegerischen Ereignissen, die Anspruch haben, dereinst mit goldenen Lettern in der Heeresgeschichte eingetragen zu werden, gehört auch die Abwehr der französisch-englischen Vorstöße gegen die deutsche Front, von der Meeresküste bis südlich Arras, von März bis Juni 1915. An ihrem Verlauf nahmen nicht weniger als zwölf französische Armeekorps und fast ebenso viele englische teil. An der Abwehr der letzteren hatte eine westfälische Division ruhmvollsten Anteil. Diesen herauszugreifen und verdientermaßen zu schildern, ohne den gewaltigen Rahmen mit einbeziehen zu wollen, der die Gesamtheit dieser Kämpfe umschloß, ist der Zweck dieser Zeilen. Sie sollen lediglich ein Stimmungsbild geben. Ein Mitkämpfer in Führerstellung äußert sich im Auszuge wie folgt: „Als ich im Februar nach Flandern kam, waren in unserem Kampfabschnitt die Gräben unter Wasser. Gruppen, Züge und höchstens Kompanien saßen mit angezogenen Beinen hinter dünnen Sandsackmauern, die der Gegner schon mit Feldgeschützen einschießen konnte. 8000 Gewehre auf $9\frac{1}{2}$ Kilometer Frontbreite. Nun hieß es arbeiten, und die braven Westfalen haben Übermenschliches geleistet.

Seit Anfang März konnten wir dann daran gehen, uns Deckungsgräben mit tiefem Profil zu bauen. Wir standen aber nur in einer Linie, und als am 10. März bei Neuve-Chapelle der englische Angriff kam, waren wir auf diese allein angewiesen. Unsere Besetzung dort war nur 6 Kompanien stark, und 48 feindliche Bataillone (nach englischen Berichten) griffen sie an. Auf dem rechten Flügel standen, am Westrand von Neuve-Chapelle, auf einer Front von $2\frac{1}{2}$ Kilometern 2 Kompanien Jäger und 4 Kompanien Infanterie. In der Nacht vom 9. auf den 10. März überschütteten die Engländer diese Stellung mit einem wahrhaft rasenden Artilleriefeuer. Bei dem nun folgenden feindlichen Infanterieangriff wurde durch dessen fünfte Welle unsere dünne Linie überrannt. Es gelang nur, östlich Neuve-Chapelle eine neue Linie mit Reserven zu besetzen und sie bis zum Eintreffen weiterer Verstärkungen zu halten.

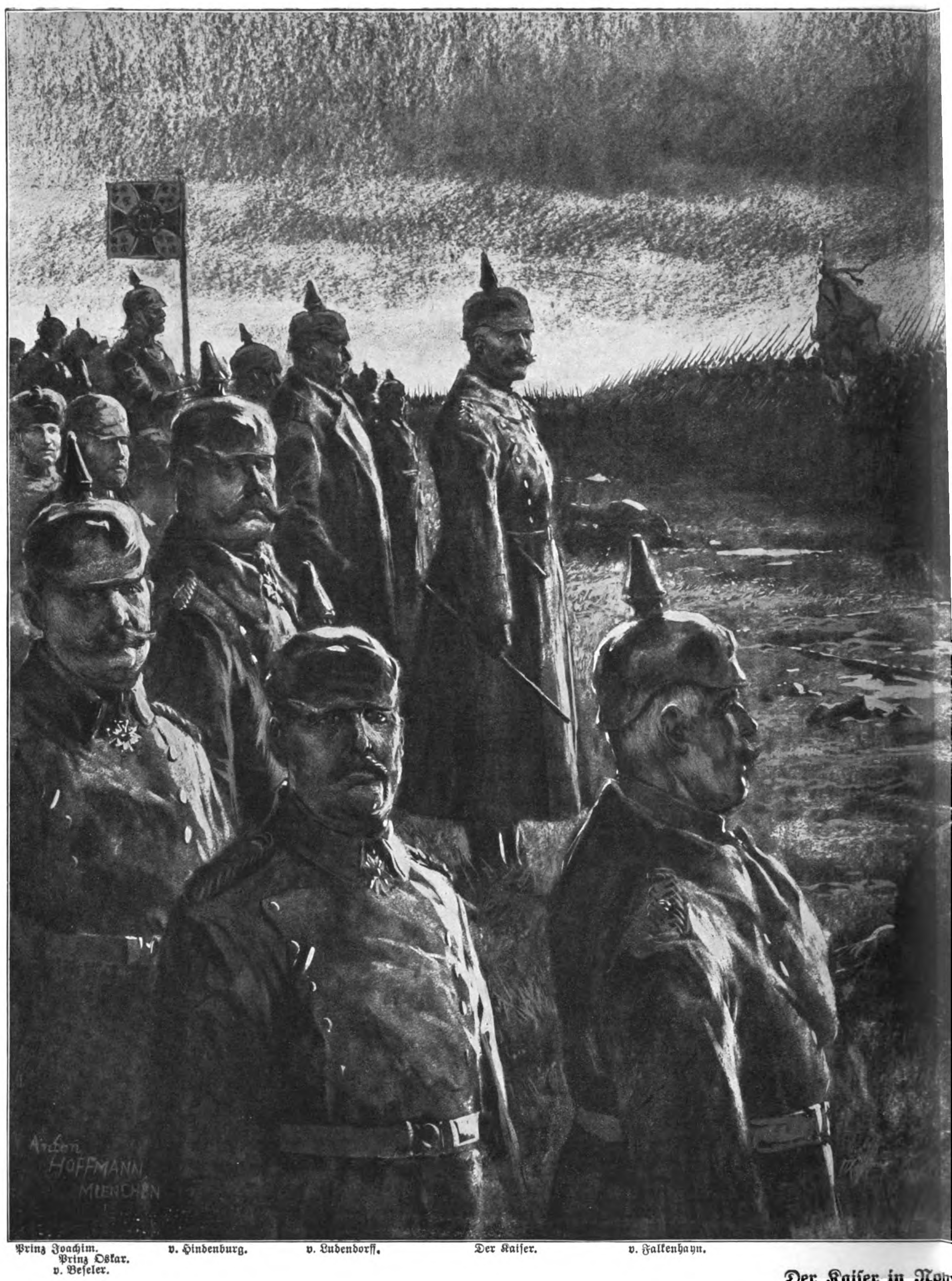


Phot. Leipziger Presse-Büro.

Deutsche Ulanenregimenter durchqueren ein Sumpfgebiet bei Dünaburg.

ert
ach
die
ens
ien
ßen
ter
eſt=

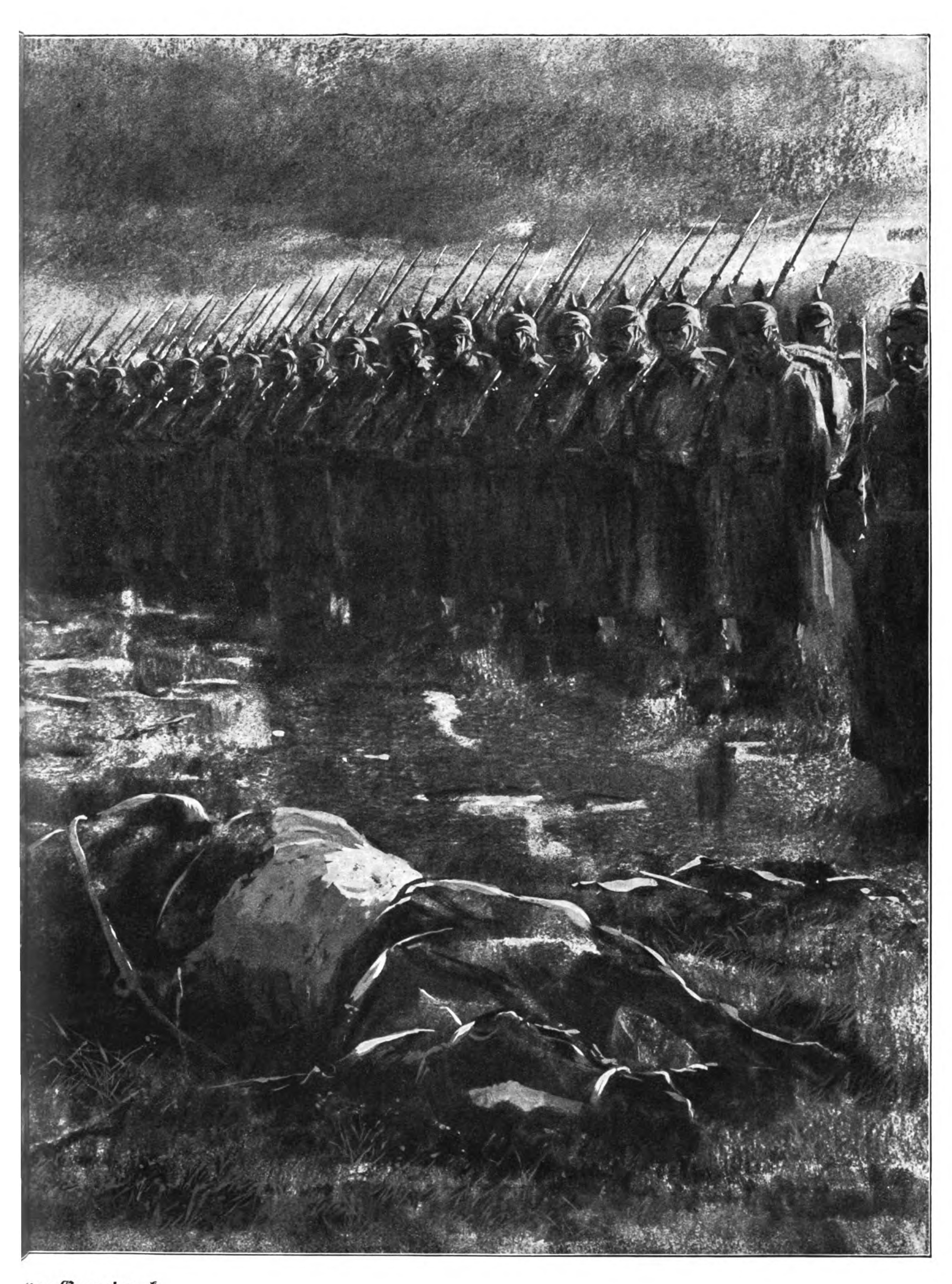
ıns
ber
elle
an=
ien
en)
and
ern
der
auf
ärz
die
iele
ei=
ra=
rie=
hem
den
In=
iff
deſ=
elle
Li=
. Es
öſt=
ha=
eue
ier=
ßen
um
wei=
un=
ten.



Prinz Joachim. Prinz Oskar. v. Beseler. v. Hindenburg. v. Ludendorff. Der Kaiser. v. Falkenhayn.

Der Kaiser in Now

Nach einer Originalzeichnung von



twv-Georgiewsk.

m Professor Anton Hoffmann.



Einzug der deutschen Truppen in Wilna.

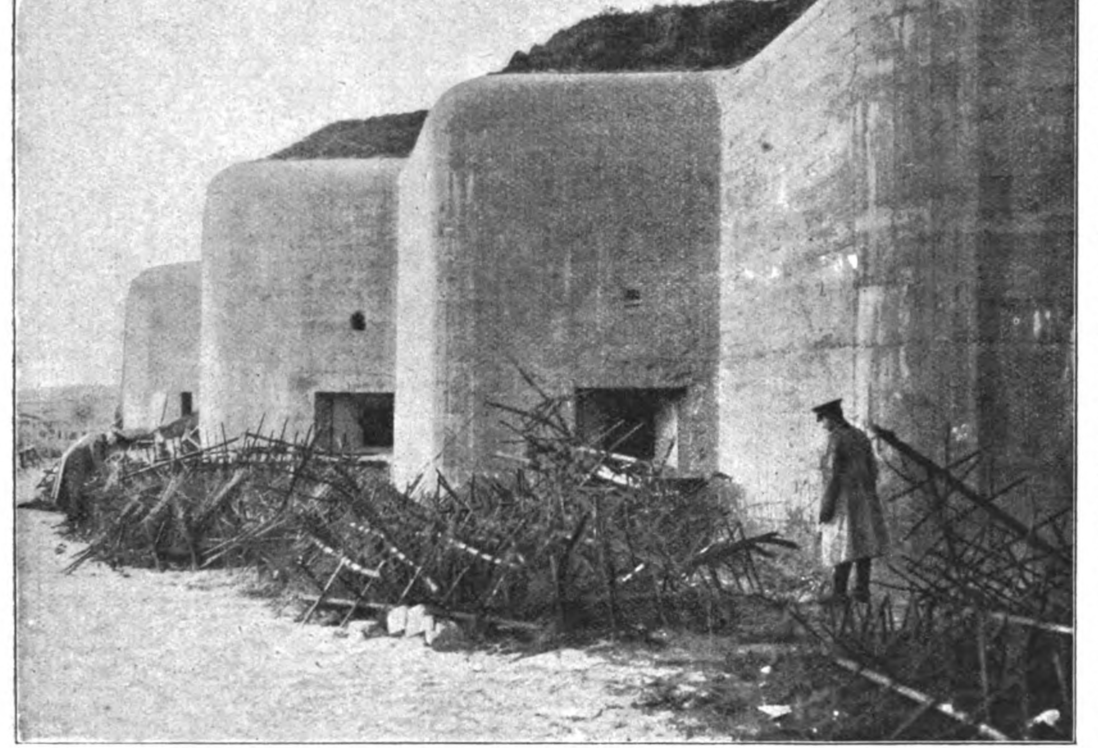
Nach einer Originalzeichnung von M. Barascudis.

Diese kamen abends in Gestalt zweier sächsischer Bataillone vom Nachbarkorps und, am nächsten Morgen, einer bayerischen Reservebrigade. An diesen Kräften verblutete sich dann der englische Angriff von 48 Bataillonen tagelang. Die Engländer haben erst nach Wochen ihre Verluste mit 30 000 Mann zugegeben, während die unseren kaum ein Drittel betrugen. Gleichzeitig mit diesem Angriff auf Neuve-Chapelle war am 16. März ein Angriff auf Givenchy erfolgt, der infolge der dortigen günstigeren Stellung glatt abgewiesen wurde. Die Erfahrungen dieser Kämpfe veranlaßten die deutsche Heeresleitung, die Linie bei Neuve-Chapelle durch eine bayerische Reserveinfanteriedivision zu verstärken.

Am 9. Mai, gleichzeitig mit dem Beginn der französischen Durchbruchsversuche bei Arras, kam dann ein neuer großer Angriff von Festubert aus. Nachdem vom frühen Morgen an wieder ein ganz unsinniges Trommelfeuer auf unseren Gräben gelegen hatte, griffen die Engländer mit zwei Divisionen gegen zwei Bataillone, die auf einer Breite von etwa 2 Kilometern standen, dreimal an. Alle drei Angriffe wurden unter schwersten Verlusten für die Engländer abgewiesen. Wir schätzten sie damals auf etwa 3000 tote Engländer vor unserer Front. Unsere Verluste waren dagegen gering; nur rund 300 Tote und Verwundete bei Infanterieregiment X. Schon am nächsten Tage setzte das unsinnige Artilleriefeuer der Engländer wieder ein; es wurde 8 Tage lang ununterbrochen fortgesetzt. Es war gar nicht mehr möglich, die Stellungen nachts soweit wieder auszuflicken, wie sie tagsüber zerschossen wurden, und alle entbehrlichen Truppen mußten bei Arras den Franzosen entgegengesetzt werden. So kam es, daß die Stellungen des Regiments X verloren gingen. Bei Arras und an der Lorettohöhe waren die französischen Durchbruchsversuche schon im Gange. Unaufhörlich Tag und Nacht rollte der Donner der Geschütze; der richtige Hexensabbat. Es ist selbstverständlich, daß eine Truppe, die derartiges eine ganze Woche auszuhalten hat, langsam aber sicher zermürbt wird und ermattet. Als in der Nacht vom 15. auf den 16. Mai der Gegner um zwei Uhr mit drei frischen Divisionen angriff, rannte er beim vierten Angriff das Infanterieregiment X über den Haufen. Das Regiment hat sich verzweifelt gewehrt und sich brav geschlagen, wie 1870 bei Mars-la-Tour und Beaune-la-Rolande. Ein eigentlicher Durchbruch der Engländer wurde indes verhindert. Alle verfügbaren Reserven hatten eine etwa 800 Meter rückwärts gelegene, schon vorbereitete Stellung besetzt. Diese genügten um so mehr, als wir im Laufe des 16. Mai eine Landwehrbrigade zur Unterstützung erhielten. Die Infanterieangriffe der Engländer wiederholten sich bis zum 19. abends, vergeblich und verlustreich für sie — um so mehr, als Bayern und Sachsen uns nun aus aller Bedrängnis halfen. Vom 20. Mai an hörten die Vorstöße der Engländer auf.

Das xte Infanterieregiment hatte Ehrfurcht erweckende Verluste aufzuweisen; im ganzen betrugen diese aber für die Division mit 3000 Mann nur den siebenten Teil der englischen Einbuße. Die Gegner benahmen sich bei den letzten Angriffen ganz töricht. Sie kamen an in dicken Kolonnen, meistens vollständig betrunken, und liefen direkt in unser Artillerie- und Maschinengewehrfeuer hinein.

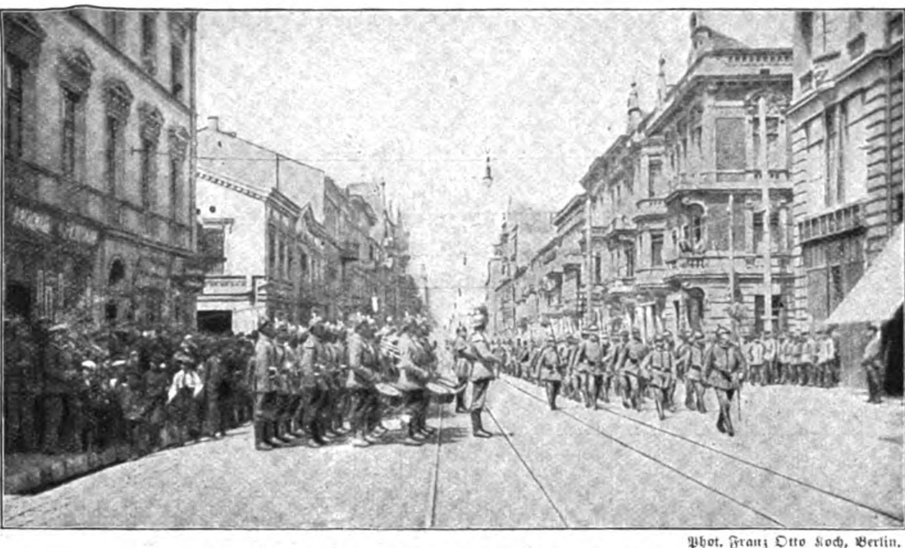
Eine Wiedereroberung der verlorenen Stellung des Regiments X kam nicht in Frage. Sie lag im Wasser und wurde, nach dem Gegner vorspringend, von beiden Seiten eingesehen und flankiert. Sie war seinerzeit den Engländern im Dezember 1914 abgenommen worden bei den Kämpfen um Festubert, und ihre Behauptung galt als eine Art Ehrensache, wie etwa die des Dorfes Le Bourget bei der Belagerung von Paris 1870. Daß sie aufgegeben wurde, war eine Wohltat für das Regiment, das dort täglich 30 bis 40 Mann durch Feuer aller Art verloren hatte. Am 20. Mai trafen neue, starke Reserven ein, die den Gefechtstreifen der Division auf 5 Kilometer verkürzen ließen. Das herrliche Infanterieregiment X, für das bis zu erneuter Verwendungsfähigkeit ein frisches Regiment einrückte, ist herausgezogen worden und drillte dann hinter der Front seinen Nachersatz, bis es wieder eingesetzt werden konnte. Von großer Wichtigkeit zur Abweisung weiterer Angriffe der Engländer in dem ehemaligen Gefechtstreifen des Regiments X war die südlich anschließende, hart östlich Givenchy, nördlich des Kanals d'Aire à la Bassée gelegene überhöhende Stellung des Infanterieregiments Y, von der aus die englischen Angriffe flankiert werden konnten. Es war klar, daß diese Stellung von nun an den Engländern ein Dorn im Auge sein mußte. Sie griffen also hier ungestüm an, was ihnen aber sehr übel bekommen ist. Der erste Anlauf einer vollen Division erfolgte am 3. Juni abends. Es gelang den Engländern, in eine vorspringende Ecke unserer Gräben auf eine Ausdehnung von etwa 300 Metern einzudringen. Um zwei Uhr morgens waren sie schon wieder draußen, das heißt, soweit sie nicht niedergemacht waren. Wir zählten damals allein 290 tote Engländer in unserem Graben; mindestens das Dreifache lag zwischen unseren und den englischen Gräben. Unsere Verluste betrugen nur rund 60 Tote und 130 Verwundete. Das Regiment Y wurde nun auch in die zweite Linie gezogen und durch ein sächsisches aktives Regiment ersetzt, das sich in den nächsten zehn Tagen glänzend schlug. Acht Tage lang ließen uns die Engländer in Ruhe, was uns für die Wiederherstellung der stark zerschossenen Stellung gut zustatten kam. Dann brach das feindliche Artilleriefeuer wieder los; diesmal auf unserer ganzen Front nördlich des Kanals, in einer Breite von $2^1/_2$ Kilometern. Den Angriff konnten wir mit zwei frischen Regimentern in der Front und den Regimentern X und Y in Reserve kaltblütig erwarten. Er kam am 16. Juni abends mit vier englischen Divisionen, darunter einer kanadischen und einer Territorialdivision. An drei Stellen kamen sie bis in unsere Gräben, wurden aber dort im Handgemenge nieder-



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Zerstörte Drahthindernisse vor den Kasematten des Forts 2 der Festung Nowo-Georgiewsk.

gemacht, weil sie wieder gänzlich betrunken waren. Am nächsten Tage dasselbe Bild; sie gelangten dieses Mal aber nur an einigen Stellen bis an unsere Hindernisse. Am 18. Juni erfolgte ein Angriff ohne Artillerievorbereitung, der auf dem halben Wege in unserem Feuer zusammenbrach. Ein letzter matter Angriff am 19. Juni erstickte schon in seinen Anfängen. Trotz alledem hatte der Feind nicht einen Fußbreit Boden gewonnen. Zwischen den beiderseitigen Stellungen lagen nach bescheidenen Schätzungen wenigstens 5000 tote Engländer. An ihre Beerdigung war bei der Nähe der Gräben (durchschnittlich 200 Meter) nicht zu denken. Gefangene sagten aus, daß von ihren Leuten nur wenige unverwundet zurückgekommen seien."



Phot. Franz Otto Koch, Berlin.

In Wilna vor dem Grand Hotel zieht die Wache auf.

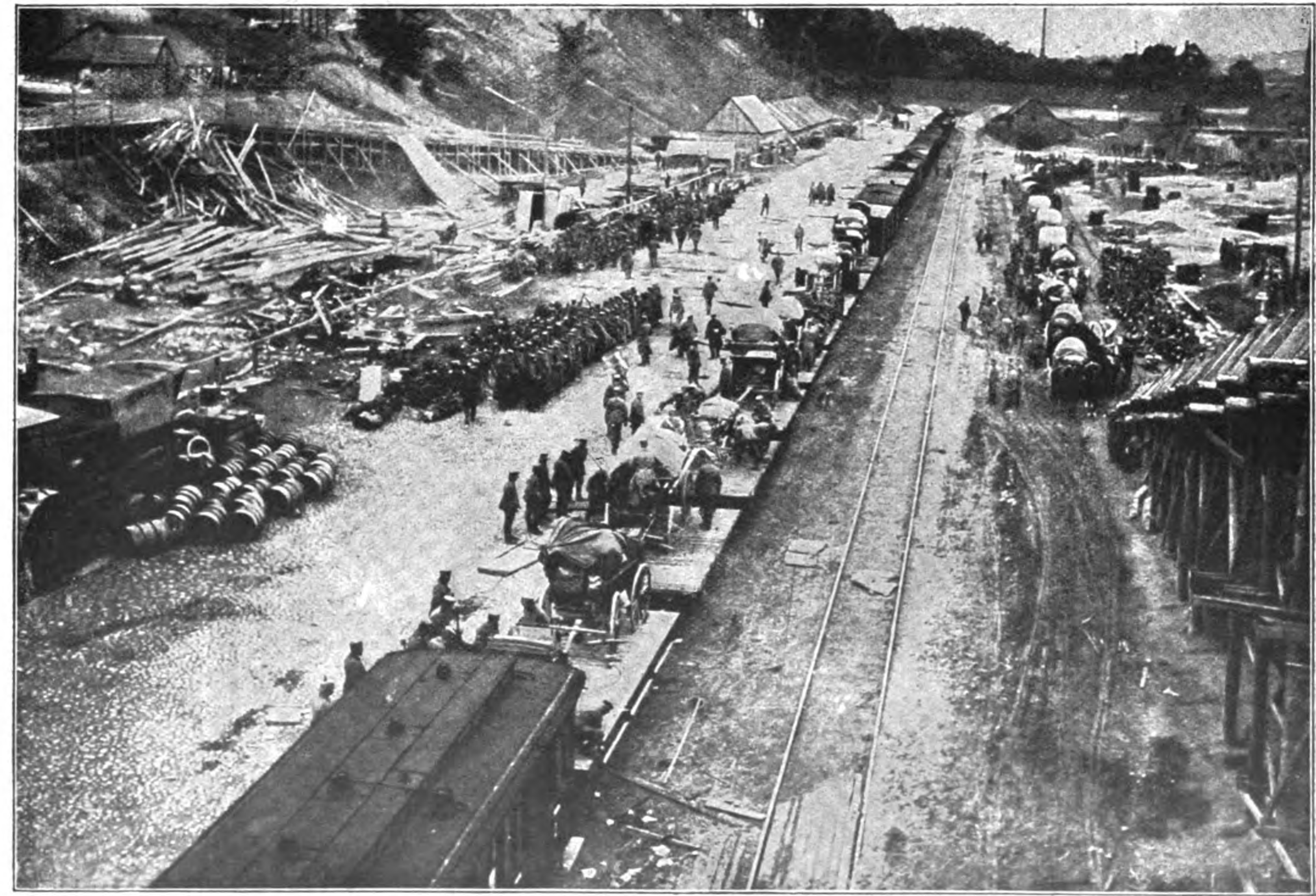
Die neuen Angriffe seit dem 23. September und deren Verlauf bestätigen lediglich das bisher Gesagte.



Die Schlachten bei Anafarta auf Gallipoli.

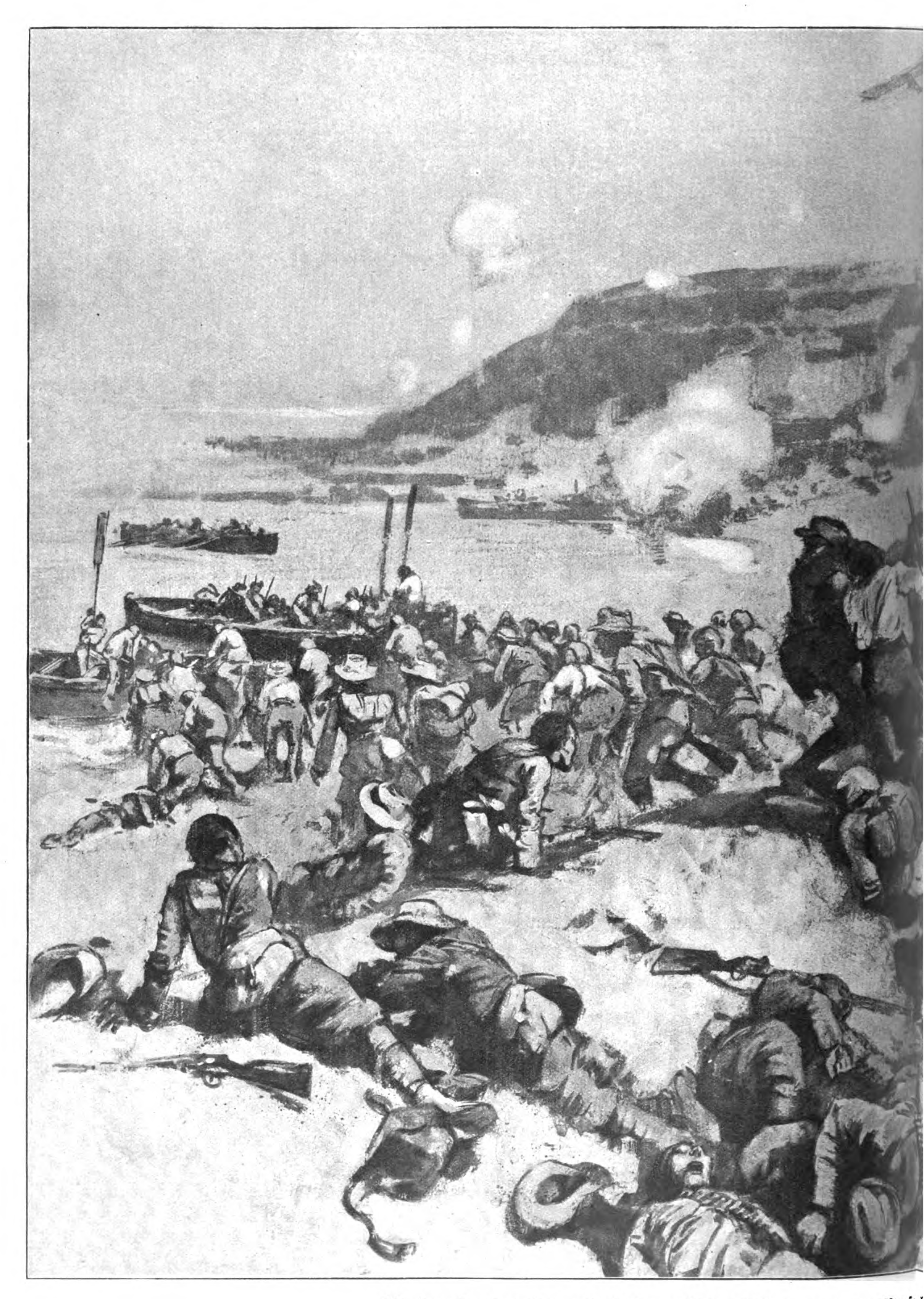
(Hierzu das Bild Seite 312/313.)

Da es den Engländern weder gelang, mit der Flotte den Eingang zu den Dardanellen zu erzwingen, noch mit ihren bei Seddul Bahr und Ari Burun gelandeten Truppen sichtliche Fortschritte zu machen, faßten sie einen neuen und, wie man gestehen muß, gar nicht übel erdachten Plan. Mit einer an der Suvlabucht gelandeten Armee wollten sie zunächst unter dem Schutze der schweren Schiffsgeschütze die nördlich vom Salzsee gelegenen Höhen bei Kiretsch Tepe besetzen, von da nach Anafarta durchstoßen und auf diese Art die weiter südlich stehenden Türken zum Rückzug zwingen, um sich so endlich die Möglichkeit des Vormarsches gegen die Maidosbucht zu eröffnen. Sie brachten also an der Suvlabucht rund 100000 Mann ins Feuer, nämlich drei Divisionen der neuen Armee Kitcheners, zwei Territorialdivisionen und eine Kavalleriedivision, letztere ohne Pferde als Infanterie verwendet. Mit dem 6. August setzten ihre Angriffe ein, die zunächst bis zum 10. dauerten und mit einer empfindlichen Niederlage für die Engländer endeten. In den folgenden 10 Tagen verhältnismäßiger Ruhe fanden nun die Türken Zeit, alle nötigen Abwehrmaßregeln zu treffen. Als dann am 21. eine Schlacht anhub, die zu den gewaltigsten und blutigsten dieses ganzen Krieges zählt, vermochten sie die mit erstaunlicher, ja tollkühner Tapferkeit geführten Sturmläufe ihrer Feinde mit ebenso bewundernswerter, unerschütterlicher Ausdauer abzuwehren, ohne irgendeine wichtige Stellung einzubüßen. Wir lassen hier nach der Übersetzung der „Württemberger Zeitung" die höchst anschauliche Schilderung folgen, die der bekannte englische Berichterstatter Ashmead Barlett der Londoner „Morning Post" sandte. Dabei ist zu bemerken, daß die beiden Hügel „Höhe 70" und „Schokoladehügel" nördlich



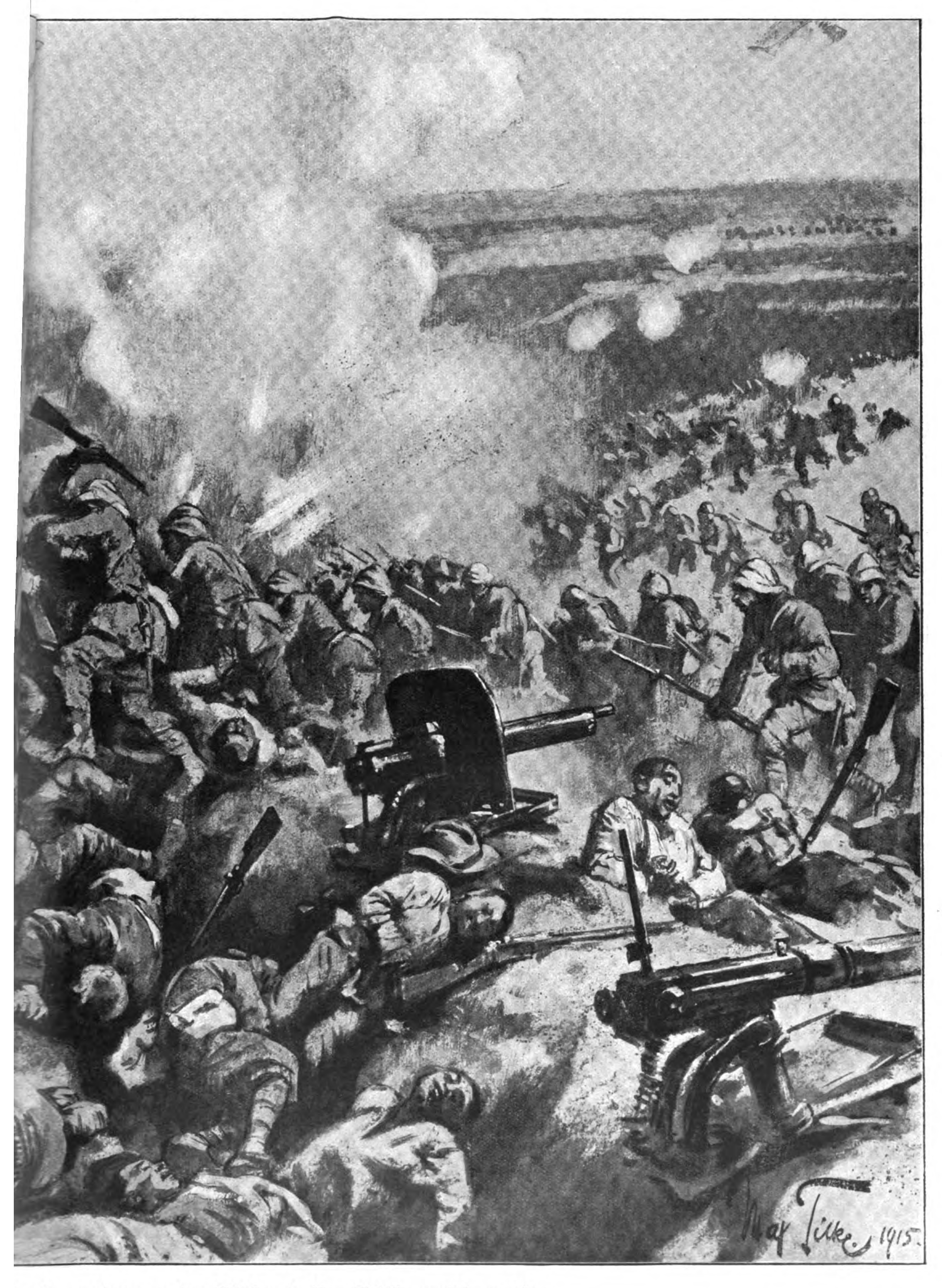
Hofphot. Kühlewindt, zurzeit östlicher Kriegsschauplatz.

Verladung von Kriegsfahrzeugen auf dem Bahnhof in Kowno.



An den Dardanellen gelandete englische Hilfstruppen aus Neuseel

Nach einer Originalzeichnu



:and werden von den Türken in ihre Schiffe zurückgeworfen.
ng von Max Tilke.

von der Suvlabucht, die „Höhe 112" südlich zwischen dem Salzsee und Ari Burun liegen.

„Dem Angriff am 21. August sollte eine Beschießung durch die Kriegschiffe vorausgehen. Drei Uhr nachmittags fiel der erste Schuß, und nun setzte eines jener furchtbaren Bombardements ein, die auf diesem blutgetränkten Boden allmählich an der Tagesordnung sind. Die feindlichen Geschütze antworteten wütend; das Gelände hinter dem ‚Schokoladehügel' krümmte sich förmlich unter den explodierenden Schrapnellen. Das Buschwerk geriet in Brand, und als nun noch ein Sturm losbrach, brannte alles zusammen vor unseren Stellungen, die in Wolken und Rauch und Flammen gehüllt waren.

Nach einer halben Stunde kroch ein Regiment aus den Gräben hervor und versuchte, zu Füßen der ‚Höhe 70' eine Schützenlinie zu bilden. Das war das Zeichen für ein geradezu wahnsinniges Gewehrfeuer aus den türkischen Linien. Gleichzeitig kam noch ein anderes Regiment an der Südseite des Hügels hervor und richtete sich in dem verbrannten Buschwerk ein.

Noch donnerten die Geschütze gegen die feindlichen Stellungen auf der Höhe. Aber die türkische Infanterie schien sich darum nicht im geringsten zu kümmern. Ja, viele sprangen kühn auf den Grabenrand hinauf, um einen besseren Überblick über die heranstürmenden Gegner zu erhalten. Das Gewehrfeuer war betäubend, und ich erinnere mich nicht, ein ähnliches Getöse, gleichzeitig aus großen Schiffsgeschützen, Feldartillerie und Tausenden von Gewehren, je auf einem anderen Schlachtfelde vernommen zu haben. Eine große, dichte Khakimasse, deren Bajonette in Rauch und Nebel aufblitzten, wuchs aus den verbrannten Büschen empor und schwoll den Hügel hinauf. Die Türken kamen aus den Gräben heraus und feuerten mitten in unsere vorstürmenden Linien hinein. Unsere Leute drangen höher und höher hinauf, wurden aber auf der nördlichen Hälfte durch Kreuzfeuer aus Maschinengewehren allmählich zum Halten gezwungen. Von Süden her gelangten einige wenige bis in die Gräben der Türken, wo sie von diesen im Bajonettkampf getötet wurden. Tapferer und entschlossener als in diesem verzweifelten Handgemenge haben wir die Türken noch nie kämpfen sehen.

Einige Minuten lang schien es, als ob wir den Hügel erobert hätten, denn unsere Leute schwärmten nur wenig unterhalb der Spitze in großer Zahl umher und hatten schon einen kleinen Grabenabschnitt besetzt; aber da feuerte die feindliche Batterie hinter ‚Höhe 112' plötzlich Schrapnellsalven aus verhältnismäßig kurzer Entfernung, und ganze Linien unserer Leute wurden geradezu hinweggefegt. Der Angriff war mißlungen. Und nicht besser war es inzwischen unseren Angreifern auf der rechten Flanke ergangen.

Eine Division, die die ‚Höhe 112' zu umgehen versucht hatte, wurde plötzlich in offenem Gelände flankiert. So wurde es allmählich klar, daß die Höhe nur erobert werden konnte, wenn zuerst die zweite flankierende Stellung der Türken besetzt war. Den ganzen Nachmittag über dauerte der Kampf auf diesem Teil des Schlachtfeldes an; das türkische Feuer war furchtbar, und wir konnten keinen Fußbreit Boden weiter vordringen. Inzwischen war Befehl gekommen, daß ein seither in Reserve liegendes Bataillon nochmals versuchen sollte, zuerst die ‚Höhe 70' zu erstürmen. Dieses Bataillon, das zum erstenmal ins Feuer kam und von Offizieren geführt wurde, deren Namen zu den bestbekannten Englands gehören, ging ohne Deckung über den ausgetrockneten Salzsee bei Anafarta vor. Obgleich es unter heftigstem feindlichem Schrapnellfeuer lag und mit jedem Schritt schwere Verluste erlitt, kam es doch keinen Augenblick in Verwirrung und drang ruhig, wie bei einer Friedensparade, gegen den Hügel vor.

Ein neuer Feuersturm aus unseren Schiffsgeschützen brach jetzt los. Als dann auch noch sämtliche türkische Batterien in Tätigkeit traten, vollzog sich ein wunderbar majestätisches, aber furchtbares Schauspiel. Es war allmählich dunkel geworden, und der ganze Horizont war von ungeheuren Rauchwolken und Flammen überzogen; Bäume, Büsche, Heimstätten und schließlich sogar das Gras selbst standen an zwölf verschiedenen Plätzen zugleich rundum in Flammen. Mit dem Donner der Geschütze und dem unaufhörlichen Heulen der Zehntausende von Gewehren zusammen ergab sich ein großartiges Bild, Dantes Hölle vergleichbar. Unsere Leute stürmten wieder, kamen vorwärts und gruben sich rasch ein. Endlich waren sie oben und verschwanden in den türkischen Gräben.

Aus tausend Lippen rang sich ein Freudenschrei empor: der Hügel war genommen. Aber noch hatte das Gewehrfeuer keinen Augenblick aufgehört. Das war verdächtig. Man fragte sich: Können wir den so blutig erkämpften Hügel die Nacht über allen Gegenangriffen zum Trotz halten? Tatsächlich raste der Kampf die ganze Nacht hindurch ununterbrochen, und als der Morgen dämmerte, war ‚Höhe 70' nicht mehr in unserem Besitz. Anscheinend hatten die Türken eine Kuppe gehalten, von der aus sie uns mit Maschinengewehren und Artillerie bestreichen konnten, während das Reservebataillon, das schon auf der anderen Seite des Hügels hinabgedrungen war, unter furchtbaren Verlusten zum Rückzug gezwungen wurde."

Trotz der blutigen Niederlage ließ sich der englische Befehlshaber General Hamilton nicht abschrecken, die unmöglich scheinende Aufgabe ein drittes Mal zu versuchen. Diese Schlacht am 28. und 29. übertraf womöglich noch die vorbeschriebene an Erbitterung. Als am 28. die Sonne sank und damit die schweren englischen Schiffsgeschütze der Treffsicherheit beraubte, brachen die Türken wie rasend aus ihren Gräben vor. Kein Drahtverhau, kein sonstiges Hindernis vermochte sie aufzuhalten. Mit Bajonetten und Handgranaten richteten sie furchtbare Verheerungen in den feindlichen Reihen an, und als der Morgen kam, hatten die Engländer stellenweise bis tausend Meter Gelände verloren. Sie waren überall in die Niederungen hinabgedrängt, ja teilweise sogar ins Meer getrieben worden, während die siegreichen Türken alle beherrschenden Höhen in festem Besitz hatten. Nochmals begannen die Schiffsgeschütze ihre verheerende Tätigkeit; von neuem setzte das blutige Ringen bei glühender Sonnenhitze ein, wobei allerdings jetzt die Türken die Stürmenden waren, und am Abend war auch diese Schlacht zu ihren Gunsten entschieden. Rund zehntausend Tote, über 40000 Verwundete, von denen eine Menge in die Hände der Türken fielen — das war für die Engländer das schließliche Ergebnis der Schlachten von Anafarta vom 6. bis 29. August. Die türkische Hauptstadt aber stand danach in prangendem Flaggenschmuck.

Kämpfende Mädchen.

(Hierzu das Bild Seite 315.)

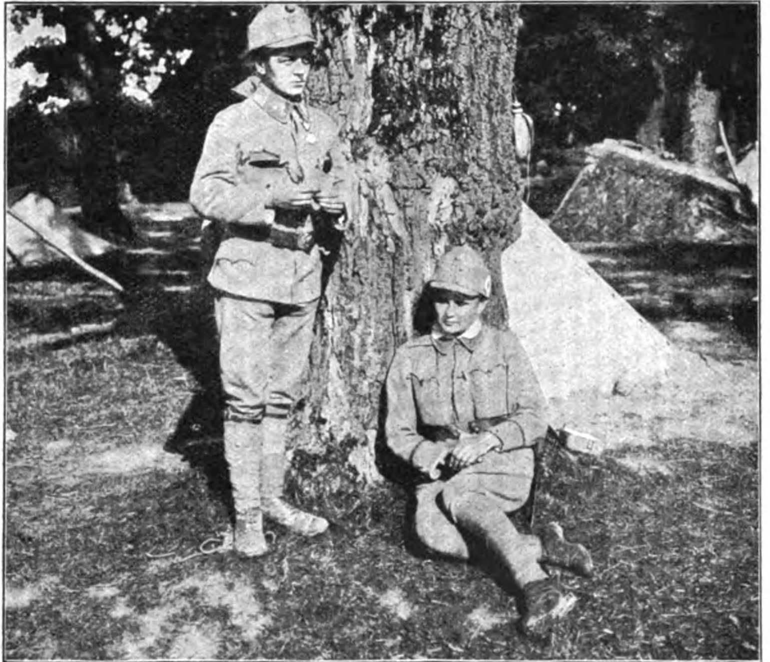
Franz Molnar berichtet in der „Neuen Freien Presse" über einen Besuch bei den im Rahmen der k. u. k. Armee kämpfenden ukrainischen Freiwilligenformationen. Eine der Besonderheiten der Truppe ist, daß ihr mit gewöhnlichen, regelrechten Uniformen bekleidete Mädchen angehören, die in jeder Hinsicht den gleichen Felddienst leisten wie die Männer. Sie tragen Karabiner, haben den Soldateneid abgelegt, werden befördert und erhalten sogar Auszeichnungen. Nach dem internationalen Recht sind sie ebenso Soldaten wie die Männer; auch wir sehen jene russischen Damen, die in normaler Soldatenuniform kämpfen, als regelrechte Soldaten an. Denn auch solche gibt es. Heute hatte ich mit einer der Unsrigen, Fräulein Sophie Haletschko, ein längeres Gespräch. Fräulein Haletschko ist Studentin und 24 Jahre alt; sie ist blond, außerordentlich mädchenhaft, hat ein feingeschnittenes Antlitz und ist sehr ernst und sehr schön. Sie trägt eine grobe, stark mitgenommene Felduniform, auf der Schulter den Karabiner, am Kragen die Rangabzeichen eines Wachtmeisters, auf der Brust die Tapferkeitsmedaille. Seit Kriegsausbruch steht sie im Feld, war während eines Jahres insgesamt neun Tage krank und fühlt sich nach ihrer eigenen Aussage überaus wohl. Das junge Mädchen ist eine Lembergerin, hat in Graz deutsche und slawische Philologie studiert und ist gleich nach Kriegsausbruch mit den übrigen galizisch-ukrainischen Freiwilligen in den Krieg gezogen, „weil es sie zu Hause nicht litt und weil sie das Gefühl hatte, daß sie jetzt alle mit hinaus müssen". In die alte, aus dem 18. Jahrhundert stammende Armee der Ukrainer, den „Ssitsch", einzutreten, dessen Namen jetzt diese Truppen führen, war Frauen bei Todesstrafe verboten. Das Fräulein bekam für Verdienste, die sie sich im Kavalleriepatrouillendienst erworben hatte, den Rang eines Wachtmeisters und später die silberne Tapferkeitsmedaille. Bei Husne drang sie mit der Truppe, die sie befehligte, bis hinter die russischen Stellungen, um aufzuklären. Auch bei Synowodzko führte sie eine

Kavalleriepatrouille an; hier erhielt sie die Auszeichnung. „Ich stand vor dem Doktorat" — sagte sie — „aber das bleibt jetzt wohl für später." Ihre Hände sind fein und weiblich geblieben, auf ihren Augen liegt unverändert etwas verschleiert Träumerisches und Durchgeistigtes, ihr Antlitz hat sich in dem seit mehr als einem Jahre dauernden Gebirgskrieg nicht so verändert wie die Augen und Gesichter der meisten intelligenten Männer, die schon nach einem Kriegsmonat einen völlig neuen, besonderen und unverkennbaren Blick bekommen.

Die dritte Kriegsanleihe.

Von Professor Dr. Theobald Ziegler.

„Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen; aber Gott gedachte es gut zu machen, daß er täte, wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volks." Dieses Wort Josephs an seine Brüder hat sich bei unserer Kriegsanleihe wieder einmal wundervoll bewahrheitet gegenüber dem teuflisch bösen Plan Englands, das deutsche Volk auszuhungern und es so erbarmungslos auf die Knie niederzuzwingen. Daß der Plan zuschanden wird, verdanken wir unserer deutschen Wirtschaftspolitik seit 1879, die dafür sorgt, daß Deutschland sich im großen ganzen selbst ernähren kann. Unser Wirtschaftsleben steht nicht nur auf dem einen Bein des Handels und der Industrie, sondern auf zwei Beinen, auf Industrie und Landwirtschaft zugleich. Aber eines ist England allerdings gelungen, uns vom Verkehr mit anderen Ländern, namentlich mit ganz Amerika, fast völlig abzuschließen; das sollte ja eben dazu dienen, uns durch Hunger und Not mürbe zu machen. Was aber ist wirklich die Folge davon? Weil der Vierverband seine Munition und seine Lebensmittel vielfach von außen bezieht, so geht dafür all sein Geld nach und nach ins Ausland; das reiche England wird ausgeplündert, und Amerika wird reich von englischem Geld. Von uns Eingeschlossenen dagegen wird, weil nichts oder fast nichts eingeführt werden kann, auch kein Geld weggeschickt, es bleibt im Lande und geht hier von einer deutschen Hand in die andere. Nun braucht man nach einem alten Wort zum Kriegführen Geld und Geld und nochmals Geld. Das spüren nicht bloß Rußland und Frankreich, sondern nachgerade peinlich auch England: es muß den sauren Gang nach Amerika tun und dort um Geld betteln, und es bekommt es nur zu sehr demütigenden Bedingungen und nur halb soviel, als es möchte und brauchte. Wir dagegen können das im Land verbleibende Geld dem Staat zur Verfügung stellen, so daß dieser sich nicht bittend an das Ausland wenden muß, sondern es bei seinen eigenen Bürgern bekommen kann. Nun hatte der deutsche Staat sich schon zweimal an das Volk gewandt und keine Fehlbitte getan. Die erste Kriegsanleihe brachte ihm 4½, die zweite 9 Milliarden Mark, jedesmal zu 5 Prozent. Da kam im September 1915 die dritte: sie sollte mindestens 10 Milliarden ergeben, in Wirklichkeit hat sie 12,1 Milliarden eingebracht, zum gleichen Zinsfuß, aber zu einem Ausgabekurs, der um 1½ Prozent über den der ersten und um ½ Prozent über den der zweiten Anleihe hinausging — ein Zeichen, daß unsere Geldkraft nicht im Abnehmen, sondern im Steigen begriffen ist. Als daher am 24. September das Ergebnis bekannt wurde, da ging ein beispielloser Jubel und ein hohes Dankgefühl durch unser ganzes Volk; denn das war ein Sieg, der aller Welt klarmachte, was Deutschland auch auf diesem Gebiet vermöge aus eigener Kraft. Und nicht nur, was es vermöge, sondern auch, was es willens sei zu tun: durchzuhalten mit allen Mitteln, wie draußen im Feld mit Leib und Leben, so zu Hause mit Geld und Gut, und zu siegen auch mit „den silbernen Kugeln", mit denen England uns zur Strecke zu bringen sich vermessen hatte. Mit der dritten Kriegsanleihe sind die Ausgaben für weitere sechs Monate gedeckt, die Mittel für den Winterfeldzug 1915/16 sind beisammen. Und weil diese 12,1 Milliarden — dank der klugen (!) Politik Englands — auch diesmal wieder zum großen Teil im Land bleiben müssen, so werden wir im nächsten Frühjahr aufs neue finanziell gerüstet dastehen zur Fortführung und siegreichen Beendigung dieses immer weitere Kreise ziehenden Welt- und Riesenkrieges.



Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

Ukrainerinnen bei der österreichisch-ungarischen Armee, die wiederholt tapferes Verhalten vor dem Feinde zeigten. (Links Feldwebel Kadettaspirant Fräulein Sophie Haletschko, Absolventin der Philosophie an der Universität Graz, rechts Fräulein Anna Dmyterko, Lehrerin.)

Der Erfolg der dritten Kriegsanleihe ist aber um so großartiger, die Leistung eine um so gewaltigere, weil daran Arme und Reiche, die größten Kapitalisten und ebenso die kleinsten Sparer beteiligt sind. Gerade daraus ist zu ersehen, wie gesund unser Wirtschaftsleben geblieben ist.

Und was bei diesem Zusammenwirken aller herauskommt — 12,1 Milliarden — das liest sich so leicht und ist doch eine märchenhafte, fast unvorstellbare Summe. Deswegen hat man versucht, sie der Einbildungskraft zugänglich zu machen. Wenn man annimmt, daß der Mensch in 1 Minute 100 Zahlen im Durchschnitt zählen kann, so braucht er zum Zählen auf 1 Million 166 Stunden, für 1 Milliarde 166 000 und zum Zählen von 12,1 Milliarden rund 2 008 600 Stunden, das heißt 229 Jahre. Oder ein anderes Bild. In Gold wiegen 12,1 Milliarden 96 800, in Silber 1 364 800 Zentner: um jene fortzuschaffen bedürfte es 10 vollbeladener Güterzüge von je 50 Wagen zu je 200 Zentnern, für dieselbe Summe in Silber deren 137; und selbst wenn sie in Banknoten zu je 1000 Mark bezahlt würde, würde sich das Gewicht immer noch auf 730 Zentner belaufen. Und legte man endlich die Summe in Doppelkronen aufeinander, so würde die Höhe der Säule etwa das Sechstausendfache unserer höchsten Münstertürme und das Zweihundertfache unseres höchsten Berges in Europa betragen.

Das soll sinnfällig machen, was das deutsche Volk mit dieser Anleihe tatsächlich zustande gebracht hat. Was es damit moralisch geleistet hat — an Vertrauen auf den Staat, dem es, durchaus freiwillig, Hab und Gut hingab, an Vertrauen auf den Sieg, an den es so felsenfest glaubt, an Willen zum Durchhalten auch in finanzieller Beziehung, an Sparsamkeit und Arbeit, an Fleiß und Klugheit, an Anpassungsfähigkeit und Pflichterfüllung — das läßt sich in Zahlen überhaupt nicht ausdrücken, wohl aber läßt sich darüber laut frohlocken und still und tiefernst im Herzen Gott danken für diesen neuen Erweis „der Unerschöpflichkeit unserer auf Arbeit und Organisation beruhenden Hilfsquellen". Und danken wollen wir auch den beiden Männern, die den Kampf um diesen Sieg geleitet haben: dem Staatssekretär des Reichsschatzamts Doktor Helfferich und seinem Generalstabschef, dem Reichsbankpräsidenten Havenstein.

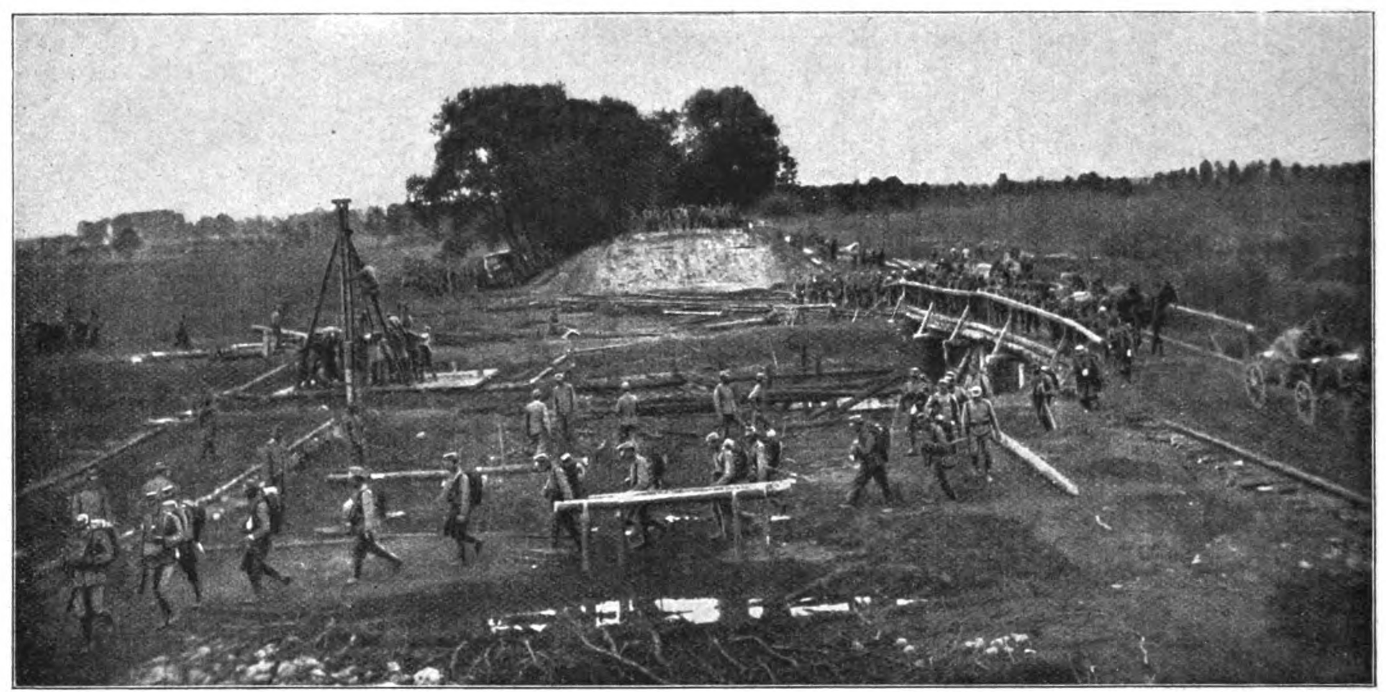
Die Kämpfe der österreichisch-ungarischen Truppen um Sokal.

(Hierzu das Bild Seite 317.)

Die ganze zweite Hälfte des Juli hindurch hatten die österreichisch-ungarischen Truppen äußerst erbitterte Kämpfe

um die von den Russen mit größter Hartnäckigkeit verteidigte Stadt Sokal zu führen. Etwa 75 Kilometer in nördlicher Richtung von Lemberg entfernt, bildet die auf dem rechten Ufer des Bug gelegene galizische Stadt Sokal gewissermaßen das Einfallstor nach Wolhynien. Aus diesem Grunde suchten die Russen unter Aufbietung bedeutender Kräfte diesen strategisch ungemein wichtigen Punkt zu behaupten, der ihnen als Sammelplatz für eine neue Offensive in Galizien dienen konnte. Im Laufe des Winters hatten die Russen eine direkte Eisenbahnlinie von Sokal nach Wladimir Wolynski angelegt, die ihnen eine rasche Truppenverschiebung ermöglichte.

Die russische Buglinie, die immer noch eine Bedrohung Lembergs bedeutete, bei Sokal, also an ihrer stärksten Stelle zu durchbrechen, diese schwierige, aber auch ruhmvolle Aufgabe ward den Wiener Deutschmeistern zuteil, die schon so oft während des Feldzuges herrliche Proben ihrer unwiderstehlichen Tapferkeit und Ausdauer abgelegt hatten. In anstrengenden Gewaltmärschen eilte das Regiment von Lemberg auf den durch anhaltenden Regen bodenlos gewordenen galizischen Landstraßen an die Front, wo es den Befehl erhielt, unter allen Umständen die Höhen südlich



Österreichisch-ungarische Truppen überschreiten auf einer Notbrücke die Tysmienica.

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

und östlich von Sokal zu nehmen, die von den Russen ungemein stark befestigt worden waren. Zunächst mußte der Feind aus seinen Vorstellungen am westlichen Ufer geworfen werden, ehe man seine Hauptstellung um Sokal angreifen konnte. Während die Russen nicht weniger als fünf Infanteriedivisionen und eine halbe Kavalleriedivision einsetzten, stand ihnen auf österreichisch-ungarischer Seite nur ein Armeekorps gegenüber, das sich außer den Deutschmeistern aus dem Infanterieregiment Nr. 4, zwei Jägerbataillonen und mehreren Landwehrinfanterieregimentern zusammensetzte. Da die Russen alle über den Bug führenden Brücken gesprengt hatten, mußten die österreichisch-ungarischen Truppen den durch Gewitterregen angeschwollenen Fluß unter den größten Schwierigkeiten im wütenden Feuer des Feindes überschreiten. Aber dies kühne Wagnis gelang, und am 16. Juli, nachmittags zwei Uhr, konnte die 16. Kompanie des Teschener Landwehrinfanterieregiments zuerst auf dem rechten Ufer festen Fuß fassen. Ihm folgte das Neusandeker Landwehrinfanterieregiment, der weitere Nachschub geriet jedoch ins Stocken, da die von den Pionieren gebauten Stege durch das Hochwasser und die russische Artillerie zerstört wurden. Trotzdem hielten die beiden tapferen Regimenter ihre am 16. und 17. Juli unter schweren Opfern eroberten Stellungen gegen die fortwährenden Gegenangriffe der Russen. Das 5 bis 8 Meter aus dem Fluß fast senkrecht ansteigende Ufer war von den Russen zu einer starken Verteidigungsstellung ausgebaut worden, die sich, mit zahlreichen Maschinengewehren gespickt, in dreifacher Linie die Höhen hinanzog. Die Teschener und Troppauer Landwehr nahm aber trotz allem am Morgen des 18. Juli innerhalb einer Stunde den Wald und Meierhof Walawka und den Schlüsselpunkt der russischen Stellung, die Höhen und den Ort Ilkowice, im Sturm, wobei ihnen eine große Beute an Waffen, Proviant und Munition in die Hände fiel. Erfolgreich griffen hier auch die Deutschmeister ein, die bis an die Brust im Wasser unter dem Kugelregen der Russen den Bug überschritten hatten. Sie hielten drei heftigen Gegenangriffen in den eben erst eroberten Schützengräben stand und warfen die aus erstklassigen Mannschaften bestehende russische „eiserne Division" in vollkommener Auflösung 8 Kilometer weit zurück.

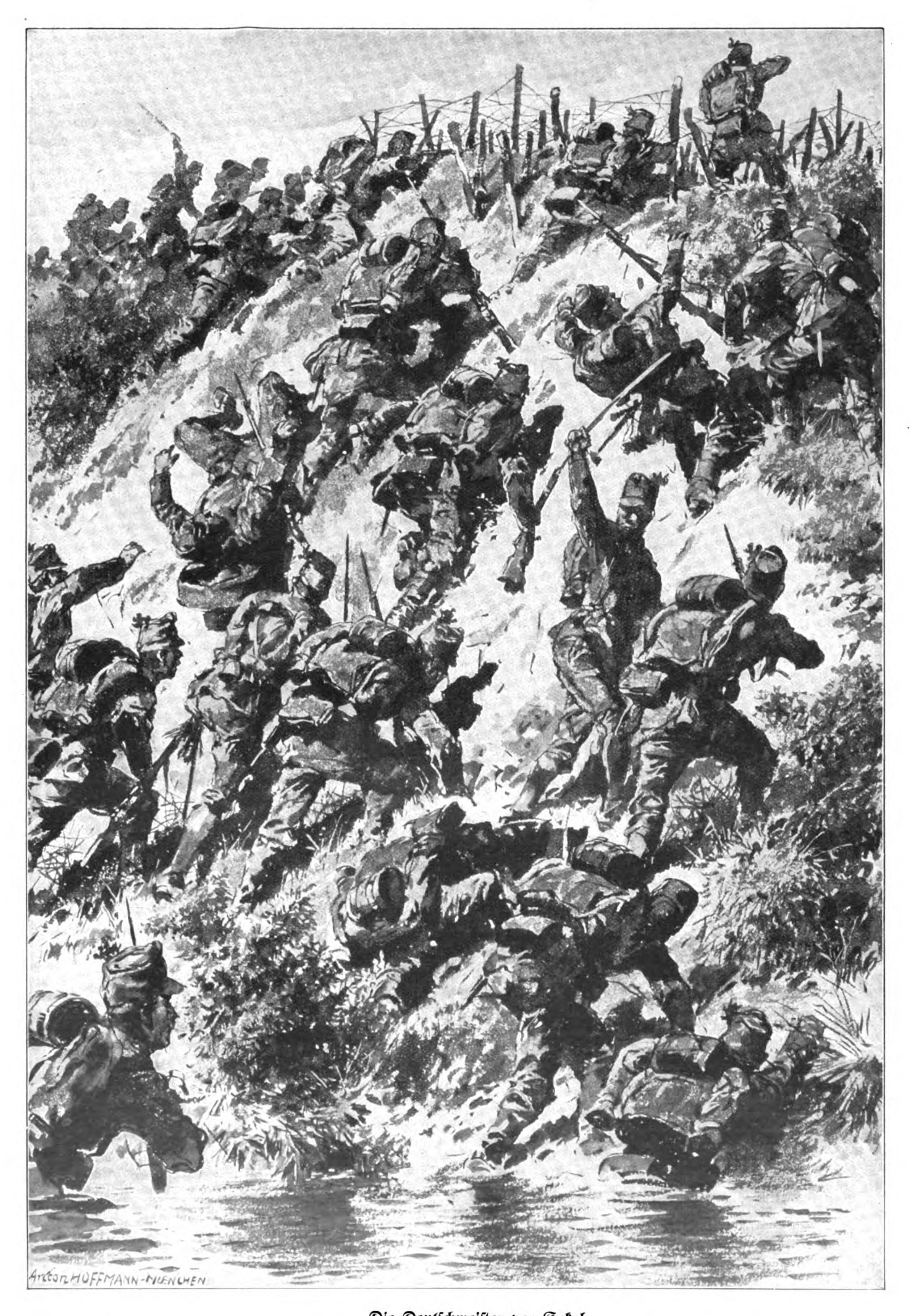
Noch immer aber behaupteten die Russen die Stadt Sokal selbst, in deren Häusern sich ihre Infanterie verschanzt hatte. Die im Fluß gelegene jüdische Badeanstalt war in ein eigenes Bollwerk verwandelt worden, und hinter dem Plankenzaun knatterten allein sechs Maschinengewehre. Noch stärker hatten die Russen das malerische Bernhardinerkloster besetzt. In den Umfassungsmauern und Basteien hatten sie durch Herausnahme von Steinen Schießscharten eingerichtet, der Turm war mit Maschinengewehren versehen, und auf den vier Balkonen standen Artilleriebeobachter. Und während hier ein mörderischer Kampf tobte, saßen die wenigen Mönche, die noch zurückgeblieben waren, in den Gängen des Klosters und murmelten Sterbegebete. Nachdem der von russischer Infanterie hartnäckig verteidigte Bahndamm erobert war, stürmten Truppen eines Landwehrregiments, eines Landsturmregiments und eines Jägerbataillons das Kloster. Am 19. Juli unternahmen die k. u. k. Truppen einen allgemeinen Sturmangriff auf die Stadt, nachdem tags zuvor die Deutschmeister noch die letzten russischen Verteidigungsstellungen auf der Gora Sokala genannten Höhe südwestlich der Stadt genommen hatten. In den Straßen und Häusern Sokals kam es stellenweise noch zu erbittertem Nahkampf, aber ein Landsturmregiment drang als erstes in die Stadt ein und zwang den Feind zum Rückzug. Fast ein ganzes Jahr hatte die Russenherrschaft in Sokal gedauert, und wie überall in Galizien, so wurden auch hier die österreichisch-ungarischen Truppen von der größtenteils jüdischen Bevölkerung, die besonders unter der rohen Willkür der Kosaken zu leiden hatte, jubelnd als Befreier begrüßt.

Der zweite Angriff auf Serbien.

Von Major a. D. Ernst Moraht.

(Hierzu die Bilder Seite 318 und 319 sowie die Vogelschaukarte Seite 320.)

Als Österreich-Ungarn am 28. Juli 1914 seine Kriegserklärung gegen Serbien erließ, konnte es noch nicht über-



Die Deutschmeister vor Sokal.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

sehen, wie bald es in eine strategisch schwierige Lage kommen werde. Wie alle Welt, so nahm auch der österreichisch-ungarische Generalstab an, daß Rußlands Heer erst nach Verlauf einiger Zeit operationsfähig an den Grenzen Galiziens auftreten werde. Mithin schien noch Zeit zu sein, in kurzem, kräftigem Anlauf den unmittelbaren Urheber des blutigen Weltkrieges über den Haufen zu rennen und zu strafen. Sonach verfügte der österreichisch-ungarische Generalstab über seine sofort verwendbaren Kräfte derart, daß von zwei Seiten die serbische Grenze überschritten werden sollte, einmal an der Nordwestecke des Landes, in der sogenannten Macva, einer Landschaft Serbiens, und ferner längs der Drinagrenze, besonders im Raume von Visegrad, nahe dem Endpunkt der Bahn von Serajewo. Rußlands Hinterlist störte den österreichisch-ungarischen Kriegsplan gegen Serbien. Die Mobilisierung der feindlichen Heere mitten im Frieden hatte ihr beschleunigtes Auftreten an der russisch-österreichischen Grenze zur Folge, wodurch die Donaumonarchie gezwungen wurde, die gegen Serbien angesetzten Kräfte erheblich zu vermindern. Immerhin konnte Anfang November 1914 ein Angriff gegen Serbien eingeleitet werden, der viel versprach. Der Führer des neuen Heeres, Feldzeugmeister Potiorek, war voller Hoffnung. Aus der Grenzbewachung heraus geschah der Vormarsch, und zwar in breiter Front mit dem Ziel Valjewo im Kolubaratal. Andere Heeresteile wurden gegen die Donaufront zwischen Belgrad und Mitrowitz angesetzt und sollten von Norden her den Einmarsch durchführen. Nach heftigen Kämpfen standen die österreichisch-ungarischen Heere in der Hauptsache schließlich zwischen Belgrad, das am 2. Dezember 1914 erobert wurde, und dem Raume von Arangjelowac, südlich der Hauptstadt. Andere Teile befanden sich im Gebirge zwischen Valjewo und dem Morawatal. Da rafften sich die Serben zu einem kräftigen Vorstoß auf, und es gelang ihnen, die Räumung des besetzten Gebietes einschließlich Belgrads zu erzwingen. Von jetzt an schwieg der österreichisch-ungarische Krieg mit Serbien. An den Grenzen lagen sich die Feinde beobachtend gegenüber.



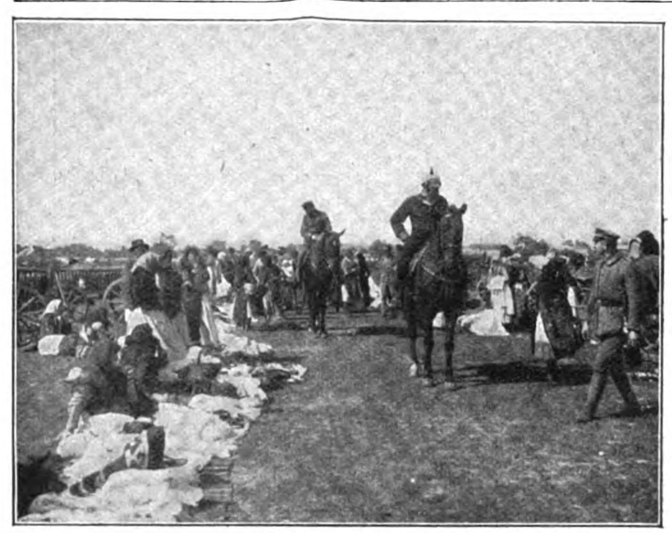
Phot. Leipziger Presse-Büro.

Partie am „Eisernen Tor", wo die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen den Übergang über die Donau nach Serbien erzwangen.

Am 20. September 1915 bekam der neue deutsch-österreichisch-ungarische Kriegsplan greifbare Gestalt, als die verbündeten Artillerien ihren Kampf gegen die serbischen Stellungen südlich der Donau bei Semendria eröffneten. Auch Belgrad wurde mit schweren Geschützen bombardiert, und österreichisch-ungarische Abteilungen vertrieben die serbischen Kräfte an der Drina. Am 3. Oktober setzte von neuem gegenüber der Kolubaramündung der Artilleriekampf ein und nahm die serbischen Batterien zum Ziel, die im Raume von Obrenowac eingebaut waren. Dann stellte sich bald heraus, daß der Aufmarsch der verbündeten Heere vollendet war, und zur gleichen Zeit überschritten ihre Streitkräfte die Drina, Save und Donau an vielen Stellen. Wiederum wurde Serbien an seiner Nord- und Westgrenze bedroht. Von Visegrad an der Drina über Mitrowitz, Sabac, Belgrad, Semendria bis zum Eisernen Tor umklammerten mehrere unserer Heere den Feind. Sie waren zusammengesetzt aus der neugebildeten Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen (deutschen und österreichisch-ungarischen Regimentern usw.) und anderen, ausschließlich österreichisch-ungarischen Truppen, die vorher in Bosnien in Reserve gestanden hatten, zur Verwendung entweder gegen Serbien oder gegen Italien. Die Heeresgruppe Mackensen setzte sich aus mehreren Armeen zusammen. Die eine steht unter dem Befehl des k. u. k. Generals der Infanterie v. Kövesz (siehe Bild Seite 211), eines äußerst tüchtigen Führers, der bereits Iwangorod in diesem Kriege eroberte und dann zur Heeresgruppe Prinz Leopold von Bayern eingeteilt wurde, wo er das ungarische Siebenbürger Korps mit Erfolg führte. Jetzt wurden ihm die Unternehmungen im westlichen Abschnitt der Angriffsfront übertragen, während im östlichen Abschnitt, von Belgrad bis zum Eisernen Tor, der General der Artillerie v. Gallwitz (siehe Bild Seite 108) eine Armee befehligte, den wir bereits kennen aus seinem siegreichen Anstürmen gegen die Narew-Bobr-Linie, aus dem Vormarsch gegen und über die Buglinie und aus den Kämpfen in Litauen. In Belgrad selbst trafen sich die Flügel beider Armeen und eroberten am 9. Oktober nach heftigem Kampfe die nach allen Seiten stark befestigte Stadt. Hier hatten seit langer Zeit englische Ingenieure die Feld- und Festungsstellungen nach den neuesten Erfahrungen ausgebaut, während der Vierverband die serbische Armee erheblich verstärkte durch schwere Batterien, Munition aller Art und Lebensmittel. Rumäniens und Griechenlands Neutralität hinderte nicht daran, daß während der ganzen Dauer des Krieges derartige Zufuhren von Kriegsmaterial auf den Eisenbahnlinien und auf der Donau nach Serbien gelangten.

Die Armeen der Verbündeten hatten die schwierige Aufgabe, angesichts der serbischen Artillerie den Fluß zu überschreiten. Dazu war vor allen Dingen eine starke vorherige Artilleriewirkung von unserer Seite erforderlich. In gewaltigem Trommelfeuer, das mehrere Tage andauerte, machte unsere schwere Artillerie die serbischen Befestigungen sturmreif, und dann begann das Übersetzen der Sturmkolonnen und konnte gelingen, weil die serbische Artillerie niedergekämpft war. Schon am 11. Oktober stand fest, daß die serbische Armee die Verteidigung ihrer Nordgrenze aufgegeben hatte. In der Macva und längs der Save bis Belgrad zog sich der Feind ins Innere zurück, und die Armee Kövesz gewann Raum. Auf der Donaustrecke von Belgrad bis zu den Festungswerken von Gradiste gelang es, den Fluß zu überqueren; hauptsächlich bei Gradiste selbst, im Donaubogen bei Ram, auf den die Bahn von Temesvar in Südungarn hinführt, und im Raume von Semendria. Bei Ram waren die serbischen Befestigungen besonders stark und mußten von der Armee Gallwitz im Sturme genommen werden. Bei Belgrad zogen die Serben nach ihrem unglücklichen Straßenkampf nicht ohne weiteres nach Süden ab. Sie setzten sich vielmehr auf den Höhen zwischen Zarkowo und Mirijewo aufs neue fest, und zwar in vorbereiteten Stellungen. Am 10. Oktober erstürmten die Verbündeten auch diese starken Bollwerke und befanden sich um dieselbe Zeit in scharfem Kampfe weiter östlich im breiten Donauwinkel von Belgrad. Östlich von Gradiste donnerten überall die schweren Geschütze über den Fluß hinüber auf die serbischen Stellungen. Der Übergang über den Fluß konnte in diesem Raume damals noch nicht ausgeführt werden. Das erscheint ohne weiteres erklärlich, wenn man sich die Gestaltung der Donauufer vergegenwärtigt. Tief eingeschnitten in schroffe Höhenzüge liegt das Bett des Stromes, nördlich erreichen die Berge fast 1000 Meter Höhe und sind südlich zwischen 750 und 800 Meter hoch. Nur schmale Täler führen in das serbische Bergland hinein, dessen Höhen zum Bandenkrieg einladen.

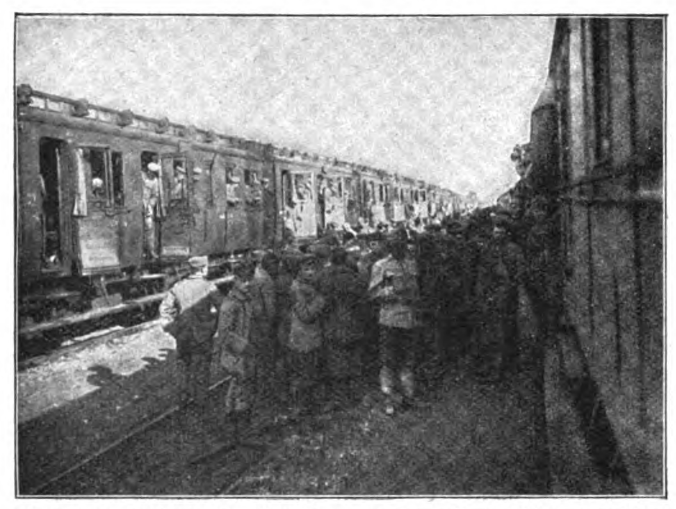
Das serbische Heer hat fast ein Jahr lang Zeit gehabt, sich von seinem Kriege gegen Österreich-Ungarn zu erholen. Die Feldarmee wird etwa 10 Divisionen stark sein, und jede Division kann vermutlich über 30 000 Mann verfügen. Die Geschützstärke der Operationsarmee und der Festungs-



Marktbild aus Südungarn.



Stimmungsbild von der serbischen Landstraße.



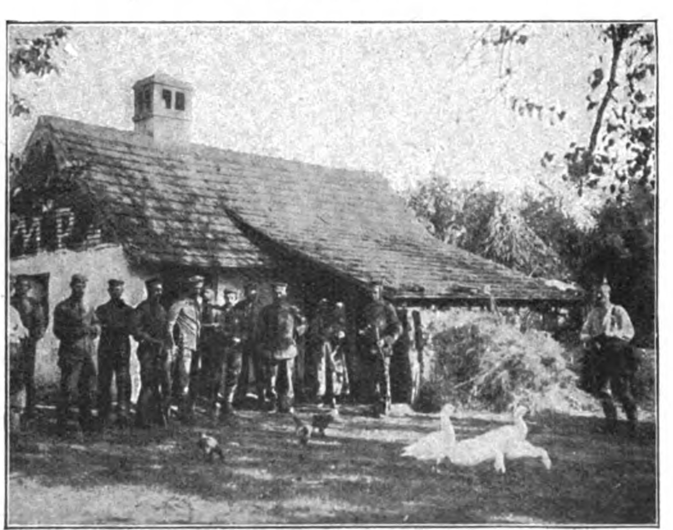
Begegnung zwischen einem deutschen und einem österreichisch-ungarischen Truppentransport auf einer ungarischen Grenzstation.



Deutsche Kraftwagenkolonne erregt in einem serbischen Dorfe lebhafte Aufmerksamkeit.



Einkäufe deutscher Soldaten auf einem südungarischen Markte.

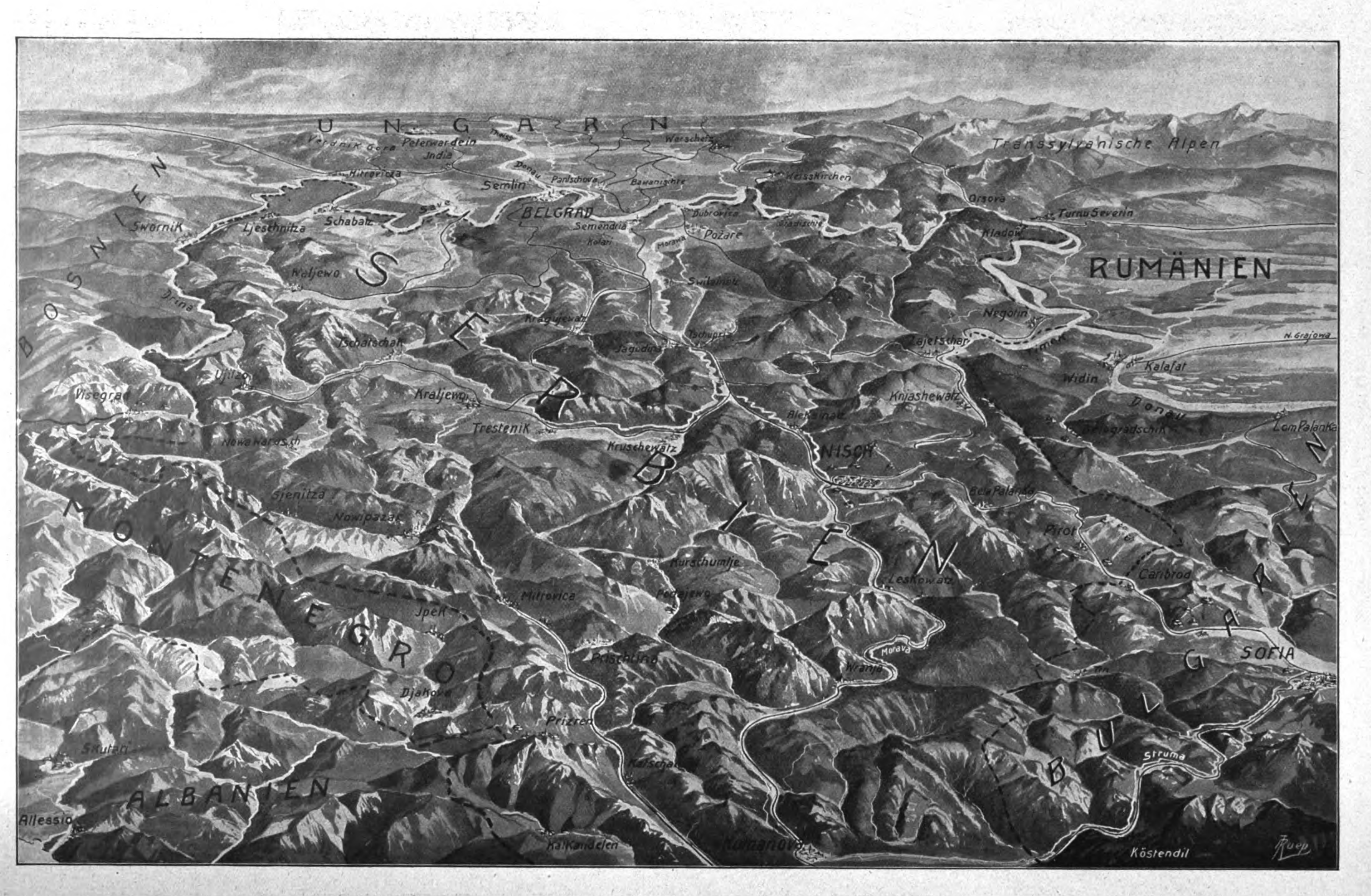


Morgenstimmung im serbischen Quartier.

Die deutschen Truppen auf dem Vormarsch gegen Serbien.

Nach photographischen Aufnahmen der Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

besatzungen erreicht etwa die Zahl 1000. Es ist klar, daß bei der tatkräftigen Kriegführung der Serben der Einmarsch nur mit sehr starken Kräften unternommen werden konnte. Wie weit Bulgarien uns zur Seite treten werde, stand zu Beginn des Donauübergangs noch dahin. Zu jener Zeit vollführte Bulgarien den Aufmarsch seines Heeres längs der westlichen Grenze des Landes, hielt aber eine starke Reserve zurück, um den Ereignissen gegenüber bereit zu sein, die sich in Griechenland entwickeln könnten. Hier haben seit Anfang Oktober englische und französische Truppen im Hafen von Saloniki ihre Landung bewerkstelligt. Die Blätter des Vierverbandes sprachen von 150 000 Mann, die Serbien zu Hilfe kommen sollten, und zwar längs des Wardartales über Koprülü auf Pristina und Nisch. Wieviel von diesen Versprechungen der serbischen Freunde wahr werden würde, blieb abzuwarten. Auch lag noch völlig im Dunklen, ob Italien sich, über Albanien marschierend, zur Teilnahme an den serbischen Kämpfen entschließen werde. Vorläufig hatte die serbische Regierung ihren Sitz von Nisch nach dem Süden des Landes verlegt, um in größerer Sicherheit zu sein, und nichts deutete darauf hin, daß Serbien in kluger Erkenntnis seiner schwierigen Lage auf einen Entscheidungskampf verzichten wolle.



Vogelschaukarte von Nordserbien.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Wenn die **Italiener** überhaupt noch mit Hoffnungen in den vierten Kriegsmonat hineingezogen sind, so haben diese in ihm ebensowenig Erfüllung oder auch nur Aussicht auf Erfüllung gefunden wie in dem vorangegangenen Vierteljahr. Zu Anfang des Krieges mit Italien bedeutete für die Österreicher und Ungarn jeder Tag, jede Stunde Zeitgewinn eine neue Möglichkeit, unter nicht allzuschweren freiwilligen Geländeopfern den Feind hinzuhalten und die Stellungen auszubauen. Die Angriffsführung Cadornas stellte sich zu Beginn des Krieges genau auf die Widerstandsmöglichkeit ein, die die österreichisch-ungarischen Truppenteile unter Ausnutzung der Geländevorteile und Aufbietung aller Kräfte eben noch zusammenzubringen vermochten. Als diese allmählich ihre Widerstandskraft steigerten, erhöhte Cadorna in demselben Verhältnis Angriffsmassen und Angriffswucht. Schließlich mußte der italienische Oberbefehlshaber ganze Armeekorps zum Stürmen vorschicken, vermochte aber trotz aller ungeheuren Opfer an Blut und Material ebensowenig voranzukommen wie zu der Zeit, als der Verteidiger nur erst Kompanien oder Bataillone zurückschlug. Das Kräfteverhältnis verschob sich im vierten Monat auf diesem Kriegschauplatz noch mehr zugunsten der Österreicher und Ungarn, so daß die Italiener, nichts Gutes ahnend, schon darangegangen sind, die Hauptstädte Oberitaliens, Mailand, Venedig, Verona und viele andere, stark zu befestigen. Durch diese Maßnahme gab man sogar öffentlich zu verstehen, daß man sich nicht nur weit vom Sieg entfernt fühlte, sondern auch schon mit einem Gegenstoß des bisher im großen und ganzen in der Verteidigung verharrenden früheren Bundesgenossen rechnete.

Auch im August und im September, im ganzen vierten Kriegsmonat, haben die Italiener selbst wieder das meiste dazu beigetragen, einem späteren österreichisch-ungarischen Angriff Aussicht auf Erfolg zu verleihen. Sie haben ihre militärische Kraft durch Anrennenlassen Zehntausender an die unerschütterlich ausharrende österreichisch-ungarische Grenzwacht aufs neue schwer geschwächt, das beste Blut ihrer tapfersten und opferwilligsten Soldaten nutzlos gegen den Grenzwall verspritzt und abermals viele Tausende bei diesem immer wiederholten Ansturm durch Tod oder Verwundung eingebüßt.

Gegen Ende August versuchten die Italiener mehr noch als zuvor durch artilleristische Vorbereitung ihrer Infanterie den Weg zum Erfolg zu bahnen. Seit dem 23. August tobte besonders im Küstenland, der Hauptstelle der zahlreichen Durchbruchsversuche, ein fürchterlicher Artilleriezweikampf. Dem wohlgezielten Feuer der Verteidiger gelang die Niederkämpfung italienischer Artillerie an der Sdobbamündung und die völlige Vernichtung einer italienischen Strandbatterie bei Golometto. Italienische Infanterie, die sich bei Monfalcone in größerer Nähe der österreichisch-ungarischen Stellung festzusetzen suchte, räumte die frischen Gräben fluchtartig unter schweren blutigen Verlusten im hageldichten Feuer der österreichisch-ungarischen Geschütze. Am 24. August vertrieben die Granaten und Schrapnelle des Verteidigers auch auf der Hochfläche von Doberdo (siehe die Bilder Seite 322 und 325) italienische Infanterie, die sich am Südhange des Monte dei Busi eingenistet hatte. Als ein am 25. an der genannten Stelle angesetzter Vorstoß der Italiener mit starken Kräften abermals abgeschlagen worden war, stellten diese ihre Angriffe an der küstenländischen Front für einige Tage ein. Erneute Versuche, voranzukommen, die sie hier am 28. August aufnahmen, führten wieder zu keinem Erfolg. Spät abends wurde am Monte dei Busi ein durch Verschießung von Artilleriemunitionsmassen vorbereiteter italienischer Infanterieangriff vereitelt. Ebenso mißlang ein wütender Vorstoß zweier Mobilmilizregimenter, die viermal gegen den Monte San Michele anliefen. Die Stürmenden drangen zwar zeitweilig an einzelnen Stellen in die k. u. k. Gräben ein, mußten ihre Kühnheit aber mit übergroßen Verlusten bezahlen und sahen sich schließlich aus den kaum eroberten Grabenstücken wieder herausgeworfen. In denselben ereignisreichen Tagen leiteten die Italiener auch einen umfangreichen Minen- und Sappenkampf gegen den Brückenkopf von Görz ein. Doch wurden die an irgendeiner Stelle der österreichisch-ungarischen Front auch nur nahekommenden Sappen durch Geschützfeuer oder durch Minenwerfer gebrauchsunfähig gemacht. Der Tag, der den Feinden zahlreiche Opfer gekostet hatte, schloß diese neue Angriffsreihe an der küstenländischen Front wieder für einige Tage ab.

Neue Gefechte entwickelten sich am 4. September auf der Hochfläche von Doberdo. Wie immer ging den Angriffen der Fußtruppen ein verheerendes Artilleriegefecht voraus. Diesmal hielten die Italiener die österreichisch-ungarischen Stellungen schon am Vormittag für sturmreif und griffen in tiefer Front entlang der Straße westlich von



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

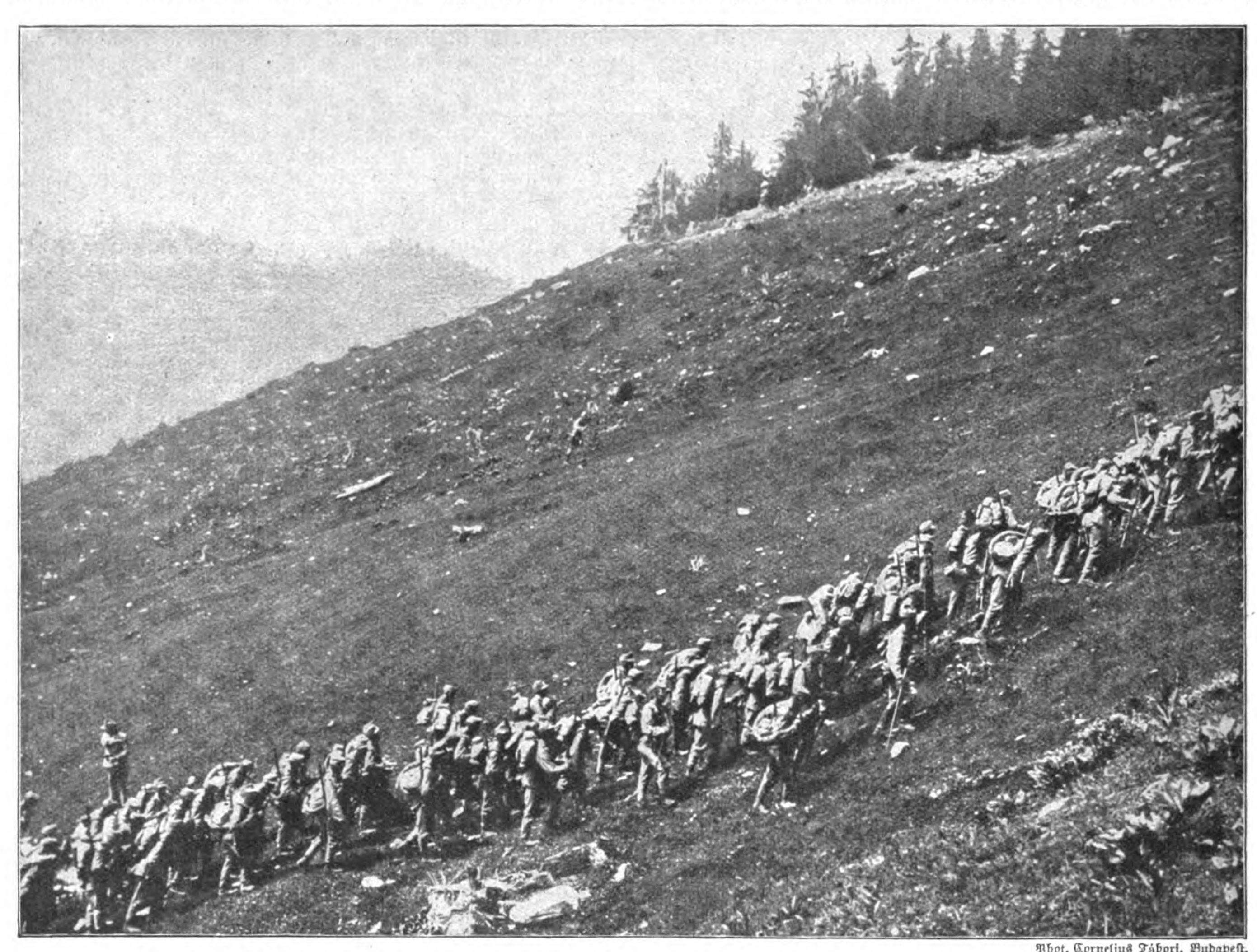
Erzherzog Thronfolger Karl Franz Joseph bei einer Besichtigung auf dem italienischen Kriegschauplatz.

San Martino an. Das Unternehmen scheiterte im Feuer der österreichisch-ungarischen Artillerie, das unter den zurückflutenden feindlichen Massen auch noch zahlreiche Opfer forderte. Dennoch ließen die Italiener in ihren Versuchen nicht nach. Ihr Geschützfeuer stieg gegen Abend zu unerhörter Heftigkeit an. Neue Infanteriemassen stürmten vor, aber auch sie vermochten nicht, die österreichisch-ungarische Stellung zu erschüttern. Erschöpft von dem großen Verlust rastete der Feind einige Tage. Nur am 7. September hatten die österreichisch-ungarischen Truppen einen örtlichen Vorstoß gegen einen vorspringenden Teil der Karsthochfläche abzuweisen. Am 10. entfaltete die Artillerie der Italiener an der ganzen küstenländischen Front aber wieder eine sehr lebhafte Tätigkeit. In der folgenden Nacht ging italienische Infanterie in dem Abschnitt Vermegliano—Monte Cosich an der Südwestfront der Höhenstellung von Doberdo zum Sturm vor. Sie wurde von einem mörderischen Feuer österreichisch-ungarischer Minenwerfer überrascht und zog sich unter schweren Einbußen in ihre Deckungen zurück.

Die Doberdofläche war nun der Schauplatz immer wieder erneuter Durchbruchsversuche. Unter gewaltigem Munitionsaufwand und rücksichtsloser Daransetzung von Menschenmassen gelangten die italienischen Vorstöße tatsächlich an einzelnen Stellen in die vordersten Gräben der Österreicher und Ungarn. Der Gewinn konnte aber gegen deren Gegenstöße nicht gehalten werden. Diesmal hatten sich die Italiener die deutsch-österreichisch-ungarischen Erfahrungen bei dem gelungenen Durchbruch in der folgenreichen Schlacht von Gorlice—Tarnow zum Beispiel genommen. Der Aufwand von Munition aus Geschützen aller Kaliber übertraf dabei noch das am Dunajec von den Verbündeten eingesetzte Eisenungewitter. Den Italienern kamen zudem die Besonderheiten des steinigen Geländes der österreichisch-ungarischen Stellungen zu Hilfe. Die auf dem Felsboden einschlagenden Granaten splitterten mächtige Steinmassen ab, die die Wirkung der Granatsplitter noch beträchtlich erhöhten. In der Tat gab es infolgedessen bei den Österreichern und Ungarn auch viele von Steinsplittern Verletzte. Wenn die Verwundungen auch meist verhältnismäßig leicht waren, so machten sie immerhin doch nicht wenige Soldaten kampfunfähig. Dennoch gelang dem Feinde der Durchbruch nicht. Er erzielte vereinzelt höchstens einen Anbruch der österreichisch-ungarischen Stellung, der nicht nur nicht zum Durchbruch erweitert werden konnte, sondern von den zähe aushaltenden Abwehrtruppen sehr bald wieder rückgängig gemacht wurde. Nach dem Mißraten auch dieser neuesten Versuche beschränkte sich die Kampftätigkeit an der küstenländischen Front auf mehr oder weniger kräftiges Geschützfeuer oder kleinere Unternehmungen des Schützengrabenkrieges. —

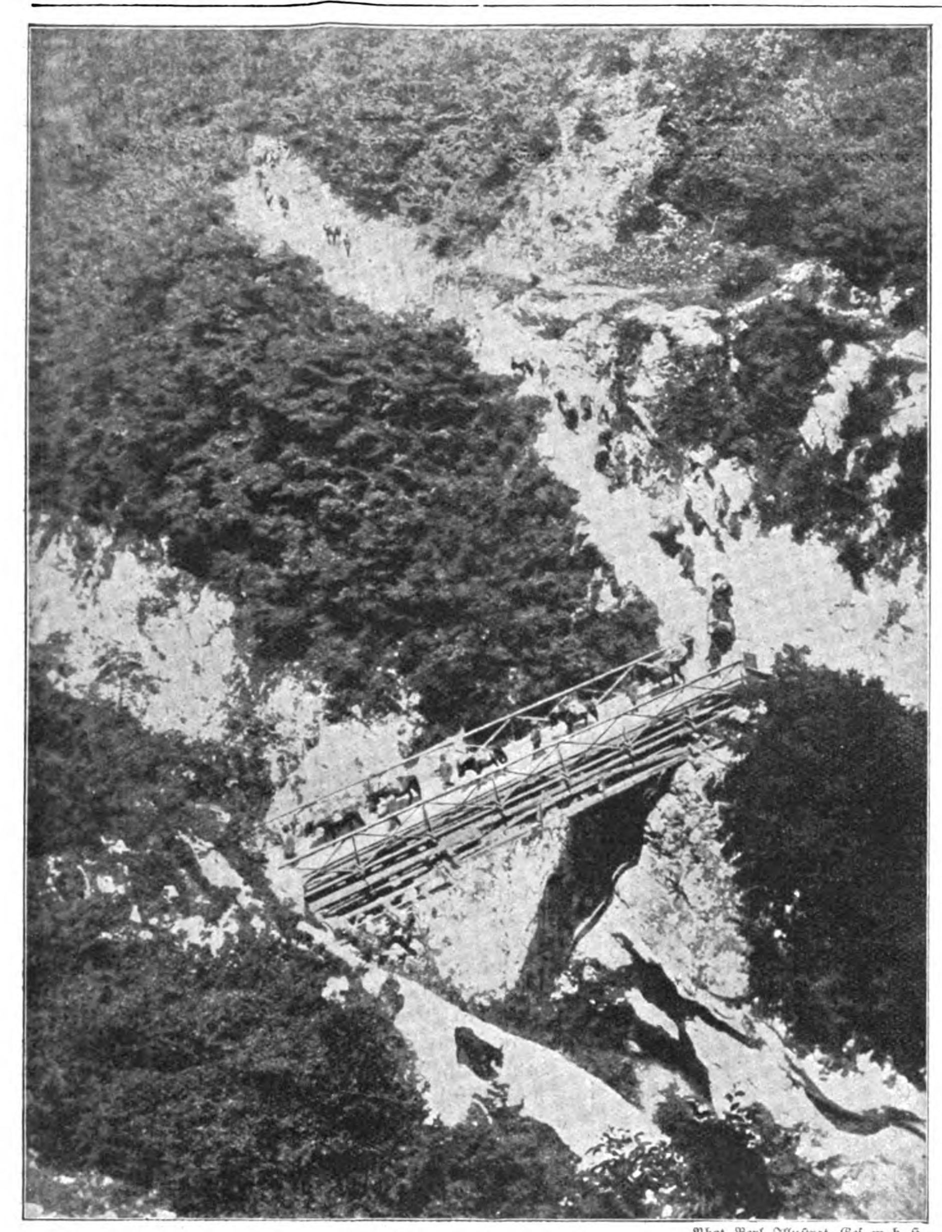
Auch dem Becken von Flitsch wandten die Italiener in den letzten Wochen des August ihre Aufmerksamkeit zu. Ihr Angriff auf den es umgebenden, die starken k. u. k. Stellungen tragenden Halbkreis hoher Berge, wie Rombon, Soinjak, Janowek, wurde wie üblich durch mehrtägiges ununterbrochenes Artilleriefeuer aller Kaliber eingeleitet, um die feindlichen Stellungen zu vernichten und zu erschüttern. Aber diese litten nicht viel unter dem eisernen Hagel; es gelang nicht, die von der Natur geschaffenen Karstfelsen zu zerstören, deren Höhlen den Verteidigern bombensichere Unterstände gewährten. Es waren freilich schlimme Tage für die tapferen Landwehrleute, denn es gebrach ihnen an Proviant, der während des feindlichen Artilleriefeuers von den Maultieren auf den schmalen Saumpfaden nicht herbeigeschafft werden konnte. Aber sie hielten wacker stand.

Am 28. August erreichten die Kämpfe um Flitsch ihren Höhepunkt, da an diesem Tage der Feind einen allgemeinen Angriff auf die österreichisch-ungarischen Stellungen unternahm. Zwischen Mitternacht und morgens fünf Uhr knatterten unablässig die italienischen Maschinengewehre, während sich die Infanterie mit Handgranaten und unterstützt durch Minenwerfer an die feindlichen Hindernisse heranarbeitete. Pioniere zerschnitten den Stacheldraht, und Al-



Phot. Cornelius Tábori, Budapest.

Auf der Hochfläche von Doberdo rückt österreichisch-ungarische Infanterie zur Abwehr eines feindlichen Angriffs vor.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Napoleonsbrücke über den Isonzo und die Straße auf den Monte Nero.

rennen den Berghang hinab, hintendrein unsere Geschosse ..." Morgens sechs Uhr war der Angriff der Italiener bereits auf der ganzen Front siegreich zurückgeschlagen.

Aber der Feind war durch diesen Mißerfolg noch nicht entmutigt. Bereits in den ersten Tagen des September versuchte er abermals, unter Herbeiziehung bedeutender Verstärkungen, die Berghöhen von Flitsch zu stürmen. Diesmal gelang es den italienischen Sturmkolonnen, in die vordersten Gräben der österreichisch-ungarischen Verteidigungslinie am Rombon und Jaworczek einzudringen. Aber die heldenmütigen Verteidiger — es waren Kiltener, Kärntner und St. Pöltener Landwehrleute — ließen dem Feind nicht Zeit, sich in den Gräben festzusetzen. Wohl räumten sie, um nutzlose Opfer zu vermeiden, rasch die äußersten Schützengräben, über die sich sofort der Strom der nachdrängenden Italiener ergoß, aber sie sammelten sich kaum hundert Meter rückwärts zu neuem Gegenangriff. Und nun kam es zu einem wilden Handgemenge, zu leidenschaftlich erbittertem Nahkampf (siehe Bild Seite 329). Die kräftigen, abgehärteten Bewohner der Berge hoben wuchtige Felsblöcke und Steine empor, die sie auf die Feinde schleuderten; wo es not tat, warfen sie das Gewehr weg, um nur mit dem Messer bewaffnet sich des Gegners zu erwehren, und wo dieser in stärkeren Abteilungen die Höhen erkletterte, wurde er mit Gewehrkolben und Bajonett empfangen. Inzwischen griff auch die österreichisch-ungarische Artillerie erfolgreich ein und brachte den italienischen Angriff zum Scheitern. Obwohl der Feind viermal hintereinander die Höhen zu stürmen versucht hatte, ging kein Zoll Boden verloren. Erst am 14. September stellten die Italiener infolge der furchtbaren Verluste, die sie erlitten hatten, ihre Angriffe auf das Becken von Flitsch ein.

pini und Bersaglieri stürmten mit lautem „Avanti Savoya!", von ihren Offizieren angefeuert, die Berghöhen hinan gegen die k. u. k. Schützengräben. „Ohne Deckung kommen sie an unsere Stellungen heran," schreibt ein Landwehrmann über die Kämpfe um Flitsch, „in mäßigem Schritt, und als sie der Drahtverhaue ansichtig werden, entladen sich ihre Gewehre anscheinend von selbst. Die Italiener schießen wie toll, ohne Ziel und selbstverständlich auch ohne Erfolg, denn unsere Leute sind gut gedeckt; in vollständiger Ruhe, die Büchse an der Wange, harren sie des Befehls, zu schießen. Einige von den Kühnsten der Italiener sind voraus und versuchen, etwa 3 Meter lange Sprengröhren unter die Drahtverhaue vor unseren Gräben zu schieben. Die erste Reihe ist nur noch zwanzig Schritte vor dem ersten Verhau, da kracht es aus unseren Läufen, die sechs Maschinengewehre hämmern in den höchsten Tönen. Die Italiener stutzen, wenden sich und

Auch im Tiroler Grenzgebiet versuchten die Italiener Ende August und im September zahlreiche Vorstöße. Am 24. August spät abends ging die italienische Infanterie gegen den nördlichen Abschnitt der Hochfläche von Lavarone vor,



Phot. Berl. Illustrat. Ges. m. b. H.

Bersaglieritruppen auf einer vorgeschobenen Stellung des Isonzogebietes.

wurde aber schon am anderen Morgen endgültig zurückgeschlagen. Gegenstand besonders angestrengter Angriffe war sodann die Straße über den Paß von Tonale. Sie führt in 1874 Meter Höhe von Edolo in das Val di Sole. Schon in den zahlreichen Kriegen zwischen Frankreich und Österreich-Ungarn hat es um den Besitz dieser Straße sehr häufig heftige Kämpfe gegeben. Um so begreiflicher ist es, daß die Italiener in diesem Kriege ständig um den Besitz dieser wichtigen Einfallstraße gerungen haben. Nachdem sie den Angriff auf die Straße mit schwerer Artillerie seit dem 15. August vorbereitet hatten, ließen sie die Infanterie zum Angriff vorgehen. Den ganzen 25. August über kam diese zu keiner Entscheidung. Am 26. aber begannen die Italiener nachzulassen, so daß ein Angriff, den schwächere Abteilungen ihrer Truppen von Süden her gegen den Paß unternahmen, kräftig abgeschlagen werden konnte. Am 27. August wagten sich die Italiener nach umfassender artilleristischer Vorbereitung näher an die österreichisch-ungarischen Stellungen nördlich des Suganatales heran. Es blieb aber vorläufig bei oft gewaltig anschwellenden Geschützkämpfen auf der ganzen Tiroler Front, die am stärksten die Tonalesperren, die Hochfläche von Lavarone—Folgaria und die österreichisch-ungarischen Stützpunkte Monte Maronia und Monte Coston trafen. Am 2. September ereigneten sich kleinere Zusammenstöße bei der Mandronhütte und südlich Mori, die mit dem Zurückweichen der Italiener endeten. Am 4. September holten sich zwei feindliche Kompanien im Angriff auf Marco blutige Köpfe. Danach setzten auf dem Tiroler Grenzgebiet wieder Geschützkämpfe ein. Die italienischen Batterien wählten sich dabei mit Vorliebe die Alpenvereinshütten als Ziele und zerstörten am 6. September die von Touristen viel besuchte Mandronhütte im obersten Val di Genova.

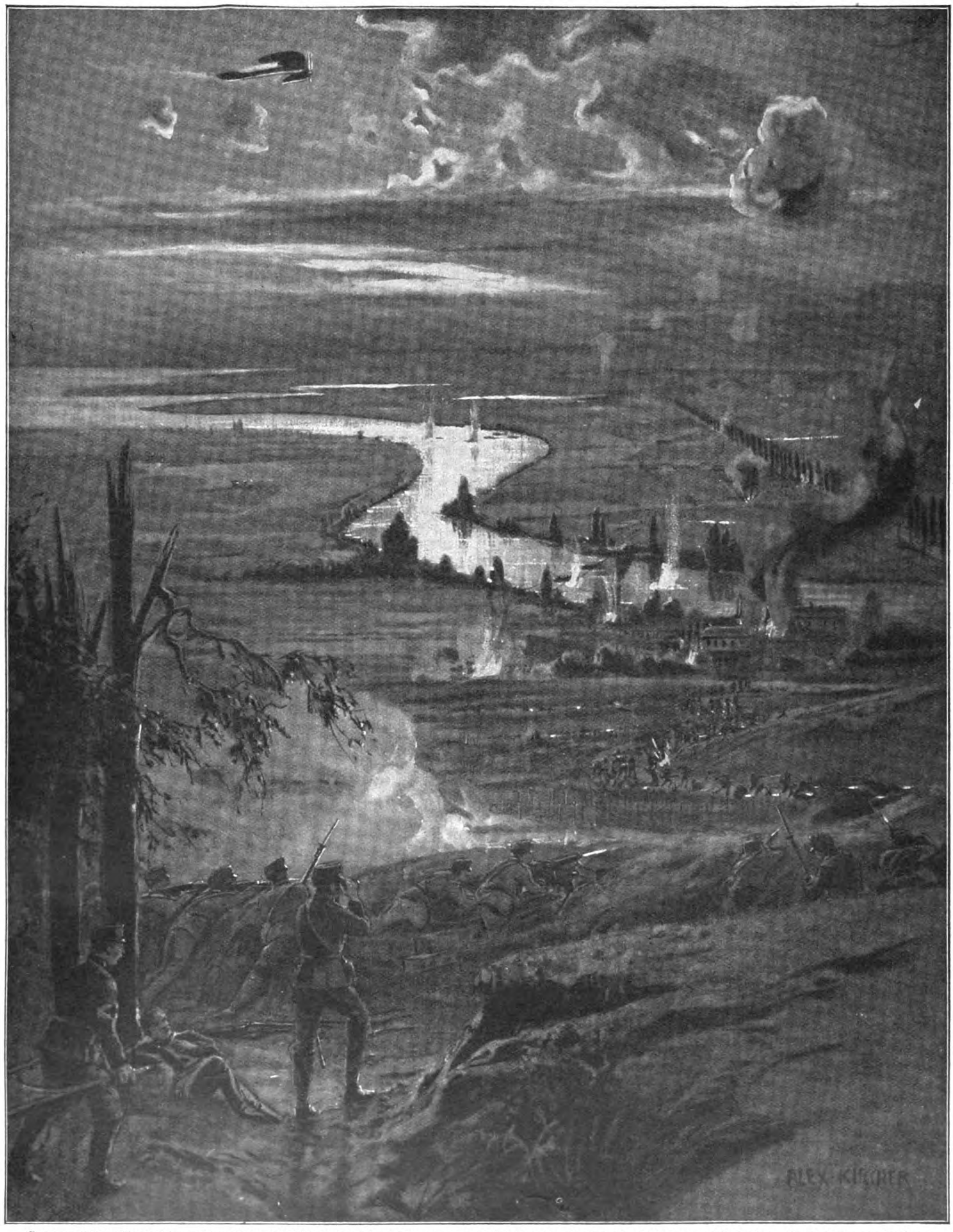
Seit dem 11. September galten die Anstrengungen der Italiener an der Tiroler Front den Stellungen der Österreicher und Ungarn westlich des Monte Piano und im Popenatal. Hier wurden Angriffe abgeschlagen, die mit Gruppen bis zur Stärke eines Bataillons versucht wurden. Die Grenzbrücke im Popenatal war in den nächsten Tagen besonders heftig umstritten. Auch hier wurden die Italiener mit schweren Verlusten zurückgewiesen. Östlich des Lodinutpasses gingen die Österreicher und Ungarn am 14. September ihrerseits zum Angriff über, wobei sie den Italienern die Stellungen auf dem Findeniggkofel und dem Kamm südöstlich dieses Grenzberges nahmen. Sie bekamen damit einen wichtigen Stützpunkt der Italiener, von dem diese bis dahin wirklichen Vorteil gehabt hatten. Dieser erfolgreiche Vorstoß der Verteidiger hatte zur Folge, daß der Gegner seine südlich des karnischen Kammes gelegenen Winterbaracken abzubauen und sich weit zurückzuziehen begann, ohne erst einen erneuten Angriff der Österreicher und Ungarn abzuwarten.

Die schwere Niederlage, die die Italiener bei ihrem ersten Vorstoß auf die Hochebene von Lafraun-Vilgereuth bereits wenige Wochen nach Kriegsbeginn erlitten (vgl. Band II Seite 471), ließ sie trotzdem nicht an der Möglichkeit zweifeln, daß gerade an dieser Stelle ihnen am ersten und sichersten ein erfolgreicher Einfall in Südtirol gelingen werde. Auf Vorpostenplänkeleien, die sich bisweilen zu lebhaften Gefechten entwickelten, folgten von Mitte August an heftige Artillerieduelle, und aus der ungeheuren Munitionsverschwendung der Italiener, die sinnlos und meist ohne Erfolg die k. u. k. Stellungen und Grenzforts beschossen, ging deutlich hervor, daß der Feind abermals gesonnen sei, hier unter Aufbietung aller Kräfte einen neuen Durchbruchsversuch zu wagen. Am Morgen des 15. August begann die Kanonade, die ununterbrochen zehn Tage andauerte. Die Italiener hatten sogar das schwerste Geschütz ihrer Artillerie, zwei 30,5-Zentimeter-Kanonen, herbeigeschafft, um ihr Feuer besonders wirksam zu gestalten. Am Abend des 24. August hielt der Feind die österreichisch-ungarischen Stellungen für genügend erschüttert, um den Infanterieangriff zu wagen; ein unbeschreiblich heftiges Feuer aller Geschütze war ihm vorausgegangen, das den Verteidigern den letzten Halt rauben sollte.

Der Hauptstoß des italienischen Angriffs richtete sich gegen die Front Cima di Vezzena-Basson, nachdem der Angriff auf das Vezzenaplateau bei Verle schon um Mitternacht von Tiroler Landsturm, verstärkt durch Standschützen und Maschinengewehre, unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen worden war. Um diese Zeit richtete die italienische Artillerie ihr Feuer auf die Stellungen von Basson, um die Aufmerksamkeit der österreichischen Geschütze von der Verfolgung der bei Vezzena zurückweichenden Infanterie abzulenken. Während rings von den Berghöhen die Kanonen donnerten und überall am dunklen Himmel der Feuerschein platzender Granaten die Nacht erhellte, gingen das 115. italienische Infanterieregiment, ein Alpinibataillon und mehrere Bersaglierikompanien zum Sturmangriff auf den Basson vor. Aber hier hatte man den Feind, der lautlos heranzuschleichen suchte, schon bemerkt und Geschütze und Maschinengewehre auf seine Reihen eingestellt. Plötzlich fiel von dem grauen Massiv der Berghöhen der grelle Strahl der Scheinwerfer herüber (siehe Bild Seite 327), und ehe noch die Bersaglieri, geblendet durch das taghelle Licht, am Boden Deckung vor dem verräterischen Schein suchen konnten, schlugen auch schon an dieser Stelle die Granaten ein, und die Maschinengewehre mähten die Stürmenden nieder. Viermal gingen die Italiener zum Angriff vor und suchten sich während der Nacht der Höhen am Basson zu bemächtigen, aber an dem Heldenmut der Besatzung brach der Ansturm immer wieder zusammen. Als dann am 17. September der Feind nach machtvoller Artillerievorbereitung nochmals einen Hauptangriff auf die Hochfläche von Lafraun richtete, wurde das 115. italienische Infanterieregiment fast restlos aufgerieben, ohne daß damit ein Nutzen oder auch nur der kleinste Geländegewinn für die Italiener erreicht gewesen wäre. An demselben Tage wurde auch die Hochfläche von Vilgereuth hart vom Feinde bedrängt. Stärkere italienische Infanterieabteilungen richteten ihre Angriffe auf den Monte Caston und die Stellungen nördlich



König Viktor Emanuel und General Joffre vor dem Monte Nero.



Heldenmütige Verteidigung der österreichisch-ungarischen Truppen am südlichen Rande der Hochfläche von Doberdo. Im Hintergrunde das Isonzotal mit der Isonzomündung.
Nach der Natur gezeichnet von Alex. Kircher.

dieses Gipfels. Am Morgen des 23. September räumte schließlich die schwache österreichisch-ungarische Besatzung den Monte Caston, den sie monatelang gegen die Italiener gehalten hatte, vor einer mehr als zehnfachen feindlichen Übermacht.

Im Kärntner Grenzgebiet blieb die Lage während des vierten Kriegsmonats im ganzen ziemlich unverändert. Eine Alpiniabteilung, die am 21. September am Monte Peralba durchzubrechen versuchte, mußte mit blutigen Verlusten den Heimweg antreten.

Auch im Kriege zur Luft und zur See hatten die Italiener keine Erfolge zu verzeichnen. Am 9. September wurde ein österreichisch-ungarisches Torpedoboot von einem italienischen U-Boot angegriffen, aber nur so leicht beschädigt, daß es ohne fremde Hilfe seinen Heimathafen erreichen konnte. Dagegen belegte ein österreichisch-ungarischer

Flieger am 19. September den Bahnhof und das Lager von Arsiero erfolgreich mit Bomben.

Zu einer Kampfhandlung großen Stiles hatten sich die Italiener im vierten Kriegsmonat nicht mehr aufraffen können. Selbst ihre umfangreichsten Angriffstöße wurden nur mit Truppenkörpern von der Stärke einer Division unternommen. Die Gesamtzahl der italienischen Verwundeten und Toten stieg aber in diesem Monat auf mehr als 300000. Dabei stand die österreichisch-ungarische Grenzwacht nach Ablauf des Monats stärker da als je zuvor. Cadorna gelang es auch noch weniger als früher, die italienische Öffentlichkeit über die Aussichtslosigkeit seiner Durchbruchsversuche zu täuschen. Die für die italienische Regierung sehr empfindliche Folge war ein fast gänzlicher Mangel an Kriegsbegeisterung. Nicht nur das Ausbleiben an Kriegserfolgen belastete die öffentliche Stimmung in Italien, sondern auch die schwere wirtschaftliche Notlage, die in weiten Volkskreisen durch das Ausbleiben des Fremdenstromes und das starke Sinken der Ausfuhr von Südfrüchten hervorgerufen wurde. Wegen seiner kriegerischen Mißerfolge wurde das Land jetzt von den einst so viel in Aussicht stellenden Engländern im Stich gelassen. Höchstens daß sich diese durch die italienische Kriegserklärung an die Türkei noch zu einem Geschenk von 100000 Tonnen Kohlen bewegen ließen, die die italienische Flotte bitter nötig hatte. Noch hatte Cadorna sich nicht zur Hergabe einer Landungsarmee für die Dardanellen bestimmen lassen. Ebensowenig vermochte Joffres Reise an die italienische Front (siehe Bild Seite 324) zu erreichen, daß ein italienischer Unterstützungstrupp für die französische Ostfront freigemacht wurde. Aber Cadorna stand nunmehr selbst nicht mehr fest. Auch seine überzeugtesten früheren Anhänger hatten das Vertrauen in seine Fähigkeiten nachgerade verloren. In seinen Berichten trat noch mehr als schon vorher die Furcht vor dem immer schlechter werdenden Wetter zutage. Und es liegt ja auch auf der Hand, daß die Italiener dem kalten ununterbrochenen Winterregen ihrer küstenländischen Front ebensowenig gewachsen sein werden wie dem Schnee in den Gebieten an der Alpenfront, der ihnen schon Mitte September hart genug zusetzte. Kurz, wohin die Italiener auch blickten, überall drohten wachsende Kriegsnöte als gerechte Strafe für die einstige gewissenlose Kriegshetze und ihre Urheber.

Der **Seekrieg gegen England** beschränkte sich in dem Zeitraum von Mitte August bis September vollständig auf den U-Boot-Krieg, der diesmal mit seinen wuchtigen Schlägen allein die englische bewaffnete Handelsflotte traf. Diese Kriegführung hatte durch die Versenkung der „Lusitania“ und andere ähnliche Vorkommnisse zwischen der amerikanischen und der deutschen Regierung einen Meinungstreit in Noten entfesselt, in dem man trotz der in der Form nachgiebigen, aber in allem sachlich Wesentlichen festen Haltung der deutschen Regierung durch die Hartnäckigkeit des englandfreundlichen amerikanischen Präsidenten Wilson aus einer Sackgasse in die andere geriet. Die deutsche Regierung machte diesem fruchtlosen Hin und Her, das die Gemüter höchst unnötig stets aufs neue erregte, immer wieder das Schreckbild eines bevorstehenden Krieges zwischen Amerika und Deutschland heraufbeschwor, kurzerhand ein Ende, indem sie ihren Botschafter in Washington ermächtigte, der amerikanischen Regierung in sichere Aussicht zu stellen, daß erneute Schwierigkeiten zwischen Deutschland und Amerika aus dem U-Boot-Krieg nicht erwachsen würden. Die deutsche Regierung nahm auf diese Weise dem englischen Verleumdungsfeldzug viel Wind aus den Segeln.

Unerbittlich hart lastete der U-Boot-Krieg auf dem gesamten Wirtschaftsleben Englands, so daß die verantwortlichen Politiker Englands immer verlegener um Ausreden für diese schlimme Begleiterscheinung des Krieges wurden. Durch Mißbrauch der Statistik gelang zwar eine Verzerrung des Tatsachenbildes, aber die Tatsachen selbst, die ins Ungeheuerliche gehende Teuerung in England, änderten sich nicht. Schließlich suchten die Engländer Trost aus der Behauptung zu schöpfen, daß Deutschland unerhörte Verluste an U-Booten erlitten habe. Mehr denn 60 sollten danach schon auf dem Boden des Meeres liegen. Die deutsche Regierung trat diesem Märchen mit der klaren Feststellung entgegen, daß im Verlauf des ganzen Krieges noch nicht 15 U-Boote verloren gegangen seien.

Im September wurde der Verlust des deutschen U-Bootes „U 27“ bekannt, das einem weiter zurückliegenden Flaggenbetruge der Engländer zum Opfer gefallen war. Ein älterer kleiner Kreuzer vernichtete das Boot um den 10. August westlich der Hebriden. Wir erfuhren diese schnöde britische Tat aus dem Bericht des amerikanischen Tierarztes Banks. Dieser beobachtete die Versenkung des „U 27“ von Bord des Viehdampfers „Nicosian“, der von dem U-Boot angegriffen und beschossen worden war, und erzählte, daß er gesehen habe, wie das britische Patrouillenschiff sich unter amerikanischer Flagge dem deutschen U-Boot näherte. Als es nahe genug gewesen sei, habe es plötzlich die britische Flagge gehißt und sofort das U-Boot heftig beschossen, das sich gewehrt habe, dann aber gesunken sei. Banks teilte ferner mit, daß die Engländer auf die im Wasser schwimmenden Deutschen und auch auf die Mannschaften, die sich an Bord des „Nicosian“ gerettet hätten, rücksichtslos geschossen hätten. Ihm und der Mannschaft des „Nicosian“, die auf das englische Kriegschiff übernommen wurde, sei strengstens befohlen worden, über die Vorgänge Stillschweigen zu beobachten.



Schweres italienisches Geschütz in Stellung. Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Einem solchen betrügerischen Handstreich ist seinerzeit auch der deutsche Seeheld Otto v. Weddigen zum Opfer gefallen. Gern erinnern wir uns bei dieser Gelegenheit des Rächers, der ihm in seinem Kameraden Otto Hersing (siehe Bild Seite 331) erstanden ist. Hersing, der der deutschen Marine seit 1903 angehört und im Alter von 30 Jahren steht, hat Anspruch, in der Geschichte des Seekrieges als der erste U-Boot-Führer genannt zu werden, dem die Versenkung eines Kreuzers gelungen ist: schon am 15. September 1914

brachte er den englischen kleinen Kreuzer „Pathfinder" durch einen Torpedoschuß zum Sinken (siehe Band I Seite 366).

Im Januar 1915 tauchte Hersing mit großer Kühnheit an der englischen Küste der Irischen See auf und beschoß eine feindliche Lu'tschiffhalle. Die Engländer sandten damals nicht weniger als 30 Hochseetorpedoboote aus, um auf den unerschrockenen U-Boot-Mann Jagd zu machen und seine „Basis" zu entdecken. Sie konnten es nicht glauben, daß die deutschen U-Boote in der Irischen See ohne Basis vorgehen konnten, weil eine solche dank der glücklichen Fortschritte der deutschen Technik entbehrlich geworden war.

Den Glanzpunkt von Hersings seemännischer und kriegerischer Tätigkeit aber bildet die kühne 6200-Kilometer-Fahrt von der Nordsee bis in die Dardanellen und die Versenkung der englischen Linienschiffe „Triumph" und „Majest'c" (siehe Seite 56).

Ein bemerkenswertes Wagestück gelang am 16. August einem deutschen U-Boot in der Irischen See. Obwohl diese durch starke Minensperren und einen außerordentlich sorgsamen Bewachungsdienst gesichert ist, wurde doch bei Harrigton am Solwayfirth durch das kühne Tauchboot eine große Benzolfabrik einschließlich des wertvollen Lagers und der Koksöfen vernichtet; die Werke sind mit hohen Stichflammen in die Luft geflogen (siehe die farbige Kunstbeilage).

Die Engländer bewiesen ihre seemännische Heldenhaftigkeit außer durch diesen feigen Flaggenschwindel Anfang September auch noch durch einen Überfall auf die deutsche meteorologische Station in Spitzbergen, die sie vollständig ausplünderten und zum großen Teil zerstörten. Sie taten sich nicht wenig darauf zugute, daß sie den paar auf der Station nur ihren wissenschaftlichen Aufgaben lebenden Deutschen die Gewalt der englischen Seeherrschaft gezeigt hatten.

Angesichts dieser unedlen Kampfweise wurde in Deutschland und Österreich-Ungarn die nachdrückliche Fortführung des Luftkampfes gegen England mit besonderer Genugtuung begrüßt. In der Nacht vom 9. auf 10. September, also drei Wochen nach dem letzten Luftvorstoß, griffen deutsche Marineluftschiffe den Westteil der City von London sowie die großen Fabrikanlagen bei Norwich und die Hafenanlagen und Eisenwerke von Middlesborough mit nachhaltigem Erfolge an. Starke Explosionen und zahlreiche Brände wurden beobachtet. Die Luftschiffe wurden von den feindlichen Batterien überaus heftig beschossen, konnten aber unversehrt heimkehren. Zwar versuchte auch jetzt wieder die Zensur alle Nachrichten über die Erfolge des deutschen Luftangriffs zu unterdrücken. Dennoch war an der englischen Presse deutlich zu merken, wie unangenehm ihr die Luftangriffe waren, und Augenzeugen wußten wieder zu berichten, daß die Wirkung der deutschen Luftangriffe selbst die schlimmsten Schilderungen hinter sich lasse.

Es folgten einige kleinere Luftangriffe und sodann in der Nacht vom 17. auf 18. September ein abermaliger umfassender Vorstoß auf die City von London. Bahnhöfe und wichtige Verkehrsanlagen an der Themse wurden ausgiebig mit Bomben belegt, die von verheerender Wirkung waren. Vernichtende Bombenwürfe erfolgten auch auf die Fabrikanlagen und Hochofenwerke bei Woodbridge und Ipswich. Trotz starker Beschießung durch Maschinengewehre und Ballonabwehrkanonen erlitten die deutschen Luftschiffe auch diesmal wieder keinerlei Beschädigung und kehrten sämtlich heil zurück. Der Führer dieses Streifzuges durch die Luft nach England und über London hat selbst eine Schilderung seiner kühnen Fahrt gegeben und erzählt unter anderem:

„Als wir uns der Küste näherten, setzte ich das Höhensteuer in Bewegung, um noch höher zu steigen, damit der Lärm der Motoren unsere Ankunft nicht zu früh verrate. Die Kanoniere gingen zu ihren Kanonen, um etwaige feindliche Flieger abzuwehren, und von den anderen begab sich jeder auf seinen Posten. Mein Leutnant nahm seinen Standort bei den Abfeuerungsvorrichtungen, wo die Bomben ausgelöst werden und die Schnelligkeit verzeichnet wird,



Abgeschlagener Nachtangriff italienischer Bersaglieri auf den Höhen von Lafraun. Nach einer Originalzeichnung von Hans Treiber.

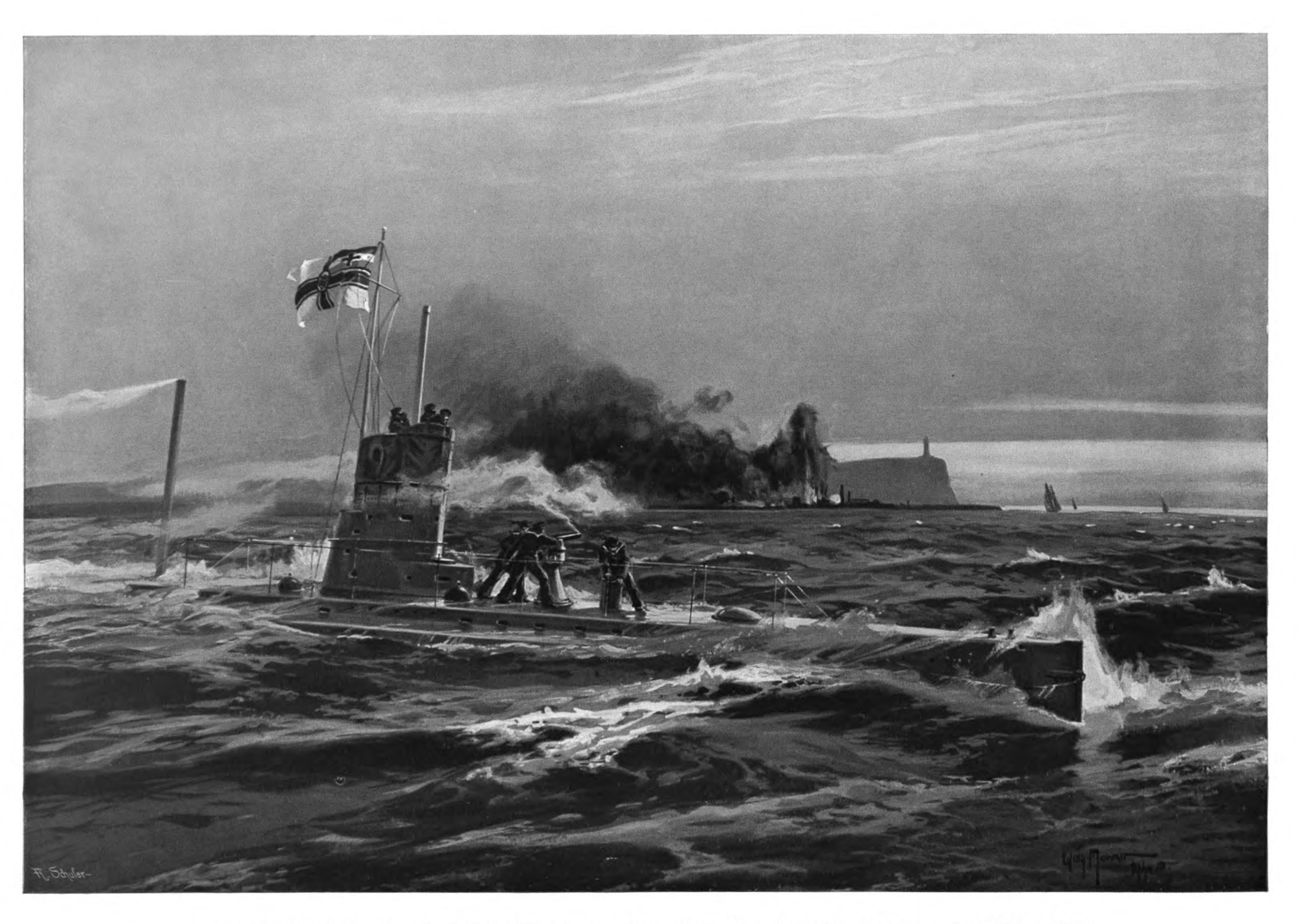


Feldgottesdienst in den Dolomiten. Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

mit der sie fallen gelassen werden in dem Augenblick, wo ich meine Befehle von der Kommandobrücke aus gebe, die sich in der vorderen Gondel befindet. Das Glück begleitet uns, denn es ist kalter und klarer Sternenhimmel und kein Mondschein. Es ist eine von den Nächten, in denen Entfernungen und Gegenstände, wenn man himmelwärts blickt, verschwimmen und es äußerst schwierig ist, die richtige Schußweite auf Gegenstände zu finden, die in schneller Bewegung sind. Unsere Instrumente dagegen geben uns unsere Höhe jederzeit genau an. Der Nebel teilt sich, und weit in der Entfernung erblicke ich die Themse, die mir den Weg nach London weist. Sie bildet für uns den unzerstörbarsten Wegweiser, und längs ihrer führt der sicherste Weg nach der großen Stadt. Die Engländer mögen London, soviel sie wollen, verdunkeln, aber sie können niemals die Themse beseitigen oder bedecken. Sie ist unser großer Orientierungsstützpunkt, von dem wir stets unsere Peilungen nehmen und jeden Punkt von London feststellen können. Langsam traten die Umrisse der Stadt in Erscheinung, still und verschlafen in der Entfernung unter uns liegend. Kein Zeichen von Leben war zu sehen, mit Ausnahme von Lichtern, die sich in großer Entfernung fortbewegten und wahrscheinlich Eisenbahnzüge waren. Wie gesagt, alles war ruhig, und kein Schall drang zu uns herauf, der laut genug gewesen wäre, das Sausen unserer Motoren zu übertönen. Plötzlich schießt ein enger Streifen glänzenden Lichtes aus der Dunkelheit und erreicht uns. Er fühlt suchend am Himmelszelt umher, dann sehen wir einen zweiten, dritten, vierten, fünften Lichtstreifen und dann immer mehr von diesen Lichtbändern, die sich überkreuzend um uns her den Himmel absuchen. So, wie es von unseren Zeppelinen aus zu sehen war, nahm sich die ganze Stadt aus, als ob sie, plötzlich zum Leben erwacht, ihre Arme tastend am Himmel bewegte und ihn nach möglichen Gefahren absuchte. Man könnte auch sagen, daß diese Streifen sich ausnahmen wie Zangen, die uns zur Erde herabziehen wollten. London hält gute Wacht am Himmelszelt über sich. Unsere Motoren und Propeller verrieten bald unsere Gegenwart. Erst einer und dann ein anderer und dann noch mehrere der Lichtstreifen finden uns und verlieren uns wieder. Jetzt plötzlich kommt von unten ein unheimlicher Laut und übertönt den Lärm der Propeller. Kleine rote Blitze und kurze Sprengpunkte, die sich deutlich von dem dunkelschwarzen Hintergrund abheben, werden sichtbar. Von Norden und von Süden, von rechts und von links tauchen sie auf, und dem Blitze folgt von unten das Krachen der Geschütze. . . Ich stelle zunächst die St.-Pauls-Kathedrale fest, und mit diesem Fixpunkt nehme ich meinen Kurs auf die Bank von England.

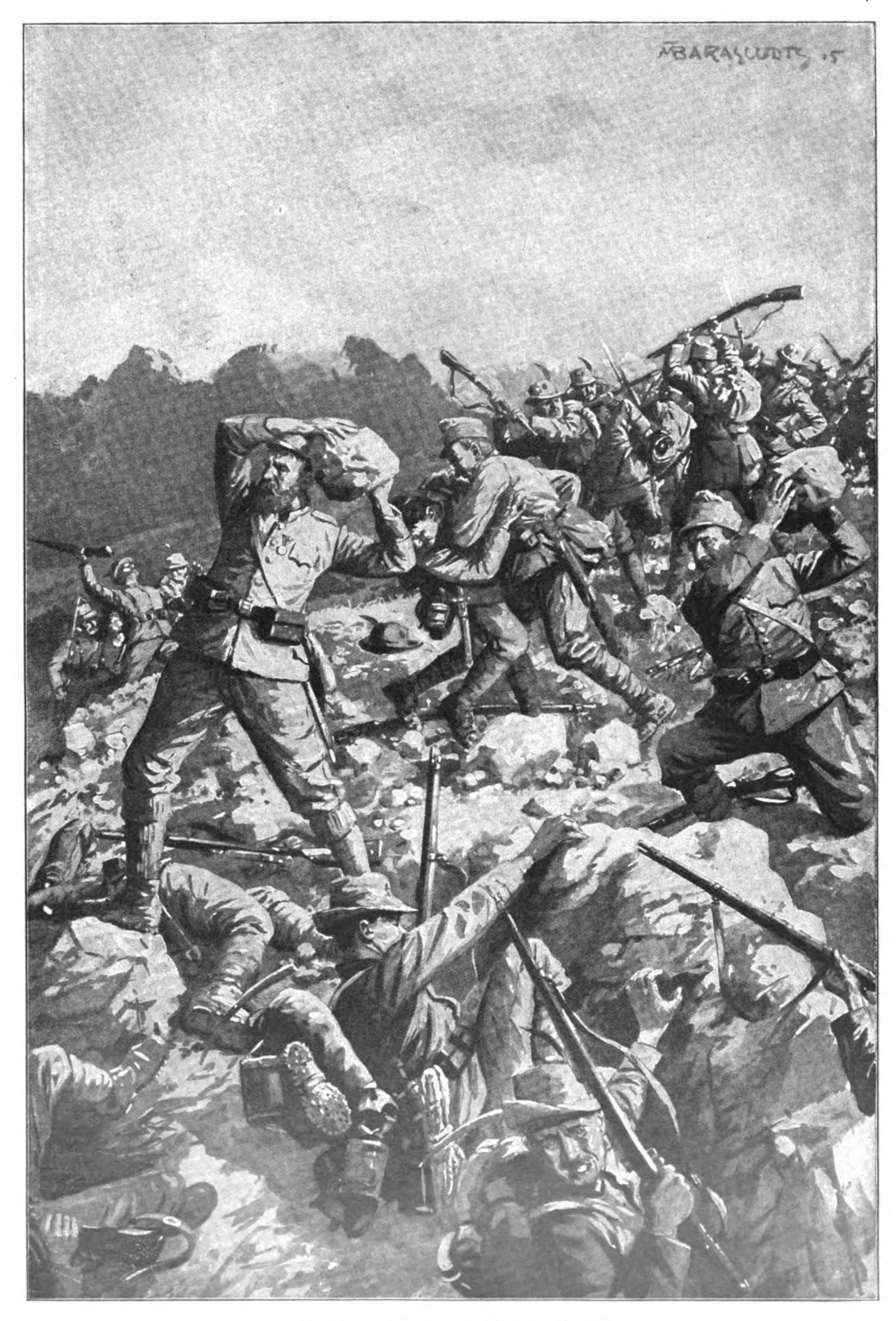
Ein mächtiger Scheinwerfer befand sich unmittelbar neben der Kathedrale, und die Engländer hatten eine Batterie Geschütze unter der Bedeckung dieses Gotteshauses aufgestellt, wie ich deutlich an dem Aufblitzen der Schüsse erkennen konnte. Vielleicht würde ich vom militärischen Standpunkte aus unter diesen Umständen berechtigt gewesen sein, Bomben auf die Batterie zu werfen, die sich in unmittelbarer Nähe von St.-Paul befand. Ich trug jedoch kein Verlangen, dies zu tun, da ich fürchten mußte, daß das Gotteshaus beschädigt werden könne. Ich meine aber, daß die Engländer Kirchen, Museen und ähnliche Gebäude nicht als Deckung für ihre Geschütze benutzen sollten. Obgleich wir von allen Seiten beschossen wurden, hatte ich bis zu diesem Augenblick noch keine Bomben fallen lassen. Als wir uns über der Bank von England befanden, rief ich durch das Sprachrohr meinem Leutnant, der sich an dem Abfeuerungsapparat befand, zu, das Feuer langsam zu beginnen; von jetzt an mischte sich in das Getöse und das Blitzen der Kanonen der Lärm des Platzens unserer Bomben, und wir sahen die Flammen, die von den getroffenen Stellen aufloderten. Meine Sinne waren ausschließlich darauf gerichtet, die Punkte ausfindig zu machen, die auf unserem Angriffsplan als Gegenstände von militärischer Bedeutung standen, insofern sie sich auf die Zusammenziehung und die Beförderung von Truppen bezogen. Gleichzeitig beschäftigte ich mich mit der Steuerung meines Fahrzeuges und der Direktion des Feuers, wobei der verhältnismäßig kurze Aufenthalt über London viel länger erschien, als er in Wirklichkeit war. Bald sah ich, wie Flammen aus den verschiedensten Gebäuden schlugen. Über dem Holbornviadukt, in der Nähe der Eisenbahnstation von Holborn, ließ ich mehrere Bomben fallen. Von der Bank von England zum Tower ist es nur eine kurze Entfernung; ich versuchte daher, die große Themsebrücke zu treffen, und glaube auch, daß ich hierin Erfolg hatte, obgleich ich nicht feststellen konnte, bis zu welchem Grade. Das Aufblitzen von Schüssen auf dem Tower zeigte, daß sich dort noch immer dieselben Geschütze befanden, die ich schon bei meinem vorhergehenden Angriff beobachtet hatte. Sie unterhielten ein lebhaftes Feuer auf uns. Nachdem ich nun mein Fahrzeug so gesteuert hatte, daß ich mich unmittelbar über dem Liverpoolbahnhof befand, befahl ich Schnellfeuer, und die Bomben regneten auf die Station hernieder. Die nächste Wirkung bestand in einer schnellen Reihenfolge von Explosionen und dem Auflodern von Flammen. Ich konnte feststellen, daß wir gut getroffen und offenbar großen Schaden angerichtet hatten, was auch durch die Berichte bestätigt wird, die uns seither zugekommen sind. Flammen schlugen jetzt an allen Orten unter uns empor. Da ich meine Befehle ausgeführt hatte, lenkte ich daher meinen L . . . heimwärts. Trotz der lebhaften Beschießung, mit der man uns zugesetzt hatte, waren wir nicht getroffen worden. Wiederholt lehnte ich mich hinaus und blickte auf- und rückwärts auf die dunklen Umrisse meines Luftfahrzeuges, konnte aber kein Loch in seinen grauen Flanken entdecken. Hinsichtlich des angerichteten Schadens und des richtigen Treffens der Ziele meines Luftangriffs war dies mein erfolgreichster Besuch über London oder in der Umgegend. Auf- und niedersteigend, bis wir eine günstige Luftströmung trafen, bewerkstelligten wir die Heimfahrt in kurzer Zeit."

Die Angaben des deutschen Luftschiffführers über seine Erfolge wurden durch die von holländischen Blättern gebrachten Mitteilungen von Augenzeugen nach jeder Richtung bestätigt. Dabei erfuhr man unter anderem, daß die Zeppelinangriffe auf London keineswegs, wie die Engländer verbreiteten, der Truppenanwerbung neuen Anstoß



Deutsches Unterseeboot vernichtet die Behälter einer großen englischen Benzolfabrik bei Harrington an der irischen Küste.

Nach einem Originalgemälde von Willy Moralt.



Die heldenhaften Verteidiger von Flitsch.

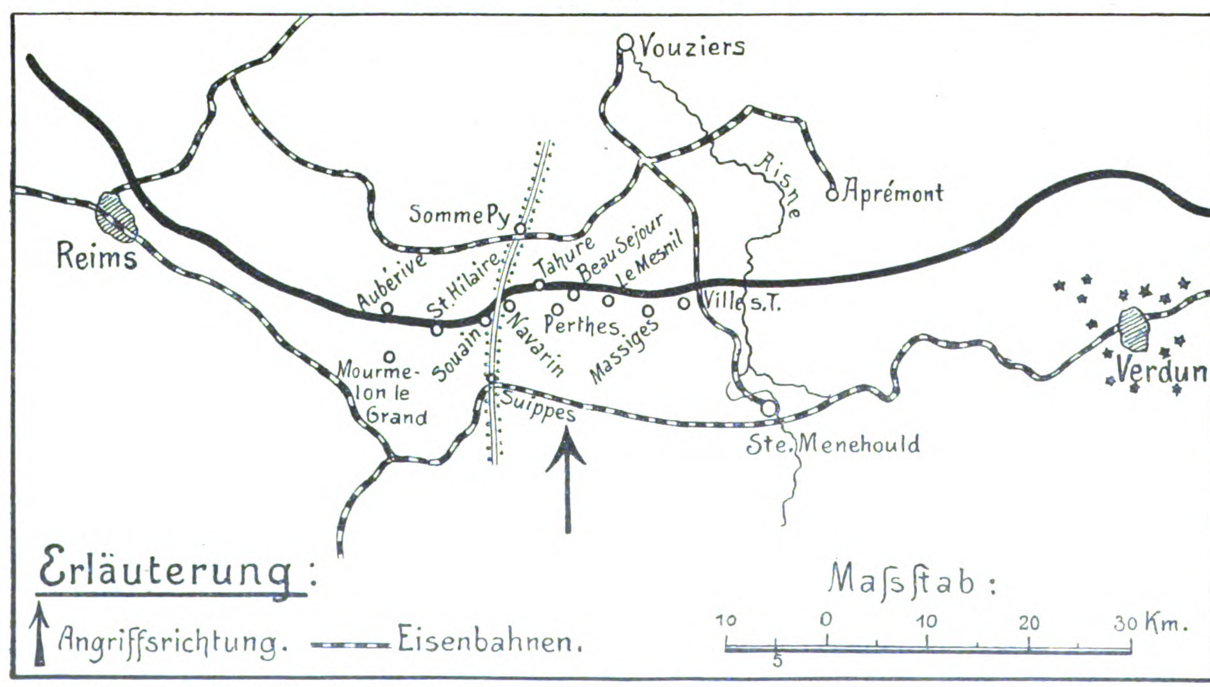
Nach einer Originalzeichnung von M. Barascudts.

gegeben hatten. Im „Nieuwe Courant" konnte man lesen: „Ob sich wegen der Zeppelinangriffe viele neue Rekruten gemeldet haben? Ach! Am folgenden Morgen (nach dem Zeppelinangriff) wurde eine Werbeversammlung an der Stelle der Liverpoolstraße abgehalten, über der die Bomben niedergegangen waren. Der Redner arbeitete natürlich kräftig auf die Gefühle seiner Zuhörer ein, und einige Leute stellten sich ihm auch, aber ich bezweifle, daß das Ergebnis groß war, und glaube auch nicht, daß sich anderswo wirklich große Mengen Freiwilliger meldeten, um dem König und dem Lande zu dienen. Es wird mit der Truppenwerbung stets schwieriger, und die Dienstpflicht muß mit der Zeit kommen."

Die allgemeine Wehrpflicht wurde von der einen Seite stürmisch verlangt, von der anderen Seite mit Erbitterung und Abscheu abgelehnt. Allmählich war selbst die liberale englische Regierung soweit gekommen, daß sie sich in dieser Frage mit Lloyd George an der Spitze längst zu der Forderung der allgemeinen Wehrpflicht entschlossen hatte und nur noch nicht wagte, mit diesem „Attentat" auf die englische Freiheit hervorzutreten. Denn je länger der Krieg dauerte, desto unheimlicher kam dem Stockengländer die Aussicht vor, daß er persönlich mit dem Gewehr in der Hand eines Tages die Politik Greys verteidigen solle. In Deutschland und Österreich-Ungarn sah man diesen Möglichkeiten mit großer Ruhe entgegen.

Schlimmer noch als die militärische Lage lastete die finanzielle Auszehrung auf England. Zwar gelang ihm die amerikanische Anleihe. Und doch wurde dieser Erfolg in England nicht mit Jubel aufgenommen, sondern rief eher ein Gefühl der Demütigung hervor. Wochenlang hatten die angesehensten englischen Finanzmänner in New York Bittgänge tun müssen. Eine Milliarde Dollar hatten sie verlangt. Knapp die Hälfte, 500 Millionen Dollar zum Kurse von 96 Prozent, haben sie mit Müh und Not bekommen. Das sind weniger als 2 Milliarden Mark, an denen noch dazu auch Frankreich Anteil hat. Englands Kriegskosten betrugen während des genannten Zeitabschnitts täglich weit über 100 Millionen Mark, Frankreich gab mehr als 60 Millionen Mark täglich aus. Für die Kriegführung könnte die Anleihe also kaum zwei Wochen hindurch ausreichen. Auch dem eigentlichen Zweck, dem sie dienen sollte, der Bezahlung des in Amerika für den Vierverband hergestellten Kriegsmaterials, konnte sie nur sehr unvollkommen genügen, denn die Schuld, die Frankreich und England im Jahre 1915 bisher auf ihre Ankäufe an Granaten und Kriegsgerät gestundet wurde, beläuft sich bereits auf 9—10 Milliarden. Die Schwierigkeiten, die sich der Aufnahme der Anleihe in Amerika entgegenstellten, waren ein augenfälliger Beweis vom Sinken des englischen Kredits, das auch im Sterling- und im Wechselkurs zum Ausdruck kam. Bei dieser Lage war es nicht zu verwundern, daß England seinen Bundesgenossen nicht mehr die notwendige finanzielle Hilfe leisten konnte. Der russische Finanzminister Bark wurde mit leeren Händen heimgeschickt, und auch Italien erwartete vergeblich die in Aussicht gestellten englischen Gelder. Während England auch im eigenen Lande seinen Geldbedarf von einem Male zum anderen zu immer drückenderen Bedingungen aufnehmen mußte, befriedigte Deutschland seine Geldbedürfnisse durch seine inneren Anleihen zu

Kartenskizze zu den Durchbruchsversuchen zwischen Lille und Arras (siehe den Artikel Seite 331).



Kartenskizze zu dem feindlichen Angriff in der Nordchampagne zwischen Reims und den Argonnen (siehe den Artikel Seite 331).

billigeren Sätzen und dennoch mit glänzendem Erfolge, worüber wir bereits in einem besonderen Artikel aus fachmännischer Feder auf Seite 315 berichteten.

Deutlicher als alles andere zeigte dieser Umstand aller Welt, auf welcher Seite das größere Vertrauen in die künftige Entwicklung zu finden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die große Herbstoffensive im Westen.

Von Major a. D. Ernst Moraht.

I.

(Hierzu die Kartenskizzen Seite 330 und die Bilder Seite 334—337.)

Den vergangenen Sommer hatten die Franzosen und Engländer vorübergehen lassen, ohne ernstlich jene Durchbruchsversuche zu wiederholen, die sich in den Kämpfen des Frühjahrs und ersten Kriegswinters die Vertreibung der Deutschen aus Belgien und Nordfrankreich zum Ziel gesteckt hatten. Die politische Lage aber erforderte von Tag zu Tag dringender das Hervortreten der westlichen Mitglieder des Vierverbandes, einmal zugunsten der Russen, die im Osten zwischen Dünaburg und dem Pripetsumpfgelände in arge Bedrängnis geraten waren, ferner aber auch zur Beeinflussung der neutralen Balkanstaaten, deren mögliche Parteinahme für die siegreichen Mittelmächte zu einer ernsten Gefahr für den Vierverband werden konnte. So erließ der französische Generalissimus, Marschall Joffre, am 14. September einen Armeebefehl zu dem Zweck, mehrere große französische Armeen auf die Notwendigkeit eines gewaltigen Angriffs vorzubereiten. Es wurde in jenem Befehl klar ausgesprochen, daß ein glänzender Sieg über die Deutschen notwendig geworden sei und daß ein allgemeiner Angriff ins Werk gesetzt werden solle, der Tag und Nacht fortschreitend unsere Linie im Westen zu durchbrechen habe. Um den Geist seines Heeres zu heben, ließ Marschall Joffre bis in die Schützengräben hinein mitteilen, daß gewaltige materielle Mittel bereitgestellt seien. Die Maschinengewehre hätten sich der Zahl nach verdoppelt, die schwere Artillerie sei äußerst zahlreich vorhanden und der Munitionssatz für jedes Geschütz, der hinter der Front angesammelt sei, übertreffe den bisher jemals festgestellten größten Verbrauch. Soweit war alles richtig, aber in einem Punkte irrte sich Marschall Joffre gewaltig. Er hielt die deutsche Front für zu schwach, um dem großen Anlauf zu widerstehen, und meinte, daß die nur sehr dürftigen Reserven hinter der dünnen Linie der deutschen Grabenstellung nicht ins Gewicht fielen. Auch die englische Heeresleitung, die sich der großen Offensive anzuschließen hatte, machte ihren Truppen bekannt, daß man am „Vorabend der größten Schlacht aller Zeiten“ stehe und daß „von ihrem Ausgang das Schicksal der kommenden Generationen Englands“ abhange.

Doch schon als Ende September der erste Teil des großen Angriffs vorübergerauscht war, durfte man ihn, was seinen Erfolg anlangt, mit kurzen Worten dahin kennzeichnen, daß das gesteckte Ziel nicht erreicht worden war. Das Aufhalten eines großen, breit angelegten Angriffs bedeutet eine Niederlage für den Angreifer. Einige Kilometer Geländegewinn an einer schmalen Stelle der 840 Kilometer langen Front waren zu teuer erkauft mit dem Verlust von rund 200 000 Mann auf englischer und französischer Seite. Die Toten der Feinde lagen in Haufen vor den deutschen Stellungen. Ihre Verwundeten füllten hüben und drüben die Lazarette, und ihre Gefangenen befanden sich auf dem Marsch in das Innere Deutschlands. Darin, daß auch die Deutschen geschädigt wurden und Verluste zu beklagen hatten, lag kein Grund für die Gegner, von einem Erfolg der ersten Offensive zu sprechen.

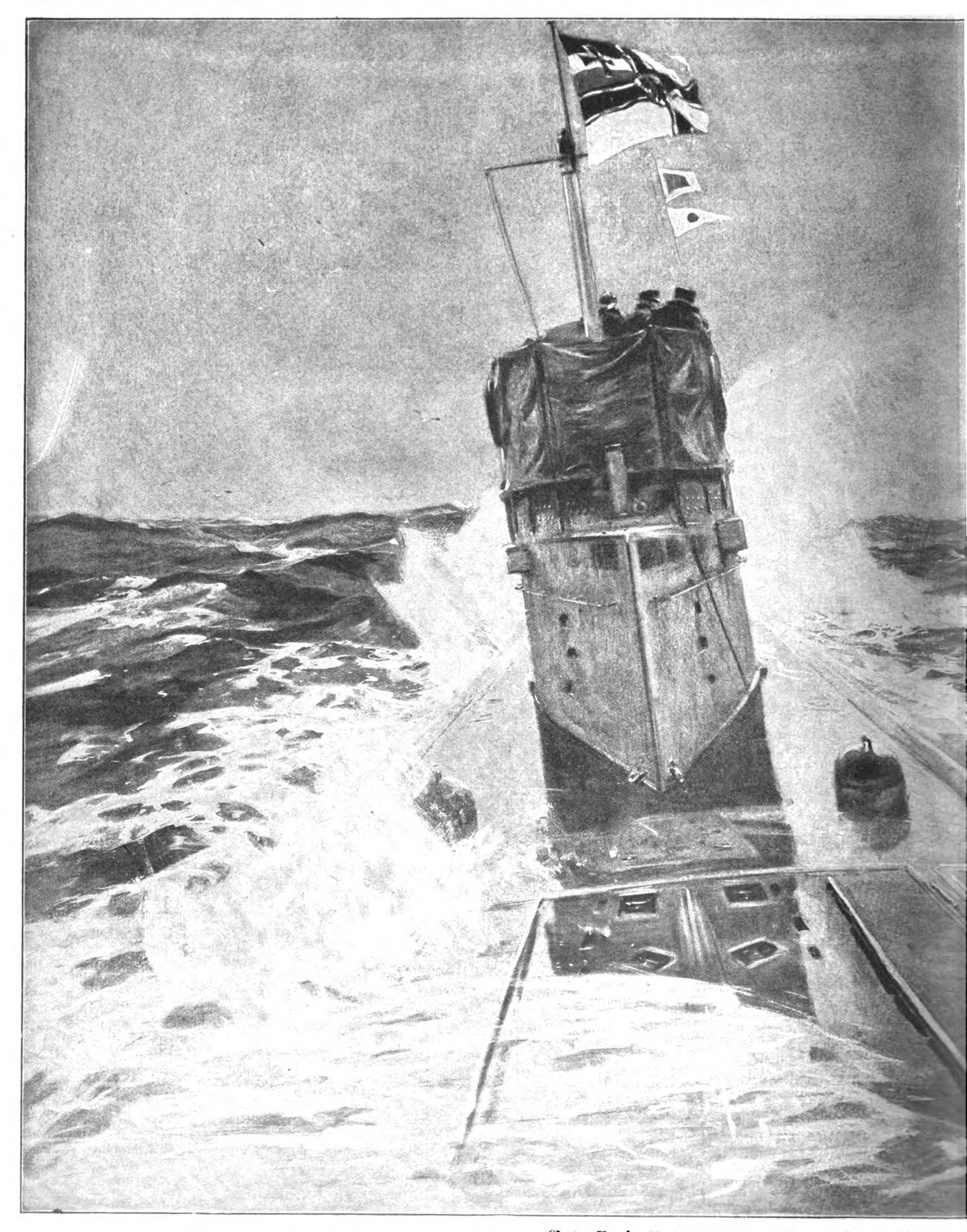
Der erste Teil des großen Angriffs begann am 22. September. Die Aufmerksamkeit der vordersten deutschen Linie hatte schon einige Tage vorher viel Bewegung in und hinter der französisch-englischen Front wahrgenommen. Überall wurden neue Sappen gebaut. Aus vielen Richtungen her vereinigten sich frische Truppen im Raume hinter den Angriffszielen. Die französischen Flugzeuge umschwirrten in Massen das deutsche Kampfgebiet. Überläufer retteten ihr Leben und brachten allerlei Nachrichten. Französische Flugzeuge setzten Spione ab, die mit Sprengmunition ausgerüstet waren, um hinter dem Rücken der Deutschen Brücken und Bahnhöfe der Zugangswege zu vernichten. An zwei Stellen brach am Tage des ersten Angriffs der gewaltige Kampf an. Die nördliche Angriffstelle lag zwischen Lille und Arras und richtete sich besonders auf den Ort Lens (siehe die Kartenskizze Seite 330 oben). Von Norden her versuchten die Engländer mit sehr starken überlegenen Kräften unter dem Schutze gewaltiger Gaswolken gegen Loos vorzustoßen. Es gelang ihnen, die Verteidiger mit ihrem Gasangriff zu überraschen und auf ihre zweite Stellung zurückzutreiben. Im Verlauf der nächsten Tage haben diese durch Gegenstöße alles Verlorene wieder gewonnen. Die Engländer hatten Brigade um Brigade ins Feuer geschickt. Bald darauf wurden sie von Stützpunkt zu Stützpunkt zurückgeworfen, wichtige Höhen kamen wieder in deutsche Hand, und von der Straße Lens—La Bassée drängten wir die Feinde zurück. Südlich von Lens, im Raume von Souchez, hatten die Franzosen gleichzeitig ihren Angriff angesetzt, und zwar auf dasselbe Ziel. Auch hier wurden alle anfänglich erstrittenen geringen Erfolge ihnen wieder entrissen. Der ganze Angriff zwischen Loos und Souchez war vergeblich gewesen und kam nach furchtbaren Opfern zum Stehen. Als nördlichen Nebenkampfraum muß man noch die Gegend von Ypern bezeichnen, wo die Engländer Vorstöße gegen Hooge und gegen die Höhe 60, südöstlich von Ypern, richteten. Hier gewannen die Deutschen gleich bei Beginn des Kampfes Gelände nach vorn, und der englische Angriff erlahmte, um nicht so bald wieder aufzuleben.

Phot. Ferd. Urbahns, Kiel.

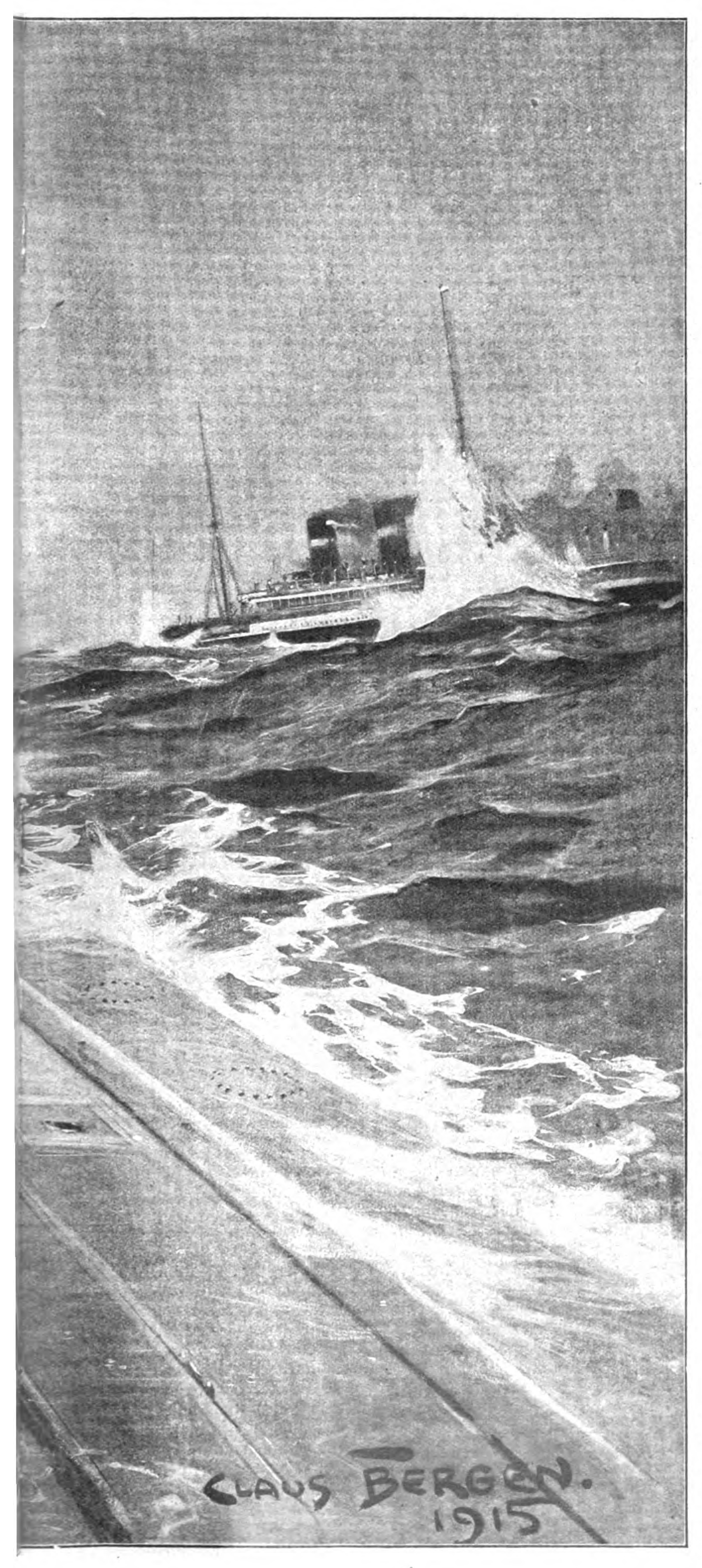
Kapitänleutnant Hersing,

der am 15. September 1914 „Pathfinder“ und nach seiner Fahrt auf U 51 um England herum und durch die Enge von Gibraltar „Triumph“ und „Majestic“ torpedierte.

Der Hauptkampfplatz des ersten Teiles des großen feindlichen Angriffs war die Nordchampagne zwischen Reims und den Argonnen. Hier hatte schon einmal eine große Schlacht gewütet, die sogenannte „Winterschlacht in der Champagne“, die vom 16. Februar bis 10. März dieses Jahres andauerte. Damals setzten die Franzosen mehr als 6 Armeekorps, nämlich etwa 200 000 Mann ein, um den Durchbruch auf die Stadt Vouziers zu erzwingen, die als wichtiger Bahnknotenpunkt die Versorgung der deutschen Champagnetruppen ermöglicht. Damals brach der französische Angriff unter dem Verlust von 45 000 Mann völlig zusammen. Auch der Verteidiger hatte 15 000 Mann zu beklagen, ermöglichte aber durch sein Festhalten später das



Getroffen! Nach einem Gemälde von Claus Bergen.



Auftreten großer deutscher Heere im Osten und den Sieg über Rußland. Der großen Herbstoffensive lag derselbe Gedanke zugrunde. Aber die Kampfmittel waren bedeutend größer auf feindlicher Seite als früher. Wenn die Zahlen der Angreifer bekannt geworden sein werden, wird offenbar werden, daß in der Nordchampagne die ganze französische Kraft eingesetzt wurde, die noch außerhalb der langen Frontlinie zur Verfügung stand.

Die Kampfhandlung begann mit einem ungeheuren Trommelfeuer, das gegen die vorderen deutschen Stellungen gerichtet war und außerdem die Zugangswege zu ihnen sperrte. Es dauerte rund 75 Stunden ohne Unterbrechung. Der angegriffene Raum von etwa 25 Kilometern Breite wurde in jeder Stunde mit Tausenden von Geschossen belegt. Insgesamt hatte die Artillerie der Feinde, um den infanteristischen Sturm vorzubereiten, einige Millionen Schuß abgegeben. Die von den Kriegsberichterstattern deutscher Zeitungen aus dem Großen Hauptquartier des Westens angeführten Zahlen bedürfen aber erst der Nachprüfung. Das Trommelfeuer stellt eine Leistung dar, die bisher unerhört erschien und nach mancher Richtung hin zu denken gibt. Einmal erkennt man auf das klarste die den Franzosen gewordene Hilfe Amerikas, und zum anderen sieht man mit unbegrenzter Bewunderung auf die Helden in den Schützengräben, die ein solches Feuer über sich ergehen ließen, ohne kampfunfähig zu werden. Ich habe in demselben Raum zwischen Reims und den Argonnen und besonders bei Navarin, Tahure und Massiges im letzten Sommer die kunstvollen Schützengrabenbauten der deutschen Truppen besichtigt. Sie wurden durch das Trommelfeuer des Feindes zu einem wilden Chaos zusammengeschossen. In den Unterständen wurden Mannschaft und Maschinengewehre begraben und die Sappen, die Verbindungslinien nach rückwärts, wurden fast vollständig eingeebnet. Und doch krochen, als die französischen Infanteriemassen sich heranwälzten, aus diesen Trümmern der Schützengräben kampffähige Menschen hervor und empfingen, obwohl halb betäubt und gelichtet, den Feind mit grimmiger Entschlossenheit, so daß es ihm nur gelang, an einzelnen Stellen die erste Grabenlinie zu behaupten. Der deutsche Truppengeist hatte über die glänzende technische Vorbereitung des Angriffs und zugleich über den blutbefleckten Dollar gesiegt.

Die deutschen und französischen Stellungen im Hauptkampfplatz der Nordchampagne lagen sich vor Beginn der ersten Offensive eng gegenüber. Die Kampffronten begannen etwas südlich des Ortes Aubérive, nördlich von Mourmelon-le-Grand, zogen sich dann an dem Straßenknotenpunkt St.-Hilaire nördlich vorbei, überschritten die Straße Suippes—Somme-Py dicht nördlich von Souain und liefen dann nach Osten, indem sie die Orte Perthes, Le Mesnil und Massiges hart südlich liegen ließen. Dann überquerten die Fronten die große Straße St.-Menéhould—Vouziers, überschritten die Aisne und wandten sich hierauf in scharfem Bogen (im Argonnengebiete) nach Südosten. Nach Verlauf der ersten Offensive sind die weiter nördlich gelegenen Orte Navarin, Tahure, Beau-Séjour, Massiges und Ville-sur-Tourbe (siehe Bild Seite 337) die Hauptbrennpunkte des Kampfes geworden. Man sieht, wie klein der Geländegewinn der Franzosen gewesen war.

Nach dem vergeblichen Anlauf des ersten großen Angriffs trat keine völlige Ruhe ein. Bis zum 6. Oktober, wo der zweite Durchbruchsversuch ansetzte, wütete in wechselnder Stärke das Artilleriefeuer, und einzelne Infanterieangriffe der Feinde wurden mit Wucht bis an die deutschen Gräben herangeführt.

Die Spitznamen und Spottnamen im Weltkriege.

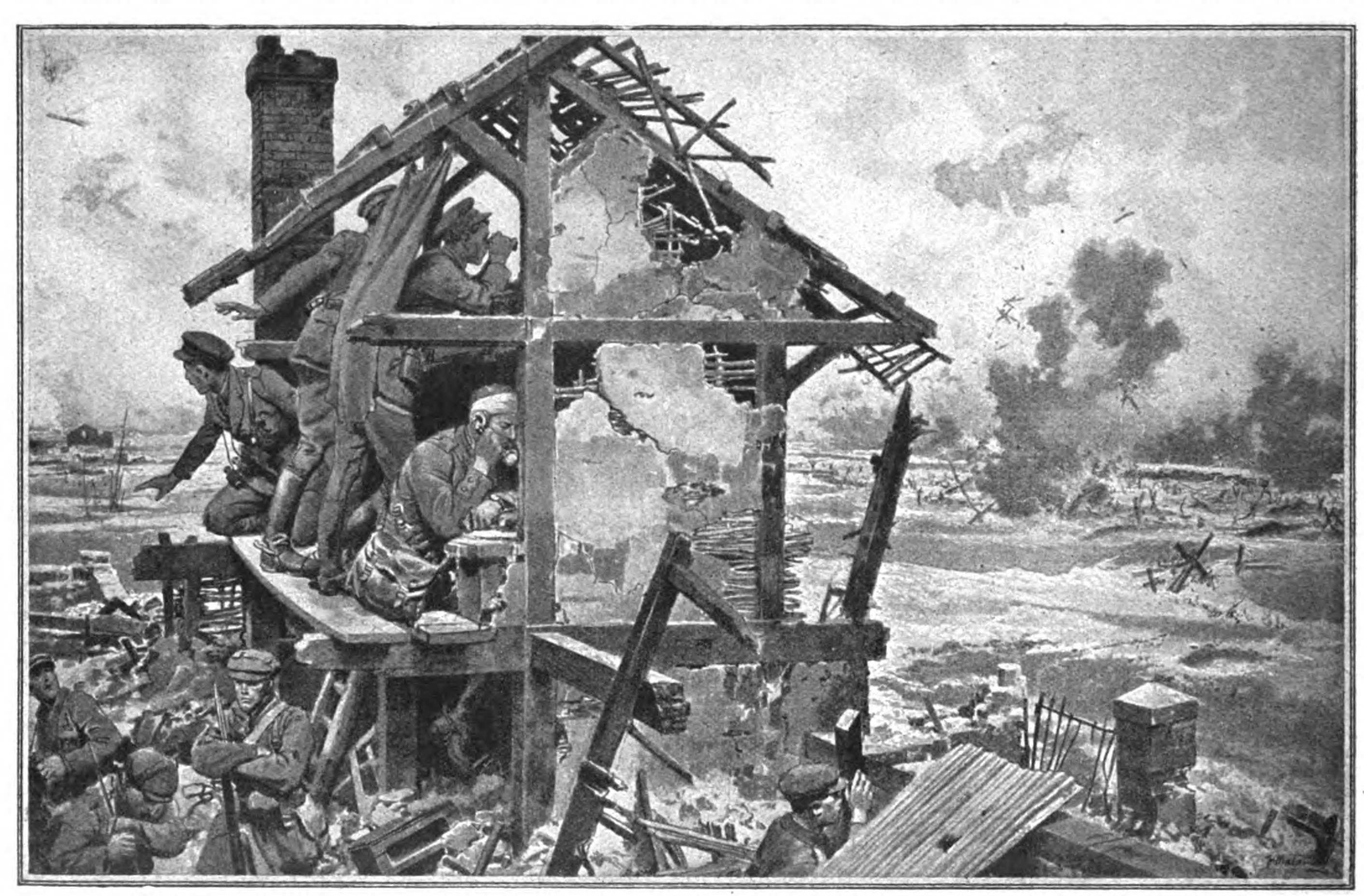
Von Friedrich Lorenzen.

Der gewaltige Krieg, der uns schon so viele Überraschungen bereitete, hat uns auch eine ganze Reihe von neuen Spitz- und Spottnamen beschert, die zum großen Teil sehr interessant und bezeichnend sind und in treffender Weise menschliche Schwächen und Eigenheiten beleuchten. Es fehlt aber anderseits natürlich auch nicht an spöttischen Bezeichnungen, die durchaus verfehlt sind, bös daneben hauen und somit nur den Ausdruck eines törichten, künstlich geschürten Hasses bilden. So ist es im höchsten Grade unvernünftig und unangebracht, wenn unsere Feinde die

tapferen deutschen Truppen „Hunnen und Barbaren“ nennen oder wenn die Franzosen uns bis zum Überdruß mit dem Schimpfwort „boches“ belegen. Derartige kindische Anpöbelungen treffen uns weder, noch können sie uns beleidigen. Im Bewußtsein unseres guten Rechts und unserer menschlichen Kampfesweise lächeln wir höchstens über derartige Ausbrüche einer beinahe sinnlosen Wut. Wir können dies um so mehr tun, als sich allmählich auch in Frankreich selbst unter verständigen Leuten schon ein Widerstand gegen diesen Schimpffeldzug zu regen beginnt. Die Zeitschrift „Bataille syndicaliste“ brachte sogar kürzlich einen geharnischten Artikel gegen diese „Bochophobie“.

In jedem Falle sind wir „Hunnen und Barbaren“ die besseren Menschen, da wir für die lange Reihe unserer Feinde noch keinen Spottnamen zur Anwendung gebracht haben. Gewiß, wir sprechen manchmal von „Rothosen“, von „Moskowitern“, von den „Japs“, aber dies sind allgemein übliche, sozusagen allgemeingültige Bezeichnungen, die überall gang und gäbe sind und auch nichts Verletzendes beinahe so aus. Die Franktireure, die 1870/71 unseren Soldaten so viel zu schaffen machten, aber beinahe noch eine größere Plage für die einheimische Bevölkerung bildeten, da sie wie die Raben stahlen, wurden von den französischen Bauern, den „Pisangs“, vielfach „Francvoleurs“ (Freidiebe) genannt. Ob dieses Wort auch jetzt zur Anwendung gekommen ist, konnte nicht festgestellt werden.

Während 1870/71 eine ganze Reihe unserer Feldherren sich eines ehrenden Beinamens erfreute — man denke nur an „Unseren Fritz“, den preußischen Kronprinzen, an Moltke, den „Großen Schweiger“, den „Schlachtendenker“, an den alten Steinmetz, den „Löwen von Nachod“, an Prinz Friedrich Karl, den „Roten Prinzen“ — hat von den Feldherren, die im Weltkrieg unsere Heere von Sieg zu Sieg geführt haben, bisher noch keiner diesen Gipfel der Volkstümlichkeit erreicht. Hier und da nennt man wohl unseren unvergleichlichen Hindenburg den „Russenschreck“, doch ist diese Bezeichnung nicht allgemein üblich geworden. Nur an dem „Alten Gottlieb“, dem „Tiger von Metz“, halten unsere



Beobachtung der Wirkung des englischen Artilleriefeuers an einem weit vorgeschobenen Posten nahe den deutschen Linien.
Nach einer englischen Darstellung.

an sich haben. Übrigens ist das Wort „Rothosen“ wohl kaum mehr zeitgemäß, da die Franzosen, dank der Fürsorge des vielangefeindeten Millerand, in neuester Zeit bekanntlich gleich uns feldgraue Uniformen tragen. Vielleicht könnten wir deshalb hier eine kleine Anleihe bei den Russen machen, die ihre französischen Mitstreiter „Metericki-Kameraden“, „Meter-Kameraden“ nennen, weil fast in jedem der Berichte der französischen Heeresleitung der Satz vorkommt: „Wir eroberten soundsoviel Meter Schützengräben.“

Die Russen haben sich überhaupt sehr erfindungsreich in der Schaffung neuer Spitznamen erwiesen. So nannten sie die ungarischen Honvedhusaren, von denen sie so fürchterliche Hiebe bekamen, die „Roten Teufel“, während sie die nicht minder schlagfertigen Tiroler Kaiserjäger, deren Kopfbedeckung stets mit Blumen geschmückt ist, die „Blumenteufel“ nannten. Für das russische Hauptquartier erfanden sie sogar das Wort: „Departement der Niederlagen“. Kein Mensch wird wohl zu bestreiten wagen, daß diese Bezeichnung ihre volle Berechtigung hat.

Unseren Feldgrauen wird man es wohl nicht verdenken, wenn sie die schottischen Hochländer in ihrer seltsamen Tracht „Balettratten“ nennen. Die Kerls sehen ja auch Soldaten unverbrüchlich fest. Unter diesem Namen kennt jeder unserer Krieger den alten Generalfeldmarschall Grafen Haeseler, der zwar seines hohen Alters wegen kein selbständiges Kommando übernommen hat, aber doch den Feldzug inmitten seiner Soldaten mitmacht. Einen „Tiger“ haben freilich auch die Franzosen. So nennen sie den alten Polterer und Ministerstürzer Clémenceau, der auch in der Zeit des Weltkrieges so oft seine warnende und anklagende Stimme erhoben hat. Als der französischen Regierung seine Kritik unbequem ward und die Zensur seiner Zeitschrift „L'homme libre“ („Der freie Mann“) zu große Schwierigkeiten in den Weg legte, taufte er sie in „L'homme enchaîné“ („Der gefesselte Mann“) um, ohne daß ihm dies freilich viel genützt hätte. Indessen hat dieser Tiger die Kraft seiner Pranken bisher noch nicht in männermordender Feldschlacht, sondern nur im Federkrieg, in den parlamentarischen Kämpfen, beim Ansturm auf ihm verhaßte Minister gezeigt.

Dem früheren englischen Kriegsminister und Schöpfer der sagenhaften englischen Millionenheere, Lord Kitchener, klebt noch von früher her der vernichtende Beiname „Henker von Omdurman“ an, zur Erinnerung an das



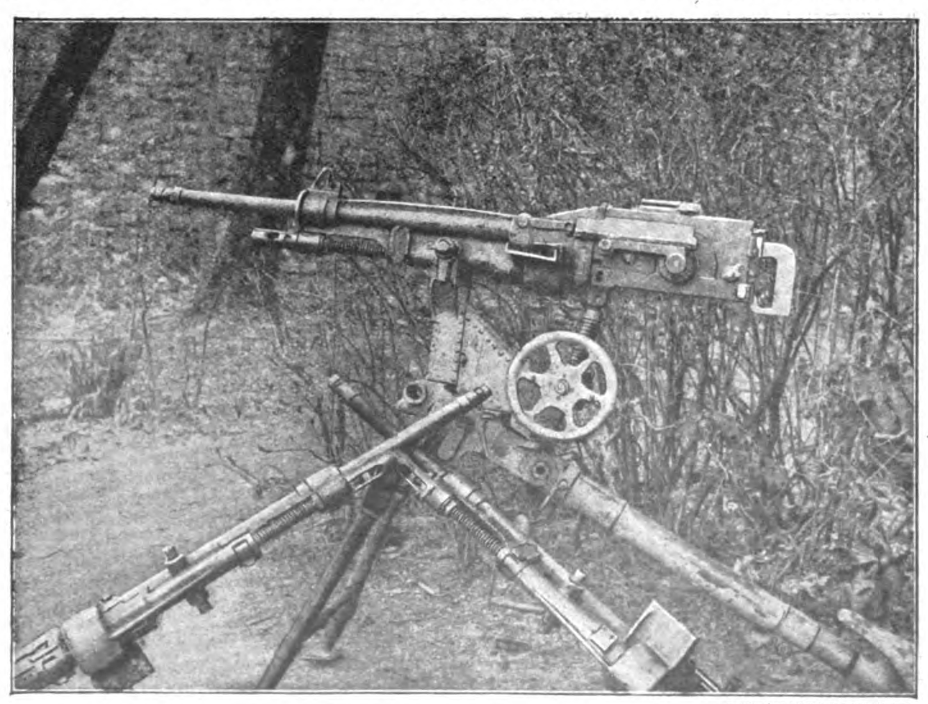
12 000 erbeutete französische 12-cm-Geschosse. Phot. Gebrüder Haeckel, Berlin.

schauderhafte Blutbad, das er seinerzeit unter den Derwischen im Sudan anrichtete. Zwei anderen englischen Ministern haben die Londoner Spottzungen erst kürzlich Spitznamen verliehen, und zwar nennen sie den bekannten, schon mehr unfreiwillig komisch anmutenden Maulhelden Winston Churchill, der einmal einen Flug in einem Doppeldecker mitmachte, „the flying minister": „Fliegerminister", während sie dem nicht weniger ruhmredigen Finanzminister Lloyd George den Spitznamen „the lying minister": „Lügenminister" anhängten, einen Beinamen, den sich auch Churchill redlich verdient haben würde. Die Londoner Lästermäuler haben selbst vor ihres Königs Majestät nicht haltgemacht: „König Ofenhocker" nannten sie ihn, den armen Georg V., weil er ruhig zu Hause hinterm kugelsicheren Ofen sitzen blieb, während seine Tommys sich in Flandern verbluteten.

Da sind die Italiener doch weit ehrfürchtiger und weniger boshaft. Sie nennen ihren Herrscher nur den „Rè bambino": den Baby-König. Selbstverständlich wollen sie hiermit nur sagen, daß Viktor Emanuel III. von sehr kleinem Wuchs ist, machen sich also nur über seine geringe Körpergröße ein wenig lustig.

Wenn sie die geistigen Eigenschaften dieses Monarchen, der ohne stichhaltigen Grund sein Volk in den Krieg gestürzt hat, hätten kennzeichnen wollen, würden sie sicherlich einen weniger harmlosen Beinamen gewählt haben. Wahrscheinlich hat der Rè bambino seinen frevelhaften Treubruch auch schon längst bereut. Haben doch die österreichisch-ungarischen Abwehrtruppen dafür gesorgt, daß die Italiener, die „Katzelmacher", hübsch die Hand von den „unerlösten" Gebieten ließen, die gar nicht erlöst sein wollen. Auch uns Deutschen hat der schnöde Überfall Italiens keine Angst eingejagt. „Mit den Makkaronifressern werden wir auch noch fertig," sagten unsere Feldgrauen. Inzwischen hat sich aber der Berliner Volkswitz über die Makkaroni hergemacht und sie in „Treubruchnudeln" umgetauft. Diesen Namen werden sie auch nach dem Kriege wohl behalten. So leicht vergißt der Deutsche nicht.

Daß die Feldküchen „Gulaschkanonen" oder „Hungerabwehrkanonen" genannt werden, weiß jeder. Ebenso hat jeder schon von „Unseren Brummern" oder von der „Dicken" oder der „Fleißigen Berta" gehört. Weniger bekannt ist, daß unsere Flieger ihren Kameraden von der Besatzung der Luftschiffe den ungemein treffenden Spitznamen „Die aufgeblasene Konkurrenz" verliehen haben.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

In den letzten Kämpfen bei Souchez erbeutete französische Maschinengewehre.

Auch in Wien ist trotz Krieg und Kriegesnot der Humor, der bekannte „Weaner Hamur" nicht ausgestorben. Denn als dort der Weizen knapp wurde und der Bürgermeister Dr. Weißkirchner bestimmte, daß hinfort dem Brote ein Zusatz von Mais beigemengt werden solle, da nannten ihn die lustigen Wiener hinfort nur noch Dr. „Maiskirchner". Auf diesen seinen neuen Namen soll der wackere Wiener Bürgermeister nicht wenig stolz sein. Wir in Deutschland leiden an Mais keinen Überfluß, sind aber dazu übergegangen, unserem Brot einen Zusatz von Kartoffelmehl zu geben, eine Tatsache, die einem englischen Minister Veranlassung gab, spöttisch von dem „Kartoffelbrotgeist" der Deutschen zu reden. Nun, wir lassen uns dies gern gefallen, denn gerade dieser Kartoffelbrotgeist, das heißt unsere wunderbare, jeder Gefahr trotzende Organisationskraft, verbürgt uns den Sieg.



Phot. Emil Listenow, Wädenswil.

Französische Grenadiere, die sich zum Angriff auf einen feindlichen Schützengraben vorbereiten.

Sie tragen Stahlhelm und Stahlpanzer und sind mit Handgranaten und Bomben bewaffnet. Der eine trägt eine Sense zum Durchschneiden von Drahthindernissen.

Man sieht also, daß es der Spitz- und Spottnamen gar viele sind, die der Weltkrieg gezeitigt hat. Auf der anderen Seite hat er aber auch einem früher sehr häufig gebrauchten Spitznamen für immer den Garaus gemacht. Die Türkei wird heute keiner mehr „den kranken Mann" nennen, wie es sonst allgemein üblich war. Denn die Türkei hat im Weltkriege eine kriegerische Kraft gezeigt, die alle Welt in Erstaunen gesetzt hat. Glänzend hat sich die türkische Tapferkeit namentlich an den Dardanellenfestungen bewährt, die von den Türken Saksis, das heißt „Blumentöpfe" genannt werden, weil Blum-Pascha sie seinerzeit erbaut hat. Mit vollem Recht hat die Türkei ihrem Sultan den ehrenden Beinamen „Ghazi", das ist der Siegreiche, verliehen. Möge er ihn für alle Zeit glorreich weiterführen!

Der Kampf um Brückenköpfe.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Skizzen Seite 338 und 339.)

Der Kampf um Brückenköpfe, von dem seit Kriegsbeginn bei jedem neuen Flußabschnitt, der von uns genommen wurde, so viel die Rede war, beruht im tiefsten Grunde auf der durch die Wirkung unserer modernen Geschosse verlangten „Leere des Schlachtfeldes". Überall, wo sich auf dem Schlachtfeld Menschenmassen zusammendrängen, sei es durch eine unklug gewählte Formation, sei es durch die Ungunst des Geländes, wüten die Granaten und Schrapnelle in kurzer Zeit bis zur völligen Vernichtung der Truppen. Jedes einzelne Geschoß setzt

Phot. Emil Listenow, Wädenswil.

Eine Abteilung französischer Infanterie, die zum Abmarsch an die Front mit Stahlhelmen ausgerüstet ist.



Handgranatenkämpfe bei Ville-sur-Tourbe.
Nach einer Originalzeichnung von M. Barascudts.

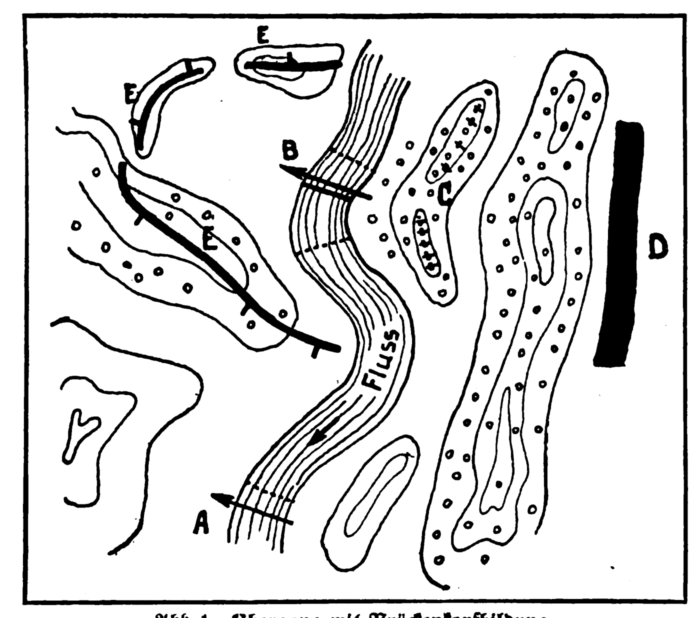


Abb. 1. Übergang mit Brückenkopfbildung.

Erläuterung. A Scheinübergang. B Hauptübergang. C Unterstützende Batterien. D Versammlungsraum. E Stellung der Deckungstruppen. ...... Übersetzstellen der Deckungstruppen.

durch seine Sprengstücke gleichzeitig desto mehr Ziele außer Gefecht, je enger sich dieselben beieinander befinden. Aus diesem Grunde haben wir, trotz mancher Nachteile, uns ja bequemt, auf das gefechtsmäßige Exerzieren und Schießen in geschlossenen Truppenverbänden fast ganz zu verzichten zugunsten der geöffneten Ordnung, das heißt: der Schützenlinie.

Nun können sich jedoch taktisch Fälle ereignen, wo entgegen den schlechten schießtechnischen Erfahrungen, die beim Zusammendrängen von größeren Massen auf einem kleinen Raum des Gefechtsfeldes gemacht wurden, ein konzentrisches Zusammenlaufen unvermeidlich ist. Das trifft zu bei den Kämpfen um Engen. Häufiger als der Kampf um Engpässe, den wir beispielsweise in den Karpathengefechten erlebten, ist in diesem Krieg der Kampf um künstliche, durch Pioniere geschaffene Engen oder um natürliche, von Friedenszeiten noch stehen gebliebene — um Brücken. Zwar wird jede Truppe bestrebt sein, durch möglichst viele Brücken den Nachteil des Zusammendrängens beim Flußübergang zu mildern. Aber die kostspielige und zeitraubende Tätigkeit des Brückenbaues zieht Grenzen. Da hat nun die Taktik einen Ausweg gefunden: die Brücke darf eben nicht mit in das Gefechtsfeld einbezogen werden. Der Gegner muß so weit abgehalten werden von der Brückenstelle, daß sogar seine weittragende Artillerie mit ihren Geschossen die Enge nicht mehr zu erreichen vermag und die Massen ungehindert durch feindliches Feuer auf das andere Ufer gelangen können, dort Zeit und Raum haben, in die geöffnete Gefechtsformation überzugehen, um erst in dieser dem Feind gegenüberzutreten. So wird die flußüberschreitende Truppe vor vernichtenden Verlusten bewahrt. Wie erreicht man nun aber, daß der Gegner, der in richtiger Erkenntnis der Lage selbstverständlich mit allen Mitteln an die Brückenstelle mindestens auf Schußweite heranzukommen versucht, dennoch weit genug abgehalten wird? Durch Waffengewalt und Zeitgewinn.

Gehen wir zunächst auf Brückenköpfe beim Angriffsgefecht näher ein, denn die Notwendigkeit der einzelnen taktischen Maßnahmen ist hierbei am klarsten ersichtlich. Es gilt zunächst, den Feind auf dem jenseitigen Ufer, der meist längs des Flusses nur verhältnismäßig schwache Kräfte aufgestellt hat, seine Hauptstreitmacht dagegen als Reserve weiter rückwärts zur Verfügung hält, um sie von dort aus am kritischen Punkt einzusetzen, zu täuschen. Man spielt also an einer Stelle „Scheinübergang" (siehe Abb. 1) und veranlaßt ihn, dort seine Reserve einzusetzen, oder man versucht, durch mehrere Scheinübergänge seine zusammengezogenen Kräfte zu zersplittern. Während diese Truppen seine Streitkräfte „auf sich ziehen", „fesseln", „binden", wird an einer anderen Stelle der Hauptübergang bewerkstelligt. Eiligst setzen meist am Abend oder früh am Morgen dort die „Deckungstruppen" in Pontons über. Sie müssen den „Brückenkopf" bilden, haben also die Aufgabe, den Gegner von der eigentlichen Brückenstelle so weit abzuhalten, daß er sie nicht unter Feuer nehmen kann. Im weiten Halbkreis werden sie zu diesem Zwecke die umliegenden Höhen besetzen, wobei sie Unterstützung finden durch weittragende Batterien des jenseitigen Ufers. So rasch wie möglich werden immer mehr Truppen hinübergeworfen, um die Deckungstruppen zu verstärken, denn diese müssen oft stundenlang gegen erheblich überlegene feindliche Kräfte standhalten, je nachdem die List des Scheinübergangs ganz oder nur teilweise glückte. Inzwischen hat der Divisionsbrückentrain unbehelligt Brückenschlagen können, auf denen auch Artillerie, Munitionskolonnen, Gefechtsbagagen und so weiter den Fluß überschreiten können. Durch den Stellungswechsel der Batterien wurde vor den Stellungen der Deckungstruppen eine kilometerweite neue, halbkreisförmige Zone geschaffen, in der sich der Gegner nur mit größter Vorsicht aufhalten kann, die Zone der Artillerieschußweite. Fühlen sich die Deckungstruppen infolge des ständigen Zuwachses endlich stark genug, so gewinnen sie im Angriff nach vorwärts Boden, werfen den Gegner weiter zurück, dehnen die beiden Flanken entlang des Flusses aus, bis sie ober- und unterstrom mit dem nächsten Brückenkopf der Nachbardivisionen zusammentreffen. So bildet sich aus den einzelnen Brückenköpfen eine neue Front am feindlichen Ufer (siehe Abb. 2).

Abb. 2. Erweiterung der vier Brückenköpfe zur Front.

Erläuterung. A—D Anmarschwege. E—H Brückenstellen. J-M Brückenköpfe. ↗ Ausdehnungsrichtungen. N—O Zusammenhängende Brückenköpfe. P—Q Neue Front am feindlichen Ufer.

Um sich von vornherein Vorteile bei einem etwaigen Kampf um den Flußübergang zu verschaffen, beginnt man schon im Frieden mit der Anlage von Brückenköpfen, also sackartig ausgebuchteten Stellungen im Halbkreis vor wichtigen Brücken über großen Flüssen, die bei der Mobilmachung sofort noch weiter ausgebaut werden. Die ursprünglichen Brückenköpfe bestehen aus Fortgürteln. Die nachträglich in kürzester Zeit erbauten sowie die Geländeverstärkungen zwischen den einzelnen Forts sind Feldbefestigungen. Da es trotz aller Vorausberechnungen doch mehrmals in diesem Kriege vorgekommen ist, daß Flüsse und Sümpfe, denen man früher keine großen taktischen Vorteile beimaß, überraschend zu Kampfmittelpunkten geworden sind,

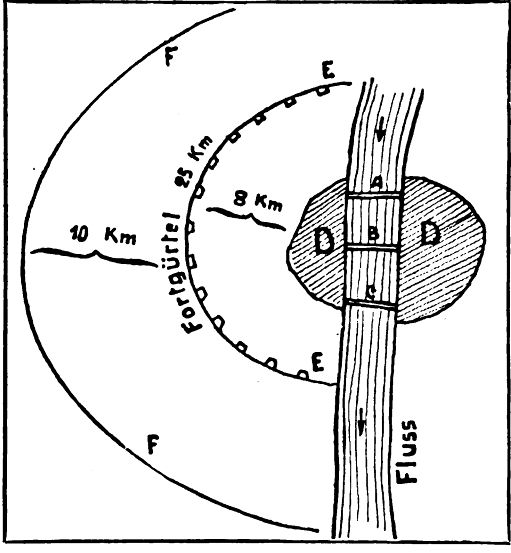


Abb. 3. Permanenter, einfacher Brückenkopf.

Erläuterung. A B C Brücken. D Stadt. E Fortgürtel. ⊓ Fort, Batterie, Stützpunkt. F Grenze der Artilleriewirkung.

so trat oft auch der Fall ein, daß eine Übergangstelle nur behelfsmäßig mit Mitteln der Feldbefestigungskunst zum Brückenkopf ausgebaut wurde. Ein Beispiel dafür sind die Kämpfe an der Düna, wobei hart um die „brückenkopfartig ausgebauten" Stellungen Friedrichstadts gerungen wurde. Derartig völlig neu erstandene Brückenköpfe werden „provisorische" genannt zum Unterschied von den „permanenten". Abbildung 3 veranschaulicht einen permanenten Brückenkopf. Die Brücken über den Fluß, die die daran gelegene Stadt erstehen ließ, werden dadurch geschützt. Man sieht den Fortgürtel in einer Entfernung von 8 Kilometer sich im Halbkreis um die Brückenstellen ziehen. Die Bestückung des einzelnen Forts legt eine Feuerzone von 10 Kilometer rings um den Fortgürtel. Damit ist also der Gegner rund 17 Kilometer von den Brücken entfernt. Auf dieser Entfernung muß er sich entfalten, entwickeln. Das kostet Zeit. Dazu muß er außerdem viel mehr Truppen ansetzen, da der Verteidiger die „innere Linie" hält, also den Raum der Halbkreislinie von ungefähr 25 Kilometern besetzt, während der Angreifer seine Stellungen in bedeutend größerem Bogen umspannend anlegen muß. Zumeist sind jedoch die modernen, permanenten Brückenköpfe nicht nur einfach, sondern sogar doppelt angelegt. Dann zieht sich nämlich der Fortgürtel nicht nur auf der voraussichtlichen Anmarschrichtung des Feindes um die Brücken, sondern auch auf der abgewendeten Seite. Der Kreis ist demnach geschlossen, was bei Überflügelungen von großem Wert sein kann. Auch können diese rückwärtigen Werke — obwohl sie natürlich falsche Front haben — als Aufnahmestellungen nach Eroberung der vorderen Forts gute Dienste leisten. Abbildung 4 zeigt in schematischer Darstellung einen Kampf um einen permanenten, doppelten Brückenkopf. Der erste Fortgürtel wehrt sich noch gegen den Feind, ist jedoch schon teilweise eingedrückt. Die Verteidiger dieses Abschnittes flüchten rückwärts über die Rettung bietende Brücke im Hintergrund, die bereits unter feindlichem Granat- und Schrapnellfeuer liegt. Obwohl die Batterien am anderen Ufer den Gegner niederzuhalten versuchen, der auf die Brücken feuert, dürfte die Brückenkopfstellung unhaltbar geworden sein und mit Zerstörung der Brücken den Verteidigern keine Rückzugsmöglichkeit mehr offen stehen. Dann spielt sich die ergreifende Schlußszene des Kampfes um den Brückenkopf ab: entweder Gefangennahme oder das große Kesseltreiben gegen den Fluß zu, über den nur wenige Reiter und einige gute Schwimmer unter dem feindlichen Geschoßhagel mit heiler Haut kommen werden.

Als Beispiele für permanente Brückenköpfe seien Warschau, Nowo-Georgiewsk, Iwangorod genannt. Riesige Summen Geldes wurden von Jahr zu Jahr in die Befestigungen Polens, Litauens und Kurlands gesteckt, je mehr die Kriegspartei in Rußland an das Staatsruder gelangte. Nicht allein die Weichselfront, die noch zu Anfang des Krieges als ein Hindernis galt, das niemand erzwingen könne, sondern auch der Njemen mit den Brückenkopffestungen Grodno und Olita, sowie der Narew mit Ossowez und Lomsha streckten sich unter dem Geldstrom, der auf sie niederprasselte, nach allen Seiten, trieben immer neue unterirdische Kasematten, Gänge, Panzertürme vor und bauten große, weittragende Geschütze mit gut versteckten Aufstellungsorten oder leicht zu wechselnden Batteriestellungen. Es hat alles nichts genützt gegen die deutsche Sturmflut.

Die Entwicklung der modernen Sprengtechnik.

Von Hans Bihn.

Die Zeiten des alten schwarzen Schießpulvers, der angeblichen Erfindung des Franziskanermönches Schwarz, verschwinden mehr und mehr. Es besteht bekanntlich aus Kalisalpeter, Schwefel und Kohle. In der modernen Spreng- und Schießtechnik haben unsere Chemiker ganz Hervorragendes geleistet. Schon vor dem gegenwärtigen Kriege haben wir bei Explosionen nur zu oft von der furchtbaren Wirkung dieser Chemikalien lesen können.

Vor etwa siebzig Jahren entdeckte der Württemberger Professor Chr. Friedrich Schönbein in Basel und fast zu gleicher Zeit auch Böttger in Frankfurt a. M., daß reine Baumwolle, wenn sie mehrere Minuten in einer Mischung von konzentrierter Schwefel- und Salpetersäure eingeweicht und hierauf einigemal in reinem, fließendem Wasser gut ausgewaschen und getrocknet wird, explosive Eigenschaften annimmt. Man nennt dann diese chemische Verbindung Nitrozellulose, Pyroxylin oder einfach Schießbaumwolle. Die Begeisterung über diese Erfindung war groß, denn was konnte man sich Besseres wünschen als ein Sprengmittel von furchtbarer Wirkung, das restlos vergaste und bei dem der entstehende Dampf farblos war! Doch sie hatte auch ihre Schattenseite, nämlich das gefährliche Aufbewahren und Versenden. Ferner wirkte ungünstig die schnelle Zersetzung, die die Schießbaumwolle als Treibmittel, das heißt zum Fortschleudern von Geschossen, unbrauchbar machte.

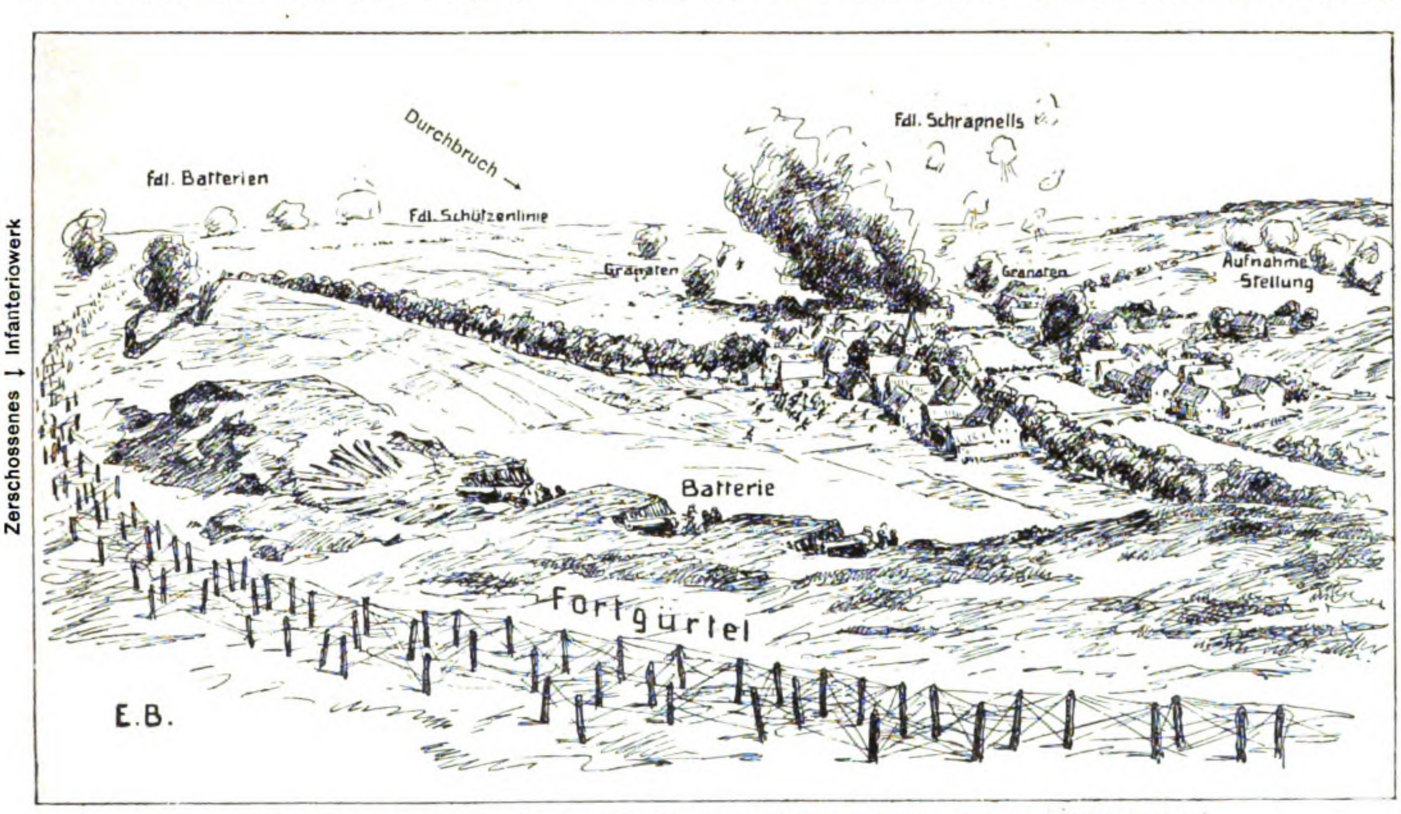


Abb. 4. Durchstoß durch den Fortgürtel (im Hintergrund) eines permanenten, doppelten Brückenkopfes.

Da gelang es einem Engländer namens Abel, die Schießbaumwolle zu einer Art dünnen Papiers zu verdichten, indem er sie in einen Brei verwandelte und dann durch hydraulische Pressen die gefährlichen Säurereste verdrängte. So erhielt man ein Sprengmittel, das wenigstens nicht schon beim kleinsten Stoß explodierte und sich infolge seines äußerst schnellen Verbrennens bei der Explosion, der sogenannten „Brisanz", doch für Minen und Artilleriegeschosse vorzüglich eignete.

Als nun vollends Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der französische Chemiker Vieille das jetzt noch gebräuchliche rauchschwache Pulver an die Öffentlichkeit brachte, war die Glanzzeit der Schießbaumwolle gekommen, denn das neue Pulver war nichts anderes als in dünnen Platten ausgewalzte, gehärtete Schießbaumwolle, die in kleine Plättchen geschnitten war.

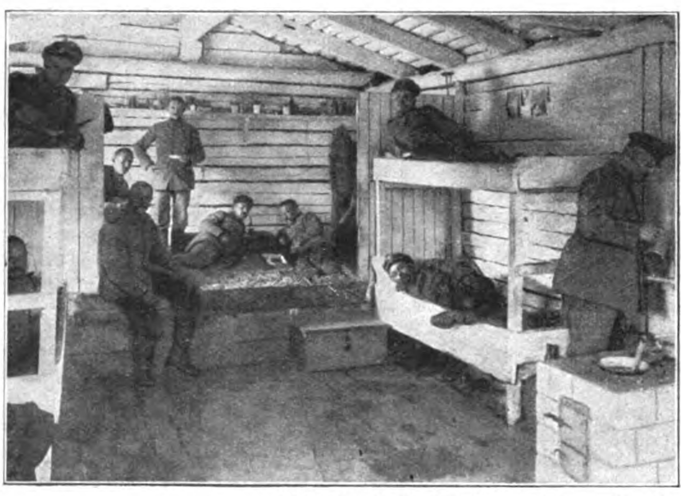
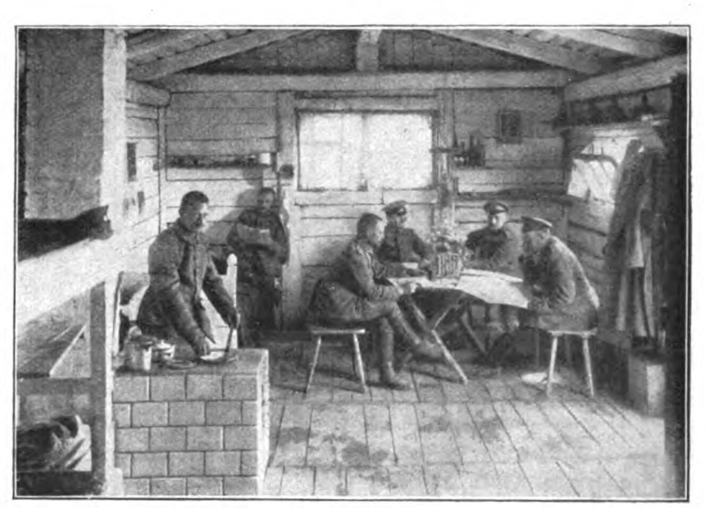

Vorbereitung zum Konzert hinter der Front im Osten.

Das Bestreben, neue, bessere Mittel zu finden, veranlaßte die Chemiker, auch andere kohlenstoffhaltige Körper mit Salpetersäure zu behandeln (zu „nitrieren"). Dabei entdeckte der Italiener Sobrero in Pelouges Laboratorium in Paris im Jahre 1847 einen neuen Stoff, das Nitroglyzerin, eine Vereinigung von konzentrierter Salz- und Schwefelsäure mit Glyzerin, das jedoch wegen seiner gefährlichen Eigenschaften noch wenig Beachtung fand. Erst als es 1864 dem berühmten schwedischen Chemiker Alfred Nobel, dem Stifter des nach ihm benannten Preises, gelang, Nitroglyzerin mit Holzgeist (Methylalkohol) zu mischen und so die hohe Empfindlichkeit etwas zu schwächen, fand es unter dem Namen Nobels Sprengöl besonders in der Abdeckung der Erde Eingang.


man die Sprenggelatine. Das daraus hergestellte Nitroglyzerinpulver wird im allgemeinen als Treibmittel für die schweren Geschosse verwendet.

Eine andere Art von Sprengmittel ist die Pikrinsäure oder das Trinitrophenol, das zwei Jahrzehnte lang in allen Staaten zum Füllen von Granaten und so weiter diente. Es ist dies das bekannte Desinfektionsmittel Karbolsäure oder Phenol, das, mit starker Salpetersäure behandelt, einen goldgelben Brei ergibt, der lange Zeit auch als Farbstoff gebraucht wurde und als Spreng- und Schießpräparat weit widerstandsfähiger ist als alle vorhergenannten Mittel. Doch verschiedene Umstände schließen die Pikrinsäure von dem allgemeinen Gebrauch aus, vor allem ihre leichte Löslichkeit in Wasser, die eine beschränkte Anwendung bei Seeminen und Torpedos mit sich brachte. Der Hauptgrund, der die Staaten veranlaßte, Mittel zu suchen, die die gleichen Vorteile boten wie die Pikrinsäure, doch ohne deren Nachteile, war die Vergrößerung der Geschützkaliber. Der Gasdruck, der das Geschoß treibt, hätte auch die Pikratpulverfüllung zur Explosion gebracht und dabei das Geschütz mit seiner ganzen Umgebung zertrümmert.

Man verwendet deshalb das zu den Benzol-Kohlenwasserstoffen gehörige Toluol, ein Teilprodukt des Steinkohlenteers oder des Benzols, das in Wasser unlöslich ist. Mit starker Salpetersäure behandelt, ergibt es das Trinitrotoluol, das fast alle Vorteile des Pikratpulvers zeigt, von seinen Nachteilen aber frei ist. Daß es sich auch tatsächlich bewährt hat, wird unter anderem durch die schnelle Eroberung Belgiens und die gründliche Zertrümmerung



Unterstand für Offiziere und deren Burschen in der Nähe von Bialaszewo bei Ossowez.
Nach photographischen Aufnahmen von L. u. A. Schaul in Hamburg.

Doch furchtbare Explosionen, durch die auch Nobels eigene Fabrik zugrunde ging, schreckten immer wieder vor seiner Anwendung zurück.

Da kam 1866 eine neue Erfindung jenes hervorragenden Chemikers wie ein rettender Engel. Er hatte im Kieselgur einen Stoff gefunden, der das Sprengöl begierig aufsog und das fast gefahrlos zu handhabende und doch äußerst sprengkräftige Dynamit ergab, das bei gleichem Gewicht die Schießbaumwolle um das Dreizehnfache an Wirkung übertraf.

Jedoch dem unermüdlichen Chemiker Nobel war die Mischung mit Kieselgur noch lange nicht gefahrlos genug, und so mischte er 1875 neun Teile Nitroglyzerin mit einem Teil auf besondere Art hergestellter Schießbaumwolle, der sogenannten Kollodiumwolle, die früher auch in der Photographie Verwendung fand. Diese Mischung nennt

seiner Festungen bewiesen. — Alle diese Sprengmittel erfordern nun ein Zündmittel. Als solches wird fast ausschließlich das Knallquecksilber oder Howardpulver verwendet, das schon 1799 von dem Engländer Howard entdeckt wurde. Die Herstellung geschieht in der Weise, daß Quecksilber erwärmt und starke Salpetersäure hinzugegossen wird, wobei man noch 96 Prozent Alkohol zusetzt. In getrocknetem Zustand explodiert dieses Präparat schon bei mäßigem Schlag oder Erwärmung.

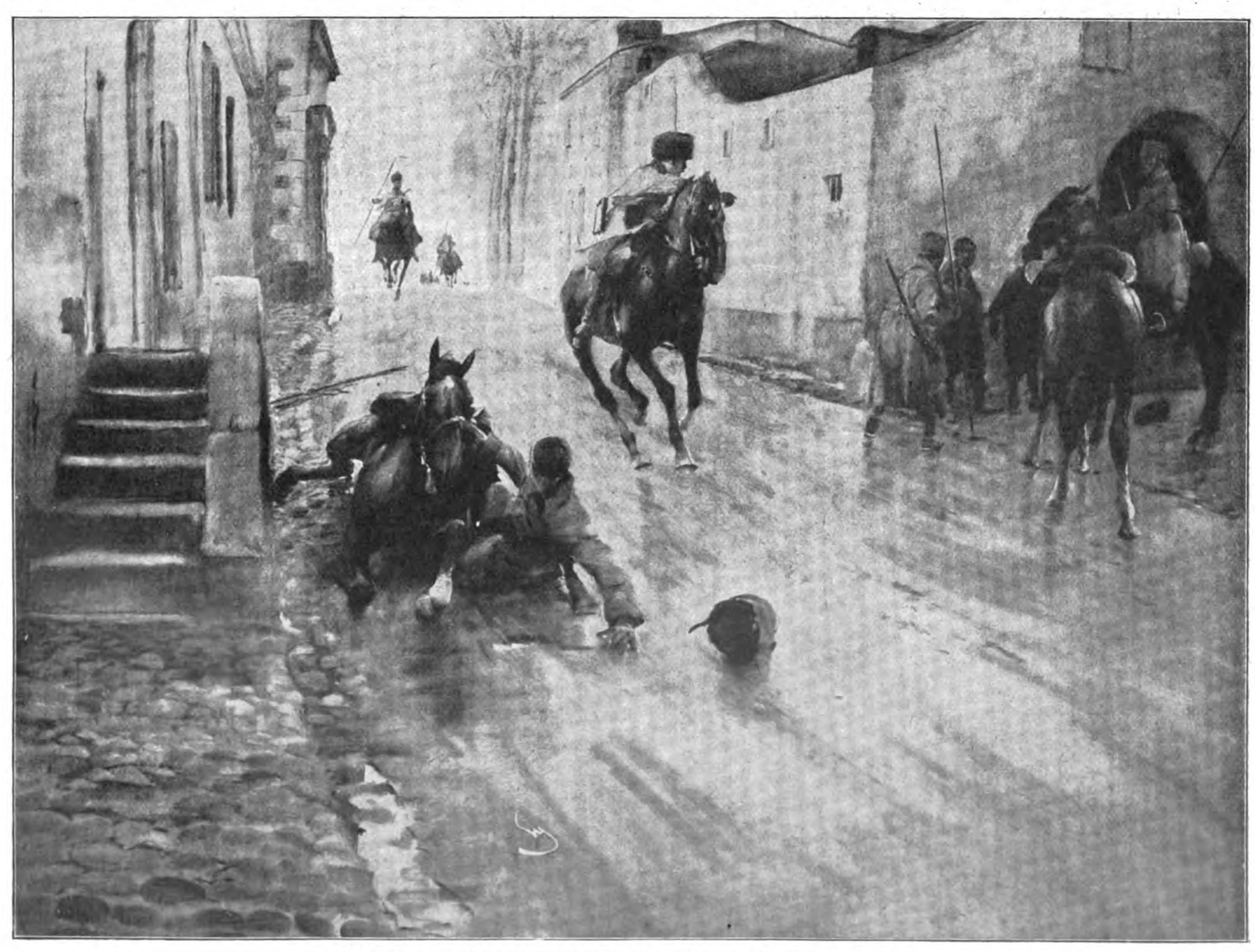
Wir haben nun in einer kurzen Zusammenfassung alle die furchtbaren Mittel kennen gelernt, die Tausenden unserer besten Leute den Tod entgegenschleudern. Doch hat die Voraussicht dieser Wirkungen unsere „zivilisierten" Nachbarn nicht gehindert, die Verantwortung für den gegenwärtigen Krieg auf sich zu laden.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Während die deutschen und österreichisch-ungarischen Heere im Osten von Sieg zu Sieg eilten, blieb es im **Westen** „ruhig", das heißt es kam in erster Linie fast nur zu Schützengrabenunternehmungen. In der langen Zeit von vier Monaten ließ der Feind den gegnerischen Hauptquartieren fast volle Ruhe zur Durchführung ihrer Pläne. Offenbar bestand auf französischer Seite die Absicht, die so oft in Aussicht gestellte, aber immer wieder zurückgehaltene entscheidende Offensive erst dann zu unternehmen, wenn der Zustand der Heere und besonders der Grad der Bewaffnung zu entsprechender Höhe gediehen sein würde. Bei ihren Vorbereitungen begingen die Feinde aber den großen Fehler, die Regsamkeit ihrer deutschen Gegner viel zu gering zu veranschlagen. Diese hatten die ihnen im Westen geschenkte Zeit rastlos zum Ausbau ihrer Stellungen, zur Schulung neuer Kräfte, zur Herstellung neuer Kriegsvorräte ausgenutzt. Als daher Franzosen und Engländer im letzten Drittel des September zahlreiche Teilangriffe unternahmen, mußten sie die Erfahrung machen, daß die Deutschen so wachsam und standhaft waren wie je zuvor. Angriffe der Franzosen am 20. zwischen Souchez und Neuville, sowie östlich von Roclincourt brachen im deutschen Feuer zusammen. In der Champagne, nordwestlich des vielgenannten Gehöftes Beauséjour, wurden neue französische Schanzarbeiten durch konzentrisches Feuer zerstört. Stärkere deutsche Patrouillen, die sich zum Teil den Weg bis in die dritte feindliche Linie erkämpften, vervollständigten die Zerstörung unter erheblichen Verlusten für die Franzosen und kehrten befehlgemäß nach der Durchführung ihres Auftrags in ihre alten Stellungen zurück. Die Tagesberichte der deutschen Heeresleitung berichteten danach mehrere Tage von heftigen Artilleriekämpfen; ein örtlicher Angriff, den die Franzosen unternahmen, um sich für den geplanten Hauptangriff bei Souchez gewissermaßen ein Sprungbrett zu schaffen, konnte im deutschen Feuer nicht aufkommen. Die allgemeine Lage des Vierverbandes war so schlecht, daß besonders im Hinblick auf die Balkanneutralen irgend etwas Entscheidendes zu seinen Gunsten ins Werk gesetzt werden mußte. Deshalb mußten die französischen und englischen Generäle, obwohl sie die Zeit der Vorbereitung gern noch verlängert hätten, dem Drängen ihrer Regierungen und ihrer Diplomaten nachgeben. Und so ließen sie denn ein Granatenungewitter über die Deutschen hereinbrechen, wie es der Krieg noch nicht gesehen hatte.

Gerade in diese Zeit fiel ein neuer großer Sieg der Deutschen in der Heimat. Die Zeichnungen auf die dritte deutsche Kriegsanleihe hatten nach den am 24. September vorliegenden Ergebnissen eine Summe von über 12 Milliarden Mark erbracht. Diese Nachricht besagte, daß die Kriegführung der Deutschen, die jetzt monatlich 2 Milliarden Mark beanspruchte, für weitere sechs Monate im voraus bezahlt waren. Wenn die Feinde der Deutschen bis in das Frühjahr 1916 hinein Krieg führen wollten, so fanden sie Deutschland für einen neuen Winterfeldzug auch in finanzieller Hinsicht überreich gerüstet. Deshalb bedeutete der Erfolg der neuen Kriegsanleihe für die Feinde einen gewaltigen Schlag, der auch ihren letzten Rest an Hoffnungen zu erschüttern geeignet war. Hatten sie bis dahin immer noch gehofft, vermöge ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit an Land, Menschen und Reichtum Deutschland und Österreich-Ungarn durch Erschöpfung niederzukämpfen, so zeigte sich jetzt Deutschland in seiner wirtschaftlichen Verfassung so stark wie noch niemals. Die neue Anleihe hatte den deutschen Kriegskassen mit einem Schlage fast soviel neue Milliarden zugeführt wie die beiden vorhergehenden Anleihen zusammen. Zwar versuchte die feind-



Husarenpatrouille. Nach einem Originalgemälde von Wilhelm Schreuer.

liche Presse diesen überraschenden Erfolg mit allen Mitteln zu verkleinern. Englische Zeitungen warfen den Deutschen vor, sie hätten den Erfolg durch sogenannte „Konvertierungen" erreicht, das heißt durch die Möglichkeit, die dritte Kriegsanleihe mit den Stücken der ersten und zweiten zu bezahlen. Daß von diesem in England allerdings angewandten Mittel in Deutschland keine Rede sein konnte, ist hinlänglich bekannt. Scherzeshalber sei auch die englische Unterstellung erwähnt, daß die deutsche Kriegsanleihe überhaupt nicht in Geld, sondern in Waren geleistet worden sei. Diese in Deutschland herzlich belachte Behauptung gründete sich auf die Mitteilung der Zeichnung eines deutschen Unternehmens in dem Orte Waren in Mecklenburg! Die englischen Verkleinerungsversuche sind allerdings wohl zu begreifen. War doch der deutsche Erfolg gerade für England, das mit seiner eigenen Kriegsanleihe sehr üble Erfahrungen gemacht hatte, besonders peinlich. Bis auf fünf Schilling für die kleinste Zeichnung hatte es bei seiner letzten Anleihe heruntergehen müssen, während in Deutschland die Mindestzeichnung hundert Mark betrug. Und trotz Erhöhung des Zinsfußes mußte England erleben, daß die Kurse seiner Anleihen unter den Ausgabekurs heruntergingen. Ein deutlicher Beweis von dem Mißtrauen der Geldgeber in die Kraft des eigenen Landes. Deutschland dagegen konnte die erforderlichen Mittel von Anleihe zu Anleihe etwas billiger erhalten, und gleichwohl standen die Anleihen schon bald über dem Ausgabekurs. Auch in den Zeichnungen auf die Kriegsanleihe trat der einmütige Wille der Deutschen zutage, jeder an seinem Teil zur Niederwerfung der Feinde beizutragen.

Während jedermann in Deutschland sich einem erhebenden Gefühl des Jubels über den neuen deutschen Sieg hinter der Front hingab, kam im Westen endlich die längst erwartete große Offensive in Fluß (siehe auch Seite 331 und 353). Der deutsche Tagesbericht meldete zunächst eine weitere Steigerung der Flieger- und Artillerietätigkeit an der ganzen westlichen Front. Ein südlich des Kanals von La Bassée als Fühler angesetzter Angriff weißer und farbiger Engländer scheiterte bereits im deutschen Artilleriefeuer. An der Küste gelang die Niederholung eines feindlichen Flugzeuges und die Gefangennahme seines Führers.

Der Granatenregen tobte weiter, und um den 24. und 25. September, nach fünfzigstündiger, in der Champagne sogar fünfundsiebzigstündiger Dauer des unerhörtesten Trommelfeuers aus allen Kalibern, glaubten die Franzosen und Engländer den Augenblick herbeigeführt zu haben, in dem sie die deutsche Wacht betäubt finden würden und zerschmettern könnten. Die Infanterieangriffe setzten mit nie erlebter Wucht ein. Zwischen den Bahnen von Ypern und Comines stießen die Engländer noch in der Nacht vor. Ihr Angriff brach erst nach einem wilden Nahkampf dicht vor und zum Teil in den deutschen Stellungen zusammen. Engländer griffen auch nordöstlich und südöstlich von Armentières und nördlich des Kanals von La Bassée an und versuchten die Benutzung von Gasen und Stinkbomben. Von den deutschen Linien aus sah man die Inder mit Rauchpfannen voreilen. Stellenweise schlugen aber die Gase in die feindlichen Reihen zurück und richteten im Verein mit dem Feuer der deutschen Maschinengewehre, deren Bedienung entschlossen in den Gaswellen ausharrte, nicht geringe Verwirrung an.

Hierbei geschah es auch, daß der englische Divisionsgeneral Bruce in einem unserer Unterstände durch schlesische Freiwillige, die mit Handgranaten vorgingen, im Hohenzollernwerk gefangen genommen wurde. Auch sonst wurden zahlreiche Engländer, Schotten und Gurkhas zu Gefangenen gemacht.

Ein Hauptdurchstoßversuch der Franzosen erfolgte auch auf dem Abschnitt zwischen Prosnes, in der Nähe von Reims, bis zu den **Argonnen.** Er wurde auf der ganzen Linie abgewiesen. Zum Teil wurde er schon durch Artilleriefeuer erstickt, zum Teil brach er erst wenige Schritte vor den deutschen Hindernissen im Feuer der Infanterie und der Maschinengewehre zusammen. Die hastig zurückflutenden feindlichen Angriffsmassen erlitten im heftigsten Artillerie- und Maschinengewehrfeuer die furchtbarsten Verluste. An einzelnen Punkten der Front dauerte

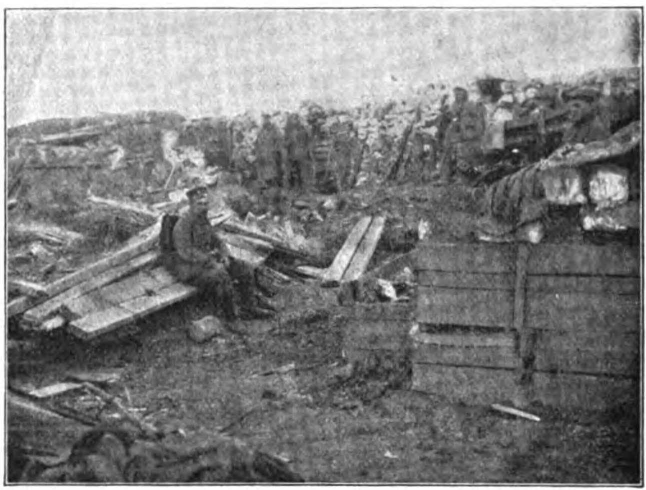


Die Stellung der deutschen Heere auf dem westlichen Kriegsschauplatz Anfang Oktober 1915.



Phot. W. Braemer, Berlin.

Ein von Geschossen aller Art durchsiebtes Haus in der Kampflinie an der Westfront.



Phot. W. Braemer, Berlin.

Zerschossene Unterstände einer deutschen vordersten Stellung im Westen nach dem Kampfe.

der Nahkampf mit Handgranaten und Bajonett den Tag über noch weiter an. Auch ein schwacher Vorstoß der Franzosen auf Bézange-la-Grande nördlich von Lunéville blieb ohne Erfolg.

Der erste Sturm auf die deutschen Stellungen nach dem tagelangen Artilleriegewitter war abgeschlagen. Gegen zwei Frontabschnitte war er gerichtet gewesen: Im nördlicheren Teile der Front war es auf den annähernd 100 Kilometer langen Abschnitt Ypern—Arras abgesehen, im südlicheren Kampfraume hatte er dem 40 Kilometer langen Abschnitt Prosnes—Argonnen gegolten. Zwar waren die Kampfplätze, auf denen die Feinde vom Westen und vom Süden her den großen, von den Deutschen besetzten französisch-belgischen Länderblock anliefen, schon von früheren Durchbruchsversuchen wohlbekannt. Niemals aber war der Anstoß in so gewaltiger Breitenausdehnung vorgenommen worden. Dem verstärkten Ansturm entsprach aber auf deutscher Seite erhöhte Widerstandskraft. Mit größter Ruhe nahm man deshalb auch die Meldungen des deutschen Generalstabes auf, der getreu seinem Grundsatz, stets wahr zu berichten, anfangs nicht unbedeutende Erfolge der Feinde verzeichnete. Aber schon am 26. September konnte gemeldet werden, daß die Angreifer ihrem Ziele nirgends in nennenswerter Weise näher gekommen seien. Englische Schiffe, die an der Küste besonders durch Beschießung von Zeebrügge in den Kampf einzugreifen suchten, wurden mit solchem Erfolge bekämpft, daß eines sank, zwei andere beschädigt wurden und danach alle ihr Heil im Rückzug suchen mußten.

Im Ypernabschnitt errang der Feind ebensowenig irgendwelche Vorteile, sondern holte sich nur blutige Verluste und ließ 2 Offiziere, 100 Mann und 6 Maschinengewehre als Beute in den Händen der Deutschen. Südwestlich von



Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig

Eine Anzahl zusammengeschossener Häuser in Brieulles bei St.-Marie-à-Py in der Champagne.

Lille dagegen gelang es dem Gegner, eine deutsche Division durch Gasangriffe aus der vordersten in die zweite Verteidigungslinie zurückzudrücken. Daß aber von einer Niederlage an dieser Stelle nicht die Rede sein konnte, ging daraus hervor, daß sofort Gegenangriffe von deutscher Seite eingeleitet werden konnten.

Der Schutthaufen, der ehemals das Dorf Souchez gewesen war, wurde von den Deutschen, weil er dermaßen zerschossen und zerwühlt war, daß von der Stellung nichts oder nur sehr wenig übrig blieb, freiwillig geräumt. Zahlreiche andere Angriffe auf dieser Front wurden aber an vielen Stellen unter schwersten Verlusten des Gegners glatt abgeschlagen. Dabei zeichnete sich das 39. Landwehrregiment, das schon bei dem Durchbruchsversuch im Mai den Hauptstoß nördlich von Neuville hatte aushalten müssen, durch ganz besondere Tapferkeit aus (siehe Bild Seite 345).

wie nie zuvor. Dabei hatten die deutschen Flieger den Erfolg für sich. So schoß westlich Cambrai ein deutscher Kampfflieger ein englisches Flugzeug ab, und südlich Metz brachte der zu einem Probeflug aufgestiegene Leutnant Böhlke ein Voisinflugzeug zum Absturz.

Auf französischer Seite suchte man die errungenen Teilerfolge möglichst aufzubauschen. Zum Beispiel war im französischen Tagesbericht von 20 erbeuteten Feldgeschützen die Rede; ferner sollten die verbündeten Feinde auf der ganzen Front 20000 Gefangene gemacht haben. Es wurde aber hinzugefügt, daß dies die auf die ganze Front verteilte Beute der Verbündeten von zwei Tagen sei. Im übrigen sprachen die feindlichen Berichte wohl von einem Sieg, aber selbst sie behaupteten nicht, daß die Deutschen nun auch schon geschlagen seien. Diese hatten ja auch ihrerseits, obwohl sie in der Verteidigung kämpften, viele



Phot. A. Grohs, Berlin.

In den Septemberkämpfen gefangene Engländer und Franzosen auf dem Wege durch Lille.
Die Franzosen tragen ihre neue feldgraue Uniform und den neuen Stahlhelm.

Auf dem nördlichen Hauptkampffelde blieben rund 1200 Mann in den Händen der Deutschen.

Bei dem furchtbaren Ringen zwischen **Reims und den Argonnen** mußte nördlich von Perthes eine deutsche Division ebenfalls ihre vorderste Stellung räumen. Durch fast siebzigstündige ununterbrochene Beschießung war diese vollständig zerstört. Die Division hielt aber allen feindlichen Angriffen in ihrer 2—3 Kilometer zurückliegenden zweiten Stellung erfolgreich stand. Auch auf der gesamten übrigen Linie scheiterten die feindlichen Durchbruchsversuche. Zu besonderer Hartnäckigkeit flammten die Kämpfe bei Mourmelon-le-Grand und dicht westlich der Argonnen auf. Hier erlitten die Franzosen denn auch durch die tapfere Abwehr der Deutschen ihre stärksten Schädigungen. Norddeutsche und hessische Landwehr schlug sich so hervorragend, daß sie im Tagesberichte ehrenvoll erwähnt wurde. Mehr als 3750 Franzosen, darunter 39 Offiziere, wurden gefangen genommen.

Ebenso wie der Kampf auf der Erde zu nie gesehener Wucht angewachsen war, tobte er auch in der Luft so heftig

Maschinengewehre und über 5000 Gefangene erbeutet. — Der überraschende Durchbruch war an keiner Stelle gelungen. Das mußten selbst die feindlichen Kriegsberichterstatter zugeben. So schilderte der englische Kriegskorrespondent Gibbs, daß bei Loos am 25. September die vordersten Laufgräben, die von Artilleriegeschossen zermalmt waren, verhältnismäßig leicht genommen wurden. Das erste große Hindernis sei die nicht völlig zerstörte Stacheldrahtsperrung gewesen, die von den englischen Soldaten im schwersten Maschinengewehrfeuer überwunden werden mußte. Schreiend seien dann die großen englischen Truppenmassen in einer Schwarmlinie von 1200 Metern gegen das Dorf Loos vorgegangen, aus zahlreichen Maschinengewehren mit Blei überschüttet. Unter anderem seien auf einem Friedhof über 100 Maschinengewehre aufgestellt gewesen, von denen die Engländer reihenweise niedergemäht worden seien. Nachdem Loos erreicht war, habe dort ein entsetzlicher Häuserkampf getobt und vielfach bis zu gegenseitiger Vernichtung geführt.

Derselbe Berichterstatter erzählte weiter: „Auf ein



Der erfolgreiche Gegenangriff des 39. Landwehrregiments südwestlich von Lille am 26. September 1915, wo es dem Feinde gelungen war, eine unserer Divisionen bei Loos aus der vordersten in die zweite Verteidigungslinie zu drängen.

Nach einer Originalzeichnung von Ernst Zimmer.

Haus, in dem sich ein englischer Oberst mit seinem Stabe aufhielt, regnete es plötzlich Granaten. Ein deutscher Offizier, der in dem Keller des Hauses verborgen war, hatte der deutschen Artilleriestellung, mit der seine telephonische Verbindung noch nicht gestört war, die Anwesenheit unserer Offiziere gemeldet. Er hatte sich vor diesem Wagnis nicht gescheut, obwohl er wußte, daß er bei der von ihm erbetenen Beschießung selbst unter den Trümmern des Hauses umkommen mußte!" Zusammenfassend mußte Gibbs schließlich feststellen, daß die Kämpfe mit wechselndem Erfolge andauerten, von einem Siege über die Deutschen also keine Rede sein konnte.

Schon der nächste Tag brachte zugunsten der Deutschen eine völlige Wandlung der Lage. An der Küste herrschte schon Ruhe bis auf einzelne Schüsse, die ohne Wirkung von weitabliegenden Schiffen auf die Umgebung von Middelkerke abgefeuert wurden. Auch im Ypernabschnitt hielt sich der Feind völlig ruhig. Südwestlich von Lille kam die große feindliche Offensive durch deutschen Gegenangriff zum Stehen. Die Hauptvorstöße waren nordöstlich von Fromelles. Hier wurden die Engländer unter schweren Verlusten zurückgewiesen. Westlich von Aubers teilweise in unsere Gräben eingedrungen, wurden sie durch einen Gegenstoß geworfen und dabei wurde eine indische Brigade gänzlich vernichtet. Von einem Bataillon von 800 Mann blieben knapp 100 am Leben, mehr als die Hälfte davon fielen in unsere Hände (siehe Bild Seite 349). Nördlich wie südlich von Loos brachen die heftigen feindlichen Einzelangriffe verlustreich zusammen. Auch in der Gegend von Souchez und beiderseits Arras wurden alle Angriffe blutig abgeschlagen. Die Gefangenenzahl erhöhte sich hier auf 25 Offiziere und über 2600 Mann, die Zahl der erbeuteten Maschinengewehre stieg auf 14.

Ebensowenig machte die französische Angriffsbewegung zwischen **Reims und den Argonnen** Fortschritte. Die Hauptangriffe des Feindes spielten sich an diesem Tage, dem 26. September, an den Straßen Somme-Py—Suippes und Beauséjour-Ferme—Massiges sowie östlich der Aisne ab. Sie scheiterten unter schwersten Verlusten. Auf diesem Abschnitt erhöhte sich die Einbuße der Franzosen an Gefangenen auf über 40 Offiziere und 3900 Mann.

Der Luftkampf kostete den Feinden ebenfalls wieder empfindliche Opfer. Drei feindliche Flugzeuge, darunter ein französisches Großkampfflugzeug, wurden am 26. September im Luftkampf nordöstlich Ypern, südwestlich Lille und in der Champagne zum Absturz gebracht, zwei weitere feindliche Flugzeuge südwestlich Lille und in der Champagne durch Artillerie- und Gewehrfeuer heruntergeholt. Über Péronne erschienen feindliche Bombenwerfer, töteten von ihren eigenen Landsleuten zwei Frauen und zwei Kinder und verwundeten zehn weitere Personen.

Nach dem Verlauf dieses Tages wurden die Meldungen, besonders des französischen Hauptquartiers, bereits viel ruhiger und ließen es sich angelegen sein, die voreiligen Schlüsse, die das französische Volk aus den in Frankreich veröffentlichten großen Beutezahlen ziehen mußte, zu entkräften. Die nunmehrige Gesamtlage wurde durch nichts deutlicher gezeichnet als durch die Bemerkung: „Wir haben unsere Stellungen gehalten." Man gestand also ein, daß man sich schon wieder mehr in die Rolle des Verteidigers gerückt sah. Am 27. September gingen die Deutschen in den Argonnen sogar zu einem Angriff auf einen Teil der französischen Linie über. Dieser Vorstoß hatte den Zweck der Verbesserung ihrer Stellungen bei Fille morte. Er zeitigte das gewünschte Ergebnis und lieferte außerdem 4 Offiziere und 250 Mann an Gefangenen.

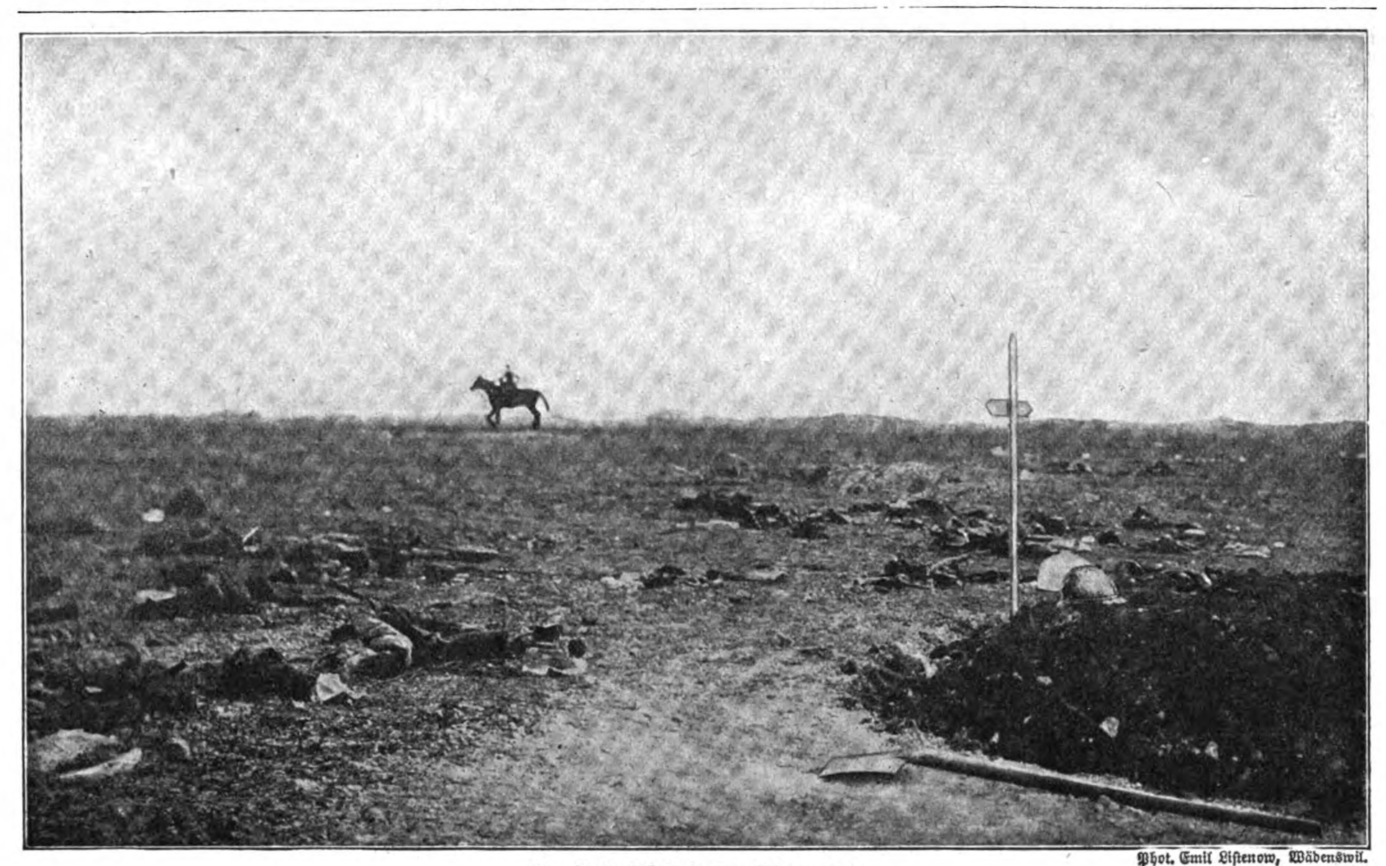
Auch auf der übrigen Front kehrte das Schlachtenglück, das sich den Feinden einen Augenblick leicht zugewandt hatte, ihnen an diesem Tage den Rücken. Französische Angriffe bei Souchez, Angres und Roclincourt und sonst auf der ganzen Front der Champagne bis an den Fuß der Argonnen wurden restlos abgewiesen. In der Gegend von Souain brachte der Feind in merkwürdiger Verkennung der Lage sogar Kavalleriemassen vor. Nach dem Durchstoßen der fünf Grabenlinien der ersten Stellung glaubte dort der Feind, daß er seine Aufgabe erfüllt habe und jetzt nur noch mit dem blanken Säbel zu verfolgen brauche. So kam er zu seiner unfaßbaren Kavallerieattacke. Die deutschen Linien der zweiten Stellung waren so geschickt versteckt, daß sie dem Aufklärungsdienst der feindlichen Flugzeuge vollständig entgangen sein mußten. So erfolgte denn der militärisch lächerliche Versuch, im Galopp Drahtverhaue, Wolfsgruben und Panzerkuppeln zu nehmen. Dieser Reiterangriff kam den Franzosen teuer zu stehen. Die Kavalleriemassen wurden zusammengeschossen (siehe Bild Seite 352/353), und nur wenige der Reiter konnten dem zudeckenden Feuer entrinnen. Bei der Abwehr der französischen Angriffe hatten sich die Truppen der Division Frankfurt am Main und sächsische Reserveregimenter besonders hervorgetan.



Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

Übersicht über die Ruinen einer vollständig zusammengeschossenen Straße in Tahure in der Champagne.

Ein neuer Gasangriff der Engländer bei Loos verpuffte völlig wirkungslos. Ein deutscher Gegenstoß brachte guten Geländegewinn und außerdem 20 Offiziere und 750 Mann an Gefangenen, deren Zahl damit an dieser Stelle einschließlich der Offiziere auf 3397 stieg. Ferner wurden 9 weitere Maschinengewehre erbeutet. An diesem Tage waren die Lücken in der ersten Linie bei Loos und in der Champagne nicht erweitert worden. An erstgenannter Stelle war den Engländern sogar ein guter Teil des vorher gewonnenen Geländes wieder weggenommen. Dennoch wurden die feindlichen Durchbruchsversuche auch am 29. mit Erbitterung fortgesetzt. Nordwestlich von Loos warfen die Engländer Brigade um Brigade ins Feuer und versuchten vergebens, die durch ihren früheren Gasangriff erzielten Vorteile festzuhalten. Im Gegenangriff wurden sie von Stützpunkt zu Stützpunkt zurückgeworfen, obwohl sie abermals mit giftigen Gasen zu arbeiten suchten. Die vielumkämpften Höhen 60 und 70 kamen wieder in die Hand der Deutschen, ebenso einige von den Engländern zuvor genommene Zechen. Von der Straße Lens—La-Bassée, die



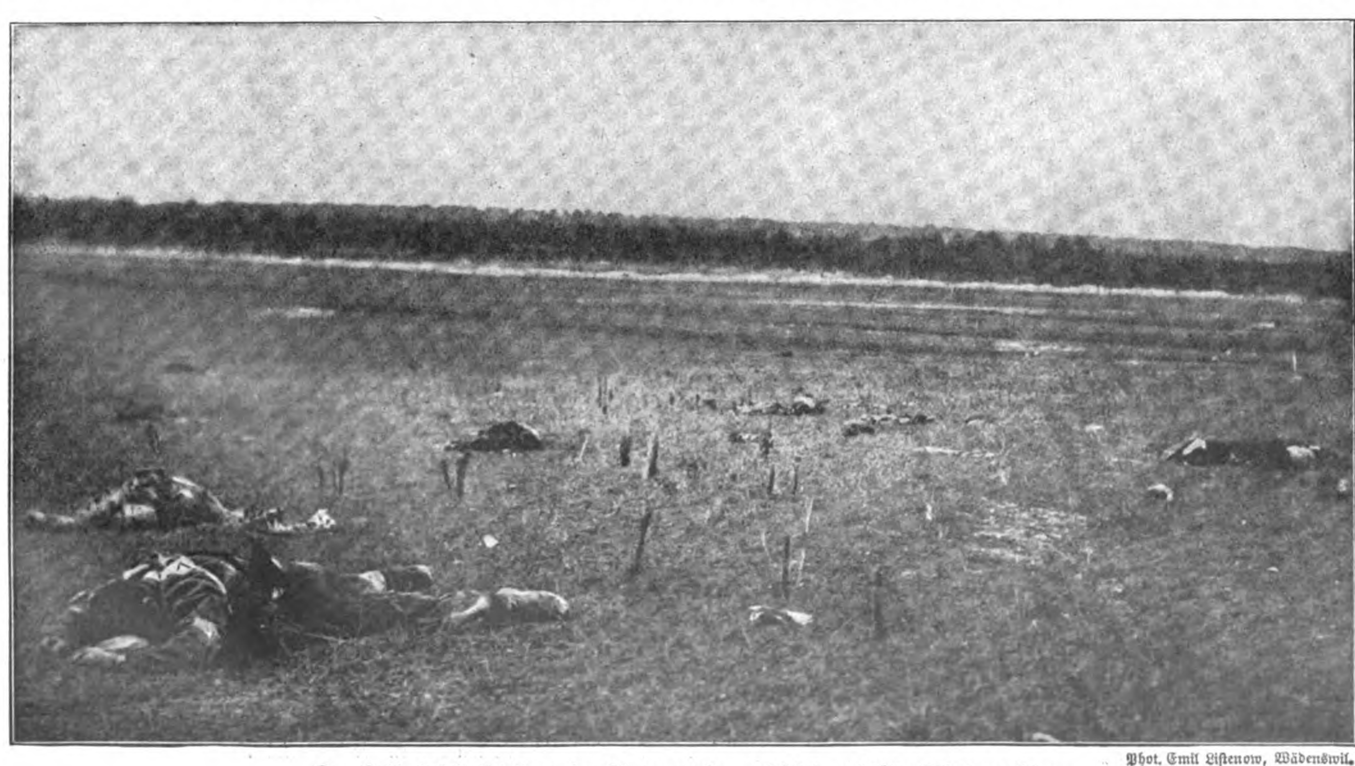
Phot. Emil Listenow, Wädenswil.

Ein Schlachtfeld in der Champagne.
Das Kreuz und der Stahlhelm rechts bezeichnen ein Massengrab französischer Infanterietruppen.

sie an einigen Punkten erreicht hatten, wurden sie wieder zurückgedrängt. Bei Souchez und südlich davon suchten die Franzosen mit immer neuen, immer wütenderen Vorstößen, unter Anwendung von Gas- und Brandgranaten durchzudringen. Ihr Stürmen, das ohne jede Rücksicht auf Verluste immer von neuem angesetzt wurde, machte den Eindruck eines Verzweiflungskampfes, der an die deutschen Truppen die größten Anstrengungen stellte. Obwohl gegen mehrfache Übermacht kämpfend, eroberten diese auch hier mehrere verloren gegangene beherrschende Punkte unter schweren Kämpfen zurück und verhinderten die Absicht der Feinde, sich im Becken von Lens zu vereinigen.

Ebenso erfolglos blieben alle feindlichen Durchbruchsversuche in der **Champagne.** An dem unbeugsamen Widerstand badischer Reservebataillone sowie des rheinischen Reserveregiments Nr. 65 und des westfälischen Infanterieregiments Nr. 158 brachen sich die unausgesetzt vordringenden französischen Angriffswellen. So griffen die Franzosen östlich Aubérive in breiter Front an. Aber auch dieser Angriff mißglückte. Nur an einer Stelle drang der Feind in die deutsche Stellung ein. Badische Leibgrenadiere gingen zum Gegenangriff vor und nahmen einen Offizier, 70 Mann gefangen; der Rest des eingedrungenen Feindes fiel (siehe Bild Seite 351).

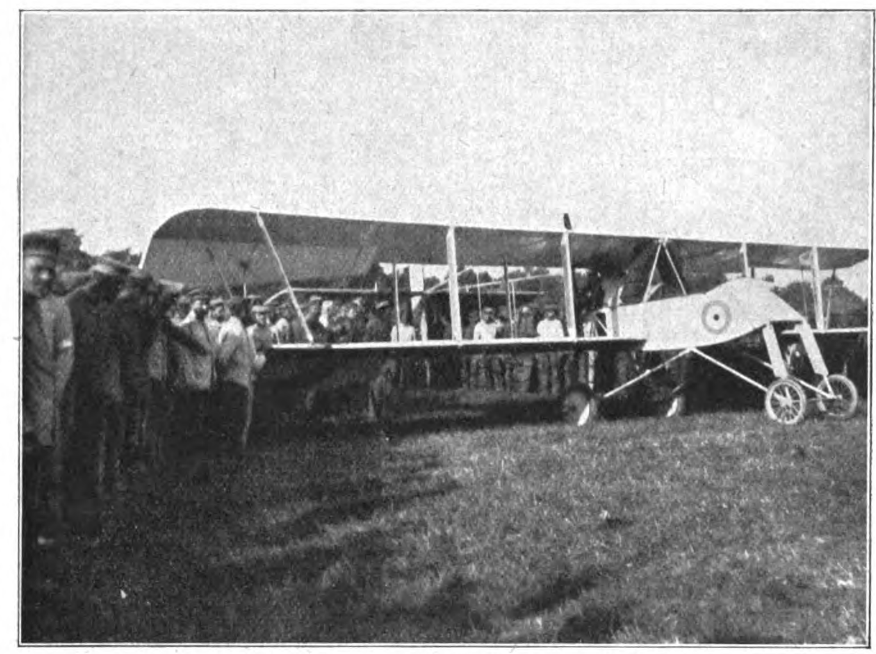
Ebenso vergeblich waren die schweren Verluste, die sich der Feind in krampfhaft wiederholten Vorstößen auf die Höhen von Massiges zuzog. Diese wurden restlos von den Deutschen gehalten. Bei Fille morte versuchten die Fran-



Phot. Emil Listenow, Wädenswil.

Das Schlachtfeld bei Loos, im Hintergrunde englisch-französische Schützengräben.

zosen ihre verlorenen Gräben zurückzuerobern, dabei erhöhten sie aber nur ihre Gefangenenverluste. Im Luftkampf glückte an diesem Tage der Abschuß zweier englischer Flugzeuge und die Gefangennahme der Insassen. Alle ihre mit außergewöhnlicher Gewalt unternommenen Sturmangriffe hatten die Feinde nicht vorangebracht. Die Bresche in der Verteidigungslinie der Deutschen bei Loos wurde im Gegenteil mehr und mehr ausgefüllt. Das war in Anbetracht der ganzen Kampflage ein sehr wichtiger Erfolg der deutschen Gegenstöße.



Durch ein deutsches Kampfflugzeug bei Challerange zur Landung gezwungenes französisches Flugzeug.

Der fünfte Tag der feindlichen Sturmangriffe verlief weniger heftig als die vorhergehenden. Die Engländer stellten ihre Durchbruchsversuche vollständig ein, während ihnen die Deutschen immer näher auf den Leib rückten. An der Straße Menin—Ypern sprengten sie eine von zwei englischen Kompanien besetzte Stellung vollständig in die Luft, und bei Loos schritt ihr Gegenangriff langsam vor. Im übrigen wagten auf dem nördlichen Teil des Angriffsabschnittes nur die Franzosen kleinere Vorstöße. Dabei gelangten sie südöstlich von Souchez in zwei kleine Grabenstücke, deren Besitz sie nur unter beständigen Kämpfen zu behaupten vermochten. Ein französischer Teilangriff südlich Arras wurde leicht abgewiesen, wogegen die Kämpfe zwischen Reims und den Argonnen wieder sehr erbittert waren. Südlich St.-Marie-à-Py gelang einer feindlichen Brigade der Durchbruch durch die vorderste deutsche Grabenstellung. Doch sollte sie nach Überwindung dieses durch wuchtige Beschießung zuvor stark von ihr erschütterten Hindernisses ihren Untergang finden. Sie stieß auf die deutschen Reserven und wurde in grimmigem Kampfe zunächst zum Stehen gebracht, dann vernichtet. 800 Mann retteten ihr Leben durch Niederlegung der Waffen und wurden zu Gefangenen gemacht. Zahlreiche französische Angriffe zwischen der Straße Somme-Py—Souain und der Eisenbahn Challerange—St.-Menéhould wurden unter schwersten feindlichen Verlusten, teilweise nach hartnäckigem Nahkampf, abgeschlagen. Auch ein französischer Erfolg bei Massiges am 30. September war nur von vorübergehender Bedeutung.

Im ganzen hatte sich also schon jetzt gezeigt, daß die mit so großem Nachdruck vorbereitete und angekündigte Offensive gescheitert war. Der klaffende Zwiespalt zwischen dem von unseren Feinden Erstrebten und dem schließlich Erreichten tritt besonders kraß hervor, wenn man sich die großen Worte des den Herbstangriff anordnenden Joffreschen Tagesbefehls vergegenwärtigt. Wir lassen diese geschichtlich überaus wichtige Kundgebung folgen in der Form, wie sie der deutschen Obersten Heeresleitung bekannt geworden ist:

„Großes Hauptquartier der Westarmee.
Generalstab 3. Bureau.
Nr. 8. 565.
14. IX. 1915.
Geheim.

An die Kommandierenden Generäle.

Der Geist der Truppen und ihr Opfermut bilden die wichtigste Bedingung des Angriffs. Der französische Soldat schlägt sich um so tapferer, je besser er die Wichtigkeit



Phot. E. Listenow, Wädenswil.

Der Rest einer französischen Abteilung nach einem erfolglosen Sturmangriff.
Der Feldprediger trägt als vorläufigen Ersatz für die Kreuze Täfelchen mit den Namen der Gefallenen.



Vernichtung einer indischen Brigade westlich von Aubers.
Nach einer Originalzeichnung von Ernst Zimmer.

der Angriffshandlungen begreift, an denen er beteiligt ist, und je mehr er Vertrauen hat zu den von den Führern getroffenen Maßnahmen. Es ist deshalb notwendig, daß die Offiziere aller Grade von heute an ihre Untergebenen über die günstigen Bedingungen aufklären, unter denen der nächste Angriff der französischen Streitkräfte vor sich gehen wird. Folgende Punkte müssen allen bekannt sein:

1. Auf dem französischen Kriegschauplatz zum Angriff zu schreiten, ist für uns eine Notwendigkeit, um die Deutschen aus Frankreich zu verjagen. Wir werden sowohl unsere seit zwölf Monaten unterjochten Volksgenossen befreien als auch dem Feinde den wertvollen Besitz unserer besetzten Gebiete entreißen. Außerdem wird ein glänzender Sieg über die Deutschen die neutralen Völker bestimmen, sich zu unseren Gunsten zu entscheiden, und den Feind zwingen, sein Vorgehen gegen die russische Armee zu verlangsamen, um unseren Angriffen entgegenzutreten.

2. Alles ist geschehen, daß dieser Angriff mit erheblichen Kräften und gewaltigen materiellen Mitteln unternommen werden kann. Der ohne Unterbrechung gesteigerte Wert der Verteidigungseinrichtungen in erster Linie, die immer größere Verwendung von Territorialtruppen an der Front, die Vermehrung der in Frankreich gelandeten englischen Streitkräfte haben dem Oberbefehlshaber erlaubt, eine große Zahl von Divisionen aus der Front herauszuziehen und für den Angriff bereitzuhalten, deren Stärke der mehrerer Armeen gleichkommt. Diese Streitkräfte ebenso wie die in der Front gehaltenen verfügen über neue und vollständige Kriegsmittel. Die Zahl der Maschinengewehre ist mehr als verdoppelt. Die Feldkanonen, die nach Maßgabe ihrer Abnutzung durch neue Kanonen ersetzt worden sind, verfügen über einen bedeutenden Munitionsvorrat. Die Kraftwagenkolonnen sind vermehrt worden, sowohl zur Verpflegung als zur Truppenverschiebung. Die schwere Artillerie, das wichtigste Angriffsmittel, war der Gegenstand erheblicher Anstrengung. Eine beträchtliche Menge von Batterien schweren Kalibers ist mit Rücksicht auf die nächsten Angriffshandlungen vereinigt und vorbereitet worden. Der für jedes Geschütz vorgesehene tägliche Munitionssatz übertrifft den bisher jemals festgestellten größten Verbrauch.

3. Der gegenwärtige Zeitpunkt ist für einen allgemeinen Angriff besonders günstig. Einerseits haben die Kitchenerarmeen ihre Landung in Frankreich beendet, und anderseits haben die Deutschen noch im letzten Monat von unserer Front Kräfte weggezogen, um sie an der russischen Front zu verwenden. Die Deutschen haben nur sehr dürftige Reserven hinter der dünnen Linie ihrer Grabenstellung.

4. Der Angriff soll ein allgemeiner sein. Er wird aus mehreren großen und gleichzeitigen Angriffen bestehen, die auf sehr großen Fronten vor sich gehen sollen. Die englischen Truppen werden mit bedeutenden Kräften daran teilnehmen. Auch die belgischen Truppen werden sich an den Angriffshandlungen beteiligen. Sobald der Feind erschüttert sein wird, werden die Truppen an den bis dahin untätig gehaltenen Teilen der Front ihrerseits angreifen, um die Unordnung zu vervollständigen und ihn zur Auflösung zu bringen. Es wird sich für alle Truppen, die angreifen, nicht nur darum handeln, die ersten feindlichen Gräben wegzunehmen, sondern ohne Ruhe Tag und Nacht durchzustoßen über die zweite und dritte Linie bis in das freie Gelände. Die ganze Kavallerie wird an diesen Angriffen teilnehmen, um den Erfolg mit weitem Abstand vor der Infanterie auszunutzen. Die Gleichzeitigkeit der Angriffe, ihre Wucht und Ausdehnung werden den Feind hindern, seine Infanterie- und Artilleriereserven auf einem Punkte zu versammeln, wie er es im Norden von Arras tun konnte. Diese Umstände sichern den Erfolg.

Die Bekanntgabe dieser Mitteilungen an die Truppen wird nicht verfehlen, den Geist der Truppe zu der Höhe der Opfer zu erheben, die von ihr gefordert werden. Es ist daher unbedingt nötig, daß die Mitteilung mit Klugheit und Überzeugung geschieht.

(gez.) J. Joffre."

Hierzu gab ein französischer Regimentskommandeur folgenden Zusatz:

„Diesen Befehl bringt der Oberst zur Kenntnis der Herren Bataillonskommandeure und Kompanieführer und bittet sie, während des Dienstes in den Gräben und im Lager jede Gelegenheit zu benutzen, um den Leuten begreiflich zu machen, daß die von ihnen geforderte Anstrengung derartige Folgen haben kann, daß der Krieg binnen kurzem mit einem Schlage zu Ende ist.

Alle müssen bei dem beabsichtigten Angriff diejenige Kraft, Energie und Tapferkeit einsetzen, die nötig sind, um ein so großes Ergebnis zu erreichen.

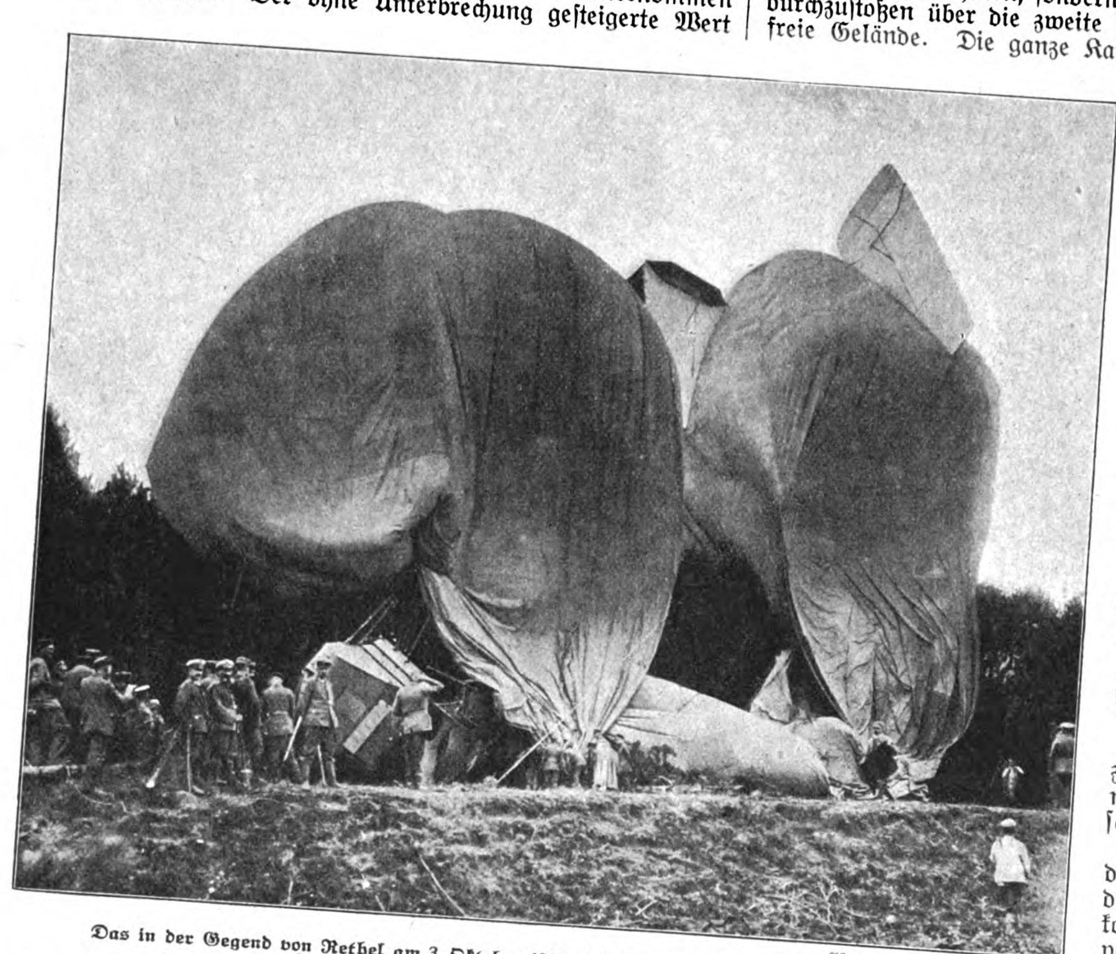
Wir müssen die deutschen Linien durchbrechen und dazu vorwärtsgehen, trotz allem ..."

Der Befehl des Generals Joffre wird in bemerkenswerter Weise durch nachstehende Äußerung des Kommandeurs der englischen Gardedivision ergänzt, die am 25. September in deutsche Hände gefallen ist:

„Divisionsbefehl der Gardedivision.

Am Vorabend der größten Schlacht aller Zeiten wünscht der Kommandeur der Gardedivision seinen Truppen viel Glück. Er hat den anfeuernden Worten des Kommandierenden Generals von heute morgen nichts hinzuzufügen. Möchte sich aber jedermann zwei Dinge vor Augen halten:

1. daß von dem Ausgang dieser Schlacht das Schicksal kommender englischer Generationen abhängt,



Das in der Gegend von Rethel am 3. Oktober 1915 abgeschossene französische Luftschiff „Alsace". Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.



Badische Leibgrenadiere werfen die Franzosen aus einem Graben bei Aubérive in der Champagne.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Anton Hoffmann.

2. daß von der Gardedivision Großes erwartet wird.

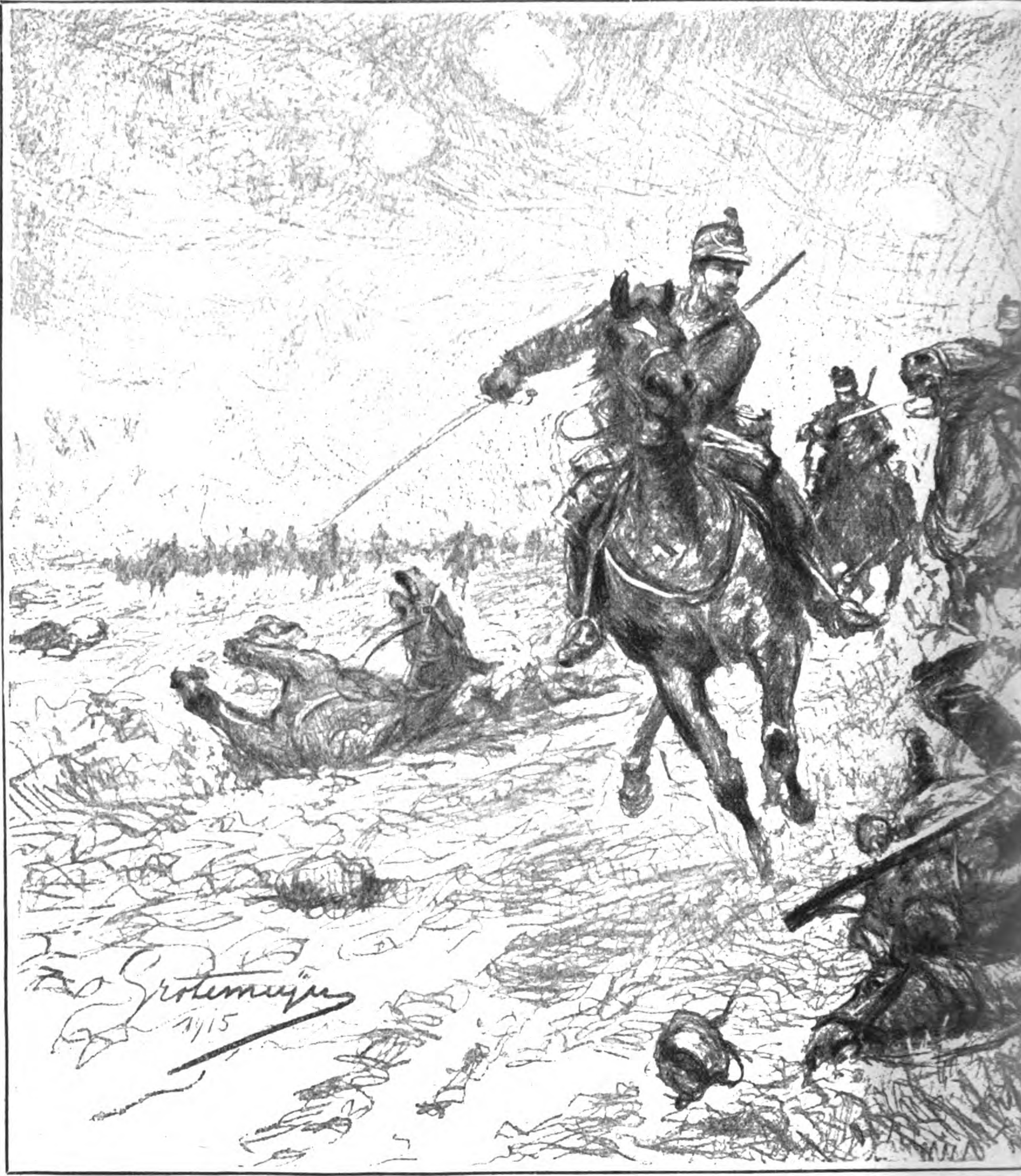
Als ein Gardist von über 30 Dienstjahren weiß er, daß er nichts mehr hinzuzufügen braucht.

(gez.) Lord Cavan."

Die deutsche Oberste Heeresleitung erläuterte auf Grund der wirklichen Tatsachen diese feindlichen Kundgebungen vor der Schlacht mit den Worten:

„Aus diesen beiden Dokumenten geht zunächst hervor, wie schmählich man die Öffentlichkeit täuscht, wenn ihr nach dem Fehlschlagen des am 25. September unternommenen Angriffs in seinen eigentlichen Bestrebungen immer wieder versichert wird, der in der Vorbewegung eingetretene Stillstand habe von vornherein in der Absicht der verbündeten englischen und französischen Heeresleitungen gelegen.

Aber die Befehle gestatten auch noch andere Feststellungen. Der Zweck des Angriffs war, die Deutschen aus Frankreich zu vertreiben, das Ergebnis dagegen, daß die deutschen Truppen auf der etwa 840 Kilometer langen Front an einer Stelle in 23 Kilometer, an einer anderen, und an dieser nicht durch die soldatischen Leistungen des englischen Angreifers, sondern durch gelungene Überraschung mit einem Gasangriff, in 12 Kilometer Breite aus der vordersten Linie ihres Verteidigungsystems in die zweite, die nicht die letzte ist, gedrückt wurden. Nach vorsichtiger Berechnung betragen die französischen Verluste an Toten, Verwundeten und Gefangenen mindestens 130 000, die englischen 60 000, die deutschen noch nicht ein Fünftel dieser Zahl. Ob die Gegner hiernach noch Aussicht haben, ihr Endziel zu erreichen, mag dahingestellt bleiben.



Der Zusam[...] französisch[...] Attacke [...]
Nach einer Or[...] Fritz [...]

Jedenfalls können solche örtlichen Erfolge, erkämpft durch den Einsatz sechs- bis siebenfacher zahlenmäßiger Überlegenheit und vorbereitet durch vielmonatige Arbeit der Kriegsmaterialfabriken der halben Welt einschließlich Amerikas, nicht ein ‚glänzender Sieg' genannt werden.

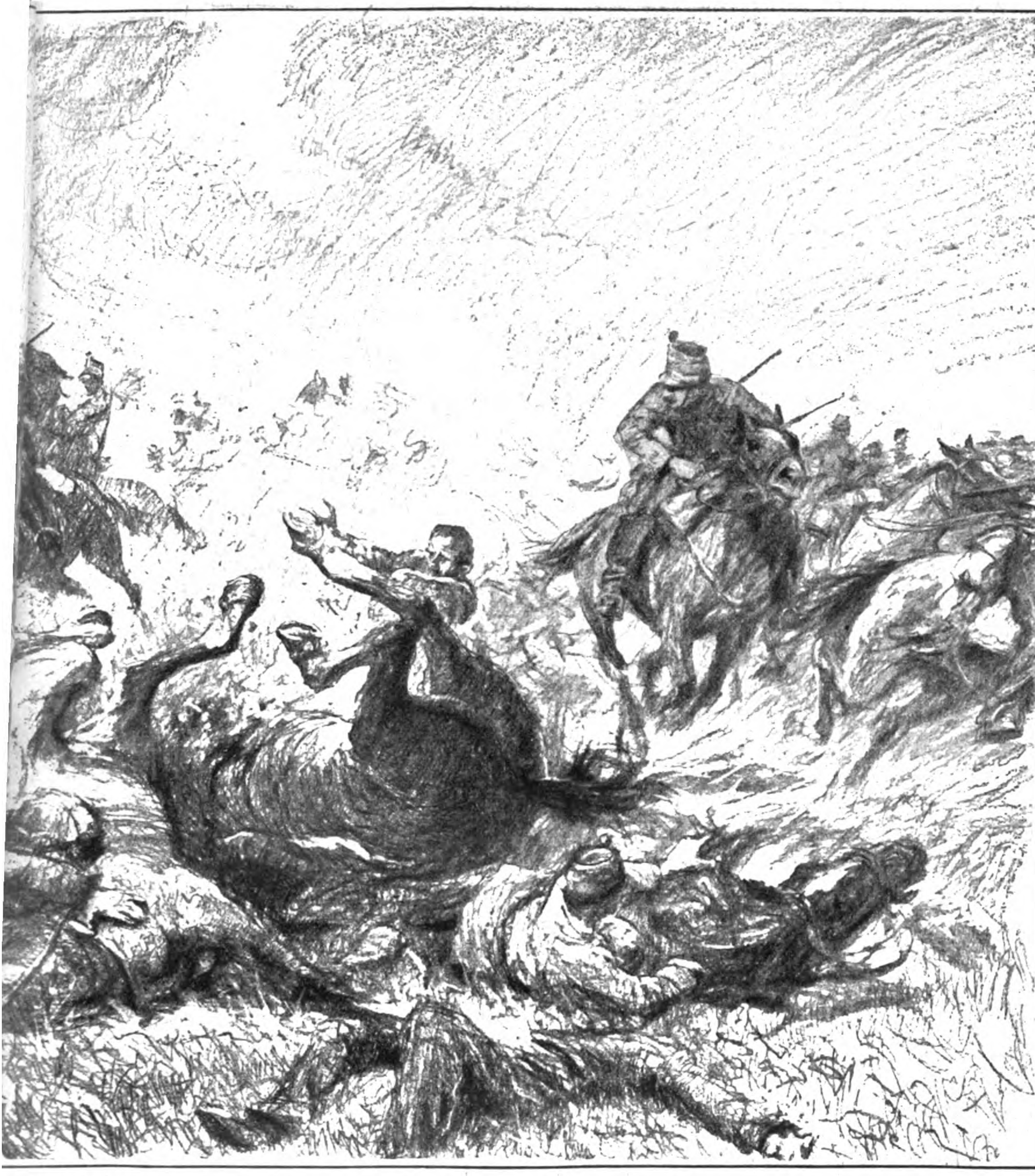
Noch weniger ist davon zu reden, daß der Angriff uns gezwungen hätte, irgendetwas zu tun, was nicht in unserem Plan lag, im besonderen unser Vorgehen gegen die russische Armee nach ihm zu richten. Abgesehen davon, daß eine zum Abtransport bestimmte Division beim Einsetzen der Offensive auf dem Westkriegschauplatz angehalten und dafür eine im Antransport hierher befindliche andere Division nach dem Bestimmungsort der ersten gelenkt wurde, hat der Angriff die deutsche Oberste Heeresleitung nicht veranlaßt, auch nur einen einzigen Mann anders zu verwenden, wie es seit langer Zeit bestimmt war.

Anderseits ist der Angriff weder ohne Ruhe Tag und Nacht fortgeführt worden, noch ist er bisher an irgendeiner Stelle über unsere zweite Linie hinaus gelangt, noch hat er uns verhindert, unsere Reserven genau so sicher und wirksam zu verschieben, wie wir es bei der Maioffensive nördlich Arras tun konnten.

Oberste Heeresleitung."

Die Gegner haben diese Kundgebung mit einem Wutschrei aufgenommen, besonders auch, weil die Neutralen sich nunmehr ein genaues Bild machen konnten von der furchtbar blutigen Niederlage, die sich die Franzosen und Engländer an der deutschen Westfront aufs neue geholt hatten. Groß war auch wieder die Zahl der Gefangenen. Allein bei den französischen Angriffen in der Champagne betrug sie bis zum 30. September über 7000.

Unter den Kämpfen, die sich am 1. Oktober bei Aubérive, Vauquois und namentlich bei Loos abspielten, verdient eine furchtbare Episode bei letztgenanntem Orte besondere Hervorhebung. Hier bemerkten die Deutschen an einer Stelle, wie die Engländer in dichten Massen bis zu acht Staffeln gegen die deutschen Stellungen vorgingen. Reitende englische Artillerie sah man am hellen Tage auf offenem Felde wie bei einer Manöverübung auffahren. Zu allem Überfluß tauchten im Hintergrunde auch noch zwei aufgesessene Regimenter englischer Gardedragoner auf. So trugen die Engländer den Angriff vor. Auf deutscher Seite nahmen die Beobachter an den Telephonen sofort ihre Tätigkeit auf. Unverzüglich wurden der feindlichen Artillerie, Kavallerie und Infanterie Granaten entgegengesandt. Und dazu huben die Maschinengewehre an zu toben. Die achtfachen Sturmkolonnen waren nach wenigen Augenblicken von dem wütenden Feuer vernichtet, und auch die nun noch heranstürmenden Reserven wurden niedergemäht. Noch vor den deutschen Hindernissen brach der Angriff zusammen. Die feindliche Artillerie hatte nicht einmal abgeprotzt, die feindlichen Reiter mußten sich nach schweren Verlusten zurückwälzen, in wilder Eile, ohne auch nur den Säbel aus der Scheide gezogen zu haben. Mehrere Hundert überlebende Angreifer gaben sich gefangen, darunter 1 Oberst, 4 Majore und 15 andere Offiziere. Die Toten und Verwundeten zählten allein auf dem Abschnitt dieser feindlichen Division nach vielen Tausenden. So spielten



...enbruch der Kavallerie- ... Souain.
...alzeichnung von ...emeyer.

englische Generale mit Soldatenleben. Der Vorgang ist aber auch insofern bezeichnend, als er klar erkennen läßt, daß die französisch-englische Offensive dank dem unerschütterlichen Heldenmut der deutschen Verteidigung schon nach kurzer Zeit geradezu den Charakter eines Verzweiflungskampfes angenommen hatte. (Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die große Herbstoffensive im Westen.

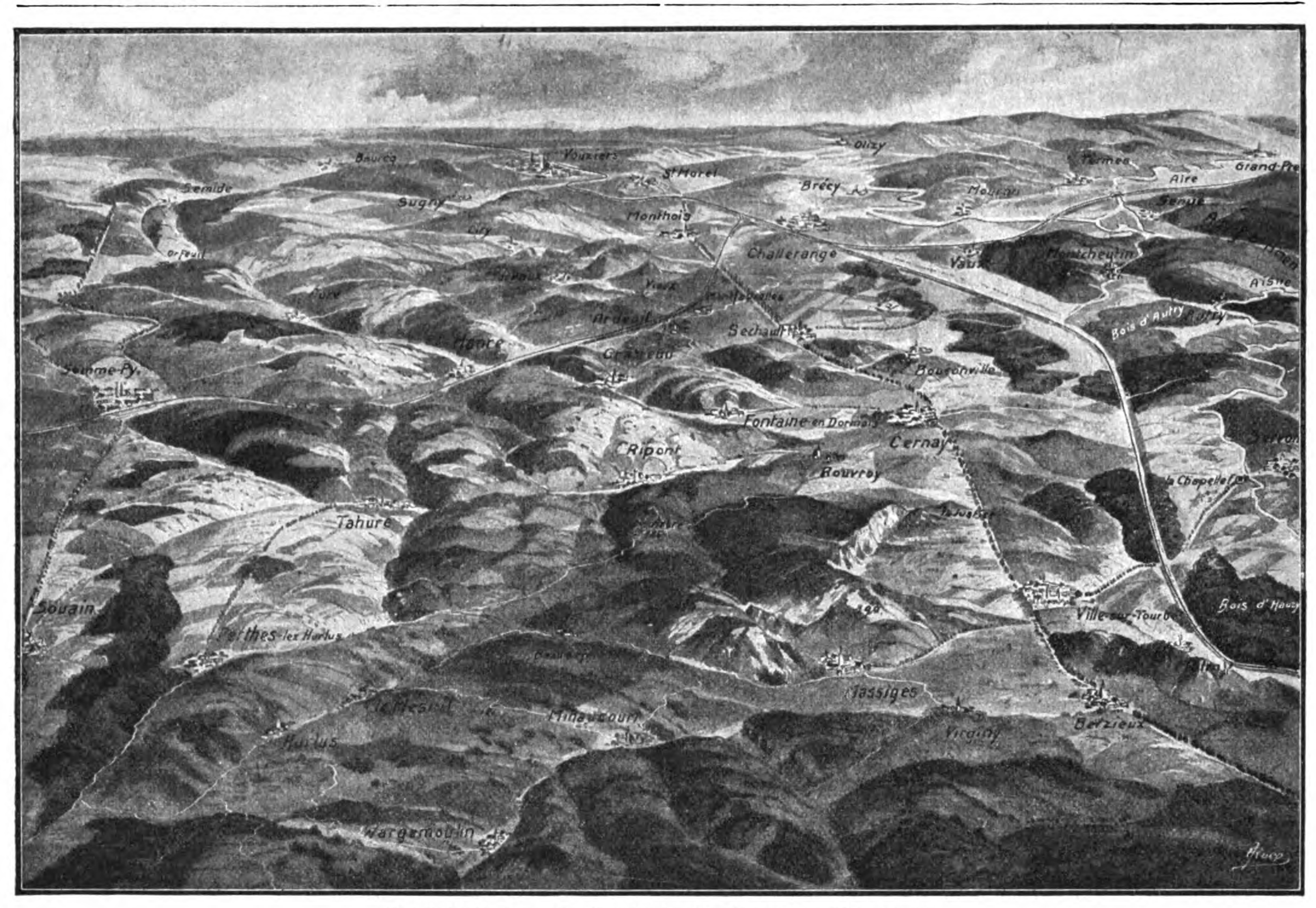
Von Major a. D. Ernst Moraht.

II.

(Hierzu die Bilder Seite 346 und 347, sowie die Kartenskizze Seite 354.)

In dem Bericht über den ersten Teil der großen Herbstoffensive im Westen (siehe Seite 331), die am 25. September 1915 begann, um nach einigen Schreckenstagen mit einem kaum greifbaren Erfolg zu enden, hob ich hervor, daß die Zahlen der feindlichen Kampfkräfte uns noch fehlten. Ich fügte hinzu: „Wenn wir sie erfahren haben, werden wir erkennen, daß in der Nordchampagne die ganze französische Kraft eingesetzt wurde, die noch außerhalb der langen Frontlinie zur Verfügung stand.“ Inzwischen sind uns jene kritischen Zahlen durch das Große Hauptquartier zugängig gemacht worden. Sie wurden einem Armeebefehl entnommen, der bei einem gefallenen französischen Stabsoffizier auf dem Schlachtfelde gefunden wurde. Marschall Joffre datierte diesen Befehl aus dem „Großen Hauptquartier der Ostarmeen“ vom 21. September, gewissermaßen als Zusatz zu seinem allgemeinen Angriffsbefehl vom 14. September (der im Wortlaut auf Seite 348 mitgeteilt wurde). Wieder gibt uns ein aufgefundenes Dokument Einblick in die Erwartungen unserer westlichen Feinde. Sie knüpften ihre großen Hoffnungen ganz und gar an jene große Herbstoffensive, die jetzt schon zum zweitenmal ohne nennenswerten Erfolg geblieben ist, und bei einer zweiten Wiederholung ebensowenig Aussicht hat, zum Ziele zu gelangen, nämlich zu unserer Vertreibung aus Nordfrankreich und Belgien. Marschall Joffre rief seinen nördlichen und mittleren Heeresgruppen, die er im Kampfgebiet von Arras und der Nordchampagne versammelt hielt, zu, daß alle Vorbedingungen für einen sicheren Erfolg gegeben seien, daß die Kraft des Stoßes, den die französischen und englischen Armeen führen würden, ungeheuer sein werde. Und nun die Zahlen. Für die Operationen des Feindes waren im ganzen 93 Divisionen und dazu die belgische Armee bestimmt. Diese Heeresmacht setzte sich zusammen aus 35 Divisionen unter General de Castelneau, 18 Divisionen unter General Foch, 13 englischen Divisionen und 15 Kavalleriedivisionen (darunter 5 englische). Als Reserve dieser Macht standen unmittelbar hinter ihr bereit 12 Infanteriedivisionen und die belgische Armee. Übersetzen wir diese Zahl der strategischen Einheiten in die Zahl der Kämpfer, so kommen wir auf $1^1/_2$ Millionen Mann, die zum Durchbruch auf den schmalen Fronten in der Nordchampagne und im Artois angesetzt waren. Gegen 45 Kilometer Front unserer Schützenlinie sollten $1^1/_2$ Millionen Feinde anrennen, also eine mehr als zehnfache Überlegenheit. Was ich an dieser Stelle als Vermutung aussprach, bewahrheitete sich: Die Feinde hatten ihre ganze verfügbare Kraft herangeschafft. Marschall Joffre berechnet sie, was die französischen Streitkräfte anlangt, auf drei Viertel der gesamten Kriegsmacht.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß diese ungeheure Masse im ersten Ansturm nicht voll zur Geltung kommen konnte. Als die dicht einander folgenden Reihen der Feinde niedergeschmettert wurden, genügte offenbar die Autorität der feindlichen Offiziere nicht mehr, die noch übrigen eng gestaffelten Massen in ununterbrochener Offensive nach vorn zu treiben. So ergab sich aus den Schrecken der Verluste jene geschwundene Angriffslust des Feindes, die den Verteidigern eine Atempause von mehreren Tagen gewährte. Während dieser Zeit haben sie sich keinen Augenblick darüber getäuscht, daß die Wiederholung des Versuches, durchzubrechen, bevorstand. Während die Deutschen unter dem niemals aufhörenden französischen Artilleriefeuer Tag und Nacht beschäftigt waren, ihre Gräben wieder herzustellen, die fast eingeebnet waren, und die Verbindungswege nach hinten wieder gangbar zu machen, bildeten die Franzosen neue Stoßgruppen. Wie das erste Mal, so ließen sie auch dem zweiten Vorstoß ein gewaltiges Artilleriefeuer vorangehen. Der Mißerfolg der ersten Offensive war in der feindlichen und neutralen Presse mit Munitionsmangel begründet worden. Diese Behauptung hat sich als unwahr erwiesen. Durch die amerikanischen Lieferungen



Vogelschaukarte zu den Septemberkämpfen in der Champagne.

war das französische Heer immer noch imstande, ein ähnliches Trommelfeuer abzugeben wie am 24. und 25. September. Schwierigkeiten hat höchstens die Heranschaffung der Munition gemacht, denn es handelt sich bei derartigen Massen von Geschossen, wie Frankreich und England sie verbrauchten, um die Beförderung auf sehr vielen Eisenbahnzügen, deren Wagen erhebliche Tragfähigkeit besitzen müssen.

Am 4. Oktober vormittags setzte das zweite Trommelfeuer der Feinde ein. Diesmal nur in der Nordchampagne. Es dauerte bis zum frühen Morgen des 6. Oktober, rund 43 Stunden lang. Allerdings wurde die Schnelligkeit des Feuers, wie sie beim ersten Angriff hervorgetreten war, nicht erreicht. Immerhin war auch diese Feuerprobe für die Besatzung der deutschen Schützengräben noch furchtbar genug. Handelte es sich doch darum, die deutschen Stellungen durch dieselben Verteidiger zu behaupten, die schon einmal von Hunderttausenden von Granaten umheult und umwirbelt worden und dann aus dem blutigen Nahkampf als Sieger hervorgegangen waren. Der Haupttag des zweiten Durchbruchsversuches war der 6. Oktober. Die Örtlichkeit, die der Feind dafür ausgesucht hatte, deckte sich nicht ganz mit der früheren Angriffslinie. Das zweite Mal wagte sich der französische Angriff gegen unsere Stellung bei Aubérive nicht heran. Dagegen versuchte er alles, um dort durchzubrechen, wo er schon einmal einen wenn auch geringen Erfolg errungen hatte, weiter östlich in dem Abschnitt, der durch die Straßen Souain—Somme-Py und Perthes—Tahure gebildet wird. Hier waren die Navarinferme und das im Tal gelegene Dorf Tahure (siehe Bild Seite 346) die Hauptbrennpunkte des Kampfes. Aber noch weiter östlich stürmten die Franzosen an, besonders gegen unsere Stützpunkte, die Ferme Beauséjour, nordöstlich von Le Mesnil, und das Gehöft Briqueterie, nordöstlich von Massiges. Ferme Navarin war schon im letzten Sommer, als ich sie sah, eine völlig zusammengeschossene Ruine. Man hätte sie kaum mehr beachtet, wenn man nicht, durch die Geschichte der Kämpfe in der Champagne angeregt, nach ihr gesucht hätte. Durch den Ort Tahure ging und fuhr ich wiederholt. Dort inmitten der Trümmer eines einst blühenden Dorfes standen, an Kreidefelsen angelehnt, die Wohnungen der Stäbe, deren Truppen etwas weiter südlich, jenseits der Schlucht Lagoutte auf den Höhenzügen eingegraben lagen. Bei einem Regimentskommandeur, ehemaligem Stabsoffizier bei den Pionieren, wurde ich liebenswürdig bewirtet. Es war eine zigeunerartige Unterkunft, dieses Stabsquartier. Über das aus Zeltstoff hergestellte innere Dach huschten, sobald die Unterhaltung stockte, beutegierige Ratten und ermunterten das auf der Schwelle im Sonnenschein schnurrende Kätzchen zum fröhlichen Jagen. Damals hielt der standhafte, fröhliche Mut der Kameraden, die die „Winterschlacht in der Champagne“ erlebt hatten, einen nochmaligen Durchbruchsversuch der Franzosen für unwahrscheinlich. Jetzt deckt manchen von ihnen die kühle Erde, dort wo sie ihr Leben ließen, um dem Vaterland das Leben zu ermöglichen.

Beim zweiten Sturm, der sich gegen die Nordchampagne richtete, wurden wiederum wie früher Turkos und Neger in die vorderste Linie der Stürmenden gestellt. Es ist erwiesen, daß sie in demselben Maße wie von unseren Gewehren auch von französischen bedroht wurden. In heller Verzweiflung stürmten sie vor und hatten dann den Zorn der deutschen Soldaten im Schützengraben auszukosten. Soweit sie mit dem Leben davongekommen sind, werden die Hilfsvölker Frankreichs in ihrer afrikanischen Heimat Eigentümliches von der Art der französischen Führung zu erzählen wissen, die diesen Naturkindern gegenüber kein Gewissen kennt. War der Anlauf auch wuchtig und wild, so besaß er doch nicht mehr die Stärke wie am 25. September. Nur bei Tahure gelang es, bis dicht an das Dorf heranzukommen und den Verteidiger auf die jenseitige Höhe zurückzudrängen.

Auch die Engländer versuchten einen neuen Angriff im Artois. Ein französischer zweiter Versuch, südlich der englischen Linien vorzudringen, schloß sich an. Am 12. Oktober begann starkes Artilleriefeuer den ganzen Raum zwischen Schützenlinien und Reserven zu bestreuen. Ab und an wuchs es sich zum Trommelfeuer aus, das aber auch hier nicht die Stärke erreichte wie beim ersten Angriff. Dagegen machten die Engländer von giftigen Gasen ausgiebig Gebrauch. Am Nachmittag des 13. Oktober begann der Infanterieangriff auf der ganzen Front. Dort, wo Engländer angriffen, nördlich vom Kanal von La Bassée, war er matt. Deutlich wurde wahrgenommen, daß an vielen

Stellen die Sturmtruppen aus den Gräben nicht herauszubringen waren. Südlich von La Bassée, beim Hohenzollernwerk und bei Loos (siehe Bild Seite 347 unten), nahm der Angriff große Heftigkeit an. Aber dicht vor den deutschen Linien brach er zusammen. Nach Ausweis der englischen Verlustlisten scheint die Einbuße des Gegners die frühere noch zu übertreffen, bei der er 60 000 Mann verlor. Der englische und der französische Angriff haben keinerlei Geländegewinn eingebracht. Erschöpfung ließ diesen zweiten Angriff im Artois schon am selben Tage gegen Abend erlöschen.

Die Unsrigen als Befreier im Feindesland.

„Die Franzmänner sind schnell zu uns gekommen, aber noch schneller waren sie wieder fort," so sagte man uns auf Befragen in Dieuze. Und so war es. Schnell ging der französische Einfall in deutsches Gebiet vonstatten. Man betrachtete Elsaß-Lothringen als schon wieder zu Frankreich gehörend und schonte darum auf dem Vormarsch das dortige Privateigentum ebenso wie den staatlichen Besitz. Da gellte den französischen Eindringlingen unverhofft und unerwartet ein deutsches Halt in die Ohren und deutsche Männer, deutsche Waffen redeten bald eine Sprache, die die Franzmänner bewog, so schnell wie möglich Fersengeld zu geben. Als die Unsrigen dann die Grenze überschritten hatten, zeigte sich ihnen manch eigentümlicher Beweis französischer Zivilisation.

Wir lassen ein paar Beispiele folgen. Etwa sechs Kilometer von der Grenze entfernt liegt das Schloß einer französischen Künstlerin. Vor unserer Ankunft hatten die Franzosen nur drei Tage lang hier ihr Quartier aufgeschlagen. Aber wie sah es aus! Ein alter Verwalter führte uns umher. In den Prunkzimmern eine Verwüstung. Die seidenen Tapeten hingen zerfetzt von den Wänden hernieder. Zerschlagene Kronleuchter waren in buntem Durcheinander mit den Trümmern und Scherben feiner Mahagonimöbel und echt chinesischen Geschirrs umhergestreut. Zerstörte Klaviere, aufgeschnittene Daunenbetten, gewaltsam zerfetzte Plüschsessel und Samtdiwans, leergeplünderte Bilderrahmen vollendeten das Bild der Zerstörung. In den Stallungen der Wirtschaftsgebäude ähnliche Verwüstungen. Dort ein totes Pferd, dahinter tote Rinder und Geflügel — alles aus Mutwillen erschossen. „Diese Verheerung haben die Unsrigen doch wohl nicht ohne Grund angerichtet," sagen wir zu dem alten Verwalter. Da rinnen Tränen über seine eingefallenen Wangen, er ballt die Fäuste, und der zahnlose Mund murmelt: „O diese Hunde! Nix Prussien, alles Franzosen. Prussiens besser, viel besser als französischer Soldat." Man konnte es dem alten Manne anmerken, was in ihm vorgegangen sein mochte, ehe er es über sich gewann, die eigenen Landsleute zu verwünschen.

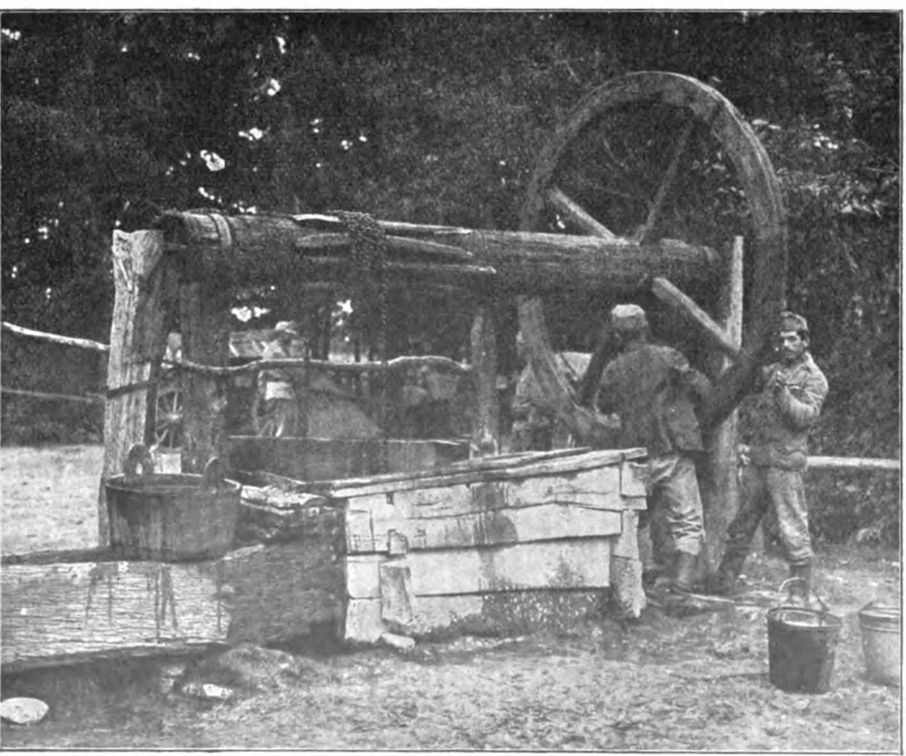
Noch an mancher Stätte der Zerstörung führte unser Weg uns vorüber. In den Lazaretten von Einville-au-Jard bemühten sich manche der Bewohner um die dort untergebrachten deutschen Verwundeten. An den Lagerstätten der verwundeten Turkos dagegen schlichen diese Samariter eines feindlichen Volkes mit Blicken des Entsetzens auffallenderweise vorbei. Man sagte uns auf Befragen, daß diese Bestien von der Bevölkerung mehr als alles gefürchtet wurden und daß diese den Einzug der Deutschen als Erlösung empfand. In den Häusern waren weder Lebensmittel noch Wertsachen sicher, und ebensowenig wurde vor der weiblichen Ehre haltgemacht. Was die Turkos nicht verzehren oder mitnehmen konnten, vernichteten sie.

Die Unsrigen als Befreier! Man begreift es wohl, wenn man hört, wie französische Behörden ihren eigenen Landeskindern mitgespielt haben. So erzählte uns ein achtzehnjähriger Bursche, daß er erst drei Tage und drei Nächte mit des Vaters altem Ackergaul französische Verwundete habe befördern müssen. Zwölf Franken Tagelohn sollte er erhalten. Das lockte, und der Auftrag wurde frohgemut übernommen, bis Bursche und Pferd vor Ermattung umzusinken drohten. Man trieb den Jungen mit wuchtigen Hieben an und erschoß die Mähre, ohne lange zu fragen. Zähneknirschend mußte der Bursche sich dies gefallen lassen, mußte weitere fünf Tage Schützengräben ausheben, bis er krank umsank. Da erst warf man ihn auf einen Wagen und beförderte ihn in ein seinem Heimatort benachbartes Dorf. Zu Hause mußte er erfahren, daß französische Truppen die Weinfässer des väterlichen Kellers geleert, die vorhandenen Lebensmittel verzehrt hatten und dann ohne Bezahlung verschwunden waren.

Wir erfuhren dies alles, als uns der Junge eines Nachts fuhr. Er wurde natürlich freundlich behandelt und erhielt zudem ein blinkendes Goldstück, wofür er mit den Worten dankte: „O, gute Deutsche; französisch Militär viel, viel schlechter!" Ob er heuchelte? Wir glauben es nicht, sondern halten seine Worte für den Ausdruck seiner wirklichen Gesinnung.

Einmal mußten wir in der Wohnung einer Fabrikarbeiterin für die Nacht ein Unterkommen suchen. Wir hatten tagsüber keinen Bissen über die Lippen gebracht und holten nun Fleisch und Brot aus dem Brotbeutel. Die Frau zeigte sich bereit, uns das Fleisch auf ihrem Herde zuzubereiten. Sie arbeitet unermüdlich, um unseren Wünschen gerecht zu werden. Dabei umdrängen sie fortwährend ihre sechs Kleinen. Wir verstehen nicht, was Kinder und Mutter besprechen, sehen aber, wie die Frau plötzlich ihr Jüngstes hochhebt, herzt und küßt und dann unter Tränen wieder auf den Boden stellt. Einer von uns, der etwas Französisch versteht, bringt allmählich heraus, daß die hungrigen Kleinen die Mutter bedrängen, ihnen auch etwas von dem Essen zu geben. Die Frau erhielt, seitdem ihr Mann eingerückt war, keinen Pfennig Unterstützung. Die Spargroschen waren aufgebraucht, und da die jüngste französische Einquartierung die fürsorglich angeschafften Lebensmittelvorräte kurzerhand aufgezehrt hatte, mußten sich die armen Leute nun schon wochenlang von Rüben und Obst nähren. Natürlich sorgten wir nun, daß sie endlich einmal wieder etwas Besseres bekamen. Als wir dann plötzlich in der Nacht alarmiert wurden und ins Gefecht zogen, stand die Frau mit ihren Kindern vor dem Hause und rief den braven Prussiens Glück- und Segenswünsche nach. —

Im ganzen läßt sich sagen, daß der Deutsche sich in Feindesland durch Disziplin und Menschlichkeit zwar



Malerischer Dorfbrunnen in Ostgalizien. Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

nicht die Liebe, wohl aber die Achtung der Bevölkerung zu erringen gewußt hat. Die Echtheit dieser Empfindung erhellt unter anderem aus einem stetig wachsenden Zutrauen, das schon häufig die Bevölkerung eroberter Gebiete dazu geführt hat, dem Feinde die Roheit und Verkommenheit der eigenen Landsleute zu klagen.



Phot. Eugen Schöfer, Wien.

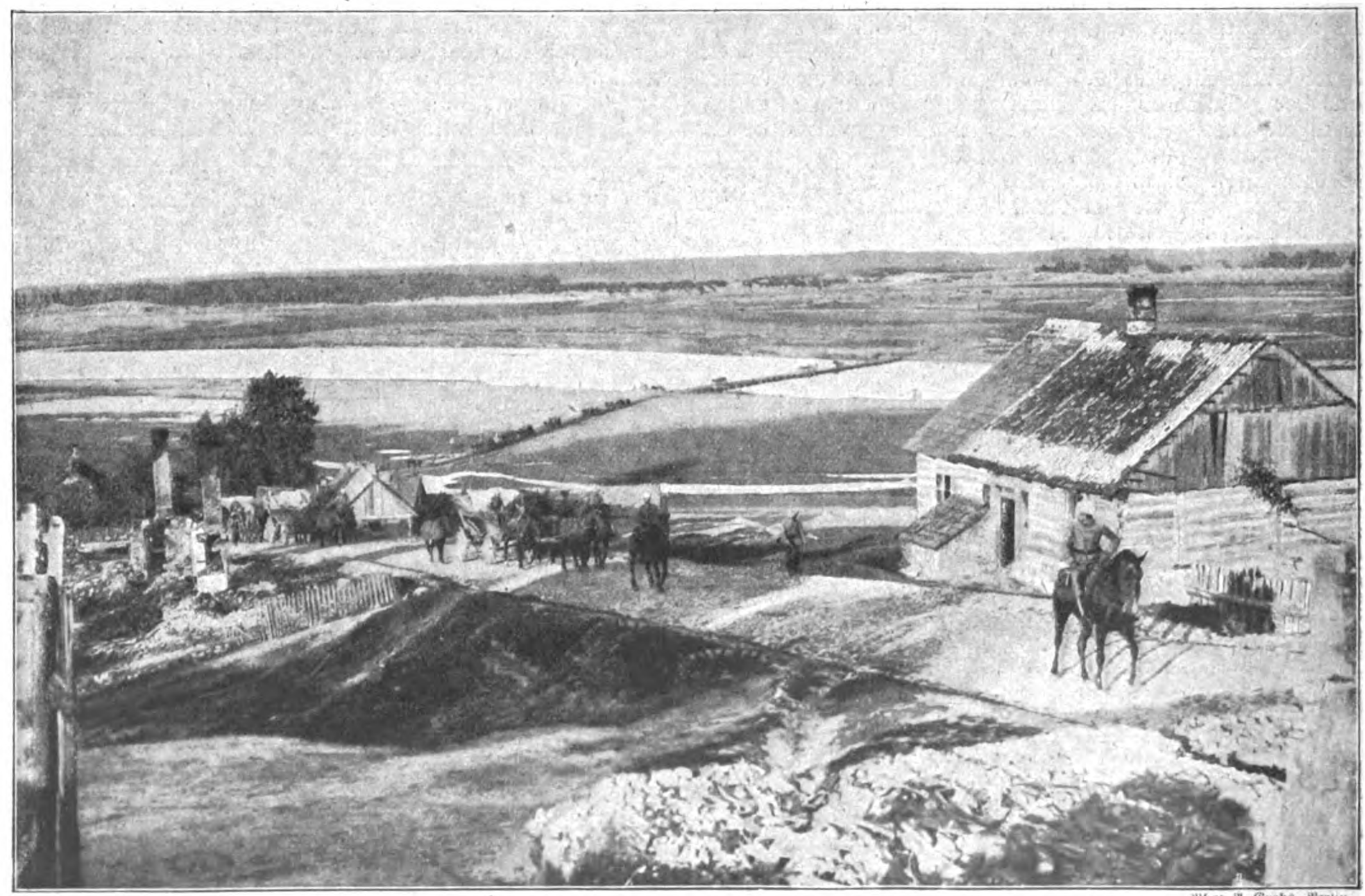
Der österreichisch-ungarische Heerführer Feldzeugmeister Puhallo v. Brlog.

Der Durchbruch der österreichisch-ungarischen Truppen in Ostgalizien.

(Hierzu die Bilder Seite 355 bis 357.)

Nach der Wiedereinnahme von Lemberg durch die deutschen und österreichisch-ungarischen Heere (siehe Seite 102/103) befanden sich von den 64 000 Quadratkilometern galizischen Landes, das die Russen noch im Mai zu Beginn der großen Dunajecoffensive behaupteten, nur mehr 11 000 Quadratkilometer Land in Ostgalizien in russischem Besitz. Auch aus diesem Gebiet wäre der Feind bald vertrieben gewesen, wenn nicht die nunmehr einsetzende Offensive der deutschen Heere am Narew, an der Weichsel und in den Ostseeprovinzen den Schwerpunkt der Kämpfe immer mehr in das russische Festungszentrum Polens verlegt hätte. Von den verbündeten Armeen Linsingen, Bothmer, Böhm-Ermolli und Pflanzer-Baltin in den äußersten Winkel Galiziens von Sokal am oberen Bug bis zum Dnjestr gedrängt, besaßen die Russen nicht mehr die Kraft, von hier aus Westgalizien und die Bukowina zu bedrohen. Nachdem die Armee Linsingen nach Norden gezogen war, wo sie sich am rechten Flügel der Armee Mackensen östlich des Bug an der Verfolgung der geschlagenen russischen Heere beteiligte, fand eine Neugruppierung der Streitkräfte in Galizien statt. An die seit geraumer Zeit im südöstlichen Teile Galiziens erfolgreich auf dem linken Dnjestrufer kämpfende Armee Pflanzer-Baltin schloß sich die Armee Graf Bothmer, die zusammen mit den unter dem Oberbefehl des Feldmarschalleutnants Böhm-Ermolli (siehe Bild Seite 63) stehenden deutschen und österreichisch-ungarischen Truppenteilen längs der Zlota-Lipa das Zentrum bildete, an das sich links gegen den oberen Bug und das heißumstrittene Sokal zu (siehe Seite 186—188) die Armee Puhallo (siehe Seite 281) anreihte, deren Kavallerie aus der Linie Wladimir-Wolynski—Kowel das russische Festungsdreieck Luck—Dubno—Rowno in Wolhynien beobachtete. Wochenlang lagen sich beide Gegner längs der Zlota-Lipa in der Defensive gegenüber, und die amtlichen Berichte der österreichisch-ungarischen Heeresleitung wußten täglich nur zu melden, daß die Lage in Ostgalizien unverändert sei. Die Russen benutzten diese Zeit, um ihre Stellungen am Ufer der Zlota-Lipa auszubauen, zugleich aber legten sie hinter ihrer Front an der Strypa und am Sereth, den beiden anderen Nebenflüssen des Dnjestr, Feldbefestigungen an und verstärkten die zahlreichen Brückenköpfe, die sie im Gebiet von Brody und Tarnopol errichtet hatten.

Am 27. August endlich hielt Feldmarschall Erzherzog Friedrich, der Generalstabschef der in Galizien kämpfenden verbündeten Armeen, den Augenblick für gekommen, um auf der ganzen Front zum Angriff überzugehen und den



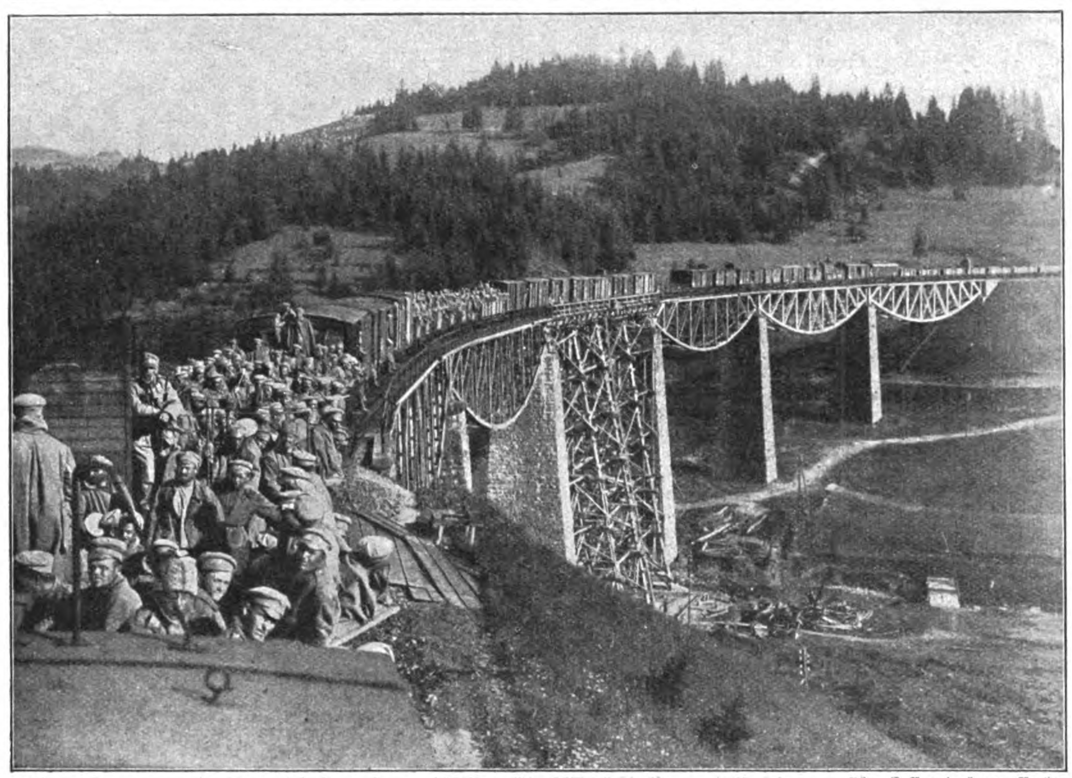
Phot. A. Grohs, Berlin.

Blick auf den Narew. Eine Proviantkolonne überschreitet den Fluß auf einer Notbrücke.



Durchbruch der Armee Böhm-Ermolli beim Schloß Podkamien in Ostgalizien. Nach einer Originalzeichnung von M. Lebeli.

Feind von dem letzten Stück heimischen Bodens, den er noch besetzt hielt, zu vertreiben. Einige Tage vorher hatte der Thronfolger Erzherzog Franz Karl Joseph der Front an der Zlota-Lipa einen Besuch abgestattet und war von den Truppen, die nun wußten, daß es bald wieder vorwärts gehe, jubelnd begrüßt worden. Gleichzeitig mit der Armee Boehmer, die nach hartem Kampf die vordersten russischen Stellungen an der Zlota-Lipa durchbrach, unternahmen Teile der Armee Böhm-Ermolli in weiter nördlicher Richtung einen erfolgreichen Stoß gegen die russischen Linien zwischen dem Bug und dem Oberlauf der Zlota-Lipa. Das Preßburger V. Armeekorps unter Feldmarschalleutnant Goglia leitete die große Durchbruchschlacht durch einen kühnen Angriff auf die von den Russen stark befestigte Stadt Gologory ein. Am Morgen des 27. August, um acht Uhr, begannen die schweren Skodamörser ihren eisernen Hagel über die feindlichen Stellungen zu sprühen. Fast den ganzen Vormittag dauerte diese Artillerievorbereitung, die den Russen bedeutende Verluste zufügte und zahlreiche Munitionslager vernichtete. Gegen Mittag setzte dann



Phot. E. Benninghoven, Berlin.

Ein Eisenbahnzug mit gefangenen Russen auf der Fahrt durch die Karpathen.

bis in die Morgenstunden. Der Feind wurde überall geworfen und räumte stellenweise fluchtartig die Walstatt.

Der Stacheldraht im Kriege.

(Hierzu die Bilder Seite 359.)

Die Verwendung des Drahtes im Kriege wird zum erstenmal 1870 bei der Einschließung von Paris erwähnt. Damals war die Umfassungslinie durch einen mehrere Millimeter starken Eisendraht gekennzeichnet, der in der Höhe der deutschen Vorpostenstellungen um die französische Hauptstadt geschlossen herumgeführt war. Aber dieser Draht war nur eine Markierungslinie und kein Verteidigungsmittel. Mehr ein Symbol des eisernen deutschen Ringes als ein Kriegsmittel. Danach vergeht eine lange Zeit, und erst im Burenkriege hören wir vom Stacheldraht und von seiner Verwendung zu sogenannten Stolperdrahtanlagen, und im späteren Verlaufe des Krieges auch von seiner Benutzung zu vollkommenen Drahtverhauen.

der Sturmangriff ein, der von Truppen aus Westungarn, dem Banat und der Bukowina unternommen wurde. Mit gefälltem Bajonett rannten sie mitten im Schützen- und Maschinengewehrfeuer des Feindes gegen die Gräben auf den Höhen von Gologory an, wo die Russen mit dem Todesmut der Verzweiflung den ungestümen Anprall der Söhne der Pußta aufzuhalten suchten. In den vordersten Gräben kam es zu erbittertem Nahkampf, Mann gegen Mann, während die Pioniere die Drahtverhaue durchschnitten und so den eingreifenden Reserven den Weg zu den hinteren Schützengräben des Feindes bahnten. Hier hatte die österreichische Artillerie bereits ihre Schuldigkeit getan. Mit unheimlicher Genauigkeit waren die Geschosse der schweren Geschütze in Abständen von wenigen Schritten in die russischen Schützengräben gefallen, alles vernichtend und verschüttend. Obwohl die russischen Truppen, die hier lagen, durchweg kampferprobte und tapfere Soldaten waren, so vermochten sie doch unter dem mörderischen Feuer die Stellung nicht zu halten. Wer nicht tot oder verwundet am Boden lag, der flüchtete beim Ansturm der österreichisch-ungarischen Infanterie oder ließ sich gefangen nehmen. „Gegen einen Feind, der über eine so ausgezeichnete und überlegene Artillerie verfügt, werden wir niemals aufkommen können," bekannten gefangene russische Offiziere. Die Verluste der Russen waren allerdings sehr groß; von den in den Kampf geführten Truppen wurde fast die Hälfte getötet oder verwundet. Die Russen konnten, obwohl sie sich zu den schwersten Opfern entschlossen, den Durchbruch der österreichisch-ungarischen Truppen nicht mehr aufhalten. Schon am Abend des 27. August war Gologory erobert und bereits am nächsten Tage zog das V. Armeekorps in die an der Eisenbahnlinie Brody—Lemberg liegende Stadt Zloczow ein, die von den fliehenden Russen, die hier große Vorräte aufgestapelt hatten, in Brand gesteckt worden war. Die Stunde der Befreiung Nordostgaliziens, das im August 1914 zuerst eine Beute des Feindes geworden war, hatte geschlagen, am 2. September erreichte die Armee Böhm-Ermolli die Stadt Brody, und damit war den österreichisch-ungarischen Heeren der Weg zum wolhynischen Festungsdreieck geöffnet. Am 6. September bereits schlug die Armee Böhm-Ermolli den Feind bei Podkamien und Radziwilow. Sie griff ihn in ganzer 40 Kilometer breiter und stark verschanzter Front an und entriß ihm in heftigen, bis zum Handgemenge führenden Kämpfen das Schloß Podkamien, die stockwerkförmig befestigte Höhe Makutra, südwestlich von Brody, die Stellungen bei Radziwilow und zahlreiche andere zäh verteidigte Stützpunkte. Die Schlacht dauerte an einzelnen Punkten

Im Russisch-Japanischen Kriege feierten Stacheldraht und Drahtverhau bereits Triumphe. Die Russen, schon damals Meister im Eingraben, errichteten vor ihren Gräben Verhaue, aus zehn und mehr Pfahlreihen, zwischen denen der Stacheldraht in Längen von Tausenden von Kilometern in unendlichem Kreuz und Quer gezogen und gespannt wurde. Die Praxis zeigte auch, daß solch Verhau einen vorzüglichen Schutz gewährt. Ein schnelles Überspringen oder Überklettern dieser Stacheldrahtwälder durch stürmende Truppen war ganz ausgeschlossen. Die Truppen hätten sich dabei das Fleisch von den Knochen gerissen und wären doch nicht herübergekommen. Die Verteidiger behielten unter allen Umständen genügend Zeit, die Stürmenden abzuschießen. So wurde die Entscheidung im Russisch-Japanischen Kriege in der Tat schließlich durch Umgehungsmanöver herbeigeführt, da der Frontangriff für die Japaner vollkommen undurchführbar war.

Sehr wirksam erwies sich der Stacheldrahtverhau auch bei der Behauptung der Tschadalschalinie seitens der Türken gegen die stürmenden Bulgaren. So darf es nicht wundernehmen, daß das seit fünfzehn Jahren gut bewährte Mittel auch im Weltkriege sofort und in ausgiebigstem Maße Anwendung fand. Der Stacheldraht gehörte bald, scherzhaft gesagt, zum täglichen Brot des Soldaten. Haben die Truppen sich irgendwo eingegraben, so müssen sie bei Tage begreiflicherweise im Schutze des Grabens bleiben und ständige schärfste Wachsamkeit ist gegen Überfälle am Platze. Sobald aber die Dunkelheit gekommen ist, beginnt die Drahtarbeit. Zuerst am weitesten vorgeschoben, nur wenige Zentimeter über dem Erdboden und möglichst im Grase verborgen, der sogenannte Stolperdraht. Er soll stürmende Gegner zum Stolpern und Hinstürzen bringen, daher sein Name. Zwischen ihm und dem eigenen Graben folgt nun erst der Bau des Drahtverhaues, das Eingraben der etwa mannshohen Pfähle und ihre Bespannung mit dem Stacheldraht. Schätzungsweise kann man annehmen, daß der Draht zwischen einer vierfachen Pfahlreihe etwa die fünfzig- bis hundertfache Länge der zu schützenden Front hat. Um also einen Strich von einem Kilometer zu decken, dürften 50—100 Kilometer Draht gebraucht werden, bei schweren Verhauen kann der Bedarf aber auch auf das Fünf- bis Zehnfache steigen. Das heißt also, daß Stacheldraht ein Artikel ist, der im Felde im großen verbraucht wird, den man besser nicht nach Metern, sondern nach Meilen

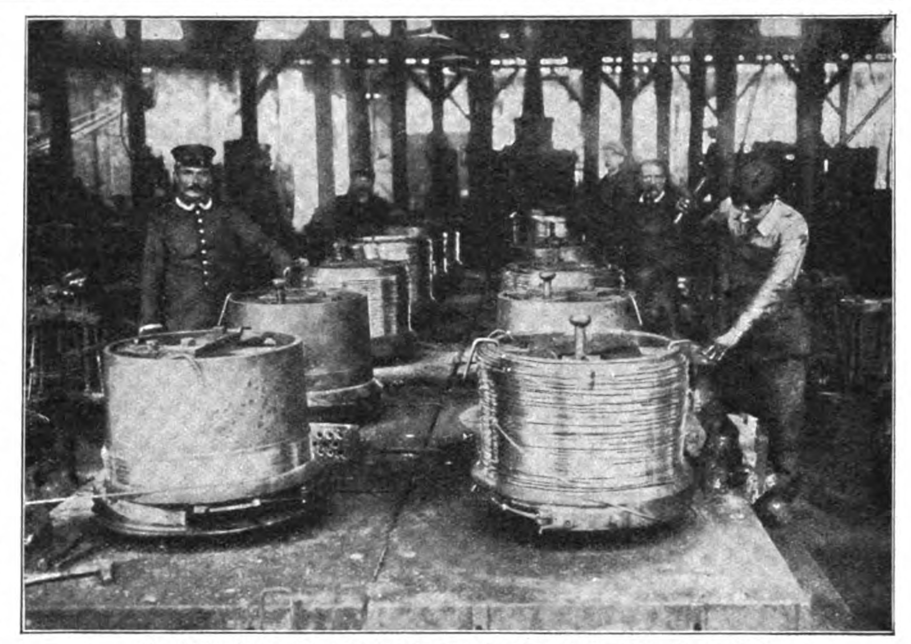
kauft. Wohl arbeiten unsere heimischen Spezialfabriken mit voller Kraft, um diesen gewaltigen Bedarf zu befriedigen, aber es bleibt noch immer Nachfrage übrig, und so haben unsere Feldgrauen denn auch in Feindesland manche Stacheldrahtfabrik errichtet, die bei Tag und Nacht mit Hochdruck arbeitet, um allen Ansprüchen gerecht zu werden.

Wohl jeder kennt den Stacheldrahtzaun zweifellos von Wanderungen her und dürfte öfter als einmal bedauernd vor solcher Sperre gestanden haben. Der Kriegsdraht ist noch stärker und trägt vor allen Dingen scharfe schartige und gebogene Stacheln, die noch viel übler stechen und reißen als diejenigen des gewöhnlichen Drahtes. Solch Stacheldraht wird nun durch die Verdrallung oder Verseilung mehrerer glatter Drähte gewonnen, wobei in kurzen Abständen die Stacheln zwischen die Hauptdrähte gesteckt und mit eingeseilt werden. So braucht man also zur Stacheldrahtfabrikation eine Verseilmaschine, man braucht gehörige Mengen glatten kräftigen Drahtes und schließlich Vorrichtungen, um aus diesem Drahte auch die nötigen Stacheln zu schneiden. Die Verseilmaschine findet man zur Not in jeder Seilerei. Zur Herstellung der Stacheln kann bis zur Schaffung besserer Apparate Pionierschere und Zange genommen werden, und so ergibt sich denn die Möglichkeit, an mancherlei Stellen in Feindesland mit Erfolg Stacheldrahtfabriken einzurichten, immer vorausgesetzt, daß genügend glatter Draht herankommt. Daß dies aber geschieht, dafür sorgt die deutsche Industrie daheim, und so entstehen neben den heimischen Spezialfabriken jene oft recht großen Betriebe in Feindesland, die durch unsere Abbildungen veranschaulicht werden.

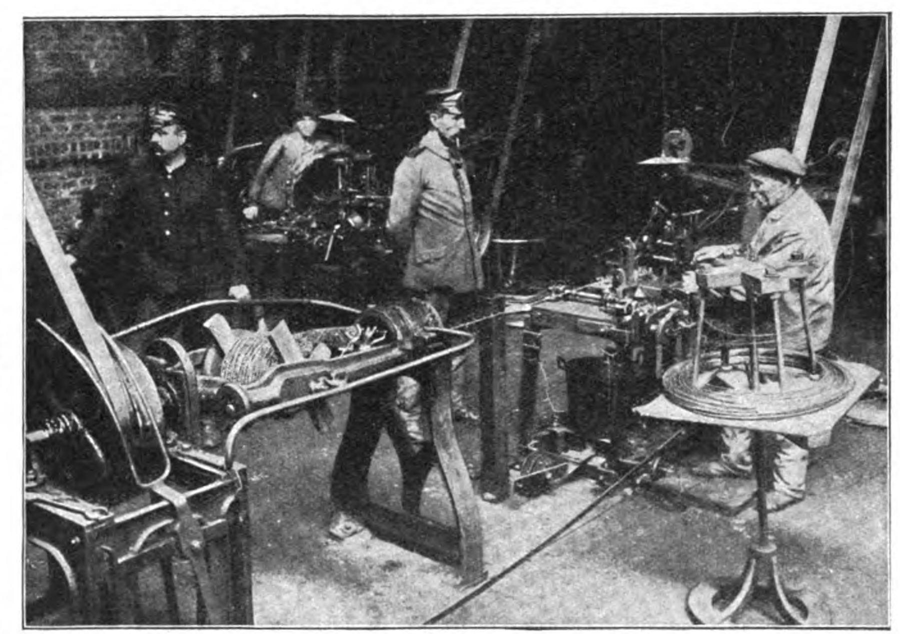
Der Kampf um die Zigeunerinsel.

(Hierzu das Bild Seite 360.)

Am Zusammenfluß der Save und der Donau liegt die kleine Zigeunerinsel, ein von Gesträuch und Gestrüpp überzogenes sandiges Eiland. Sie war von den Serben zur Verteidigung ihrer Hauptstadt besetzt und stark befestigt. Deswegen schon mußte sie ihnen abgenommen werden, ferner aber konnte sie auch zur Erleichterung des Flußüberganges an dieser wichtigen Stelle nicht außer acht gelassen werden. Nach der Beschießung Belgrads am 5. Oktober 1915, die in erster Linie dem Einschießen diente, folgte am 6. Oktober früh die eigentliche schlachtmäßige Befeuerung. Sie sollte die Stellungen des Feindes erschüttern und den Donauübergang vorbereiten. Viele hundert Geschütze waren ununterbrochen an der Arbeit. Alle Kaliber, sieben, acht, neun, zwölf, achtzehn, vierundzwanzig, dreißigeinhalb und zweiundvierzig funkten nach dem jenseitigen Ufer hinüber. „Es war," sagte ein Teilnehmer, „als ob Tausende von Lokomotiven in rasender Fahrt über meinen Kopf dahinjagten, während drüben in Belgrad fortwährend schwere Türen dröhnend zugeschlagen wurden." Die Geschosse fanden ihren Weg auch nach der Zigeunerinsel. Erde, Steine, Staub wirbelten himmelhoch in dicken Säulen empor, die sich in mehr als hundert Meter Höhe zu mächtigen schwarzen Wolken verbreiterten,



Verseilmaschine, die gleichzeitig die Stacheln in den Draht einflicht.



Drahtzieherei.



Fabrikations- und Lagerraum.

Eine Stacheldrahtfabrik in Feindesland.

Nach Photographien von Hohlwein & Gircke, Berlin.

aus denen Steine und Dreckfetzen zurückprasselten auf Insel und Wasser. Nachdem die deutsche Artillerie die serbischen Gräben auf der Insel so nachdrücklich wie denkbar zugedeckt hatte, setzte nachmittags drei Uhr eine Abteilung Brandenburger in schwerem Feuer großer serbischer Kaliber in Pontons über. Mutvoll gingen die Tapferen an Land und gruben sich kämpfend ein. Der erste Schritt auf Feindesland war getan. Aber nur ein kleines Häuflein wackerer Feldgrauer hatte ihn unternommen. Andere wollten ihnen folgen. Da aber legten die Serben ein so schweres Sperrfeuer auf den Fluß, daß an ein Durchkommen gar nicht zu denken war. Man mußte die kleine Heldenschar zunächst ihrem Schicksal überlassen, bis das serbische Feuer niedergekämpft sein würde oder sonst ein Ausweg zu ihrer Rettung winkte. Auf der Insel konnte den Deutschen das serbische Artilleriefeuer nichts anhaben, weil die feindlichen Verteidigungsstellungen ihnen so dicht gegenüberlagen, daß die Serben ihre eigene Besatzung hätten treffen müssen, wenn sie die gelandeten Deutschen vernichten wollten. Diese sahen sich lediglich der Beschießung durch Maschinengewehre und Infanterie gegenüber. Dagegen aber konnten sie sich je länger desto sicherer durch Eingraben und Verschanzungen schützen. Wie aber, wenn die übermächtigen Gegner einen Sturmangriff machen würden? Nachschub mußte auf irgend eine Weise heran! Wie auch, wenn sie in der notwendigen Erwiderung des feindlichen Feuers sich verschießen würden? Auch Munition mußte heran, auf jeden Fall, sonst waren Mühen und Opfer umsonst gewesen. In dieser schwierigen Lage fand sich auch schon ein Offizier, der Retter aller sein wollte und es auch wurde. Freiwillig schwamm er im heftigsten Feuer über die Save. Das Sperrfeuer, das einer größeren Ansammlung von Menschen und Schiffen unbedingt sicheres Verderben gebracht hätte, verschonte den einzelnen, den kühnen Schwimmer. Es verschonte auch die Kähne, mit denen er Verstärkung und Munitionsersatz auf die Insel schaffte. Die hartnäckigen deutschen Vortruppen konnten sich dank seiner Opferbereitschaft bis in die Nacht hinein halten. Damit war die Insel und der Übergang gewonnen. In der Nacht gelang die Verschiffung größerer Truppenmassen, die die Serben auf der Insel sehr bald überwältigten. 220 Serben und 4 Maschinengewehre wurden auf der Insel erbeutet. Schnell errichteten deutsche Pioniere eine Floßbrücke von der Insel über die Save an das serbische Ufer. Tage und Nächte hindurch hatten sie Material dafür bearbeitet und bereitgelegt. Eine Pontonbrücke, die ihnen schon geglückt war, schossen die Serben ihnen wieder entzwei, die Floßbrücke mußten sie ihnen aber ganz lassen. Trotz der überall einfallenden serbischen Granaten, die die Donau und Save an hundert Stellen zugleich zu mächtigen Springbrunnen aufrauschen ließen, arbeiteten die Pioniere an ihrem Werke. Dabei waren ihnen die österreichisch-ungarischen Donaumonitore eine wirksame Hilfe. Den Treffern ihrer schweren Haubitzen im Verein mit den Geschossen der verbündeten Festlandgeschütze hielten die serbischen Batterien nicht dauernd stand. Besonders die gewaltigen serbischen Scheinwerfer, die die Beschießung der arbeitenden Pioniere erst eigentlich ermöglichten, waren sehr bald zertrümmert, und rüstig kamen die Pioniere voran. Um drei Uhr nachts, am 7. Oktober, konnten die Deutschen ihrer Artillerie von der Insel aus mit Leuchtraketen das Zeichen geben, daß sie sich das serbische Ufer, serbisches Festland, erkämpft hatten, damit die Artillerie das Feuer verlegte und kein eigenes Geschoß die kühn auf Feindesboden Vordringenden schädigen konnte. Dem tapferen Krieger, dessen trotzigem Mut der schöne Erfolg zum großen Teile mit zu danken war, wurde das „Eiserne" erster und zweiter, ein wohlverdienter, ehrenvoller Lohn.

Heilige Zeit.

Dämpfe dein Lachen, allzuhell und froh!
Denke: ein Deutscher fällt jetzt irgendwo.
Ein glühendes junges Leben ward starr und kalt
Fern in Polens Sumpf, im Argonner-Wald . . .

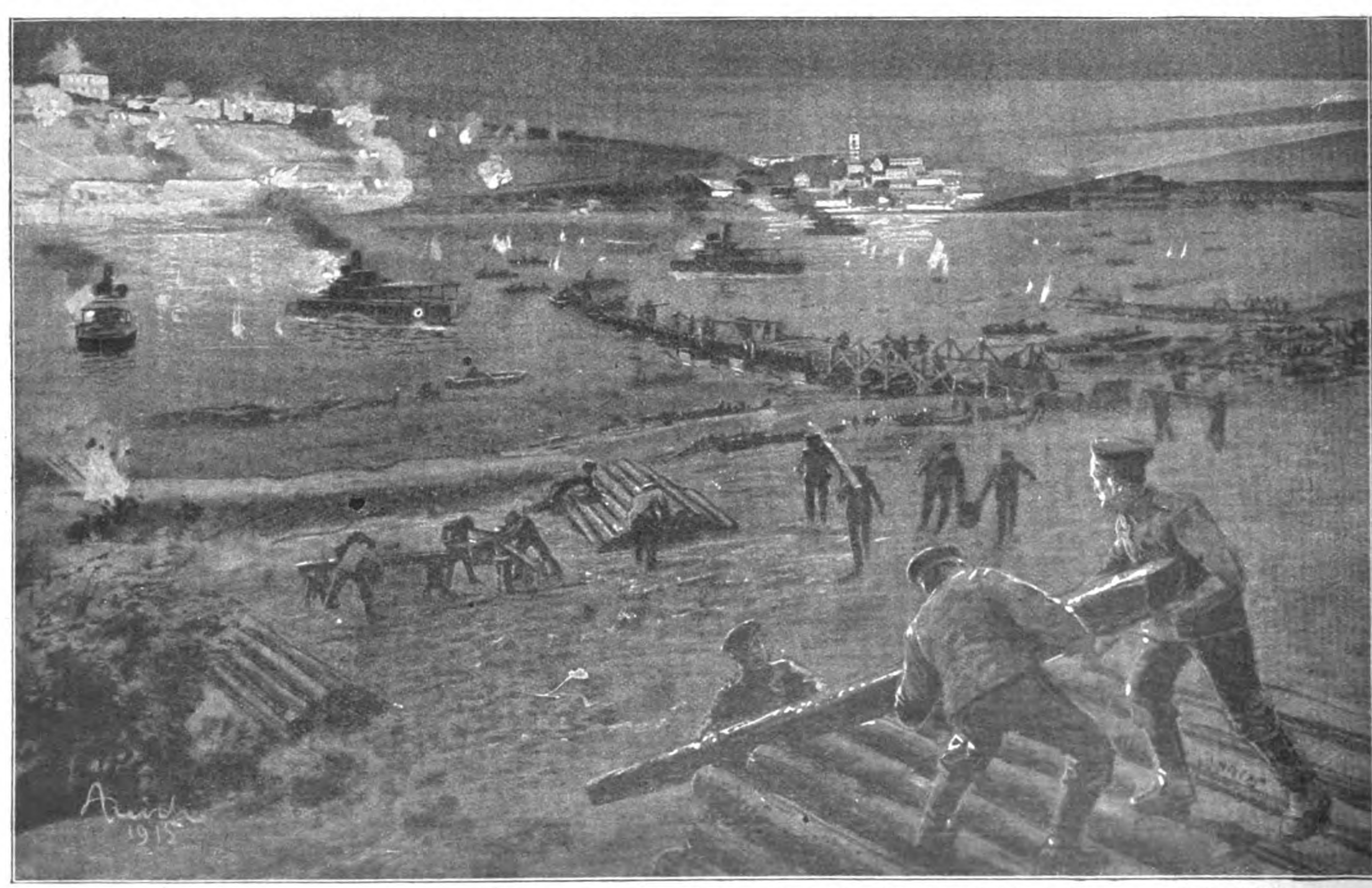
Irgend-, irgendwo zu dieser Stunde
Blutet auf fremdem Boden die deutsche Wunde,
Deutsche Worte lallt ein zuckender Mund;
Deutsches Blut sickert in fremden Grund.

Unter des Meeres silbersprühendem Schaum,
Oben in der Wolken durchstürmtem Raum,
Im Schatten der Palmen — allüberall
Blutet ein Deutscher jetzt auf dem Erdenball.

Du, dem sein Sterben Deutschtum und Leben gewann,
Kraft und Freiheit und Stärke, denke daran!
Dämpfe das Lachen! Senke die Stirne du
Vor des Bruders Sterben und Grabesruh!

Heilig jede Stunde voll Wunden und Leid —
Heilig jede Stunde in dieser Zeit:
Der dort in der Fremde zu früh verblich —
Denke daran — er starb für dich, für dich . . .

Paul Enderling.



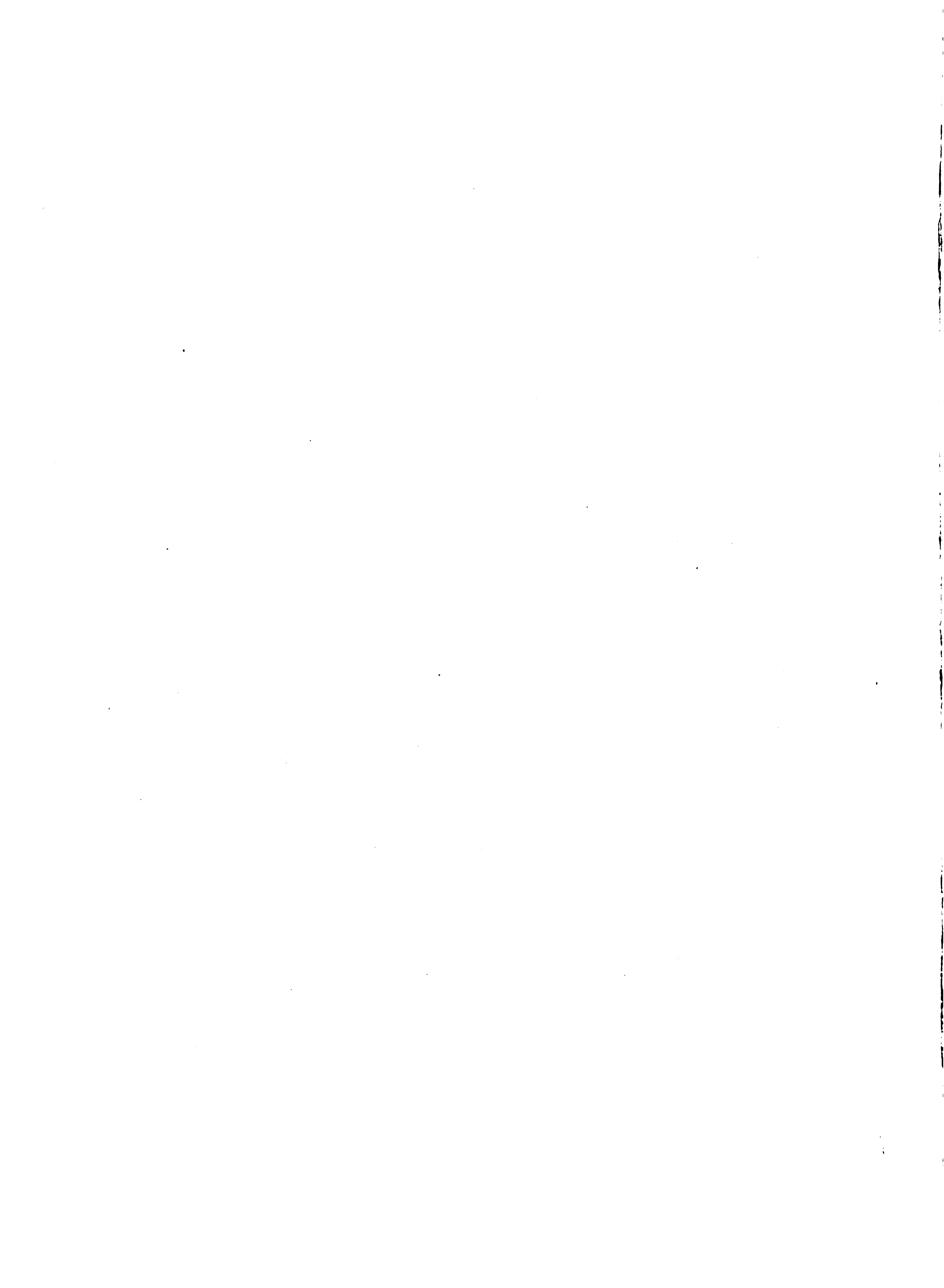
Pioniere beim Bau der Floßbrücke zum Donauübergang in der Nähe von Belgrad. Nach einer Originalzeichnung von A. Reich-Wien.

Be
Ge

46

45

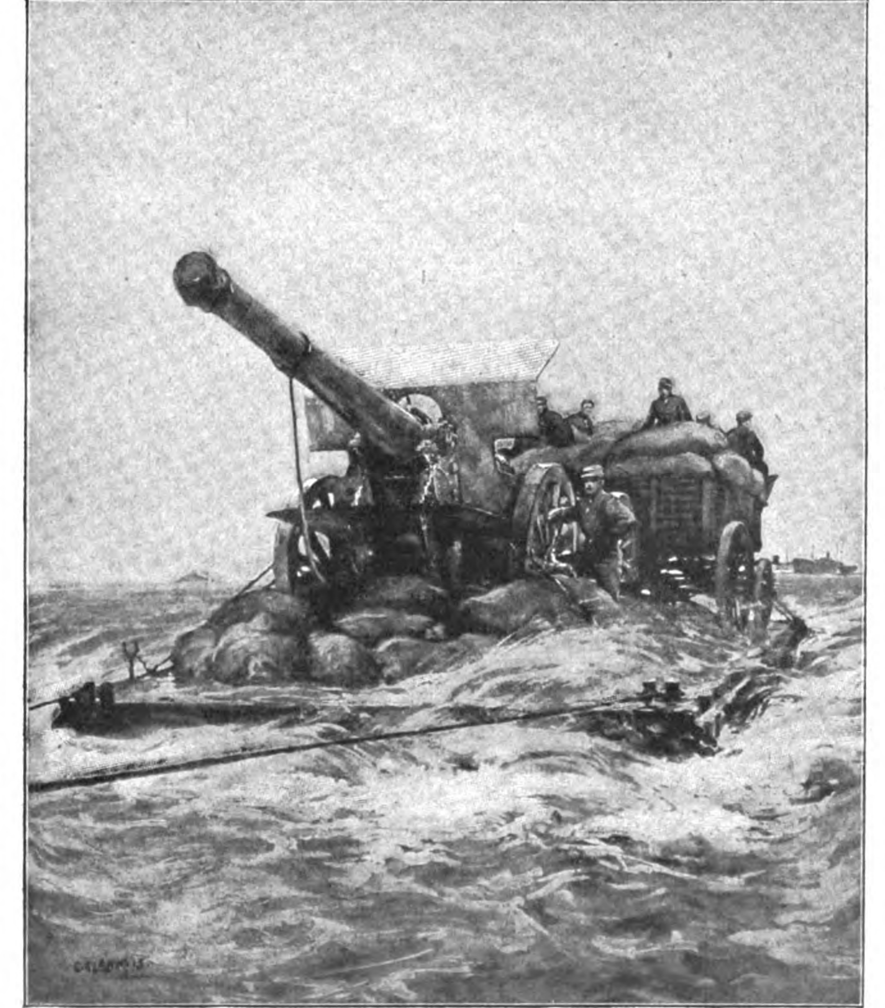
44



Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Nach dem Abflauen der österreichisch-ungarischen Offensive gegen Serbien schleppten sich die Dinge auf der Balkanhalbinsel während eines ganzen Jahres mit äußerster Langsamkeit dahin. Sowohl Griechenland als auch Rumänien schienen mehrfach bereit, mit den Waffen in der Hand für den Vierverband Partei zu ergreifen. Der Höhepunkt der Gefahr für die Türkei und im Zusammenhang damit auch für die Mittelmächte war der Augenblick, in dem auf Betreiben des griechischen Ministerpräsidenten Venizelos (siehe Bild Seite 364) Griechenland dem englisch-französischen Dardanellenunternehmen durch seine Landmacht zu Hilfe kommen sollte. Doch bald ließ sich deutlich erkennen, wie sich die **Lage am Balkan** gestalten würde. Die für Deutschland und seine Verbündeten günstige Entscheidung wurde durch zwei Dinge herbeigeführt: der bulgarische Ministerpräsident Radoslawow (siehe Bild Seite 277) ließ sich nicht in die Karten sehen. Niemand wußte deshalb, wie Bulgarien sich in einem solchen Fall verhalten würde. Venizelos, der die Entscheidung zugunsten des Vierverbandes mit dem Bleiben oder Fallen seiner Person verband, stieß auf den härteren Willen des griechischen Königs (siehe Bild Seite 363), seinem Volke in der unsicheren Gesamtlage den Frieden zu erhalten, und fiel. Damit war in der verzwickten Balkanfrage eines klar: England konnte vorerst niemand verleiten, seinem Dardanellenunternehmen Beistand zu leisten. Mit um so größerem Nachdruck suchten nun die englischen Balkandiplomaten im Verein mit den Gesandten der ihnen verbündeten Staaten irgend eine Balkanmacht, Griechenland, Bulgarien oder Rumänien, bündnisreif zu machen. In Griechenland hatten sie das Glück, daß der deutschlandfreundliche Ministerpräsident Gunaris (siehe Bild Seite 364) infolge des Ausfalls der griechischen Parlamentswahlen seinem Vorgänger Venizelos wieder Platz machen mußte. Allerdings bequemte sich Venizelos dem Könige gegenüber zu dem Versprechen, Griechenland nicht in den Krieg zu stürzen, sondern auf der Linie einer dem Vierverbande oder wenigstens Serbien freundlichen Neutralität das griechische Staatsschiff an allen zukünftigen Klippen vorbeizusteuern. Indessen rollte in allen Balkanstaaten englisches, französisches und russisches Gold in die Taschen dienstbarer Geister in mehr oder minder einflußreichen Stellen. Doch gleichzeitig drangen die deutschen Heere in Rußland siegreich über Festungen und Flüsse immer tiefer in das eigentliche Rußland hinein und wirkten durch ihre Erfolge in allen Balkanländern stärker auf die verantwortlichen Staatsmänner ein, als das Gold auf die unverantwortlichen. In allen Balkanstaaten wurden die leitenden Staatsmänner immer zurückhaltender und zeigten sich deutschen Einflüssen geneigter. Am zielsichersten verhielt sich die bulgarische Regierung. Sie hoffte im innersten Herzen auf einen Sieg der Mittelmächte und der Türkei. Denn nur von dieser Mächtegruppe konnte sie eine unbeschränkte Förderung bulgarischer Wünsche und ein verständnisvolles Entgegenkommen erwarten. Das bewies deutlicher als alle Theorie der Verlauf der Verhandlungen mit der zu großen Opfern auch an Gebietsteilen sofort entschlossenen Türkei. Die Vereinbarungen mit dieser schritten immer aussichtsvoller fort, wenn auch, schon aus Klugheitsgründen, die Verhandlungen mit dem Vierverband in Sofia niemals unterbrochen wurden und dadurch den Vierverbandsdiplomaten immer wieder neuer Anlaß zu in Wirklichkeit schon gegenstandslos gewordenen Hoffnungen gegeben war. Radoslawow hatte mit einer starken russenfreundlichen Partei seines Landes zu rechnen. Weite Kreise Bulgariens, die aber durch sorgsame Aufklärung über den Zusammenhang der Tatsachen immer enger geworden waren, hielten zu Rußland, weil sie sich durch seine Mithilfe von der Herrschaft der Türken befreit glaubten. Sie übersahen dabei vollständig, daß die Russen nur deswegen als Helfer der bulgarischen Sache aufgetreten waren, weil zufällig die bulgarischen Freiheitswünsche mit den gegen die Türkei gerichteten Absichten der Russen eine Strecke lang gleichliefen. Diese Einsicht brach sich aber mehr und mehr Bahn und ließ Bulgarien in seiner großen Mehrheit schließlich zu der neuen Politik seines Ministerpräsidenten Radoslawow reif werden, der im Anschluß an die Mittelmächte die Zukunft Bulgariens sicherstellen wollte. Sein Vertrauen auf deren militärische Kraft hatte sich gerechtfertigt, und unangreifbar stand er und sein Plan da, als er am 20. September mit dem ersten großen tatsächlichen Erfolg seiner Politik an die Öffentlichkeit treten konnte. An diesem Tage gab er wichtige Erklärungen über die damalige politische Lage Bulgariens ab. Danach war der türkisch-bulgarische Vertrag bereits vollzogene Tatsache. Von dem bulgarischen Zaren und dem türkischen Sultan und den verantwortlichen Ministern für äußere Politik der beiden Länder war er unterzeichnet und von den Regierungen genehmigt worden. Bulgarien erhielt nach diesem Vertrag die Landesteile westlich der Tundscha. Die neue Grenze (siehe die Kartenskizze Seite 362) läuft im Osten fortan



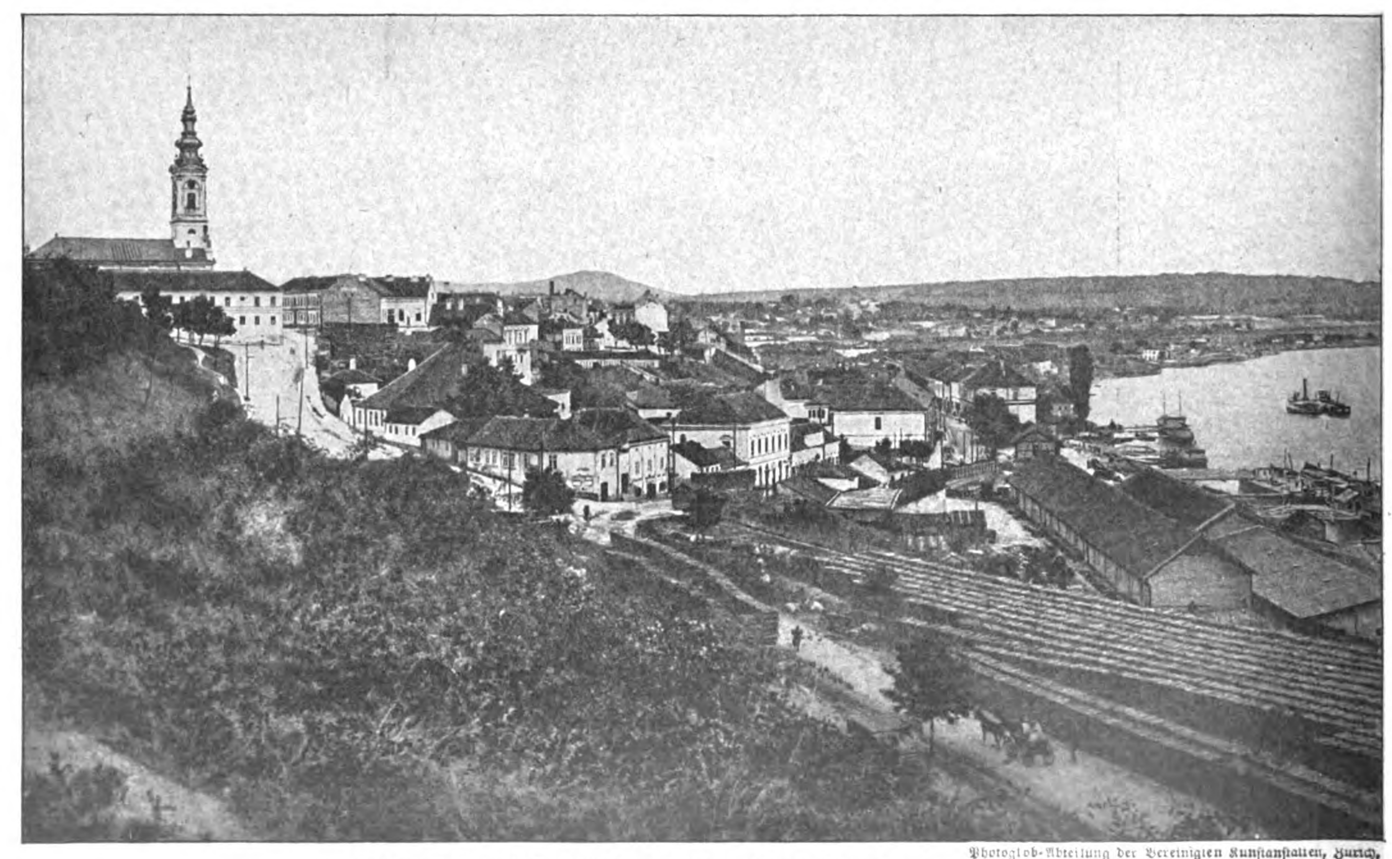
Ein großes französisches Geschütz wird an den Dardanellen an Land geschleppt.
Ein hierzu besonders tragfähig gebautes Floß ist mit Sandsäcken beschwert, damit das Geschütz nicht abrollen kann, es vermag außerdem noch einen vollbepackten Wagen zu tragen. Das Ganze wird von der Landungstelle aus mit Tauen ans Ufer gezogen.
Nach einer englischen Darstellung.

der Tundscha entlang bis zu einem Punkte in unmittelbarer Nähe Adrianopels, wo sie nach Westen abbiegt. Karagatsch wurde mit Einschluß der großen Brücke über die Maritza zwischen Karagatsch und Adrianopel bulgarisch. In einiger Entfernung von Adrianopel überschreitet die Grenze dann die Maritza und geht östlich von ihr in einer Ausdehnung von zwei Kilometern in bis dahin türkisches Gebiet. Sie verläuft weiter am linken Maritzaufer bis zur Enosmündung. Die Maritza selbst wird bulgarisch; ausdrücklich erhält Bulgarien die Rechte zur Ausnutzung des Maritzawassers. Das gesamte abgetretene Gebiet umfaßt 3000 Quadratkilometer.

Radoslawows Erfolg in dieser Frage bedeutete die Erfüllung eines alten bulgarischen Wunsches; nun richteten sich jedoch die bulgarischen Nationalwünsche verstärkt auf Mazedonien, das mit blutigen Opfern erkauft, aber im zweiten Balkanfeldzuge an das raubsüchtige Serbien wieder verloren gegangen war. Wohl erkannten die Balkandiplomaten des Vierverbands die Gefahr, die ihnen und ihrer Politik durch die Vorenthaltung bulgarischer Ansprüche auf Mazedonien drohte. Sie wandten alle Mittel auf, um von Serbien ein Nachgeben zu erzielen, und wirklich gab auch Serbien nach langem Ringen mit sich selbst ein Stück Mazedoniens preis unter der Voraussetzung, daß ihm gewaltige Stücke von Bosnien und der Herzegowina werden würden. Allerdings sollte Bulgarien das Stück Mazedonien bis zum Wardar erst nach dem Kriege erhalten. Als die bulgarische Regierung auf die Unsicherheit dieser Versprechung hinwies, erklärten sich die Vierverbändler zu einer sofortigen Besetzung des betreffenden mazedonischen Gebietes bereit, um es für Bulgarien sicherzustellen.

Die neue türkisch-bulgarische Grenze.

Bulgarien ließ aber keinen Zweifel darüber, daß ihm angesichts so vieler Rechtsbrüche des Vierverbandes während des Weltkrieges diese schmalen Aussichten, dazu auf ein so mageres Stück Mazedoniens, nicht genügten, um darauf eine vierverbandfreundliche Politik aufbauen zu können. Die Verhandlungen konnten im letzten Grunde auch nur noch hinhaltenden Zweck haben; Bulgariens Weg lag bereits klar gezeichnet vor ihm. Ein Vertrag wie der türkisch-bulgarische Maritzavertrag konnte ja nur seinen Zweck erfüllen auf der Grundlage des beiderseitigen festen Willens zum politischen — also im Kriegsfall auch zum militärischen — dauernden Zusammenarbeiten. Diese Auffassung erhielt sehr bald seine Stütze durch den Verlauf der Geschehnisse. In der Augustsitzung des deutschen Reichstages hatte der Reichskanzler die bedeutungsvollen Worte gesprochen: „Neue Heere stehen zu neuen Schlägen bereit." Und während unsere siegreichen Truppen ihre Stellungen noch bis zu stellenweise 150 Kilometer tiefer in Rußland hinein vorschoben, kündete am 20. September bereits der Donner deutscher und österreichisch-ungarischer Geschütze an der Donau, was der Reichskanzler mit neuen Schlägen gemeint hatte. Wohl spotteten die Feinde, als nach der Beschießung Belgrads durch die Österreicher und Ungarn im Verein mit den Deutschen vorläufig nichts weiter erfolgte, es handele sich um eine Demonstration der Mittelmächte. Französische und englische Flieger, die von Serbien aus weite Strecken Ungarns überflogen, bestätigten die feindliche Meinung anscheinend damit, daß sie meldeten, von größeren Truppenansammlungen nirgends etwas gesehen zu haben. Der Wiederaufnahme des Angriffs auf Serbien, von der in den nächsten Tagen nach der Be-



Photoglob-Abteilung der Vereinigten Kunstanstalten, Zürich.

Landungstelle und Kathedrale von Belgrad, vom Kalimegdan aus gesehen.

schießung Belgrads nur in Grenzkämpfen mit Streifzügen beiderseits über die Save-, Drina- und Donauufer etwas zu merken war, folgte sogleich die bulgarische Mobilmachung, die wiederum sofort die griechische nach sich zog. Die griechische Regierung gab sofort kund, daß ihre Mobilmachung nicht gegen Bulgarien gerichtet sei. Der Bündnisfall gegen Serbien liege durch die Tatsache der bulgarischen Mobilmachung noch nicht vor. Rumänien, das auch mit gespanntester Aufmerksamkeit der Entwicklung der Ereignisse folgen mußte, verhielt sich vorläufig vollständig ruhig, ließ aber einen deutschen Eisenbahnwagen mit Gold in deutscher Prägung beladen nach der Türkei durchfahren — eine nicht unbedeutsame Abweichung von früheren Maßnahmen und Grundsätzen. Diese Vorgänge erregten die größte Beunruhigung des Vierverbandes, der nun einzusehen begann, daß sich die Verhältnisse auf dem Balkan in einer ihm sehr unerwünschten Weise zu gestalten begannen. Die feindliche Presse, voran die Rußlands, fing an, Bulgarien zu schmähen, die Diplomaten begannen zu drohen und verlangten eine sofortige Aufhebung der bulgarischen Mobilisierung. Sie erkannten immer klarer, wie notwendig eine militärische Unterstützung Serbiens geworden war. Aller Augen warteten auf Griechenland. Da dieses jedoch keine Miene machte, einzugreifen, gedachten die Vierverbändler, den schwierigen Knoten mit einem Schlage zu durchhauen. Der russische Gesandte überreichte der bulgarischen Regierung am 3. Oktober eine Note in Form eines Ultimatums, das in schroffer Weise den offenen Abbruch der bulgarischen Beziehungen zu den Mittelmächten innerhalb 24 Stunden forderte.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

König Konstantin von Griechenland.



General Schekow,
der Oberkommandierende der bulgarischen Armee.

Ebensowenig wie der Ton dieser Note konnte ihr Inhalt die bulgarische Regierung schrecken. Sie änderte ihre Haltung auch nicht unter dem Eindruck der Tatsache, daß der englische General Hamilton mit einem Stabe englischer und französischer Offiziere in Saloniki landete, und unbekümmert um das neutrale Griechenland dort Vorbereitungen für eine Hilfsexpedition des Vierverbandes zugunsten Serbiens traf. Die bulgarische Antwort an Rußland erfolgte am 5. Oktober. Sie war aber für dieses so unbefriedigend, daß der russische Gesandte sofort den Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Bulgarien amtlich kundgab. Der englische, französische und italienische Gesandte schlossen sich dem russischen Gesandten an, teilten mit, daß sie ebenfalls auf dem Boden des russischen Ultimatums ständen und forderten und erhielten ihre Pässe. Am 6. Oktober reiste auch der Vertreter Serbiens ab. An der Haltung Bulgariens gegenüber dem Dreibund Deutschland, Österreich-Ungarn und Türkei war nunmehr auch nicht der leiseste Zweifel mehr möglich.

In Griechenland versuchte Venizelos jetzt noch einmal ein Eingreifen der griechischen Armee auf seiten Serbiens und des Vierverbandes herbeizuführen. In einer bewegten Kammersitzung legte er am 5. Oktober den Vertrag mit Serbien so aus, daß Griechenland unbedingt mit einer Heeresmacht von 100 000 Mann sich zu seinem nördlichen Nachbar halten müsse. Noch am Abend desselben Tages aber wurde Venizelos von dem griechischen König in Audienz empfangen, der ihm erklärte, daß er der Politik des gegenwärtigen Kabinetts nicht bis zu Ende folgen könne. So war denn Venizelos gezwungen, seine Entlassung einzureichen. Ministerpräsident wurde an seiner Stelle Zaimis (siehe Bild Seite 364), den bald darauf der etwa 80jährige Skuludis (Bild S. 364) ablöste. König Konstantin vertrat hinsichtlich des vielumstrittenen Bündnisvertrages mit Serbien die Auffassung, daß ein etwaiger Krieg Bulgariens gegen Serbien nach den gegenwärtigen Verhältnissen einfach ein Anhängsel des Weltkrieges sei, für den der serbisch-griechische Vertrag nicht gedacht sei. Gegen die Landung von Truppen in Saloniki (siehe Bild Seite 365) hatte Venizelos selbst noch einen formellen Protest einlegen müssen, da Griechenland sich durch diese Maßnahme des Vierverbandes in seiner Neutralität gestört fühlte. Dennoch nahmen



General Naidenow,
wurde an Stelle Schekows zum bulgarischen Kriegsminister ernannt.




Venizelos.



Phot. Paul Wagner, Berlin.

Demetrios Gunaris,

die früheren griechischen Ministerpräsidenten.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Alexander Zaimis.

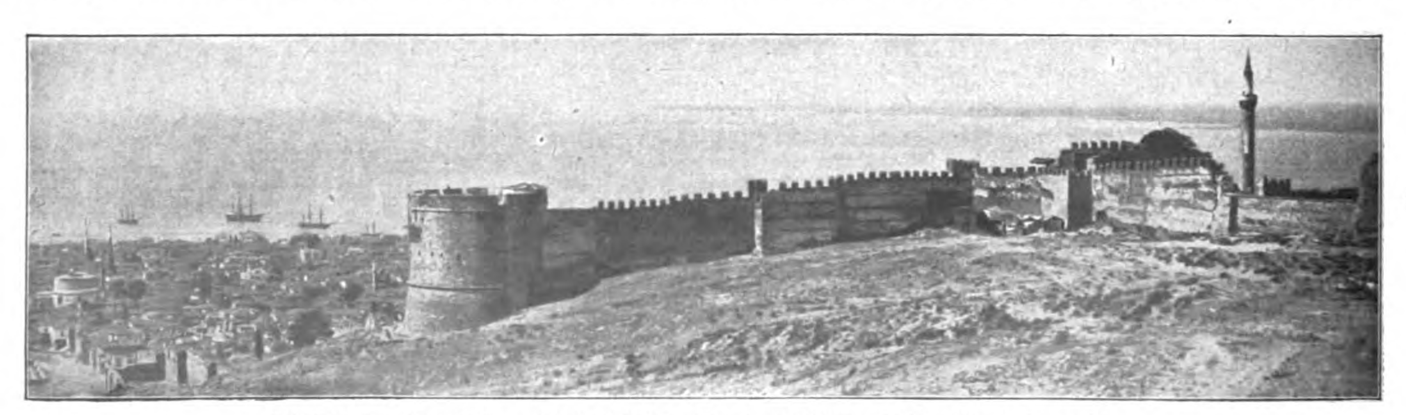


Skuludis,

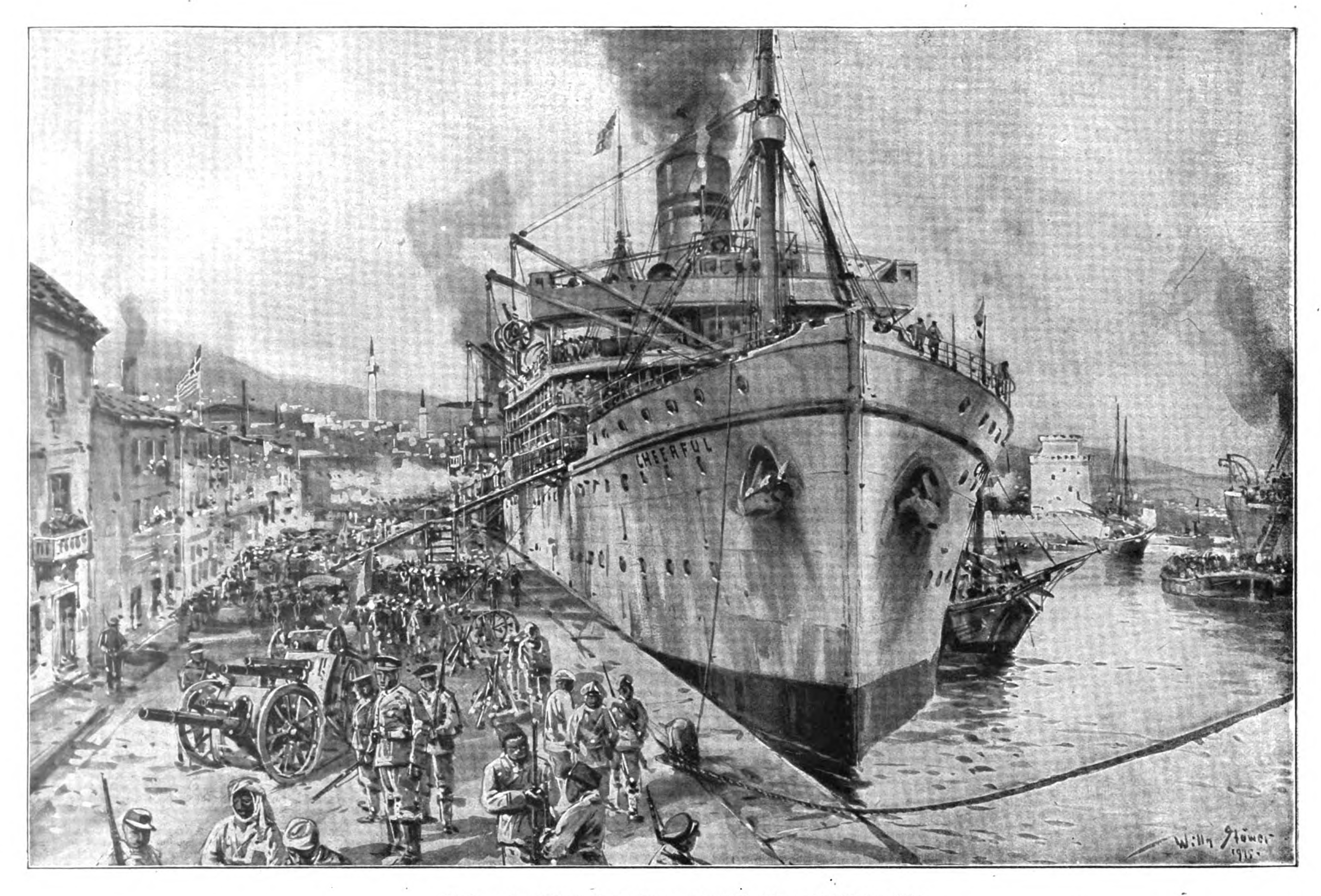
der neue griechische Ministerpräsident nach dem Rücktritt Zaimis'.

die Landungen vom 5. Oktober ab ihren Fortgang. Die griechische Regierung, die hier augenscheinlich nur dem Zwange folgte, ließ auch die Benutzung des griechischen Schienenweges von Saloniki auf serbisches Gebiet zu. Nachdem Griechenland jedoch am 6. Oktober auch einen Protest der deutschen Regierung gegen die Zulassung der Landung erhalten hatte, ließ es in den weiteren Verhandlungen mit dem Vierverbande, die emsig fortgesetzt wurden, keinen Zweifel darüber, daß es mit den Mittelmächten nicht in kriegerische Verwicklungen geraten wollte. Währenddessen rückte Mackensen, der neue Oberbefehlshaber der für Serbien bereitgehaltenen Armee, bestimmungsgemäß in Serbien ein. Die deutschen Truppen unter dem rühmlichst bekannten General der Artillerie v. Gallwitz (siehe Bild Seite 108) und die österreichisch-ungarischen Soldaten unter dem Befehl des Feldzeugmeisters v. Köveß (siehe Bild Seite 211), des Siegers von Brest-Litowsk, zogen auch auf serbischem Boden von Erfolg zu Erfolg. Der erste Streich wurde gegen die serbische Hauptstadt Belgrad (siehe Bild Seite 362) geführt, die in erstaunlich kurzer Zeit den Verbündeten zufiel. Die Serben hatten sich unter Mitwirkung der Engländer die erdenklichste Mühe gegeben, die natürlichen Befestigungen nach jeder Richtung hin zu verbessern. Belgrad und sein Hinterland sollte dadurch zu einem Befestigungsganzen ausgebaut werden, das mit Erfolg einen recht langen Widerstand leisten konnte. Aber gerade diese Hoffnung der Serben sollte zuerst zuschanden werden. Obwohl die von unserer Heeresleitung ausgewählte Übergangstelle bei Belgrad im Bereiche der überall auf den Höhen um Belgrad aufgestellten feindlichen Geschütze lag, beschlossen die Deutschen und ihre Verbündeten hier den Übergang durchzusetzen, da sie an diesem Punkte die Möglichkeit hatten, den serbischen Widerstand gleich an der richtigen Stelle zu brechen. Am 5. Oktober erhoben die deutschen und österreichisch-ungarischen Geschütze aller Kaliber wieder ihre donnergrollenden Stimmen. Am 6. Oktober setzte die Hauptbeschießung, das eigentliche Wirkungsfeuer, ein und richtete nach Fliegermeldungen ungeheure Verheerungen an. Auch die serbischen Geschütze, die am 5. Oktober zwecks Geheimhaltung ihrer Stellungen noch geschwiegen hatten, verrieten sich nun durch ihr Feuer. Die Wirkung der Beschießung gestattete plangemäß schon um Mitternacht vom 6. zum 7. Oktober die Bereitstellung von Truppen zur Überschiffung. Deutsche Truppen nahmen den Weg über die Zigeunerinsel, die sie den Serben nach zähem Widerstande entreißen konnten (vergleiche „Der Kampf um die Zigeunerinsel" Seite 359). Der 7. Oktober brachte dann eine ungestüme Fortsetzung der Artilleriekämpfe, die sich besonders um den Kalimegdan abspielten. Gegen ihn griffen auch die österreichisch-ungarischen Donaumonitore mit ihren schweren Haubitzen ein. Nach Einbruch der Dunkelheit wurden weitere frische Truppen und Vorräte für die gelandeten Abteilungen trotz des serbischen Feuers vom Vrazar aus mit äußerster Anspannung aller Kräfte über die Donau geschafft. Bei dem Übergang hatten auch Teile der deutschen Marine verdienstvollen Anteil.

Gleichzeitig mit dem Übergang über die Donau und Save an dieser schwierigsten Stelle war auch die Erzwingung des Überganges an anderen Punkten der Donau, Save und Drina geglückt. Die vereinigten Streitkräfte der Mittelmächte brachen an dem größten Teil der serbisch-ungarischen Grenzen erfolgreich in Feindesland ein. Sie bedrohten den ganzen Norden des Königreichs mit einem konzentrischen Angriff, dessen Mittelpunkt bei dem Zusammenfluß der westlichen und südlichen Morava war. In diesem Flußwinkel, dem Raum von Kragujevac, hatten sich die Serben in ihrer stärksten Stellung zusammengeballt. Er war der Kern der umfangreichen Festung, zu der ganz Nordserbien durch Natur und Kunst geworden war. Dorthin mußte der Todesstoß für Serbien zielen. Eine der schwierigsten Vorarbeiten dafür war mit dem Übergang über die Donau, der als ein kriegerisches Ereignis ersten Ranges zu werten ist, glücklich gelungen. Er schritt in der Nähe von Belgrad so rüstig voran, daß schon am 8. Oktober der Hauptteil der Festung in die Hand deutscher und österreichisch-ungarischer Truppen geriet. Diese stürmten die Zitadelle und den Nordteil Belgrads (siehe das Bild Seite 372/373), jene den neuen Konak, die Königswohnung, und drangen im Südteil der Stadt weiter vor. Es war eine Kampfarbeit von unendlicher Schwierigkeit. In manchen Straßenzügen mußte fast jedes Haus erobert



Rückseite der alten Festung Jedikulé (Siebentürme) mit Blick auf Saloniki und den Hafen.



Landung der Vierverbandstruppen in Saloniki am 5. Oktober 1915.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Blick in ein serbisches Tal, in dem deutsche Proviant- und Munitionskolonnen mit Abkochen beschäftigt sind.

werden. Nicht nur Soldaten waren die Verteidiger, sondern auch Zivilisten, darunter Frauen, Kinder und Greise, die mit wütender Erbitterung den Angreifern entgegentraten. In den Straßen waren Barrikaden errichtet, die erst in schwerem Bajonettkampf gestürmt werden mußten. Alle noch so tapfere Gegenwehr, alle Wut und alle serbische Grausamkeit hielt den zielbewußten Ansturm der deutschen und österreichisch-ungarischen Soldaten nicht auf. Belgrad fiel am nächsten Tage vollständig in die Hand der Angreifer. Diese leiteten im Anschluß daran sofort einen machtvollen Angriff auf die überaus stark befestigten Höhen südlich der Stadt ein. Die Armee des Generals v. Gallwitz, die inzwischen den Donauübergang an vielen Stellen abwärts Semendria vollbracht hatte, drängte den Feind in südlicher Richtung vor sich her. Die Beute der deutschen Truppen betrug am 10. Oktober bereits 14 Offiziere und 1542 Mann, 17 Geschütze, darunter 2 schwere, und 5 Maschinengewehre. In die Hand der österreichisch-ungarischen Truppenteile waren 9 Schiffsgeschütze, 26 Feldgeschützrohre, ein Scheinwerfer, zahlreiche Gewehre, viel Munition und anderes Kriegsmaterial, ferner 10 Offiziere und 600 Mann gefallen.

Unaufhörliche Kämpfe spielten sich in den nächsten Tagen um die festungsmäßigen Höhen südlich Belgrads ab. Hier wie auf der gesamten Front wurde der Feind trotz seiner fanatischen Kampfesweise von Stellung zu Stellung geworfen, nachdem diese durch nachhaltiges Artilleriefeuer sturmreif gemacht worden waren. Die erste Hügelstellung südlich Belgrads wurde mit den aus Belgrad fliehenden Serben gleichzeitig erreicht. Sie war ebenso wie die dahinterliegende zweite während der in der Stadt tobenden Straßenkämpfe von den Granaten der verbündeten Batterien jenseits der Donau schon zerwühlt und zerpflügt. Beide Stellungen waren in kurzer Zeit in der Hand der Deutschen und der österreichisch-ungarischen Truppen, auch die dritte und vierte Linie der für uneinnehmbar gehaltenen Stellung wurde von ihnen siegreich überwunden. Der 11. Oktober brachte als einen Hauptерfolg der 40 Kilometer östlich Belgrads tätigen Armee Gallwitz die Eroberung von Semendria (siehe Bild Seite 369) und die Zurückwerfung der Serben auf die stark befestigte Stadt Pozarevac. Auch an der dritten Einbruchstelle, an der Save und der Drina, kamen die Angreifer voran.

Am 12. Oktober griffen — wie erwartet — die Bulgaren in den Kampf ein. Serbische Truppen hatten sich in den Besitz wichtiger, auf bulgarischem Boden gelegener Punkte auf dem Wege nach Sofia zu setzen versucht, und da säumten auch die Bulgaren nicht länger und rückten auf der ganzen serbisch-bulgarischen Grenze in Serbien ein. Mit Umsicht und Kraft vollzogen sie ihren Einmarsch, und bald entwickelten sich auch auf diesem Schauplatze die Kämpfe mit äußerster Erbitterung.

Die Bulgaren mußten, der natürlichen Lage entsprechend, die ganze serbische Ostgrenze überschreiten und dadurch im vollendeten Sinne den von Norden, Nordosten und Nordwesten schon im Gang befindlichen Angriff konzentrisch gestalten. Nur nach Albanien blieb den Serben der Weg frei, ebenso konnten sie in diesem Augenblick noch Anschluß an die schon halb vergessenen Montenegriner finden. Auch der Ausweg nach Albanien mußte als ein verzweifelter Notbehelf betrachtet werden, da in dem vielgeplagten Lande seitens der serbenhassenden Bevölkerung eine freundliche Aufnahme sicher nicht erfolgt wäre. Endlich blieb noch die Verbindung durch Mazedonien mit dem zwar schwankenden, aber immerhin noch nicht unfreundlichen Griechenland und der Landungsarmee der Engländer und Franzosen.

Von dieser hatten einstweilen nur sehr geringe Teile den Vormarsch zu Serbiens Hilfe angetreten. Sie erhielten schon empfindliche Schläge von den Bulgaren, als sie noch gar nicht in Sicht des serbischen Kriegschauplatzes waren.

In einem gewaltigen Halbkreise um ganz Serbien herum schritt der Angriff gegen die Serben von Norden und Osten und teilweise auch schon von Westen Stück für Stück zunächst langsam, aber bald merklich schneller vorwärts. Im Norden drängten die Österreicher und Ungarn und die Deutschen den Feind sofort nach der Erstürmung von Belgrad und der Eroberung von Semendria von Hügel auf Hügel, ständig mit ihm Fühlung haltend, zurück. Der Widerstand der Serben konnte sie, so hartnäckig und mutvoll er war, nicht wesentlich aufhalten. Am 12. Oktober wurde südlich von Belgrad das Dorf Zeleznik genommen, und ferner fielen die Höhen östlich beiderseits der Topciderska in machtvollen Sturmangriffen. Der Angriff der Armee Gallwitz auf Pozarevac, südlich von dem eben eroberten Semendria, blieb im Fortschritt, die Straße Pozarevac—Gradiste ward in südlicher Richtung überschritten. Gegen die österreichisch-ungarischen Truppenteile südwestlich vor Belgrad versuchten die Serben noch Gegenstöße, sie wurden aber kräftig zurückgewiesen. Österreichisch-ungarische Truppenteile nahmen den Serben auch mehrere Schützengräben an der unteren Drina weg.

Am nächsten Tage fielen schon die Werke der Nord-, West-, Ost- und Südostfront des festungsartig ausgebauten Ortes Pozarevac. Die Österreicher und Ungarn stürmten im Vordringen von Belgrad nach Südosten die besonders stark verschanzten Stellungen auf den Bergen Erino Brdo, Cunak und der Stazara. Planmäßig gingen die Unternehmungen der Heeresgruppe Mackensen auch am nächsten Tage weiter. Südlich von Belgrad und Semendria wurden die Serben weiter zurückgedrängt und mußten 450 Gefangene und 3 Geschütze, darunter ein schweres, in den Händen der Deutschen lassen. Die Werke auf der Süd-

front von Pozarevac wurden ebenfalls gestürmt, und damit hatten die Serben auch diesen festen Platz verloren.

(Fortsetzung folgt.)

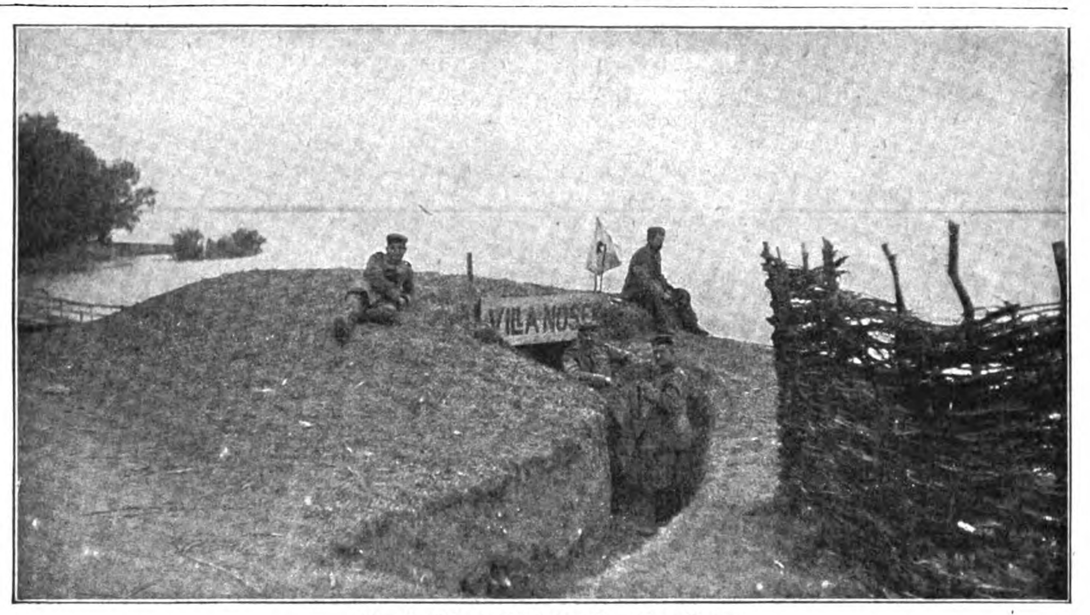
Illustrierte Kriegsberichte.

Die Erstürmung des französischen Schanzwerkes Marie-Thérèse in den Argonnen.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Die Kämpfe in den Argonnen werden für alle Zeiten zu den glänzendsten Waffentaten der Truppen zählen, die hier unter dem Oberbefehl des deutschen Kronprinzen einem vielfach stärkeren Gegner in monatelangem Minen- und Artilleriekampf schwere Verluste beibrachten.

Besonders erbitterte Kämpfe tobten seit Juli um die zwischen Binarville und Varennes gelegenen französischen Höhenstellungen von Marie-Thérèse, die keilförmig in unsere Front vorsprangen und von den Franzosen zu einem stark befestigten Schanzwerk ausgebaut worden waren. Für die Kämpfe im Argonnenwald war diese Höhenstellung von größter strategischer Bedeutung, denn wer sie besaß, beherrschte von hier aus nicht nur das ganze umliegende Waldgebiet, sondern vor allem auch die etwa 100 Kilometer in südlicher Richtung vom Lager von Châlons über St. - Menehould — Clermont-en-Argonnes nach Verdun führende Heerstraße, die, seit durch die Einnahme von St.-Mihiel die Verbindung Verduns mit Toul und Epinal unterbrochen wurde, die einzige Lebensader war, durch die das gewaltige Bollwerk der französischen Ostfront noch mit Paris und dem Innern des Landes in Verbindung stand. Die französische Heeresleitung wandte daher alles auf, um dem weiteren Vordringen unserer Truppen gegen diese Straße Halt



Bombensicherer Unterstand an der Donau.



Die leitenden Offiziere beobachten den Übergang der Truppen über die Donau.



Die ersten österreichisch-ungarischen Truppen setzen auf Brückenkähnen über die Donau.

Der Einmarsch in Serbien.

Nach Aufnahmen der Berliner Illustrationsgesellschaft m. b. H.

zu gebieten. Bombensichere Unterstände wurden geschaffen, ein Labyrinth von Wolfsgruben, Minen und Drahtverhauen angelegt, jeder Schützengraben mit Maschinengewehren, Revolverkanonen und Bombenwerfern geradezu gespickt, so daß die französischen Stellungen, deren Verteidigung man nur kampferprobten Truppen anvertraute, schlechterdings uneinnehmbar erscheinen mußten. Trotzdem kamen unsere tapferen Feldgrauen vorwärts und eroberten in heißem Ringen vom 20. Juni bis 13. Juli die Werke Labordère, Central, Cimitière, Bagatelle und die Höhe 285. Damit hatten sie den vordersten Hang der französischen Höhenstellungen erreicht; es galt jetzt noch den Gegner von der anderen Seite wie vom Rand der Höhen zu vertreiben. Hier bildete das nach der Farm Marie-Thérèse benannte Werk den Hauptstützpunkt der Franzosen, die es mit vielen Unterständen, Blockhäusern und Beobachtungsstellen ausgebaut hatten. Auf der vorspringenden „Eselsnase" und dem St.-Hubertus-Rücken gelegen, fiel es senkrecht zu beiden Ufern des Charmebaches ab, im Bogen in unsere Linien hineinragend. Dieses Werk samt seinen zahllosen Gräben, die es in mehrfachem Kranze umgürteten, zu erobern, war das Ziel des Angriffs, den am Morgen des 8. September die unter der Führung des Generals v. Mudra (siehe Bild Seite 269) stehenden Truppen unternahmen. Wenige Tage vorher hatten sie bereits das Werk St.-Martin erstürmt, das am weitesten gegen unsere Front vorgeschoben war. Von Marie-Thérèse aus hatten die Franzosen wochenlang unsere Stellung mit Wurfminen beschossen und dabei den Wald, der an den Abhängen grünte, hinweggefegt, daß nicht einmal mehr ein Baumstumpf auf dem kahlen, von Granaten aufgewühlten Lehmfeld übrig blieb.

Um 8 Uhr morgens begann unsere Artillerie die feindlichen Stellungen ununterbrochen bis 11 Uhr zu beschießen, um den Sturmangriff der Infanterie vorzubereiten. Die Wirkung dieses Artilleriefeuers muß furchtbar gewesen sein, denn gefangene Franzosen sagten aus, daß sie selbst bei Arras und Ypern keiner derartig verheerenden Beschießung ausgesetzt gewesen wären. Um 11 Uhr verstummten die Kanonen, und württembergische, reichsländische und preußische Regimenter stürmten aus ihren Gräben auf die feindlichen Stellungen. Eine halbe Stunde später hatten sie schon die vordersten Gräben erobert, obwohl sich die Franzosen mit größter Tapferkeit zur Wehr setzten und ihre Artillerie sie durch ungeheure Munitionsverschwendung zu unterstützen suchte. Mit Handgranaten und Gewehrkolben bahnten sich die Württemberger den Weg zu den Schanzen des Werkes Marie-Thérèse, aus deren Unterständen und Blockhäusern sie ein Hagel von Geschossen empfing. Trotzdem aber gelang es den Angreifern, auch hier über die Brustwehren ins Herz der feindlichen Stellungen einzudringen, und wenige Minuten nach 12 Uhr hatten unsere Feldgrauen das ganze Werk Marie-Thérèse in festem Besitz. In einer Breite von über 2 Kilometern waren unsere Truppen 300 bis 500 Meter tief in die französische Front eingedrungen und behaupteten das eroberte Gelände siegreich gegen alle noch so wütenden Gegenangriffe des Feindes.

Was diesem Sieg noch besonderen Glanz verleiht, das ist die große Beute, die in die Hände unserer Truppen fiel: außer 2050 Gefangenen der verschiedensten Regimenter verloren die Franzosen an diesem Tage allein 50 Maschinengewehre, 48 Minenwerfer, eine Revolverkanone, 100 große Flügelminen und eine große Menge anderes Kriegsmaterial, das in dem eroberten Schanzwerk aufgehäuft war. Es war ein Sieg, auf den unser Volk und Heer stolz sein durfte, und es war die beste Antwort auf die prahlerische Prophezeiung des französischen Oberbefehlshabers, der erst wenige Tage vor unserem großen Argonnensieg seinen Truppen verkündet hatte, daß die bevorstehende Offensive den Krieg an die Ufer des Rheines tragen werde.

Kriegsgeld.

Unter den vielen merkwürdigen Dingen, die uns der Weltkrieg bescherte, steht nicht an letzter Stelle und als durchaus charakteristisches Zeichen für die veränderten Verhältnisse das Kriegsgeld. Erst kamen die Zwei- und Einmarkscheine, dann als Schluß gewissermaßen der eiserne „Kriegsfechser", das Fünfpfennigstück, das wir nur in Nickel geprägt zu sehen gewohnt waren. Aber Nickel war selten geworden bei uns, denn seine Hauptfundorte sind Neukaledonien und Kanada. Das Kriegsgeld ist eine alte Erscheinung. Wir kennen es bereits aus dem alten Rom, wo in den hannibalischen Kriegen die Staatsfinanzen im kläglichsten Zustand waren und man sich entschloß, die Silber- und Kupfermünze zu verringern, den gesetzlichen Kurs des Silberstücks um mehr als ein Drittel zu erhöhen und eine Goldmünze weit über den Metallwert auszugeben.

Die bei Schaffung des römischen Kriegsgelds üblichen Maßnahmen wurden auch für alle kommenden Zeiten beibehalten in allen Staaten und in allen großen Kriegen. Entweder erhielt das vorhandene Geld einen weit über den üblichen hinausgehenden Kurs oder das neugeprägte ward in einer Legierung hergestellt, die zu dem Nennwert des Stücks in keinem Verhältnis stand. Eine große Rolle spielte das Kriegsgeld im Dreißigjährigen Krieg, wo zum Beispiel der vollwichtige Speziestaler, ursprünglich gleich 68 Kreuzern, schließlich auf den Nennwert von 600 Kreuzern in der vorherrschenden schlechten Münze stieg. Von den damaligen Münzverhältnissen kann man sich eine ungefähre Vorstellung machen, wenn man hört, daß man vom Silber allmählich zu fast reinem Kupfer überging, das nur knapp weißgesotten wurde, daß schließlich auch das Kupfer zum Münzen noch zu gut war und man wie in Leipzig einfach eckige Blechstücke stempelte und als Kleingeld ausgab. Nicht ganz so arg, aber noch schlimm genug, ging es im Siebenjährigen Krieg zu, wo unter Fried-



Eine Straße in Semendria nach der Erstürmung am 11. Oktober 1915.

änden und
ing. Trotz-
r über die
gen einzu-
ten unsere
stem Besitz.
sere Trup-
Front ein-
de siegreich
s Feindes.
rleiht, das
r Truppen
Regimenter
Maschinen-
100 große
riegsmate-
häuft war.
r stolz sein
prahlerische
rs, der erst
sieg seinen
e Offensive
verde.

ie uns der
lle und die
derten Ver-
i- und En-
der eisern
wir nur
r Nickel
ndorte
ist eine
alten
finanzen
tichlos,
gele
zu er
vert

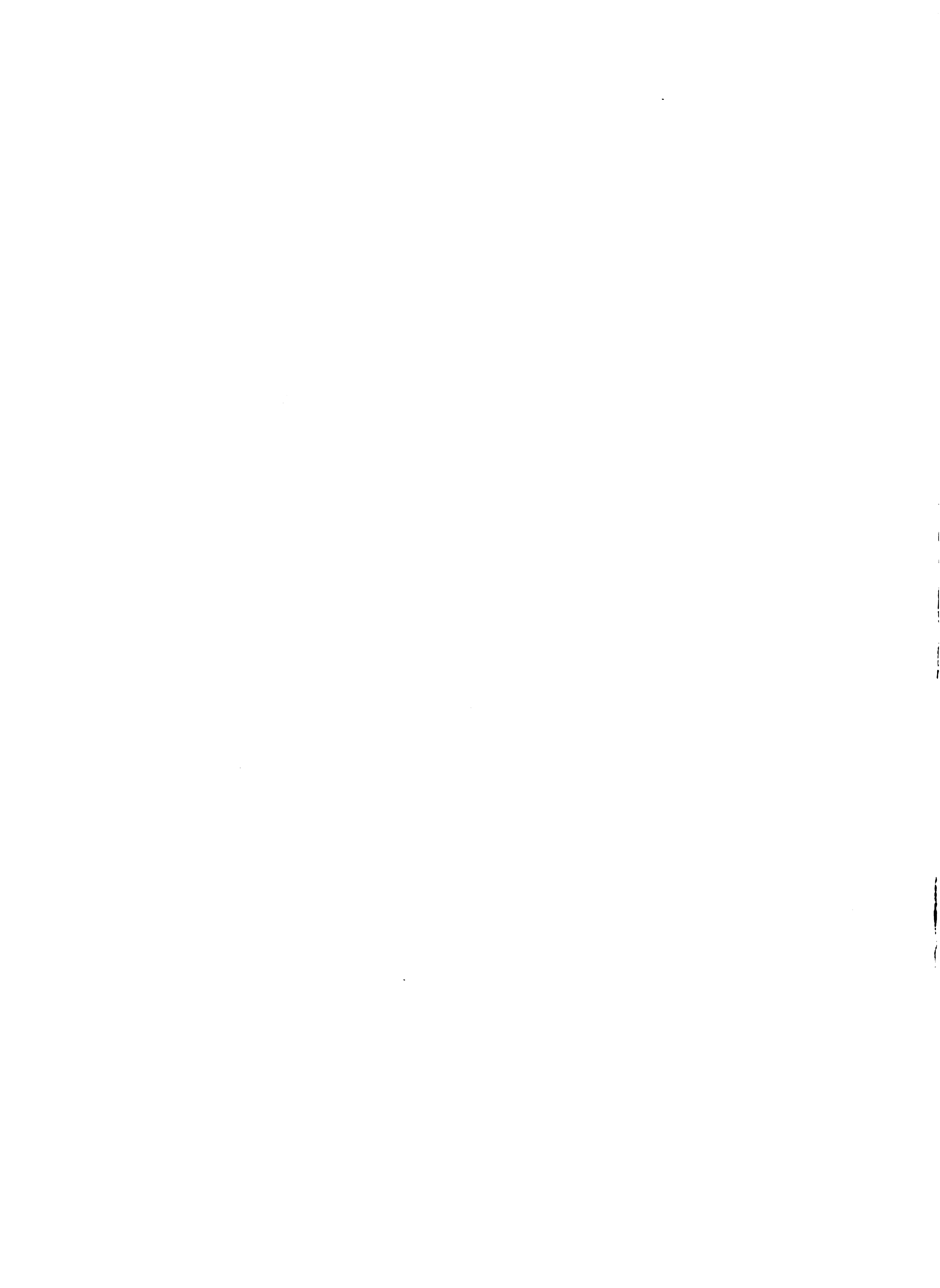
lds ü
Zeit
en K
weit
nenge
r Leg
ie zu
s St
ältnis
Rolle
ld im
Krieg,
l der
iestal
ich 68
ich auf
n 600
orherr
n
den
erhalt
eine
ng ma
t, daß
lmähli
pfer ü
ur
wurde,
das Kur
noch zu
n wie
ich
pelte
aus
arg,
nug,
njahr
ter F



Erstürmung des französischen Schanzwerkes Marie-Thérèse in den Argonnen durch

Nach einer Originalzeichnung

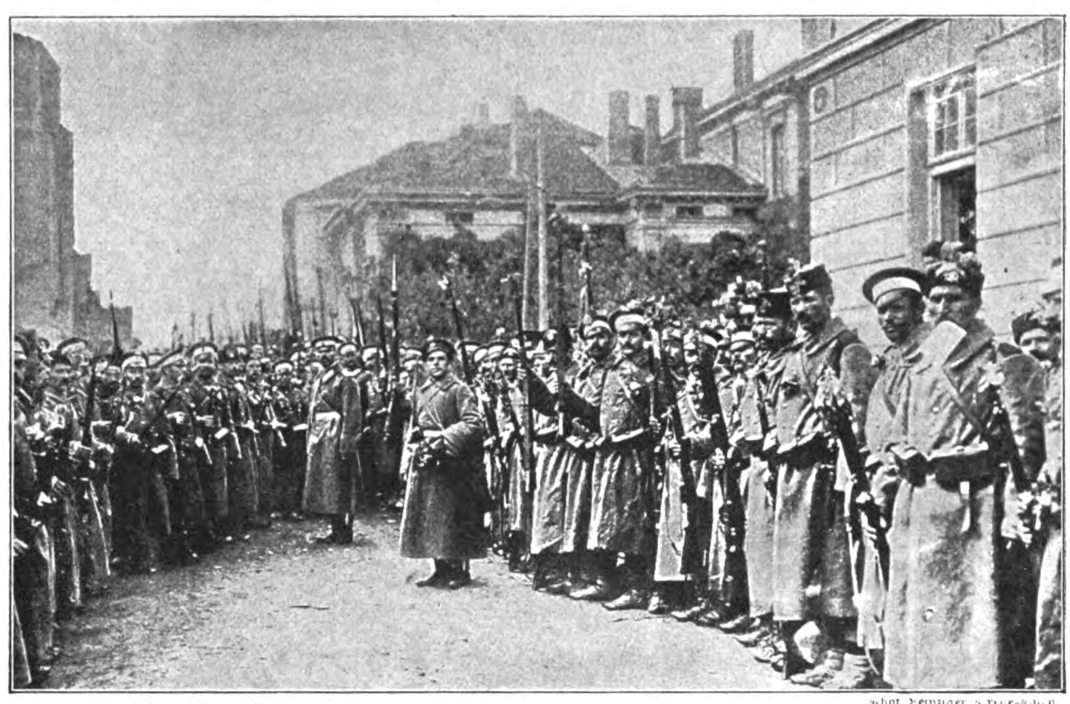






Hessische Truppen erstürmen die Zitadelle von Semendria am 11. Oktober 1915.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Neumann.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Bulgarische Regimenter, feldmarschmäßig ausgerüstet und zum Abmarsch geschmückt, auf dem Hauptplatz in Sofia.

rich dem Großen sehr geringhaltige Münzen von der Firma Ephraim, Itzig & Co. geprägt wurden, die sogenannten Ephraimiten, die der Volkswitz ganz richtig charakterisierte als:

Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Fritz, von innen Ephraim.

Mit dem achtzehnten Jahrhundert kam auch die Zeit für das Papiergeld, und seine größte Verwendung als Kriegsgeld erlebte es in der großen französischen Revolution und deren Kriegen. Im Jahre 1789 setzte man 400 Millionen Livres in Anweisungen, Assignaten, auf die geistlichen Güter in Umlauf. Dies Papiergeld sollte nicht nur beim Verkauf dieser Güter an Zahlungs Statt angenommen werden, sondern auch im freien Verkehr als bares Geld angesehen werden. Als man in den Assignaten mit Zwangskurs das einfache Mittel gefunden hatte, allen finanziellen Ansprüchen der Revolutionskriege zu genügen, schwollen die Assignaten zu Bergen an. Endlich wurden sie nur zu $^1/_{833}$ des Nennwerts in Metallgeld angenommen.

Kein späteres papierenes Kriegsgeld hat einen ähnlichen Mißerfolg erlebt wie die Assignaten. Seit dem Anfang des Weltkrieges arbeitete die Notenpresse vor allem in den finanziell schlechtbestellten Staaten mit Hochdruck, und gegen diese eifrige Tätigkeit ist auch so lange nichts einzuwenden, als das Papiergeld noch eine angemessene Deckung in Gold hat. Aber für so manchen Staat droht erschreckend der Geist des Finanzabenteurers Law und die Erinnerung an die Assignaten unseligen Angedenkens.



Links Fünfpfennigstück aus Nickel, rechts eisernes.

Reuter und Havas.

Anfang Oktober 1914 kam die Meldung, daß die Engländer auch das letzte bis dahin noch tätige deutsche Kabel durchschnitten hätten. In ihrem Feldzug gegen die Wahrheit, den sie weit wirksamer führten als den auf den verschiedenen Kriegschauplätzen gegen uns und unsere Verbündeten, hatten sie damit einen weiteren und sehr folgenschweren Sieg errungen. Anfangs bedingten lediglich wirtschaftliche Interessen Legung und Ausbau der Weltkabel, dann erst kamen andere Gesichtspunkte wie politische, koloniale, strategische in Frage. Als letzter Großstaat baute Deutschland eigene vom Ausland unabhängige Kabel. Aber von den fünfzehn Europa mit Nordamerika verbindenden Linien besaß Deutschland nur zwei, 1900 und 1904 in Betrieb genommen, die nicht direkt verlaufen, sondern von Emden einen Umweg über die Azoren nehmen und von dort nach New York gehen. Beide Linien durchschnitten die Engländer. Außer kleinen Linien im Mittelmeer und in der Ostsee liegt fast der ganze übrige Kabelverkehr der Welt in englischen Händen. Durch die zahlreichen Kabelverbindungen, die ihnen zur Verfügung standen waren schon lange vor dem Krieg die beiden Nachrichtenbüros Reuter und Havas, deren Meldungen wir jeden Tag in jeder Zeitung begegnen, in der Lage, ihr Nachrichtenwesen durchaus in dem ihren Ländern genehmen Sinne auszuüben und ganz auf die Interessen ihrer Länder zuzustutzen. Mit dem Krieg aber wurde ihre Berichterstattung völlig einseitig, und skrupellos gingen ihre bewußt unwahren Nachrichten in alle Welt hinaus, mit Geschick zurechtgemacht, mit Eifer verbreitet und anfangs auch mit vollem Glauben aufgenommen.

Die Agence Havas ist um mehr als ein Jahrzehnt älter als das Londoner Reutersche Büro. Der Kaufmann Charles Havas, nach dem sie genannt ist, hatte ums Jahr 1835 in Paris ein kleines Büro gegründet, das anfangs kein anderes Ziel verfolgte, als die Pariser Presse und die Gesandtschaften mit Übersetzungen ausländischer Zeitungen zu versorgen. In zielbewußter Arbeit erweiterte Havas sein Büro, fünf Jahre nach dessen Gründung richtete er für den Sommer eine regelmäßige Brieftaubenpost mit Brüssel und London ein, und als sein Sohn Auguste 1850 an seine Stelle trat, gab es keine europäische Hauptstadt, wo er nicht seine Korrespondenten hatte. Der Nachfolger, klug und gewandt wie der Vater, nutzte die neuen Verkehrsmittel, Telegraph und Eisenbahn, nach Möglichkeit aus, tat dann aber noch einen entscheidenden Schritt vorwärts, indem er das Pariser Annoncenbüro von Bullier mit seinem Büro verschmolz. Er ließ nun durch Post und Telegraph täglich gegen zweihundert französischen Zeitungen umsonst Nachrichten gegen unentgeltliche Aufnahme einer bestimmten Zeilenzahl von Inseraten zugehen. Dadurch wurde sein Name und seine Agentur den Lesern dieser Blätter geläufig. Der Kreis seiner Korrespondenten wurde immer größer und weiter, den ersten wenigen Unteragenten folgten immer mehr, das Unternehmen wurde ständig weiter ausgebaut. Im Jahre 1879 wurde es in eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von fast neun Millionen Franken umgewandelt. Es teilte sich mit dem Reuterschen Büro in den Nachrichtendienst dergestalt, daß es die Nachrichten einmal aus Frankreich und dessen Kolonialbesitzungen, dann aber auch aus Portugal und Spanien, dem größten Teil der Balkanhalbinsel und Südamerika sammelte und weitergab, während Reuter das Monopol nicht nur für die ganze englisch sprechende Welt hatte, sondern auch für Norwegen, Holland, Belgien, Mittelamerika und Ostasien.

Das Reutersche Büro ist jünger als die Agence Havas, aber es machte eine schnellere und glänzendere Entwicklung durch. Sein Gründer ist der in Kassel geborene Julius Josephat, den 1871 der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha zu einem Freiherrn Paul Julius von Reuter machte. Die Anfänge Reuters waren weit bescheidener als die Charles Havas', der bei Gründung seines Büros ausreichende Mittel zur Verfügung hatte. Reuter hatte sich auch schon auf verschiedenen Gebieten betätigt, aber ohne Erfolg. Zuletzt war er Journalist gewesen und als solcher kam er nach Aachen. Hier sollte er den Grundstein zu Vermögen und Ansehen legen. Eben damals war der Telegraph Aachen—Köln—Berlin dem allgemeinen Verkehr übergeben worden,

und daran knüpfte Reuter, klug die günstigen Umstände benutzend, an. Da Belgien noch keinen Telegraphen hatte und Nachrichten aus dem Westen nur durch die Eisenbahn nach Aachen gebracht wurden, von wo sie telegraphisch weitergegeben wurden, richtete er in Holland, Belgien und Nordfrankreich Brieftaubenposten ein, wie das auch Havas getan, durch die alle Nachrichten schneller als mit der Eisenbahn über Brüssel nach Aachen kamen, von wo sie dann Reuter telegraphisch nach dem Osten weitergab. Wenn er auch nur um Stunden schneller unterrichtet war, so gewannen er und mit ihm seine Abonnenten doch oft für ihre Dispositionen in politischer und kommerzieller Hinsicht einen wichtigen Zeitraum und überflügelten so alle Konkurrenten.

Im selben Jahr, als das erste Überseekabel Calais—Dover gelegt wurde, 1851, siedelte Reuter nach London über. Hier in dieser großen Zentrale des Geldmarkts und des Handelsverkehrs wurde er erst das, was ihm als eigentliches Ziel vorschwebte: R.T.C. (Reuter's Telegram Company), Reuter schlechthin. Allerdings dauerte es noch eine Reihe von Jahren, ehe er so weit kam, und er hatte Widerstände und Hindernisse mannigfachster Art zu überwinden. Erst volle acht Jahre nach seiner Übersiedlung nach London hatte er die Genugtuung, eine seiner Meldungen im ersten Blatt der Hauptstadt zu finden. Da hatte er allerdings auch einen Rekord erreicht: denn was Napoleon III. mittags ein Uhr in den Tuillerien gesprochen hatte, konnten eine Stunde später die Times bereits ihren Lesern mitteilen. Damit war der Bann gebrochen und Reuter wurde nun R.T.C. Wie er einstmals seine Brieftaubenpost eingerichtet hatte, so hatte er in der Folge, ehe es noch Kabel nach Amerika gab, Segeljachten, die die atlantischen Dampfer unterwegs abfingen und ihre Nachrichten eiligst ans Land brachten, von wo sie dann telegraphisch nach London gingen, und so gewann er wie damals wichtige Vorsprünge, wenn auch nur von Stunden. Als er abtrat, wurde sein Sohn Herbert sein Nachfolger, der 1915 durch Selbstmord endete. R.T.C. ist ebenso wie Havas schon lange eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von zwanzig Millionen Mark. Reuter und Havas haben, wie bereits erwähnt, uns lange vor dem Krieg, nur nicht so offenkundig, ihre Feindschaft bezeigt, und es wird nach dem Krieg eine sehr wichtige Aufgabe sein, unseren Nachrichtendienst im Ausland, um ihnen wenigstens einigermaßen das Gleichgewicht zu halten, neu zu gestalten.

Der Kampf um Wilna.

Von Major a. D. Ernst Moraht.

(Hierzu das Bild Seite 374.)

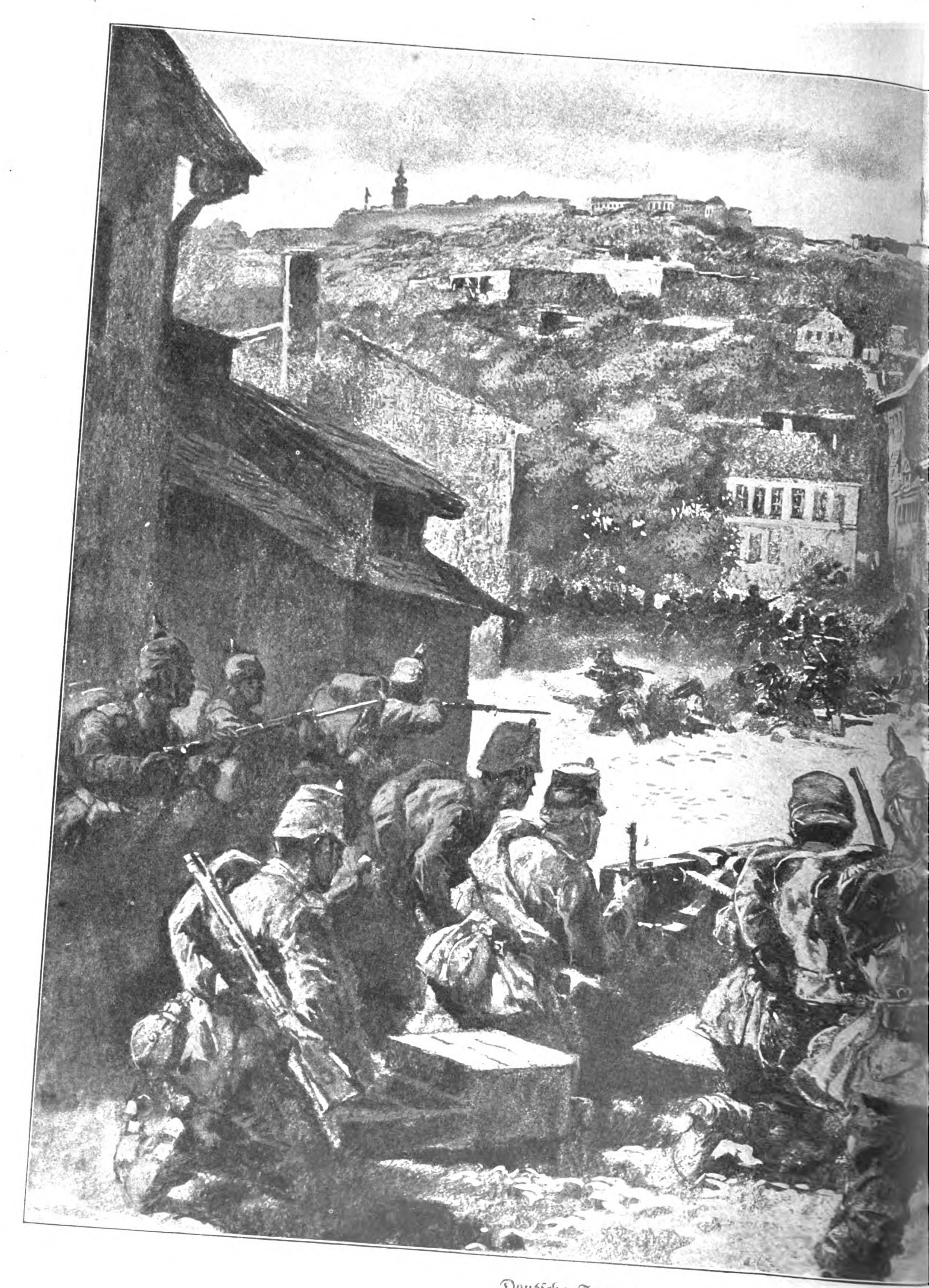
Der schier endlose Rückzug der Russen wurde nach der Übernahme des Oberbefehls durch den Zaren an einigen Stellen unterbrochen. Es schien der ernste Versuch gemacht zu werden, zunächst unsere seit Monaten andauernde Offensive zum Stehen zu bringen, um sie dann durch starken Gegenstoß zurückzuwerfen. Wie vorweg bemerkt werden soll, ist letzteres den Russen nirgends gelungen, während man zugeben muß, daß der Stillstand unserer Operationen im Osten bis zu einem gewissen Grade auf der weit über 1000 Kilometer langen Front eingetreten ist. Zwar lag der Grund hierfür nicht nur an dem Aufraffen der Russen und in der Verstärkung ihrer Heere, welche zeitlich mit der Übernahme des Oberbefehls durch den Zaren zusammenfiel, sondern auch in dem leitenden Gedanken unserer Strategie. Dieser wurde mehr oder minder beeinflußt durch das Auftreten unserer westlichen Feinde in Frankreich und Belgien, und anderseits durch die Vorbereitungen, die von langer Hand hier für den serbischen Feldzug zu treffen waren. Die Defensive gegen Rußland ergab sich somit von selbst. — Kurz bevor dieser Übergang von unserer verfolgenden Offensive zum verteidigenden Stellungskrieg sich vollzog, spielte sich im Raume zwischen Dünaburg und Grodno die Schlacht bei Wilna ab. Nach dem Fall von Kowno hatten starke russische Kräfte, in der Richtung auf die Bahn Warschau-Dünaburg zurückgehend, sich im Raume von Wilna festgesetzt. Die einerseits zwischen Kowno—Wilkomir und nordöstlich davon, anderseits zwischen der Linie obere Meredschanka—Wilna—Swenzjany liegende, etwa 80 Kilometer breite Landstrecke gaben die Russen nur mit größtem Widerstreben nach und nach auf. Es war Sache der Armee Eichhorn, sie Schritt für Schritt zurückzudrängen. Die russischen Hauptkräfte wurden unterdessen, durch starke Nachhuten gedeckt, auf Minsk weiter zurückgeführt. Es entwickelten sich dann nordwestlich der genannten Bahnlinie lang andauernde, hartnäckige Kämpfe, in denen die Russen auch zu erkennen gaben, daß die von Japan und Amerika empfangene Munition den Truppen zugeführt war.

Es ist noch zweifelhaft, ob den Russen ihr Entschluß, den Raum von Wilna auf das Hartnäckigste zu verteidigen, zum Heile gereichte. Vielleicht wäre es klüger gewesen, die Nachhuten weniger stark zu machen und die Hauptkräfte einheitlicher einzusetzen. Die über mehrere Tage sich hinziehenden Schlachten gaben uns, ehe es zum eigentlichen Entscheidungskampf bei Wilna kam, die Gelegenheit, ein Umfassungsmanöver auszuführen, wie es in diesem Kriege leider nur selten zu ermöglichen war. Der breite Raum zwischen Kowno und Dünaburg (siehe auch die Vogelschaukarte Seite 199) weist ein vielfach durchschnittenes Gelände auf. Eine große Anzahl von Seen breitet sich auf sanft gewelltem Landrücken aus und schafft manche Geländeenge, die leicht verteidigt werden kann und hinter der sich Truppenbewegungen vollziehen lassen, die der Gegner nur schwer zu ermitteln vermag, wenn er nicht über einen guten Fliegerdienst verfügt. Letzterer war bei den Russen nur in sehr geringem Grade entwickelt, wie uns die Karpathengefechte und die Rückzugsschlachten in Galizien und Polen gezeigt haben. Wir nutzten das Gelände und die hartnäckige Absicht der russischen Führung, bei Wilna in Nachhutkämpfen uns aufzuhalten, dahin aus, durch unsere Kavallerie die Umfassungsbewegung zu verschleiern, die uns den Sieg in der eigentlichen Hauptschlacht vor Wilna vorbereiten sollte.

Der Ort Wilna selbst war als Hauptknotenpunkt der Eisenbahnen, als wichtiger Platz für den Nachschub und als



Serbische Soldaten an einer Feldküche. Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.



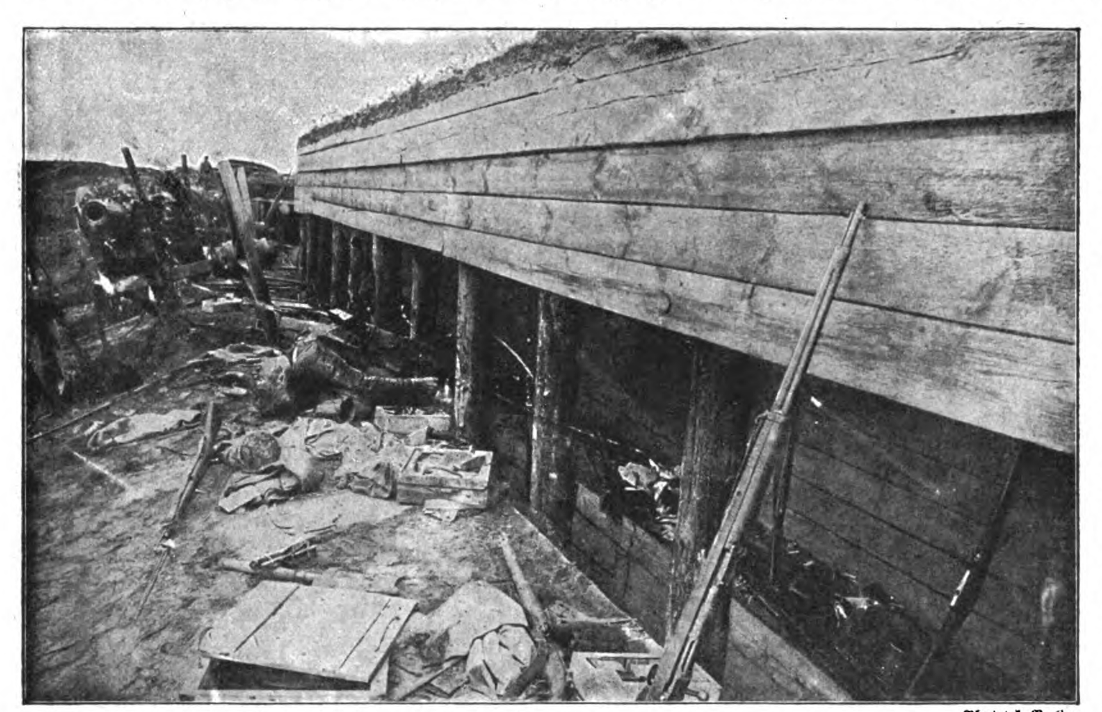
Deutsche Truppen erstürmen den **Nordteil** und

Nach einer Originalzeichnung



…e Zitadelle von Belgrad am 8. Oktober 1915.
…Professor Anton Hoffmann.

Verpflegungszentrale stark befestigt. Der Fluß Wilija schützte den Platz von Westen, Süden und Osten. An das Gebiet des Wilijaflusses, welches noch 40 Kilometer nordöstlich der Stadt zwischen Höhen die Flanke Wilnas verstärkt, schließt sich das Seengebiet bei Swenzjany. Ein Teil der Truppen der Armee Eichhorn griff nun die starke Front der Russen aus dem Vormarsch heraus an. Während der sich entwickelnden Kämpfe führte ein anderer Teil der Armee seine Umfassungsbewegungen zu Ende. In mehreren Kolonnen wurde das Gelände zwischen Wilkomir und Swenzjany, sowie nördlich und südlich davon durchquert. Nur wenig hörten wir von diesem kühnen Umfassungsmanöver, bis es zur vollen Wirkung kam. Zunächst wurde an mehreren Punkten die Bahnlinie Wilna—Dünaburg erreicht. Die sich entgegenstemmenden Russen wurden schnell über den Haufen geworfen. Dem Fernstehenden schien es anfangs, als sollte die Heeresbewegung mehr der Umklammerung Dünaburgs gelten als der Umfassung der Wilnastellung. Dann überraschten uns die Nachrichten aus dem Großen Hauptquartier mit einigen Hinweisen, woraus wir entnehmen konnten, daß die Spitzen der Kolonnen Parallelschwenkungen ausführten, die sie gegen die Bahn Wilna—Minsk führen mußten. Während die linke Flügelkolonne der Armee Eichhorn starke Märsche zurückzulegen hatte und mit den Spitzen auf den Raum von Molodezno stieß, hatte die mittlere Kolonne einen weniger weiten Weg, da ihr vermutlich der Raum von Smorgon als Ziel gesetzt war. Noch weniger Marschgelände hatten andere Umfassungstruppen zu durcheilen. Sie stießen gegen den Raum von Slobodka, ebenfalls an der Bahnstrecke Wilna—Minsk gelegen, 40 Kilometer südöstlich von Wilna selbst.



Phototek, Berlin.

Erstürmte russische Feldstellung bei Wilna, wie sie von den Russen verlassen wurde.
Die photographische Aufnahme erfolgte sogleich nach der Eroberung.

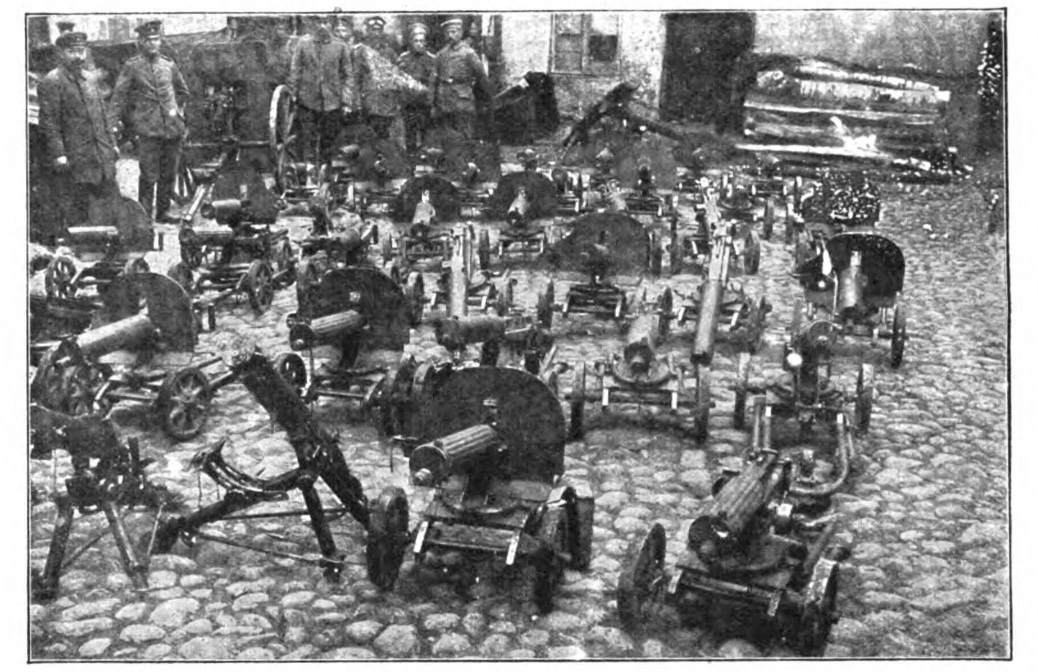
Die unmittelbare Folge dieses genial angelegten Vormarsches war die Trennung der russischen Heeresteile bei Dünaburg von denen, die bei Wilna standen und längs der Bahn Wilna—Minsk gruppiert waren. Kühn war diese deutsche Strategie, aber sie konnte gewagt werden, weil unsere Nachrichten zuverlässig waren, die uns sagten, daß andere deutsche Heeresteile (Armee Below) imstande sein würden, den Raum von Dünaburg derartig zu umklammern, daß die Russen nicht in der Lage wären, aus ihm vorzustoßen. Während die Bewegung der Umfassung ausgeführt wurde, sind die Russen natürlich nicht in Unkenntnis über die ihnen bei Wilna drohende Gefahr geblieben. Es schien aber, als wenn die Schwerfälligkeit der Bewegungen, die immer die russischen Heeresmassen ausgezeichnet hat, sie auch hier verhinderte, sich rechtzeitig der Gefahr zu entziehen. So kam es zu heftigen Kämpfen zwischen Wilna und Molodezno, wo sich die Russen nach zwei Fronten hin zu wehren hatten. Einmal hatten sie sich gegen die Hauptstoßkraft der Armee Eichhorn zu wenden, die in den Wilijabogen, gegen die Stadt Wilna selbst, hinstieß, und dann hatten sie die Flankenstöße abzuwehren, die ihnen den Rückzug nach Minsk abzuschneiden suchten. Trotz der strategisch und taktisch ungünstigen Lage haben sich die Russen mit dem Mut der Verzweiflung einen Weg gebahnt. Erst als die Wirkung des Vormarsches der Armeen Scholtz und Gallwitz fühlbar wurde, die gegen die Front Wilna—Slonim in Bewegung waren, sahen sich die Russen genötigt, bei Wilna selbst eiligst zurückzugehen. Genau zu dieser Zeit, am 18. September, erreichten die Hauptkräfte unserer linken Flügelkolonnen die Punkte Molodezno, Smorgon, Wornjany. Die ersten beiden Orte liegen an der Bahn Wilna—Minsk; der letztere zwischen dieser Bahn und der Wilija, 50 Kilometer östlich von Wilna. Einen letzten Versuch machten die Russen noch, mit eiligst zusammengerafften starken Kräften in Richtung auf Michaliski durchzubrechen. Dieser Versuch mißlang, und nun konnte der Gegner auf der ganzen Linie verfolgt werden.

Der unmittelbare Erfolg unseres Sieges bei Wilna und südöstlich davon lag in der Besitznahme der wichtigen Bahn Wilna—Minsk. Wir konnten sie künftig als Verbindungsweg zwischen unserer Front und dem rückwärts gelegenen Kowno benutzen. Die Russen sahen ihre Bewegungsfreiheit nördlich des breiten Sumpfgebietes des Pripjet wiederum eingeschränkt. Zwar ist nach der Schlacht von Wilna der Anfang des langdauernden Stellungskrieges zwischen Dünaburg—Smorgon—Pinsk zu verzeichnen. Das erfrischende Vordringen auf Minsk kam zum Stehen. 70 Kilometer vor dem Ziel mußten wir uns lange Zeit gegen die überlegene und angreifende russische Zahl wehren. Aber wir zeigten dem Feinde, daß ein Durchbruch für ihn unmöglich geworden war, und daß er die Belagerung von Dünaburg durch seine Angriffe längs der Bahn Minsk—Wilna nicht mehr zu stören vermochte. Für den Monat September gab die Oberste Heeresleitung uns die Anzahl der Gefangenen und den Umfang der Beute an, die im Osten durch uns gemacht wurden. Es waren 421 Offiziere, 95 464 Mann, 37 Geschütze und 298 Maschinengewehre. Ein stattlicher Teil ist als Ergebnis der Schlacht von Wilna zu buchen, die ein Ruhmesblatt in den harten Kämpfen bleiben wird, die die Armee Eichhorn unter ihrem tüchtigen Führer zu überstehen hatte.

Abweisung eines italienischen Angriffs durch österreichisch-ungarische Landesschützen an der Tiroler Grenze.

(Hierzu die Bilder Seite 376 und 377.)

„Sie sollen sie nicht haben, des Brenners Scheidewand, sie sollen sich erst graben ihr Grab in unserm Land," so sangen die Tiroler Landesschützen, als sie im Juni hinaus in die Berge zogen, um wie einst in den Tagen des Sandwirts Andreas Hofer das heilige Land Tirol vor dem Einfall der Welschen zu schützen. Und sie haben Wort gehalten wie ihre Brüder an der Isonzofront, denn an keiner Stelle konnte der Feind auf österreichischem Gebiet festen Fuß fassen oder sich in den Besitz wichtiger Berghöhen und Paßstraßen setzen. Vergebens suchten sich die Italiener in zweimaligem verzweifelten Ansturm auf der Hochebene von Lafraun-



Gefangene Russen auf dem Abtransport in der Nähe von Grodno



Erbeutete russische Maschinengewehre in Grodno.



Ausgrabung einer in der äußersten Fortlinie von Grodno vergrabenen 28-cm-Haubitzbatterie japanischer Herkunft durch hessischen Landsturm.



Von den Russen hinterlassene Munition für die ausgegrabenen japanischen 28-cm-Mörser.

Beute aus den Kämpfen an der nördlichen Ostfront in Grodno.

Nach Photographien von E. Benninghoven, Berlin



Vor einer Befestigung auf dem höchsten Kampffeld in Tirol.



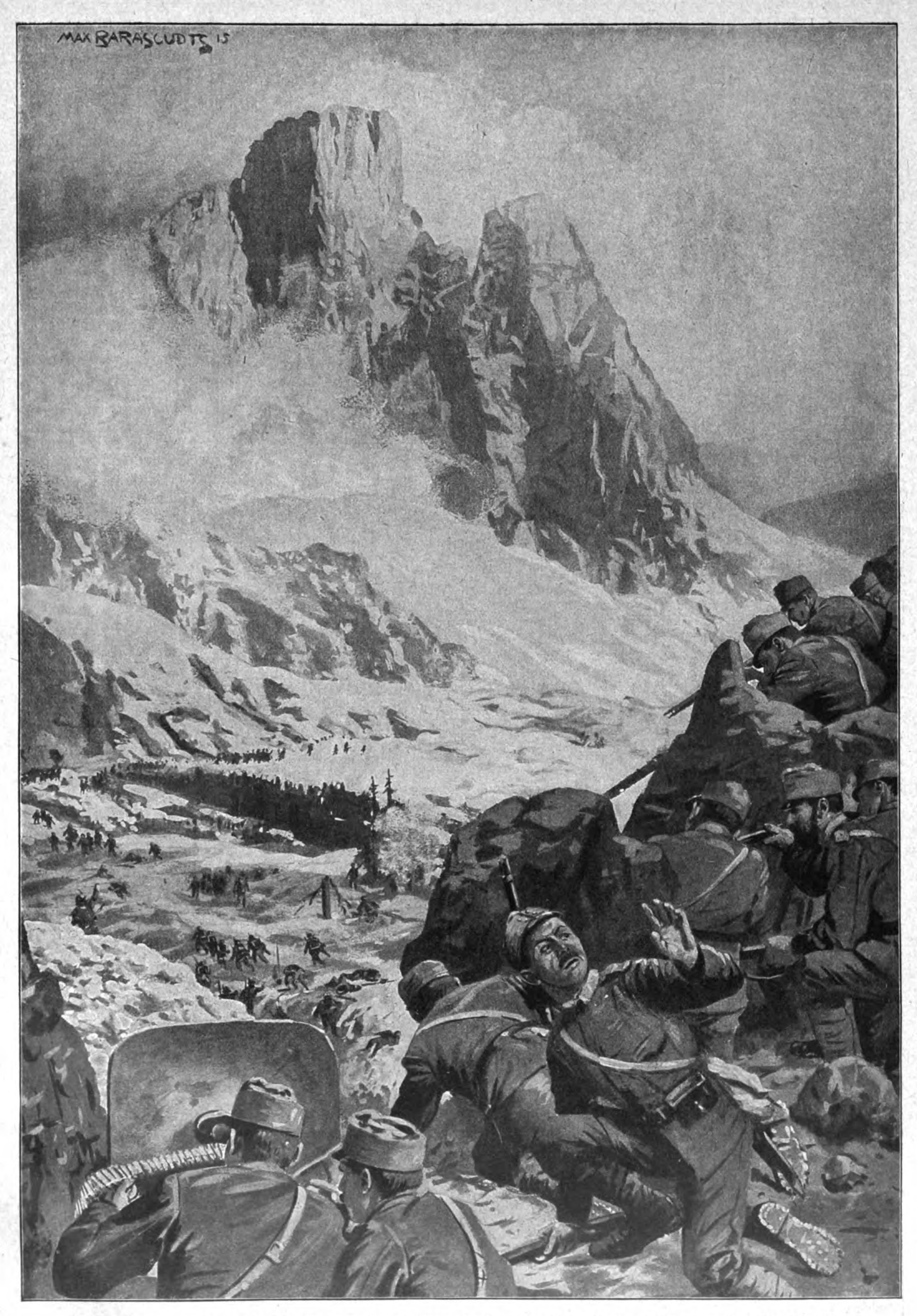
Nach der Zerstörung der Cabana Cedah auf italienischem Boden kehren die Tiroler Standschützen zurück und erwarten weitere Befehle.



Schneeschuhpatrouille in warmer Winterkleidung.

Auf dem höchsten Kampfplatz Europas in 3500 Meter Höhe an der Tiroler Grenze.
Nach Photographien von Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

Vielgereuth den Weg zur „unerlösten" Hauptstadt des Trentino zu bahnen. Ebenso vergeblich war ihr Bemühen, über die Gebirgspässe in die Tiroler Alpentäler einzudringen. Nachdem die Italiener unter schweren Verlusten von den Höhen des Stilfser Jochs vertrieben worden waren, suchten sie über den weiter südwärts zwischen der Ortler- und Adamellogruppe gelegenen Tonalepaß durch das Val di Sole und über die Brentagruppe auf Bozen vorzustoßen. In Edole, dem im Val Camonica gelegenen italienischen Ausgangspunkt der von dort ausgehenden Paßstraßen über den Monte Tonale, zog General Cadorna seine Truppen zusammen, um von hier aus in Tirol einzufallen. Am Abend des 6. August und in der Nacht zum 7. überschritt italienische Infanterie mit zwei Gebirgsbatterien bei der Forllina di Montozzo die Grenze, allein schon am Morgen des 7. August kam es zu einem Gefecht mit den österreichisch-ungarischen Truppen, die den Vormarsch des Feindes nicht nur aufhielten, sondern ihn auch unter erheblichen Verlusten in das Tal del Oglio Frigidolfo zurückwarfen. Die folgenden Tage verliefen ziemlich ruhig, es kam nur zu unbedeutenden Vorpostenplänkeleien, in denen die Tiroler Landesschützen die Oberhand behielten. Erst am 15. August unternahmen die Italiener mit verstärkten Kräften einen neuen Angriff gegen den Tonalepaß. Da der erste Vorstoß der italienischen Infanterie scheiterte, so entwickelte sich in den folgenden Tagen ein überaus heftiger Artilleriekampf, indem die italienischen Batterien die österreichisch-ungarischen Stellungen mit einem Hagel von Geschossen aller Kaliber überschütteten. In den jenem Paß gegenüber gelegenen Felsen hatten die italienischen Artilleristen ihre Geschütze sehr geschickt in Deckung gebracht und durch Minensprengungen und Luftdruckbohrer Unterstände für die Mannschaften und Kasematten zur Aufbewahrung der Munition geschaffen. Von dieser sorgfältig ausgebauten Höhenstellung konnten die Italiener deutlich die österreichisch-ungarischen Feuerlinien erkennen und ihre Geschütze genau auf diese einstellen. Aber auch von der österreichisch-ungarischen Seite aus hatte man denselben Fernblick hinüber zum Feind, dessen Tätigkeit natürlich hüben wie drüben scharf beobachtet wurde. „Die Österreicher brauchen keine Spione," sagte ein Alpinigeneral zu dem Berichterstatter des Pariser „Journal", der die italienischen Stellungen am Tonalepaß besuchte, „sie sehen uns, wie wir sie sehen, sie wissen an dieser Stelle alles, was wir unternehmen, und wir wissen, was sie tun." So wußte man auch auf österreichisch-ungarischer Seite ganz genau, daß auf das heftige Artilleriefeuer, das bis zum 20. August fast ununterbrochen andauerte, ein allgemeiner Sturmangriff der Infanterie folgen werde, und so konnten denn in Ruhe alle Vorbereitungen zum Empfang des Feindes getroffen werden. „Etwa 200 Meter vor uns,"



Abweisung eines italienischen Angriffs durch österreichisch-ungarische Landesschützen an der Tiroler Grenze.

Nach einer Originalzeichnung von M. Barascudts.



Pioniere schleichen sich an die russischen Drahtverhaue heran. Phot. A. Grohs, Berlin.

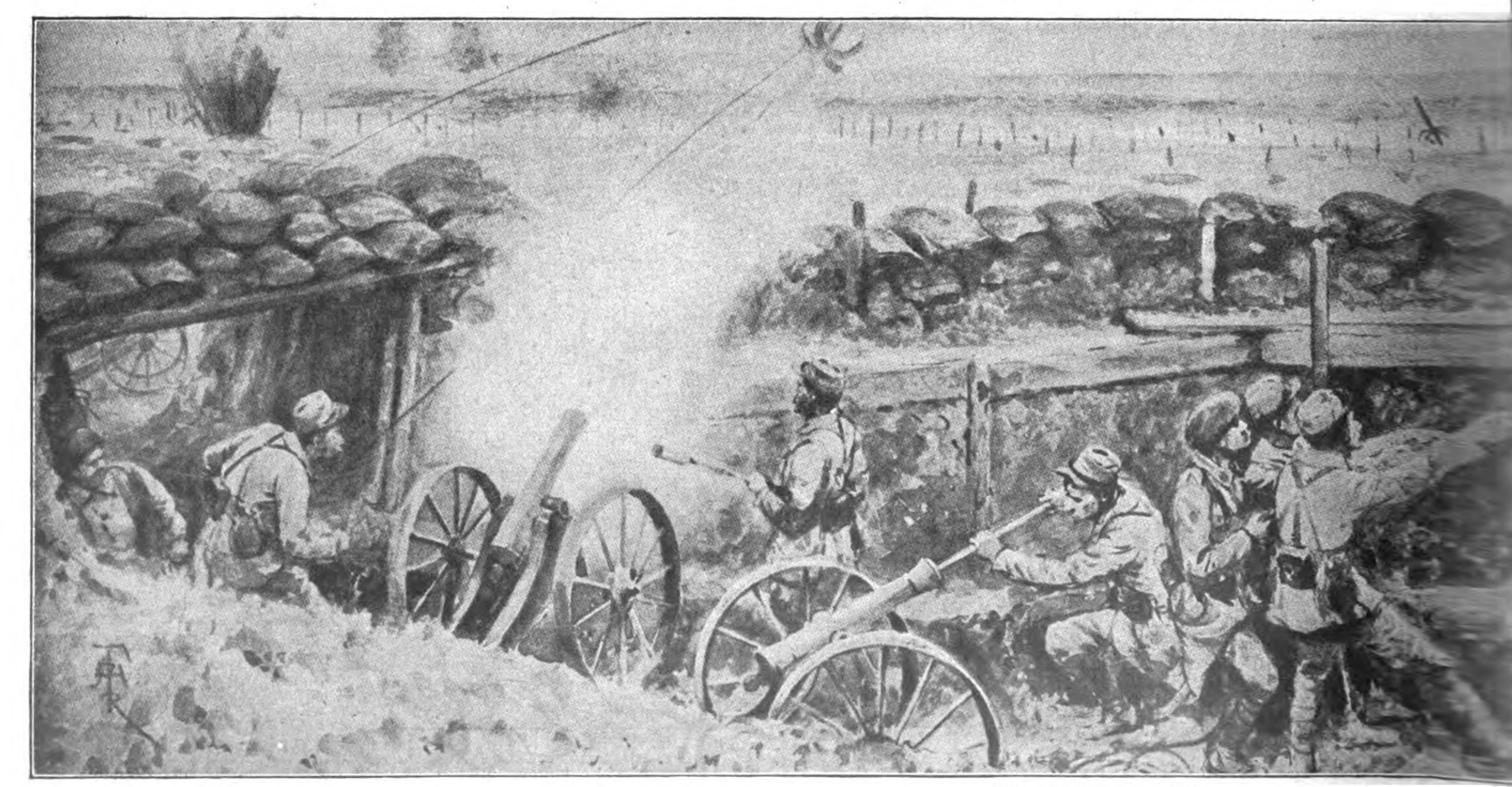
so schreibt ein Tiroler Mitkämpfer, „hinter einem Felsblock gut gedeckt, war eine Fernsprecherstelle, die sowohl mit unserem Kommando als auch mit der weiter rückwärts und westlich von uns stehenden Gebirgsbatterie in Verbindung stand und es den Beobachtern von dort aus ermöglichte, genau das Feuer zu dirigieren. Am zweiten Tage, früh morgens, meldeten die Sicherungsposten durch das Telephon den anrückenden, stark überlegenen Feind. Die Vorhut wurde eingezogen und die vordersten Deckungen sofort besetzt. Es verging eine gute halbe Stunde. Da auf einmal erzitterte die Luft und ein vielstimmiges Echo brach sich an den ringsum emporragenden Felswänden. Unsere Batterie, von deren Standpunkt nur der gut Eingeweihte eine Ahnung hatte, sandte dem anrückenden Feinde eine Lage Schrapnelle als Morgengruß.“ Die Wirkung dieses Feuers war eine derartige, daß die vordersten Sturmkolonnen der Alpini unter schweren Verlusten zu schleunigem Rückzug gezwungen wurden. Ihr Angriff geriet ins Stocken und erst nach zwei Stunden, nachdem die italienische Artillerie nochmals die österreichisch-ungarischen Linien bestrichen hatte, suchten Alpini und Bersaglieri, gedeckt durch ein kleines Gehölz, von einer anderen Seite nach dem Tonalepaß wieder vorzudringen. Sie hatten aber noch nicht das Vorgelände der vordersten österreichisch-ungarischen Schützenlinien erreicht, als sie von einem hinter den Felsgraten in Stellung gebrachten Maschinengewehr Flankenfeuer erhielten. Die Wirkung, die durch das Gewehrfeuer der sicher zielenden Landesschützen noch gesteigert wurde, war eine verheerende. Eine ungewöhnlich große Anzahl an Toten und Verwundeten mußten die Italiener, die nach kurzem Gefecht in ihre alten Stellungen zurückgingen, zurücklassen. Noch hatten sie aber nicht alle Hoffnung, den Tonalepaß zu erobern, aufgegeben. Am 24. August griffen mehrere italienische Bataillone den Paß von beiden Seiten an und auch die Artilleriekämpfe dauerten mit unverminderter Heftigkeit an. Erst am 25. August sahen die Italiener die Aussichtslosigkeit ihrer Angriffe ein, und am anderen Tage stellten sie dieselben endlich ganz ein. Was im Jahre 1800 die napoleonischen Generale Macdonald und Vandamme vergebens versucht hatten, das sollte auch nicht den Truppen Cadornas gelingen, nach wie vor blieb der Tonalepaß und seine Höhen im Besitz der österreichisch-ungarischen Landesschützen, deren unerschrockene Tapferkeit und Ausdauer auch die heftigsten Angriffe des Feindes zum Scheitern brachte.

Erfindungen im Kriege.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 378—380.)

Man wird sich kaum einen Begriff davon machen können, wie außerordentlich zahlreich die Leute sind, die sich be-



Abschießen von Ankern zur Zerstörung



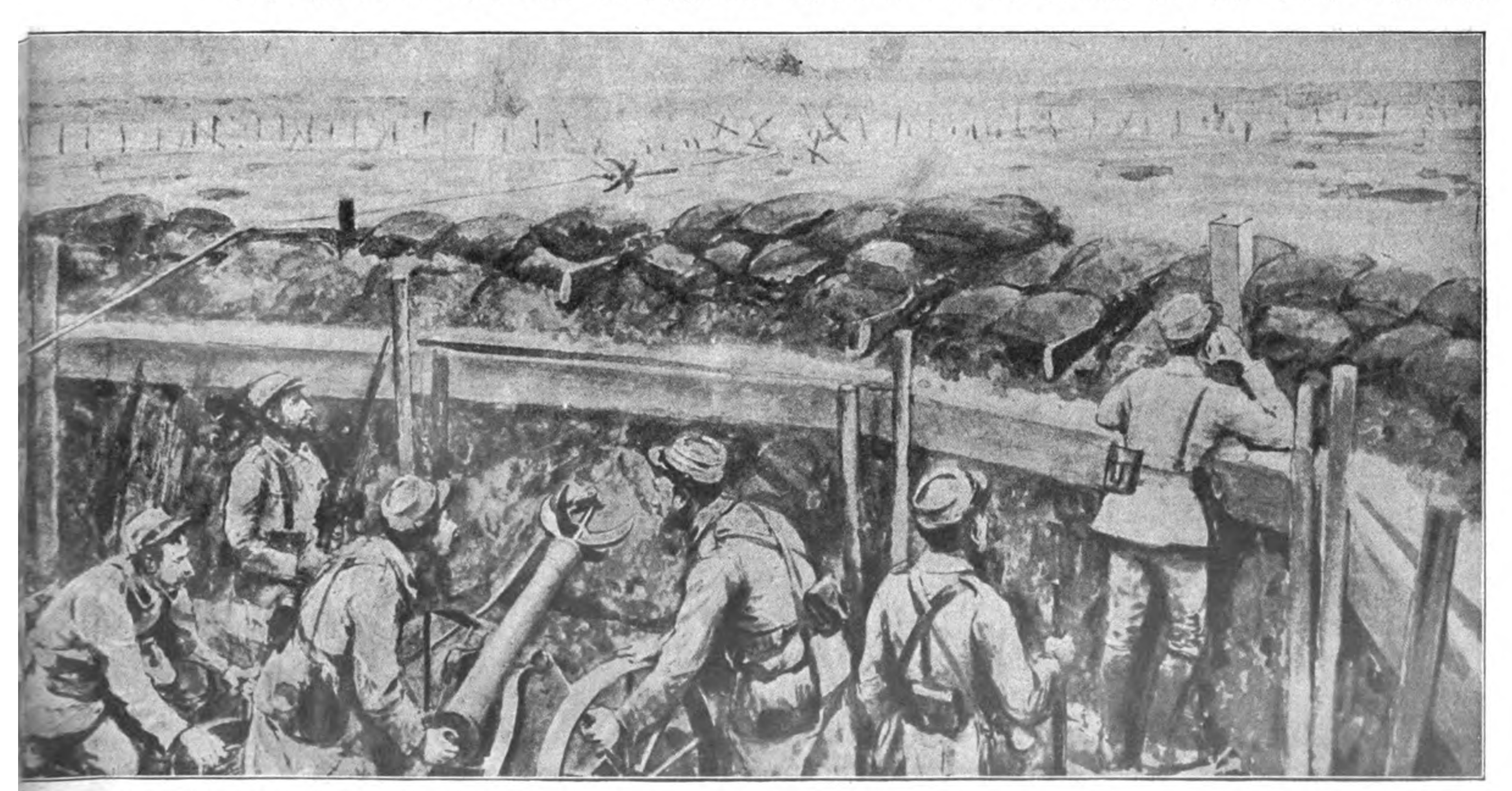
Pioniere beim Zerschneiden der russischen Drahtverhaue. Phot. A. Grohs, Berlin.

rufen fühlen, durch Neuerungen, Erfindungen oder neue Anregungen zum Wohl des Vaterlandes mitzuarbeiten. Nun ist gewiß dieses Streben sehr anerkennenswert, besonders wenn die Motive auch wirklich die selbstlosen sind, die in den Eingaben an die Behörden meist genannt werden. Aber selbst wenn dieses bei einigen nicht der Fall wäre, so sind doch ernsthafte Probleme, die das Ergebnis eingehender, fachmäßiger Studien darstellen, seit Kriegsbeginn oft schon von großem Nutzen gewesen. Leider laufen jedoch bei allen höheren Kommandostellen unzählige Pläne ein, die in einer müßigen Stunde ein Mann sich erträumt hat, der von dem betreffenden Fach nicht die kleinsten Vorkenntnisse besitzt. Über die kritischen, also meist unausführbaren Stellen geht er mit einem kühnen Gedankensprung hinweg oder „überläßt die nähere Ausarbeitung darüber der Heeresleitung oder dem Kriegsministerium, was ja nicht mehr viele Schwierigkeiten haben dürfte“ — nachdem er nämlich die schwere Hauptarbeit des „Erfindens“ schon geleistet hat.

Ganz im Gegensatz zu den meisten der Einsendungen, die oft seitenlange Einleitungen enthalten, warum sich der Einsender zum Bearbeiten verpflichtet gefühlt zu haben glaubte, und nur wenige Seiten darüber, wie er sich die Ausführung „ungefähr“ denkt, stehen natürlich die leider sehr in der Minderheit vertretenen mehr wissenschaftlichen Bearbeitungen mit den unumgänglich nötigsten Berechnungen und Tabellen. Es ist aber durchaus nicht gesagt, daß diese nun auch wirklich brauchbar sind. Nur ein ganz geringer Bruchteil der riesenhaften Eingänge verdient in engere Wahl und weitere Ausarbeitung genommen zu werden.

Doch lohnt sich an diesen wieder die anscheinend nutzlose Mühe, die man auf die vielen anderen verschwenden mußte. Sie sind wie Goldkörner im Sande. Daß wir Deutsche nach einigem Suchen schon mehrere gefunden haben, erhellt aus den ganz neuzeitlichen Kampfmitteln, die die Tagesberichte unserer Gegner von unseren Truppen hin und wieder erwähnen. Doch auch diese sind nicht müßig gewesen. Da es empfehlenswerter ist, von den neuen Erfindungen unserer Feinde zu reden, wollen wir aus wohlweislicher Bescheidenheit, ohne näher darauf einzugehen, nur einige Dinge nennen, mit denen wir erstklassige Erfolge zu verzeichnen haben: Riesenmörser, Ballonabwehrgeschütze, Gasgranaten, Gewehrgranaten, Fliegerheliographie, Schutzschilde, Gasschutzmasken.

Eine neue Erfindung der Russen zeigt die Abbildung Seite 380 oben. Man sieht dicht über der Laufmündung die am feststehenden russischen Bajonett angebrachte Drahtschere. Für die Schußleistungen eines Gewehrs ist natürlich ein Arbeiten mit dieser Drahtschere nicht besonders förderlich, denn moderne Gewehre sind sehr heikle, empfindliche



...indernissen. Nach einer englischen Darstellung.

Maschinen, deren Teile sich leicht lockern. Außerdem haben gerade die modernen Stellungskämpfe gezeigt, daß die Drahtscheren möglichst kleine, leicht durch vorschleichende Patrouillen (siehe die beiden Bilder Seite 378 und 379 oben) mitzunehmende Formen und Abmessungen haben müssen. Die Russen werden bei ihrem Rückzug allerdings kaum Gelegenheit gehabt haben, die neuen Drahtscheren an deutschen Hindernissen auszuprobieren!

Das Bild auf Seite 378/379 unten zeigt uns eine neue Erfindung unserer westlichen Gegner. Sie kann nur beim Stellungskampf auf nähere Entfernungen in Anwendung kommen, ist dabei jedoch doppelt wertvoll, da es keine Möglichkeit gibt, die feindlichen Drahthindernisse gründlich zu zerstören, es sei denn durch die verlustreiche, sehr gefahrvolle Arbeit von Pionierpatrouillen, die Sturmgassen schneiden müssen. Nun ist ein Drahthindernis fast stets so angelegt, daß der Verteidiger den Angreifer beim Versuch des Überschreitens von allen Seiten mit Feuer überschütten kann. Der begreifliche Wunsch, dieses Hindernis im wirksamsten feindlichen Feuerbereich vor dem Sturm wegzuräumen, ist der Ausgangspunkt zu der Erfindung des Schießens mit Ankern geworden. Das erwähnte Bild zeigt uns ihre Anwendung in fünf Gruppen. Am weitesten rechts ist die Beobachtungstelle, von wo aus das ganze Schießen mit Hilfe des Grabenspiegels beobachtet und geleitet wird. Die zweite Gruppe von links herein zeigt das Laden der Kanone mit einem Triebmittel. Die Kanone entspricht durchaus nicht modernen artilleristischen Anschauungen. Sie ist ein harmloser Vorderlader ohne Rohrrücklaufbremse, Fernrohraufsatz, modernem Verschluß und derartigen Feinheiten. Die zweite Gruppe von rechts stellt das Laden mit dem Anker, der hierbei als Geschoß dient, dar. Man sieht daneben den Mann stehen, der das Seil beim Schusse abrollen läßt. Die Gruppe am weitesten links zeigt den Abschuß der Kanone und die Flugbahn des Ankers in der Luft, der das Seil hinter sich her zieht. Bei der mittelsten Gruppe kann man beobachten, wie die Bedienungsmannschaft zu dritt den Anker aus dem feindlichen Drahthindernis heranzieht und somit die Pfähle allmählich lockert, die Drähte von den Pfählen reißt und das Gewirr der Drähte lichtet, indem sie ungefähr parallel zueinander herausgezogen werden. Von großen Vorteilen, die eine Truppe durch Benutzung dieser neuen Erfindung erreicht habe, war bisher weder im deutschen, noch im französischen Tagesbericht zu lesen. Und das ist doch eigentlich der Prüfstein für jede neue militärische Erfindung!



Phototek, Berlin.

Erbeutetes russisches Gewehr mit Drahtschere.

Eine weitere Erfindung sind die Rauch- und Flammenwerfer, die uns das untere Bild auf dieser Seite im Gebrauch französischer Soldaten vorführt. Sie gelangen bei Sturmangriffen zur Verwendung, indem mit ihrer Hilfe der Feind brennende Flüssigkeiten in die Gräben wirft, den Gegner auf diese Weise zwingend, seine Stellung zu verlassen.



„Flammenwerfer", ein Kampfmittel, das die Franzosen bei ihren Angriffen im Westen anwendeten.

In der Mitte des Bildes ein Mann mit einer Spritze, aus der er eine leicht entzündbare Flüssigkeit spritzt, die in zylinderförmigen Gefäßen (siehe im Vordergrunde) aufbewahrt wird; rechts davon ein Beobachter mit einem Grabenspiegel. Der Flammenwerfer erzeugt eine undurchdringliche Rauchwolke.

Nach einer englischen Darstellung.

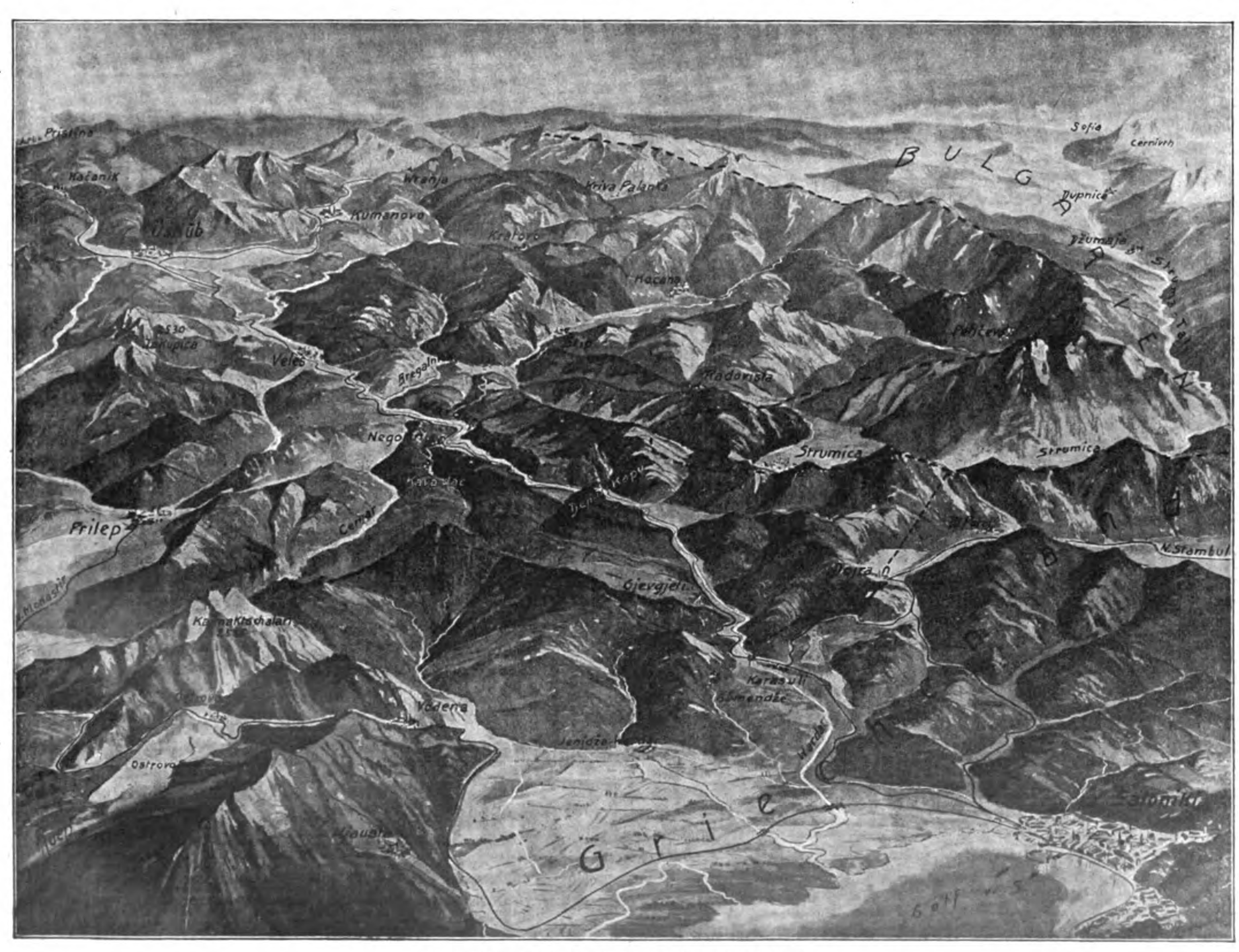
Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Während im Norden und Nordwesten die **Serben** von den verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Heeren immer weiter zurückgedrängt wurden, hatten die Bulgaren ihren Angriff an der serbischen Ostgrenze mit großer Kraft begonnen. Die erste bulgarische Armee nahm die Paßhöhen zwischen Belogradcik und Knjazevac in Besitz (siehe Bild Seite 383). Damit besaßen die Bulgaren die Pässe des Zaglavackagebirges. Es ist der Grenzkamm, der die rechte Seite des Timok begleitet. Nun stand ihnen ein überaus schwieriger Gebirgskrieg bevor. Er wurde deswegen zu einem besonders gewagten Unternehmen, weil der gesamte Nachschub über die Engpässe des rauhen und unwegsamen Gebirges geführt werden mußte. Allerdings hatten die Bulgaren gerade in dieser Art der Kriegführung bei den verschiedensten Gelegenheiten ihre Meisterschaft bewiesen. Sehr bald hatten sie die hohe Stara Planina und die anschließenden Kämme erreicht und stiegen in das Timoktal hinab. Das Zentrum der Timoklinie und der Schlüssel zum Weg in das mittlere Moravatal wird durch die Timokfestung Zajecar gebildet. Die Ostwerke dieses wichtigen Brückenkopfes brachten die Bulgaren nach hartnäckigem Kampf in ihre Hand. Die Serben mußten der Überlegenheit und Tapferkeit der Bulgaren nachgeben und ihnen die drei Werke am Ostufer des Flusses überlassen, doch behielten sie vorläufig noch die sechs Befestigungen am linken Flußufer. Während der Angriff der Bulgaren sich hier weiter entwickelte, stießen sie gleichzeitig auf Knjazevac weiter vor, der Südecke der Timokstellung und einer Torwache auf dem Wege nach Nisch. Ferner rückten sie auf die Festung Pirot los, den Zugang von Nisch aus südöstlicher Richtung. Im Süden hatten die Bulgaren endlich von Köstendil und Strumica her schon einen Einfall ins Bregalnicatal bei Kriva Palanka und Radovista (siehe auch die Vogelschaukarte unten auf dieser Seite) eingeleitet. An allen wichtigen Punkten ihrer serbisch-mazedonischen Grenze waren sie also in flottem Vormarsch.

Die Erfolge der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen, vor denen sich die Serben in eine neue Höhenstellung geflüchtet hatten, brachten inzwischen die verbündeten Streitkräfte so voran, daß auch an die Niederzwingung der neuen Hindernisse gedacht werden konnte, die stellenweise schon flankiert waren. Besonders galt das auch von dem die neue Stellung beherrschenden 565 Meter hohen Avalaberg etwa 15 Kilometer südöstlich von Belgrad auf der rechten Talseite der Topschiderska. Dieser bewaldete steil abfallende Kegel erstreckt sich mit drei schmalen Rücken nach Norden, Nordosten und Nordwesten. Durch die Vertreibung der Serben von dem Erinoberg und über den bei Vitza in die Donau mündenden Bolelitzabach, die den Feind zum Rückgang auf Grocka zwang, waren die serbischen Stellungen am Avalaberg in der Ostflanke bereits schwer bedroht. In Verfolgung des Gegners kamen die österreichisch-ungarischen Truppen schon am 15. Oktober in Sturmentfernung auf die Avalabefestigungen heran und entrissen den Serben die stark verschanzten Stellungen auf den Höhen südlich Vinca. Dabei las eine österreichisch-ungarische Division 800 tote und schwerverwundete Serben auf. Die Einnahme von Pozarevac setzte die deutschen Truppen schon an demselben Tage in die Lage, im breiten und fruchtbaren Tale der Morava, der eigentlichen Schlagader Serbiens, weiter vorzurücken. Südlich von Semendria ward der Branovoberg, östlich von Pozarevac der Ort Smoljinatz erstürmt.

Nunmehr wurden auch die Avalastellungen von den österreichisch-ungarischen Soldaten nach außergewöhnlich blutigen



Vogelschaukarte von Mazedonien mit Saloniki.

Kämpfen unter Mitbeteiligung auch deutscher Truppenteile gestürmt (siehe das Bild Seite 385). Seit Monaten schon war diese dritte Verteidigungslinie mit allen Mitteln und Erfahrungen des von den Engländern den Serben gelehrten modernen Festungskrieges ausgebaut worden. In drei bis vier übereinandergetürmten Einzelfestungen liefen die Betonbauten den Avalaberg hinan. Drahtverhaue, Wolfsgruben, spanische Reiter und Minenfelder umgürteten die Stellungen mit einem Band fast uneinnehmbar scheinender Hindernisse.

Ein in seiner Großzügigkeit unvergleichlich kühn durchgeführter Angriff niederösterreichischer Infanterie von Norden her brach in die Avalastellung und stürmte die nördlich eingelagerte Kuppe 515.

Von Westen her nahmen deutsche Truppen vom Hauptrücken Besitz. Die Serben, die wieder einmal den Befehl hatten, sich bis zum letzten Mann zu halten und starke Reserven in Bereitschaft hatten, die sie immer wieder einsetzten, kämpften mit verzweifelter Hartnäckigkeit. Es kam zu Bajonettkämpfen, die mit zu den wütendsten gehören, die dieser Krieg gesehen hat. Unsere Soldaten drangen bis in die Stellungen des Feindes, wo die fürchterlichsten Nahkämpfe stattfanden.

Die Erstürmung dieser wichtigen serbischen Stellung gab den Weg frei zu einer ganzen Reihe anderer fester Punkte, die ebenfalls sämtlich durch die dicht dem Feinde folgenden verbündeten Truppen erobert wurden. Die Deutschen nahmen beiderseits der Bahn Belgrad—Palanka auch noch den Petrovgroberg sowie den Vk. Kamen und die Höhen südlich Rivotek an der Donau. Damit war das Höhengelände südlich Belgrads in der Gewalt der Verbündeten. Die Armee des Generals v. Gallwitz warf den Feind südwestlich von Semendria hinter die Ralja und von den Höhen bei Sapina und Makzi.

Der Armee des bulgarischen Generals Bojadjeff war die Erzwingung des Übergangs über den unteren Timok gelungen. Sie erstürmte danach am jenseitigen Ufer den Glogovicaberg östlich Knjazevac und erbeutete 2 Geschütze und 200 Gefangene. Auch in Richtung Pirot drangen die Bulgaren weiter vor.

Die Serben hatten in diesen ersten Kampftagen ungewöhnlich starke Verluste an Geschützen, so allein an die Heeresgruppe Mackensen 68 Stück. Das verleitete die Serben, die mit ihrem Geschützmaterial ja nicht verschwenderisch umgehen konnten, zu einer Kampfesweise, der wir schon einmal gelegentlich des großen russischen Rückzuges auf dem östlichen Kriegschauplatz begegnet sind. Sie wollten ihre Geschütze auf keinen Fall einbüßen und rückten damit so frühzeitig ab, daß die serbische Infanterie die Sturmangriffe der verbündeten Gegner ohne Unterstützung durch die Artillerie bekämpfen mußte. Damit beraubte sie sich des wirksamsten Mittels, die kühnen Sturmangriffe der Verbündeten erfolgreich abweisen zu können. War das Aufgeben der dem Angreifer gegenüber gebotenen Kampfesart schon ein Anzeichen von Unsicherheit, so stieg die Verwirrung in den leitenden serbischen Kreisen bald noch mehr. Der Hof reiste von einer Stadt zur anderen, und der ganze diplomatische und höhere Verwaltungsapparat zog mit. Eben als das diplomatische Korps sich nach Vranska Banja, einem kleinen Badeorte zwischen Belgrad und Vranja begeben hatte, traf der dort eingerichtete Hof schon Vorbereitungen zu einer Übersiedlung nach Pristina. Die Verlegung des Hofes dorthin war eine Maßnahme, die unleugbar eine Vorbereitung auf das Allerletzte bedeutete. Durch Wahl dieses Ortes wollte sich der Hof die Fluchtlinie zu dem verbündeten Montenegro oder über Monastir nach Griechenland offenhalten.

Inzwischen blieben die im Avalagebiet geschlagenen Serben auch in den nächsten Tagen am Weichen beiderseits der nach Süden führenden Straße. Die österreichisch-ungarischen Truppen befanden sich jetzt schon im Angriff auf die noch nördlich von Ralja haltenden feindlichen Abteilungen. Die Österreicher und Ungarn eröffneten sich ferner den Weg durch das Macvagebiet, einen weit sich erstreckenden Sumpfraum östlich von Belgrad, der mit vieler Kunst für die Verteidigung eingerichtet war und in dem ebenso wie im Berggelände zunächst nur ganz allmählich Raum gewonnen werden konnte. Hier hatten die Serben die Stellungen äußerst geschickt zu verdecken verstanden. In hochragenden Maisfeldern, die der Ernte zu harren schienen, warteten serbische Feldgeschütze und Maschinengewehre, die in immer wieder neuen Schützengrabenvereinigungen hintereinander lagen, auf eine furchtbare Ernte unter den Reihen der andringenden Angreifer. Diese wußten aber auch in der Macva mit den Serben fertig zu werden, wenn sie sich auch infolge der zahllosen Verteidigungspunkte in dem von ganz spärlichen schlechtesten Straßen durchzogenen Sumpfgebiet zur Vermeidung unnützer Opfer nur langsam vorzuschieben vermochten. Betonte doch General v. Kövesz in einer Unterredung mit dem Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung selbst den schlechten Zustand der Straßen, der den Krieg mit Serbien wohl zu dem Schwersten von allem mache, was dieser Krieg bisher gebracht habe. Selbst die schlimmen Verhältnisse Galiziens sind hier weit übertroffen. Auf der Fahrt zum deutschen Korps, das der Armee Kövesz angegliedert ist, hatte ich, so schreibt der erwähnte Berichterstatter, erst Gelegenheit, mich staunend und erschreckt von der unbeschreiblichen Art dieser Straßen zu überzeugen. Eine Fahrt brachte mich in zwei Tagen so weit wie ich auf einer sonst in Europa üblichen Straße in einer Stunde gekommen wäre. Die Straßen sind von einen halben Meter hohem Schlamm bedeckt, dabei ist ein ewiger Wechsel in dem ansteigenden und abfallenden Gelände mit notdürftigen Brücken. Kraftwagen bleiben im Schlamm stecken, Karren stürzen um. Tote, vor Erschöpfung niedergebrochene Pferde liegen in den Gräben. Die Menschen leisten Unerhörtes in diesen Strömen von Schlamm, in denen sie sich fortbewegen müssen. — Die Serben waren auch hier wieder dem stärksten Artilleriefeuer ausgesetzt, und so gelang es, sie schließlich mit Erfolg und unter schwersten Verlusten für sie zu vertreiben.

Das von den deutschen, österreichisch-ungarischen und bulgarischen Truppen Anfang November besetzte Gebiet Serbiens.

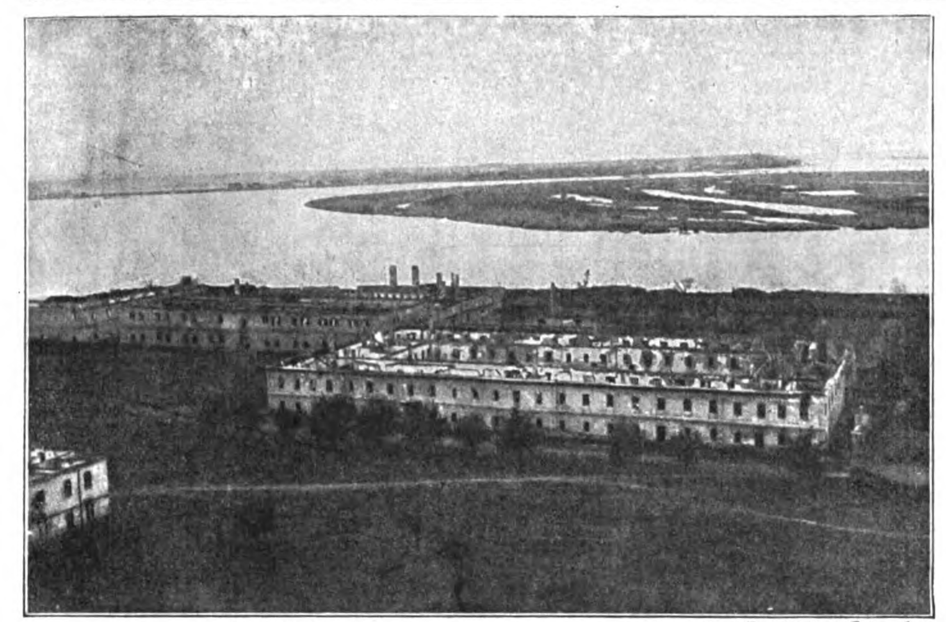
Die Deutschen kamen im Moravatale unaufhaltsam vorwärts und gewannen südöstlich von Pozarevac am 17. Mlornice und Bozevac. Von den Bulgaren meldeten die Serben am 18. Oktober selbst, daß diese mit starken Kräften auf der ganzen Linie angriffen und in der Nähe von Zajecar Raikow, Savat und Stoikbrdo „durchschritten" (das heißt der Bericht wörtlich, „in der Richtung auf Knjazevac zurückzuweichen. Sie griffen ferner mit mehreren Regimentern weiter südlich bei Kriva-Palanka an der Straße nach Kumanovo an. Es gelang ihnen, Tschupinobrdo zu erreichen, von wo aus sie Kumanovo—Vrania und die Eisenbahnlinie Nisch—Saloniki bedrohen können." Tröstend heißt es nach dem offenen Zugeständnis so vieler Mißerfolge dann noch: „Die Serben leisteten an der Bregalnica mit Erfolg Widerstand." Ein wichtiger Erfolg der Bulgaren, den dieser Bericht, um nicht zuviel des Herabstimmenden auf einmal zu bringen, verschwieg, war ihre Besetzung von Radujevac an der Donau. Der Ort war die Durchgangstation für die nach Serbien bestimmten russischen Munitionstransporte. Die Hauptfestung dieses Raumes war Negotin; die Bulgaren befanden sich schon im Angriff auf die schützenden Stellungen des Ortes. Die erbittertsten Feinde der Serben kamen am nächsten Tage aber in dem eigentlichen Streitgegenstand, Mazedonien, zu einem besonders glänzenden



Die Erstürmung der Paßhöhe zwischen Belogradcik und Knjazevac durch die Bulgaren.

Nach einer Originalzeichnung von Georg Hänel.

Erfolg, der die weitgehendsten Verheißungen für die Zukunft in den Bereich der Verwirklichung rückte. Ihnen gelang die Eroberung von Vranja im oberen Tal der südlichen Morava. Damit war die Bahnlinie Nisch—Saloniki durchschnitten. Die Stadt liegt 26 Kilometer von der bulgarischen Grenze entfernt. Hier kreuzt die Bahn mehrfach den Fluß, der östlich der Stadt läuft. Die entscheidende letzte Zufuhrstraße der Serben war verloren. Nordserbien hatte nach den bulgarischen Erfolgen der letzten Tage nun weder mit Rumänien-Rußland noch mit den Engländern und Franzosen über Saloniki eine ungestörte Bahnverbindung. Allerdings stand zu erwarten, daß im Lauf des Kriegsjahres die Zweigbahn Üsküb—Mitrovica einen schon früher geplanten Anschluß nach Nisch erhalten hatte. Diese Bahn konnte



Belgrads zerstörte Kasernen an der Donau. Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Reges Leben im Belgrader Hafen nach der Einnahme der Stadt. Ausladen von allerlei Kriegsmaterial.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Die Zitadelle von Belgrad nach der Beschießung. Der nördliche Eingang der Festung gegenüber Semlin.

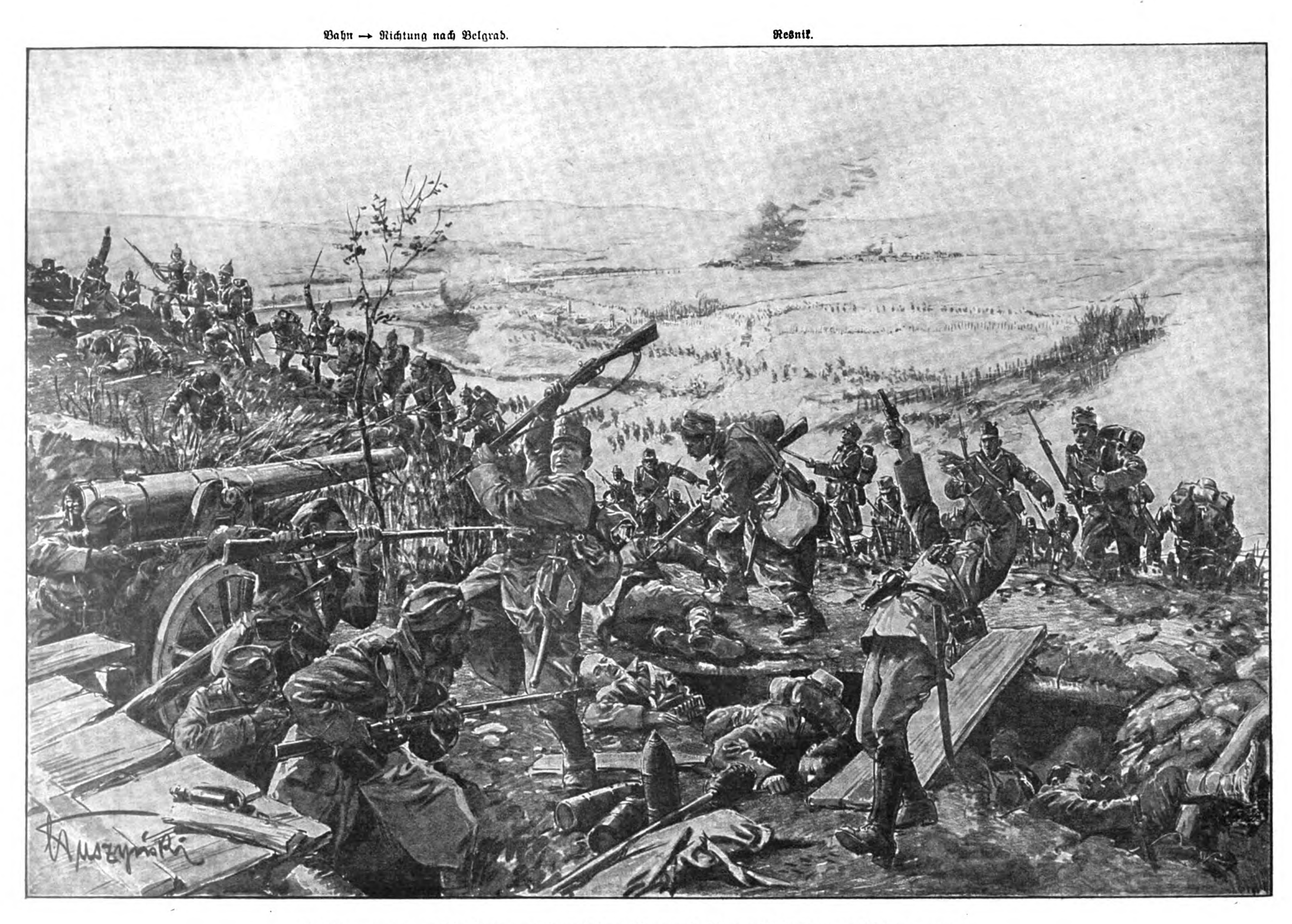
aber unmöglich einen vollwertigen Ersatz für den Verlust der Hauptstrecke erbringen.

Die bulgarische Südarmee drang gleichzeitig aus dem oberen Bregalnicatal in der Richtung auf Kumanovo vor. Ebenfalls bei Valandovo war eine für die Bulgaren günstige große Schlacht im Gange. Die österreichisch-ungarischen und deutschen Streitkräfte waren unterdes in eine Linie eingerückt, die von Obrenovac nach Süden vorgebuchtet über Vranitz nach einem Punkt südlich von Orveca führte. Die Stellungen der Verbündeten waren jetzt an ihrer größten Entfernung etwa 23 Kilometer weit von Belgrad. Nach Osten war die völlige Verbindung der bisher noch getrennten Heeresabteilungen der Generale v. Kövesz und v. Gallwitz in große Nähe gerückt. Südlich von Grocka standen noch Truppen der Armee Kövesz; der rechte Flügel der Armee Gallwitz hatte aber schon das Land westlich von Seone in seinen Besitz gebracht. Seone und Grocka liegen aber nur 9 Kilometer auseinander. Weiterhin war die Armee Gallwitz aus dem Winkel Semendria—Ram-Gradiste stark nach Süden vorgedrungen und hatte auf dem Westufer des Pekbaches Misljenovac, 35 Kilometer südlich von Ram, zwischen Pek und Mlava die Höhen südlich von Bozevac, über 30 Kilometer südlich von Ram, und Ml. Krsna, über 10 Kilometer südlich von Semendria, erreicht.

Wenn man nun nach den nächsten bulgarischen Soldaten ausschaute, so ließ sich berechnen, daß die Armee Gallwitz schon am 18. Oktober ein Fünftel der Linie Ram—Zajecar, dem von den Bulgaren eben mit Erfolg angegriffenen Timokplatz, hinter sich gebracht hatte. In nächster Zeit mußte sich also trotz der Berge und aller Schwierigkeiten auch eine Verbindung mit den Bulgaren erreichen lassen, da sie ihrerseits ja ebenfalls die Verkürzung der genannten Linie anstrebten. Die Österreicher und Ungarn hatten an diesem Tage die Macva zum größten Teil den Serben abgenommen. Die beiderseits der Kolubaramündung übergeschifften Truppen nahmen um Mitternacht zum 18. die Höhen von Obrenovac (siehe Bild Seite 387), wobei wie so vielfach in diesem Kriege auch die Bevölkerung, selbst Frauen mit Handgranaten sich am Kampf beteiligten. Die von Belgrad her verfolgenden Streitkräfte kamen schon über Ripanj hinaus. Eine österreichisch-ungarische Kolonne erstürmte den Zigeunerberg östlich von Grocka und nahm dann mit den an der Morava vorrückenden Heeresteilen, also mit der Armee Gallwitz, erfolgreich die angestrebte Verbindung auf.

In den Kämpfen um die Avalastellung und die nordwestlich um Grocka brachten die österreichisch-ungarischen Soldaten 15 serbische Offiziere und 2000 Mann als Gefangene ein.

Am nächsten Tage entbrannten in



Erstürmung des Avalaberges durch deutsche und österreichisch-ungarische Truppen.

Nach einer Originalzeichnung von L. Taszynski.

der Gegend von Ripanj neue Kämpfe, südlich der Linie Lucica—Bozevac mußten die Serben wieder weichen, ferner drangen österreichisch-ungarische Truppen auf Sabac vor. Die Bulgaren erzielten einen Haupterfolg mit der Wegnahme des Sultan Tepe, eines beherrschenden Berges südwestlich Egri Palanka. Bei dem Vormarsch auf Kumanovo machten sie 2000 Gefangene und eroberten ferner 12 Geschütze. Durch rasches Zufassen waren sie in Besitz des genannten Berges gekommen, der die höchste Erhebung der Ossogovska Planina ist, soweit dieser mächtige, über 2000 Meter hohe Bergzug auf serbischem Boden liegt. Nach Westen fällt der Berg auf das Schlachtfeld früherer Zusammenstöße Ovtsch-Polje ab, an dessen südwestlichem Rand der Wardar vorbeifließt.

Damit waren die Bulgaren im Besitz des strategisch wichtigsten Teils von Mazedonien. Sie rückten auch in den Städten Istip und Radovista ein. Am 21. Oktober schon konnten sie berichten, daß Kumanovo selbst und Veles von ihnen genommen sei. Südlich der Strumica hatten sie ferner den Feind über den Wardar geworfen. Damit hatten sie noch weitere Strecken der Salonikibahn in ihren Besitz gebracht. Außerdem bedrohten sie jetzt den großen serbischen Platz Üsküb, von dem aus Kumanovo im Norden liegt und Veles im Süden (siehe die Vogelschaukarte Seite 381). Sie bedrohten auch die starke Festung Pirot, an deren Hauptwerke sie östlich bis auf Schußweite herangerückt waren. Die Gesandten der Vierverbandsmächte hielten es deshalb für geraten, sich von Nisch, für das Pirot der Schlüssel ist, nach Kraljevo zu begeben.

Die in Saloniki gelandeten Truppen machten sich bisher auf dem serbischen Kriegschauplatz immer noch nicht bemerkbar, dafür griff der Vierverband zu einem grausamen und völkerrechtswidrigen Mittel, um die Bulgaren zu schrecken oder auch nur aus ohnmächtigem Rachegefühl über deren Erfolg. Englische Schiffe eröffneten auf die bulgarischen Hafenstädte Dedeagatsch und Porto Lagos ein Bombardement schwerster Art. Am 22. Oktober begannen sie damit und vernichteten besonders das eben im Aufblühen begriffene Dedeagatsch schier bis auf das letzte Haus, ohne auch nur den mindesten militärischen Vorteil dabei zu erzielen. Denn die Bulgaren hätten ihnen dort eine Landung unmöglich gemacht. Es war lediglich der Wille zur Zerstörung, der Wunsch, die Bulgaren den Krieg dort fühlen zu lassen, der die Engländer im Verein mit ihren Verbündeten zu der Schießerei veranlaßt haben konnte.

Die Ereignisse auf dem eigentlichen Kampfplatz wurden natürlich durch die Beschießung der offenen Hafenstädte nicht beeinflußt. Während die Bulgaren mit so großem Erfolg von Osten weiter in Serbien eindrangen, setzten die Armeen Kövesz und Gallwitz die Angriffsbewegung von Norden her trotz der erbitterten Gegenwehr der Serben mit Erfolg fort. Wo die Serben sich auf den natürlichen Schutz der Ströme, der Geländegestaltung und der Befestigungen verlassen hatten, da rückten die genannten Armeen nun vereint in breiter Front unaufhaltsam nach Süden vor und drückten die Verteidiger Zug um Zug vor sich her. v. Gallwitz erreichte jetzt die Nähe von Palanka und Petrovac, die Armee Kövesz griff gegen das Hügelland von Kormaj nördlich von Velki-Sopot an. Am 25. Oktober gelang ihnen die Erstürmung dieser Stellung. Die Armee Gallwitz warf den Gegner östlich der Morava aus seinen Stellungen in der Linie Aleksandrovac—Orljevo und machte dabei 600 Gefangene. Die Bulgaren gewannen die Städte Negotin und Rogljevo und standen östlich und südöstlich von Knjazevac in fortschreitendem Angriff. Südöstlich von Pirot, das die Serben mit größter Zähigkeit verteidigten, wiesen sie serbische Gegenangriffe machtvoll zurück. Bei Orsova nahmen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen sodann eine Gruppe von Bergstellungen am Donauufer und erstürmten das Fort Elisabeth bei Tekia. Die serbische Front wurde dort an so vielen Punkten zersprengt oder erschüttert, daß sich die Verteidiger auch hier zum schleunigen Rückzug nach Süden entschlossen.

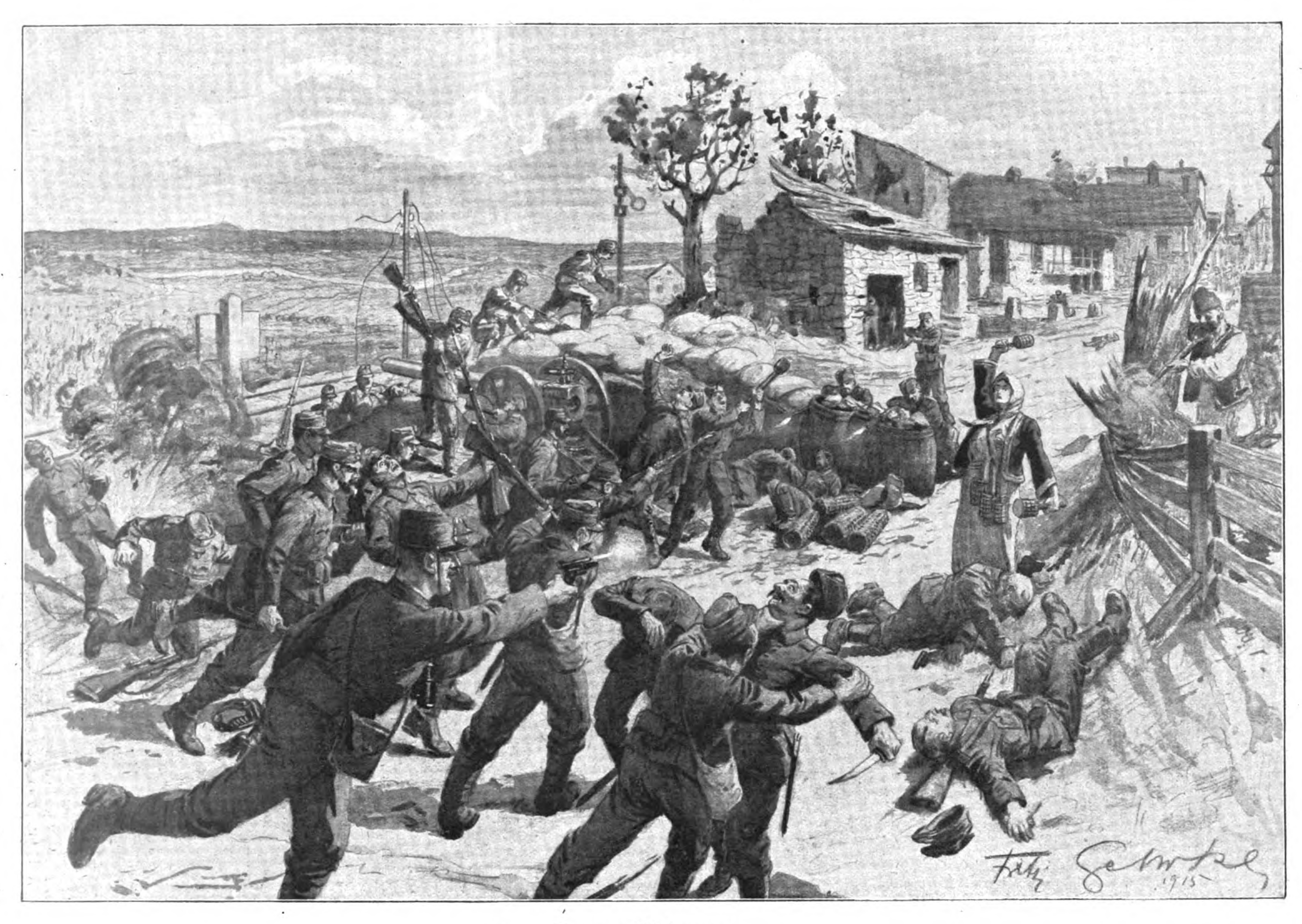
Auch an der Drina kam die serbische Stellung ins Wanken. Bei Visegrad warfen österreichisch-ungarische Truppen die Serben von den Höhen des Ostufers herab. Die Bulgaren befanden sich in diesem Augenblick schon im Kampfe um die große Stadt Üsküb und eroberten den größten Teil. Auch um den Besitz der Stadt Knjazevac waren erfolgversprechende Kämpfe im Gange. Am 23. abends war Üsküb vollständig erobert. Ferner erbeutete die so ruhmreich vorschreitende Armee Bojadjeff in Prahovo an der Donau nordöstlich von Negotin ein feindliches Munitionslager und gelangte halbwegs Zajecar—Knjazevac in den Besitz des westlichen Timokufers. Den Serben blieb nach dem Fall von Üsküb nur noch der Rückzugsweg nach Nordalbanien und Montenegro offen. Aber auch dieser Weg wurde schon bedroht durch die Vorgänge bei Visegrad, wo sich der Drinaübergang der Österreicher und Ungarn vollzog.

Auf die serbischen Staatsmänner wirkten diese Vorgänge zum Teil so entmutigend, daß selbst im serbischen Kronrat die vom Thronfolger vertretene Meinung Widerhall fand, man müsse mit den Zentralmächten und Bulgarien zur Rettung des Reiches sobald wie möglich Frieden schließen. Sie fand unter anderen auch Beifall bei dem Woiwoden Putnik, dem serbischen Höchstkommandierenden. Dieser ging schließlich so weit, den Oberbefehl über die serbische Armee aus Gesundheitsrücksichten niederzulegen. Er verhehlte aber niemand den wahren Grund, daß er den Oberbefehl als Soldat nicht mehr behalten könne, weil ein Widerstand gegen die Gegner Serbiens bei dem Ausbleiben jeder Hilfe seitens der verbündeten Mächte militärisch nicht mehr zu verantworten sei.

Der 24. Oktober brachte auf der ganzen Front der nach einem gemeinsamen Plane kämpfenden Heere wieder Stürme und trotz allen Widerstandes Fortschritte. Der gewonnene Brückenkopf bei Visegrad wurde erweitert. Westlich der Kolubara gelang die Erzwingung des Überganges über die Tamnava nordwestlich von Ub. Die Armee Kövesz erreichte die allgemeine Linie Lazarevac—Rabrovac, die vor Arangjelovac noch ein klein wenig nach Norden ausbog. v. Gallwitz stürmte südlich der Jasenica die beherrschenden Höhen östlich von Banicina und gewann kämpfend die in der Moravaebene gelegenen Orte Livadica und Zabari. Bei Orsova drangen die übergegangenen Truppen nun auch weiter südlich vor und erreichten mit ihrem linken Flügel Sip an der Donau. Die Armee Bojadjeff eroberte den Kamm zwischen den Gipfeln Drenovaglava und denen des Mikrovac. Damit befanden sie sich 20 Kilometer nördlich von Pirot.

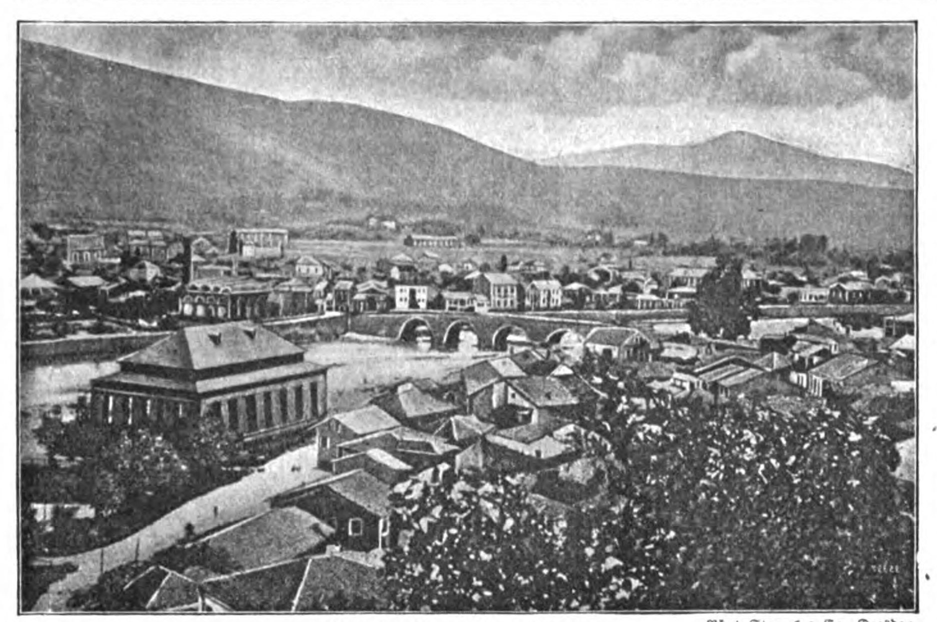
Die Russen machten in diesen Tagen einen Versuch zur Vorbereitung von Truppenlandungen an der bulgarischen Küste des Schwarzen Meeres. Sie versuchten zunächst eine Einleitung durch eine Beschießung mit Schiffsgeschützen vor Varna und Burgas. Als aber durch Treffer bulgarischer Geschütze oder U-Boot-Torpedos zwei russische Linienschiffe sanken, zog die russische Flotte ab, ohne daß es zu eigentlichen Landungsunternehmungen gekommen wäre. Am 24. eroberten die Bulgaren noch Negotin und den Donauhafen Pravovo. Ihre Beute betrug: Ein Verpflegungsmagazin, 20 Wagen mit Kriegsmaterial, 1 Offizier und 270 Mann. Die Deutschen stellten am 25. Oktober fest, daß von ihnen in den letzten drei Tagen 960 Serben gefangen worden waren.

Am 26. Oktober war wieder ein so merklicher Fortschritt auf der ganzen Linie der Verbündeten zu verzeichnen, daß eine baldige Vereinigung der Bulgaren und der Truppen der Mittelmächte in ganz nahe Aussicht gerückt erschien. In der Tat erfolgte die ersehnte Verbindung schon am 27. Oktober. Das weltgeschichtliche Ereignis vollzog sich in Kladovo. Dieser Ort war in die Hand der Orsovagruppe gefallen, die dort 12 schwere Geschütze und große Vorräte an Munition, Verpflegungs- und Bekleidungsmitteln vorfand. Nach Kladovo schlug sich eine aus dem Raum von Negotin abgesandte Patrouille des bulgarischen Ulanenleutnants Gadjeff durch, dessen Name für alle Zeiten mit dem weltgeschichtlichen Vorgang verbunden sein wird (siehe das Bild Seite 389). Er und der Führer einer gleichzeitig abgesandten Patrouille, der auch in Kladovo einrückte, Leutnant Tanakieff, erhielten noch an demselben Abend von dem in Kladovo anwesenden Herzog Adolf von Mecklenburg das Eiserne Kreuz überreicht. Das erste Auftauchen der Bulgaren löste bei den Deutschen, Österreichern und Ungarn in Kladovo einen unbeschreiblichen Jubel aus. Als ein Honvedoberst den gewaltigen Lärm auf der Straße hörte und hinausschaute, sah er einen bulgarischen Offizier die Straße heraufreiten, der „Eljen, Eljen", den ungarischen Hochruf, ausstieß. Der Oberst sprang hinaus und konnte vor freudiger Erregung nicht sprechen. Die Offiziere umarmten und küßten sich, und vor Freude kamen ihnen die Tränen. Die Mannschaften stellten sich alle an der Donau auf und sangen „Heil dir im Siegerkranz", „Gott



Sturm auf Obrenovac.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Gehrke.



Uskūb mit der Wardarbrücke. Phot. Stengel & Co., Dresden.

erhalte Franz den Kaiser" und die bulgarische Nationalhymne. Der Jubel dauerte die ganze Nacht hindurch an. An demselben Tage nahmen die Bulgaren das lange umstrittene Knjazevac und eroberten in heldenmütigem Sturm die mächtige serbische Stellung Drenova Glava, die Schlüsselstellung der Befestigungen um Pirot.

Die Lage dieses großen verschanzten Lagers war nun aufs äußerste gefährdet. Die Festung war auf die Dauer unhaltbar geworden. Ebenso wichtig wie dieser große Erfolg war der gelungene Sturm auf die Festung Zajecar, die ebenfalls in die Hand der Bulgaren kam. Die Zahl der Gefangenen der Armee Gallwitz hatte sich seit dem 23. Oktober um neue 2033 Mann erhöht, ein Beweis, daß auch auf diesem Teile der Front die Sache der Verbündeten schnell voranging, auch die Armee Kövesz vermochte sich weiter südlich zu schieben.

Die Erschütterung der serbischen Ostfront durch die Bulgaren hatte zur Folge, daß sich den Bulgaren Wege öffneten, die der serbischen Hauptarmee in die Flanke führten. Schon am 28. Oktober konnten sie in Pirot einziehen. Der Vorstoß gegen die Schlüsselstellung dieser Festung ersten Ranges, die von den Serben durch große Erdwerke noch verstärkt war, war eine militärische Ruhmestat gewesen. Der Angriff wurde eingeleitet durch eine von einem bulgarischen Fesselballon aus geleitete schwere Beschießung der serbischen Stellungen. Langsam rangen sich die bulgarischen Infanteristen unter dem Schutz des Feuers ihrer Artillerie vorwärts und kamen trotz mancher Einbußen Schritt für Schritt voran. Zahlreiche Verwundungen wurden von umherfliegenden Felsstücken verursacht, die von den einschlagenden serbischen Granaten emporgeschleudert wurden. Immer wieder warf sich die Schützenlinie der Bulgaren nach einem Sprunge in den schlammigen Boden. Alle zehn Minuten kam sie ein paar Sprünge voran. Gegen zwei Uhr mittags standen die Bulgaren vor den serbischen Drahtverhauen. Im Handgranaten- und Bajonettkampf vertrieben sie die hartnäckig widerstehenden Serben oder machten sie kampfunfähig. So gewannen sie das Werk, das so bald auch den Gewinn der ganzen Festung nach sich ziehen sollte.

Am nächsten Tage wurde der Feind südlich Visegrad bereits über die Grenze gedrängt. Westlich der Morava wurde die allgemeine Linie Slavkovica—Rudnik—Cumic—Batocina erreicht. Südöstlich von Svilajnac fielen im Sturm die feindlichen Stellungen beiderseits der Resava. Über 1300 Gefangene gerieten in deutsche Hände. Die Armee Kövesz kam über die Raca und erstürmte Kirche und Dorf Cumic. Am 29. Oktober waren die Truppen der Mittelmächte schon so tief in das Herz Serbiens eingedrungen, daß sie entscheidende Kämpfe um den größten und bedeutungsvollsten serbischen Lagerplatz, Kragujevac, einleiten konnten. Der Fall dieser Hauptfestung trat am 1. November ein. Damit verloren die Serben diesen für sie äußerst wichtigen festen Platz, vor dem die Österreicher und Ungarn bei ihrem ersten Vorstoß in das Innere Serbiens haltmachen mußten, und der Feldzug in Nordserbien war nun für sie vollständig verloren. Trotz ihres zähen Widerstandes war eine Verteidigungslinie nach der anderen in die Hände der Verbündeten gefallen. Die Natur in all ihrer großartigen Wildheit hat die Angreifer ebensowenig aufzuhalten vermocht wie die Stärke der Verschanzungen. Der schnelle bulgarische Vormarsch bedrohte schon den letzten großen serbischen Stützpunkt Nisch.

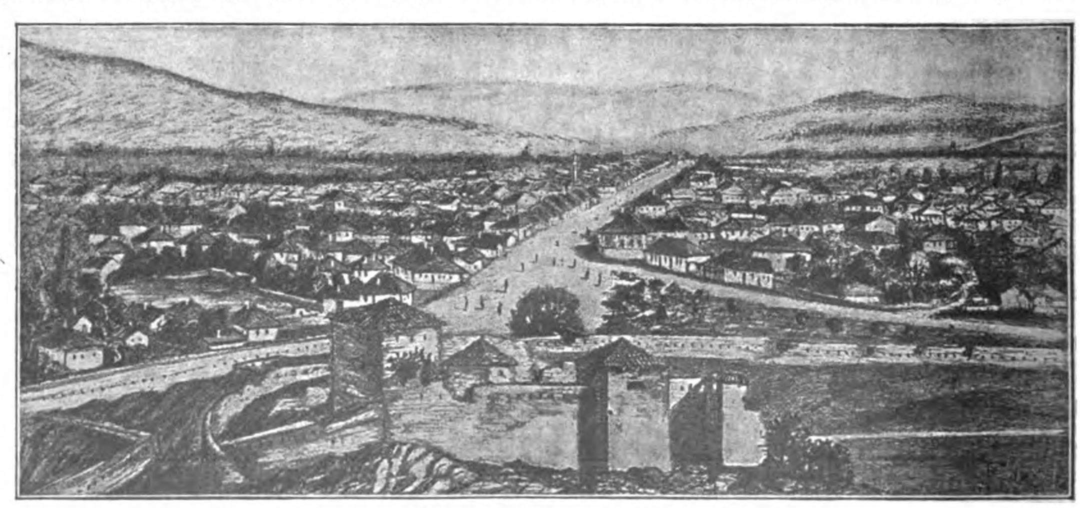
(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Hissung der österreichisch-ungarischen und der deutschen Flagge auf dem Konak in Belgrad.

(Hierzu die Kunstbeilage und die Bilder Seite 384.)

Das war ein für alle Zeiten denkwürdiger Augenblick in der an großen und einzigartigen Geschehnissen so reichen Geschichte des Weltkrieges, als auf der Plattform der Residenz der serbischen Könige der Doppelaar der Habsburger Donaumonarchie und die schwarz-weiß-rote Flagge des Deutschen Reiches gehißt wurden! Zum zweitenmal binnen Jahresfrist waren die Sieger in die alte, einst heißumstrittene Donaufestung eingezogen, Belgrad, das seine ehemaligen Zwingherren, die Türken, das „Tor des Krieges" nannten, es konnte dem Ansturm der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen nicht widerstehen, seine Festung trotz todesmutiger Verteidigung das Schicksal der serbischen Hauptstadt und des ganzen Landes nicht aufhalten ... Mit stürmender Hand hatten unsere Feldgrauen Schulter an Schulter mit ihren österreichisch-ungarischen Kameraden die letzten serbischen Schützengräben und Wälle im Park des Kalimegdan und Topschider genommen, nach erbit-

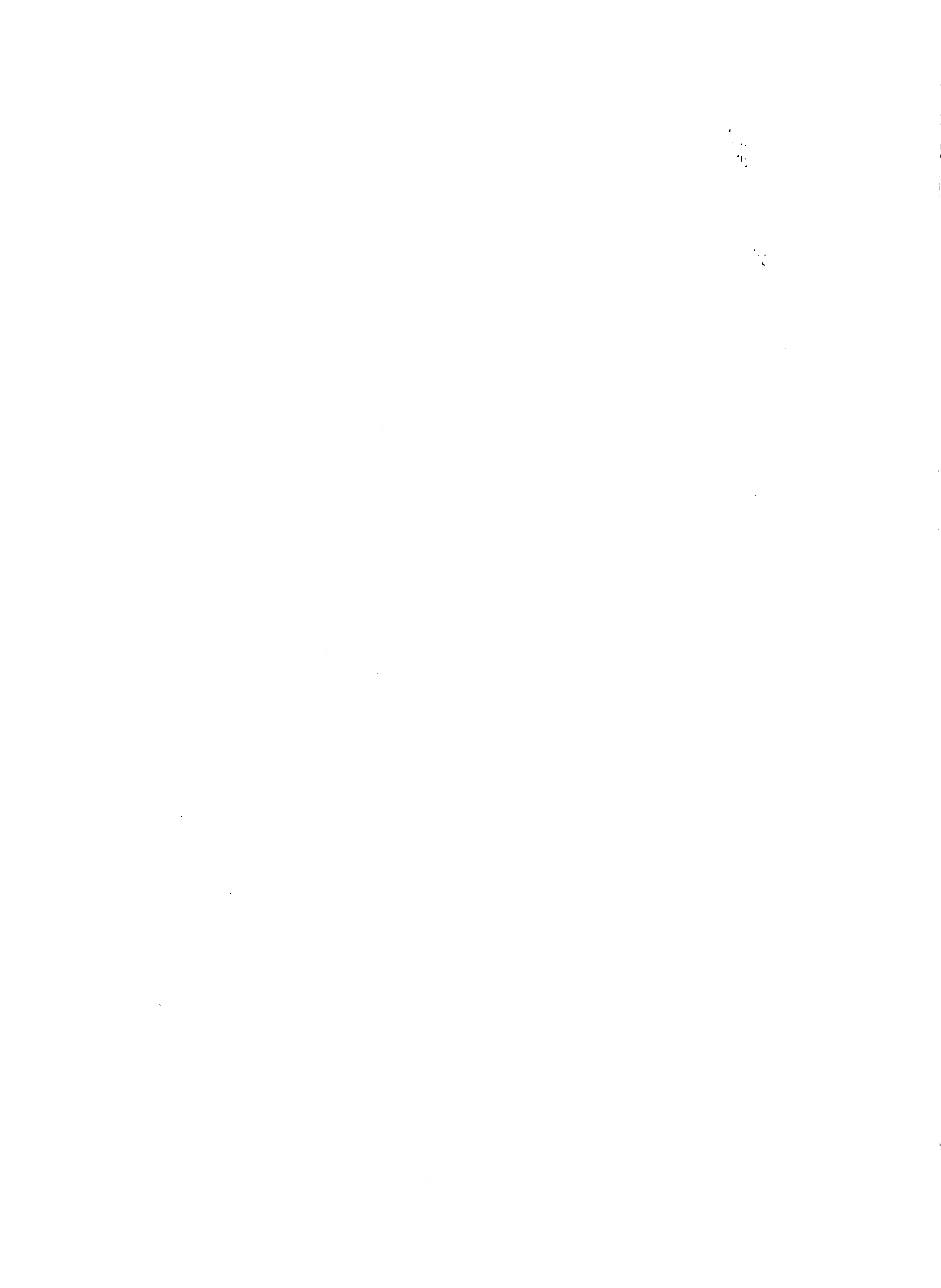


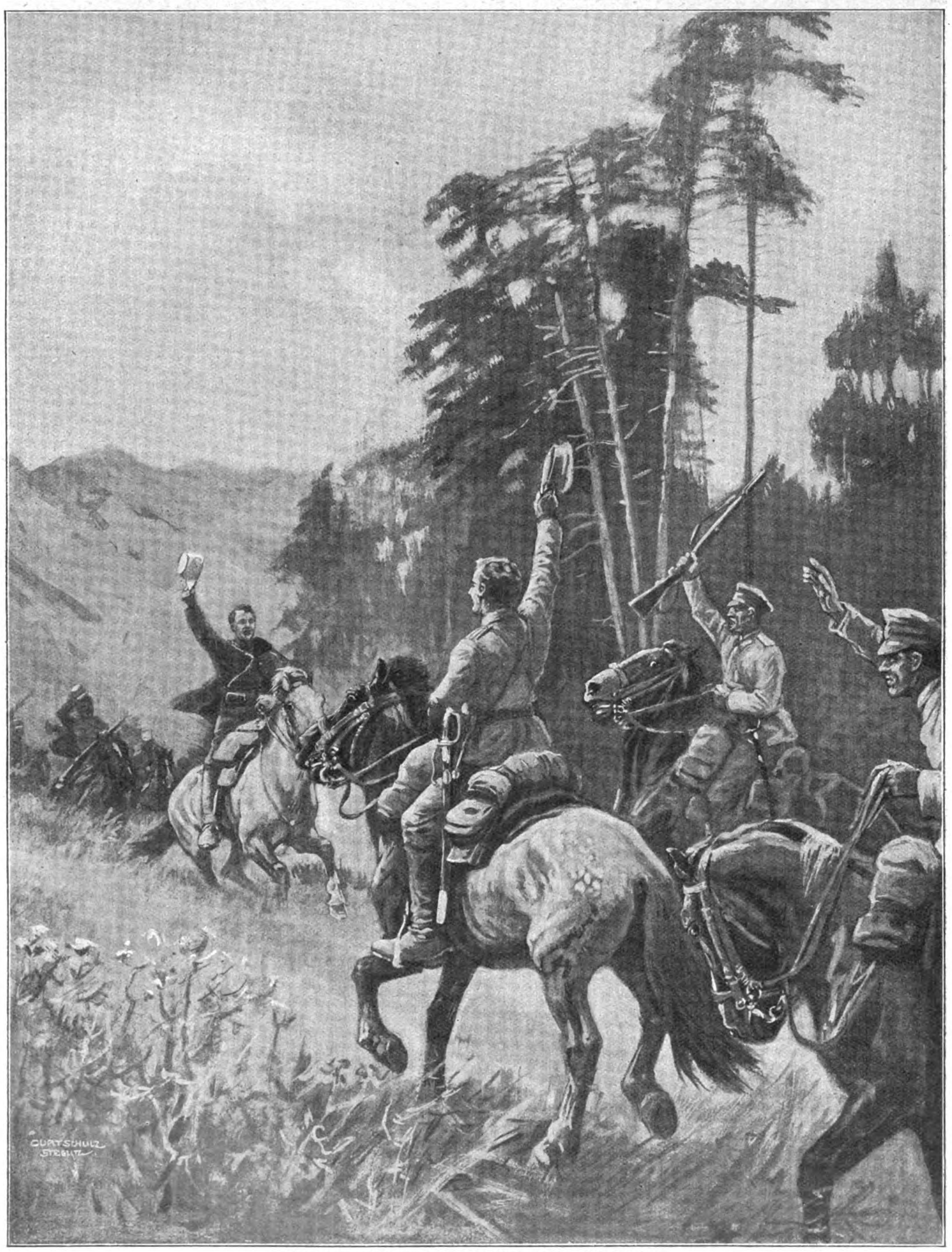
Ansicht von Pirot, im Vordergrunde das alte Kastell.



Die österreichisch-ungarische und die deutsche Flagge werden auf dem Konak, dem serbischen Königsschloß, in Belgrad nach der Erstürmung der Stadt am 8. Oktober 1915 gehißt.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.



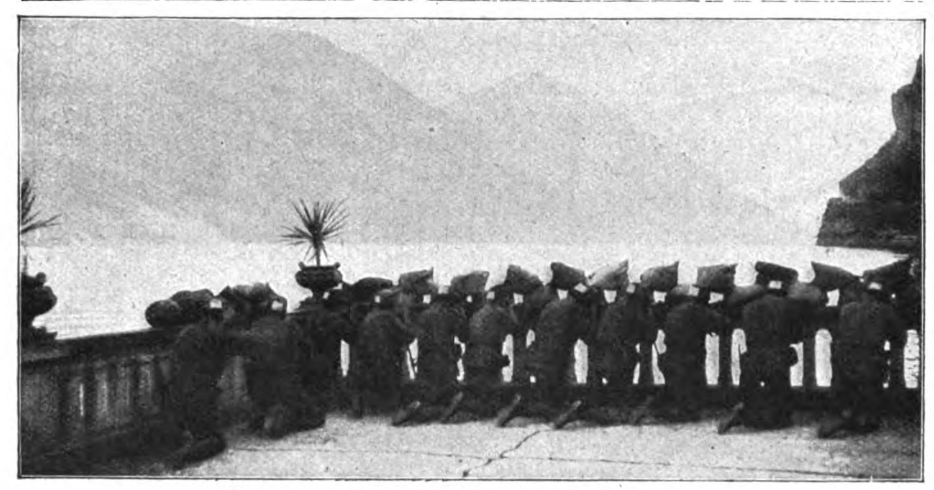


Ein Augenblick von weltgeschichtlicher Bedeutung.

Zusammentreffen der bulgarischen Vorhut unter Führung des Leutnants Gadjeff mit den Spitzen der deutsch-österreichisch-ungarischen Armee, ungarischen Honvedhusaren, südlich Kladovo, am 27. Oktober 1915.

Nach der Schilderung des Führers der Patrouille gezeichnet von Curt Schulz.

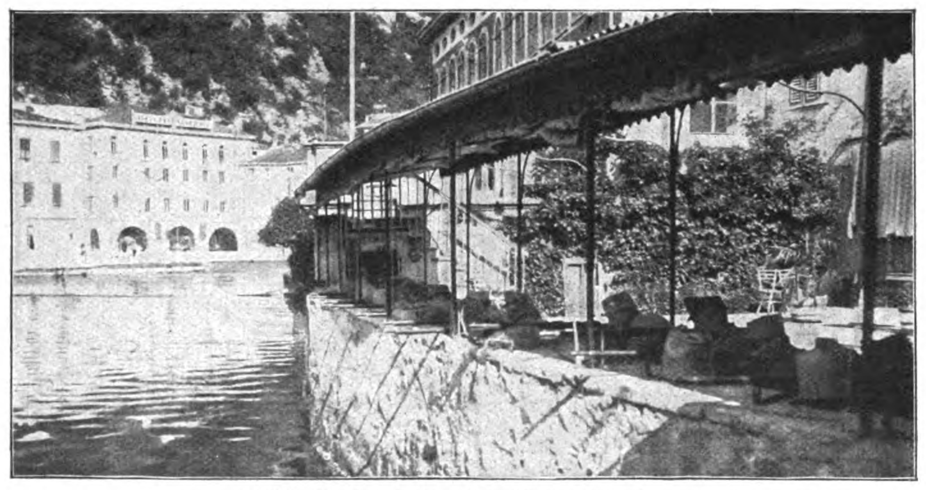
tertem Straßen- und Häuserkampf (siehe auch das Bild Seite 372/373), an dem sich Weiber, Greise und Kinder mit dem Todesmut des Fanatismus beteiligten, die unteren Stadtviertel erobert und damit endlich Belgrad in ihre Gewalt bekommen. Um der völligen Einkreisung durch die verbündeten Heere zu entgehen, räumten die Reste der serbischen Truppen die Stadt und zogen in südlicher Richtung gegen Kragujevac ab. An den Stellen, wo es zum Kampf gekommen war, und durch die Beschießung seitens der Artillerie der Verbündeten hatte die Stadt erheblichen Schaden erlitten.



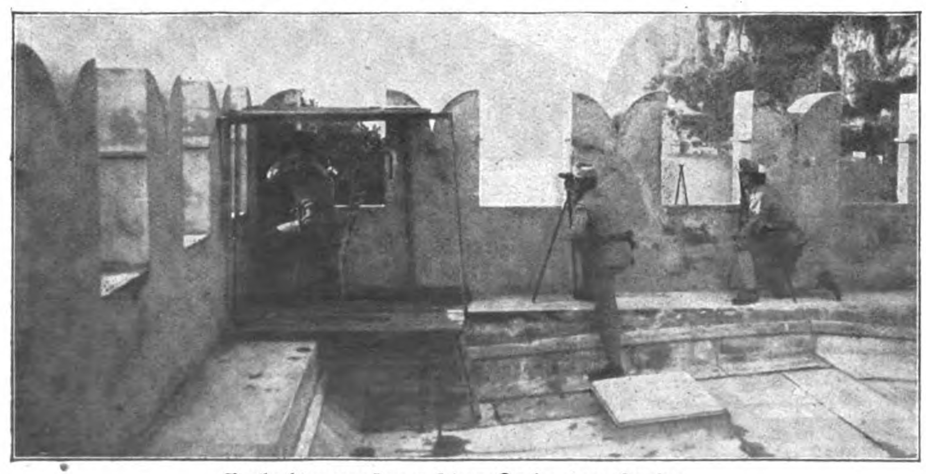
Schützenstellung auf der Terrasse eines Kaffeehauses.



In den Felsen eingesprengter Laufgraben.



Schützenstand auf einer Terrasse am Seeufer.



Beobachtungsposten auf dem Dache eines Hauses.

Unsere Verbündeten an der Südtiroler Front.

Nach Photographien von Az Est, Budapest.

Ganz besonders waren die Vorstädte, namentlich auch die Zitadelle im Innern beschädigt worden. Dagegen blieben ihre äußeren Mauern, obwohl sie nur aus Ziegeln hergestellt sind, gut erhalten (s. das Bild Seite 384). Große Breschen weisen auch die Kasernen auf.

Der Konak dagegen, die Residenz König Peters, blieb unversehrt. Vor dem einstöckigen, ziemlich einfachen und wenig großartigen Gebäude, das eher den Eindruck eines größeren Landhauses als eines Königschlosses macht, versammelten sich am 8. Oktober, als nach blutigem Kampf Belgrad erobert war, die siegreichen deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen. Noch donnerten die Kanonen und knatterten vernehmbar die Gewehre und aus den brennenden Häusern schlugen prasselnd hohe Flammengarben empor, während sich dichte Rauchwolken über die Stadt wälzten und den Horizont in tiefes Dunkel hüllten. Aus dieser wie gewitterdrohenden Finsternis ragte unversehrt und hell der Konak hervor. Die Sonne brach durch die Wolken und ihre Strahlen warfen grelles Licht auf die weißgetünchten Mauern. Unten im Park wogten in Scharen österreichisch-ungarische und deutsche Soldaten; die aufgepflanzten Seitengewehre funkelten und aus ihren gebräunten Gesichtern lachte die Siegesfreude. Deutsche Offiziere waren in den verlassenen Konak eingedrungen; jetzt sah man sie oben auf der Plattform des Daches erscheinen und wenige Augenblicke später stiegen auf den Masten die österreichisch-ungarische und die deutsche Flagge empor. Ein deutscher Hauptmann, der schon als erster auf den Forts von Brest-Litowsk das schwarz-weiß-rote Banner aufgepflanzt hatte, durfte sich jetzt auch rühmen, die erste deutsche Fahne auf dem Palast des Königs von Serbien gehißt zu haben. Brausender Jubel erscholl, als die Flaggen der verbündeten Kaiserreiche auf dem Dach des Konaks im Winde wehten. Mützen und Helme grüßten unter nicht endenwollendem Hurra die ruhmreichen Fahnen und die wackeren Offiziere, die diese Tat vollbracht hatten. Siegestrunken drückten die deutschen und österreichisch-ungarischen Soldaten einander die Hände; alle Anstrengungen und Leiden des langen Feldzuges waren vergessen, Mut und Zuversicht leuchtete in aller Augen und es war, als weile Prinz Eugen, der edle Ritter, mit seiner Heldenschar unter den neuen Belgradstürmern. Nicht Peter Karageorgewitsch, den die Mörder des Königs Alexander und der Draga Maschin auf den Thron erhoben, herrscht heute mehr in Belgrad, das wie vor mehr als zweihundert Jahren wieder unter dem Doppelaar steht und dessen Herrscher wieder ein Habsburger ist, die seit Prinz Eugens Tagen den Titel eines Großwoiwoden von Serbien führen.

Der dritte große Durchbruchsversuch an der italienischen Front.

Von Major a. D. Ernst Moraht.

(Hierzu die Bilder sowie die Karte Seite 390—393.)

Schon zweimal hatten die Italiener unter Aufbietung erheblicher Kräfte ver-

sucht, die österreichisch-ungarische Front von Tirol bis zum Meere an irgendeiner Stelle zu durchbrechen. Besonders die Mai-Juni-Offensive, die zweite, legte den tapferen Verteidigern an der Südwestfront des Krieges eine schwere Aufgabe auf. Die stets wachsende Anzahl der Kriegschauplätze gestattete der österreichisch-ungarischen Heeresleitung nicht, die Vollkraft ihrer Heere gegen das treulose Italien marschieren zu lassen. Mit vier- bis fünffacher Unterlegenheit mußte die lange Verteidigungsfront gehalten werden. — Zu Beginn des Oktobers traten für die italienische Kriegsleitung ganz besondere Gründe hervor, einen neuen gewaltsamen Angriff zu unternehmen. Man legte im Vierverband Gewicht auf das gleichzeitige Zusammenwirken aller Kräfte. Trotzdem mußte die französische große Offensive in der Champagne und im Artois (siehe Seite 331 und Seite 353), welche die Engländer dieses Mal kräftiger unterstützten, fruchtlos zusammenbrechen. Ebenso erging es den russischen Vorstößen in Litauen und Wolhynien. Italien fehlte und erntete dafür die Vorwürfe der Bundesgenossen. Als jetzt die deutsch-österreichische Offensive in Serbien sich zu einem Siegeszug gestaltete, sah sich Italien genötigt, um sich die Achtung des Vierverbandes zu erhalten, etwas zu unternehmen. Der Generalstabschef des Heeres, Cadorna, blieb fest bei der Ablehnung einer Expedition nach Saloniki, obgleich die Engländer und Franzosen dort auf das dringendste die Unterstützung durch italienische Heereskräfte wünschten. Cadorna sah wohl ein, daß große Menschenopfer auf einem zweiten Kriegschauplatz nicht mehr gebracht werden durften, hatten doch schon die Verluste der Italiener die Zahl von mehreren hunderttausend Mann erreicht. So entschloß er sich denn, den „eigenen Krieg" Italiens aufs neue zu betonen. Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit, und obgleich der Sappenkrieg, den die Italiener an einzelnen Stellen der Front eingeleitet hatten, bessere Erfolge — wenn auch langsame — versprach, unternahm er die Neugruppierung und Bereitstellung einer sehr starken Durchbruchstruppe.



Phot. Photothek, Berlin.

Der Col di Lana, der sogenannte „Blut- und Eisenberg", in den Dolomiten, auf den die Italiener wiederholt vergebliche und verlustreiche Angriffe unternommen haben.

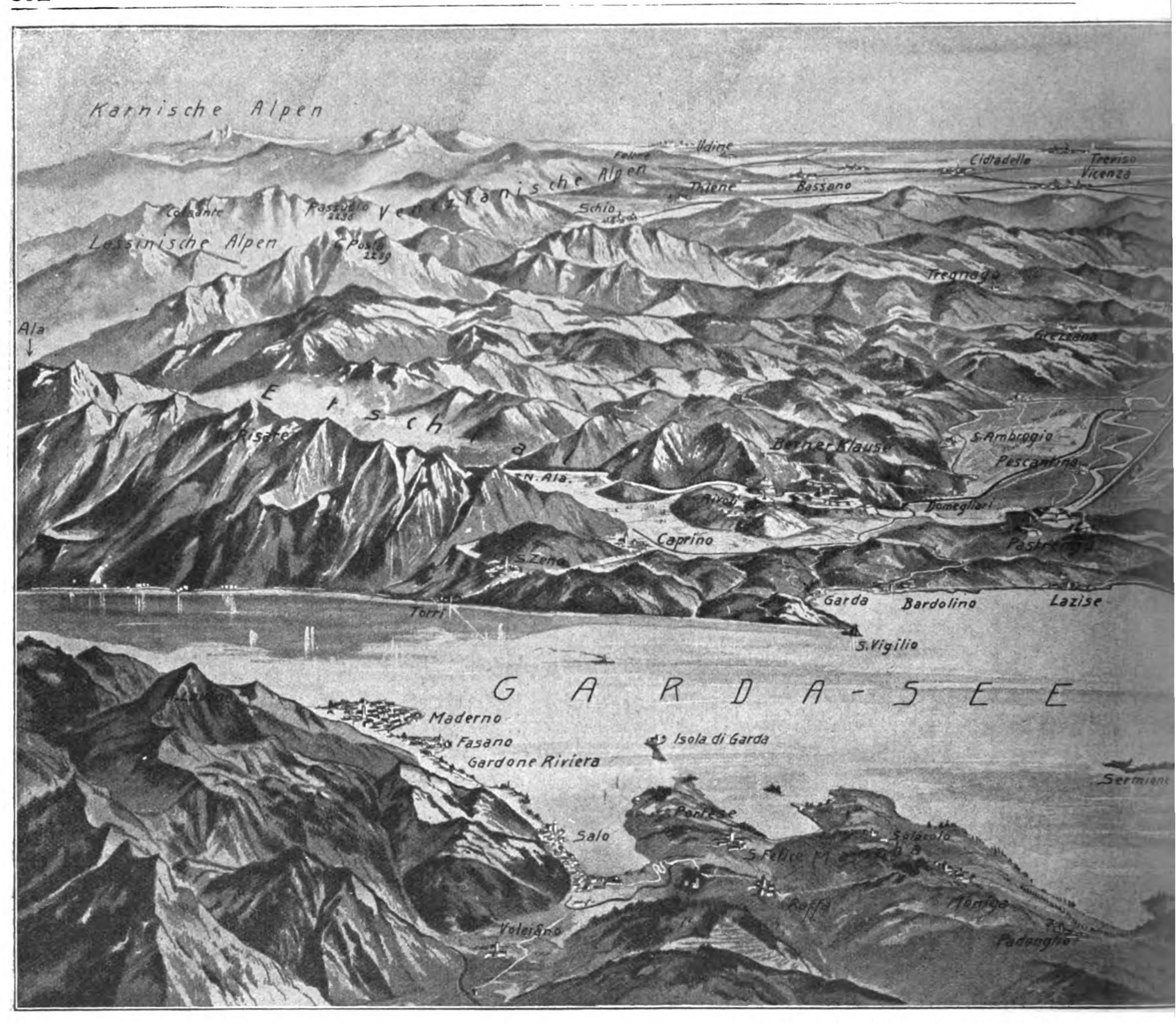
Zwischen den Gipfeln des Krn und der Adriaküste wurden nach den später bekannt gewordenen Berichten aus dem Kriegspressequartier neun italienische Armeekorps zusammengezogen. Sie bestanden aus mindestens 24 Infanteriedivisionen und mehreren Alpinigruppen. Es waren die 2. und 3. italienische Armee, welche gegen die Hochfläche von Doberdo (siehe Bild unten auf dieser Seite) und gegen den nördlich anschließenden Raum zur Entscheidung versammelt waren. Ihr Bestand vor dem Kampf mag etwa 325000 Gewehre, rund 1200 Geschütze und dazu 180 Kanonen schweren Kalibers betragen haben. Gegen die Tiroler Front standen 11 Infanteriedivisionen bereit, die über 170000 Gewehre, 700 Feld- und Gebirgsgeschütze und rund 100 schwere Kanonen verfügten. Schwächere Kräfte, aber immer noch den österreichisch-ungarischen an Zahl überlegene, sammelten sich der Kärtner Front gegenüber.

Das Halbmillionenheer der Italiener begann seine Tätigkeit in ähnlicher Weise, wie wir es von unserer Westfront in Frankreich her kennen. Von dort ist der Begriff „Trommelfeuer" an die italienische Front gewandert und wurde nun, zum erstenmal hier, während 50 Stunden in seiner Wirkung auf die tapferen Verteidiger erprobt. Ein Berichterstatter sagte, daß die Österreicher und Ungarn die furchtbare Steigerung des feindlichen Artilleriefeuers ungebrochenen Mutes ertragen haben. An Ort und Stelle, wo er die Verheerungen in Augenschein nahm, schrieb er,



Phot. Vereenigde Foto-Bureaux, Amsterdam.

Sturmangriff italienischer Infanterie auf der Hochebene von Doberdo.

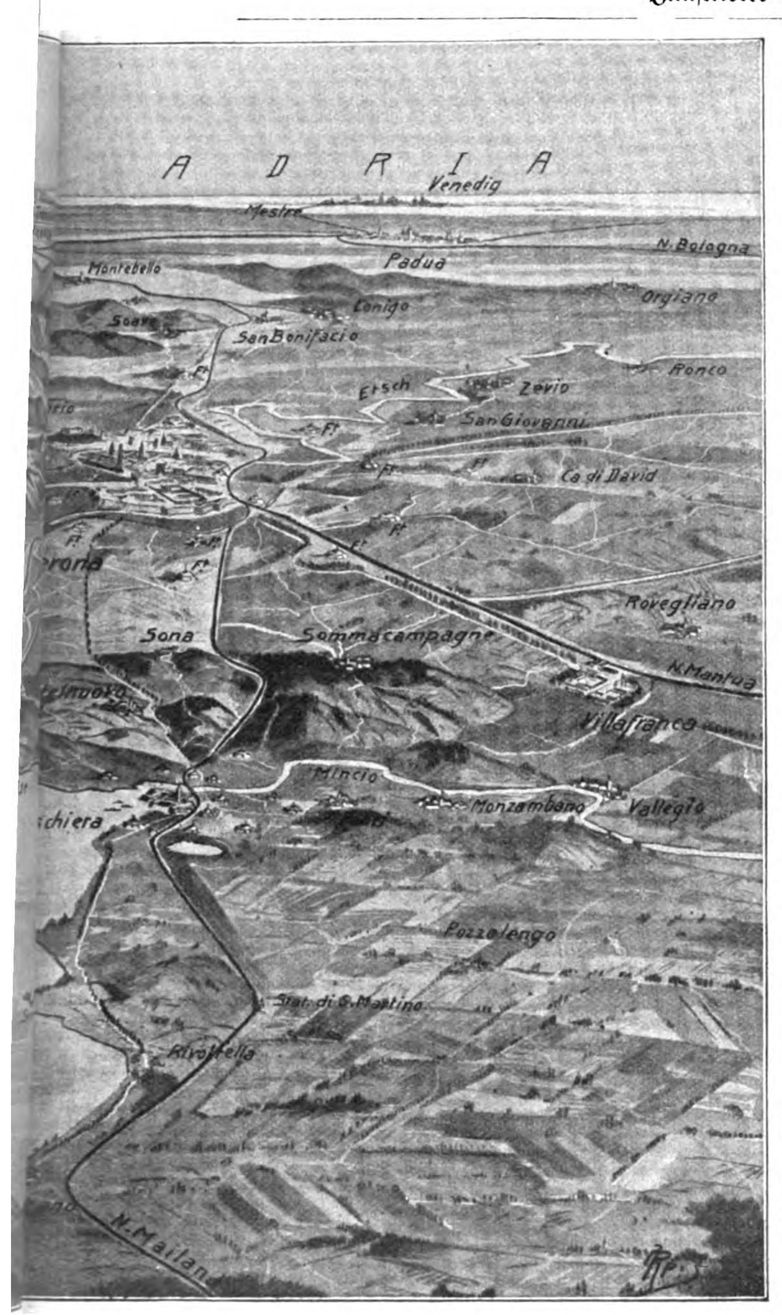


Karte vom Gardasee und Umgegend.

daß wir uns fassungslos fragen müssen, wie es möglich sei, daß Menschen in einem Teufelskessel, voll Gebrüll und Feuerzungen, voll Springbrunnen spritzender Eisenstücke, in zerkrachenden Deckungen, umgeben von zerrissenen Menschenleibern und stöhnenden Kameraden, atmen und standhalten können! Die italienische Artillerie verschoß Munition, offenbar amerikanischer Herkunft, die beim Explodieren giftige Gase entwickelte. Halbbetäubt fanden die Verteidiger doch Kraft, mit Handgranaten und Bajonett sich zu wehren. Wo die Übermacht zu groß war, wichen sie Schritt für Schritt, ließen sich von den Reserven aufnehmen und stürmten am nächsten Tage aufs neue vor, um die alten Stellungen wiederzugewinnen.

Am 19. und 20. Oktober nahm die italienische Artillerie gleichmäßig alle Abschnitte unter ihr Feuer. Dann steigerte sie es zu größter Heftigkeit im Küstenland. Cadorna nahm an, daß nach solchen Vorbereitungen die Verteidigungstruppen ohne große Mühe zu bewältigen sein würden, und es scheint so, als wenn er der österreichisch-ungarischen Führung keine Zeit lassen wollte, Kräfteverschiebungen vorzunehmen, bevor der Durchbruchsversuch der Italiener gemacht sei. So rannte denn die italienische Armee in dichten Massen zum Hauptsturm an. Er umfaßte das Gebiet vom Gardasee bis südlich Monfalcone. Die Stärke des Angriffs war nicht überall gleichmäßig. Vor allen Dingen richteten sich die Anstrengungen der Italiener auf die Hochfläche von Lafraun und Vielgereuth. Zähe drangen sie vor gegen den Raum nördlich der Marmolata und bei Schluderbach. Die Hauptoffensive der Italiener lag jedoch an der gesamten Isonzofront. Die ältesten Kampfziele in diesem blutigen österreichisch-italienischen Kriege, der Tolmeiner Brückenkopf und die Hochebene von Doberdo, schienen der italienischen Heeresleitung noch immer die aussichtsvollsten zu sein, obgleich dort schon viele Tausende von Opfern vergeblich ihr Blut hergaben. Auch der Görzer Brückenkopf erlebte nach ungeheurer feindlicher Artillerievorbereitung die stärksten infanteristischen Vorstöße. Der Feind suchte den österreichisch-ungarischen Linien bei Plava und auf der Podgora beizukommen, und noch am 3. November waren die Angriffe an dieser Stelle nicht in dem gleichen Maße abgeflaut, wie an anderen Orten. Trotzdem konnte auf jenem Kampfgebiet der österreichisch-ungarische Generalstab melden: „Die Angriffe wurden überall abgewiesen."

Anfang November ließ sich schon übersehen, daß die Einbuße der Italiener an Toten, Verwundeten und Gefangenen 150 000 Mann überschritt. Augenzeugen bezifferten die Zahl der toten Italiener auf 30 000 Mann. Was die Feinde für solche Opfer erreicht hatten, war bitterwenig: Es war nichts als der Zugang zum Ladrotal und die Vorstellungen vor der österreichischen Front am Col di Lana. Sechsmal bemächtigten sich die Italiener der ersten Verteidigungslinie an der Hochebene von Doberdo, dreimal am Görzer Brückenkopf und bei Santa Lucia, dreimal in Kärnten, immer wurden sie im Gegenangriff von dem blutgetränkten Boden wieder vertrieben. Am Col di Lana



(siehe Bild Seite 391 oben) waren es die Tiroler Kaiserjäger, am Tolmeiner Brückenkopf die Kroaten aus Agram und aus Maria-Theresiopel, am Görzer Brückenkopf die Dalmatiner und die Lemberger und an der Hochebene von Doberdo Steirer Landwehr und Ungarn aus Weißkirchen, Debreczen und Budapest, die als Helden ein würdiges Gegenstück zu der deutschen unerschütterlichen Mauer des Widerstandes bildeten, die nun schon über ein Jahr lang im Westen den Ansturm der Engländer und Franzosen aufhielt.

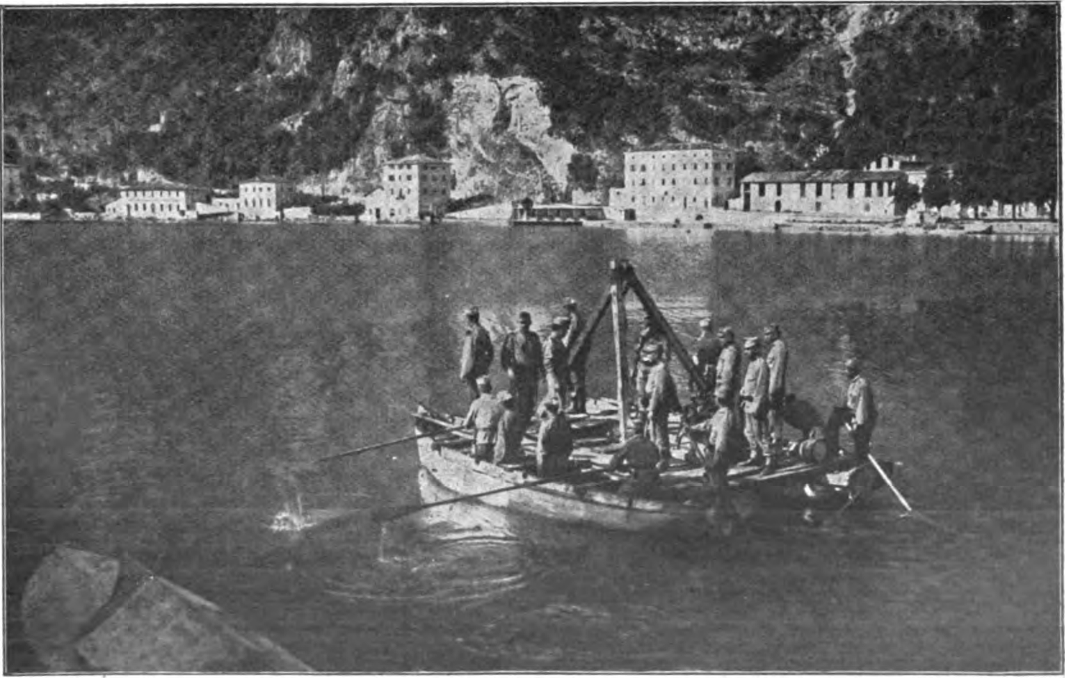
Während auf dem Lande um die Entscheidung gerungen wurde, führten die feindlichen Luftgeschwader ihren Krieg in den Wolken. Die Italiener erschienen über dem Flugfeld bei Görz und nahmen überall Bahnhöfe und andere Anlagen unter Bombenfeuer. Auch die offene Stadt Triest und das Kaiserschloß Miramar verschonten sie nicht. Die Flugzeuge unserer Verbündeten wählten sich die militärischen Anlagen Venedigs zum Ziel und bedachten wiederum die Munitionsfabrik in Brescia mit ihren Geschossen. Ein österreichisch-ungarisches militärisches Blatt erkannte die Energie der Italiener an, den Sieg zu erringen. Allmählich hat sich eine Wandlung in der angreifenden Armee vollzogen, die zuletzt mit größter Erbitterung kämpfte. Doch der heldenhafte Widerstand der österreichisch-ungarischen Truppen bewirkte, daß, wie alle früheren italienischen Offensiven, auch die dritte erfolglos geblieben ist.

Unsere Sanitäter im Felde.

Dem Bericht eines Sanitätsunteroffiziers entnehmen wir die folgende Schilderung der Tätigkeit unseres Sanitätspersonals im Felde:

Wir hatten auf einem französischen Gutshofe unseren Hauptverbandplatz errichtet, in einem schönen Obstgarten war unser Wagenpark an Kranken-, Medizin-, Pack- und Aushilfswagen für Leichtverwundete aufgestellt. Das Gutshaus selbst war in ein Lazarett mit Operationsraum und Verbandzimmer umgewandelt. In einer Entfernung von etwa einer Stunde tobte den ganzen Tag über ein heftiger Artilleriekampf. Plötzlich schlugen die feindlichen Granaten auch unmittelbar in unserer Nähe ein, und in aller Hast mußte unser so schön eingerichteter Verbandplatz wieder abgebrochen werden. Unter der Wucht der einschlagenden und explodierenden Granaten erbebte die Erde, und unsere Pferde waren kaum noch zu halten. Haushoch wurden die Erdmassen von den Granaten in die Höhe geschleudert. Bis gegen Abend dauerte das heftige Artilleriefeuer des Feindes, dann verstummte es plötzlich, wie in der Regel um diese Zeit.

Jetzt erhielten wir den Befehl, mit vier Krankenwagen und sechzehn Trägern bis dicht an die Schützenlinie vorzugehen, um Verwundete zu bergen. Auf unserer Fahrt dahin kamen wir durch einen Wald, in dem das Artilleriefeuer verheerend gewirkt hatte. In wirrem Durcheinander lagen die zersplitterten Baumstämme, als hätte ein rasender Windbruch hier gehaust. Beim Austritt aus dem Walde lag das Schlachtfeld vor uns. Der Mond schien hell, doch heller noch leuchtete die Feuerglut auf, die in riesigen Garben aus mehreren in Brand geschossenen Ortschaften emporloderte. Bei aller Schauerlichkeit boten die entfesselten Elemente in ihrer gewaltigen Größe doch ein erhabenes Bild. Schrecklich war die Verwüstung in dem Orte M., der von dem Feinde besetzt gewesen war und unter deutschem Artilleriefeuer gestanden hatte. Es war nicht leicht, durch diese Trümmerstätte hindurchzukommen, und alle Augenblicke saßen unsere Wagen in einem Granatloche fest. Unser Weg führte jetzt über eine Anhöhe, die noch vor wenigen Stunden der Zielpunkt des feindlichen Artilleriefeuers gewesen war. Rechts und links vor uns hinter den etwa acht bis zehn Kilometer entfernt gelegenen Anhöhen war die Stellung der französischen Artillerie, und wir mußten befürchten, unter Feuer genommen zu werden. War doch erst am Abend zuvor an dieser Stelle eine Abteilung der Feldküche



Phot. Az Est, Budapest.

Österreichisch-ungarische Soldaten, die im Gardasee Minen ausgelegt haben, auf der Rückfahrt.



Deutsche, österreichisch-ungarische und türkische Kriegsauszeichnungen. **Sämtliche Orden sind in etwa halber Größe wiedergegeben.**
Aufnahmen vom Techno-Photographischen Archiv, Berlin-Friedenau. Zusammengestellt von W. Godet & Sohn, Kgl. Hofjuweliere, Berlin W.

Preußen: 1. Orden „Pour le Mérite" mit Eichenlaub, Band für mehrfache kriegerische Leistungen dreimal schwarz-weiß gestreift. 2. Großkreuz vom Eisernen Kreuz, Band breit schwarz-weiß. 3. Eisernes Kreuz 1. u. 2. Kl.; desgleichen von 1870 2. Kl. mit der Eisernen-Kreuz-Spangel „1914", Band schwarz-weiß. 4. Preußische Rote-Kreuz-Medaille, oben 1. Kl., unten 2. u. 3. Kl., Band rot mit schwarz-weißen Streifen. — **Fürstlich Hohenzollern:** 5. Fürstlich Hohenzollernsches Ehrenkreuz mit Schwertern 1. Kl., 3. Kl. mit Krone; Verdienstmedaille, Band weiß-schwarz gestreift. — **Bayern:** 6. Max-Joseph-Orden (a); Tapferkeitsmedaille (b), Band schwarz, blau-weiß gestreift. Militärverdienstorden 3. Kl. mit Krone und Schwertern (c), Band weiß mit blauer Einfassung und weiß-schwarz-weißer Streifung. 7. Militärverdienstorden am Bande für Beamte der Militärverwaltung und Zivilpersonen (a), Band weiß-blau mit schwarzer Einfassung. Militärsanitätsorden (Vorderseite b u. Rückseite c), Band schwarz mit blau-weißer Einfassung. Verdienstkreuz für freiwillige Krankenpflege (d), Band blau-weiß. — **Sachsen:** 8. Militär-St.-Heinrichsorden (a), Medaille hierzu (b), Band blau-gelb. Zivilverdienstorden mit Schwertern (c), Band weiß-grün. Albrechtsorden, Ritterkreuz 1. Kl. (d), Band grün-weiß. 9. Ehrenkreuz mit Schwertern (a). Band grün-weiß gestreift. Friedrich-August-



Medaille am Kriegsbande (b). Band gelb=blau. Erinnerungskreuz für freiwillige Krankenpflege (c), Band weiß=grün gestreift. — **Württemberg:** 10. Militärverdienstorden (a), Band gelb=schwarz. Orden der Württembergischen Krone, Ritterkreuz mit Schwertern (b), Band rot=schwarz. Württembergischer Friedrichsorden, Ritterkreuz 1. Kl. mit Schwertern (c), Band blau. — **Anhalt:** 11. Friedrichkreuz (a Vorderseite für Kämpfer), Band grün=rot, (b Rückseite für Nichtkämpfer) Band grün=weiß; Unterschied besteht nur im Bande. — **Braunschweig:** 11 Kriegsverdienstkreuz (Vorder= und Rückseite c u. d), Band dunkelblau=gelb. — **Baden:** 12. Militär=Karl=Friedrich=Verdienstorden (a), Band gelb=rot=gelb. Orden Berthold des Ersten, Ritterkreuz mit Schwertern (b), Band rot=gelb. Orden vom Zähringer Löwen, Ritterkreuz 1. o. 2. Kl. mit Eichenlaub und Schwertern (c), Band grün=orange. 13 Am Bande des Militär=Karl=Friedrich=Verdienstordens (siehe 12a), Band gelb=rot=gelb: Verdienstkreuz vom Zähringer Löwen (a). Kleine goldene Verdienstmedaille (b). Große silberne Verdienstmedaille (c). — **Oldenburg:** 14. Friedrich=August=Kreuz 1. u. 2. Klasse (a u. b), Band blau=rot. — **Hessen:** 14. Tapferkeitsmedaille „Für Tapferkeit" (c), Band hellblau=rot. Militär=Sanitätskreuz: „Für Pflege der Soldaten 1914" am Friedensbande (d), Band rot=weiß. — **Schaumburg-Lippe:** 15. Militärverdienstkreuz 1. u. 2. Kl. (a u. b), Band blau mit drei weißen Streifen. Militärverdienstmedaille mit Schwertern (c); desgleichen mit dem Genfer Kreuz (d), Band für c u. d rot=hellblau. — **Fürstlich Lippesche Kriegsauszeichnungen:** 16. Kriegsehrenkreuz für heldenmütige Tat (a). Kriegsverdienstkreuz (Vorderseite b), Band gelb mit rot=weißen Streifen; Kriegsverdienstkreuz (Rückseite c), Band weiß mit rot=gelben Streifen, c am Bande für Nichtkämpfer. — **Mecklenburg-Schwerin:** 17. Oben: Militärverdienstkreuz 2. Kl. für Frauen (a), Band rot mit hellblau=gelber Einfassung. Militärverdienstkreuz 2 Kl. (b), Band hellblau mit gelb=roter Einfassung. Militärverdienstkreuz 1. Kl. (c). Militärverdienstkreuz 2. Kl. (Rückseite d) am Bande für Nichtkämpfer. Band lila mit blau=gelber Einfassung. — **Mecklenburg-Strelitz:** 18. Oben: Kreuz für Auszeichnung im Kriege für Frauen (a). Kreuz für Auszeichnung im Kriege 2. Kl. mit der Inschrift „Für

Tapferkeit" für Fürstlichkeiten (b). **Kreuz für Auszeichnung im Kriege 1. Kl.** (c). **Kreuz für Auszeichnung im Kriege 2. Kl.**, Rückseite am Bande der Nichtkämpfer (d). **Farben der Bänder zu a, b und d wie bei 17. — Reuß:** 19. Kriegsverdienstkreuz (a). Ehrenkreuz 2. o. 3. Kl. mit Schwertern (b). Ehrenmedaille mit Schwertern (c), **Band** b, c gelb mit rot-schwarzer Einfassung. — **Sachsen-Weimar:** 20. Wilhelm-Ernst-Kriegskreuz (a). Weimarer Falkenorden, Ritterkreuz 1. o. 2. Kl. mit Schwertern (b), Band rot. Allgemeines Ehrenzeichen mit Schwertern (c), Band schwarz mit gelb-grüner Fassung. — **Sachsen-Altenburg:** 21. Sächsischer Ernestin. Hausorden, Ritterkreuz 1. o. 2. Kl. mit der Jahreszahl 1914 (a), Band lila mit grünen Streifen. Herzog-Ernst-Medaille mit Krone und Spange „1914" für freiwillige Krankenpflege und Kriegswohlfahrtspflege (b), Band hellblau mit gelben Streifen. Herzog-Ernst-Medaille mit Eichenblattabzeichen 1914/15 für die nähere Umgebung des Herzogs auf dem Kriegschauplatze (c), Band wie b. 22 Tapferkeitsmedaille für Unteroffiziere und Mannschaften (a), Band grün mit drei weißen Streifen. Medaille des Sächsischen Ernestin. Hausordens mit Schwertern (b), Band lila mit grünen Streifen; desgleichen wie b mit der Spange 1914 (c), Band wie b. — **Sachsen-Koburg-Gotha:** 23. Sächsischer Ernestin. Hausorden, Ritterkreuz 1. o. 2. Kl. mit Schwertern (a), Band lila mit grünen Streifen; dasselbe wie a, aber mit Jahreszahlen 1914—1915, Band wie a (b). Herzog-Karl-Eduard-Medaille 2. Kl. mit Spange 1915 (c), Band schwarz-gelb. Verdienstmedaille des Sächsischen Ernestin. Hausordens mit Schwerterspange (d), Band wie a. — **Sachsen-Meiningen:** 24. Oben: Orden für Verdienst von Frauen und Jungfrauen in der Kriegsfürsorge (a), Band schwarz-weiß oder grün-weiß. **Unten:** Ehrenkreuz für Verdienst im Kriege 19.4.1915 am Bande für Kombattanten (b), Band schwarz mit gelber Umfassung und grün-weißen Streifen. Ehrenmedaille für Verdienst im Kriege 1914/1915 am Bande für Nichtkombattanten (c), Band schwarz mit gelb-weiß-grüner Umfassung. — **Schwarzburg:** 25. Ehrenkreuz 2. o. 3. Kl. mit Schwertern (a), Band gelb-rot mit drei blauen Streifen. Silberne Medaille für Verdienst im Kriege (b), Band wie a. Ehrenkreuz (c) und Ehrenmedaille (d) mit dem Abzeichen für besondere Verdienste im Heere, Band wie a. — **Waldeck:** 26. Verdienstkreuz 3. o. 4. Kl. mit Schwertern (a). Ehrenkreuz mit Schwertern (b). Goldene (c) und silberne (d) Verdienstmedaille mit Schwertern, Band a—d weiß mit gelb-rot-schwarzer Einfassung. — **Österreich-Ungarn:** 27. Maria-Theresia-Orden, Ritterkreuz (a), Band rot-weiß-rot. Leopoldsorden, Ritterkreuz mit Kriegsdekoration ( ), Band rot mit weißer Einfassung. Franz-Joseph-Orden, Ritterkreuz am Kriegsbande ( ), Band rot-weiß in der Mitte mit rot-weißer Einfassung. Eiserne Krone 3. Kl. mit Kriegsdekoration (d), Band gelb mit blauer Einfassung. 28 Pilotenabzeichen (a, unten), kleine (b) und große Tapferkeitsmedaille (c). Medaille „Signum laudis" (d), Band b—d weiß-rot in der Mitte mit rot-weißer Einfassung — **Türkei:** 29. Oben: Stern der Osmanen. Eiserner Halbmond (a). Imiazmedaille in Gold und Silber (b u. c). Liakatmedaille (d), Band zu b—d rot-grün bzw. rot mit schmalen grünen Streifen. 30. Abzeichen vom Türkischen Halbmond in Silber und Bronze, Band weiß mit schmalem roten Streifen in der Mitte.

zusammengeschossen worden. Unglücklicherweise trat auch in diesem Augenblick der Mond hinter dem schützenden Wolkenschleier hervor und beleuchtete alles mit seinem milden Schein. Wohl sahen wir in der Ferne ab und zu Schüsse aufblitzen, doch sie galten nicht uns, und ungefährdet gelangten wir über die gefährliche Anhöhe. In einem kleinen Gebüsch konnten wir unsere Wagen in Deckung bringen.

Von dort schwärmten unsere Krankenträger mit ihren Tragbahren aus und suchten teils in, teils hinter der Schützenlinie die Verwundeten auf, die während des Kampfes am Tage nicht in Sicherheit gebracht werden konnten. Unheimliche Stille herrschte auf dem Schlachtfelde. Nur ab und zu vernahm man einige Gewehrschüsse, die wohl von den Patrouillen herrührten. Ein verwundeter Feldwebel schleppte sich zu unserem Krankenwagen, er hatte einen Schuß ins Knie erhalten. Wir stärkten den Mann, der uns erzählte, er habe den Schuß ins Knie bei dem Bemühen erhalten, einem Verwundeten Hilfe zu bringen. Mittlerweile brachten unsere Krankenträger auf den Tragbahren die Schwerverwundeten heran, die sorgfältig gebettet wurden. Einer war durch einen Granatsplitter am Kopfe schwer verletzt und fieberte bereits sehr stark. Die Verwundeten richteten immer die Frage an uns, ob wir denn nicht bald zum Verbandplatz abführen, doch mußten wir warten, bis der Wagen voll belegt war.

Endlich war es so weit. Ein sehr schwer Verwundeter war bei voller Besinnung. Er wünschte sich etwas zum Rauchen. Ich gab ihm eine Zigarre, die er unterwegs rauchte. In langsamer Fahrt ging es nach dem etwa zehn Kilometer zurückliegenden Hauptverbandplatz. Wir hatten vier Schwerverwundete in dem Wagen, auf dem Bock und dem Fußbrett fünf Leichtverwundete und auf dem Verdeck deren zwei. Hinter dem Wagen einher schritt noch in vollkommener Gelassenheit eine große Anzahl leichter Verwundeter. So manch einen trafen wir noch unterwegs, der sich unter Aufbietung seiner letzten Kräfte herangeschleppt hatte. Ich ließ den Wagen noch mehrere Male halten, und bald war die Zahl der am Gehen verhinderten Verwundeten auf sechzehn gestiegen. Der Führer des Wagens hatte seine liebe Not. Ich ging neben dem Wagen einher und suchte die Ärmsten, die immer fragten, wie weit es denn noch bis zu dem Verbandplatz sei, nach Kräften zu beruhigen. Der eine der Schwerverwundeten phantasierte immer von seiner Heimat, von seiner Frau und von seinen Kindern und sprach in seinem Fieberwahn den Choral „Jesus, meine Zuversicht". Dann wurde er plötzlich still. Ich hatte wenig Hoffnung, ihn noch lebend zum Verbandplatz zu bringen. Bei der Ankunft auf dem Verbandplatz war er denn auch bereits verschieden und wurde bald darauf zur letzten Ruhe in Feindesland eingebettet. Die Schwerverletzten kamen zuerst in ärztliche Behandlung, die Leichtverletzten wurden zunächst mit Nahrung und warmen Getränken versehen.

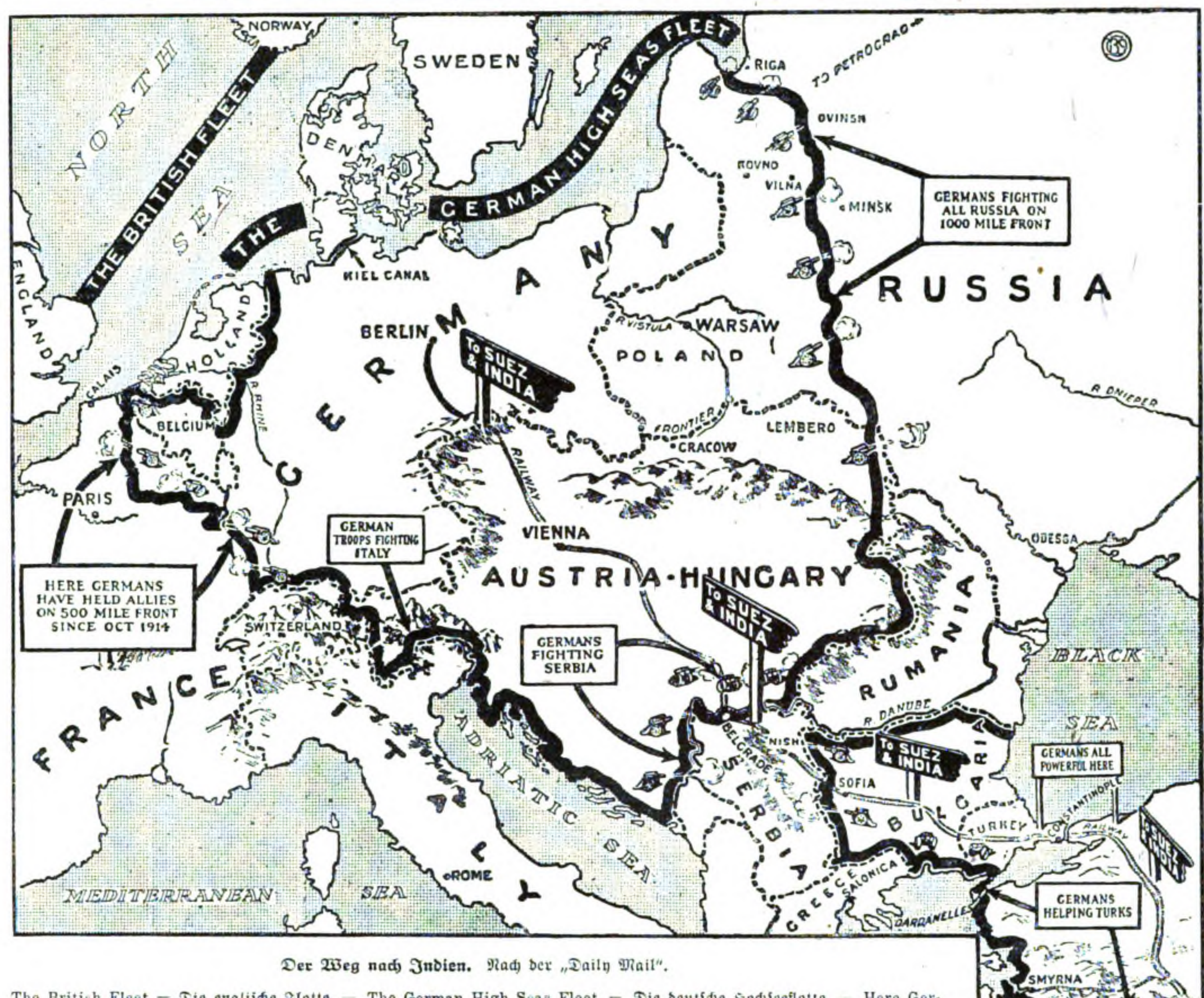
Inzwischen wurde unser Wagen wieder zurechtgemacht, und nochmals ging's zu der traurigen Fahrt auf das Schlachtfeld, um neue Verwundete zu holen. Unterwegs begegneten uns auch unsere übrigen Krankenwagen, alle mit Verwundeten beladen. Wir gingen diesmal noch weiter nach vorn. Hier bot sich uns ein schauerlicher Anblick dar. Dicht an der Böschung der Fahrstraße lagen zu Hunderten die Franzosen. Sie hatten wohl gedacht, hier Deckung zu finden, waren dann aber in unser Artilleriefeuer geraten und vollständig vernichtet worden. Wir kamen durch einen brennenden Ort. Mehrere unserer Leute, die zu weit vorgegangen waren, um die Verwundeten zu bergen, mußten zurückgerufen werden, da sie sonst dem Feinde leicht unsere Stellungen verraten hätten. Hier lagen die beiderseitigen Schützengräben noch keine 200 Meter auseinander. Wir brachten unseren Krankenwagen auch zum zweiten Male vollbesetzt zum Verbandplatz, wo unsere Ärzte inzwischen unter Aufbietung aller Kräfte gearbeitet hatten bis zum frühen Morgen.

Noch waren nicht alle Verwundeten verbunden, als auch schon der Befehl kam, unseren Verbandplatz sofort zu räumen, da er vermutlich mit dem anbrechenden Tage von den Franzosen beschossen werden würde. Punkt fünf Uhr morgens war alles zum Abrücken bereit, und wir konnten unsere 350 Verwundeten glücklich aus dem Bereich des feindlichen Feuers bringen.

England in Nöten.

(Hierzu die Karte Seite 397.)

Unter dem Titel „Der Weg nach Indien" brachte Ende September 1915, als zum ersten Male die deutschen Kanonen an der Donau gegen Serbien donnerten, das bekannte Londoner Hetzblatt „Daily Mail" das von uns auf Seite 397 wiedergegebene Kartenbild über die Kriegschauplätze, auf denen Deutschland kämpfte. Das Bild bietet eine sehr wirkungsvolle Zusammenfassung der deutschen Machtentfaltung, sollte aber nicht die Hochachtung der Engländer für Deutschlands Erfolge entzünden, sondern in ihnen Besorgnisse erwecken, die zur Aufbietung aller Kräfte gegen Deutschland, zur allgemeinen Wehrpflicht, führen könnten. Die englische Zeitung drohte ihren Lesern: Deutschland ist auf dem Wege nach Ägypten und Indien! Sie rief nicht etwa: Serbien ist in Gefahr! Serbien erleidet mit wachsender Schnelligkeit das Schicksal Belgiens! Helft Serbien! Sondern sie zeterte: Ägypten, Indien — anders ausgedrückt: Euer Geldsack ist in Gefahr! Deutschland ist auf dem Wege, den Krieg zu gewinnen. Denn wenn die Deutschen die Verbindung mit Konstantinopel herstellen, stehen ihnen aus Kleinasien große Baumwollmengen zur Verfügung. Wichtiger aber noch ist für sie, daß sie dann einen unbehinderten Weg nach Diabekr in Kleinasien haben. In geringer Entfernung davon liegt die noch wenig abgebaute, reichhaltige Argharamine, eine der mächtigsten Kupferminen der Erde, dazu in der Nähe des schon betriebsfähigen Teiles der Bagdadbahn. Wenn Deutschland in Konstantinopel ist, kann es sich mit deutschen Soldaten oder von den durch deutsche Offiziere geführten Türken den Weg über den Suezkanal nach Ägypten zu dessen Baumwollschätzen erzwingen. Und Ägypten haben, heißt auf dem Wege nach Indien sein! So hetzten damals die englischen Zeitungen. Und die englische Regierung verkündete durch den Grey für die Leitung der auswärtigen Politik beigegebenen Minister Lansdowne am 27. Oktober in einer amtlichen Ansprache an das Parlament das Todesurteil Serbiens. Serbien kann sich nicht selbst helfen, hieß es, und die 13 000 Mann, die England ihm zur Verfügung gestellt hat — eine lächerliche Hilfe! — können Serbien nichts nützen. Also muß es sehen, wie es ihm gehen mag. England interessiert sich nur noch dafür, wie es Deutschland den Weg nach Konstantinopel verlegen kann. Lansdowne enthüllte, daß eine Expedition im Entstehen sei, die den Durchzug der Mittelmächte durch Bulgarien hindern solle. In Deutschland, Österreich-Ungarn, der Türkei und Bulgarien konnten die Worte Lansdownes niemand schrecken. Man war gewöhnt, von englischen Plänen



Der Weg nach Indien. Nach der „Daily Mail".

The British Fleet = Die englische Flotte. — The German High Seas Fleet = Die deutsche Hochseeflotte. — Here Germans have held Allies on 500 mile front since Oct. 1914 = Hier haben die Deutschen auf einer Front von 500 Meilen den Verbündeten seit Oktober 1914 standgehalten. — German Troops fighting Italy = Deutsche Truppen im Kampf mit Italien. — Germans fighting all Russia on 1000 mile front = Die Deutschen im Kampf gegen ganz Rußland auf einer 1000 Meilen langen Front. — Kiel Canal = Kaiser-Wilhelm-Kanal. — To Suez & India = Nach dem Suezkanal und Indien. — Germans all powerful here = Hier sind die Deutschen übermächtig. — Germans helping Turks = Die Deutschen unterstützen hier die Türken. — Black Sea = Schwarzes Meer. — Mediterranean Sea = Mittelländisches Meer.

recht viel zu hören. Die von der „Daily Mail" gewünschte englische Wehrpflicht konnte nach mehr als fünfzehn Kriegsmonaten die englische Sache nicht mehr retten. In London beispielsweise verlangte der Männermangel bereits ebenso wie in Deutschland die Einstellung weiblicher Bahnbeamten. In dem Augenblick, in dem England die Wehrpflicht einführte, würde sein sehr empfindliches, ihm so unendlich wichtiges System der Munitionsherstellung sofort einen vernichtenden Stoß erleiden und müßte völlig neu aufgebaut werden. Die Ausbeute an wehrfähigen Männern würde zudem nicht mehr den entscheidenden Einfluß ausüben können. Denn selbst zwei Millionen neuer Rekruten wären noch lange nicht zwei Millionen ausgebildeter Soldaten. Die „Daily Mail" würde also auch bei der Erfüllung ihrer Wehrpflichtwünsche England vor immer wieder neue Schwierigkeiten gestellt sehen. Wie viele Engländer werden sich bei der Betrachtung des Kartenbildes der „Daily Mail" nicht auch die Frage vorgelegt haben: Kann uns die Aufbietung aller Kraft angesichts der starken Stellung unseres Hauptgegners Deutschland auf allen Kriegschauplätzen überhaupt noch etwas nützen? Inzwischen schritten die Ereignisse in Serbien so schnell vorwärts, daß nach wenigen Wochen schon das Kartenbild sich ganz bedeutend anders gestaltete und die Befürchtungen der „Daily Mail" zum Teil sehr überraschend schnell sich bewahrheiteten.

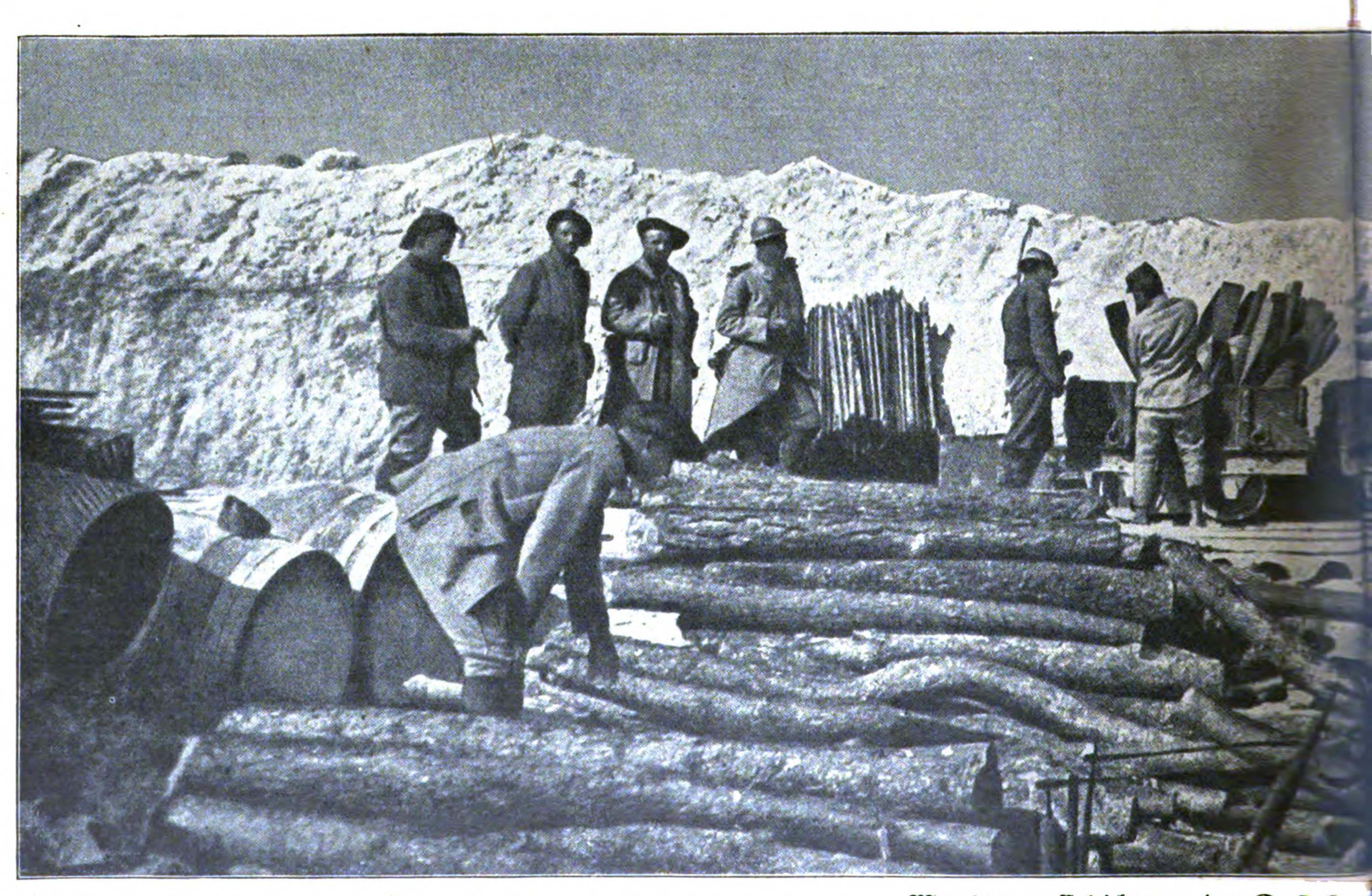
Im feindlichen Gasangriff.

Ein Kriegserlebnis aus der letzten Offensive in Flandern.

Die feindliche Offensive auf der Westfront hatte wie in der Champagne so auch in Flandern eingesetzt. Auch hier ging ein schweres Artilleriefeuer den Sturmangriffen voran. Von unserer Artillerie sollte ein großer Feuerangriff aus unserer Stellung erfolgen. Der Kommandeur des Artillerieregiments in unserem Abschnitt wollte diesen Angriff aus einem Gefechtstand beobachten. Wir von der Telephonabteilung erhielten daher den Befehl, schon morgens in aller Frühe neue Telephonapparate in diesen Stand einzubauen. Noch in der Dunkelheit machten wir, ein Feldwebel, ein Gefreiter und ich, uns von P. aus auf den Weg, um diesen Befehl, der uns in die Front führte, auszuführen. Schon um 4 Uhr in der Nacht hatte ein starkes feindliches Artilleriefeuer eingesetzt. Schlag auf Schlag dröhnten die schweren Geschütze des Feindes zu uns herüber — wir nennen diesen Vorgang Trommelfeuer —, am nächtlichen Himmel wetterleuchteten die Explosionen der Granaten, Leuchtkugeln stiegen auf und verbreiteten über das Gelände ihren magischen, taghellen Schein, der das Dunkel der Nacht grell zerriß. Ein schaurig-schönes Bild von gewaltiger Wucht, das auch ein mutiges Herz in dem Gedanken, daß die grellen Fackeln zur Vernichtung zahlreicher Menschenleben aufleuchteten, schaudern machen konnte. Bald wichen wir von der Landstraße ab, und unter Führung eines Mannes aus der Schützengrabenlinie, die unser nächtliches Ziel war, wanderten wir weiter. Der Morgen begann zu dämmern, als wir den Eingang zu der Grabenlinie erreichten. Der Feind belegte um diese Zeit einen benachbarten Abschnitt der Front mit



Bau eines Trichters im Angesicht der ersten feindlichen Lin



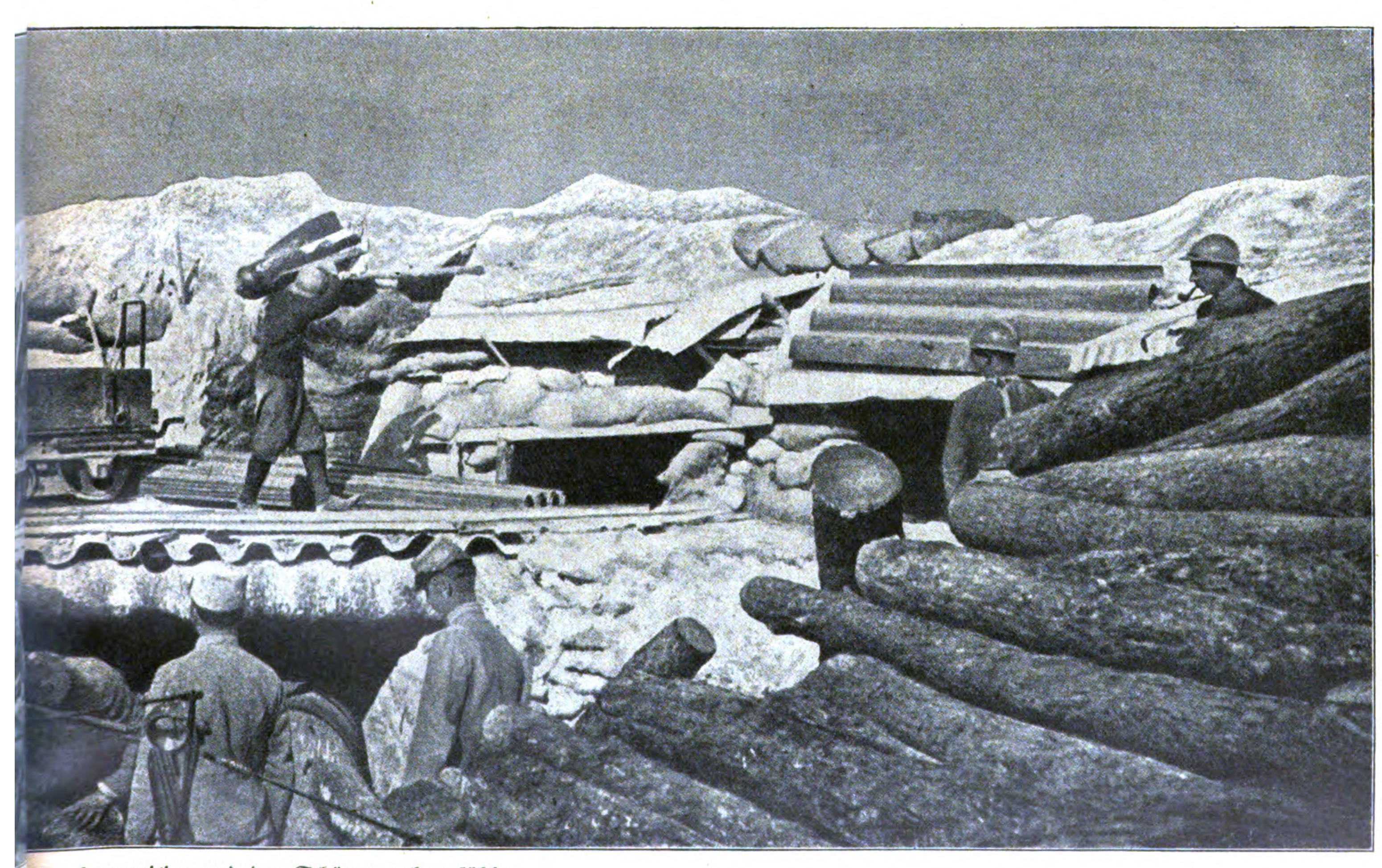
Wegebau zur Erleichterung der Zufuhr

Vorbereitungen zur französischen O

Nach der Darstellung



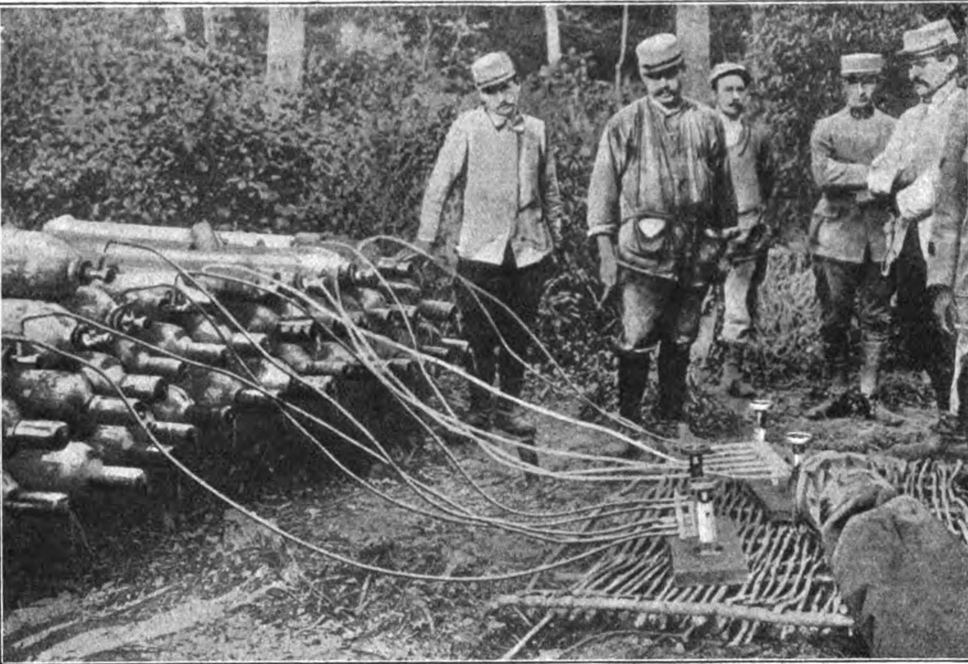
ı dem sich eine ganze Kompanie zum Sturm versammeln kann.



illeriemunition und der Schützengrabenpfähle.

e in der Kreidegegend der Champagne.

r französischen Zeitschrift.



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Eine französische Gasbatterie, die giftige Gase zum Angriff enthält.

seinem Artillerietrommelfeuer, so daß es bei uns noch verhältnismäßig ruhig zuging. Nur ab und zu sauste pfeifend ein Geschoß unserer Artillerie aus der zurückliegenden Stellung über unsere Köpfe hinweg nach dem Feinde zu. Wir mußten uns unter der Führung durch ein Gewirr von Gräben schlängeln, um den Regimentsbeobachtungstand, der noch leer war, zu erreichen. Hier begannen wir sofort mit dem Einbau der Apparate. Gerade waren wir fertig damit, als einer von uns über die Böschung hinwegblickte, um gleich darauf erschrocken auszurufen: „Der Feind macht einen Gasangriff." Wir sahen hinaus, da wälzte sich aus den feindlichen Gräben eine unabsehbare Rauchwolke heran. Wir bekamen keinen geringen Schreck, denn wir waren in unserem Bau nicht mit den Riechpäckchen zum Schutze gegen die betäubend wirkenden Gase versehen. Der Regimentstand lag etwas abseits von den übrigen Gräben. Der uns begleitende Unteroffizier lief schnell fort, um die Riechpäckchen für uns zu holen. Inzwischen beobachtete unser Feldwebel die Lage weiter. Der Feind hatte begonnen, auch unseren Abschnitt mit seinem Artilleriefeuer zu belegen; auch machte sich jetzt von den Gasen schon ein etwas säuerlicher Geruch bemerkbar, der recht unangenehm wirkte. Nun platzten auch in der nächsten Nachbarschaft die feindlichen Granaten, und von einem Splitter in den Kopf getroffen, sank unser Feldwebel plötzlich lautlos zu Boden. Mein Begleiter, der Gefreite, lief eilends davon, um Hilfe zu holen, doch sah ich sofort, daß diese nicht mehr nötig war. Der Tod des Kameraden war infolge der schweren Verletzung auf der Stelle eingetreten. Ich war nun in dem Unterstand allein mit dem Toten. Draußen begann ein wahres Höllenfeuer, so daß ich dachte, die Welt gehe unter. Von den einschlagenden Granaten wurde die Erde emporgeschleudert, und die Sandmassen drangen in den Eingang zum Unterstand hindurch. Das Passieren des Grabens schien unmöglich. Ich gab die Lage durch das Telephon weiter. Der Major teilte mir mit, daß er in dem Bataillonstand bleiben würde. So von der Umwelt abgeschnitten, mußte ich in meinem Unterstand ausharren. Dieser war zwar gut betoniert, ob er aber einer einschlagenden schweren Granate standhalten würde, erschien mir doch etwas zweifelhaft. Durch die telephonischen Meldungen, die ich in meinem Telephon hören konnte, ließ sich der Verlauf des Kampfes verfolgen, teilweise mußte ich auch die Gespräche mit vermitteln. Jetzt waren auch vor unserer Front die Abwehrmaßnahmen gegen die Wirkung des Gasangriffs getroffen worden. Unsere Artillerie belegte inzwischen die feindlichen Gräben mit einem höchst wirksamen Sperrfeuer. Dies war möglich, da der Feind ja selbst einen Angriff geplant hatte, für den er den günstigen Zeitpunkt gekommen glaubte. Die Stellung unseres Beobachtungstandes und unserer Maschinengewehre mußte ihm wohl bekannt geworden sein, denn fast ausschließlich richtete er sein Feuer auf unseren Abschnitt. Viermal versuchte dann der Feind seinen Angriff, doch immer wieder wurde er zurückgeschlagen; dann erst flaute der Kampf ab. Gegen 11 Uhr hörte der Höllenlärm nach und nach auf, und auch in den Lüften wurde es allmählich wieder stiller. Am Nachmittag wanderten wir beiden Telephonisten wieder zu unserem Truppenteil zurück. Wer hätte aber zu Beginn unseres Kommandos gedacht, daß wir den Rückweg ohne unseren Feldwebel antreten würden. Der ereignisreiche Tag wird mir unvergessen bleiben.

Phot. Emil Listenow, Wädenswil.

Präsident Poincaré hält eine Ansprache an die zur ersten Linie abgehenden französischen Truppen.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Kragujevac, das die deutschen Truppen am 1. November besetzt hatten, war Serbiens bedeutendster militärischer Stapelplatz; er stellte etwa das vor, was den Russen Brest-Litowsk war, die größte Lagerfestung des ganzen Landes. Dementsprechend umfangreich war die Beute der Sieger. Geschütze besonders, aber auch anderes Kriegsgerät hatten die Serben freilich nach Möglichkeit schon aus dem Ort gerettet, dennoch fanden die Sieger noch 6 Geschütze, 20 Geschützrohre und 12 Minenwerfer vor. Außerdem aber erbeuteten sie viele tausend Gewehre und sehr reiches Kriegsmaterial. Noch in der Nacht vor dem Anmarsch der Truppen versuchten Komitatschi das Arsenal in Kragujevac zu sprengen, sie richteten aber nur sehr geringfügigen Schaden an. Die Munitionsfabrik fiel in die Hände der Deutschen und brachte ihnen wertvolles Kriegsgut. Allein 14 Gebäude waren bis unter das Dach mit Munition gefüllt.

Die neue Friedens- und Felduniform des deutschen Heeres, die einheitlich aus feldgrauem Tuch besteht.
Garde-Feldartillerist (Bluse, nicht durchgeknöpft, und Helm ohne Spitze mit Überzug).

Es erregte in der ganzen Welt Erstaunen, daß die starke Festung so gut wie kampflos gefallen war. Nur im Norden hatten einige Nachhutgefechte stattgefunden. Allerdings war die Lage der Serben dort nicht besonders günstig. Die Festung war schon vom Westen und vom Osten her bedroht. Nun lag der Schwerpunkt des Stoßes bei der von Norden angreifenden Armee Gallwitz, die unter schweren Kämpfen und unsäglichen Mühen, in steter Fühlung mit dem Feinde, das Moravatal heraufgekommen war. Die Serben boten alles auf, die Armee nicht weiter vordringen zu lassen. Sie zogen von der Drina, von der Front vor der Armee Kövesz und von der bulgarischen Front Truppenteile ab, die sich v. Gallwitz entgegenstemmen mußten. Am 2. November stand die Armee dennoch mit ihrem rechten Flügel über Kragujevac nach Süden hinaus, die Mitte hielt am linken Ufer der Morava bei Bagrdan und der linke Flügel hatte Fuß gefaßt im Resapatal, wo Wilkopopvic bereits ihm gehörte. Der Rücken der Armee war bis auf einige Komitatschi, denen man aber schon auf den Spuren war, vom Feinde völlig gesäubert.

Die halb freiwillige Räumung von Kragujevac und andere Anzeichen ließen vermuten, daß der Zustand der serbischen Armee nicht mehr der alte war. Die Zähigkeit



Der Deutsche Kaiser besichtigt mit dem Kronprinzen Truppen einer im Westen stehenden Armee.

des Widerstandes, wie sie zu Beginn des Feldzuges bemerkbar war, hatte nachgelassen. Die Gefangenen machten auch einen wenig stattlichen Eindruck. Viele waren nur durch eine Mütze und durch ein Gewehr längstverflossener Zeiten als Soldaten kenntlich. Die Zahl der Überläufer, unter denen sich natürlich viele der gegen ihren Willen als Soldaten gepreßten Mazedonier befanden, nahm jeden Tag zu. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung war auch der Umstand, daß die Bevölkerung von Tag zu Tag weniger Feindseligkeit an den Tag legte, zumal als sie merkte, daß die Soldaten der Verbündeten keineswegs als „Barbaren" in Serbien auftraten, sondern sich durch musterhafte Führung auszeichneten.

Mit großer Kraft gingen die österreichisch-ungarischen Truppen an der Drina daran, sich die Einfallsmöglichkeit in Montenegro über die montenegrinische Nordgrenze zu sichern und außerdem die Serben von der westlichen Flanke her zu bedrohen. Am 2. November stürmten die Österreicher und Ungarn südlich von Avtovac die auf montenegrinischem Gebiet liegende Höhe Bobija und nahmen noch drei andere von den Montenegrinern stark verteidigte Berggipfel (siehe Bild Seite 405). Dabei wurde ein 12-cm-Geschütz italienischer Herkunft erobert. In Serbien rückten österreichisch-ungarische Truppen an demselben Tage in Užice ein, südlich und östlich von Cacak standen andere Teile im Gefecht.

Nördlich von Kraljevo, einem anderen wichtigen Verteidigungsort der Serben, waren Deutsche beiderseits des Koslenikberglandes im raschen Vorgehen. Östlich davon war an diesem Tage, dem 3. November, die allgemeine Linie Zakuta—Vk.-Poelica—Jagodina schon überschritten. Auch östlich der Morava blieb der Gegner im Weichen. Ihm wurden 650 Gefangene abgenommen. Die Bulgaren kamen näher und näher nach Nisch heran. Sie nahmen unter ihrem General Bojadjeff (siehe Bild Seite 408) Valrkonje und Boljevac, an der Straße Zajecar—Paracin und stürmten im Vorgehen von Srljig auf Nisch den Kalafat, 10 Kilometer nordöstlich der Stadt. Die Einschließung von Nisch, der serbischen Hauptfestung dieses Gebietes, erfolgte von Nordosten her auf der schon genannten Straße, von Südosten auf der Straße Pirot—Bela Palanka und aus dem Süden durch Vorrücken auf der Straße Vlasotince—Leskovac. Von der glücklich erstürmten Kalafathöhe aus vermochten die Bulgaren nunmehr die Beschießung der Festungswerke von Nisch einzuleiten. Die Österreicher und Ungarn hatten sich an diesem Tage an der montenegrinischen Westgrenze bis Trebinje ausgedehnt. Die von ihnen genommenen Bergstellungen wurden sofort in Verteidigungszustand gesetzt und gegen die unausgesetzten hartnäckigen Angriffe der Montenegriner mannhaft gehalten. Die Kämpfe spielten sich hier unter unablässigem Regen und Nebel auf 1100 bis 1400 Meter hohen Gipfeln ab. Der wichtigste Erfolg des Tages auf der Front der österreichisch-ungarischen Truppen war die Herstellung der Verbindung zwischen der Armee Kövesz und der ostwärts von ihr von Visegrad anrückenden Armee Sarkotic.

In der Verfolgung des Feindes über das Koslenikbergland hinaus erreichten die Deutschen am nächsten Tage die Morava beiderseits Kraljevo und nahmen 1200 Serben gefangen. Die Armee Gallwitz warf den Feind über die Linie Godacica — Santarovac hinaus, nahm die Höhen südlich des Lugomir im Sturm und eroberte in heftigen Kämpfen im Moravatal die Orte Cuprija, Tretnjevica und

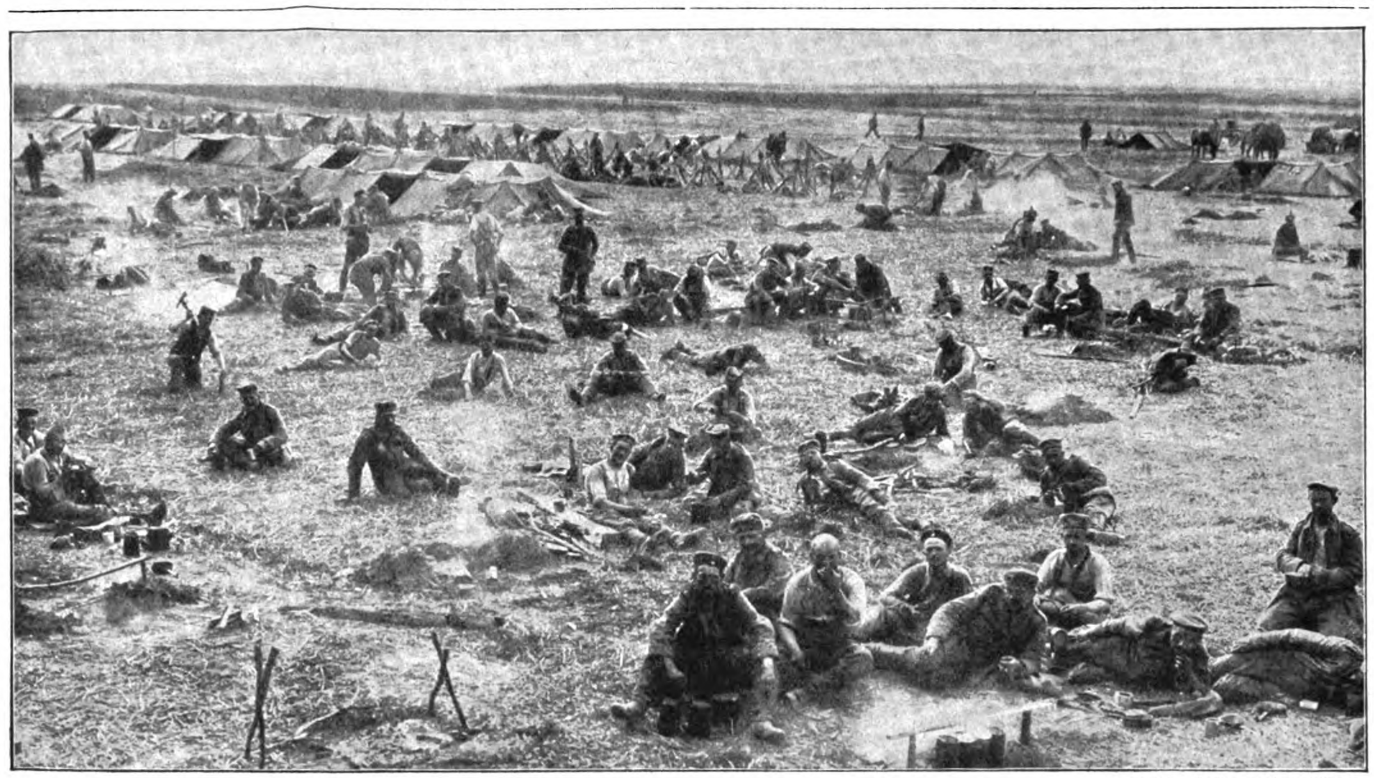


Von den Serben gesprengte Brücke über die Save, die von Semlin nach Belgrad führte.



Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Abtransport gefangener serbischer Truppen aus dem Kampf um Belgrad.

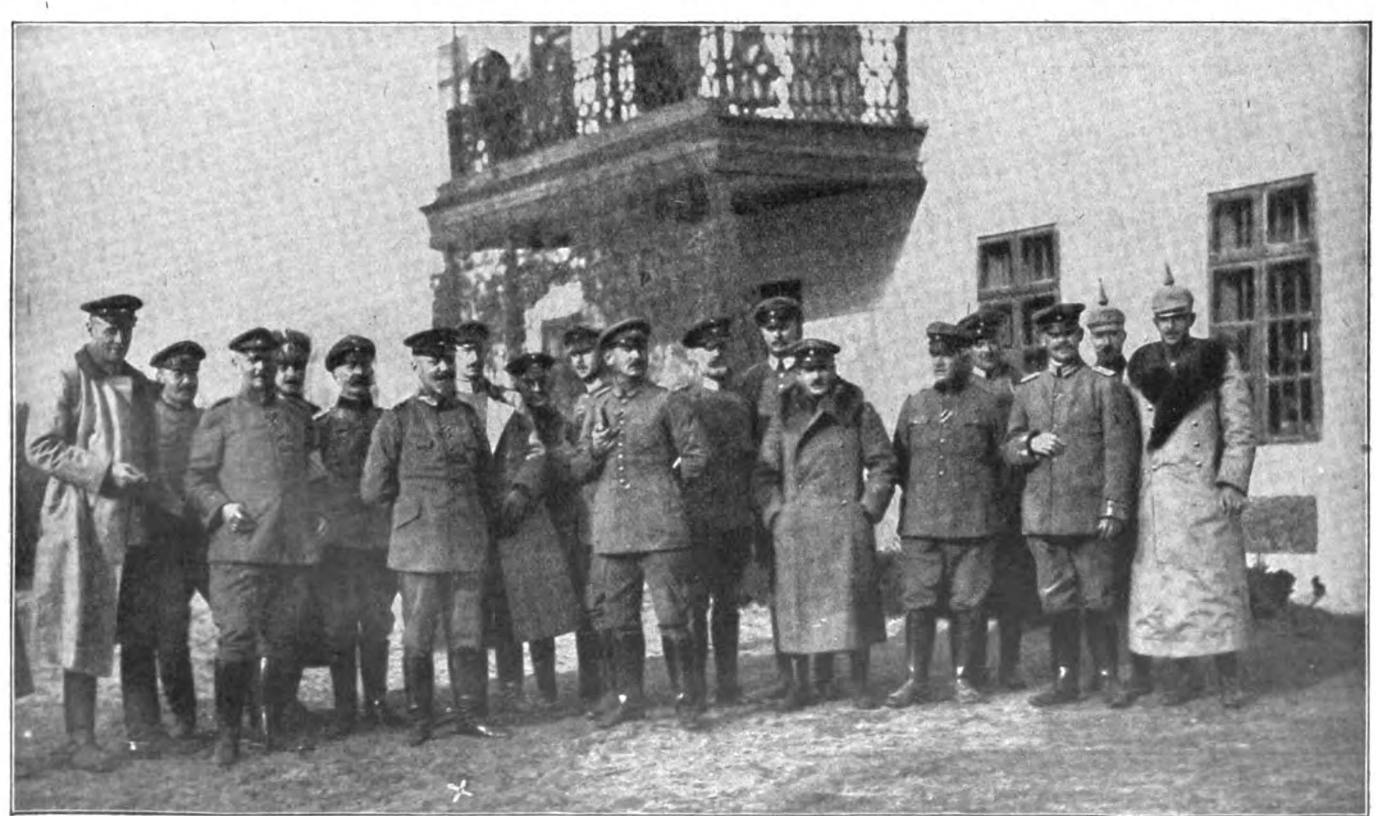


Phot. E. Benninghoven, Berlin.

Deutsche Truppen im Biwak auf dem südöstlichen Kriegschauplatz.

Paracin, wobei sie 1500 Gefangene machte. Die im Orjengebiet an der montenegrinischen Grenze kämpfenden österreichisch-ungarischen Truppen entrissen dem Feind in umfangreichem Angriff den westlich von Grahovo aufragenden Berg Mici Motika, zersprengten die montenegrinische Besatzung und nahmen einen großen Teil davon gefangen. Östlich von Trebinje fielen ebenfalls verschiedene Grenzhöhen in ihre Hand. Die Armee des Generals v. Kövesz drängte die Serben bei Arilje und Cacak weiter südlich ins Gebirge zurück.

Am 5. November waren auf der ganzen Linie Erfolge von größter Bedeutung zu verzeichnen. Die österreichisch-ungarischen Truppen an der montenegrinischen Grenze erstürmten östlich von Trebinje den Ilino Brdo und durchbrachen damit die montenegrinische Hauptstellung. Bei der Ruine Klobuk wurden die Montenegriner ebenfalls empfindlich geschlagen. Die Armee Kövesz rückte trotz heftigeren Widerstandes der Serben lebhaft vor. Die Deutschen nahmen Kraljevo und blieben dem Feind östlich davon auf den Fersen. Stubal wurde erreicht und der Zupanjevackaabschnitt überschritten. Im Moravatal wurde bis Obrcz-Sikirica nachgedrängt und außerdem besetzten die deutschen Soldaten noch in der Nacht zum 6. durch Handstreich die Stadt Vavarin. Bei diesen Vorstößen fielen allein den deutschen Truppen über 3000 Serben als Gefangene in die Hände. Die froheste Nachricht, die überall wieder Fahnen und Flaggen aufflattern ließ, kam aber aus dem bulgarischen Hauptquartier. Nach dreitägigem schwerem Kampfe hatten die Bulgaren am 5. November nachmittags die befestigte serbische Hauptstadt Nisch erobert und bereits bei den Kämpfen im Vorgelände 350 Gefangene und 3 Geschütze



Phot. R. Sennecke, Berlin-Friedenau.

General v. Gallwitz (X), der Eroberer von Kragujevac, mit seinem Stabe.

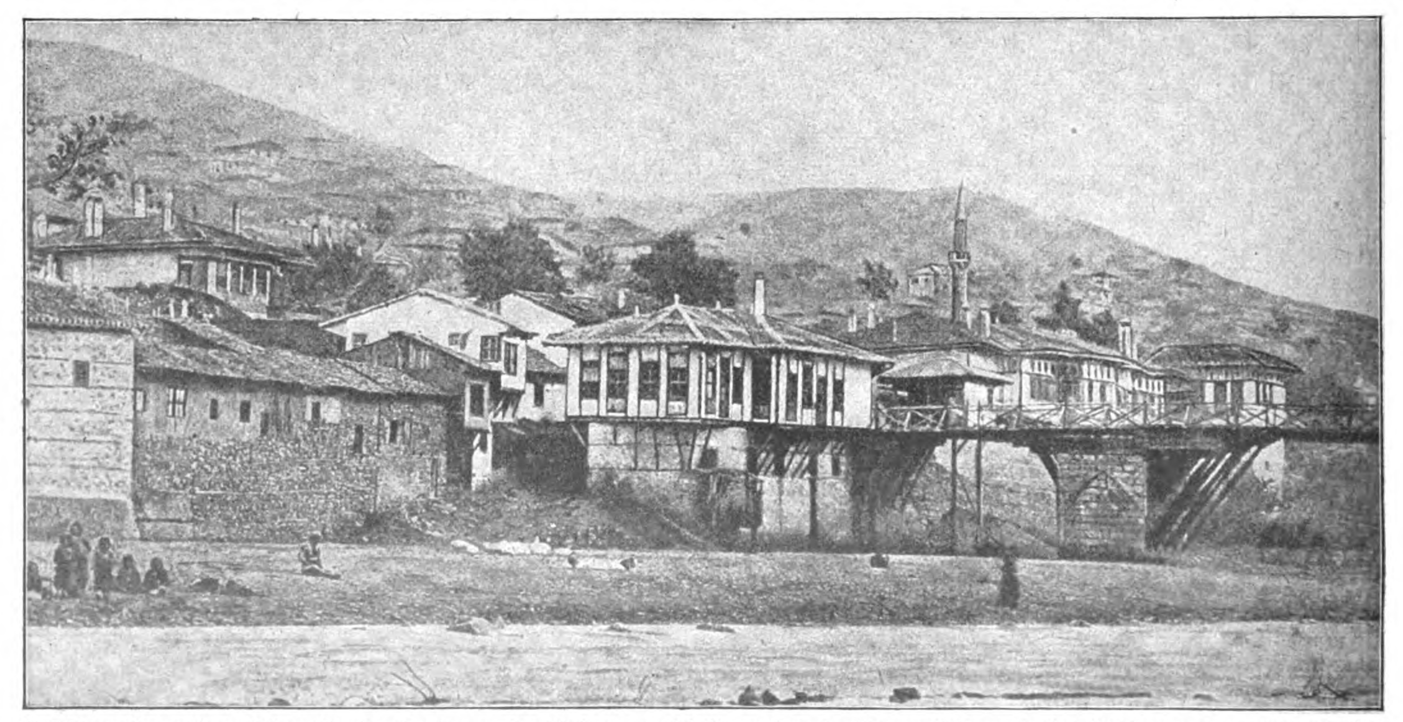
erbeutet. Am gleichen Tage gewannen auch die deutschen und bulgarischen Hauptkräfte bei Krivivir Gefechtsfühlung und die Armee Bojadjeff warf die Serben bei Soko-Banja und Duve, indem sie ihnen dabei über 500 Gefangene und 6 Geschütze abnahm. Der schnelle Fall von Nisch, das unter der Leitung englischer und französischer Ingenieure von den Serben mit allen neuzeitlichen Mitteln befestigt worden war, war hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß die Bulgaren unter Überwindung aller Hindernisse und Mühsale ihre schwere Artillerie über die schwierigen Gebirgspässe hinweggeleitet und glücklich vor Nisch in Stellung gebracht hatten (siehe Bild Seite 409). Nunmehr konnte die von Belgrad nach Konstantinopel führende Bahn in den Dienst der Deutschen und ihrer Freunde gestellt werden. Dem Austausch an Lebensmitteln, der Übersendung von Kriegsmaterial aller Art nach der Türkei und Bulgarien stand kein Hindernis mehr im Wege.



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Deutsche Maschinengewehrabteilung auf einer serbischen Landstraße.

Einige Tage hindurch schien es, als ob der Vierverband der diplomatischen und militärischen Lage auf dem Balkan wieder eine Wendung zu seinen Gunsten geben könnte. Venizelos wagte noch einmal den Versuch, den griechischen König und das ganze griechische Volk auf seiten des Vierverbandes in den Krieg zu zwingen. Bei der Erörterung der militärischen Gesetzentwürfe in der griechischen Kammer kam es zu einem Zwischenfall zwischen dem Kriegsminister und dem Anhang Venizelos'. Venizelos wollte in einer Bemerkung des Kriegsministers eine Beleidigung seiner Partei finden und verlangte eine sofortige Entschuldigung. Da ganz offen zutage lag, daß eine Demütigung des Kriegsministers beabsichtigt war, erklärte sich der Ministerpräsident und das ganze Ministerium Zaimis einverstanden mit der Haltung des Kriegsministers, der eine Entschuldigung entschieden ablehnte. Venizelos trieb nun den Zwischenfall dermaßen auf die Spitze, daß Zaimis die Vertrauensfrage an das Parlament stellte. Das sollte die Falle sein, die Venizelos offen hielt, um das Kabinett zu stürzen und selbst wieder an die Regierung zu kommen. Die Abstimmung über die Vertrauensfrage ergab für die Regierung 114 Stimmen, für die Gegenpartei 147 Stimmen. Die Regierung war also gegen Venizelos mit 33 Stimmen in der Minderheit. Zaimis reichte seinen Abschied von der Leitung des Ministeriums ein. Venizelos erwartete, an die Spitze der Regierung berufen zu werden, da der König eine Kammerauflösung nach den so kurz vorhergegangenen Wahlen vermutlich nicht vornehmen würde. Der Vierverband jubelte. Die feindliche Presse verbreitete einen angeblichen Ausspruch Venizelos', daß er sofort an Bulgarien den Krieg erklären würde, wenn er wieder ans Ruder käme. Zwar ließ Venizelos diese ihm in den Mund gelegte Äußerung als unrichtig zurückweisen. Seine Kammerrede ließ aber keinen Zweifel aufkommen, daß er so zu handeln gedachte. König Konstantin berief jedoch an die Stelle des zurückgetretenen Zaimis den greisen Politiker Skuludis (siehe Bild Seite 364), einen Achtzigjährigen, der bei den wichtigsten Entscheidungen in den letzten Jahrzehnten für sein Vater-



Ansicht von Veles (Koprülü) am Wardarufer, das von den Bulgaren nach heftigem Kampf, an dem auch Franzosen beteiligt waren, eingenommen wurde.

Die Stadt bietet ein höchst malerisches Bild; alle Reisenden, die früher hier durchfuhren, um sich nach Saloniki oder nach Serbien zu begeben, standen stets dicht gedrängt an den Fenstern der Wagen, wenn der Zug mitten durch die Stadt am Wardarufer dahinrollte. Beim Angriff der Bulgaren standen die serbischen Truppen auf der linken Seite des Wardars. Von hier aus beschossen sie das rechte Stadtviertel und zerstörten den größten Teil.



Österreichisch-ungarische Truppen stürmen südlich von Avtovac die montenegrinische Höhe Vobija.

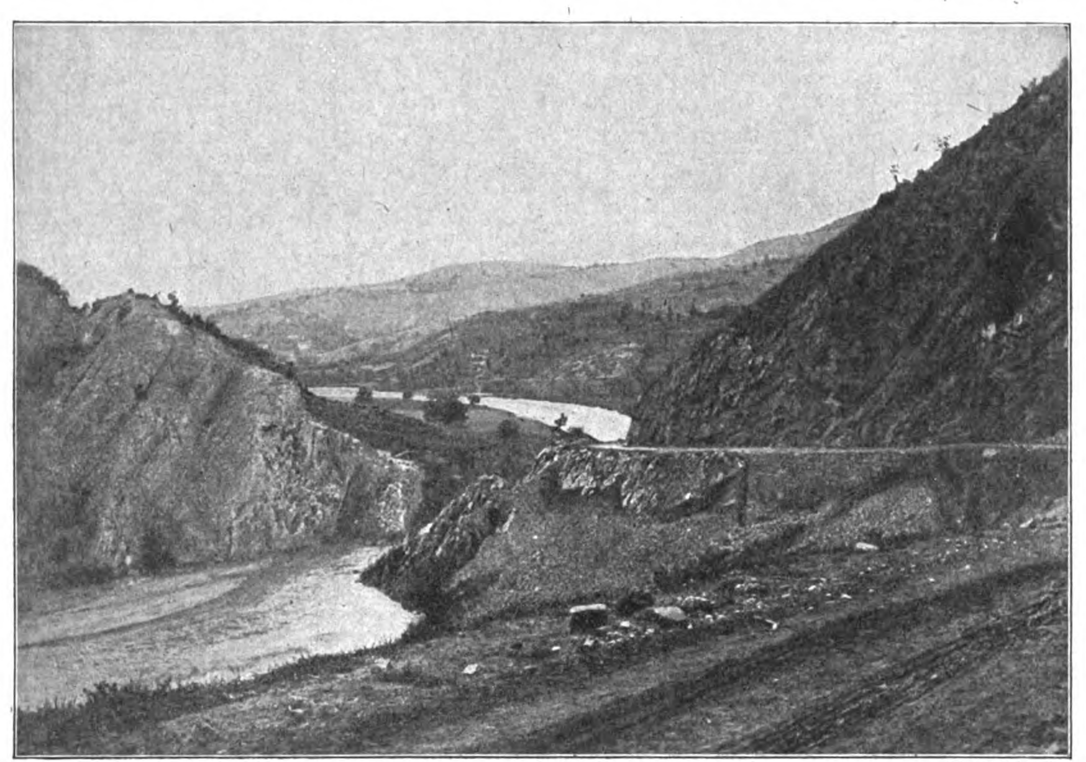
Nach einer Originalzeichnung von A. Reich, Wien.

land stets mit tätig gewesen war. Dieser stellte sich jetzt auf den Ruf des Königs an die Spitze der Regierung und bekundete den festen Willen, die griechische Politik im Sinne des Königs nachdrücklich durchzuführen. Venizelos war ausgeschaltet. Damit mußten alle Hoffnungen des Vierverbandes auf das Eingreifen des griechischen Heeres schwinden.

Unterdessen schritt die Niederwerfung Serbiens mit Riesenschritten voran. Am 7. November warfen österreichisch-ungarische Truppen den Feind von der Gracinahöhe, 12 Kilometer nordwestlich von Ivanjica, und drangen im Tale der Westlichen Morava über Scatina hinaus vor. Beiderseits Kraljevo wurde jetzt der Flußübergang erzwungen. In Kraljevo, das von brandenburgischen Truppen genommen war, die die Serben nach überaus heftigem Straßenkampf überwunden hatten, wurden als Beute schließlich nicht weniger als 130 Geschütze gezählt. Österreichisch-ungarische Truppen machten dicht östlich der Stadt 481 Gefangene. Weiter östlich standen die Deutschen dicht vor Krusevac. Dieser Ort, der ebenfalls stark befestigt war, ist ein Straßenknotenpunkt und als solcher in einem Land mit so schlechten und so spärlichen Verbindungen, wie Serbien es ist, von besonderer Wichtigkeit. Hier brachte die Armee Gallwitz an diesem Tage nicht weniger als 3000 Gefangene ein, dazu erbeutete sie ein neues englisches Feldgeschütz und viele Munitionswagen mit Ladung, zwei Verpflegungszüge und wichtiges Kriegsmaterial. Durch das dauernde Regenwetter waren die Wege buchstäblich Moräste geworden oder auf lange Strecken durch tiefe wassergefüllte Löcher unterbrochen. Ein Augenzeuge erzählte, ein Mann sei in der zähen Masse stecken geblieben und umgefallen. Er habe sich nicht mehr rühren können oder wenigstens vergeblich versucht, sich wieder aufzurichten. Da habe ein Leutnant den Befehl erteilt: „Zieht eure Seitengewehre und grabt den Mann wieder aus." Auch der Nachschub der Kolonnen mußte auf die schwierigsten Hindernisse stoßen. Dennoch kamen die Heere fast jeden Tag 8—10 Kilometer oder mehr in ständigem Kampfe vorwärts. Auf dem Wege von Kragujevac nach Krusevac mußte die Armee Gallwitz bewaldete Berge in der Höhe von über 800 Metern überwinden. Sie boten dem Feind ganz hervorragend günstige Verstecke, die er sehr geschickt auszunutzen verstand. In mühsamen Kämpfen, in denen sich die Gebirgsartillerie vortrefflich bewährte, wurden die Serben immer weiter südlich gedrängt und hatten schwere Verluste, während die Einbußen der Angreifer nur gering waren, weil die Serben über immer weniger Artillerie verfügten. Die Stoßkraft der verbündeten Truppen mußte ja von Tag zu Tag auch schon deshalb gewinnen, weil jetzt eine lückenlose Verbindung der deutschen, österreichisch-ungarischen und bulgarischen Truppenteile hergestellt war, die eine starke Frontverkürzung zur Folge hatte. In der Luftlinie betrug die Gesamtfront jetzt etwa 300 Kilometer. Davon entfielen 100 auf den Nordabschnitt Ivanjica—Krusevac und 200 auf den Ostabschnitt im Tal der Südlichen Morava und den Südabschnitt längs der Südlichen Morava bis zur Bahnlinie nach Mitrovica.

Krusevac fiel in der Nacht vom 6. zum 7. November. Dabei wurden über 3000 unverwundete Gefangene gemacht, über 1500 verwundete Feinde wurden noch in den Lazaretten gefunden, am nächsten Tage erhöhte sich die Zahl der Gefangenen sogar auf 7000. Die Beute enthielt auch etwa 50 Geschütze, viel Material und ganz erhebliche Verpflegungsvorräte. Deutsche Truppen gingen bereits gegen die standhaltenden Serben auf den Höhen südlich von Kraljevo vor und überschritten zwischen diesem Orte und Krusevac noch an anderen Stellen die Westliche Morava. Die Bulgaren kamen in den Besitz von Leskovac an der Bahnlinie nach Üsküb und erreichten südwestlich von Nisch die Südliche Morava an vielen Punkten.

Jetzt war auch die Kriegsbeute in Nisch einigermaßen zu übersehen. Man zählte 42 Festungsgeschütze, viele tausend Gewehre und Munitionskisten, 700 Eisenbahnwagen, von denen die Mehrzahl mit Lebensmitteln beladen war, viele Automobile, viel Sanitätsmaterial, darunter 12 Desinfektionsmaschinen, 500 neue Wasserpumpen, 500 neue Fahnen, Hunderttausende von Soldatenwäschestücken und neuen Uniformen. Eine ganze Anzahl Pulvermagazine der Gegend wurde noch mit ihrem Inhalt in Besitz genommen; ferner ließen die Serben bei ihrem eiligen Rückzuge noch zahlreiche Geschütze, Maschinengewehre und Gewehre zurück. Die Zahl der Gefangenen um Nisch stieg auf 5000.

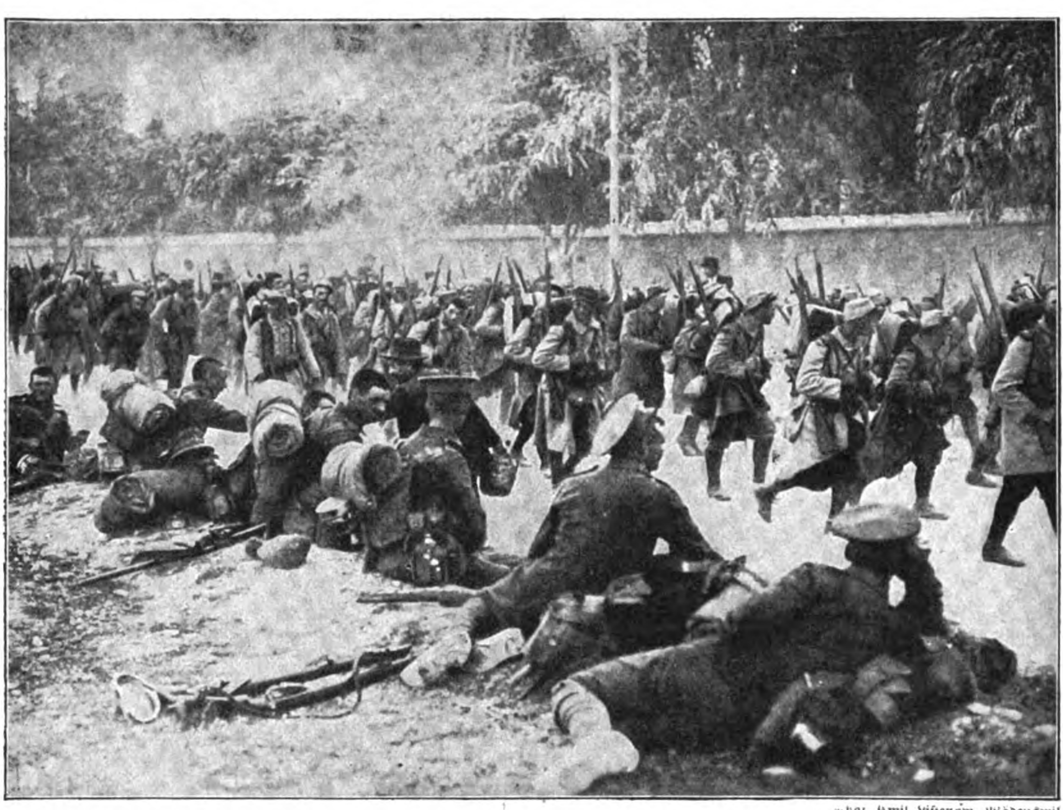


PhototHek, Berlin.

Ein Teil des Timoktals, durch das die Bulgaren in siegreichem Vordringen marschierten.

Alle diese Vorgänge erwiesen deutlich die beginnende Auflösung der serbischen Armee. Ihr innerer und äußerer Zusammenhalt verfiel sichtlich. Sie befand sich südlich der Morava jetzt in einem so rauhen und unwirtlichen Gelände, daß der Train in der wegearmen, äußerst schwach bewohnten und sehr ärmlichen Berggegend dem Heere nicht mehr in gleichem Schritt nachzukommen vermochte. Die verfolgenden Vortruppen der verbündeten Heere stießen immer wieder auf starke Trainkolonnen, die im Morast stecken geblieben waren und deren Bedienungsmannschaften angesichts der aussichtslosen Lage keinen Widerstand mehr wagten, sondern sich kampfmüde gefangen nehmen ließen. Die serbischen Soldaten benutzten sehr häufig die Gelegenheit, sich Zivilkleider zu beschaffen und sich von den vorrückenden Gegnern aufgreifen zu lassen. Die Gesamtzahl der gefangenen Serben stieg mit den bei Krusevac eingebrachten seit Beginn des Angriffs auf rund 40 000 Mann. An Geschützen wurden 340 Stück erbeutet, ungerechnet 80 gesprengte Geschützrohre, die auch noch auf die Verlustaufstellung für die Serben kommen. Davon nahm die Heeresgruppe Mackensen 260 Geschütze, 80 erbeuteten die Bulgaren. Zu dieser Beute kamen über 100 000 Gewehre, zahllose Maschinengewehre, 15 Minenwerfer, Scheinwerfer, Schanzzeug, Bahnmaterial, Trainparks, Sanitätseinrichtungen, Vorräte und gewaltige Mengen an Munition. Zwei Drittel des serbischen Landbesitzes waren in der Hand der Angreifer.

An der **italienischen** Front schleppte sich der Feldzug in einem wenig abwechslungsreichen Auf und Ab von schwachen Plänkeleien seit Ende September wochenlang hin. Am 22. September eröffnete österreichisch-ungarische Artillerie im Ortlergebiet das Feuer. Kleine feindliche, ein Vordringen versuchende Abteilungen wurden zurückgewiesen. Zu größeren Zusammenstößen kam es auf der Cima Latola, die von Feinden gesäubert wurde. An der Dolomitenfront griffen die Italiener im Col dei Bois an, wobei die Alpini, die sich zu einem Vorstoß an dieser Stelle freiwillig gemeldet hatten, sehr erhebliche Verluste erlitten. Im Kärntner und im Küstengebiet dagegen war Ruhe.



Phot. Emil Liftenow, Wädenswil.

Französische Infanterie in Griechenland auf dem Marsche nach Serbien. Am Wege halten englische Truppen Rast.

Am nächsten Tage begannen die Italiener mit der Beschießung von Görz, und zwar suchten sie sich als Ziel ihrer Geschütze das Hospital. Die feindliche Artillerie erzielte dort fünf Volltreffer, von denen einer in den Operationssaal einschlug. Weitere 53 Granaten fielen in die unmittelbare Nähe der Gebäude. Diese völkerrechtswidrige Handlung, die nicht den geringsten militärischen Wert hatte, wiederholte sich am übernächsten Tage. Wieder fielen 50 Granaten auf das Hospital trotz des Roten Kreuzes, so daß es schließlich geräumt werden mußte.

Die italienische Flotte erlitt am 27. September einen schweren Verlust durch Explosion und Brand des Linienschiffes „Benedetto Brin". Von der über 800 Mann starken Besatzung des Schiffes, das 13 400 Tonnen verdrängte, konnten nur wenig über 300 gerettet werden. In den folgenden Tagen ereigneten sich kleinere Angriffe an der küstenländischen und kärntischen Front, besonders im Krngebiet. Doch gingen die Grabenstücke, die von den Italienern gelegentlich für kurze Zeit besetzt wurden, ihnen in fast allen Fällen nach kurzer Zeit wieder verloren.

Zu Beginn des Oktober machten die Italiener größere Anstrengungen am Tolmeiner Brückenkopf, ein am 1. Oktober abends dort angesetzter Angriff brach aber sofort im Feuer der österreichisch-ungarischen Truppen zusammen. An der Tiroler Front wurde ein Vorstoß, den eine Alpiniabteilung auf den Sattel zwischen Rauchkofel und Schönleitenwand unternehmen wollte, rasch und vernichtend abgewiesen. Am 2. Oktober gruppierten sich die Italiener sodann zu einem größeren Angriff auf der Hochebene von Doberdo. Die österreichisch-ungarische Artillerie aber überfiel die Angriffstruppen mit ihrem Feuer und zersprengte sie. Nur ein Bataillon kam zum Stoß gegen die Straße Sdraussina—San Martino, doch mißlang der Angriff, auch bei einer Wiederholung.

Der österreichisch-ungarische Tagesbericht stellte jetzt schon auffallende Bewegungen hinter der italienischen Front fest, die im Zusammenhang mit vermehrten Eisenbahntransporten nicht verborgen geblieben waren. In der Tat trafen die Italiener umfassende Vorbereitungen für eine neue Offensive größten Stiles. Vorerst gingen sie aber immer wieder nur zu unbedeutenderen Unternehmen vor, besonders häufig wählten sie sich die Tiroler Front aus, ohne jedoch irgend etwas



Englische Kavallerie in Saloniki auf dem Wege nach Serbien. Phot. Emil Liftenow, Wädenswil.

zu erreichen. Durchstöße auf der Hochfläche von Vielgereuth und Lafraun mißlangen auch am 3. und 4. Oktober, ebenso um Mitternacht zum 5., als ein feindlicher Angriff mit starken Kräften bis dicht an die österreichisch-ungarischen Drahthindernisse herankam, aber dort auch endgültig abgewiesen wurde.

Während am 6. Oktober auf der ganzen Front nur schwache Geschützkämpfe im Gange blieben, raffte sich ein Mobilmilizregiment gegen den Nordteil der Hochfläche von Doberdo zu einem Angriff auf. Das Unternehmen scheiterte aber so vollständig, daß die abwehrenden österreichisch-ungarischen Truppen im Gegenangriff bis über die feindlichen Vorpostenstellungen hinausprallten.

Der nächste Kampf führte zu hartnäckigen örtlichen Zusammenstößen auf der Hochfläche von Vielgereuth. Dort setzten die Italiener mit neuen starken Angriffen ein, die blutig abgewiesen wurden. Besonders erbittert tobte der Kampf um einen Stützpunkt nordöstlich des Maronioberges, der von den Österreichern und Ungarn besetzt war. Dichtgedrängt vorstürmende feindliche Bataillone zwängten sich hier bis in das Drahthindernis vor, das durch nachhaltige Artillerievorbereitung zerstört worden war. Abteilungen des österreichischen Landwehrregiments Nr. 14 warfen die Eingedrungenen aber mit dem Bajonett wieder hinaus. Der ganze Angriff endete in einer wilden Flucht der Italiener in ihre Ausgangstellungen zurück.

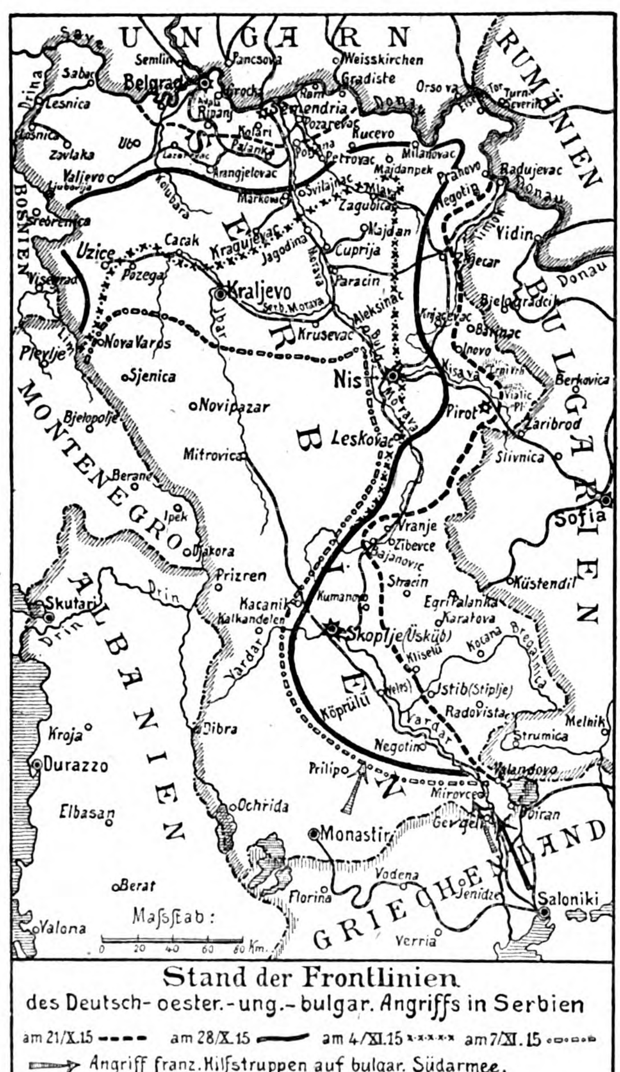
Im Nordteil des Doberdoabschnittes blieben unterdessen die Kämpfe im Gange. Bei Selz verjagten Abteilungen des Infanterieregiments Nr. 87 die Italiener aus einem Steinbruch, der in der Kampflinie lag. In den nächsten Tagen setzten die Italiener weitere Angriffe auf die Hochfläche von Vielgereuth immer wieder an. Ihre Verluste betrugen dort allein in zwei, drei Tagen über 2000 Mann. Am 12. Oktober richteten die Italiener aus schweren und mittleren Geschützen heftiges Feuer gegen die Hochfläche von Lafraun, ebenso gegen einzelne Abschnitte der küstenländischen Front. Ihre Annäherungsversuche gegen Vrsic und den Tolmeiner Brückenkopf wurden abgewiesen. Am Nordwestrand der Hochfläche von Doberdo überfiel die österreichisch-ungarische Artillerie den Feind mit solcher Treffsicherheit, daß die Italiener fluchtartig ihre Deckungen in der vordersten Stellung preisgaben. Die Beschießung großer Frontteile wurde auch an den folgenden Tagen nicht unterbrochen. Sie richtete sich sowohl gegen Lafraun und die Hochfläche von Vielgereuth, als auch gegen einzelne Stützpunkte der Dolomitenfront, ferner gegen Riva (siehe Bild Seite 410) und die küstenländische Front.

Am 16. früh setzten die Italiener gegen den Nordwestabschnitt der Hochebene von Doberdo wieder mehrere Infanterieangriffe an, die wie die früheren an den Hindernissen der Verteidiger zusammenbrachen. Unter großen Verlusten mußten die Italiener in ihre Stellungen zurückflüchten. In den Nachmittagstunden wurde ein neuer Angriffsversuch schon im Artilleriefeuer zum Stehen gebracht. Am Abend und in der Nacht erfolgten weitere Vorstöße, die aber sämtlich gleichfalls scheiterten. Die immer heftiger werdenden Kämpfe sollten das Vorspiel zu einem Ansturm ohnegleichen für diesen Kriegschauplatz werden. Die Italiener rafften sich zu einem dritten großen Hauptangriff auf, diesmal besonders ernstlich gewillt, unter allen Umständen etwas zu erreichen. Görz! Das war die Losung. Wenn Görz gefallen ist, dann greifen wir in Albanien oder wo ihr wollt auf dem Balkankampfplatz ein, wartet auf Görz! Das riefen sie ihren Bundesgenossen zu. Diese sollten auf den Fall von Görz aber auch diesmal vergeblich warten.

(Fortsetzung folgt.)



Der bulgarische General Bojadjeff,
Oberstkommandierender der ersten bulgarischen Armee.



Kartenskizze zu dem Artikel „Der Fortgang der deutsch-österreichisch-ungarisch-bulgarischen Offensive in Serbien“.

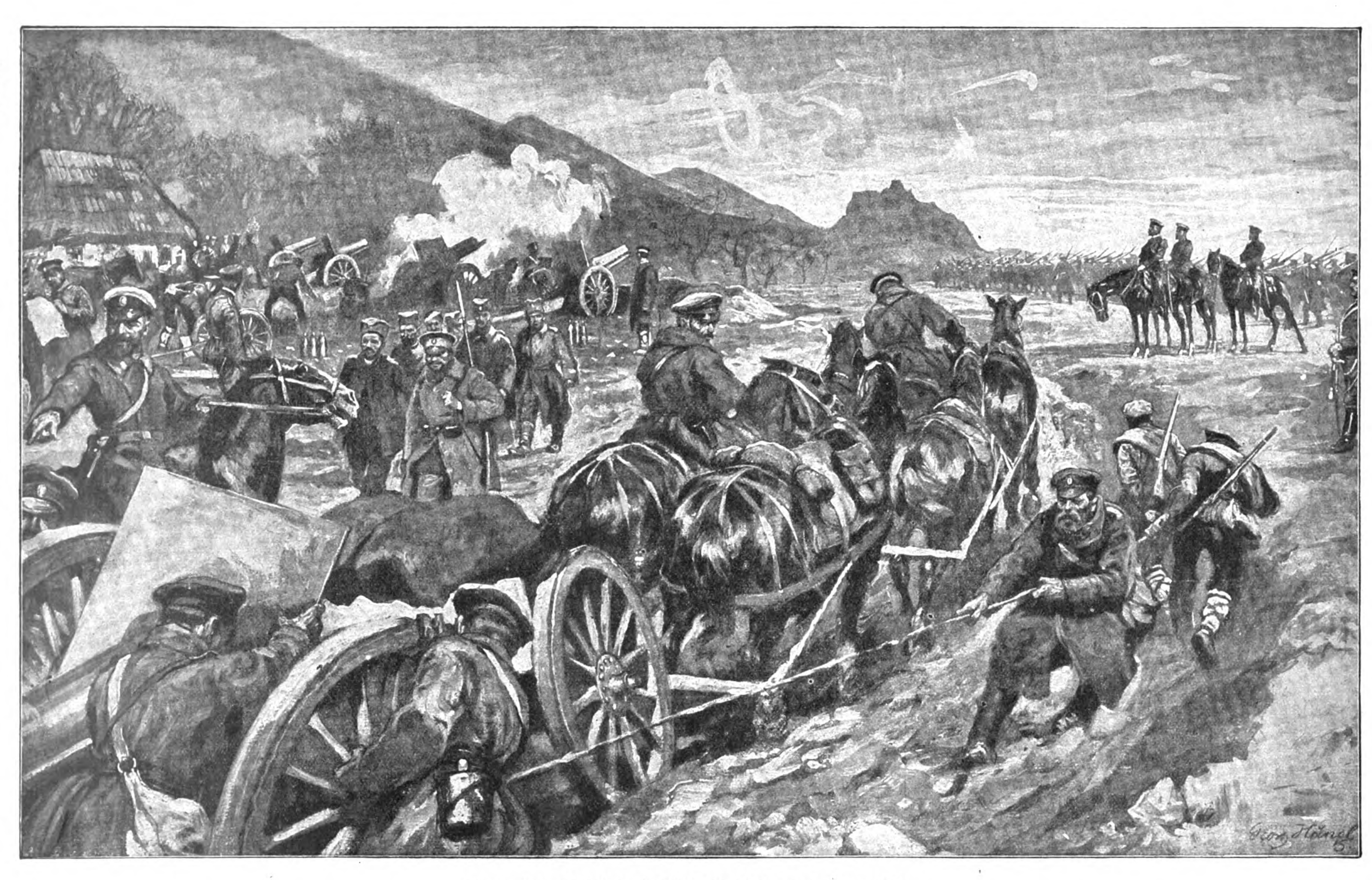
Illustrierte Kriegsberichte.

Der Fortgang der deutsch-österreichisch-ungarisch-bulgarischen Offensive in Serbien.

Von Major a. D. Ernst Moraht.

(Hierzu die Bilder Seite 404, 406—408 und nebenstehende Karte.)

Nachdem die großen Schwierigkeiten, die der breite Übergang über die Donau und Save den Verbündeten im Norden Serbiens bot (siehe auch Seite 412—415), überwunden waren, galt es, den hartnäckigen Widerstand der Serben in ihrem stärksten Verteidigungsraum zwischen Obrenovac, Belgrad und Semendria zu brechen. Später ist durch allerlei Äußerungen des serbischen Ministerpräsidenten Pasitsch erwiesen worden, daß Serbien seine Hauptmacht gegen die bulgarische Grenze etwa im Raume Zajecar—



Bulgarische Artillerie beschießt die Außenforts von Nisch.

Nach einer Originalzeichnung von Georg Hänel.

Nis—Pirot *) versammelt hatte, zu einer Zeit, in der die Gruppierung der deutsch-österreichisch-ungarischen Heereskräfte in Südungarn stattfand. Diese Aufstellung geschah derart unauffällig und gewandt, daß die Spione und Kundschafter und Fliegeroffiziere (meist Franzosen) der Feinde nicht darauf aufmerksam wurden. Man nahm also in Serbien an, daß noch viel Zeit vergehen würde, bis der deutsch-österreichisch-ungarische Gegner vor Donau und Save erscheinen würde. Die Zeit wollte man strategisch ausnutzen durch einen Überfall auf Bulgarien. Diesem Plane widersetzten sich jedoch die Mächte des Vierbundes, die Serbiens äußere und militärische Politik von Anfang an nach ihrem Willen lenkten. Während Bulgarien noch in den Vorbereitungen der Mobilmachung steckte, hätte ein serbischer Vorstoß längs der Bahnlinie Pirot—Sofia für Bulgarien unangenehme Folgen haben können. Unter den geschilderten Umständen unterblieb der Überfall, und erst im allerletzten Augenblick, als die deutschen und österreichisch-ungarischen Vortruppen nördlich der Donau sich zeigten, brachen serbische Truppen über die bulgarische Grenze hinüber und suchten die Mobilmachung zu stören. Aber die Bulgaren waren mittlerweile damit fertig geworden, und so gelangten die Serben nicht weit ins Land hinein. Militärisch erreichten die Serben nichts mit ihrem Überfall, politisch aber setzten sie sich ins Unrecht, weil sie ohne voraufgegangene Kriegserklärung den Kampf eröffnet hatten. Gleichzeitig mit dem Angriff der Verbündeten auf die Donau-Save-Linie begann der breite bulgarische Vormarsch gegen und über die serbische Grenze und der Operationsplan, der dem gleichzeitigen Angriff auf Serbien von Norden, Westen und Osten zugrunde lag, gelang an allen Stellen.

Dadurch, daß die Serben gegenüber der Gefahr von Norden dazu gezwungen wurden, ihre Kräfte zu verschieben, hatten die deutsch-österreichisch-ungarischen Heere es anfänglich südlich der Donau nur mit starken Flußsperrungsabteilungen zu tun. Die Serben wehrten sich äußerst hartnäckig. Das Gelände unterstützte sie in ihrem Widerstand und nur Schritt für Schritt wichen sie nach der Einnahme Belgrads weiter gegen Süden zurück. An diesen anfänglich auftretenden Kämpfen in Nordserbien nahm auch die Bevölkerung teil, Weiber und Kinder fielen Truppen und Kolonnen in den Rücken und schossen aus Verstecken beim Durchmarsch der Deutschen, Österreicher und Ungarn durch Städte und Dörfer. Am 21. Oktober hatte die Frontlinie der Verbündeten zwischen Obrenovac und Gradiste so viel Raum nach Süden gewonnen, daß sie einen breiten Brückenkopf darstellte, aus dem diese nicht wieder zu vertreiben waren. Es dauerte auch nur eine Woche, bis sie nach Süden die allgemeine Linie Valjevo—Arangjelovac—Markovac (an der Morava)—Petrovac—Kucevo erreicht hatten.

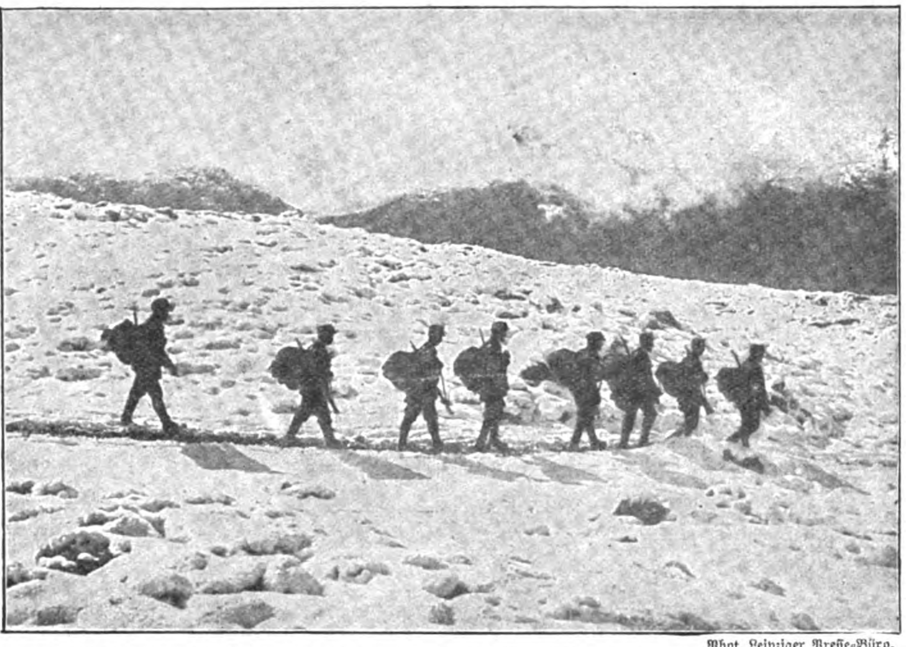
Der bulgarische Vormarsch über die serbische Grenze hatte mittlerweile wesentliche Fortschritte gemacht. Die bulgarische Ostarmee unter dem General Bojadjiev (siehe Bild Seite 408) hatte die Schwierigkeiten des Gebirgsüberganges glänzend überwunden. In breiter Front von Negotin an der Donau bis Strumica an der Grenze Mazedoniens überschritt die bulgarische Armee auf allen Straßen und auch auf Saumpfaden, die über die steilen Gipfel des Gebirges führen, die Grenzzone. Am 21. Oktober reichte die bulgarische Front von östlich Negotin bis östlich Zajecar und östlich Knjacevac. Dann bog sich die bulgarische Linie etwas nach Osten zurück, weil damals die serbische Festung Pirot an der Ostgrenze noch die weitere Entwicklung hemmte. Aber an anderer Stelle waren die Bulgaren um dieselbe Zeit schon weit vorgedrungen. Sie hatten den Ort Vranje, an der bulgarischen Morava gelegen (östliche Morava oder Binacka-Morava), in Besitz genommen. Weiter zog sich die Frontlinie der Bulgaren östlich an Üsküb vorbei und verlief bis zu dem Grenzort Valandovo südlich Strumica. Innerhalb der nächsten acht Tage, bis zum 28. Oktober, hatte der bulgarische Vormarsch gewaltige Fortschritte gemacht. Am rechten Flügel hatte die Vereinigung mit dem linken Flügel der Armee Gallwitz stattgefunden, nachdem deren Truppen in dem Raume von Orsova über die Donau herübergegangen waren. Die Front der Bulgaren lag nunmehr schon westlich von Zajecar und westlich von Knjace-



Tenno bei Riva. Phot. Leipziger Presse-Büro.

*) In diesem Bericht ist wie auch auf der beigegebenen Karte die serbische Schreibweise für Orts- und Personennamen beibehalten, z. B. Nis = Nisch, Pasitsch = Paschitsch.

vac. Das Timoktal (siehe Bild Seite 406) war also in ihren Händen und schon wölbte sich ihr Umfassungsgürtel nordöstlich, östlich und südöstlich um die Festung Nis, die zweite Hauptstadt des serbischen Reiches. Auch in Mazedonien waren die bulgarischen Truppen schon viel weiter nach Westen vorgeschoben. Üsküb war besetzt und ebenso der Ort Koprülü (siehe Bild Seite 404) am Vardar, der das südliche Mazedonien durchfließt.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Österreichisch-ungarische Patrouille im Neuschnee eine Hochfläche in den Dolomiten überschreitend.

Mittlerweile war eine österreichisch-ungarische Heeresabteilung im Raume von Visegrad hervorgebrochen und hatte den Drinafluß von montenegrinischen und serbischen Vorposten gesäubert. Sie hatte die doppelte Aufgabe, montenegrinischen Flankenstößen aus dem ehemaligen Sandschak Novipazar ein Ende zu bereiten und dann zugleich den zurückgehenden Serben die Westgrenze zu versperren. Am 28. Oktober stand diese Heeresgruppe östlich der Drina und westlich von Uzice.

Die allgemeine Erwartung kräftigen serbischen Widerstandes im Raume von Kragujevac erfüllte sich nicht. Durch den Angriff von drei Seiten war die serbische Heeresleitung derartig in die Enge getrieben, daß sie auf einen Entscheidungskampf verzichtete. Lang vorbereitete und starke Stellungen, die die westliche und östliche Morava miteinander verbanden, wurden nach Nachhutkämpfen geräumt, in denen die serbische Infanterie schon deutliche Zeichen von Zerrüttung gab. Es schien den Serben darauf anzukommen, den Hauptteil ihrer Kräfte möglichst unversehrt zu behalten, und sie dachten dabei an den Augenblick, wo die Hilfe der Franzosen und Engländer sich bemerkbar machen würde. Aber Serbien wurde durch die Politik Englands arg enttäuscht. Zwar wurden Truppen in Saloniki gelandet. Der Vierverband kümmerte sich nicht um den Protest Griechenlands und schuf ein Heerlager im Raume dieser Hafenstadt, schaffte Truppentransporte von Gallipoli und aus Ägypten dorthin und bildete ein kleines Heer von etwa 50000 Franzosen, meist Kolonialtruppen, und 20000 Engländern. Auf alle Hilfegesuche Serbiens kamen tröstliche Versprechungen und die Ermahnung auszuharren. Da aber die bulgarische Besetzung Mazedoniens den Weg zum serbischen Hauptheere bereits völlig gesperrt hatte, so war keine Aussicht mehr vorhanden, daß der Vierverband zu rechter Zeit in die Kämpfe eingreifen konnte. Zwar sandten die Franzosen eine schwache Expedition von etwa 25 000 Mann ab und schickten sie den Vardar hinauf bis in den Raum von Krivolak (siehe auch die Bilder Seite 407). Aber die Franzosen vermochten nichts auszurichten, als sie von den Bulgaren bei Valandovo und Krivolak angegriffen wurden. Sie haben beträchtliche Verluste erlitten und wurden über den Vardar nach Süden hinübergetrieben. Die Engländer sind bis zum 10. November überhaupt nicht kämpfend her-



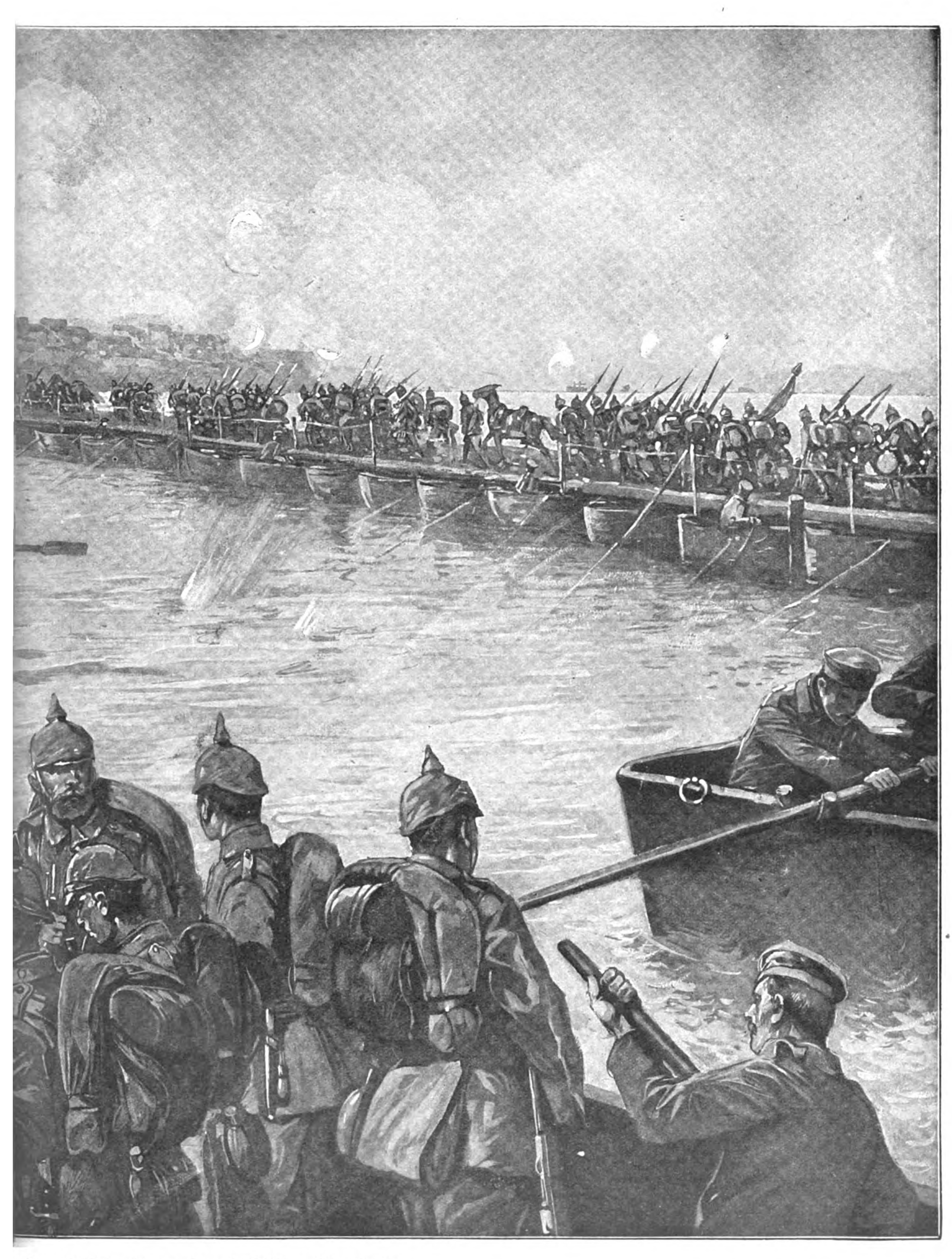
Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

Tiroler Landesschützen begeben sich durch eine Sperre im Gebirge zu einem nächtlichen Patrouillengang.



Donauübergang der Armee Gallwitz am 7. Okt

Nach einer Originalzeichnung



tober 1915 im Feuer der serbischen Artillerie.

von Fritz Neumann.

vorgetreten, so daß die serbische Heeresleitung alle Hoffnung aufgeben mußte, von der griechischen Grenze aus die Befreiung herannahen zu sehen.

Bis zum 4. November hatte die Front der verbündeten Armeen wiederum große Fortschritte gemacht. Sie erstreckte sich von der montenegrinischen Grenze über Uzice und Cacak, die beide schon genommen waren, nördlich an Kraljevo vorbei, überschritt die Morava nördlich Jagodina und schloß dann an die bulgarische Front an, die sich westlich von Zajecar dicht vor und um Nis herumzog. Die übrige bulgarische Front war dieselbe geblieben, wie sie Ende Oktober war. Auch bei Kraljevo haben die Serben den Verbündeten den Übergang über die westliche (serbische oder Golijska-Morava) nicht ernstlich verwehrt. Diese konnten den hochgehenden, von Regengüssen angeschwellten Strom nach zahlreichen Nachhutkämpfen überschreiten, so daß sich am 7. November ihre Linie von der montenegrinischen Grenze an südlich der Morava bis Ivanjica erstreckte, dann den Ibarfluß überschritt und an den Höhen südlich Krusevac stand. Hier nahm sie Anschluß an die bulgarische Ostarmee, welche am 5. November die zweite Hauptstadt Nis erobert hatte, sich nunmehr auf das westliche Ufer der östlichen Morava erstreckte und die Städte Aleksinac und Lescovac besetzte. Die serbische Hauptarmee hatte um diese Zeit nur noch eine Möglichkeit, sich vor der Vernichtung zu retten, den Rückzug auf montenegrinisches und albanisches Gebiet, etwa über die Linie Novipazar—Mitrovica. Die nordalbanische Grenze schien damals durch albanische Banden versperrt zu sein.

Der Donauübergang der Armee Gallwitz.

Von Wilhelm Hegeler.

(Hierzu das Bild Seite 412|413.)

„Es ist sechs Uhr morgens", schreibt der im Hauptquartier der Armee Gallwitz weilende Kriegsberichterstatter der Münchner Neuesten Nachrichten, „der sonntägliche Wochenmarkt hat schon seit einer Stunde begonnen. Auf dem großen, steingepflasterten Platz vor meinem Hotel sind ungefähr sämtliche Nationen, die die ungarische Tiefebene bewohnen, vereinigt: Schwaben, Magyaren, Rumänen, Serben, Bosniaken, Zigeuner und was weiß ich. Die bunten Farben schreien lustig in die graue Regendämmerung hinein. Jetzt kommt Bewegung in die Menge, als unser Auto heransaust. Die Weiber stieben auseinander, die Pferde, prächtige Ungarn zum Teil, steigen und geben ihrer Aufregung durch wütendes Ausfeuern kräftigen Ausdruck.

Vorwärts! An endlosen Kukuruzfeldern vorbei, durch saubere, langgestreckte Dörfer, deren Häuser alle mit der Giebelseite nach der Straße stehen. Im Hintergrund liegt unser Ziel, die Donau, wo vor zehn Tagen auf der Strecke von Kovevara—Dunap, der Insel Semendria gegenüber bis Bazias, der große Übergang der Armee Gallwitz auf das serbische Ufer stattfand.

Endlich taucht der große Strom auf, umrandet von jäh ansteigenden Hügeln. Wie ein gutmütiger, alter schlafender Riese liegt er da. Aber vorgestern hättet ihr ihn sehen sollen. Da bäumte er sich wie ein an seinen Ketten reißender Titan. Das kam, weil er von der Kossowa gepeitscht wurde. Die Kossowa ist ein Bergkind wie der Föhn und die Geißel des Landes. Wenig fehlte, so hätte sie das mit so großartigen Vorbereitungen eingeleitete Unternehmen des Donauüberganges zunichte gemacht, ehe es noch Tat geworden.

Ein Strom, dessen Breite zwischen 800 bis 1200 Metern schwankt, der unter dem Feuer der hinter den jenseitigen Hügeln verborgenen Artillerie des Feindes steht, sollte überschritten werden, auf breiter Front von einer großen Armee mit Artillerie und einem riesigen Wagenpark voll Munition und Lebensmitteln.

Aber je schwieriger die Aufgabe war, mit desto heißerer Freude gingen die Pioniere an sie heran. In wenigen Wochen mußte das ungeheure Material herbeigeschafft werden. Auf langen Eisenbahnzügen rollte es herzu und wurde in der Nähe des Ufers verborgen. Die Inseln, die sich auf dieser Donaustrecke befinden, wie die Semendria, Temesspiegel, die Cibublia, boten mit ihren Weiden- und Pappelgebüschen dazu die beste Gelegenheit.

Wir begeben uns auf eine kleine Anhöhe in der Nähe von Palane. Gerade vor uns liegt hinter der Donau jäh ansteigend die Goriza, ein Kalksteinhügel, mit verbranntem Gras bewachsen, an der Spitze von kurzem Wald bestanden. Weit erstreckt sich der Blick über die Donau mit ihren grünen Polsterkissen gleichenden Inseln. Jenseits des Flusses liegt das serbische Ram mit seinem Kastell aus der Türkenzeit.

Auf der Anhöhe, auf der wir stehen, befanden sich am 7. Oktober der Generalfeldmarschall v. Mackensen und der General v. Gallwitz in Gesellschaft von drei deutschen Herzögen, um dem denkwürdigen Schauspiel beizuwohnen.

Bis zum letzten Tag war man zweifelhaft gewesen, ob man den Übergang wagen könnte. Die Kossowa trieb ihr Unwesen. Aber General v. Gallwitz hielt am 7. fest. Und wirklich herrschte nach wochenlangem Stürmen am 7. das schönste Wetter. Da der Übergang als ein gewaltsamer gedacht war, ging ihm frühmorgens Artilleriefeuer voraus.

Aber wußten die Serben überhaupt etwas von dem ganzen Plan? Das war die Frage. Man hatte den Aufmarsch des Heeres nach Möglichkeit verheimlicht. Da und dort, in Ost und West von den geplanten Stellen, hatte man Scheinlandungsmanöver versucht, es war deshalb nicht sehr wahrscheinlich, daß der Feind allzu heftigen Widerstand leisten würde. Ursprünglich war geplant worden, daß die Artillerie zwei Stunden vorarbeiten sollte, ehe man zur Landung schritt. Nun gab General v. Gallwitz kurz entschlossen den Befehl, die Brückenkähne gleich ins Wasser zu setzen. Um 6 Uhr 40 Minuten war der denkwürdige Augenblick, wo dies geschah.

Die Brückenkähne schaukeln auf der Flut und harren der Insassen. Freude und Begeisterung beseelte die Krieger, daß sie die schwarzen Eisenkästen, denen sie sich anvertrauten, mit dem Grün der Pappeln und Uferweiden umkränzten und die letzten Herbstblumen in ihre Gewehr-

Französische Infanteristen, Musketier und Grenadier, in ihrer neuen Ausrüstung.
Nach französischer Darstellung.


Fig. 1. **Helm mit zwei Durchschlagslöchern einer Kugel.**


Fig. 2. **Helm, dessen Raupe durch einen Granatsplitter abgerissen wurde.**


Fig. 3. **Helm eines Schützen in liegender Stellung, von einer Gewehrkugel durchbohrt, die in der Kopfbedeckung stecken blieb.**

läufe steckten. Bald darauf schwimmen die Kähne auf der graugelben Flut, jeder mit 18 bis 20 Mann besetzt. Thüringer und Hessen sind die ersten, ihnen folgen ost- und westpreußische Truppen. Einmal begonnen, vollzieht sich das Werk mit größter Sicherheit und Ordnung. Das Artilleriefeuer der Serben vermag kaum Schaden anzurichten, der ganze Verlust bei der Landung an diesem ersten Tag beträgt drei Mann.

Die ersten Infanteristen sind drüben. Drei besonders beherzte stürmen die Goriza hinan, werfen Handgranaten unter eine Schar Serben, die sich dort noch hält, nehmen sieben gefangen und erbeuten zwei Kanonen. Andere Scharen dringen auf weniger steilen Wegen ins hintere Gelände. Den Infanteristen folgt die Artillerie, dieser die Munitions- und Proviantkolonnen. Ein ununterbrochener Strom.

Von Palane fuhren wir nach der Temesinsel, wo am zweiten Tag der Übergang mit demselben Glück bewerkstelligt wurde. Durch die Insel wird die Donau in zwei Arme zerschnitten. Der schmalere am serbischen Ufer war an jenem Tage nur 85 Meter breit. An dieser Stelle wurde sofort eine Holzbrücke geschlagen.

Am schwierigsten und gefährlichsten vollzog sich der Übergang bei der Semendriainsel. Hier war die Truppe auch am meisten dem serbischen Artilleriefeuer ausgesetzt. Aber der keinen Augenblick wankenden Entschlossenheit des Führers gelang eine Landung auch an dieser Stelle.

So war an den drei Tagen vom 7. bis 9. Oktober der schwierige Übergang über den mächtigen Donaustrom glücklich vollendet."


Fig. 4. **Helm in Stirnhöhe von einer Gewehrkugel getroffen.**


Fig. 5. **Von fünf Schrapnellsplittern verletzter Helm, der nur an einer Stelle durchschlagen wurde.**


Fig. 6. **Von einem Granatsplitter eingeschlagener Helm.**

Der von Oberst Adrian erfundene Stahlhelm der Franzosen.

Sechs Beispiele, in denen der Helm seinen Trägern angeblich das Leben rettete. Nach französischer Darstellung.

Kriegsuniformen.

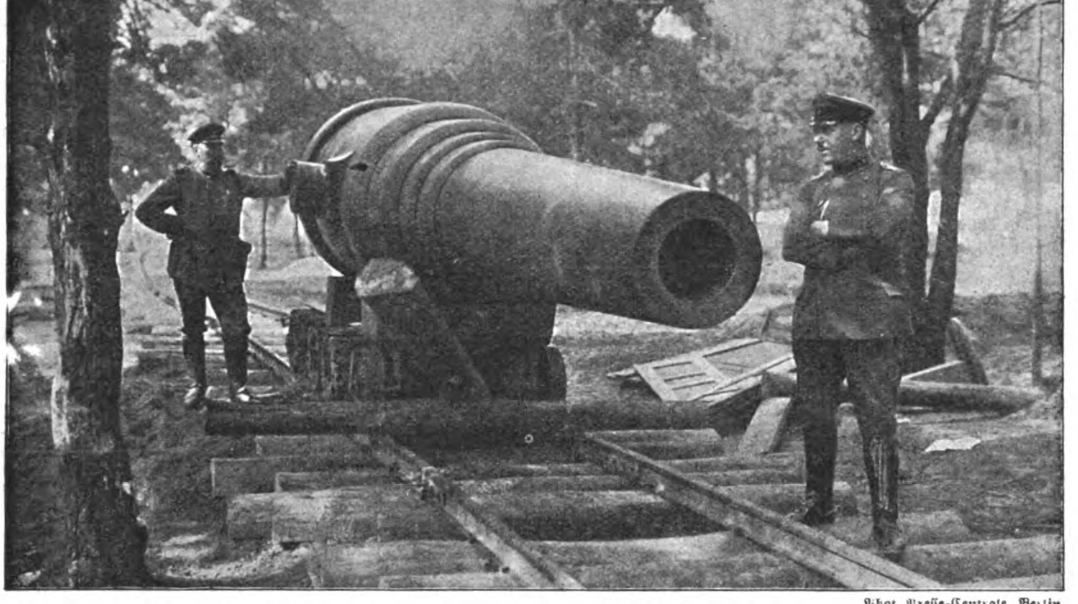
(Hierzu die Bilder auf Seite 401, 414 und dieser Seite.)

Um möglichst wenig Verluste durch feindliche Geschosse zu erleiden, gibt es — abgesehen von taktischen Vorteilen — nur zwei Mittel: schlecht sichtbare Ziele bilden und sich Deckungen schaffen. Mit ersterem ahmt man die Anpassungsfähigkeit mancher Tiere an ihre Umgebung nach, die man mit Mimikry bezeichnet. Das zweitgenannte Verfahren war seit der Zeit der Ritterrüstungen immer mehr geschwunden, da die Durchschlagskraft der Geschosse so groß wurde, daß diese den früher oft bewährten Schutzpanzer glatt durchbohrten. Infolge der Wirkung des Schnell- und Massenfeuers hat man aber neuerdings den Panzerschutz doch wieder in Anwendung gebracht neben einer anderen Deckungsart — dem Eingraben.

Wir Deutsche waren vorausschauend genug, um mit einer wenig auffallenden, aber praktischen Felduniform in den Krieg zu rücken. Dabei sind wir keineswegs stehen geblieben, sondern haben die Lehren des Krieges weiter verwertet und geringe Änderungen angebracht. So zeigt das Bild Seite 401 die neueste deutsche Felduniform, die „Bluse" und den Helm ohne Spitze, womit man bei Waldkämpfen nicht im dichten Gezweig hängen bleibt. Eine graue Hose statt der feldgrauen bewirkt, daß der Soldat immer noch schmuck aussieht, wenn auch Bluse oder Hose ungleich abgenutzt sind. Der Anzug des Offiziers wurde wesentlich vereinfacht und paßt sich der Mannschaftsuniform fast ganz an, um ein Erkennen der Führer einer Truppe für feindliche Scharfschützen zu erschweren. Die Franzosen haben ihre roten Hosen und die dunkelblauen Überröcke schwer büßen müssen. Aus jedem Acker, hinter jedem Busch, auf jeder Wiese hoben sie sich weithin sichtbar ab, erleichterten damit unsere Aufklärung ganz bedeutend und gaben unseren Gewehrläufen Ziele, die leicht zu erfassen und damit gut zu treffen waren. Die französischen Verwundeten und Gefangenen machten auch gar kein Hehl aus ihrer Benachteiligung. Neuerdings hat sich ihre Regierung deshalb genötigt gesehen, alle Rücksichten auf Überlieferung fallen zu lassen und eine hellblaue Uniform einzuführen (siehe Bild Seite 414). Die französische Zeitschrift „L'Illustration", der das Bild entnommen ist, beginnt ihren Begleittext so bezeichnend französisch, daß er nachfolgend wiedergegeben sei: „Wenn wir nicht seit einem Jahr die Verbesserungen in der Ausrüstung unserer Soldaten verfolgt hätten, so würden wir Mühe haben, beim Anblick dieser freien Haltung, dieses offenen Gesichtes, strahlend von Intelligenz und Entschlossenheit, Aufgewecktheit und sprühender Lebendigkeit, die unsere ganze Rasse kennzeichnet (allerdings!), in diesem Musketier und Grenadier, die auf das erste Zeichen hin zum Sturm bereit scheinen (!), zwei französische Soldaten zu erkennen." Militärisch interessant ist die Bewaffnung der beiden. Während der links stehende Infanterist wie früher mit Lebelgewehr und Bajonett bewaffnet ist, sieht man beim Grenadier, der die Bezeichnung „nettoyeur" („Schützengrabensäuberer" oder „Aufräumer") führt, nur Nahkampfwaffen, wie sie der moderne Kampf im Schützengraben fordert. An seiner linken Seite befindet sich ein Beutel voll Handgranaten, von denen er einige in der linken Hand hält. Hineingeschoben in das

Band dieses Beutels, trägt er auf der Brust einen browningartigen Revolver. Im Gürtel befindet sich ein langes Messer in der Scheide. Die Tätigkeit dieser Grenadiere, auf die die Bewaffnung natürlich zugeschnitten ist, besteht darin, die feindlichen Unterstände nach einem Sturm mit Handgranaten zu bearbeiten, um die Besatzung zu töten oder gefangen zu nehmen. Ferner gehört dazu das schnelle Entwaffnen der Überrumpelten, um sie nach rückwärts zu bringen. Die nämlichen Aufgaben fallen selbstredend auch unseren deutschen Soldaten beim Stürmen der feindlichen Gräben zu. Doch ist bei uns jeder Infanterist mit den neuen Kampfarten vertraut, so daß wir nicht nötig haben, wie die Franzosen „besonders intelligente Leute von raschester Entschlußfähigkeit, höchster körperlicher Gewandtheit und kühnsten Gedanken" in besonderen Regimentern zu vereinigen.

Was uns jedoch an der neuen französischen Ausrüstung am meisten fesselt, ist ihre Kopfbedeckung. Das Käppi ist dem Adrianstahlhelm gewichen. Über 2½ Millionen dieses 670—750 Gramm schweren Helmes sind bereits im Gebrauch. Auch die Trümmer der belgischen Armee haben einige geschenkt bekommen, mit einem Löwenkopf statt der französischen Granate. Die Abbildungen 1—6 auf Seite 415 zeigen Helme, die nach französischen Mitteilungen ihren Trägern das Leben gerettet haben, indem die Besitzer nicht getötet, sondern nur verwundet wurden. Man sieht deutlich, daß die deutschen Geschosse beträchtliche Löcher in die Helme gerissen haben, und teilweise die Wand als Querschläger durchschlugen. Was die französischen Zeitungen über die neue Kopfbedeckung nicht schreiben, ist, daß viele Franzosen den Helm für fast wertlos und wegen seines hohen Gewichtes für hinderlich halten. Obwohl zugestanden werden soll, daß er einen gewissen Schutz — besonders gegen Prellschüsse — bietet, so sind die Abbildungen kein Beweis für die Güte des Helmes. Es ließen sich sicher auch sechs Taschenuhren, Lederhelme und dergleichen photographieren, die als Lebensretter wirkten. Lediglich auf Trefferprozente kommt es an! Diese Angaben fehlten jedoch im französischen Artikel der „L'Illustration".



Phot. Presse-Centrale, Berlin.

Eines der in Nowo-Georgiewsk erbeuteten Rohre von russischen 28-cm-Geschützen, die noch nicht aufgestellt waren, als die Festung in die Hände der Deutschen fiel.

Fünfzehn Minuten Gefechtspause.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Herrscht auch allgemein an der Front der Brauch, in Gefechtspausen die Opfer der Kämpfe rücksichtsvoll zur letzten Ruhe zu betten, so ist es doch dort, wo sich die vordersten Schützengräben zu nahe gegenüberliegen, nicht immer möglich, die Bergung der Gefallenen sogleich vorzunehmen. Ließe man da den Gegner aus seinen Deckungen ungestört herauskommen, so würde schon die natürliche Höhe des Menschen genügen, in die feindlichen Stellungen einen Einblick zu gewinnen. Trotzdem bekommt auch in solchen Fällen nicht selten das rein menschliche Gefühl die Oberhand über die soldatische Klugheit, und es entstehen ohne vorhergehende Vereinbarung von selbst Gefechtspausen, in denen sich die Gegner vereint um die Verwundeten und Gefallenen bemühen. Ein solcher Vorfall sei hier nach dem Feldbrief eines Landsturmmannes aus Düsseldorf-Oberkassel geschildert, den er nach einem der ungemein heftigen Angriffe während der großen englisch-französischen Offensive im September-Oktober 1915 an seine Frau schrieb:

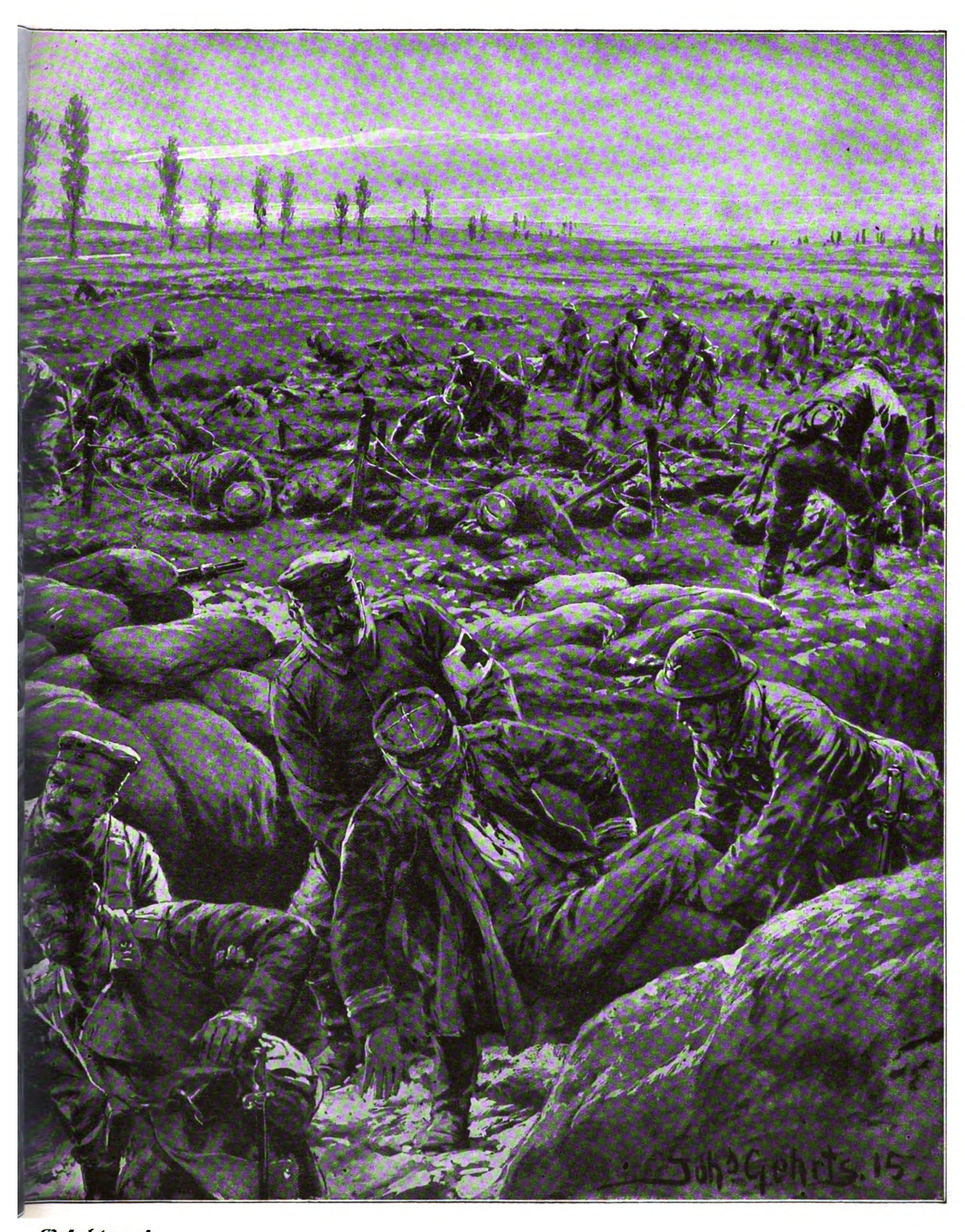
„Als es Mittag wurde, setzte Trommelfeuer von unbeschreiblicher Gewalt ein. Wir rechneten damit, daß unsere 9. Kompanie im vorderen Graben einer solchen Hölle unmöglich standhalten könne; deshalb eilten wir, als dann das Sperrfeuer einsetzte, sofort an unsere Brustwehr, jeder mit ein paar Handgranaten versehen. Aber unsere Neunte hielt heldenmütig aus und schlug noch den ersten nun folgenden Angriff glatt ab. Danach wurde sie verstärkt, schließlich ganz abgelöst, während wir nach vorn geholt wurden. Da die Franzosen sich jetzt ruhiger verhielten, konnte, während die eine Hälfte von uns scharf Ausguck hielt, die andere daran gehen, den völlig zusammengeschossenen Graben wieder herzurichten. Plötzlich um zwei Uhr nachts wieder wahnsinniges Trommelfeuer, daß uns Hören und Sehen verging. Alles ringsum ein Dampfen und Krachen — schauerlich schön! Unser Vertrauen wuchs immer mehr, da wir viel weniger Verluste hatten, als man bei dem fürchterlichen Artilleriefeuer hätte denken müssen; auch gelang es, die Franzmänner, so oft sie sich in unsere Nähe wagten, jedesmal schon mit den Gewehren abzuweisen, ohne daß Handgranaten nötig geworden wären. Gegen Morgen waren wir dann natürlich recht neugierig, zu sehen, wie es auf dem Gelände vor uns aussah. Vor unserem Verhau, der an einigen Stellen völlig der Erde gleich gemacht war, lagen tote und verwundete Franzosen zu Haufen. Nun wagte einer unserer Sanitäter den Versuch, einem Schwerverwundeten vom Horchposten Hilfe zu bringen. Kaum zeigte er sich, tauchte in etwa 20 Meter Entfernung ein französischer Arzt auf und erklärte ihm, man werde drüben nicht schießen. Darauf gab unser Kompanieführer das gleiche Versprechen für uns, und nun hub ein Treiben an! Hüben und drüben heraus, wer konnte, von den verletzten und gefallenen Kameraden soviel wie möglich zu bergen! Ein französischer Offiziersdiener schleppte seinen verwundeten Kapitän kurzerhand in unseren Schützengraben und war dann sehr verwundert, daß er selber auch dableiben mußte; er meinte in gebrochenem Deutsch, nach der Pause hätte doch alles wieder an die alten Plätze zurückkehren sollen. Schließlich wurde unserm Kompanieführer das Gewimmel überhaupt zu gefährlich, denn jener Sanitäter, der sich zuerst herauswagte, hatte gesehen, daß die vordersten französischen Sappen gedrängt voll Reserven steckten. So ließ er abwinken, und alles zog sich wieder in die Gräben zurück. Sofort ging von beiden Seiten wieder das Artilleriefeuer mit größter Heftigkeit los, und die Franzosen setzten noch dreimal am hellen Tage zum Angriff an, wurden aber jedesmal wieder zurückgeschlagen, so daß sie nur eine Menge Verluste hatten..."

Ein anderes Beispiel, wie entgegenkommend unsere Feldgrauen oft gegen die Feinde sind, liefert ein in der „Westminster Gazette" abgedruckter Feldbrief eines englischen Sergeanten: „Ich hörte vo runserem Laufgraben schweres Stöhnen. Es kam von einem Verwundeten, der dicht an der deutschen Brustwehr lag — seit Samstag, und jetzt war es Montag nachmittag! Er war halb tot vor Hunger und



Fünfzehn Minuten …

Nach den Berichten eines Mitkämpfers



Gefechtspause.

rs gezeichnet von Johs. Gehrts.

Blutverlust. Wir wußten, daß wir uns ihm nicht nähern konnten. Endlich rief einer unserer Offiziere, der Deutsch konnte, den Feinden die Frage zu, ob wir den Ärmsten holen dürften. Das war sehr mutig von ihm, denn so oft einer von uns nur den Kopf aus dem Graben steckte, konnte er sicher sein, eine Kugel zu erhalten. Die Deutschen riefen zurück, sie wollten uns fünf Minuten Zeit geben. Nun sprangen anderthalb Dutzend von uns hinaus; doch der Offizier befahl sie sofort wieder herein, damit nicht etwa der Feind Verdacht schöpfe, daß wir einen hinterlistigen Überfall planten. Dann ging er mit einem Mann selber hinaus, und auf einer Bahre holten sie den Verwundeten herein. Der Bedauernswerte weinte vor Freude, daß ihm auf solche Weise Rettung und Hoffnung auf Heilung beschieden ward. Wir aber schrien drei ‚Cheers' aus voller Kehle, um den Deutschen zu danken ..."



Geschosse einer russischen 15-cm-Kanone, in der Mitte Geschoß eines 26-cm-Schiffsgeschützes.

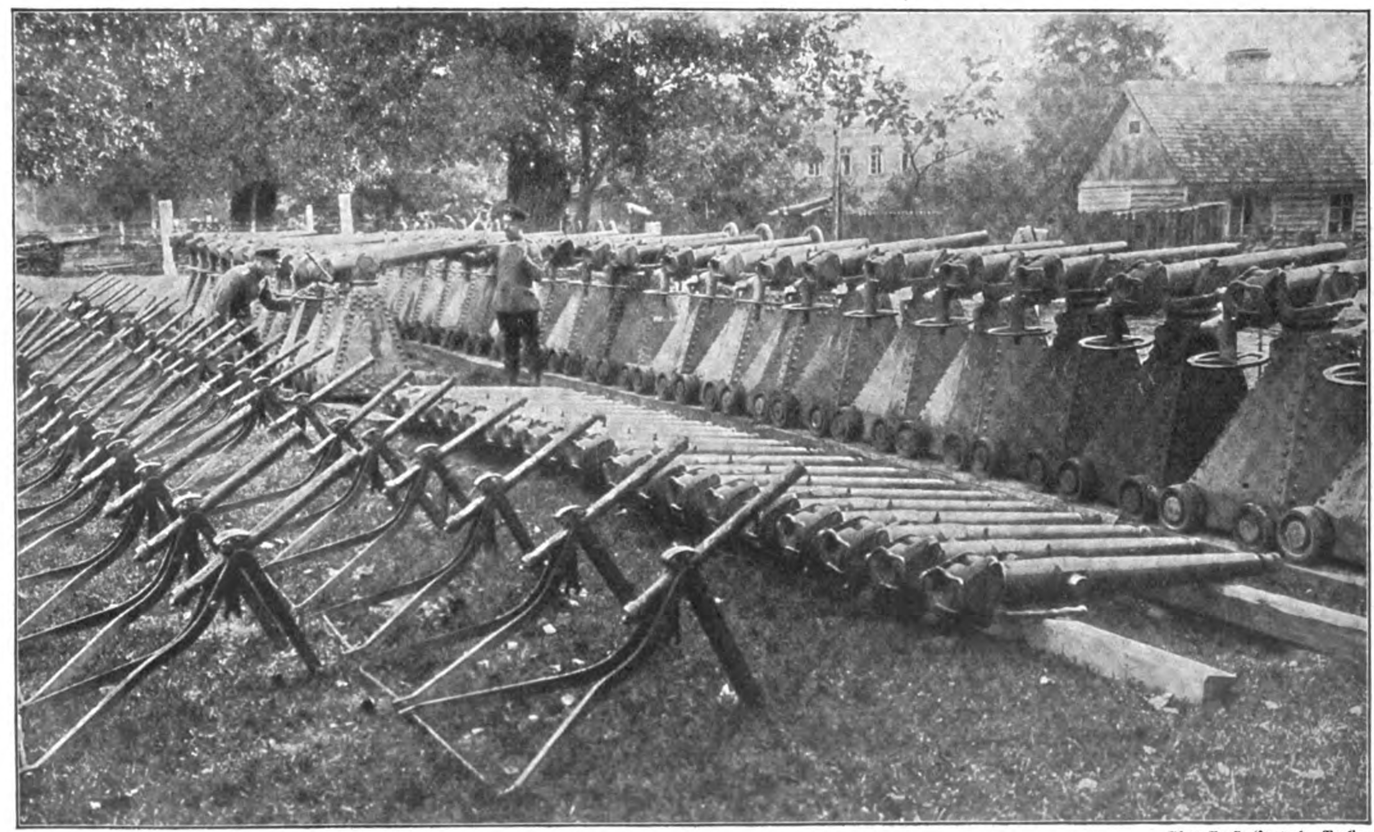
Flieger und Flugzeugmutterschiffe im Rigaischen Meerbusen.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu das Bild und die Kartenskizze Seite 418/419.)

Es ist noch nicht lange her, daß die Bezeichnung „Flugzeugmutterschiff" zum erstenmal in englischen und türkischen Marineberichten auftauchte. Nun haben auch wir Deutsche in einem Bericht des Chefs des Admiralstabes der Marine diese neue Bezeichnung für eine moderne Schiffsart angewandt. Es handelte sich dabei um die Kämpfe unserer Wasserflugzeuge im Meerbusen von Riga am 12. September 1915 mit Fliegern, Zerstörern, Unterseebooten und Flugzeugmutterschiffen, die nach dem Seegefecht vom 10. August und der Seeschlacht vom 21. August eine neue Kampfhandlung darstellten. So vielsagend nun auch die Bezeichnung „Flugzeugmutterschiff" ist, so wird es doch wenige Leute geben, die sich ein genaues Bild von einem solchen machen können und denen der Zweck der Schiffsart von Anfang an begreiflich war. Einige aufklärende Bemerkungen dürften deshalb gern gelesen werden.

Aus unserem Bilde Seite 418/419 ersieht man die Lage des Flugzeugschuppens auf Deck in der Mitte des Schiffes. An den Seiten sind große Krane zum Aussetzen der Wasserflugzeuge. Die Flugzeugmutterschiffe bezwecken, den nicht für große Meerfahrten geeigneten Flugzeugen den weiten Weg zu ersparen. Sie ermöglichen eine bessere Bereitschaft, eine leichtere Instruktion der Flieger über die Lage und eine raschere Verwertung der eingehenden Meldungen. Kurz gesagt: die Schiffseinheiten führen vermöge dieser Neuerung ihre Flieger bei sich, ähnlich wie beim Landheer, und brauchen sie nicht erst funkentelegraphisch vom Startplatz auf dem Festlande heranzubeordern. Vielmehr führt das Flugzeugmutterschiff die Flugzeuge und sämtliche Geräte und Ersatzteile mit sich,



Phot. Presse-Centrale, Berlin.

Englische Kaponnierengeschütze und Leuchtraketengestelle. Aus dem Geschützpark von Nowo-Georgiewsk, der über 1600 erbeutete Geschütze enthält.

die zum Instandhalten und zum Ausbessern der Flugzeuge nötig sind.

Gehen wir nun näher auf die oben erwähnten Kämpfe unserer Wasserflugzeuge am 12. September ein, so sehen wir als eines der Hauptziele unserer Flieger Flugzeugmutterschiffe, deren Gefährlichkeit für die angreifenden Luftfahrzeuge ja auf der Hand liegt. Es hat sich dabei gezeigt, daß es den vom Flugzeugmutterschiff aufsteigenden Fliegern unmöglich ist, hochzukommen, wenn das Mutterschiff einmal vom Gegner erspäht und mit Bomben unter Feuer gehalten werden kann. Ferner scheinen die Flugzeugmutterschiffe einem durch Volltreffer verursachten Brand gute Nahrung zu bieten, weil die vielen Aufbauten und Geräte im Augenblick der Gefahr nicht unter Deck gebracht werden können.

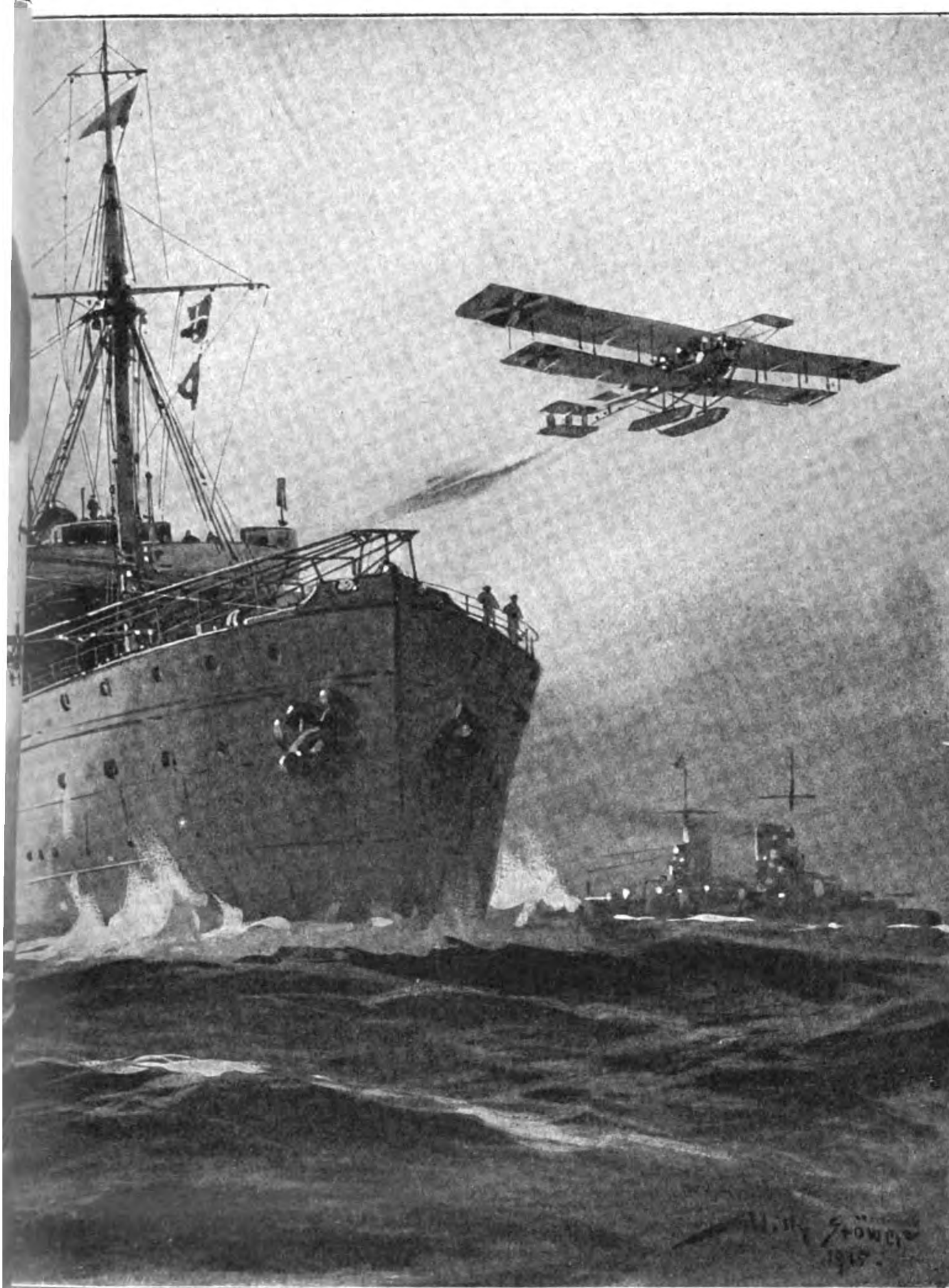
Von taktischen Einzelheiten konnten die folgenden in Erfahrung gebracht werden. Das Ziel des Angriffs richtete sich auf den Rigaer Meerbusen und die Riga-Dünamündung (siehe die Skizze Seite 419). Bei günstigem Fliegerwetter erfolgte der Anflug unserer Luftstreitkräfte. Sie sollten nicht allein aufklären, sondern trugen auch eine namhafte Anzahl Bomben mit, um günstige Gelegenheiten, die sich vielleicht unvorhergesehen bieten würden, nicht unbenützt lassen zu müssen und sich im Kampf zwischen Schiffen und Flugzeugen gegen die weittragenden Schiffsgeschütze sowie gegen die Batterien der Küstenwerke einigermaßen wehren zu können. Die nähere Zusammensetzung unserer Luftstreitkräfte nach Kampffliegern und Bombardementsflugzeugen wurde in keinem Berichte erwähnt. Es ist vielmehr anzunehmen, daß jedes einzelne Flugzeug Bomben und Maschinengewehre an Bord führte.



Flieger m[...] mutterschiff [...] im Rigaische[...] am 12. Se[...] (Aufnahme [...] Nach einer O[...] Professor[...]

Der Flugzeugangriff war außerordentlich vom Glück begünstigt, denn es boten sich unverhältnismäßig viele und gute Ziele. So als eines der ersten gleich ein Flugzeugmutterschiff, das vor der Bucht lag. Ein Flugzeug nahm die Gelegenheit wahr und erzielte mit Bomben einen Treffer, nach dem Flammen und Rauch an Deck deutlich zu erkennen waren. Entsprechend der Einschlagstiefe von Fliegerbomben, die gegen Stein und Gegenstände aus etwa gleich harten Stoffen 1 Meter, gegen Erde 3 Meter beträgt, darf man auch auf Brandwirkung im Schiffsrumpf rechnen. In ähnlicher Weise gelang es dem Flugzeug, nach Bombenwurf auf einen Zerstörer Brandwirkung festzustellen. Bei einem anderen Zerstörer wurde von einem zweiten Flugzeug ebenfalls ein Treffer beobachtet. Ein drittes erspähte in der Arensburger Bucht wiederum ein Flugzeugmutterschiff, auf dem zwei Treffer angebracht werden konnten. Obwohl das vierte deutsche Flugzeug einen Kampf mit zwei wahrscheinlich rechtzeitig von einem der Flugzeugmutterschiffe aufgestiegenen feindlichen Fliegern zu bestehen hatte, gelang es ihm doch, auf einem Zerstörer einen Treffer anzubringen. Vor Windau lagen zwei feindliche Unterseeboote. Sie waren untergetaucht. Doch das geübte Fliegerauge von einem fünften Flugzeug hatte sie aus der Höhe, die einen Blick in geringe Meerestiefen zuläßt, schon erspäht. Zwei Bomben nahmen ihren Weg hinunter und schlugen wie berechnet ein. Der wirkliche Erfolg konnte jedoch, wie es meist bei untergetauchten Zielen der Fall ist, nicht festgestellt werden. Ein sechstes Flugzeug hatte die bekannte russische Werft für Torpedobootsbau der feindlichen Marine in Dünamünde als Angriffsziel erhalten. Sechs Treffer barsten in den Werkstätten der Mühlgrabenwerft und scheinen nicht nur große Zerstörungen an Material angerichtet, sondern auch mehrere Militärpersonen, Aufsichtsbeamte und geschulte Arbeiter getroffen zu haben. Aus der Helligenwerft aufwirbelnder dunkler Rauch meldete einen Treffer mit Brandwirkung. Ein siebentes Flugzeug brachte 20 Seemeilen nordwestlich Dünamünde aus einer Höhe von ungefähr 1500 Metern auf seemännische Art, also nicht wie sonst bei Piloten üblich durch Bombenwurf, einen Schoner zum Sinken. Es ist dies wohl das erstemal, daß ein Wasserflugzeug an Bord eines Schiffes landete; drum sei die Heldentat hier kurz angeführt.

Man sichtete einen russischen Zweimastschoner, der von einem kleinen Schlepper geschleppt wurde. In steilem Gleitfluge ging das Wasserflugzeug zunächst 1400 Meter tiefer und umkreiste den Schleppzug, um sich ein Bild von seiner Bewaffnung und Besatzung zu machen, in einer Höhe von etwa 100 Metern über dem Meere. Durch das Maschinengewehr des Flugzeuges wurde über die sich vorerst zur Wehr setzenden Mannschaften der Schiffe die Feuerüberlegenheit erkämpft, bis die eingeschüchterte Besatzung die Hände hochhielt und die Waffen niederlegte. Darauf ging das Flugzeug noch tiefer und setzte auf der Wasseroberfläche mit seinen Schwimmkörpern auf. Der Beobachtungsoffizier ging an Bord des Schleppers, während der Flugzeugführer die Maschine gegen die Wellen steuerte. Hierauf übernahm der Beobachter den Befehl über den Schlepper und fuhr ihn längsseit des geschleppten Schiffes. Letzteres war der russische Schoner „Ila", der mit Kohlen und Eisen beladen war. Als Bestimmungsort ergab sich aus den Schiffspapieren Riga. Nachdem die Mannschaften an Bord des Schleppers gegangen waren,



Flugzeug-
den Kämpfen
Meerbusen
mber 1915
lblassen eines
rs).
alzeichnung von
y Stöwer.

wurde der Schoner durch Öffnen der Ventile und unter Zuhilfenahme einer rasch angebrachten Sprengladung versenkt. Der Schlepper mit der Besatzung beider Schiffe mußte freigegeben werden, da der längere Aufenthalt des Wasserflugzeugs auf den Wogen zu gefährlich wurde. Der Beobachtungsoffizier stieg um, und das Flugzeug flog wieder auf.

Diese außerordentlich günstigen Ergebnisse unserer Flugzeugangriffe, die mit deutschem Wagemut und zäher Tatkraft durchgeführt wurden, verfehlten ihre Wirkung auf den Gegner nicht. Von allen russischen Versuchen, die als Vergeltungsmaßnahmen gedacht zu sein scheinen, ist vor allem der erste bemerkenswert, der noch am selben Tag stattfand und gegen einen deutschen Kreuzer gerichtet war. Doch zeigt sich gerade bei dieser „Revanche" der himmelweite Unterschied sehr deutlich.

Es wurde darüber amtlich gemeldet: „Am 12. September vormittags haben mehrere russische Wasserflugzeuge einen deutschen kleinen Kreuzer vor Windau mit 8 Bomben angegriffen, die sämtlich ihr Ziel verfehlten. Ein feindliches Flugzeug wurde heruntergeschossen, nach Windau eingebracht und seine Besatzung, zwei russische Offiziere, gefangen genommen. Der Chef des Admiralstabes der Marine."

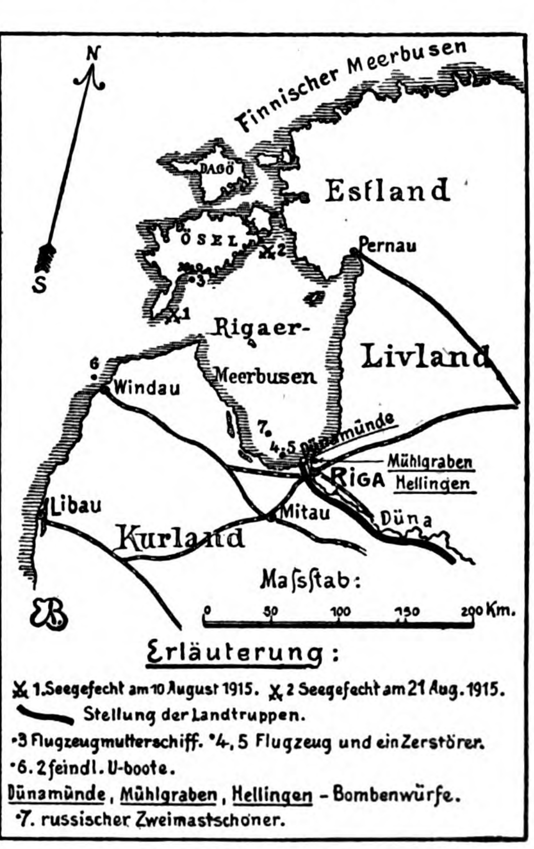
Gerade bei Flugzeugangriffen kommt es eben nicht allein auf den guten Willen der Flieger und Beobachter, sondern vor allem auf die geschickte Anlage und die erworbenen technischen Kenntnisse, sowie auf die durch mühevolle Vorarbeit erlernten praktischen Fähigkeiten an! Es dürfte sich als abschließendes Urteil der Satz rechtfertigen lassen: Unsere Marineflieger scheinen den russischen nicht allein in der taktischen Schulung, sondern auch in der praktischen Ausbildung überlegen zu sein.

Der Lügenfeldzug unserer Feinde.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu das Bild Seite 420.)

Beim Betrachten der deutschen Erfolge im Weltkrieg kann man nicht achtlos vorübergehen an einem Sieg, den wir und unsere Verbündeten auf geistigem Gebiet errungen haben, und der eine früher ungeahnte Bedeutung besitzt — das Niederkämpfen der feindlichen Lügennachrichten. Wie sehr in einem modernen Kriege die Zeitungen in der Lage sind, nicht nur die Stimmung ihres eigenen Volkes, sondern auch die Ansicht der Neutralen zu beeinflussen, haben wir erbitterten Herzens und in ohnmächtigem Zorn zu Kriegsbeginn erfahren müssen, als eine Lüge nach der anderen in der feindlichen Presse geboren wurde und sich jede von ihnen schnell weiter verbreitete, um alles in kurzer Zeit zu überwuchern. Jeder Aufklärungsversuch wurde damit im Keime erstickt. Auf dieser Grundlage, die nur Mittel zum Zweck gewesen war, wurde der Deutschenhaß gezüchtet. Er gedieh deshalb üppig — wohin er auch verpflanzt wurde — im Feindesland und im neutralen Ausland. Es war wie eine Art Werbung für weitere Kriegserklärungen gegen das „Barbarentum". Dabei wurde kein noch so verwerfliches Mittel gescheut, wie nachfolgendes Beispiel zeigt. Der obere Teil unserer Abbildung auf Seite 420 stellt die Photographie einer russischen Luftschiffhalle dar, die von den Russen selbst beim Rückzug zerstört worden war. Erstmals veröffentlicht wurde die Aufnahme der Berliner Eiko-Film-Gesellschaft Anfang Juli 1915 in der „Weltrundschau". Wie erstaunt war man jedoch, als am 24. Juli in der englischen Zeitschrift „The Graphic" die nämliche Abbildung erschien, aber, wie die Unterschrift zeigt, als — Zeppelinhalle in



Kartenskizze zum Artikel „Flieger und Flugzeugmutterschiffe".

Flandern, die durch englische Luftfahrer zerstört worden sein sollte!

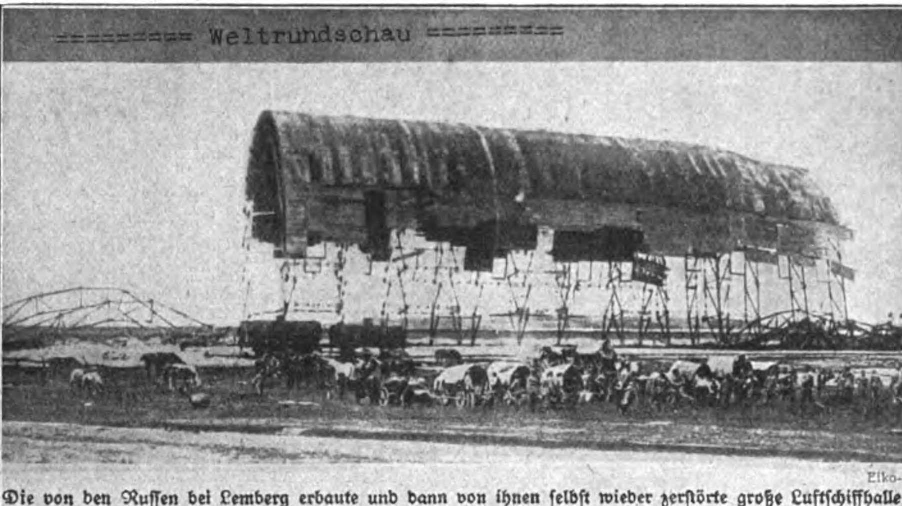
Unverdrossen begannen deutsche Männer den Kampf auf geistigem Gebiet gegen diese unglaublichen Lügen einzuleiten. Keine unterbrochenen Kabel, keine abgefangenen und vernichteten, verstümmelten oder verdrehten Depeschen konnten ihre Zuversicht auf den endlichen Sieg der Wahrheit schmälern. Neben altbewährten Telegraphen- und Nachrichtenbüros, unter denen vor allem das Wolffsche zu nennen ist, wurden neue gegründet, die sich das ausschließliche Ziel setzten, Nachrichten über deutsche Heldentaten und ruhmvolle Siege wahrheitsgetreu dem Auslande mitzuteilen. Ferner wurde versucht, die Aufklärung in der feindlichen Bevölkerung unmittelbar zu verbreiten. Flugzeuge und Luftschiffe warfen Flugblätter über Städten und Stellungen ab. Patrouillen krochen nachts gegen die feindlichen Drahthindernisse vor und befestigten Kriegerzeitungen in deutscher, französischer oder russischer Sprache vor den Schützengräben. Am bekanntesten ist die „Gazette des Argonnes". Mancher Franzose und mancher Russe hat dadurch mehr von der politischen oder militärischen Lage erfahren, als seiner Regierung lieb war. Mancher Mohammedaner wollte es kaum fassen, daß der Heilige Krieg erklärt worden sei, ohne daß er es bisher erfuhr, und daß seine Glaubensgenossen in der Türkei gegen seine englischen und französischen Verbündeten kämpften.

So schätzenswert die Wirkung der Aufklärung in Feindesland auch war, so steht sie doch noch weit zurück hinter dem erreichten Erfolg im neutralen Ausland, besonders da Kriegsberichterstatter aus allen Ländern sich von der Wahrheit unserer Angaben persönlich und unbeeinflußt an der Front überzeugen durften. Männer wie der Schweizer Oberst Müller, der Schwede Sven Hedin und viele andere, die auf Grund eigener Anschauung und Überzeugung ihre Persönlichkeit für die Deutschen in die Wagschale warfen, haben unserer Sache bei ihren Landsleuten viel genützt.

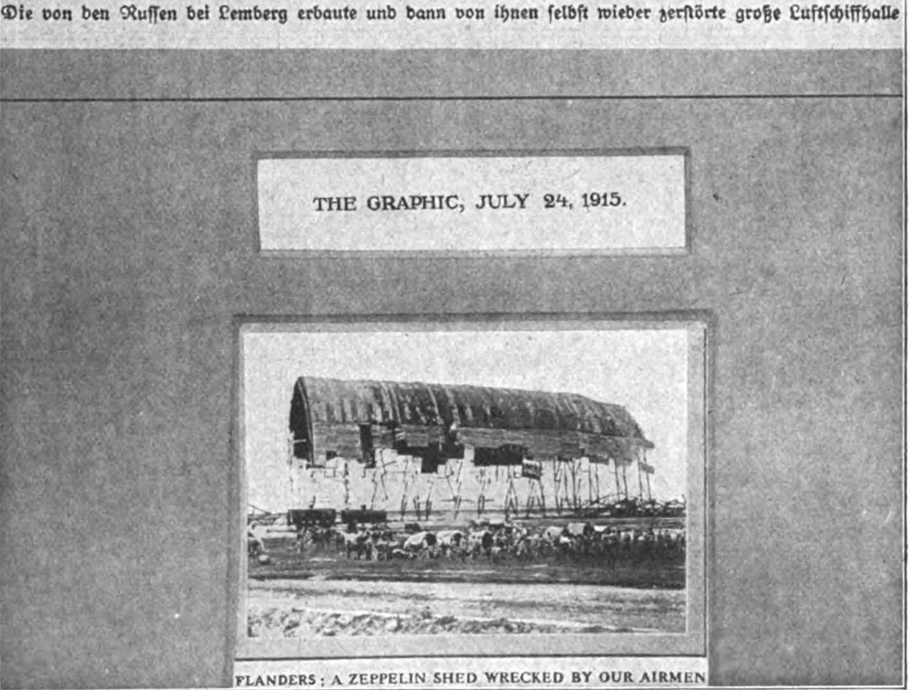
Die „Times" hat das Verdienst, in einem hellsehenden Artikel am 27. Oktober 1915 unsere Erfolge auf diesem Gebiet, die Hand in Hand mit unserer glänzenden Diplomatie am Balkan errungen wurden, eingehend zu würdigen. Man erhält dadurch derartig tiefe Einblicke, daß ein Teil des Aufsatzes nachfolgend der Vergessenheit entrissen werden soll.

Die Zeitung beklagt sich in dem Leitartikel zunächst bitter darüber, daß durch die fehlerhafte und ungenügende Übermittlung wichtiger englischer Nachrichten an die Presse der ganzen Welt während der letzten fünfzehn Monate der Name und das Ansehen Englands nebst seiner Verbündeten schwer geschädigt worden sei. Dazu noch ganz im Gegensatz zu Deutschland, dessen Journalisten nicht wie die Londoner Vertreter von den Zeitungen der Alliierten und Neutralen monatelang mit dem Ungeschick der Regierung oder des Pressebüros zu kämpfen hatten und hoffnungslos, entkräftet sowie mit jetzt erschöpfter Energie den Kampf aufgeben. Die Berichte der amerikanischen Berichterstatter aus Deutschland sind besser unterrichtet, wertvoller und eindrucksvoller als die aus England, weil letztere vom Zensor so zusammengestrichen werden, daß sogar Zitate aus der englischen Presse unterdrückt werden. Deshalb werden die englischen Nachrichten in den Vereinigten Staaten sogar schon mit Argwohn angesehen. Ähnlich ist es in Südamerika. England darf das Eindringen des Feindes in die südamerikanischen Blätter nicht mehr widerstandslos über sich ergehen lassen! Das Romanisch-Amerikanische Nachrichtenbüro in Washington mit seinen Zweigstellen in New York und Chicago telegraphiert deutschfreundliche Nachrichten in gutem Spanisch an die Mehrzahl der größeren und kleineren Blätter der zwanzig Staaten des romanischen Amerikas und fügt Photographien und Kartenskizzen bei. Drei Zeitungen in Buenos Aires machten die Parole: Gibraltar für Spanien! zum geflügelten Wort. Die Deutschen in Spanien wenden die nämliche Methode in diesem Lande erfolgreich an. Dazu haben die Deutschen erst kürzlich wieder einen großen politischen Triumph in Bulgarien errungen, auch indem sie die dortige Presse mit Aufsätzen versorgten, welche alle in dem Gedanken gipfelten: „Die Deutschen siegen und können nie geschlagen werden." So waren die Bulgaren bereits bekehrt, als König Ferdinand das entscheidende Wort sprach. Jetzt arbeiten die Deutschen ebenso in Rumänien, Griechenland, Holland, Skandinavien, der Schweiz. Und England hat inzwischen nichts getan! Seine Journalisten haben nichts tun können!

Es dürfte wohl keinen Zweifel darüber geben, daß wir Deutsche uns von Herzen freuen können über einen solchen einflußreichen geistigen Sieg gegen die anfänglich triumphierende feindliche Lügenpresse, wenn sogar die „Times" als Unterlegene diesem Erfolg solche Bedeutung beimißt!



Die von den Russen bei Lemberg erbaute und dann von ihnen selbst wieder zerstörte große Luftschiffhalle



FLANDERS; A ZEPPELIN SHED WRECKED BY OUR AIRMEN

Phot. Eiko-Film, G. m. b. H., Berlin.

Ein Beispiel vom Lügenfeldzug unserer Feinde.

Oben: Die von einer deutschen Zeitschrift gebrachte Photographie einer zerstörten russischen Luftschiffhalle. Unten: Dieselbe Aufnahme in der englischen Zeitschrift „The Graphic" mit der Unterschrift: Flandern, eine von unseren Fliegern vernichtete Zeppelinhalle.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Der erste mächtige Hauptstoß der neuen **italienischen** Offensive erfolgte am 18. Oktober. Er richtete sich besonders gegen die Brückenköpfe von Tolmein und von Görz, ferner war die Hochebene von Doberdo der Schauplatz unausgesetzter Angriffe. Eine andauernde heftige Artillerievorbereitung ging den Infanteriekämpfen voran. Die wackeren Verteidiger hatten nicht nur den Eisenhagel der platzenden Granaten und Schrapnelle auszuhalten, sie waren auch einem ebenso heftigen und gefährlichen Steinhagel ausgesetzt. Die Granaten bohrten das felsige Gelände an und rissen es im Laufe der Beschießung schließlich so stark auf, daß jede einfallende Granate unendlich viele große und kleine Steinsplitter löste, die mit großer Gewalt ebenso wie die Eisensplitter verstreut wurden und manches lebende Ziel fanden. Unentwegt harrten die Österreicher und Ungarn in ihren Stellungen aus, die vorstoßende italienische Infanterie, die mit leichter Mühe in die nach Ansicht ihrer Führer durch das Artilleriefeuer völlig zerstörten Linien der Gegner einzudringen hoffte, traf überall auf hartnäckigsten Widerstand und kam keinen Schritt vorwärts.

Die Italiener ließen nun schon fünfzig Stunden lang Granaten auf die österreichisch-ungarischen Stellungen niederprasseln und folgten damit wohl einer Anregung des französischen Oberbefehlshabers Joffre, der kurz zuvor auf dem italienischen Kriegschauplatz geweilt hatte (siehe Bild Seite 324). Ein so wuchtiges Feuer zerstörte natürlich an vielen Stellen die Drahthindernisse, und die stürmende italienische Infanterie konnte deshalb an verschiedenen Stellen in die österreichisch-ungarischen Linien eindringen. Im Nahkampf wurde sie aber immer wieder zurückgeworfen und mußte den Verteidigern jedes ihnen mühsam entrissene Grabenstück wieder überlassen. Auch am 20. Oktober wurde das Artilleriefeuer an der ganzen Isonzofront fortgesetzt und steigerte sich tagsüber zu größter Heftigkeit. Dort brachen verschiedene italienische Infanterieangriffe und Pionierunternehmen im Maschinengewehr- und Infanteriefeuer der Österreicher und Ungarn zusammen. Gleichzeitig entwickelten sich auch an der ganzen Südwestfront die Teilgefechte zu großen breiten Angriffsunternehmungen. In Tirol hatten die Verteidiger auf der oftgenannten Hochfläche von Vielgereuth in der Nacht vom 19. zum 20. nicht weniger als sechs Angriffe abzuweisen, am Tage ging dann der Feind noch dreimal im Sturm vor. Auch in den Dolomiten hatten die Italiener geglaubt, durch tagelange Bemühungen die österreichisch-ungarischen Stellungen erschüttern zu können, erlitten aber dennoch am Col di Lana (siehe Bild Seite 391), am Monte Sief und an der Brücke südlich Schluderbach nur blutige Verluste, ohne zu dem geringsten Erfolge zu kommen. Mit großem Nachdruck griffen westlich des Wolayer Sees, am Karnischen Kamm, italienische Alpentruppen an, doch wurden auch sie ebenfalls zurückgeschlagen. Erst der 21. brachte ein Nachlassen der Vorstöße, so daß die österreichisch-ungarischen tapferen Verteidiger etwas aufatmen konnten, wenn auch das Artilleriefeuer der Italiener noch ununterbrochen andauerte. Der erste Ansturm der Italiener war abgeschlagen. Mit größerem Geschick als bei den beiden früheren Offensiven hatte der italienische Generalstab es verstanden, die Österreicher und Ungarn auf der gesamten Front so lebhaft zu beschäftigen, daß sie nicht daran denken konnten, irgendeinen Teil der Stellung zur Unterstützung eines anderen durch Wegnahme von Truppen zu schwächen. Einen Erfolg hatte aber Cadorna trotzdem nicht herbeiführen können, doch gab er seine Hoffnung auf Görz immer noch nicht auf.

Schon am nächsten Tage, am 22., erfolgte am frühen Morgen wieder ein gewaltiger italienischer Angriffsstoß gegen die küstenländische Front. Mit großer Wucht war der Angriff auf den Hängen des Javorcek bis an die österreichisch-ungarischen Stellungen herangedrungen, aber doch gescheitert. Auch am Krn, am Mrzli Vrh und an anderen Teilen des Tolmeiner Brückenkopfes erlitt die italienische Infanterie blutige Niederlagen. Erbittert suchten die Alpini bei Kosarsce und die Bersaglieri bei Seno vorwärts zu kommen, doch ohne jedes Ergebnis. Dagegen gelang es in der Gegend von Plava italienischer Infanterie, beim dritten Anlauf in die Stellungen der Verteidiger bei Zagora einzudringen, aber in kühnem Gegenstoß wurde sie aus den gewonnenen Gräben wieder herausgeworfen. Mit be-



Phot. Kilophot G. m. b. H., Wien.

Österreichisch-ungarische Trainkolonne auf einer Bergstraße bei Görz.

sonderer Schwere lag das Artilleriefeuer am Görzer Brückenkopf auf den österreichisch-ungarischen Schützendeckungen an der Höhe von Podgora. Trotzdem erlahmte hier ein Infanterieangriff schon im Geschützfeuer der Verteidiger. Der San Michele war das Sturmziel wiederholter italienischer Vorstöße auf der Hochfläche von Doberdo, doch dreimal wurde der Feind blutig abgewiesen. Schließlich gelang ihm aber die Besetzung der vordersten Stellungen. Da führte das 43. Infanterieregiment einen wuchtigen Gegenangriff aus und brachte den Monte Michele wieder fest in seine Hand. Überall, wo sonst die Italiener sich zu Infanteriestößen aufrafften, mußten sie unter den schwersten Verlusten wieder in ihre Stellungen zurückfliehen. In Kärnten und Tirol unterhielten die Feinde an diesem Tage nicht nur ein starkes Artilleriefeuer, sondern gingen am Col di Lana mit drei Angriffen ihrer Infanterie vor, sie holten sich dort und auch bei einem Sturm auf die Grenzbrücke südlich von Schluderbach wieder schwere Verluste. Auch die Verteidiger der Befestigungen von Vielgereuth wiesen alle Angriffe heldenhaft ab und Tiroler Kaiserjäger stürmten in kühnem Angriff südlich von Arabba eine feindliche Vorstellung.

An diesem und dem folgenden Tage erreichten die Kämpfe an Erbitterung und Heftigkeit ihren Höhepunkt. Mit beispielloser Gewalt wurde diesmal der Brückenkopf von Görz angelaufen. Das vorzügliche Zusammenwirken der österreichisch-ungarischen Infanterie und Artillerie bereitete dem Feinde aber ungeheure Verluste. Dieser Hauptangriff wurde von besonders wütenden Vorstößen auch gegen die Tiroler Front begleitet. Auf den Hochflächen von Vielgereuth und Lafraun lag das Feuer so stark wie nie zuvor, die Dolomitenfront wurde durch mehrere Divisionen angegriffen. Es erfolgten Vorstöße auf das Bamberger Haus, den Col di Lana und die Stellung von Tre Sassi, zwei Stöße galten dem Rufiedo südwestlich Schluderbach und je vier zielten auf die Linien nördlich Sief und im Popenatal; alle diese mit starken Kräften nachdrücklich durchgehaltenen Angriffe brachen schließlich blutig zusammen. Während an der Kärntner Front nur Artilleriekämpfe und Plänkeleien entstanden und im Flitscher Becken und im Krngebiet die vereinzelten Vorstöße und Angriffsversuche wegen ihrer Ergebnislosigkeit im Abflauen blieben, richteten die Italiener gegen die Front von Mrzli Vrh bis einschließlich des Tolmeiner Brückenkopfes wieder verzweifelte Anstrengungen. Insbesondere wurden die Höhen westlich von St. Lucia unaufhörlich angegriffen. Alpini, die hier in ein kleines Stück der Front eindrangen, wurden binnen kurzem durch einen kühnen Gegenangriff der Infanterieregimenter Nr. 53 und 86 wieder hinausgeworfen. Auch im Isonzoabschnitt zwischen dem Tolmeiner und dem Görzer Brückenkopf, wo der Feind namentlich bei Plava alle Kräfte anspannte, vermochte er nirgends durchzudringen. Den beherrschenden Berg des Görzer Brückenkopfes, den Monte Sabotino und Oslawia packten sehr starke italienische Kräfte in unermüdlichem Ansturm an. Der Kampf wogte lebhaft hin und her und dauerte auch die Nacht hindurch an, am Ende blieben aber die Österreicher und Ungarn im festen Besitz der wichtigen Stellungen. Zwischen Mainizza und dem Monte dei Busi am Rande der Hochfläche von Doberdo trugen die Italiener neue Angriffe mit immer wieder frischen Kräften vor. Dabei kamen sie vorübergehend auch hier in einen Teil der Gräben, das 39. Infanterieregiment griff sie dort aber unerschrocken an und gewann seine alten Stellungen im blutigsten Handgemenge zurück. Das Ergebnis aller der furchtbaren Angriffe blieb unerschütterlich dasselbe, die Österreicher und Ungarn hielten ihre Stellungen mit eiserner Zähigkeit unlöslich fest.


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

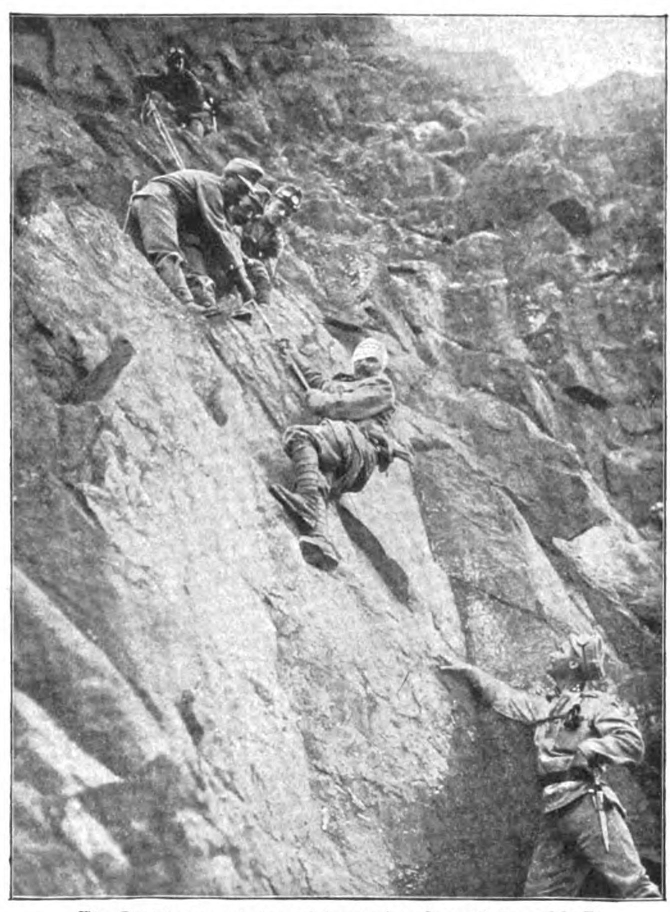
Italienische Artillerie beim Transport einer Kanone schweren Kalibers im Hochgebirge.

Schon die nächsten Tage zeigten ein Erlahmen in der Angriffswut der Italiener. Dennoch durften die Durchbruchskämpfe noch nicht als abgeschlossen gelten. Bereits am 27. steigerten die Italiener das Artilleriefeuer wieder zu großer Lebhaftigkeit. Die italienische dritte Armee, die vor der Hochfläche von Doberdo stand, erneuerte an diesem Tage ihre Angriffe noch nicht, dagegen ging die nördlich anschließende zweite Armee wieder heftig gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen vor und dehnte ihre Kämpfe bis zum Flitscher Becken aus. Je eine weitere Armee blieb im Angriff an der Dolomitenfront und in Südtirol. Vor dem Col di Lana brachen wieder nicht weniger als sechs hartnäckige Stöße der Italiener zusammen.

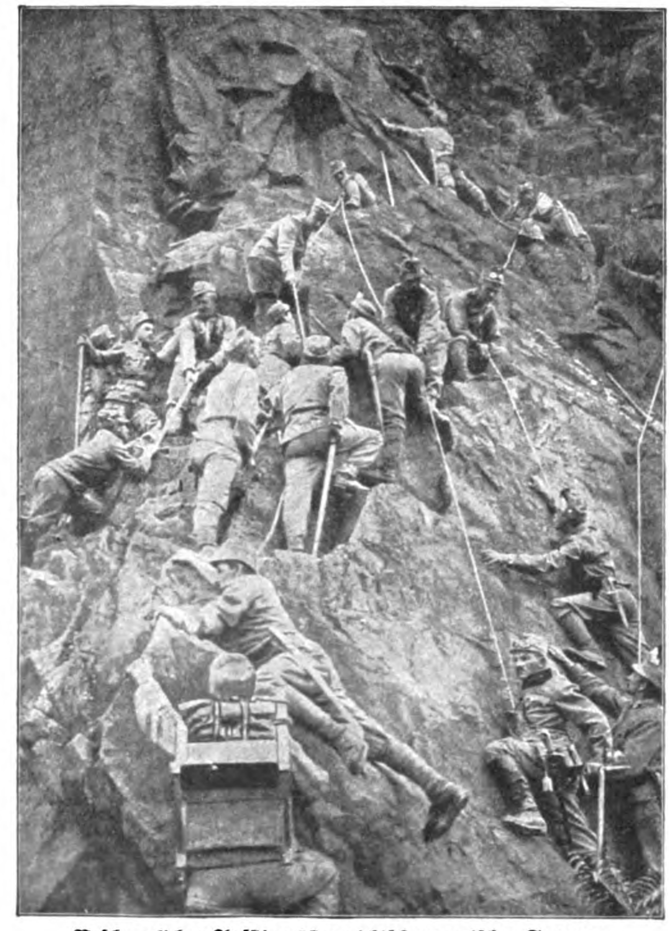
Am 28. Oktober flammte der Angriff an der küstenländischen Front aufs neue auf. Das Artilleriefeuer gegen den Görzer Brückenkopf erreichte eine noch nicht dagewesene Heftigkeit. Um acht Uhr morgens begann die Beschießung aus allen Kalibern und steigerte sich gegen den Monte Sabotino und den Podgorarücken zu einem Trommelfeuer, das an Wildheit, Dauer und Munitionsaufwand alle bisherigen Kämpfe um ein Bedeutendes überbot. Sechs Stunden tobte und wütete dieses Feuer und dann griffen fünf bis sechs Bataillone allein den Monte Sabotino auf einmal an, gefolgt von starken Reserven. Im südlichen Flügel des österreichisch-ungarischen Stellungsabschnittes drang der Feind ein, aber nicht lange konnte er sich des Besitzes der völlig zerschossenen Gräben freuen, dann wurde er durch Gegenangriff wieder hinausgeworfen. Die Hauptkräfte der Italiener gerieten in ein so vernichtendes Artillerie-, Maschinengewehr- und Infanteriefeuer, daß sie in verlustreicher Flucht ihren Ausgangstellungen zustürzten. Der Einsatz der starken Reserven hatte das gleiche Schicksal. Auf dem Podgorarücken erzielten übermächtige feindliche Infanteriemassen zunächst auch Erfolge und erkämpften nicht nur einige Grabenstücke, sondern erstiegen an einzelnen Punkten sogar die Kammhöhe. Da brach aber das dalmatinische Landwehrinfanterieregiment Nr. 23 gegen den

Feind vor und entriß ihm in blutigem Ringen alle erstürmten Stellungen wieder (siehe Bild Seite 424/425).

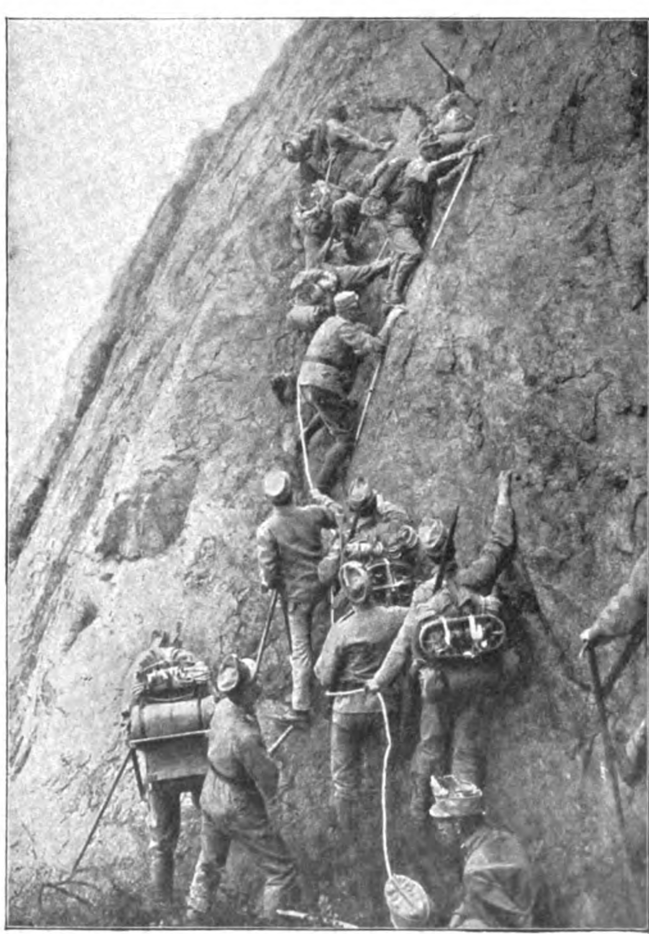
Die nächsten Tage verwandten die Italiener hauptsächlich zu Umgruppierungen. Als Ergebnis dieser Maßnahmen setzten am 1. November neue umfangreiche Angriffe ein, die nun aber ganz auf Görz vereinigt zu sein schienen. Mehrere von der Kärntner und Tiroler Front hierher verlegte italienische Infanteriebrigaden kamen ins Feuer. Diese neue Unternehmung brachte den Italienern wieder große Verluste, nur an der Podgorahöhe kam der Kampf um einige Grabenstücke, in denen sich die Angreifer festgesetzt hatten, nicht zum Abschluß. Tolmein und Görz waren auch die Angriffsziele der nächsten Tage, vornehmlich letzteres. Wenn auch die Angriffe hier fortdauerten, war die dritte Isonzoschlacht im ganzen genommen doch nunmehr beendet. 30 000 tote Italiener, über 100 000 Verwundete waren ergebnislos geopfert worden. Die österreichisch-ungarischen Stellungen blieben unerschüttert. Nun bombardierten italienische Fliegergeschwader Görz, die offene Stadt Triest und sogar das militärisch ganz bedeutungslose Kaiserschloß Miramar. Sie bewarfen Kirchen und Klöster mit Bomben, ohne Rücksicht, ob aus militärischen Gründen oder nur aus mutwilliger Zerstörungslust. Ihnen galt die Genfer Flagge des Görzer Spitals nicht als Bezeichnung einer Freistatt für hilflose Verwundete beider Parteien, sondern als bequemer Zielpunkt für ihre Geschosse. Wahllos warfen sie ihre Bomben auf offene Städte und scherten sich wenig darum, ob Frauen und Kinder unerlöster Volksgenossen oder Kunstschätze in Schlössern und Privatgebäuden dadurch zu Schaden kamen. Die österreichisch-ungarischen Flieger blieben die Antwort nicht schuldig, das befestigte Venedig (siehe Bild Seite 429), besonders seine militärischen Anlagen wurden mit Erfolg beworfen, ebenso Brescia. Morgens um fünf Uhr stand ein österreichisch-ungarisches Flugzeug, der hundertvierzigpferdige „Gral", über der Stadt. Wie auf einer Landkarte, klein und zierlich wie ein Spielzeug, lag unter ihm Brescia in der Tiefe. Das Flugzeug senkte sich herab. Die Munitionsfabrik war von ihm aus in der klaren Luft leicht zu erkennen. Zwei schwere Bomben glitten in die Tiefe. Sie trafen das Patronen-



Ein Leichtverwundeter wird aus der Feuerlinie geschafft.



Beschwerlicher Aufstieg österreichisch-ungarischer Truppen in den Dolomiten.



Die Erklimmung des Gipfels.

Schwierigkeiten des Gebirgskrieges an der österreichisch-italienischen Front.

Nach photographischen Aufnahmen der Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.



Das dalmatinische Landwehrinfanterieregiment Nr. 23 wirft auf der Ka

Nach einer Originalzeichnung



nie des Podgorarückens den Feind aus seinen zerstörten Gräben.
fessor Anton Hoffmann.

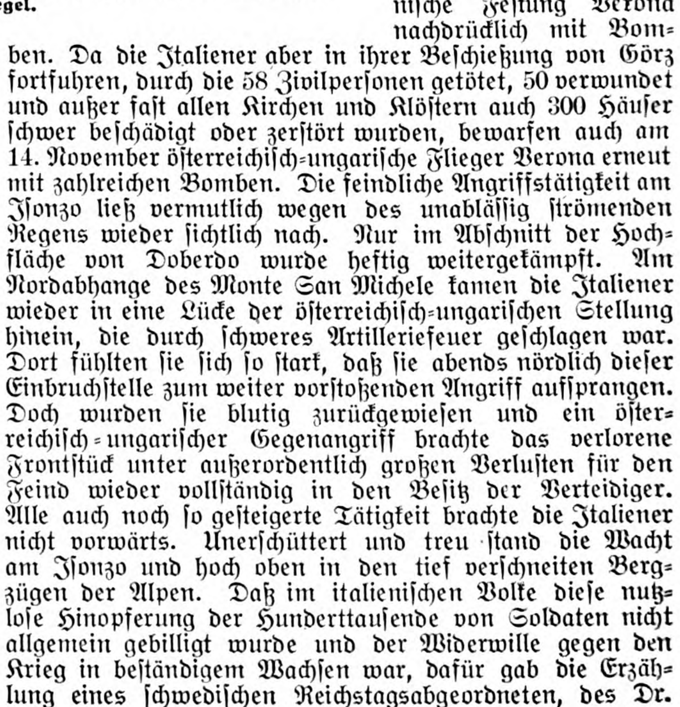
hülsenlager und die Akkumulatorenanlage, aus denen beiden sofort die Flammen mächtig emporloderten. Die Menschen stürzten aus den Häusern heraus, heftig schossen die Abwehrkanonen zu den kühnen Luftkriegern empor. Da stockte deren Motor und blieb stehen. Das Flugzeug senkte sich, fiel, im Gleitflug neigte es sich tiefer und tiefer. Die Menschen unten frohlockten und schossen noch heftiger. Unbekümmert um alles wollten die Flieger einen Landungsplatz aussuchen. Einer sollte sich mit dem Revolver gegen die Italiener verteidigen, während sein Kamerad versuchen sollte, den Motorschaden zu entdecken und zu beheben. Keine 100 Meter mehr waren die Unerschrockenen über der Straße. Da, in der höchsten Not sprang der launische Motor wieder an, und schon wieder dachten die Flieger gar nicht mehr an sich, sondern nur an ihre militärische Aufgabe. Weil sie nun doch einmal so prächtig tief geflogen waren, warfen sie bei der ersten Spirale, in der sie sich aufwärts schraubten, noch zwei Bomben auf die Munitionsfabrik ab, über der sie sich gerade befanden, und erzielten noch zwei unbedingt sichere Treffer. Die photographierten sie höher steigend unbekümmert um die Schrapnelle, die ihnen nachkletterten. Dann flogen sie heim. Die Italiener selbst bezifferten den Schaden, den ihnen der „Gral" gebracht hatte, auf eine Million Lire.



Phot. Bert. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Vorbereitungen zum Legen von Drahthindernissen durch österreichisch-ungarische Truppen an der italienischen Front 2200 Meter über dem Meeresspiegel.

Der Brückenkopf von Görz wurde Anfang November ununterbrochen bestürmt, obwohl einige italienische Regimenter schon am 2. November die Hälfte ihres Bestandes einbüßten. Am 4. herrschte wieder einmal Artilleriefeuer vor. An diesem Tage flog ein italienisches Lenkluftschiff, das einige Tage vorher auch Görz heimgesucht hatte, wieder über das Kaiserschloß Miramar und warf dort Bomben ab. Die Ruhe am nächsten Tage entschuldigte Cadorna in seinem Bericht mit dem schlechten Wetter. Nur um San Martino dauerten noch weniger heftige Kämpfe an, die tags darauf aber auch abbrachen. Am 6. nahmen die Italiener nachmittags die Spitze des Col di Lana, abends aber mußten sie den heißumstrittenen Berggipfel wieder in die Hand der Verteidiger zurückgeben. Ohne militärische Ursache erfolgte seitens der Italiener am gleichen Tage die Beschießung des bekannten Städtchens Riva am Gardasee. In den Tagen danach steigerten sich die Kämpfe um den Görzer Brückenkopf wieder zu größerer Lebhaftigkeit, mit dem ausgesprochenen Ziel, wie italienische Gefangene bestätigten, die Stadt zu vernichten, wenn sie nicht erobert werden könne. In der Tat steigerte sich die Tätigkeit der Flieger über Görz in auffallender Weise, trotz aller Drangsale aber harrten die Bewohner zum größten Teil in der bedrohten Stadt aus und die tapferen k. u. k. Truppen hielten standhaft ihre schwere blutige Wacht. Am 10. November hatten sie wieder einem Hauptsturm der Angreifer zu begegnen, der mit inzwischen herbeigeschafften Ersatzmannschaften nach mehrstündiger heftiger Artillerievorbereitung auf der ganzen Front von Plava bis zum Monte dei Busi ausgeführt wurde. Die Angriffe der Italiener steigerten sich zu solch entschlossener Wut, daß es an vielen Stellen zum Handgemenge kam, in denen die Anstürmenden jedoch eine blutige Niederlage erlitten. Ein schweres Unwetter, das mit Blitzen, Donnern und Regengüssen über dem Kampffeld niederging, dämpfte die Angriffslust der Italiener schließlich bis zu völliger Untätigkeit. Aber am nächsten Tage griffen sie nach einem Artillerieüberfall die Hochfläche von Doberdo und den Görzer Brückenkopf erneut mit ununterbrochenen Stürmen an. Verluste über Verluste waren ihr Erfolg, doch die österreichisch-ungarischen Truppen hielten ihre Stellungen unerschüttert fest und wiesen auch bei Zagora und im Vrsicgebiet Vorstöße der Italiener ab. Ungeachtet aller Verluste erweiterten die Italiener in den nächsten Tagen die Angriffe auf den Görzer Brückenkopf immer mehr zu einer Hauptschlacht. Ihre ganze Stoßkraft galt fortan nur noch diesem einen Ziel. Am 13. November unterhielt außerdem die italienische Artillerie ein ununterbrochenes Feuer über den unbesiegten Brückenkopf hinweg auf die Stadt. Gleichzeitig behielt sie den Nordteil der Hochfläche von Doberdo unter stärkstem Feuer. Ein Frontstück mußte dort einige Zeit in der Hand des Feindes gelassen werden, am Abend war es jedoch zurückerobert. Vor dem Görzer Brückenkopf selbst und südlich des Abschnittes vom Monte dei Busi gerieten die italienischen Angriffe in stärkstes österreichisch-ungarisches Artilleriefeuer und verbluteten dort unter riesigen Verlusten.



Als Antwort auf die Heimsuchung von Görz belegten mehrere österreichisch-ungarische Flugzeuge die große italienische Festung Verona nachdrücklich mit Bomben. Da die Italiener aber in ihrer Beschießung von Görz fortfuhren, durch die 58 Zivilpersonen getötet, 50 verwundet und außer fast allen Kirchen und Klöstern auch 300 Häuser schwer beschädigt oder zerstört wurden, bewarfen auch am 14. November österreichisch-ungarische Flieger Verona erneut mit zahlreichen Bomben. Die feindliche Angriffstätigkeit am Isonzo ließ vermutlich wegen des unablässig strömenden Regens wieder sichtlich nach. Nur im Abschnitt der Hochfläche von Doberdo wurde heftig weitergekämpft. Am Nordabhange des Monte San Michele kamen die Italiener wieder in eine Lücke der österreichisch-ungarischen Stellung hinein, die durch schweres Artilleriefeuer geschlagen war. Dort fühlten sie sich so stark, daß sie abends nördlich dieser Einbruchstelle zum weiter vorstoßenden Angriff aufsprangen. Doch wurden sie blutig zurückgewiesen und ein österreichisch-ungarischer Gegenangriff brachte das verlorene Frontstück unter außerordentlich großen Verlusten für den Feind wieder vollständig in den Besitz der Verteidiger. Alle auch noch so gesteigerte Tätigkeit brachte die Italiener nicht vorwärts. Unerschüttert und treu stand die Wacht am Isonzo und hoch oben in den tief verschneiten Bergzügen der Alpen. Daß im italienischen Volke diese nutzlose Hinopferung der Hunderttausende von Soldaten nicht allgemein gebilligt wurde und der Widerwille gegen den Krieg in beständigem Wachsen war, dafür gab die Erzählung eines schwedischen Reichstagsabgeordneten, des Dr.

Gunnar Löwegren, ein erschütterndes Beispiel. Er sah bei einer Reise in Italien den Bahnhof in Florenz überfüllt von neugierigen und schaulustigen Volksmassen, die gekommen waren, italienische Soldaten zu sehen, die wegen Meuterei erschossen werden sollten. In Gruppen von zwanzig sah er diese unter starker Bewachung vorüberziehen. Sie steckten noch in ihren Uniformen. Es waren 200 Menschen, die sich geweigert hatten, gegen den Feind zu ziehen. Deshalb waren sie vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt und sollten in Arezzo erschossen werden. Sie zeigten eine entschlossene Haltung, als man sie in Eisenbahnwagen hineintrieb, deren Fenster mit Eisengittern versehen waren. Löwegren schloß seine Mitteilungen mit den Worten: „Der Auftritt war ein kräftiger Beweis gegen das Gerede von der Kriegsbegeisterung in Italien.“

* * *

Die erste Woche der großen feindlichen Offensive, die die deutschen Feldgrauen **im Westen** an den Fronten Armentières—Loos—Souchez—Arras und gleichzeitig in der Champagne auszuhalten hatten, war vorüber. Das unausgesetzte Feuer der feindlichen Artillerie, die Übermacht gewaltiger, kriegserfahrener, zum Letzten entschlossener Infanteriemassen war abgeprallt an der todesmutigen treuen Standhaftigkeit der deutschen Linien. Die Lage war an der ganzen Front für die Deutschen günstig, die Feinde hatten keine Aussicht, den eisernen Ring der deutschen Linien zu sprengen. In Flandern waren alle Vorstöße der Engländer zusammengebrochen. Dort standen stellenweise nicht sie, sondern die Deutschen in der Angriffsbewegung und hatten wertvolle Punkte östlich von Ypern dem Feinde entrissen. Vor Loos und bei Souchez hatten die Angreifer geringe Vorteile erzielt, die ihnen aber bereits wieder streitig gemacht wurden. An der anderen Durchbruchstelle zwischen Reims und den Argonnen waren zwar auch einige Fortschritte gelungen, aber wie furchtbar teuer waren sie bezahlt worden. Zwar gingen die Deutschen zwischen Auberville und nördlich Le Mesnil zurück, doch was der Feind über die freiwillig geräumten Stellen hinaus unternahm, brach sich an einem zweiten längst vorbereiteten neuen Wall. Seine Versuche, zu beiden Seiten dieser Anbruchstelle tiefer vorzustoßen, mißlangen vollkommen und blutig für ihn. Die Flanke westlich Auberville bis Reims stand unerschüttert, die Flanke östlich Massiges bis zum Argonnenwald stand nicht nur, hier gelang den Deutschen sogar die Wiedereinnahme der wichtigen Höhe 199 nördlich Massiges. Auch hier waren die Feinde, die Franzosen, durch übergroße blutige Verluste bedeutend geschwächt und wurden unfähig zu großen Unternehmungen. Grabenkämpfe und Fliegerangriffe drängten sich wieder in den Vordergrund.



Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

Österreichisch-ungarischer Soldat mit dem Gestell eines Maschinengewehrs auf dem Ortler.

Vor Zeebrügge erschienen am 3. Oktober fünf feindliche Schiffe und legten ein starkes Feuer auf die Küste, durch das drei belgische Zivilisten getötet wurden. Im wirkungsvollen Gegenfeuer der deutschen Küstenartillerie wurde jedoch eines der Fahrzeuge so stark beschädigt, daß es abgeschleppt werden mußte. Die englische Front nördlich Loos litt, wie schon am Vortage, unter den fortschreitenden deutschen Angriffen. Gegen Haisnes machten die Engländer zur Abwehr einen nächtlichen Ausfall, wurden aber zurückgewiesen. Etwas glücklicher waren die Franzosen südlich des Souchezbaches, sie konnten sich in einem kleinen Grabenstück an der Höhe südwestlich Givenchy festsetzen. Südlich dieser Höhe wurden jedoch französische Angriffe abgeschlagen. Zwar berichteten die Franzosen, sie hätten sich der wichtigen Höhe zwischen Givenchy-en-Gobelle und Vimy bemächtigt, diese war aber fest in der Hand der Deutschen. Weiterhin nordöstlich von Neuville gingen an diesem Tage verschiedene Grabenstücke den Franzosen wieder verloren. Auch auf der Durchbruchsfront in der Champagne unternahmen die Franzosen nordwestlich von Massiges und nordwestlich von Ville-sur-Tourbe Angriffsversuche, die aber schon in ihren Anfängen zusammenbrachen, da der deutschen Artillerie die konzentrische Beschießung der Ansammlungen zum Angriff gelang. Dagegen kam es nordwestlich Ville-sur-Tourbe zu einem Nachtangriff, doch auch er scheiterte unter schweren Verlusten im Maschinengewehr- und Artilleriefeuer. Der Hauptsammelort des Nachschubes für die französischen Angriffsarmeen in der Champagne, Chalons, wurde von einem deutschen Luftschiff mit großem Erfolge durch Bombenwürfe heimgesucht. An diesem Tage, dem 2. Oktober, feierte der „Petit Parisien“ das neue französische Luftschiff „Alsace“ und gab der Hoffnung Ausdruck, daß in ihm das Mittel zur Besiegung der Zeppeline gefunden sei. Die „Alsace“ machte auch mit Glück einen Flug über die deutschen Linien, wurde aber schon an dem gleichen Tage bei Rethel von den Deutschen zur Landung gezwungen (siehe Bild Seite 350), die Besatzung geriet in deutsche Gefangenschaft. Damit waren die Franzosen wieder einmal um eine große Hoffnung ärmer. Die Engländer versuchten zwar, in ihren Berichten eine Überlegenheit der englischen Flugzeuge über die deutschen festzustellen, die deutsche Heeresoberleitung brachte sie aber zum Schweigen durch Veröffentlichung der nachstehenden



Drahtverhaue auf 3400 Meter Höhe. Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

Übersicht. — Im Monat September 1915 sind an deutschen Flugzeugen verloren gegangen:

im Luftkampf	3
vermißt	2
durch Abschuß von der Erde aus	2
im ganzen	7 Flugzeuge.

Im gleichen Zeitraum verloren unsere Gegner:

	Engländer	Franzosen
im Luftkampf	4	11
durch Abschuß von der Erde aus	1	4
durch Landung in und hinter unserer Linie	3	7
im ganzen	8	22 = 30 Flugzeuge.

In den nächsten Tagen ließen die Engländer es bei Angriffen mit Handgranaten auf das Werk nördlich von Loos bewenden. Dabei büßten sie zahlreiche Tote und Verwundete ein und ließen 80 Gefangene und 2 Minenwerfer in der Hand der Deutschen. Das Grabenstück, das sich die Franzosen am Vortage an der Höhe von Givenchy errungen hatten, mußten sie wieder herausgeben und verloren 4 Maschinengewehre. In der Champagne wurden nordwestlich von Souain Angriffsabsichten der Franzosen rechtzeitig erkannt. Dort lag auch ein schweres Feuer auf den deutschen Stellungen, die deutsche Artillerie verhinderte aber das beabsichtigte Vorgehen des Feindes. Bei Vauquois gelang den deutschen Pionieren die Vereitlung eines umfangreichen französischen Minenangriffs. Noch ehe er zur Ausführung gelangen konnte, wurden zahlreiche Minenstollen mit den darin befindlichen französischen Pionieren gesprengt.

Während es auf der nördlichen Angriffsfront am 5. Oktober verhältnismäßig ruhig blieb und nur an der Höhe nordöstlich von Neuville ein schwerer französischer Handgranatenangriff abzuweisen war, versuchten die Franzosen an der südlichen Durchbruchstelle in der Champagne die Wiederaufnahme des Hauptangriffs auf der ganzen Linie. Wieder sollte ein überstarkes Artilleriefeuer, das sich nachmittags zu äußerster Gewalt erhob, die deutschen Stellungen erschüttern. Unterdessen versuchte der Feind, die Sturmtruppen zusammenzuziehen und bereitzustellen. Die wachsame deutsche Artillerie hielt aber die feindliche Ausgangstellung unter so wirksamem Feuer, daß die Franzosen nur an vereinzelten Stellen ihre Sturmkolonnen vorbringen konnten. Diese konnten aber weder an der Straße von Somme-Py—Souain noch nördlich und nordöstlich von der häufig genannten Beauséjourferme und nordwestlich von Ville-sur-Tourbe in die deutschen Stellungen eindringen, vielmehr brachen alle ihre häufig wiederholten Angriffe an sämtlichen genannten Punkten erfolglos zusammen. Der Einsatz an Munition und die Menschenopfer der Franzosen waren wieder einmal völlig zwecklos gewesen.

Trotzdem kam es auch am 6. Oktober zur Wiederholung der Massenangriffe in der Champagne. Das Artilleriefeuer wurde zu äußerster Heftigkeit gesteigert und die deutschen Truppen sahen wieder einen kampfreichen Tag vor sich. Bei Souain hatten sie sechs wuchtige Vorstöße der Franzosen auszuhalten. Dabei ließen diese nach furchtbar schweren Opfern 2 Offiziere und 180 Mann als Gefangene in der Hand der Verteidiger. Westlich der Straße Somme-Py—Souain in der Richtung Sainte-Marie setzte der Feind zwei völlig frische neue Divisionen ein, die an einer Stelle bis in die vorderste deutsche Linie eindringen konnten, wo die französischen Granaten in den deutschen Verteidigungseinrichtungen allzu vernichtend gewütet hatten. Sofort aber setzten die Deutschen einen kräftigen Gegenstoß an, warfen die Feinde aus den gewonnenen Stellungen völlig wieder hinaus und nahmen 12 Offiziere, 29 Unteroffiziere, 550 Mann gefangen; auch 2 Maschinengewehre wurden erbeutet. Östlich der genannten Straße kam der Feind unter schweren Verlusten mit seinen Massenangriffen zu keinem nennenswerten Erfolg, denn die Wegnahme eines geringfügigen Grabenstückes östlich des Navaringehöftes kam als Fortschritt für ihn um so weniger in Betracht, als sie nicht einmal unbestritten blieb. Die Deutschen gingen dort sogleich zum Gegenangriff über. Bei und nördlich von Tahure vermochten die Franzosen nach hin und her wogendem Kampfe schließlich einen Raumgewinn von 800 Metern zu behaupten, weiter konnte ihr Angriff unter der Wucht deutscher Gegenangriffe nicht vorgetragen werden. Nordöstlich und nördlich des Beauséjourgehöftes versuchte der Feind nochmals verzweifelt durchzukommen, seine Unternehmungen mißlangen jedoch hier wieder gänzlich. Die Stellungen blieben dort am Ende heißer Kämpfe restlos in deutscher Hand, der Feind verlor sogar außer 3 Maschinengewehren auch 3 Offiziere und 300 Mann als Gefangene. Die alte Angriffstelle nordwestlich Ville-sur-Tourbe war ebenfalls wieder das Ziel eines heftigen Durchbruchversuchs. Nachdem dieser erfolglos geblieben war, wiederholten sich tagsüber hier nur matte Vorstöße, die zurückgeschlagen wurden, wenn sie nicht schon im Artilleriefeuer der Deutschen erloschen.

Abseits von den Hauptstößen wagten die Franzosen im Aisnetal bei Sapigneul einen Überfall auf ein vorspringendes Grabenstück, ihr schwacher Versuch wurde aber von den wachsamen Deutschen sehr schnell abgeschlagen. Auf dem nördlichen Angriffsraum kam es nur bei Arras zu bedeutungslosen Handgranatenkämpfen. Im ganzen waren die Deutschen auch nach den Ereignissen dieses harten Tages, der nach einer wütenden Beschießung aus schwersten Kalibern wieder zu den erbittertsten Nahkämpfen geführt hatte, siegreich geblieben. Das Grabenstück östlich des Navaringehöftes hatten die Deutschen schon am 7. vormittags wieder in ihrem Besitz und erbeuteten dort außer einigen Gefangenen auch zwei Maschinengewehre. Infanterieangriffe der Franzosen, die nach starker, erst am späten Nachmittag einsetzender Artilleriebeschießung in der Nacht versucht wurden, blieben erfolglos. Die Deutschen aber nahmen bei einem eigenen Vorstoß auf eine vorgeschobene feindliche Stellung südlich von Sainte-Marie-à-Py 6 Offiziere und 250 Mann gefangen. Östlich der Argonnen hatten sie ferner Erfolg im Sappenangriff auf feindliche Minenstollen, von denen sie mehrere durch Sprengungen vernichteten.

Am 8. Oktober rafften sich auch die Engländer bei Vermelles wieder zu einem Angriff mit starken Kräften auf, doch wurden sie unter erheblichen Verlusten zurückgeschlagen, südwestlich des Dorfes Loos machten die Deutschen sogar bei einem örtlichen Angriff kleinere Fortschritte. In der Champagne versuchten die Franzosen nach stundenlanger Artillerievorbereitung wieder einmal einen Angriff auf die Stellung östlich des Navaringehöftes. Zwar gelangten sie an einzelnen Punkten in die Gräben, aber einem tatkräftigen deutschen Gegenangriff mußten sie weichen und 1 Offizier und 100 Mann als Gefangene zurücklassen. An diesem Tage kam es auch in den Vogesen zu einem Erfolg für die Deutschen. Sie nahmen den Franzosen die heißumkämpfte Höhe südlich Leintry ab und behielten von den Feinden 1 Offizier, 70 Mann, 1 Maschinengewehr und 4 Minenwerfer.

Der nächste Tag brachte neue deutsche Eroberungen. In der Champagne gewannen die Deutschen auf einer Frontbreite von 4 Kilometern mehrere hundert Meter des vor wenigen Tagen verlorenen Raumes zurück, während sie an der Höhe östlich von Souchez einige Gräben erstürmten und ein Maschinengewehr erbeuteten. Am 10. Oktober spielten sich bei Souchez-Neuville und in der Champagne bei Le Mesnil Handgranatenangriffe ab, mit denen die Franzosen aber nichts erreichten. Im übrigen stand der Tag im Zeichen energischer Luftkämpfe, bei denen die Deutschen durchweg die Oberhand behielten. Nicht weniger als vier feindliche Flugzeuge gingen den Gegnern verloren. Ein englisches Flugzeug wurde östlich von Poperinghe zum Absturz gebracht. Der im Generalstabsbericht ehrenvoll erwähnte Leutnant Immelmann holte sein viertes feindliches Flugzeug innerhalb kurzer Zeit aus 4000 Meter Höhe herab, dem bald zwei weitere folgten (siehe auch Seite 434 und das Bild Seite 435). In der Champagne bei Somme-à-Py und auf den Maashöhen westlich von Hattonchatel verloren die Franzosen im Luftkampf je einen Kampfsdoppeldecker, die Deutschen dagegen nur ein Beobachtungsflugzeug südlich des Priesterwaldes. Am 11. Oktober fühlten sich die Feinde in den gewonnenen Stellungen östlich von Souchez nicht mehr sicher und versuchten, Überraschungen durch einige Angriffe vorzubeugen, doch schon am nächsten Tage mußten sie aus den tags zuvor noch gehaltenen Grabenstücken heraus. Angriffe der Engländer, die bei Vermelles wieder auflebten, und ebenso neu aufflackernde Angriffe auf dem südlichen Schauplatz bei Tahure brachen an dem deutschen Widerstand blutig zusammen. Die Vogesenkämpfe, die von den Franzosen mit steigendem Eifer geführt wurden,



Die erfolgreiche Beschießung des Arsenals von Venedig durch österreichisch-ungarische Marineflugzeuge.

Nach einer Originalzeichnung von Marinemaler Alex. Kircher.


Unterstände auf den höchsten Höhen eines Steinbruches in Frankreich. Phot. R. Sennecke, Berlin.

brachten diesen den Verlust eines Teiles ihrer Stellung am Westabhang des Schratzmännle.

In der feindlichen Presse entspann sich in dieser Zeit ein lebhafter Kampf um das berühmte Hohenzollernwerk, das die Engländer den Deutschen bei Loos abgenommen haben wollten. Die sich widersprechenden Schilderungen, die schließlich durch eine amtliche deutsche Mitteilung entschieden wurden, nach der das Werk fest in der Hand der Deutschen war, führten sogar zu einem Angriff auf Frenchs Berichterstattung im englischen Parlament. Dort stellte ein Redner entrüstet fest, daß French die falsche Meldung von der Besitznahme des Hohenzollernwerkes nicht zurückgenommen hätte, und bedauerte ferner in bewegten Worten, daß die deutschen Berichte viel zuverlässiger seien als die englischen.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Geschichte der Einnahme von Brest-Litowsk durch das sechste österreichisch-ungarische Korps.

(Hierzu die Bilder Seite 436 und 437.)

Der Generalstabschef unseres sechsten (Kaschauer) Korps, Oberst Huber, so schreibt der Kriegsberichterstatter des „Az Est" an die „Neue Freie Presse", war so freundlich, mir in seiner Kanzlei sämtliche auf die Eroberung von Brest-Litowsk bezüglichen Pläne, gezeichneten Karten, Befehle und Berichte zur Verfügung zu stellen. Aus dieser Datenmenge, die Generalstabshauptmann Baron Gayer v. Ehrenberg ordnet, enthüllt sich die außerordentlich interessante, authentische Geschichte der Einnahme der Festung mit vielen uns bisher unbekannten Einzelheiten.

In der zweiten Hälfte des Monats August gelangte das sechste Korps vor Brest-Litowsk, wo es gegen Norden und Süden, zwischen deutschen Truppen eingeklemmt, die vor der Festung verlaufende Einschließungslinie bezog. Die Grenzen waren im Norden Gorbow, im Süden Dobrynka. Diese Stellung mußte stark ausgebaut werden, denn es waren heftige Angriffe der 13. russischen Armee zu gewärtigen. Unsere Soldaten arbeiteten mit ungeheuren Schwierigkeiten, denn die Linie mußte durch einen Urwald hindurchführen. Sie fällten mächtige Bäume und durchsägten, um einen Graben schaufeln zu können, Wurzeln von der Stärke eines erwachsenen Menschen.

Am 21. kommt der kurze Befehl: „Der Angriff gegen die Festung ist durchzuführen." Die Nachbarn des Korps, die Deutschen, bleiben dem Plan gemäß unbeweglich an ihrem Ort. Nach kurzem Widerstand der Russen gelangt das Korps am 22. bis zu den feindlichen Vorstellungen und stellt seine schwere Artillerie gegen den stärksten russischen Stützpunkt (Hügel 158) auf, der außerordentlich befestigt war. Vorn hatte er starke Erdwerke, vor denen mit Stacheldraht umwundene gefällte Bäume und eine Unzahl dicker Äste lagen. Vor diesem Hindernis dehnte sich ein besonderes unterirdisches Minensystem aus. Dieser Punkt war


Deckung im Steinbruch. In der Ebene Schützengräben. Phot. R. Sennecke, Berlin.

von vorn nicht anzugreifen, er mußte umgangen werden. Der rechte Flügel erhielt jedoch flankierendes Feuer, mußte haltmachen und konnte nicht vorwärtskommen.

Am 23. schlagen das Kaschauer und das Beszterczebanyaer Honvedregiment den Feind, bringen 350 Gefangene ein und gelangen in die Flanke der Stellung 158. Die Russen geraten jetzt in Bewegung. Aus dem Werk Kobilany richten sie einen Ausfall gegen die Honveds.

Die Honveds lassen die ausfallende Masse nahekommen und schießen sie zusammen, während die Regimenter Kestraneks in bitterer, blutiger Arbeit gegen den 158er vordringen. Unter dem zweifachen Druck machen sich die Russen nachts aus der Stellung 158 davon, die Unseren besetzen die Stellung und stehen jetzt bereits in einer Entfernung von 2 bis 3 Kilometern vor dem Fortsgürtel der mächtigsten russischen Festung. Zwei Werke starren ihnen entgegen: im Norden Koroszyn, im Süden Kobilany. Zwischen den beiden liegt ein straßensperrender Stützpunkt, von weitem gleicht er dem terrassenförmig angelegten Garten eines vornehmen Landhauses. Beide Werke sind durchaus neuzeitlich ausgebaut und erwarten großartig ausgerüstet mit Sprengminen, Drahtverhauen, Gräben und Betondeckungen den Angriff.

Am 25. trifft der Befehl ein: „Beginn des Angriffs heute nachmittag 4 Uhr 30 Minuten."

Nachmittags 4 Uhr 30 Minuten machen sich die Schwarmlinien auf den Weg. Der Hauptangriff richtet sich gegen das Werk Kobilany. Nach starker Artillerievorbereitung ging die Infanterie sofort vor. Abends um 7 Uhr stehen die Hadfy-Honveds vierhundert, die Division Kestranek achthundert Schritt vor dem Werk. Die Meldung kommt: „Werke dicht besetzt." (Die Werke sind voll mit Russen.) Eine neuere Meldung: „Heftiges, feindliches Infanteriefeuer." Das bedeutet, daß hinter der Betonmauer alle Gewehre und Maschinengewehre ununterbrochen feuern. General v. Arz (siehe Bild Seite 248) möchte, daß die Truppen bis zum Anbruch der Nacht in ihren Stellungen warten, dann sehr langsam und vorsichtig sich vorschleichen, die Drahthindernisse sprengen und erst dann zum Sturm übergehen.

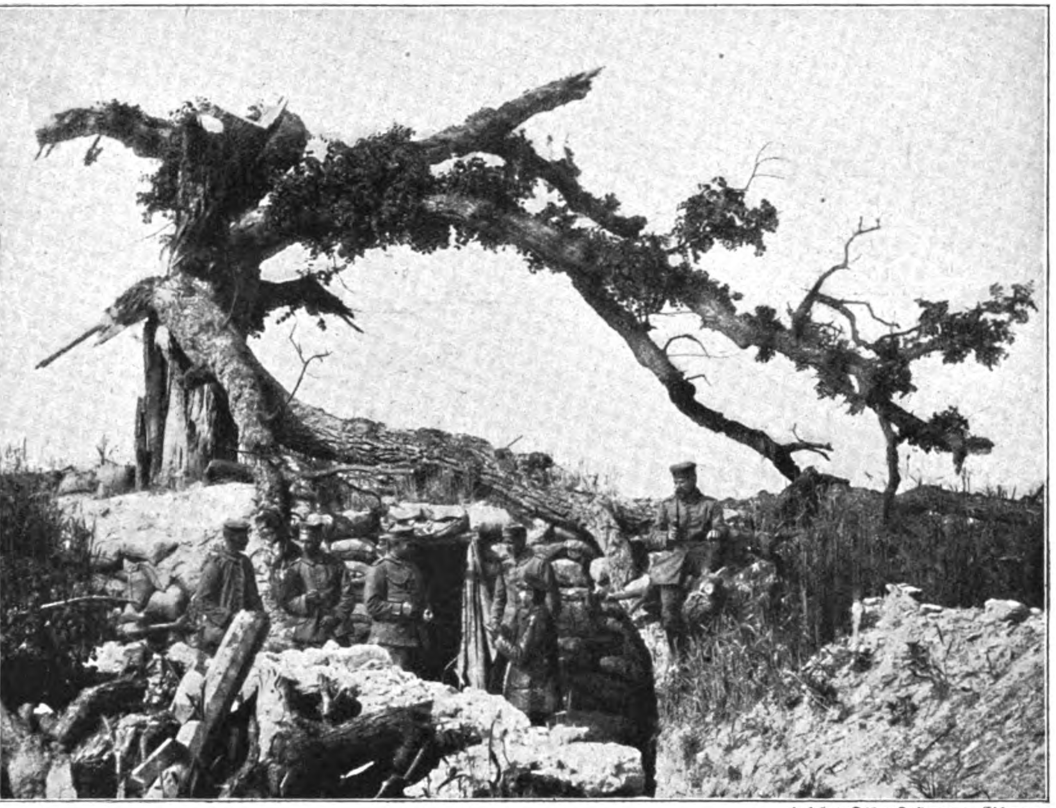
Die Regimenter des Kaschauer Korps gingen darauf nicht ein. Die geschriebenen Meldungen, die im Archiv des Korps aufbewahrt werden, berichten dem General v. Arz, daß die Truppen nicht zurückzuhalten sind. Das Kaschauer Honvedregiment stürmt, entgegen dem Befehl, zu warten, in die Ortschaft Kobilany-Nadbuzne, die mit lodernden Flammen brennt; seinem Beispiel folgt das Beszterczebanyaer Honvedregiment. Innerhalb zehn Minuten explodieren fünfunddreißig unterirdische Minen.

Nachdem das Minenfeld überschritten war, gelangten die Honveds an die Drahtverhaue. Sie waren wohl mit Drahtscheren versehen, aber die Mehrzahl der Honveds war so sehr vom Fieber des Vorwärtsstürmens beherrscht, daß sie, wie die Kommandanten in ihren Meldungen schrieben: „.... die Drahtscheren leichtsinnig wegwarfen und statt dieser, ihnen zu langsam scheinenden Arbeit die Drahtnetze mit Schaufeln und Gewehrkolben zertrümmerten."

Die beiden heißesten Stunden dieses Kampfes waren an diesem Tage die von 8 bis 10 Uhr. Zwei geschlagene Stunden kämpften die Honveds in der Drahtwirrnis. Die Generalstabsoffiziere sagen mir, militärisch klinge der Satz fast unmöglich und doch sei es so gewesen: zwei geschlagene Stunden kämpften die Honveds zwischen den Drahtverhauen. Im Dunkel des Abends lieferte zu diesem in höchster Wut geführten Kampf die Beleuchtung Brest-Litowsk (siehe auch den Artikel und die Bilder Seite 250—253) selbst, die Stadt brannte mit zum Himmel aufschlagenden Flammen, in der Umgebung loderten, soweit das Auge sah, alle Dörfer.

Als sich die Honveds bis zu dem Beton durchgeschlagen hatten, flüchteten die Russen aus dem Werk Kobilany und sprengten den „Kapitalkoffer". (So heißt der an der Front des Werkes am stärksten vorspringende Teil, der dazu dient, die Angreifer rechts und links mit flankierendem Feuer zu überschütten.)

Das Miskolczer Honvedregiment gelangte stürmend an einen Wassergraben. Das Munkacser Honvedregiment hingegen drang südlich von dem Punkt 141 in die zwischen die Werke eingebaute Stellung, in das Zwischenwerk, ein und nahm es den Russen im Handgemenge ab. Punkt 141 wurde von dem 20. Infanterieregiment im Sturm eingenommen. Im Werk Kobilany zerschnitt ein russischer technischer Soldat vor Schreck die elektrische Leitung und vereitelte damit, daß die Russen aus dem weiter hinten gelegenen Werk VII Kobilany samt allem, was darin war, samt Russen und Ungarn, in die Luft sprengten. Diesen russischen Soldaten, den Maschinisten der elektrischen Vorrichtungen, nahmen wir gefangen. Er sagte aus, daß sie den Angriff für die Nacht erwartet hatten, und der Befehl habe gelautet, wenn das Werk sein Ende nahen fühle, sollten die Truppen zurückweichen, denn Kobilany werde aus dem Werk VII mittels der elektrischen Leitung in die Luft gesprengt werden. Die Honveds standen aber schon zwischen 8 und 10 Uhr abends vor den Mauern der Festung, und jetzt wurde die russische Verteidigungsarmee von dem Gedanken gelähmt, daß die Festung, vielleicht ohne daß sie vorher verständigt würden, von hinten in die Luft gesprengt werde. Darum zerschnitt er den Draht, der von hinten zum Ekrasit lief.



Phot. Oskar Tellgmann, Eschwege.

Bombensicherer Artillerieunterstand im Westen unter den Wurzeln eines von einer Granate getroffenen Baumes.

Jetzt stürmten die Honveddivision Hadfy und die Division Kestranek weiter vor, über die Fortslinie hinaus. Um 3 Uhr morgens gelangte ein Honvedbataillon bis zum Südteil des Kernwerks, schlug dort eine Brücke und begann die Übersetzung. Die Soldaten Kestraneks löschten die bald darauf in Brand geschossene Brücke und stürmten über die noch glimmenden Balken hinüber. Gleichfalls um

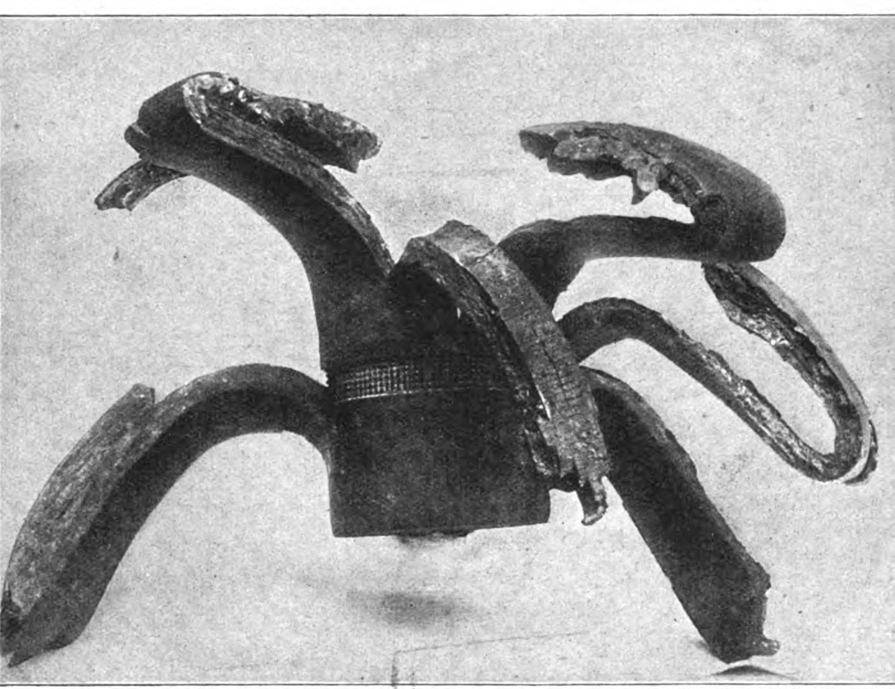
3 Uhr morgens schwamm der Honvedoberleutnant Koloman Pogany, den Übergang über die Brücke nicht erwartend, über den Bug und gelangte als erster in die Festung Brest-Litowsk. Der Brigadier General Desider Molnar, der erste Stationskommandant von Brest-Litowsk, teilte mir mit, daß seine Honveds bei Sonnenaufgang über die von ihnen selbst geschlagene Brücke, den König und das Vaterland hoch leben lassend, mit fliegenden Fahnen singend als erste in die flammende Stadt und Festung einzogen. Nach Mitteilungen des Hauptmanns Baron Gayer stürmten die Truppen wirklich durch Feuer und Wasser hindurch in die Festung, denn „wer keinen Platz auf der glühenden, glimmenden und schwelenden Brücke fand, stürzte sich in seiner Ungeduld in den Fluß und schwamm so nach dem anderen Ufer hinüber“. Am Morgen des 26. August erschienen gleichzeitig mit diesen unseren vorgeschobenen Bataillonen auch deutsche Patrouillen in der Zitadelle und in der Stadt. Die Festung Brest-Litowsk war gefallen.

Nächtlicher Leitungsbau.

Von Ernst Trebesius.

(Hierzu das Bild Seite 433.)

Regenschwangeres, schweres Gewölk schiebt sich ohne Unterlaß über die Höhen und Täler der Aisne. Launisch, sprunghaft wie eine Katze greift die Windsbraut hinein in die nasse Luft, reißt riesige Fetzen heraus aus dem eilenden, fliehenden Element, schleudert sie auf und nieder in neckischem Spiel. Klatschend schlagen die nassen Blätter und Zweige gegeneinander. Dicke Tropfen rasseln hernieder ins feuchte Gras. Dichte, undurchdringliche Finsternis hüllt Wald und Wiesen ein, legt sich bleiern auf die Sinne und erweckt heiße, leidenschaftliche Sehnsucht nach einem warmen, wohligen, trockenen Lager.



Explodierte französische 7,5-cm-Granate. Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Doch wir müssen eine Fernsprechleitung bauen. Jetzt, zur Nachtzeit. Denn am Tage wäre das ein Unding. Wieder, immer wieder und immer wieder hatte uns der Feind die Strippe zerschossen. Unverdrossen hatten wir die Leitung Wochen hindurch dann stets wieder geflickt, an Stelle des so oft zerschossenen und so oft wieder geflickten Kabels ein neues eingebaut. Doch die feindlichen Geschosse fragten nichts nach unseren Nöten. Auch das neue Kabel sah bald wieder aus wie ein Strick mit vielen Knoten. Dazu die unaufhörlichen Scherereien und Betriebsstörungen, die natürlich gerade dann auftraten, wenn die Leitung am notwendigsten gebraucht wurde. Es half alles nichts. Die Leitung mußte noch einmal — zum drittenmal — neu gebaut werden.

Diesmal jedoch wollten wir den rücksichtslosen Granaten ein Schnippchen schlagen. Wir waren durch sie gewitzigt. Die Leitung, die wir diesmal zu bauen auszogen, sollte uns so leicht kein feindliches Geschoß mehr zerstören. Mit einer Panzerung wollten wir unser Kabel versehen, an der sich auch die dickbauchigsten und härtesten Granaten vergeblich versuchen sollten. Freilich, ein hartes Stück Arbeit wird es werden diesmal; doch dafür wird es dann auch ganze Tage und Nächte, ja Wochen geben, in denen das gefürchtete, verhaßte Wort: „Unsere Leitung ist zerstört!“ nicht mehr an unser Ohr dringen wird, wo wir während der dienstfreien Stunden wirklich der Ruhe pflegen können, statt wie bisher hinaus zu ziehen und in mehr oder minder heftigem Granatfeuer unsere Leitung zu flicken.

Dieser Gedanke versöhnte uns denn auch einigermaßen mit dem Geschick, das uns nun schon die vierte Nacht zum Leitungsbau verurteilte. Weniger versöhnlich betrachteten die 200 Kameraden von der Infanterie, die uns zur Unterstützung beigegeben waren, die ganze Angelegenheit. Kamen sie doch gleich uns um den ersehnten Nachtschlaf. Zudem hatten sie in all den Monaten des Stellungskrieges schon so viel gebuddelt, mußten auch jetzt noch so oft zum Spaten greifen, daß man es ihnen wohl nachfühlen konnte, wenn ihnen das Ausheben des zwei Meter tiefen Grabens, in das wir unser mit einer Bleibewehrung versehenes Kabel verlegen wollten, keinen sonderlichen Spaß bereitete. Doch ob mit Spaß oder Verdruß, das Kabel mußte in die Erde verlegt, der Graben also notwendigerweise ausgehoben werden.

Es war ein hartes Stück Arbeit. Langsam nur kamen wir voran. Spaten und Kreuzhacken waren jede Nacht bald stumpf und mußten dann bis zum Tagesgrauen in diesem Zustand weiter benutzt werden, was der Förderung des Baues wenig zuträglich war.

Noch war alles gut gegangen. 4½ Kilometer Bleikabel lagen schon, gut eingebettet und mit zwei Meter schützender, festgestampfter Erde bedeckt, auf der durch Granattrichter zerfetzten, durch den Schwefel der Geschosse gelblichgrün gefärbten Walstatt. Keine 500 Meter mehr, und die Strecke ist vollendet. Die gefährlichste Stelle allerdings, diese 500 Meter. Die meisten Leitungstörungen hatte sie uns bisher gebracht. Die Laufgräben zu unseren vordersten Stellungen kreuzten die Strecke. Grund genug, daß sich das feindliche Artilleriefeuer Tag und Nacht gegen sie richtete. Bei Tage wäre das Eingraben des Kabels eine Unmöglichkeit, ein törichter Selbstmord gewesen. Aber auch zur Nachtzeit war man keinen Augenblick sicher vor feindlichen Geschossen.

300 Meter haben wir noch zu bauen. Die Strecke soll in dieser Nacht, der siebenten, noch fertig werden. Unter allen Umständen. Mehr als zweidutzendmal ist seit Baubeginn unser oberirdisches Kabel zerschossen worden. Zwei Tote und drei Schwerverwundete hat das Zusammenflicken der Leitung unserem Zuge gekostet. Stundenlang waren die vordersten Stellungen ohne telephonische Verbindung mit dem Generalstab gewesen. Dieser unerquickliche Zustand mußte ein Ende nehmen. Unter allen Umständen in dieser Nacht noch.

Die 200 buddelnden Infanteristen sind durch 50 Pioniere verstärkt worden. Emsig, unverdrossen, kaum verschnaufend, graben und picken die Wackeren drauf los. Die feindliche Artillerie schweigt seltsamerweise diese Nacht. Um so besser. Hin und her laufen die beiden Pionieroffiziere; hier anspornend, dort Ratschläge erteilend. Wir Telegraphisten aber betten unsere Leitung im Schoß des Grabens. Behutsam, umsichtig, mit liebevoller Sorgfalt. Werfen selbst die ersten, weichen Schollen nieder auf den bleibewehrten Nervenstrang des Feldheeres, damit kein scharfer Stein noch in letzter Stunde eine tödliche Verwundung herbeiführe. Alle, Infanteristen, Pioniere und wir Telegraphisten, sind ganz bei der Sache, alle gleich stark interessiert an der glück-



Nächtlicher Leitungsbau.

Nach einer Originalzeichnung von A. Roloff.

lichen Vollendung der Leitung bis Tagesanbruch. — Gegen zwei Uhr mochte es sein. Drüben beim Feind steigt plötzlich eine Leuchtrakete auf. Schießt hinein in die endlose Finsternis der Nacht, bleibt dann wie festgenagelt hängen im dunklen Gewölk und überflutet das Gelände mit blendender, unheimlicher Helligkeit. Lange, bange Sekunden, fast Minuten lang. Wir liegen platt auf der Erde. Unwillkürlich ließen wir uns fallen. Die zweite, dritte, vierte Rakete folgen in gleichmäßigen Abständen. Wir liegen reglos, erstarrt. Das unheimliche Feuerwerk drüben wird fortgesetzt. Rakete um Rakete schraubt sich empor ins endlose Schwarz der Nacht, klemmt sich oben fest und sendet ihr tückisches, blendendes Flammen auf uns nieder. Mit verhaltener Wut sehen wir dem einförmigen, gleißenden Schlachtenfeuerwerk zu. Wir bangen um die rechtzeitige Fertigstellung unserer Leitung. Da flammt plötzlich drüben ein anderes starkes Leuchten auf. Ganz dicht über dem Gelände muß diese künstliche Sonne stehen. Scharf umrissen, ohne Übergang, bohrt sich ihr Strahlenkegel durchs nächtliche Dunkel. Irrend, unstet, grausam kalt suchend züngelt das gleißende Blenden über unsere Stellungen. Haftet hier einen Augenblick, dort einige Sekunden. Scheint das Richtige nicht zu finden. Zuckt mit Blitzesschnelle wieder zurück zum Ausgangspunkt. Beginnt aufs neue zu suchen. Sucht mit kaltem, grausamem, unverschämtem Gleißen. Jetzt gleitet sie zu uns heran. Verweilt. Sekunden lang, lange, lange Sekunden, Minuten lang. Fest pressen wir uns an die Erde, liegen reglos, erstarrt. Wie lange?

Donnernd löst sich drüben ein Schuß. In demselbem Augenblick schleudert's auch schon heran mit heulendem, pfeifendem Winseln und sirenenhaftem Gesumme. Krachend vernichtet sich der sengende Teufelsbraten selbst in der Luft. Wie Eishagel prasseln die Bleikugeln zur Erde. Ein Schrapnell. Etwa 50 Meter zu kurz. „In den Graben, Deckung!" geht's durch unsere Reihe. Mit einem Sprung sind wir drinnen. Drüben setzt ein Höllenkonzert ein. Es hagelt förmlich Granaten und Schrapnelle. Ein Blick nach oben belehrt uns, daß des Feindes Flammenauge noch immer auf uns ruht. Näher und näher rücken die Geschosse des Feindes. Die frisch ausgeworfene Erde scheint ihm Zielpunkt zu sein. Nützt alles nichts, wir müssen zur Maulwurfstaktik greifen. Gefahr und Todesnot führen den Spaten. Wie die Besessenen schaufeln wir uns in die eine Wand hinein, graben unverdrossen, bis eine starke Erdschicht über uns gegen Schrapnellkugeln schützt. Drüben aber funken die Batterien ohne Unterlaß. Oft ist es nur ein einziger, millionenfach verstärkter Trommelwirbel.

So ging es eine reichliche halbe Stunde lang. Dann wurde es wieder still drüben, ganz still. Das Flammenauge wurde ebenfalls müde und klappte die Lider zusammen. Außer einigem zerschossenen Gerät hatten wir keine Verluste zu beklagen. Unsere Leitung aber war bei Tagesanbruch fertiggestellt. Das verhaßte Wort: „Leitung zerstört!" ist seitdem nicht wieder gehört worden.

Deutsche Flieger.

(Hierzu das untenstehende und die nebenstehenden Bilder.)

Ebenso wagemutig wie sich deutsche Seeleute kunstvollen Maschinen anvertrauen, um tief in das Meer einzutauchen und dann plötzlich mit sicherem Schuß ihr nichtsahnendes Ziel zu treffen, ebenso verwegen steigen andere Tapfere hoch wie die Adler in die Luft und packen ihre Beute. Während unsere U-Boote von vornherein die Überhand über die Tauchboote der Feinde hatten, haben sich auch unsere Flieger die Überlegenheit über ihre Gegner im Laufe des Krieges in so hohem Grade errungen, daß die Engländer es zähneknirschend anerkennen mußten. Jetzt sind unsere Flugzeuge und Luftschiffe in Wahrheit die Beherrscher der Lüfte, und wenn auch manche kühne Flieger im Kampf in der Luft den Heldentod fanden, so sind ihnen doch mutige Rächer erstanden. 4000 Meter hoch stieg der Fliegeroffizier Immelmann und stürzte aus dieser gewaltigen Höhe einen englischen Doppeldecker herab. Es war das vierte Flugzeug, das er bezwungen hatte, und er wurde für seine Tapferkeit ehrenvoll in dem Generalstabsberichte erwähnt. Am 26. Oktober schoß er dann weiter einen französischen Doppeldecker herab und am 7. November ein sechstes feindliches Flugzeug, einen Engländer. Ein Augenzeuge gab von diesem Vorgang in der „Frankfurter Zeitung" folgende anschauliche Schilderung:



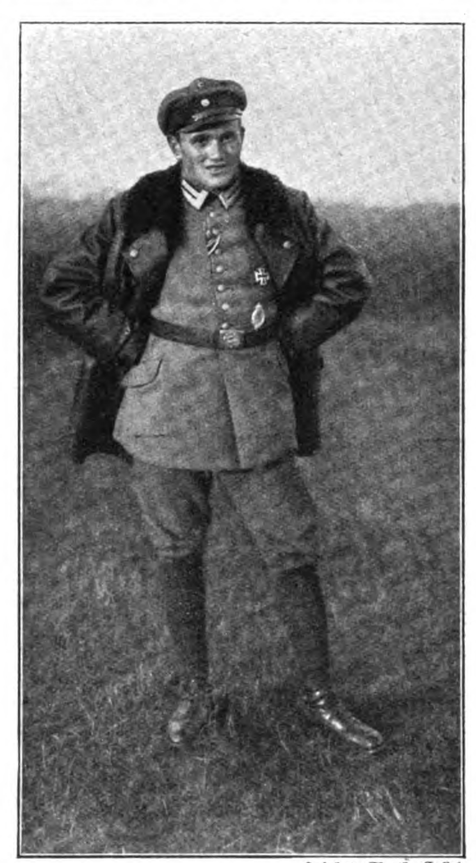
Die Luftkämpfer. Deutscher Fliegeroffizier mit seinem Beobachter.

Es war ein schöner Sonntag, der 7. November. Die wenigen Einwohner, die noch im Dorfe sind, hauptsächlich Frauen und Kinder, spazierten durch die Dorfstraßen.

Gegen vier Uhr nachmittags. Mein Bursche hat mir gerade einen guten Kaffee in mein gar nicht übles Quartier gebracht, und ich will mich eben anschicken, mein vom ersten Mobilmachungstage an geführtes Kriegstagebuch nachzutragen — da höre ich draußen Maschinengewehrgeknatter. Ich messe dem alltäglichen Geräusch zunächst keine besondere Bedeutung bei, ebensowenig wie dem fast den ganzen Tag über währenden Surren der Flieger. Auf den Ruf meines Burschen aber eile ich doch hinaus in den Garten und sehe



Fliegerleutnant Immelmann,
der in kurzer Zeit sechs feindliche Flugzeuge zum Absturz brachte. Der deutsche Tagesbericht erwähnt ihn zuerst am 11. Oktober 1915, als er nordwestlich von Lille sein viertes Flugzeug, einen englischen Kampf-Doppeldecker, in 4000 Meter Höhe niedergezwungen hatte. Am 26. Oktober wird ein französischer Doppeldecker mit englischen Offizieren von ihm abgeschossen, am 7. November westlich von Douai ein mit drei Maschinengewehren ausgerüsteter englischer Bristol-Doppeldecker.



Hofphot. Eberth, Cassel.

Fliegerunteroffizier Böhm,
von Beruf Landwirt, erst seit Weihnachten 1914 als Landstürmer eingerückt, holte am 25. September 1915 an einem Morgen zwei französische Kampfflugzeuge nach vorausgegangenem Luftkampfe in der Nähe von Freiburg i. B. herunter. Ein drittes Flugzeug wurde vertrieben und entkam auf Schweizer Gebiet. Böhm erhielt für seine erfolgreiche Tat das Eiserne Kreuz 1. Klasse.



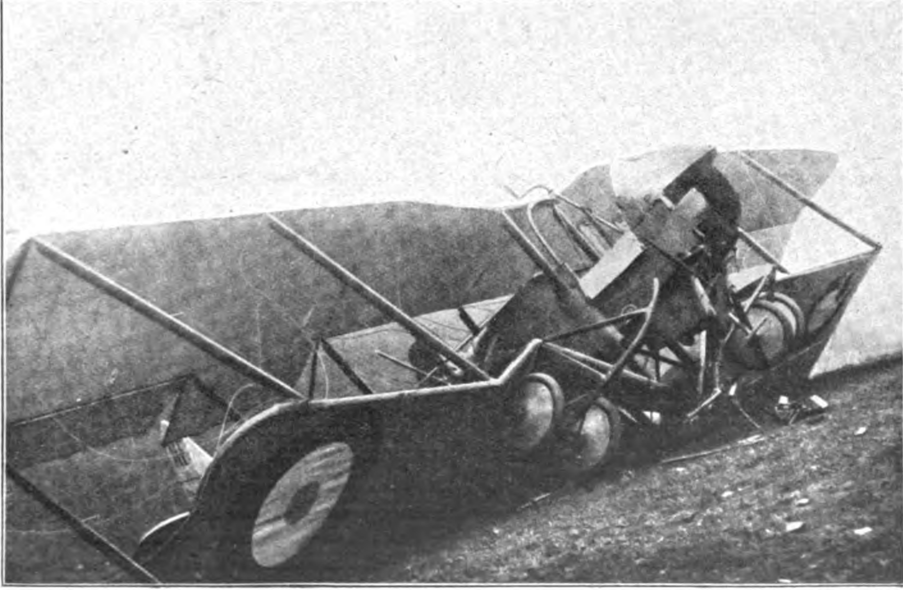
Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

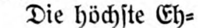
Fliegerleutnant Bölcke,
der bei seinem Probeflug südlich von Metz am 25. September 1915 ein Voisin-Flugzeug zum Absturz brachte. Sein fünftes Flugzeug, ein französisches Kampfflugzeug, bezwang er am 16. Oktober nordwestlich von Souain und am 30. Oktober südlich von Tahure einen französischen Doppeldecker.

in geringer Entfernung ein Flugzeug abstürzen, während ein zweites im Kurvenflug in der Nähe niedergeht. „Franzos kaput!" ruft eine Frau, die neben mir den ganzen Vorgang mit angesehen hat. Alsbald strömen auch schon von allen Seiten die Leute aus ihren Quartieren; Feldgendarmen, Offiziere zu Pferd, Automobile, alles strebt nach dem Punkt, an dem das Flugzeug soeben niedergegangen. Zwei weitere Flugzeuge landen nach kurzer Zeit ebenfalls in der Nähe. Wie ich ankomme, hat sich schon ein großer Kreis von Soldaten aller Waffengattungen um das Flugzeug geschart. In der Mitte des Kreises liegt das stark zertrümmerte feindliche Flugzeug, englischen Ursprungs, mit kleinen englischen Bannern und großen französischen Kokarden. Die beiden Insassen, junge englische Offiziere, liegen tot daneben, der eine mit zwei tödlichen Schußverletzungen, der andere durch den Sturz schwer verletzt und offenbar unmittelbar nach dem Absturz gestorben. Ein Arzt sorgt für die baldige Wegbringung der beiden Leichen in einem der bereitstehenden Automobile. Neben den Trümmern des Flugzeuges steht Leutnant Immelmann in einem Kreis von Offizieren und erzählt ihnen Einzelheiten über den Hergang des Kampfes. Wie ein Raubvogel war er auf das mit drei Maschinengewehren ausgerüstete feindliche Kampfflugzeug, das eben auf der Jagd nach zwei deutschen Fliegern war und ihn offenbar erst sehr spät bemerkte, herabgestürzt und hatte aus großer Nähe die verderbenbringenden Schüsse auf den Gegner abgegeben. Ein kurzer Kampf, zwei Mann gegen einen, auf Leben und Tod; doch Immelmann hat gut gezielt: der Gegner sucht in Spiralen niederzugehen, stürzt aber bald steil ab. In wenigen Augenblicken ist auch schon Immelmann unten gelandet, nur wenige Meter neben dem abgestürzten Feind. All dies schildert er uns in einfachen und bescheidenen Worten; aber in seiner hellen Stimme liegt noch etwas von der Erregung dieses so gefährlichen Kampfes. Lange hat er nicht Zeit zum Erzählen. Und wohl auch nicht Lust. Kurzer Abschied, dann geht er an sein Flugzeug, das ihn so treu in diesem Kampf getragen, steigt ein, ruft den dem Abfluge im Wege stehenden Soldaten wenige, witzige Worte zu, dann setzt sich das Flugzeug unter Hurra- und Heilrufen der Umstehenden in Bewegung. Noch zweimal kreuzt er über uns, winkt uns zu, und ein letzter Zuruf begleitet ihn auf seiner Fahrt in der Richtung gegen Douai, der verdienten Ehrung entgegen.

Auch die beiden anderen Flugzeuge steigen auf, die Automobile rattern davon, die „Berittenen" besteigen ihre Pferde, und auch die Mannschaften machen sich allmählich auf den Heimweg in die umliegenden Quartiere. Blutigrot steht die untergehende Sonne über dem kleinen, so heiß umkämpften Hügel im Westen. Wie ein Flammenmeer hängen die Wolken über Arras, als ob sie das viele Blut, das da unter ihnen geflossen, in sich aufgesogen hätten. Und von der Lorettohöhe herüber grollt ununterbrochener Kanonendonner zu uns herüber. —

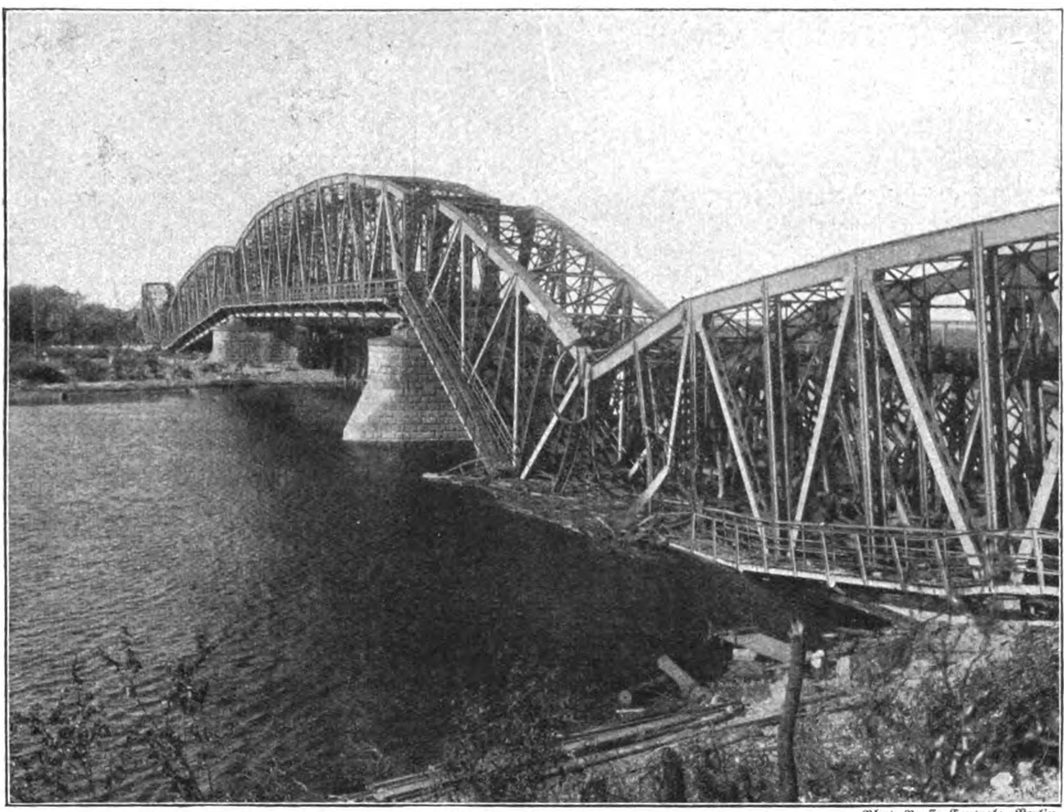
Die höchste Eh-





Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Ein französisches Flugzeug, das von dem Flieger Böhm zum Absturz gebracht wurde.



Die von den Russen zerstörte große Bugbrücke bei Brest-Litowsk. Phot. Presse-Centrale, Berlin.

rung, die Erwähnung im Generalstabsbericht, wurde wiederholt auch dem Fliegerleutnant Bölcke zuteil, der in kurzer Zeit bis Ende Oktober sechs feindliche Flugzeuge kampfunfähig machte. Der Fliegerunteroffizier Böhm, der auch in einem Generalstabsberichte genannt wurde, fiel wie ein kühner Falke in ein aus drei Fahrzeugen bestehendes französisches Fluggeschwader, das Freiburg i. B. bedrohte, und bereitete zweien von ihnen ein Ende. Dabei bediente er Flugzeug und Waffe allein. Er erschoß in einem feindlichen Flugzeug den Führer und in einem anderen den Begleiter, so daß beide landen mußten, das dritte Fahrzeug entkam dem deutschen Lufthelden nur durch schleunige Flucht. Der berühmteste aller französischen Flieger — der Sturzflieger Pegoud — fiel ebenfalls der überlegenen Geistesgegenwart deutscher Luftkämpfer zum Opfer. In 2400 Meter Höhe näherte sich Pegoud zum Angriff auf ein deutsches Flugzeug, dessen Führer Unteroffizier Kaudulsky und dessen Beobachter Oberleutnant Bielitz war. Das deutsche Flugzeug wendete so, daß der Beobachter nach der Seite freies Schußfeld für das Maschinengewehr hatte. Als die beiden Flugzeuge sich bis auf 50 Meter genähert hatten, erhielt Pegoud einen Kopfschuß und stürzte in die französischen Linien ab.

Abgefangene englische Reiterpatrouille in Mesopotamien.

(Hierzu die farbige Kunstbeilage.)

An den Dardanellen, im Kaukasus, am Suezkanal, in Mesopotamien und in Arabien, im ganzen also auf nicht weniger als fünf verschiedenen Kriegschauplätzen, kämpft die Türkei siegreich gegen den Vierverband. Der Schwerpunkt dieser Kämpfe ruhte zunächst freilich auf den Dardanellen, deren Bezwingung den verbündeten Franzosen und Engländern trotz ungeheurer Opfer an Menschen und Material nicht gelungen ist, doch spielen auch die Ereignisse auf den Nebenkriegschauplätzen in Asien keine untergeordnete Rolle. Besondere Aufmerksamkeit verdienen hier die Kämpfe in Mesopotamien, wo die in Basra gelandeten englisch-indischen Truppen den Euphrat und Tigris stromaufwärts auf Bagdad vorzustoßen suchen. Weitaus der größte Teil der türkischen Streitkräfte ist an den Dardanellen und im Kaukasus festgehalten, doch ist das im Irak kämpfende osmanische Heer dem Feinde nicht nur gewachsen, sondern auch stark genug, um selbst erfolgreich zum Angriff übergehen zu können, wie dies die Kämpfe bei Korna und Katatelnaj zeigten, in denen die Türken den Engländern verlustreiche Niederlagen beibrachten (siehe Band II Seite 304 und Band III Seite 158). In hervorragender Weise werden hierbei die Türken von den eingeborenen Beduinenstämmen unterstützt, die begeistert dem Aufruf des Padischah Folge geleistet und am heiligen Kriege gegen die im Orient besonders verhaßten Engländer teilgenommen haben. Verwegene, tollkühne Reiter und vorzügliche Schützen, leisten sie der türkischen Armee wertvolle Aufklärungsdienste und unternehmen mit Vorliebe unerwartete Überfälle auf feindliche Vorposten und Lager. Aus solchen Plänkeleien entwickeln sich durch das rechtzeitige Eingreifen der türkischen Infanterie heftige Gefechte, bei denen die überrumpelten Engländer mit blutigen Köpfen den kürzeren ziehen. So machten, wie das türkische Hauptquartier meldet, türkische und eingeborene Reiter am 19. und 20. September 1915 einen plötzlichen Feuerüberfall auf ein an den beiden Ufern des Euphrat angelegtes englisches Lager, das durch Motorboote verteidigt wurde. Der türkische Angriff kam so rasch und plötzlich, daß der Feind vollkommen überrascht wurde und nicht imstande war, sich erfolgreich zur Wehr zu setzen. Eine stärkere englische Reiterpatrouille, die das umliegende Gelände bis zur türkischen Front nach feindlichen Streitkräften absuchen sollte, hatte die Richtung verloren und sich allzuweit von den Vorposten entfernt, als die englischen Offiziere mit einem Male Pferdegetrabe vernahmen und sich, ehe sie noch entkommen oder zur Verteidigung absitzen konnten, im Rücken und von der Seite von türkischen Reitern angegriffen sahen. Die kamen auf ihren flinken Rossen wie der Sturm dahergebraust; den Karabiner, die lange Lanze oder die geschweifte Klinge in der Rechten, fielen sie über die Engländer her und hoben sie aus dem Sattel. Die ganze Patrouille wurde aufgerieben, und eine große Menge Waffen und Munition sowie zahlreiche Pferde wurden von den türkischen Reitern erbeutet, denen auch wichtige Aufzeichnungen der englischen Offiziere in die Hände fielen.

Auch der Überfall auf das englische Lager am Euphrat war von Erfolg begleitet. Hier machten die Türken ebenfalls reiche Beute, und es gelang ihnen, eines der feindlichen Motorboote, das in den Kampf eingreifen und das Lager verteidigen wollte, in den Grund zu schießen. Ehe die Engländer Verstärkungen heranziehen und dem Feinde mit Erfolg Widerstand leisten konnten, hatten sich die Türken bereits in ihre befestigten Stellungen zurückbegeben und ihre Beute in Sicherheit gebracht.

Die Kämpfe am Sereth.

(Hierzu die Bilder Seite 438 und 439.)

Der am 27. August 1915 unternommene Durchbruch der russischen Front in Ostgalizien, der mit der siegreichen Erstürmung von Gologory, dem Hauptstützpunkt der Russen gegen Brody und die wolhynische Grenze zu, begann, führte die verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in wenigen Tagen von der Zlota-Lipa bis zu dem etwa 50 Kilometer in östlicher Richtung entfernten Sereth, auf dessen linkes Ufer sich die überall geschlagenen Russen zurückzogen. Schon standen die deutschen Truppen der Armee des Grafen Bothmer nurmehr 8 Kilometer vor Tarnopol, der letzten größeren Stadt Galiziens, die sich noch im Besitz des Feindes befand, als die Russen,



Zu den Kämpfen im Irak (Mesopotamien).

Eine berittene englische Aufklärungspatrouille wird von eingeborener irregulärer Reiterei gefangen genommen.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.



die inzwischen bedeutende Verstärkungen herangezogen hatten, längs der ganzen Serethfront zur Gegenoffensive übergingen. Vor diesen überlegenen Streitkräften, die sich besonders dem Zentrum der Armee Bothmer entgegenwarfen, mußten die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in rückwärts gelegene Verteidigungsstellungen gehen. Unterdessen dauerte an der Mündung des Sereth in den Dnjestr im Gebiet südlich von Czartkow der Kampf um das Ostufer des Sereth fort. Die Russen hatten dort sehr starke Artilleriestellungen inne, die dicht bis an die Uferabhänge vorgeschoben waren, um jeden Übergangsversuch des Feindes sogleich unter Feuer nehmen und im Keime ersticken zu können. Um nun diese Artilleriestellungen, die recht geschickt angelegt waren, zu entdecken, griffen die österreichisch-ungarischen Truppen zu einer eigenartigen Kriegslist. In einer dunklen Nacht herrschte in den vordersten Laufgräben und Unterständen der Ungarn eine rege geheimnisvolle Tätigkeit. In einem Zelt, das gegen den Feind gut verdeckt war, brannte eine Kerze im Halse einer Flasche, die auf einer Kiste stand. Daneben lag eine große Anzahl dicker Wachskerzen, die eine nach der anderen von einem Soldaten an dem Licht angebrannt und dann von einem anderen in Bütten, Bottiche, Kisten und Fässer gesteckt wurden, die zur Hälfte mit Lehm gefüllt waren. Diese wurden nun schleunigst an den Fluß gebracht und hier von einem Mann mittels einer Stange vom Ufer abgestoßen. So trieben diese kleinen Schiffchen aus den Binsen und dem Schilf am Ufer in die Strömung des Flusses, der sie langsam auf seinen Fluten weitertrug.

Natürlich waren diese Lichter den Augen der russischen Wachposten nicht entgangen. Als sie diese verdächtigen Boote immer näher und in stets größer werdender Anzahl herankommen sahen, glaubten sie nicht anders, als die österreichisch-ungarischen Truppen suchten im Dunkel der Nacht auf Kähnen den Sereth zu übersetzen und die russischen Stellungen zu überrumpeln. Die russischen Posten schlugen Alarm, und es dauerte gar nicht lange, da war man drüben wach und bereit, den Feind zu empfangen und zu vernichten. Noch keine sechs der beleuchteten Bütten schwammen harmlos auf dem Sereth, als auf den Höhen die russischen Batterien in Tätigkeit traten und ein wütendes Feuer auf den vermutlichen Feind eröffneten. Die Ungarn beeilten sich nun um so mehr, dem Feind möglichst viele Zielpunkte für seine Artillerie über den Sereth zu schicken. Und was bei Tag nicht zu erkennen war und was der Feind sorgsam zu verbergen suchte — die Nacht enthüllte das Geheimnis der russischen Artilleriestellungen, die sich nun durch ihr Feuer verrieten. Als die Ungarn die Stellungen der feindlichen Batterien genau beobachtet hatten, löschten sie ihr Licht und zogen sich in ihre Gräben zurück, die kleine Flotte auf dem Sereth ihrem Schicksal überlassend. Noch lange donnerten die russischen Kanonen, bis die letzte Kerze herabgebrannt war. Stolz konnten die Russen sich rühmen, einen Versuch des Feindes, bei Nacht den Sereth zu überschreiten, durch das wirksame Eingreifen ihrer Artillerie aufgehalten und abgeschlagen zu haben. Als ihre Patrouillen am anderen Morgen die gestrandeten Bottiche am Ufer fanden und die österreichisch-ungarische Artillerie mit einem Male die russischen Stellungen erreichte, da mochte der geprellte Feind wohl zur Einsicht kommen, daß er einer schlauen Kriegslist zum Opfer gefallen war.

Heftiger und erbitterter tobten inzwischen die Kämpfe am mittleren Sereth, wo die Russen allenthalben zur Gegenoffensive übergingen und die Front der verbündeten Heere zu durchbrechen suchten. Alle verfügbaren Reserven hatten die Russen in Ostgalizien zusammengezogen, sogar Teile der Kaukasusarmee waren herbeigeholt worden.

Am 9. September warfen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen den bei Ostrow über den Sereth gesetzten Gegner erfolgreich zurück. Schon am anderen Tage suchten die Russen durch Massenangriffe das verlorene Gelände wiederzugewinnen, aber mit Hunderten von Toten bezahlten sie ihr vergebliches Unternehmen. Zu gleicher Zeit griffen die Russen oft in zwölffachen Reihen die Stellungen der Verbündeten auf den Höhen von Moglia-Nowki und Lysa an. Kaum hatten sich hier die österreichisch-ungarischen Truppen in ihren Gräben eingerichtet, als im Morgengrauen schon der russische Massenangriff einsetzte. Aber jeder Mann war auf seinem Posten und jeden Augenblick bereit, den Feind zu empfangen. In endlosen Scharen stürmten die Russen über die Steppe gegen das Hügelgelände vor; mochten auch Hunderte von ihnen zu Tode getroffen niedersinken — gleich füllten sich die Reihen wieder auf. Bis an die Drahtverhaue vor den österreichischen Gräben wälzte sich die moskowitische Woge heran. Mit Drahtscheren und Handgranaten suchten die Kühnsten Breschen in die Hindernisse zu schlagen, aber an keiner Stelle konnten die Russen die neue Front der Verbündeten zwischen Sereth und Strypa durchbrechen.

Die neuen Militärerkennungsmarken.

Von Paul Otto Ebe.

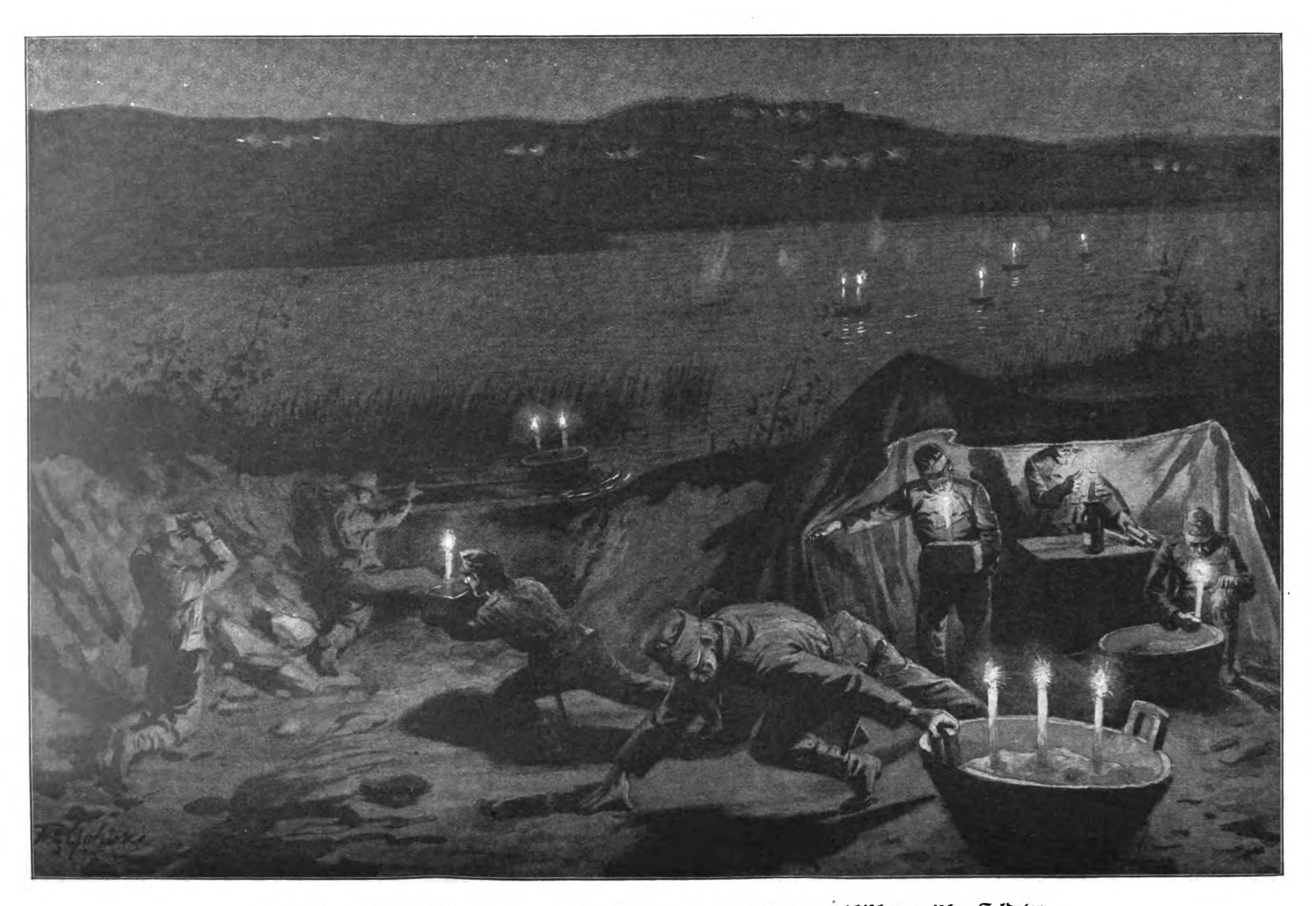
(Hierzu die Skizzen Seite 440.)

Unsagbar traurig ist es für die Angehörigen von Feldzugteilnehmern, wenn sie plötzlich monatelang, jahrelang ohne Nachricht aus dem Felde bleiben. Der Gatte, der Sohn oder Bruder ist und bleibt „vermißt". Der Truppenteil konnte nur melden, daß der Betreffende noch diese oder jene Gefechte mitgekämpft habe, seit dem Tage jedoch nicht mehr aufzufinden gewesen sei. Oft läßt sich aus der Art des Gefechts, ob Rückzugs- oder Patrouillenkämpfe ausgefochten wurden, auf Gefangennahme schließen. Melden jedoch die Vermittlungstellen nach gründlichsten Nachfor-



Phot. Presse-Centrale, Berlin.

Die Überreste von Brest-Litowsk, das nach Vertreibung der Einwohner und Plünderung der Häuser von den Russen eingeäschert wurde. Die Stadt zählte vor dem Brand 50 000 Einwohner.



Aufdeckung russischer Batteriestellungen am Sereth durch eine Kriegslist österreichisch-ungarischer Soldaten.

Nach einer Originalzeichnung von Fritz Gehrke.



Von den österreichisch-ungarischen Truppen zurückgewiesener russischer Massenangriff auf den Höhen von Moglia—Nowki am Sereth.

Nach einer Originalzeichnung von A. Reich, Wien

schungen, daß sich weder in den feindlichen Lazaretten, noch in den Gefangenenlagern ein Mann des angegebenen Namens befindet, so muß damit gerechnet werden, daß der Betreffende unerkannt den Heldentod auf dem Schlachtfeld fand oder in bewußtlosem Zustand in einem Lazarett Aufnahme fand, wo er verschied.

Natürlich kann es auch Ausnahmefälle geben, wo ein seit langem Vermißter, ein Totgeglaubter plötzlich wieder auftaucht, und diese Zeilen sollen durchaus nicht Hoffnungsgedanken zunichte machen. Sie wollen nur zeigen, welches Verdienst sich die deutsche Militärbehörde durch Ausgabe von Verlustlisten überhaupt und insbesondere durch die neue Vervollkommnung unserer Militärerkennungsmarke erworben hat. Die Militärerkennungsmarke bietet nämlich bei der Wirkung unserer modernen Kampfmittel oft die einzige Möglichkeit, die Persönlichkeit eines Bewußtlosen oder Gefallenen festzustellen. Auf die Aussagen von Kameraden, die im letzten Gefecht Seite an Seite mitkämpften, ist, wie ich bei meiner Kompanie verschiedentlich feststellen konnte, nicht mit Sicherheit zu bauen. Verwechslung der Namen — besonders bei Leuten, die noch nicht lange in der Kompanie sind —, die Aufregungen des Gefechtes, das beschränkte Gesichtsfeld, geben zu Täuschungen Anlaß. Dazu kommt oft noch ein Vermischen der Truppenverbände oder ein Absuchen des Schlachtfeldes durch andere Truppen.

Besonders erschwerend war bisher der Persönlichkeitsnachweis von Offizieren und Mannschaften, die im Feld zu anderen Truppenteilen kommandiert waren. All diesen Übelständen hofft man durch die neue Erkennungsmarke besser entgegentreten zu können.

Zunächst werden die Ersatzmannschaften bereits kurz nach ihrer Einstellung in der Heimat damit ausgerüstet, um auch bei unvorhergesehenem Abtransport im Besitz der Marke zu sein. Gerade für diese Truppen, die von der Garnison aus auf die verschiedenen Kriegschauplätze abrücken, um die Lücken ihrer Regimenter zu füllen, sind die neuen Erkennungsmarken von besonderem Wert.

von Schlauff
Leutnant
J. R. 13.

Die alte Offizierserkennungsmarke.

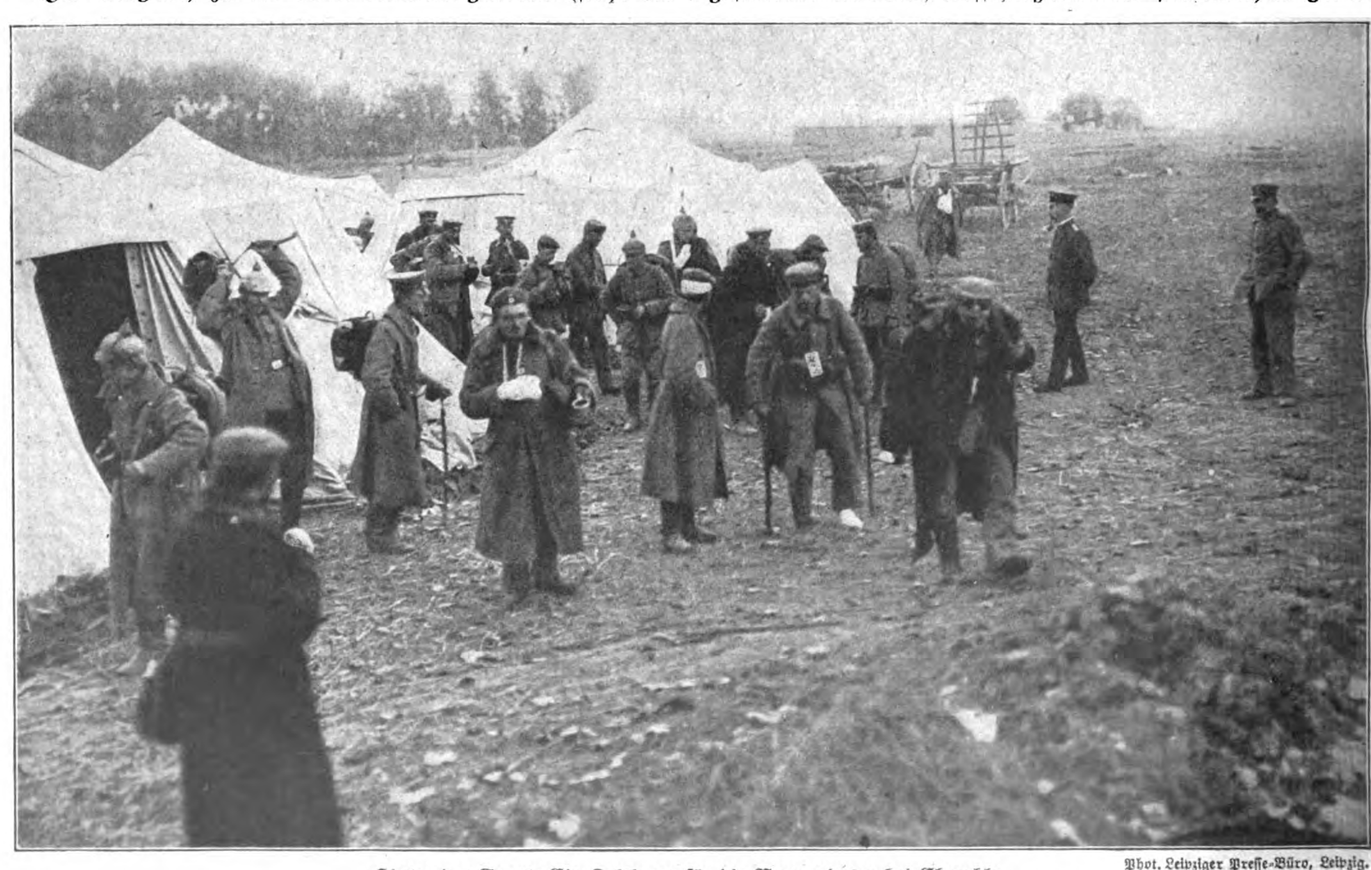
Werner Dernbach
Stuttgart, Mörikestr. 25
16. 5. 79.
1. Ers. Batl. J. R. 120
1. Rekr. Dep. 3 K. Nr. 672
~~J. R. 120~~
~~5. K. Nr. 267~~
J. R. 80
4. K. Nr 620.

Die neue Militärerkennungsmarke.

Im Vergleich zu der alten Erkennungsmarke (siehe die erste Abbildung) sind die neuen bedeutend größer in der Form und reichhaltiger, sowie einheitlicher im Text. Sie bestehen aus Zinkblech, sind oval und 7 : 5 Zentimeter groß gestanzt. Aus den Abkürzungen der neuen Erkennungsmarke (siehe die zweite Abbildung) geht beispielsweise folgendes hervor: Der Soldat Werner Dernbach hatte seinen Wohnsitz zuletzt in Stuttgart, Mörikestraße 25. Er ist geboren am 16. Mai 1879 und war eingestellt im ersten Ersatzbataillon des Infanterieregiments Nr. 120. Beim ersten Rekrutendepot dieses Bataillons war er der 3. Kompanie zugeteilt und ist dort eingetragen in der Kriegstammrolle unter der Nummer 672. Bis hierher war alles bereits in der Heimat auf die Erkennungsmarke eingestanzt worden. Im Felde kam er zunächst zum Infanterieregiment Nr. 120, stand dort bei der 5. Kompanie und hatte in der Kriegstammrolle des Regiments die Nummer 267. Später wurde er dem Infanterieregiment Nr. 80 überwiesen, was aus den Streichungen und der folgenden Bezeichnung hervorgeht, und dort der 4. Kompanie zugeteilt. In der Kriegstammrolle dieses Regiments ist er eingetragen unter der Nummer 620.

Da ferner die verwirrenden Bezeichnungen von Truppenteilen mit Sondernamen, wie „Deutschordensregiment“, „Bremer“, „Württemberger“ und deren Abkürzungen verboten sind, dagegen 82 einheitliche Abkürzungen von Truppen eingeführt wurden, ist der Persönlichkeitsnachweis möglichst vereinfacht worden. Auch für die aus den Ersatztruppenteilen ausrückenden Offiziere, Sanitäts- und Veterinäroffiziere finden die Vorschriften Anwendung. Nur müssen die Erkennungsmarken von ihnen aus eigenen Mitteln bestritten werden.

Die Eintragungen in die Marke selbst dürfen der Haltbarkeit wegen weder mit Tusche, noch mit Tinte oder Bleistift gemacht werden, sondern sie sind mittels besonderer Stahlstanzen in Griffelform oder mit dem Taschenmesser einzugraben. Nur selten dürften sich Fälle ereignen, wo größere Geschosse als die des Gewehrs die Marke völlig unleserlich machen. Dann kann vielleicht noch das aufgefundene Soldbuch Aufschluß über die Persönlichkeit geben.



Phot. Leipziger Presse-Büro, Leipzig.

Hinter der Front: Ein Zeltlager für die Verwundeten bei Chambly.
Unsere Abbildung zeigt, wie durch Schüsse in die Beine Verwundete die ersten Gehversuche auf Krücken machen.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Die Angriffswelle der großen französischen Offensive **im Westen** stieg am 13. Oktober 1915 zum drittenmal zu höchster Gewalt empor. Die Einleitung bildeten auch diesmal Granatenstürme, die in unheimlicher Zahl auf die deutschen Stellungen herabfegten. An der Küste griffen wieder die englischen Monitore bei Westende in den Kampf ein. Besonders die deutschen Stellungen östlich von Ypern wurden von den Engländern unter Feuer genommen, die dann auf der ganzen Front Ypern—Loos mit gewaltigen Infanteriemassen angriffen. Wie im September schonten sie ihre farbigen Truppen nicht. Diese gingen hinter dichten Rauch- und Gaswolken stürmend vor, und als sie im Hagel der deutschen Maschinengewehre zu Boden geschmettert zusammenbrachen, da scheuten sich die Engländer nicht, neue Gaswolken vorzutreiben, ohne Rücksicht darauf, daß sie die vor der Front liegenden verwundeten eigenen Kämpfer dem sicheren qualvollen Tode überlieferten. An mehreren Stellen schlug die Rauchwolke in die eigenen Gräben der Engländer zurück und hinderte schon den Beginn des Ansturmes. Nur nordöstlich und östlich konnten sie an kleinen Grabenstellen Fuß fassen, doch ließen die Deutschen sie dort nicht zur Ruhe kommen. Unermüdlich gingen sie mit Handgranaten gegen die Eindringlinge vor, fügten ihnen ungeheure Verluste bei und warfen sie wieder aus den genommenen Grabenteilen heraus. Ebenso erfolglos wie ihre Gasangriffe blieben auch die fünf mit riesigen Kräften angesetzten Angriffe der Engländer gegen die deutschen Stellungen westlich von Hulluch ohne die Gasvorbereitung. Die Feinde holten sich hier völlig nutzlos außerordentlich blutige Verluste. Und doch hatten sie alles getan, um die deutschen Verteidiger unschädlich zu machen. Ihre Granaten sandten sie massenhaft nach den deutschen Stellungsgräben, sie bohrten sich in die Annäherungs- und Verbindungsgräben ein, wühlten das Vorland von Hulluch auf und wollten in dem Orte jegliches Leben auslöschen. Mit den explodierenden Granaten rasselten Ziegelsteine auf die zerpflügten Straßen, Dächer rutschten brechend und knirschend hinterher, Maschinengewehre pochten unablässig und suchten auch zu ihrem Teil die todesmutigen Soldaten kampfunfähig zu machen, die über Schutt und Balken und Bretter in den Straßen umherkletterten, um Meldungen zu überbringen, Fernsprechdrähte zu flicken, Verwundeten Hilfe zu bringen und immer wieder neue Hindernisse für den bevorstehenden Gewaltstreich der Engländer einzurichten. In den westlichen Teilen des Dorfes entbrannte ein wütendes Gefecht von Haus zu Haus. Doch die Deutschen hielten aus und die übergewaltige Feindesflut fand an ihrer Zähigkeit unüberwindbaren Widerstand. Sie behielten auch in den kritischen Kämpfen dieses schweren Tages sicher die Oberhand und wiesen alle Anstrengungen der Feinde mit überlegener Tatkraft ab.

Den Franzosen, die wieder von Loos ab südlich an die Engländer bis Arras anschlossen, ging es bei diesem dritten schweren Durchbruchstoß noch weniger glücklich als den Engländern. Bei Angres entrissen ihnen die Deutschen bei einem Gegenangriff zwei Maschinengewehre und fuhren mit großem Erfolg in der Säuberung der kleinen Grabennester und Minentrichter fort, die von den Franzosen auf der Höhe östlich von Souchez noch festgehalten wurden, wobei die Gefangennahme von 400 Mann gelang. Der südliche Kampfraum war der Schauplatz einer schweren Schlacht beiderseits von Tahure. Hier, wo die Franzosen glaubten, die deutsche Front am meisten aufgelockert zu haben, stießen sie in fünf furchtbaren Angriffen südlich der Straße von Tahure—Souain vor, konnten aber trotz unerhörter Opfer nichts erreichen. Zwei erbitterte Angriffe nördlich der genannten Straße brachen ebenfalls blutig zusammen. Wo die Franzosen in der Nacht zu neuen Stößen vorzugehen suchten, wurden sie von den Lichtkegeln der Scheinwerfer und Leuchtkugeln so sicher erreicht, daß schon die Artillerie jeden Sturmversuch blutig zunichte machen konnte. So war der dritte große Massenangriff der Franzosen und Engländer an diesem Tage auf der ganzen Front gescheitert.



Abschied von den Quartierleuten.

Hofphot. Carl Eberth, Cassel.

Immer noch stand die deutsche Eisenmauer, und trotz des Einsatzes vieler Hunderttausende waren die Feinde ihrem Ziel um nichts näher gekommen. Denn der kleine Geländegewinn des ersten Angriffs, von dem besonders auf dem nördlichen Kampfplatze schon ein wesentlicher Teil von den Deutschen wiedergewonnen war, zählte nicht, weil er deutschem Feuer so wehrlos ausgesetzt war, daß sein Besitz mit dauerndem schwerem Verlust verbunden blieb, ohne für die Vorschiebung neuer Angriffe ausgenutzt werden zu können. Die entschlossene und allem gewachsene deutsche Abwehr hatte gerade an diesem Tage gezeigt, daß die Deutschen in den drei Wochen, die jetzt seit dem Beginn des Hauptangriffs schon verstrichen waren, nach Kräften für die Heranschaffung neuer Reserven, neuer Munition und neuen Geschützmaterials gesorgt hatten.

Aber nicht nur an den Hauptstellen, auch auf den westlichen Nebenschauplätzen waren die Deutschen wachsam und bereiteten neue Stöße vor. Das erwies die erfolgreiche Sprengung eines französischen Grabens von 120 Meter Länge auf der Combreshöhe. In den Vogesen versuchten die Franzosen ihre Niederlage am Schratzmännle und den dortigen Geländeverlust vom Vortage wieder einzuholen, ihr Angriff brach aber schon an den deutschen Draht- und Astverhauen zusammen. Der Luftkampf führte unter anderem zu einem Zeppelinangriff auf Château-Thierry. Auch die Bahnhöfe von Chalons und Vitry-le-François, die für die Truppenbewegungen auf der Feindesseite von großem Wert waren, wurden von einem Luftschiff ausgiebig mit Bomben beworfen. Viel ausführlicher als der deutsche Bericht, der deutlich erkennen läßt, daß sich am 14. nur Räumungskämpfe gegen Feindesnester in den Stellungen vollzogen, erzählte der Bericht Joffres, daß die Deutschen auf Punkten ihrer früheren Schützengräben östlich von Aubérive wieder festen Fuß zu fassen vermochten. Die Sachsen hoben hier eine französische Stellung aus und machten 5 Offiziere und 300 Mann zu Gefangenen. Zu schweren Zusammenstößen kam es auch am Hartmannsweilerkopf, wo, wie die Franzosen selbst zugaben, die Deutschen weiter vordrangen. Bei Vermelles mußten die Engländer bis auf die „Kiesgrube" ihren ganzen Geländegewinn wieder herausgeben. Zwar versuchten sie am 15. hier dem deutschen Wiedervordringen durch einen erneuten Angriff zu begegnen, sie wurden aber glatt abgeschlagen. In der Champagne schritt die Säuberung der Franzosennester bei Aubérive durch die Sachsen an diesem Tage so mächtig voran, daß trotz der französischen Deckungsangriffe 11 Offiziere, 600 Mann, 3 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer in die Hand der Deutschen fielen. Durch Gasgranaten suchten die Feinde nordwestlich von Souain und nördlich von Le Mesnil ihre mehr örtlichen Angriffe erfolgreich vorzubereiten, trafen aber auf harten deutschen Widerstand, gegen den ihre Mühe vergebens blieb.

Je mehr die Angriffe auf den Hauptkampffronten abflauten, desto schärfer wurden die Zusammenstöße in den Vogesen. Die Deutschen verbesserten ihre dortigen Stellungen ganz erheblich und fügten dem Feind blutige Verluste zu, nahmen ihm 5 Offiziere und 226 Mann als Gefangene ab und erbeuteten auch 6 Maschinengewehre und 3 Minenwerfer. Die Vogesenkämpfe bei Leintry, wo die Franzosen am 8. Oktober wichtige Punkte ihrer Stellung verloren hatten, deren Wiedereroberung sie am 10. Oktober nachmittags 4 Uhr mit großem Stolz schon amtlich meldeten, führten an diesem Tage ebenfalls zu einem vollen deutschen Erfolg. Die Franzosen mußten ihren Gegnern die umstrittenen Stellungen lassen und verloren außer erheblichen Einbußen an Toten und Verwundeten auch 3 Offiziere und 40 Mann als Gefangene. Dabei legten sie gerade auf ihre Stellungen in den Vogesen den größten Wert.



Phot. G. Bruennlein, Berlin.

Französische Offiziere, die durch ihre dunkle Uniform während der Nacht unsichtbar sind.

Die schwarze Uniform soll ihnen ermöglichen, sich in den vordersten Schützengräben aufzuhalten, ohne vom Feinde gesehen zu werden. Im oberen Teil des Gewandes befinden sich Löcher für Augen und Mund.



Phot. G. Bruennlein, Berlin.

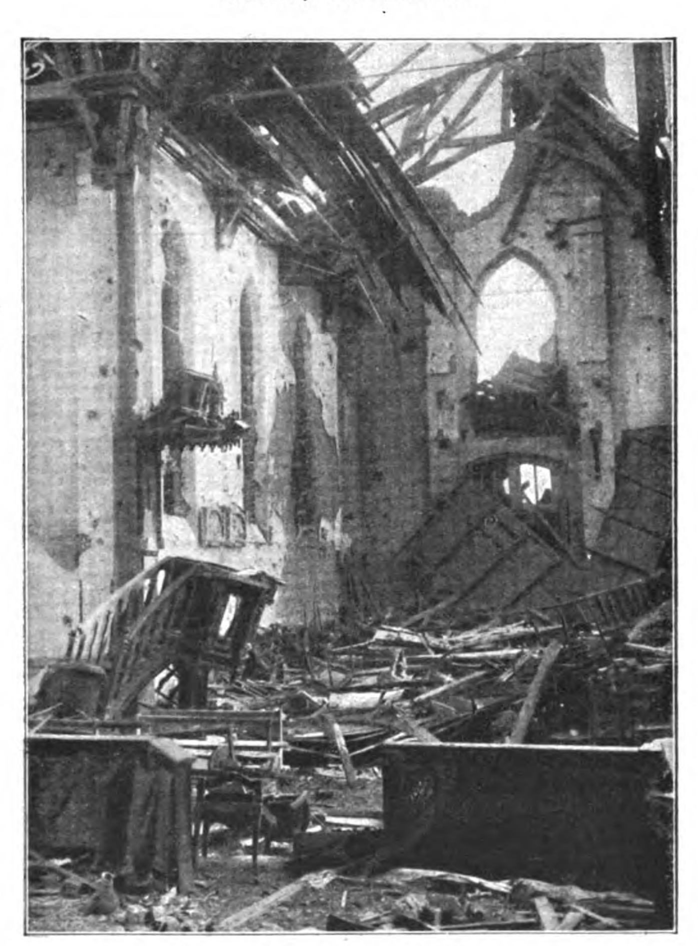
Lord Kitchener und General Joffre bei einer Besichtigung der vordersten Schützengräben in der Gegend von Nancy.

Das Bild zeigt Lord Kitchener mit Spazierstock auf den untersten Stufen, Millerand, den bisherigen französischen Kriegsminister, ebenfalls mit Stock die Stufen herunterkommend, und hinter der Brustwehr ganz oben als den zweiten von rechts General Joffre.


Die Kirche von Fromelles.


Die Kirche von Le Mesnil.

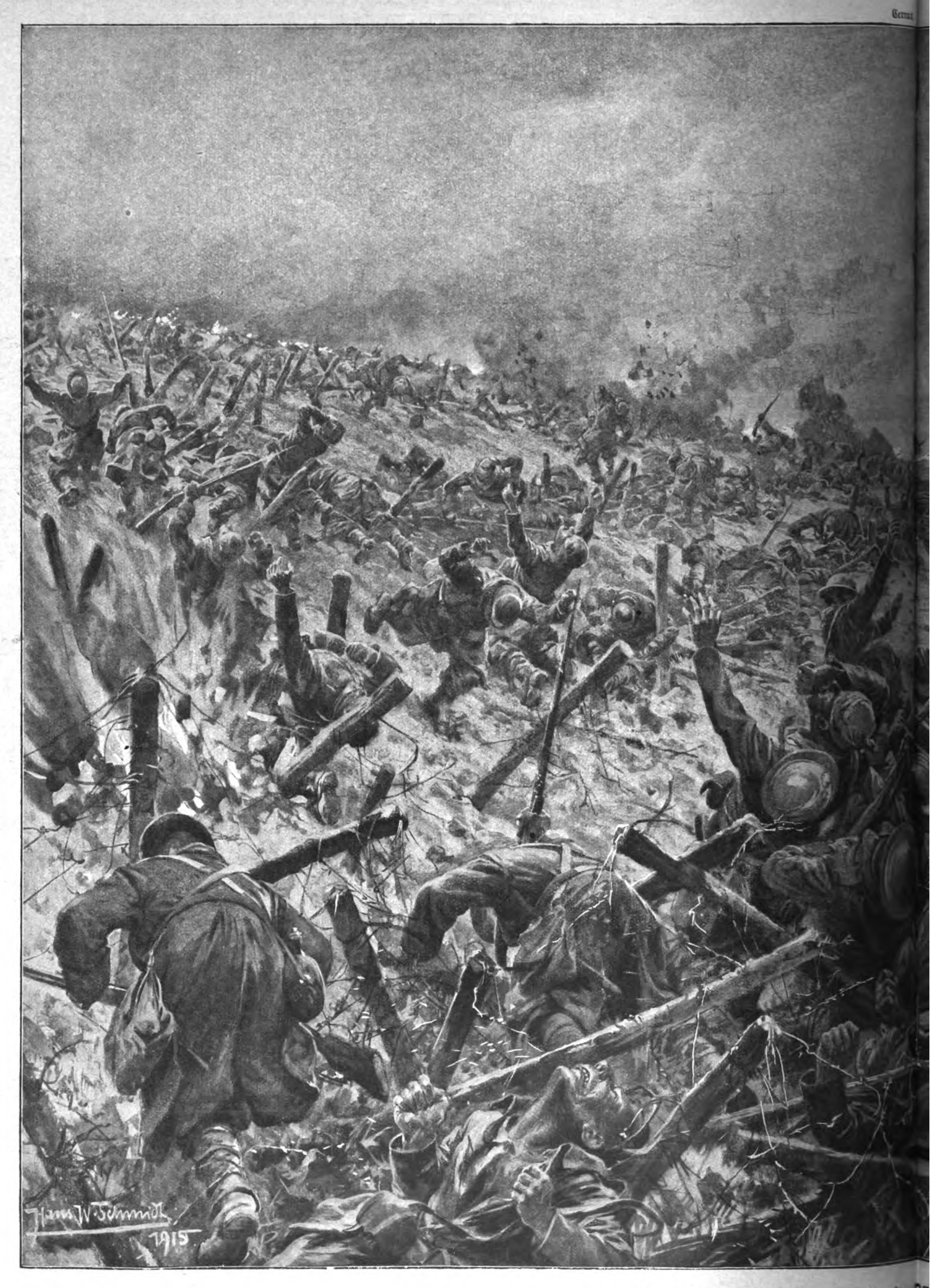

Die Kirche von Aubers.


Inneres der Kirche von Le Mesnil.

Von den Engländern zerstörte Kirchen in der Gegend von Lille.

Nach Photographien der Presse-Centrale, Berlin.

Zu ihrer Sicherung und zur Vorbereitung neuer Angriffe hatten sie sich zu umfangreichen Anstrengungen aufgerafft. Neue Wege waren angelegt, Gebirgsgeschütze in Mengen herbeigeschafft worden, Gebirgstruppen wurden neu ausgebildet und besonders die kriegsmäßige Versorgung des Waldgebirges nach jeder Richtung neu geordnet. Dennoch gab es für die Franzosen keinen Fortschritt, sondern ein merkliches Zurück. Mit wie riesigen Mitteln die große Herbstoffensive im Westen arbeitete und welche Zuversicht Joffre auf dieses Unternehmen setzte, ging aus einem neuen, bei einem französischen Stabsoffizier gefundenen Befehl hervor, dessen wir schon auf Seite 353 (in dem Artikel: Die



Aus den Kämpfen der französischen Off

Sturm der französischen Infanterie auf die deutschen Stellungen westlich der Argo

Nach einer Originalzeichnung des zur Zeit der französischen Offensive auf dem westlichen Kriegssch



ffensive vom 23.—30. September 1915.

onnen am sogenannten Kanonenberg und Sargdeckel unweit Massiges—Perthes.

hauplatz in dem Gelände der Argonnen anwesenden Kriegsmalers Professor Hans W. Schmidt.

große Herbstoffensive im Westen) gedachten. — 93 Divisionen mit 5000 Geschützen mit einer Munitionsausrüstung, die bei weitem jene vor Beginn des Krieges überstieg, also 1½ Millionen Mann, waren nicht ausreichend gewesen, den Eisenring der deutschen Stellungen zu sprengen. Im Verlauf der drei Wochen langen Kämpfe waren in drei Gewaltanstrengungen über 200 000 Mann hingeopfert worden. Dafür hatten die Franzosen und Engländer im ganzen betrachtet nichts gewonnen, denn an keinem Punkte war die deutsche Front wirklich gefährdet.

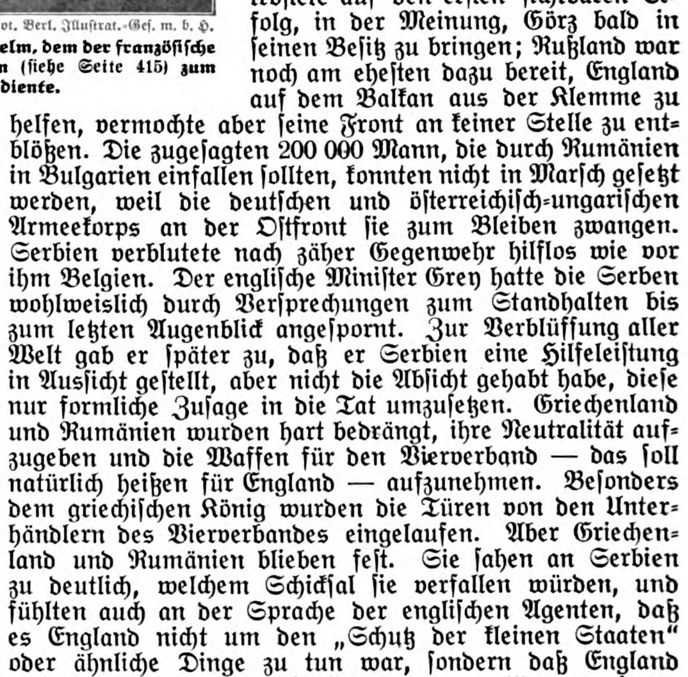
Die Tage seit dem 16. Oktober sahen französische Angriffe besonders am Schratzmännle, bei Leintry und Tahure. Die Engländer stürmten wiederholt gegen die vorspringenden deutschen Stellungen bei Vermelles an. Aber nirgends kamen die Feinde zu einem Erfolg. Für den 18. Oktober meldete der deutsche Generalstabsbericht zum erstenmal seit kampfreichen Wochen wieder: „Im Westen keine wesentlichen Ereignisse.“ Die wortreicheren französischen Berichte ließen erkennen, daß auf der ganzen Front heftige, aber keine besonderen Maßnahmen einleitende Artillerie- und Fliegergefechte im Gange geblieben waren. Bei Middelkerke wurde am 19. ein englisches Flugzeug abgeschossen und die noch lebende Besatzung gefangen genommen. Ein an diesem Tage unternommener deutscher Erkundungsvorstoß in der Champagne nordöstlich Prunay brachte als Beute 4 Offiziere, 364 Mann, 3 Maschinengewehre, 3 Minenwerfer und viel Kriegsgerät. Die Hauptschlacht war aber zu Ende. Im letzten Drittel des Oktober kam es im Westen nicht mehr zu Ereignissen schwerwiegender Bedeutung. Beide Gegner versuchten dort nur noch in mühseligem Grabenkampf die Verbesserung oder die Sicherung ihrer Stellungen. Die Franzosen bearbeiteten besonders heftig die deutschen Stellungen bei Souchez, um sich dort weiter vorzuwühlen. In der Champagne richteten sie besondere Kraft auf die Front bei Tahure und berannten mit immer wieder neuem Eifer die vorspringende Stellung der Deutschen bei Le Mesnil. In hin und her wogenden Kämpfen um Stücke der deutschen Stellung nördlich von Le Mesnil verloren die Franzosen am 24. Oktober mehrere Offiziere und 150 Mann als Gefangene, in der Nacht vom 29./30. Oktober griffen sie die wenigen dort stehenden deutschen Kompanien aber mit solch gewaltiger Überzahl an, daß ein vorspringendes Grabenstück nicht gehalten werden konnte und an die Franzosen verloren ging. Die Deutschen waren aber an demselben Tage an anderen Stellen der Front so glücklich im Angriff, daß sie dem kleinen Gewinn der Franzosen einen wesentlich größeren entgegenzustellen vermochten. Bei Tahure stürmten sie die Butte von Tahure, einen Hügel nordwestlich des Ortes, bezeichnet als Höhe 193, von dem aus Tahure völlig beherrscht werden kann. Die Franzosen wehrten sich unter Aufbietung aller Kräfte, wobei sie 21 Offiziere, darunter 2 Bataillonskommandeure, und 1215 Mann als Gefangene in der Hand der Deutschen ließen. Diese kamen aber auch auf dem nördlichen Teil der Front stark voran. Trotz noch so wütender feindlicher Gegenangriffe nahmen sie nordöstlich von Neuville die französische Stellung in einer Ausdehnung von 1100 Metern und machten auch hier eine Beute von 200 Gefangenen, 4 Maschinengewehren und 4 Minenwerfern. Am 30. Oktober schickten sich die Franzosen zur Wiedereroberung des Hügels bei Tahure an, doch die Deutschen behielten ihn fest in der Hand. Der erfolgreiche deutsche Flieger Bölcke brachte an diesem Tage südlich von Tahure sein sechstes feindliches Flugzeug, diesmal einen französischen Doppeldecker, zum Absturz und wurde für seine kühne Tat im Generalstabsbericht ehrenvoll erwähnt. Die Zahl seiner Erfolge wurde am 7. November von dem Leutnant Immelmann eingeholt. Dieser schoß westlich von Douai einen mit drei Maschinengewehren ausgerüsteten englischen Bristol-Doppeldecker ab (siehe auch den Artikel „Deutsche Flieger“ sowie die Bilder Seite 434). Am 10. November mußte ein englisches Flugzeug bei Bapaume landen, die Insassen gerieten in Gefangenschaft. Schon am nächsten Tage ereilte wieder zwei englische Doppeldecker dasselbe Geschick. Flieger-, Artillerie- und Grabenkämpfe waren das Kennzeichen der neuen Zeitspanne auf dem Kriegschauplatz im Westen, die den Deutschen ihre Überlegenheit sowohl in der Abwehr als im Angriff ließ. Die Wochen des Durchbruchsversuchs hatten die Kraft und Lust der Feinde zum Angriff völlig gelähmt. Sie waren sogar beunruhigt, daß die Deutschen eine allgemeine Vorstoßbewegung einleiten könnten. Die Angst der Franzosen vor einem deutschen Angriff an der Westfront war ein Eingeständnis von dem vollständigen Mißlingen der eigenen Vorstöße. Die Zeit, in der die Feinde an den Angriff denken konnten, war auf dem westlichen Kriegschauplatz vorläufig vollständig vorbei. Es fehlte Franzosen und Engländern nicht nur an Munition, es fehlte ihnen besonders an zuverlässigen und zuversichtlichen Soldaten. Die Unzufriedenheit in Frankreich und England machte sich in Stürmen gegen die verantwortlichen Persönlichkeiten Luft. So mußte der Kriegsminister Millerand in Frankreich bei der Neubildung des Ministeriums zurücktreten. —

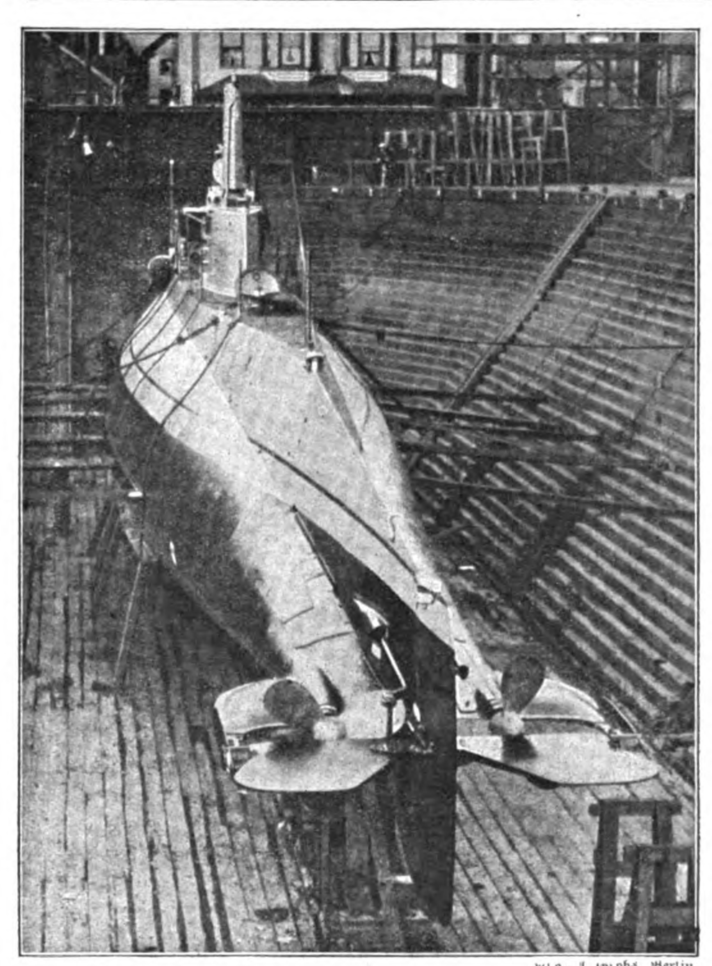


Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Der neue englische Stahlhelm, dem der französische Helm des Oberst Adrian (siehe Seite 415) zum Muster diente.

England war die Seele, das Treibende in den Entschlüssen und Unternehmungen des Vierverbandes, der Deutschland und Österreich-Ungarn zerschmettern und auch der Türkei und Bulgarien den Garaus machen sollte, aber es zeigte sich dieser selbstgestellten Aufgabe nicht gewachsen. Seine Unfähigkeit, die Androhungen an seine Opfer wahr zu machen, der Mangel an rechtzeitigem, entschlossenem Zugreifen, die fühlbare selbstsüchtige Angst, die eigenen Interessen in Frage gestellt zu sehen, alles das zeigten die Monate Oktober und November in so blendend heller Bestrahlung, daß die Bundesgenossen leise, aber doch hörbar aufzubegehren begannen. Frankreich wehrte sich zum erstenmal gegen die Zumutung, auch noch auf dem Balkan für England zu bluten, dennoch schob man eine ansehnliche Truppenmacht dahin ab; Italien gab sehr deutlich zu verstehen, daß es an seinem eigenen Krieg gerade genug habe, und vertröstete auf den ersten sichtbaren Erfolg, in der Meinung, Görz bald in seinen Besitz zu bringen; Rußland war noch am ehesten dazu bereit, England auf dem Balkan aus der Klemme zu helfen, vermochte aber seine Front an keiner Stelle zu entblößen. Die zugesagten 200 000 Mann, die durch Rumänien in Bulgarien einfallen sollten, konnten nicht in Marsch gesetzt werden, weil die deutschen und österreichisch-ungarischen Armeekorps an der Ostfront sie zum Bleiben zwangen. Serbien verblutete nach zäher Gegenwehr hilflos wie vor ihm Belgien. Der englische Minister Grey hatte die Serben wohlweislich durch Versprechungen zum Standhalten bis zum letzten Augenblick angespornt. Zur Verblüffung aller Welt gab er später zu, daß er Serbien eine Hilfeleistung in Aussicht gestellt, aber nicht die Absicht gehabt habe, diese nur formliche Zusage in die Tat umzusetzen. Griechenland und Rumänien wurden hart bedrängt, ihre Neutralität aufzugeben und die Waffen für den Vierverband — das soll natürlich heißen für England — aufzunehmen. Besonders dem griechischen König wurden die Türen von den Unterhändlern des Vierverbandes eingelaufen. Aber Griechenland und Rumänien blieben fest. Sie sahen an Serbien zu deutlich, welchem Schicksal sie verfallen würden, und fühlten auch an der Sprache der englischen Agenten, daß es England nicht um den „Schutz der kleinen Staaten“ oder ähnliche Dinge zu tun war, sondern daß England nur die Menschen, nur die Heere haben wollte, um eigene Opfer zu sparen. Um so lebendiger malte man in England den deutschen Schrecken an die Wand, schrie Ägypten und Indien als bedroht aus. Lord Derby zog im Lande umher

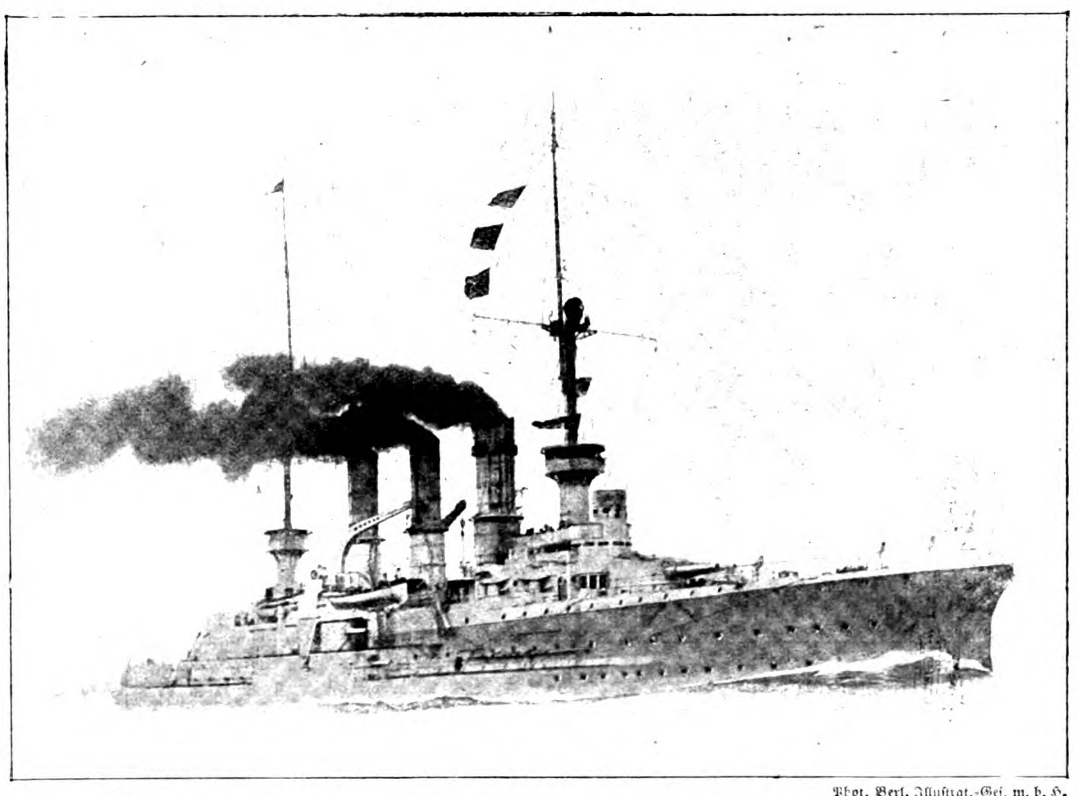



Phot. A. Grohs, Berlin.
Das englische Unterseeboot H 20 im Bau in einem amerikanischen Dock in Boston.

und hielt Werbereden für Kitcheners Armee. Der Erfolg befriedigte den Lord keineswegs; die Abenteurer, die England hinauszusenden hatte, waren wohl schon längst in Flandern gefallen; die Kriegsbegeisterten hatten schon längst an der Front eine Dämpfung aller Gelüste erfahren, ein großer Teil der Blüte des englischen Adels war gefallen. England hatte seine zuverlässigsten Offiziere in den zahlreichen Angriffsunternehmen eingebüßt. Das alles konnte weder die englische Presse noch der englische Zensor ganz verheimlichen. Die sechzehn Schillinge täglicher Sold verlockten immer weniger Leute, ihr Leben zu wagen. All die kleinen Zugmittel, die angewandt wurden, um den Rekrutenzustrom immer wieder zu reizen, verfehlten schließlich auch nicht, nach der Seite der Vorsicht ihre Wirkung zu üben. Allmählich sagten sich die jungen Männer: Wenn diese umfangreiche Werbearbeit nötig ist, die nun schon ein Dutzend Monate mit gleicher Kraft andauert, wenn der Krieg das Leben und die Gesundheit so vieler Tausende gekostet hat, weshalb sollen ausgerechnet auch wir noch Kanonenfutter werden. Lord Derby hatte also über Mangel an Ergebnissen zu klagen und regte den kühnen Gedanken an, daß alle unverheirateten jungen Männer durch Gesetz zum Heeresdienst gezwungen werden sollten. Bei Auftauchen dieser Forderung schwoll die Zahl der Eheschließungen sofort ganz bedeutend an und ließ so klar erkennen, wie schwer es werden würde, den Plan in die Tat umzusetzen.

Mit besonderem Nachdruck richtete man von England aus auch seine Augen auf Irland, um dort Truppen für die Front zu gewinnen. Allein die Iren erklärten immer wieder, daß dieser Krieg ganz allein ein Krieg Englands sei; nachdem man Irland mit Gewalt Jahrhunderte hindurch niedergehalten habe, könne man nicht erwarten, daß die Iren für die Sache Englands ins Feuer gingen, um hernach um so erbärmlicher behandelt zu werden. Der bedeutendste englische Dichter der Gegenwart, der Ire Bernard Shaw, verfaßte sogar ein Stück, in dem er scharf gegen das englische Rekrutierungsystem Stellung nahm. Das Schauspiel sollte in Dublin, der Hauptstadt seines Vaterlandes, aufgeführt werden. Es kam aber nicht dazu, der Zensor verbot das Werk, um dem gefürchteten Satiriker den Mund zu verschließen. Wohin man auch blickte, sah die Lage für England keineswegs rosig aus. Der ehemalige Advokat, der Ministerpräsident Asquith, freilich wußte dennoch im englischen Parlament eine Rede zu halten, in der er ein immer noch günstiges Bild der Lage entwarf, das zum Glück für Deutschland und seine Verbündeten aber auch gar nicht den Tatsachen entsprach. Seine Rede endigte mit dem Ansporn an das ganze englische Volk, alle Kraft daranzusetzen, um doch noch den Sieg davonzutragen.

Nachdem die Engländer alle ihre Bemühungen, einen Fortschritt an ihrer Ostfront in Frankreich zu erzielen, gescheitert sahen, versuchten sie auch auf dem Meere angriffsweise vorzugehen. In der Ostsee erschienen englische Unterseeboote und störten den lebhaften Handelsverkehr zwischen Deutschland und Schweden. Am 11. Oktober fiel ihnen das erste deutsche Schiff, ein Kohlendampfer, im Kalmarsund zum Opfer. Der Kalmarsund ist der langgestreckte Meeresteil zwischen der Insel Öland und dem schwedischen Festlande mit dem Haupthafen Kalmar. Auch einige andere Kohlen- und Erzdampfer liefen den Engländern vor die Torpedorohre und wurden versenkt. Aber dennoch fügten die deutschen Unterseeboote den Engländern in ihren eigenen Gewässern täglich ein Mehrfaches von dem Schaden zu, den die Engländer in der Ostsee anrichteten. Diese erzielten überhaupt nur einen besonderen Schlag. Es gelang ihnen die Torpedierung des deutschen Panzerkreuzers „Prinz Adal-

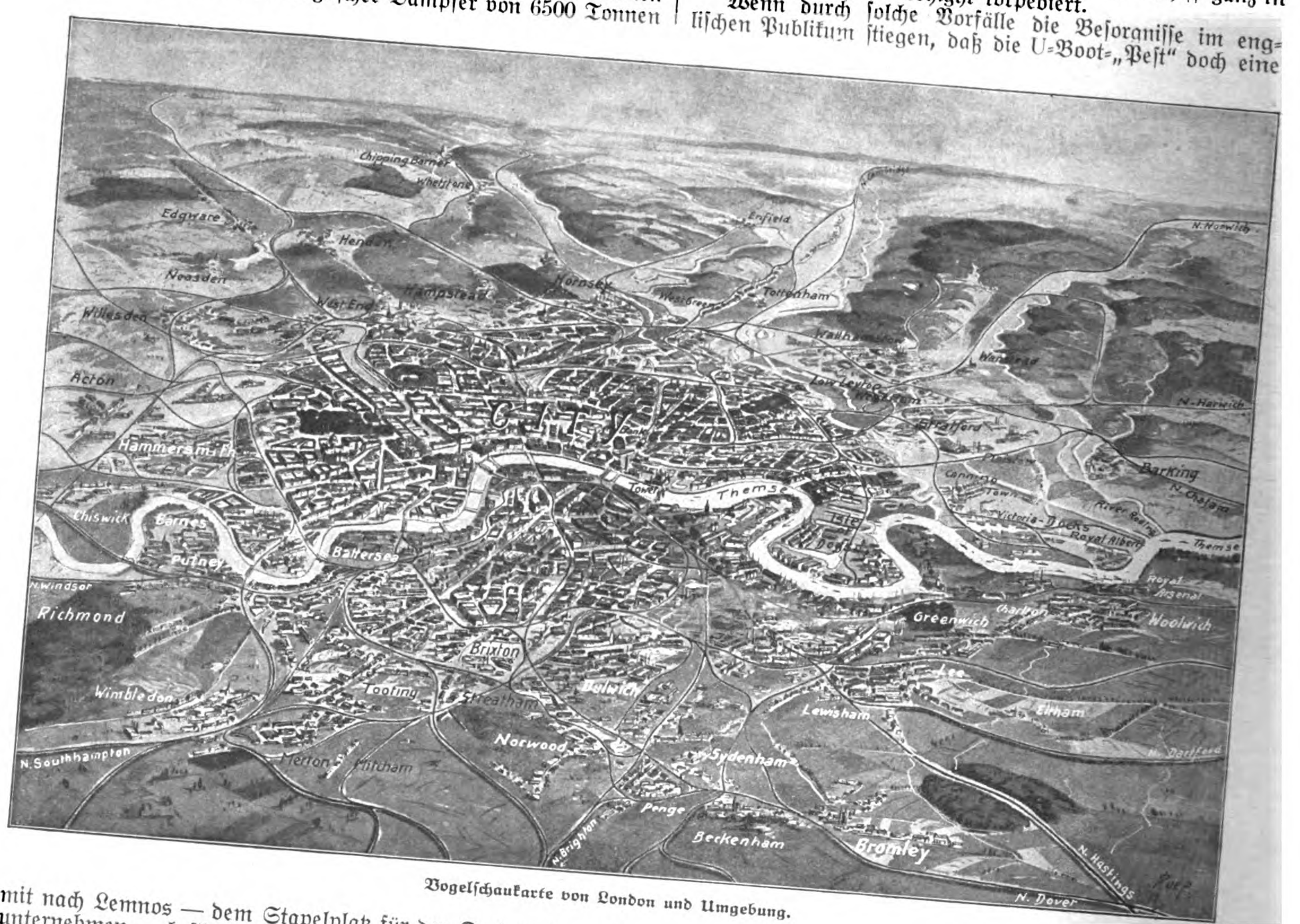

Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.
Panzerkreuzer „Prinz Adalbert", der am 23. Oktober 1915 durch zwei Schüsse eines englischen Unterseebootes im Hafen von Libau zum Sinken gebracht wurde.

bert" (siehe Bild Seite 447) den sie am 23. Oktober durch zwei Torpedotreffer im Hafen von Libau zum Sinken brachten. Ganz Deutschland erfüllte es mit Trauer, daß nur ein kleiner Teil der Besatzung gerettet werden konnte. Der englische U-Boot-Angriff in der Ostsee verpuffte noch im Oktober, da die deutschen Späherboote und Zeppeline eifrig auf der Suche nach dem Feinde blieben.

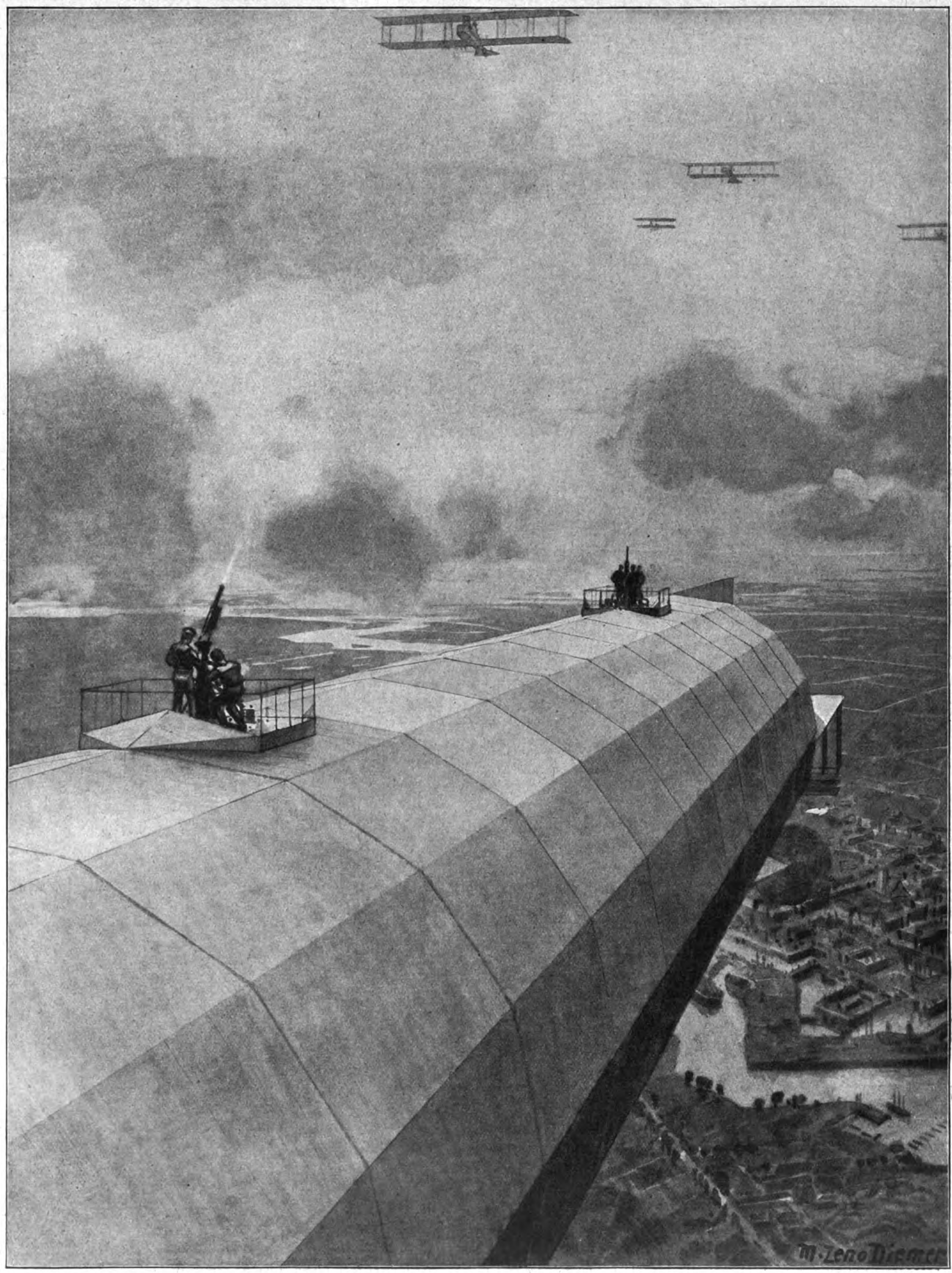
Nicht nur in der Nordsee bewiesen die deutschen U-Boote ihre Überlegenheit, sondern ganz besonders auf dem fernabliegenden Kampfplatz im Mittelmeer, das zum eigentlichen Schauplatz des Seekrieges zwischen England und Deutschland wurde. Nach einer Meldung aus Athen vom 14. Oktober fielen in den ersten Oktoberwochen nicht nur zahlreiche englische Handelsdampfer dem U-Boot-Krieg im Mittelmeer zum Opfer, sondern es wurden auch folgende militärische Fahrzeuge zur Strecke gebracht: ein englischer Transportdampfer mit indischen Truppen 40 Seemeilen östlich von Kreta, ein englischer Dampfer von 6500 Tonnen mit nach Lemnos — dem Stapelplatz für das Dardanellenunternehmen — bestimmten Kohlen bei Kap Matapan und endlich der englische Dampfer „Apollo", mit Kohlen und Kriegsmaterial von Malta nach Port Said unterwegs, 100 Seemeilen östlich von Kreta. Nach wenigen Tagen kamen erneute Nachrichten von weiteren englischen und französischen Schiffsverlusten. Dabei wurde von einem U-Boot-Kommandanten ein neues Beispiel englischer Verachtung des Lebens der Hilfsvölker mitgeteilt. Ein englisches Schiff war angehalten und die Besatzung zum Aussteigen veranlaßt worden, dann wurde das Schiff durch Granatenfeuer zum Sinken gebracht. Da stürzten im letzten Augenblick indische Soldaten auf Deck. Sie kamen aus dem Schiffsraum, waren dort eingesperrt gewesen und konnten nun nicht mehr gerettet werden. Die Engländer hatten von der Anwesenheit mehrerer hundert Soldaten an Bord keine Silbe verlauten lassen.

Anfang Oktober gelang auch die Torpedierung eines größeren englischen Transportdampfers in der Meerenge von Gibraltar. Das Mittelmeer erwies sich überhaupt als besonders geeignet für die Unterseebootarbeit. Die gewaltig ausgedehnten Meeresweiten gaben den Führern der U-Boote eine bessere Möglichkeit, durch geschicktes Manövrieren an den verschiedensten Stellen überraschend aufzutauchen, als die räumlich beschränkten Gebiete des Kanals und der benachbarten Gewässer, in denen die Sicherungsmaßnahmen der Gegner auf Grund der monatelangen Erfahrungen viel umfangreicher geworden waren. Im Mittelmeer bestand diese Überwachungsmöglichkeit längst nicht in dem Maße wie in der Nordsee. Deshalb waren die Engländer auch wegen ihrer Landungsunternehmen in Saloniki außerordentlich besorgt, so daß darin sehr erhebliche Verzögerungen eintraten und ausgedehnte Sicherungsvorkehrungen erforderlich wurden. Aber selbst da, wo die Engländer jeden U-Boot-Angriff für ausgeschlossen halten mußten, gelang kühnen deutschen Führern gelegentlich ein glücklicher Angriff; so wurde unter anderem ein Transportschiff ganz in der Nähe der Insel Whight torpediert.

Wenn durch solche Vorfälle die Besorgnisse im englischen Publikum stiegen, daß die U-Boot-„Pest" doch eine unausrottbare Gefahr bleibe, so gaben sich englische Zeitungen und amtliche Stellen die größte Mühe, den gesamten U-Boot-Krieg als ein völlig verfehltes Unternehmen Deutschlands hinzustellen. Zugeben mußte man schon, daß beträchtliche Schäden durch den U-Boot-Krieg herbeigeführt waren, darüber hinweg versuchte man aber mit der Mitteilung tröstenden Eindruck zu machen, daß den Erfolgen der deutschen U-Boote unverhältnismäßige Einbußen an Fahrzeugen und Mannschaften gegenüberständen. Man stellte die Behauptung auf, daß Deutschland bereits 60 Unterseeboote verloren habe. Die deutsche Regierung konnte dieser aus der Luft gegriffenen Mitteilung mit der Tatsache entgegentreten, daß nur weniger als ein Viertel der genannten Bootzahl heldenmütigen Untergang gefunden habe. Mitte Oktober wurde auch die Nachricht von der Ermordung hilfloser Mannschaften eines deutschen U-Bootes durch Marinesoldaten des englischen Kriegsfahrzeuges „Baralong" bekannt. Die Behandlung der U-Boot-Leute, die durch feigen Betrug in die Hände der Engländer gerieten, war in ihren Einzelheiten so grauenvoll, daß man bei der ersten Meldung im stillen immer noch auf einen Widerruf hoffte, doch wurden alle Angaben von den amerikanischen Augenzeugen



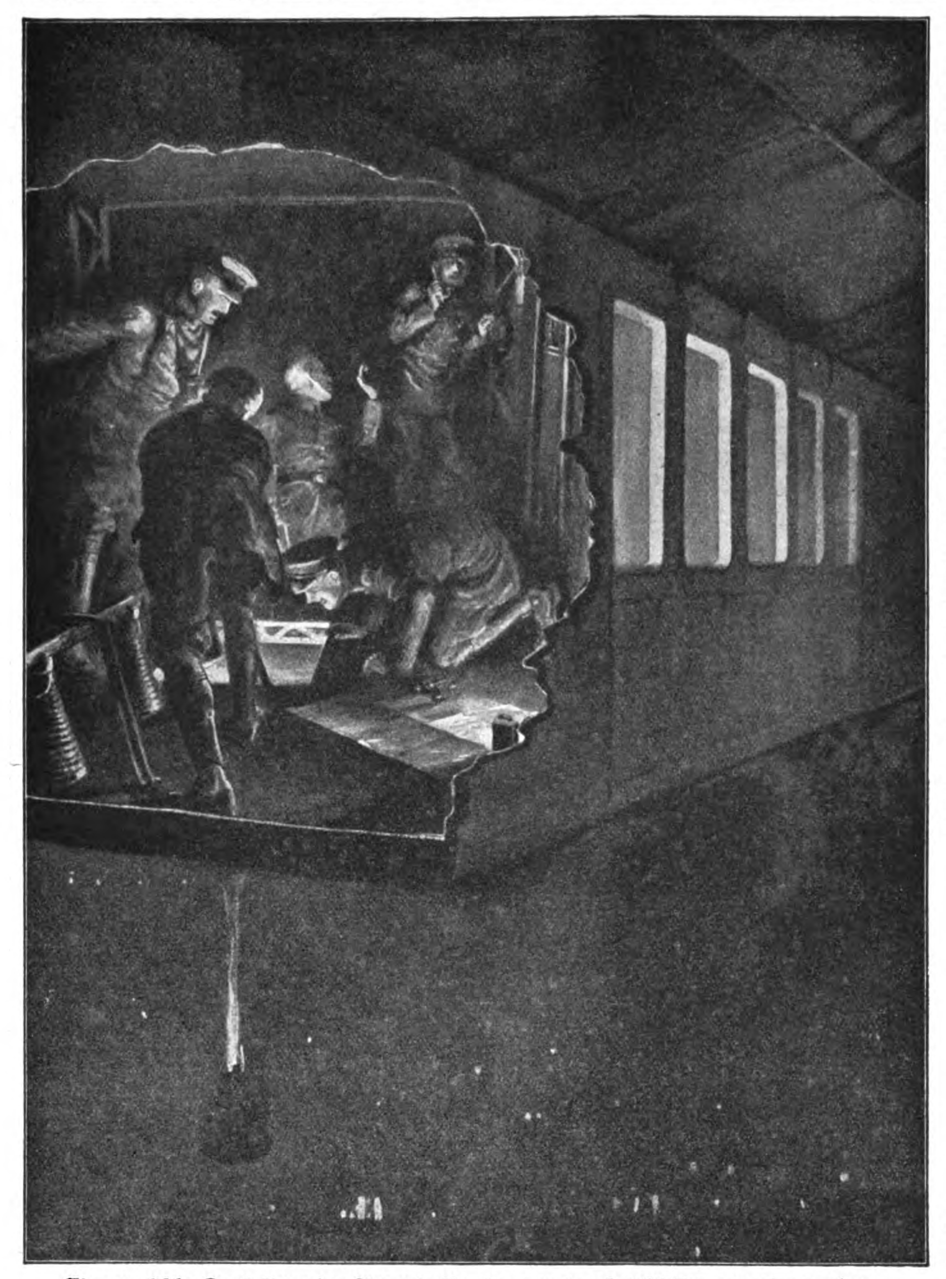
Vogelschaukarte von London und Umgebung.



Deutsches Marineluftschiff wehrt den Angriff feindlicher Flieger ab. Nach einer Originalzeichnung von Professor M. Zeno Diemer.

von der „Nicosian“ eidlich erhärtet. Mit der amerikanischen Regierung, deren Flagge von den Engländern dabei mißbraucht worden war, setzte sich die deutsche Botschaft in Verbindung, und die Angelegenheit wurde nun auf dem Wege diplomatischer Verhandlungen weiter verfolgt.

Wenn der U-Boot-Krieg von den Engländern auch als bedeutungslos hinzustellen versucht wurde, so ging das bei der anderen Art der deutschen Angriffe auf England, bei dem **Luftkriege**, nicht mehr. Zwar gab sich der Zensor alle Mühe, die Wahrheit über den machtvollen deutschen Luftangriff in der Nacht vom 13./14. Oktober zu entstellen, er konnte aber dennoch die allgemeine Furcht aller Kreise



Eine englische Darstellung der Art, wie Bomben von den Luftschiffen geworfen werden.

der Bevölkerung nicht mehr aus der Welt schaffen. Von welcher Wirkung der Angriff war, wird in dem folgenden Artikel „England und unsere Zeppeline" des genaueren geschildert. Zu der genannten Zeit kreuzten deutsche Marineluftschiffe über den Batterien von Ipswich und über der Stadt London. Im einzelnen bewarfen diese Schiffe größter Art, die mit gewaltigen Munitonsmengen ausgerüstet waren, die City von London, die London Docks, das Wasserwerk Hampton bei London und die Vorstadt Woolwich ausgiebig mit Brand- und Sprengbomben. Überall ließ sich schon von den deutschen Schiffen aus die Wirkung feststellen, zahlreiche Brände und starke Sprengwirkungen wurden beobachtet. Die englischen Abwehrmaßregeln setzten schon an der Küste durch ein mächtiges Artillerie- und Maschinengewehrfeuer ein, trotzdem aber kehrten sämtliche Luftschiffe unbeschädigt zurück. Die englische Regierung verbreitete zwar zur Herabsetzung der Wirkung des Eindrucks beim Auslande sofort eine Erklärung, daß nur wenige Häuser beschädigt und mehrere Brände ausgebrochen seien; diese seien aber schnell gelöscht worden und kein militärischer Sachschaden angerichtet. Auch seien nur 15 Militärpersonen getötet, 13 verwundet, außerdem an Männern 27 getötet, 64 verwundet; an Frauen 9 und 30; an Kindern 5 und 7. In Wahrheit hatte der Luftangriff aber alle bisher dagewesenen Angriffe an Gewalt und Wirkung übertroffen. Nach vielen übereinstimmenden neutralen Meldungen wurden mehr als 1000 Menschen getötet oder verletzt, der Sachschaden belief sich auf über 80 Millionen Mark. Gewaltige Lager und ganze Straßen waren vernichtet oder hatten äußerst schwer gelitten. Das gesamte öffentliche Leben in der Weltstadt, dem Herzen des Landes in geschäftlicher und politischer Hinsicht, erfuhr so eine folgenschwere Unterbrechung. Und diesmal gelang es dem Zensor nicht, die hochgehenden Wogen der Angst und des Zorns über die gänzlich fehlgeschlagenen Abwehrmaßnahmen zu besänftigen. Schließlich mußte sich der Minister Balfour im englischen Parlament zu der für die Engländer recht betrüblichen Äußerung herbeilassen, daß ein Mittel gegen Zeppelinangriffe noch nicht gefunden sei.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

England und unsere Zeppeline.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder Seite 448—451.)

Nächst den U-Booten, die nicht nur den englischen Überseehandel fast unterbunden, sondern auch mit ihren Geschützen mehrmals englische Küsten-



Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Bombenwirkung beim Zeppelinangriff auf London in der Nacht vom 13. auf 14. Oktober 1915.

plätze beschossen haben, werden unsere Luftschiffe von den Briten am meisten gehaßt. Beide Waffen tragen den Krieg mit seinen Schrecken auf den englischen Boden.

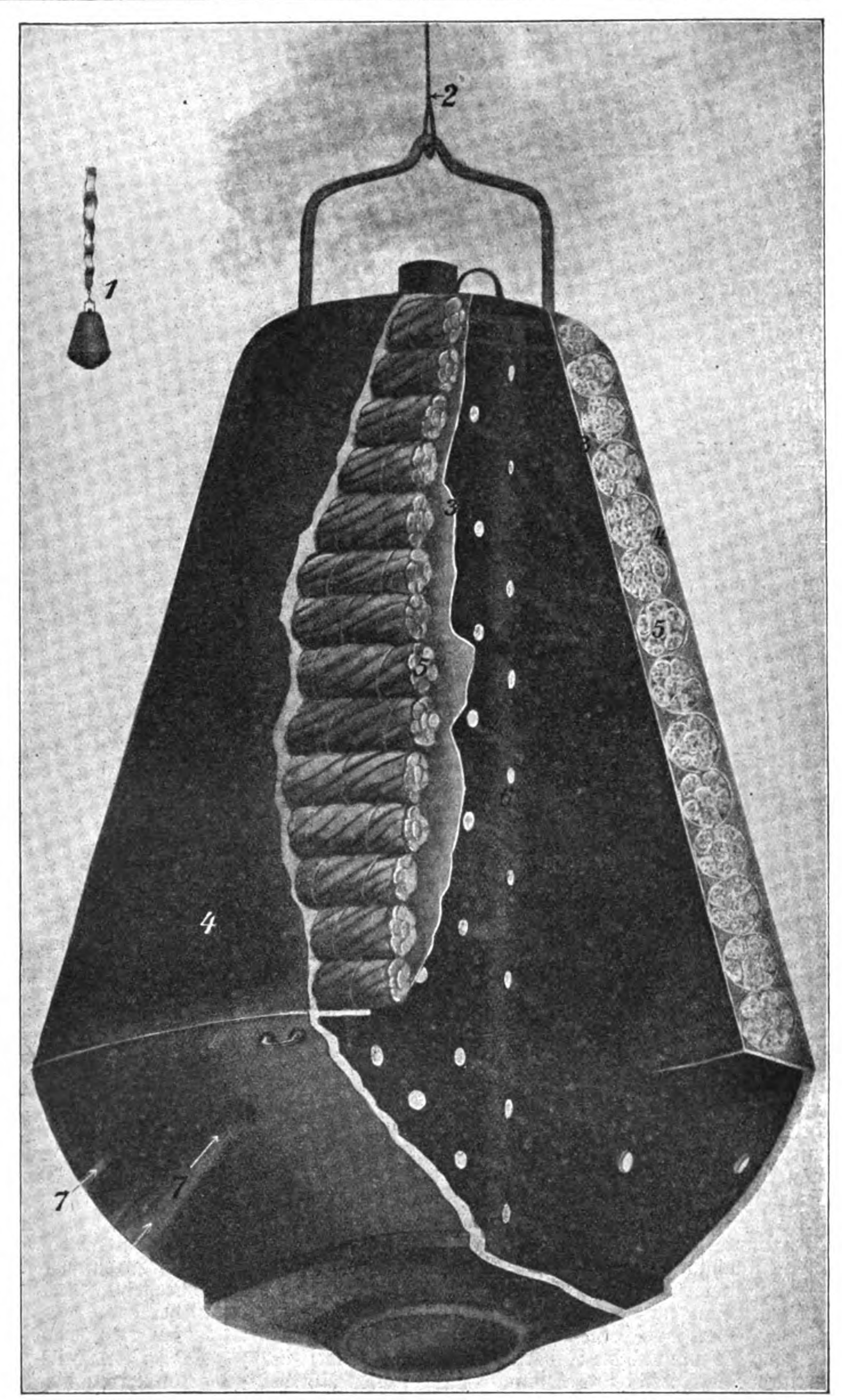
Freilich sucht die englische Regierung durch schärfste Zensur jede Mitteilung über die von unseren Zeppelinen angerichteten Schäden zu unterdrücken und versichert nach jedem Angriff, daß nur ein paar Greise, Kinder und Frauen die unschuldigen Opfer des „barbarischen“ Bombenwerfens geworden seien, und daß im übrigen der Angriff keinen Schaden angerichtet habe, vielmehr militärisch ergebnislos verlaufen sei.

Über das Erscheinen unserer Luftkreuzer über London am 13. und 14. Oktober 1915 (siehe auch Seite 449) liegen jedoch von zuverlässiger Seite genaue Berichte vor, die beweisen, daß die Wirkungen dieses Angriffs ganz bedeutende gewesen sind. Darnach wurden erfolgreich getroffen: Die Londoner Hafenanlagen (sogenannten Docks). Dort wurden die Ufermauern und Lagerhäuser auf weite Strecken niedergelegt, ein großer Schuppen, der zum Teil Munition und anderes Kriegsmaterial enthielt, brannte vollständig aus, mehrere Schiffe wurden getroffen, zum Teil völlig vernichtet.

Die City und das Zeitungsviertel wurden mit Bomben belegt, besonders der mit Geschützen versehene Tower nebst Towerbrücke. In den Straßen sind zahlreiche Häuser zerstört worden, zum Teil ganze Häuserblocks. Die Southwestern Bank brannte bis auf die Grundmauern nieder. Erhebliche Summen an Geld und Wertpapieren sollen vernichtet worden sein. Auch eine Filiale der Londoner Bank wurde eingeäschert. Im Zeitungsviertel wurde das Gebäude der „Morningpost“ besonders schwer beschädigt. Die Untergrund- und Eisenbahnbetriebe durch London mußten infolge von Zerstörungen teilweise eingestellt werden.

Auch in den Vororten und der Umgebung Londons wurden ganz bedeutende Beschädigungen durch die Bomben der deutschen Luftfahrzeuge angerichtet, besonders in Woolwich, wo das Arsenal getroffen wurde, in Enfield, Hampton, Croydon, Kentishtown und anderweit noch.

Alle Maßnahmen der Engländer zur Abwehr der Zeppelinangriffe haben sich als ungenügend erwiesen. Trotzdem bei jenem Angriff nicht weniger als 26 Scheinwerfer den Himmel nach den deutschen Luftschiffen absuchten, trotz ununterbrochener Beschießung durch die Abwehrkanonen, und obgleich vier englische Flugzeuge ihre Kreise um die Angreifer zogen, sind sämtliche deutsche Luftschiffe unversehrt zurückgekehrt.



Durchschnitt einer Zeppelinbrandbombe nach englischer Darstellung in etwas mehr als halber natürlicher Größe.

1. Eine die Luft durchschneidende Brandbombe mit dem Tuchwimpel, der ein gleichmäßiges Fallen gewährleisten soll. 2. Aufhängevorrichtung. 3. Metallener Kegel, der den zusammengerollten Tauen einen festen Halt gibt. 4. Harzige Masse, die über die gewundenen Taue gegossen wird und hart geworden mit diesen und dem Metallkegel eine starke, feste Außenhülle bildet. 5 Zusammengerollte Taue, durch Draht verstärkt. 6. Zylinder, der den Brandstoff Thermit enthält. Dieser besteht aus fein gepulvertem Aluminium mit einem Metalloxyd vermischt. Wenn das Thermit durch Magnesiumzündpulver entzündet wird, bildet der Sauerstoff des Oxyds mit dem Aluminium zusammen ein geschmolzenes Metall von hoher Temperatur, die 5000 Grad erreichen soll. 7. Harter, tellerförmiger Boden, der das Ende des Thermitzylinders aufnimmt und mit Luftlöchern versehen ist.

Nachstehend seien einige Verfügungen und Maßnahmen erwähnt, die unser reges Interesse beanspruchen, weil sie die Zeppelinfurcht der Engländer sehr treffend beweisen. Aus Manchester meldete „Daily Telegraph“ neue Bestimmungen der Handelskammer bei Ausfuhr von gewebten Stoffen. „Für jeden Meter solchen Tuches wird eine Bescheinigung vorgeschrieben als Gewähr dafür, daß es nicht in feindliche Hände gelangt. Die Behörde ist nämlich überzeugt, daß Baumwolle aus Lancashire, die für die englischen Flugzeuge scheinbar unbrauchbar ist, von den Deutschen so behandelt wird, daß sie sich noch gut für Luftfahrzeuge eignet. Die Ausfuhr aus und die Einfuhr nach Deutschland geht durch Vermittlung der Neutralen vor sich.“ Wie einschneidend diese der Komik nicht ganz entbehrende Maßnahme ist, geht aus der großen Ausfuhrziffer von jährlich 100 Millionen Pfund hervor.

Ferner gab die Admiralität bekannt, daß der Hafenbetrieb im Londoner Hafen nachts vollständig zu ruhen

habe. Das Löschen und Laden der Schiffe bei Nacht ist streng verboten. Alle Lichter müssen gelöscht sein, um jedes Orientieren nach der Themse zu erschweren. Auch diese Bestimmung ist eine nicht unbeträchtliche Schädigung des Handels sowie eine Verzögerung des Schiffsverkehrs.

Trotz all dieser Beruhigungsmanöver meldete Amsterdam am 20. Oktober 1915: „Für die gestrige Sitzung des englischen Unterhauses ist eine Interpellation eingebracht worden, in der der Minister des Innern um Auskunft gebeten wird, weshalb am Tage des letzten Zeppelinangriffs die englischen Aeroplane um 6 Uhr abends, wenige Stunden vor der Ankunft der Luftschiffe, abmontiert worden seien und ob Ersatz vorhanden gewesen sei, um dem Angriff zu begegnen."

Die gewaltigen Wirkungen, die durch die Bomben der Luftschiffe erzielt werden, erklären sich dadurch, daß die Zeppelingranaten, bzw. Bomben große Mengen Sprengladung und eine dünne Wandung besitzen.

Nicht minder gefürchtet ist die andere Bombenart unserer Zeppeline. Es sind das die Brandbomben, die weniger durch ihre Sprengwirkung als durch die Brandwirkung schaden sollen. Die englische Zeitschrift „The Sphere" veröffentlichte die auf Seite 451 abgebildete Skizze einer solchen Zeppelinbrandbombe.



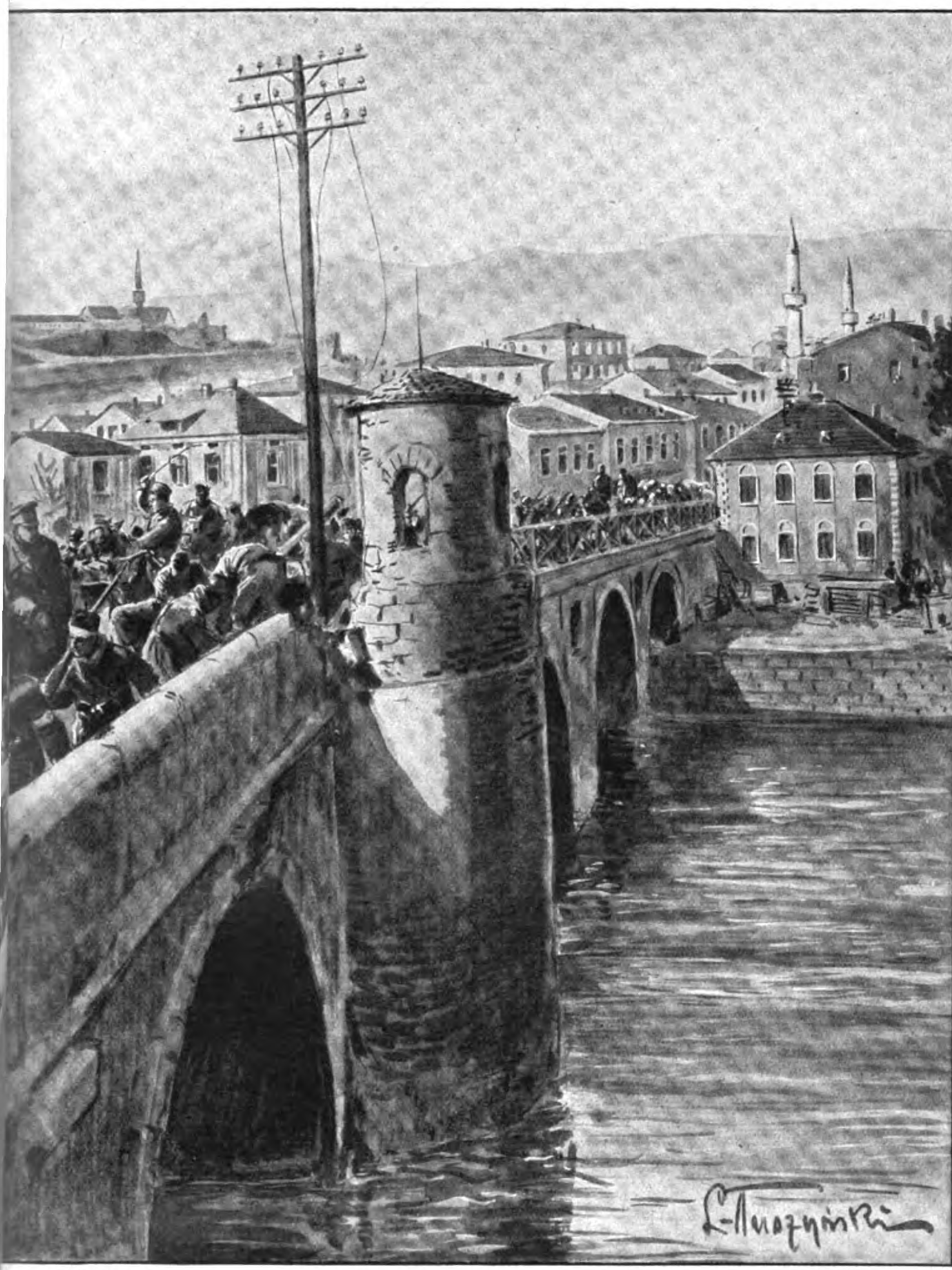
Die Flucht de[…] Truppen über d[…] brücke […]
Nach einer O[…] L. W[…]

Zusammenbruch eines französischen Kavallerieangriffs in der Champagne.

(Hierzu die farbige Kunstbeilage.)

Als die Blumen zu welken begannen, die auf der mit dem Blute der in der „Winterschlacht" Gefallenen gedüngten Erde der Champagne gewachsen waren, versuchten die Franzosen nochmals zwischen Reims und Verdun die deutsche Front zu durchbrechen. Drei Tage und drei Nächte lang, volle siebzig Stunden, hatten ununterbrochen die französischen Geschütze gedonnert und die deutschen Schützengräben und Unterstände eingeebnet und zugeschüttet. Dann hatte die französische Heeresleitung — man schrieb den 25. September 1915 — den Befehl zum allgemeinen Angriff auf der ganzen Champagnefront gegeben. Da die erste deutsche Verteidigungsstellung fast vollständig durch das dreitägige, orkanartige Artilleriefeuer zusammengeschossen war, konnte es nicht wundernehmen, wenn es den Franzosen tatsächlich gelang, in einer Breite von durchschnittlich 3—4 Kilometern vorzustoßen und bis vor die zweite deutsche Linie zu gelangen. Am 26. September hatten die zwischen Souain—Perthes—Lemesnil vorbrechenden Franzosen die Ortschaft Tahure und die Navarin-Farm bei St.-Marie-à-Py erreicht. Hier geriet ihre Offensive ins Stocken; im deutschen Artilleriefeuer, das in ihren Reihen wütete, so daß sie zu dreien und vieren übereinander stürzten, kamen sie nicht mehr weiter.

Doch der anfängliche Erfolg ließ die Herzen aller Franzosen höher schlagen. Sie glaubten, der Durchbruch sei schon geglückt und es käme jetzt nur noch darauf an, den weichenden Gegner zu verfolgen. Um ihm nicht Zeit zu lassen, sich in rückwärtigen Stellungen wieder zu sammeln, schickte die französische Heeresleitung der Infanterie starke Kavalleriemassen zur Unterstützung und zu nachhaltiger Verfolgung der Feinde — „unter merkwürdiger Verkennung der Lage", wie der deutsche amtliche Bericht vom 28. September meldete. Vor den Waldungen am Knick der fast kerzengeraden Straße Souain—Somme-Py sammelte General Langleheury seine Reitergeschwader. Da kamen die stolzen Kürassiere mit ihren funkelnden Stahlpanzern und den antik geformten Helmen mit den wehenden Roßschweifen; in heller Tropenuniform, den weißen Nackenschutz am Käppi, die Chasseurs d'Afrique, und schließlich ein buntes, malerisches Durcheinander: marokkanische und algerische Reiter mit Turban und flatterndem Burnus, die Söhne und Enkel der Kabylen Abdel-Kaders. Sie sollten heute die alte Gloire der französischen Reiterei wieder aufleben lassen, in unwiderstehlichem Anprall die wankenden Reihen der Feinde niederreiten und die fliehenden Deutschen hetzen bis zum letzten Hauche von Roß und Mann. Voran die wilden Kabylen, nach ihnen Chasseurs, Kürassiere und Dragoner, so galoppierten die Schwadronen mit geschwungenem Degen und gefällter Lanze über die Felder — ein schaurigschöner Anblick. Aber vor den halb zusammengeschossenen Drahtverhauen ballen sich Roß und Reiter zu dichtem Knäuel zusammen; Pferde wälzen sich, zu Tode getroffen, am Boden, den abgeworfenen Reiter unter ihren Hufen zerstampfend. Hinter den Drahtverhauen ziehen sich, teils gedeckt in den Gräben stehend, teils flach am Boden liegend, Schützenlinien entlang, die sicher und ruhig erst auf das Pferd, dann auf den Reiter zielen. Sächsische Reserveregimenter und Truppen der Division Frankfurt a. M. brachten den Angriff der französischen Kavallerie zum Scheitern. Nirgends vermochte der Feind durchzubrechen, mochten auch einige tollkühne Reiter ihre scheuenden Pferde in die Drahtverhaue spornen — weiter kam keiner. Verheerend schlugen Minen und Granaten ein, in weitem Umkreis die rasenden Pferde zerschmetternd. Ein Wall von Tier- und Menschenleibern türmte sich vor den deutschen Stellungen auf. Die Nutzlosigkeit ihres übereilten Angriffs einsehend, wandten sich die Überreste der fast vernichteten Schwadronen zu rascher Flucht.



er serbischen
die Wardar-
Uskub.
lzeichnung von
ynski.

Einzug der bulgarischen Truppen in Üsküb.

(Hierzu die Bilder Seite 452|453 und 455.)

Vergebens hofften die Serben, es möchte den in Saloniki gelandeten englischen und französischen Truppen noch rechtzeitig gelingen, die bulgarische Offensive zum Stehen zu bringen, damit die auf der ganzen Front geschlagenen serbischen Heere sich zu neuem Widerstand im Innern ihres von allen Seiten bedrohten Landes sammeln könnten. Diese Hoffnung erwies sich indes als trügerisch, denn das französische Hilfsheer, das am 18. Oktober bei Walandovo mit den Bulgaren zusammenstieß, wurde von diesen in erbittertem Kampfe vollständig geschlagen und unter schwersten Verlusten zurückgeworfen. Unaufhaltsam setzten die Bulgaren ihren Siegeszug durch Neuserbien fort, eroberten Kumanovo, Istip und Köprülü und bedrohten die im Tale des Wardar gelegene Stadt Üsküb, den politischen und geographischen Mittelpunkt Neuserbiens. Üsküb, einst die Residenz der großen serbischen und bulgarischen Könige und nach Belgrad die größte Stadt Serbiens, ist ein strategisch außerordentlich wichtiger Platz, denn hier kreuzen sich die Hauptstraßen des ganzen Landes. Diese Straßen führen im Süden über Köprülü nach Monastir, im Nordwesten nach Prizrend und Novipazar und im Nordosten nach dem Becken von Kumanovo. In ihrer Verlängerung verbinden sie Üsküb mit Mazedonien, Bosnien, Albanien, Griechenland, Bulgarien und dem alten Serbien. Außerdem laufen über Üsküb, oder Skoplje, wie die Serben das alte Scupi der Römer nennen, die Eisenbahnlinien Saloniki—Nisch—Belgrad und Üsküb—Mitrovica. Schon die Türken hatten die militärische Bedeutung Üskübs, der Hauptstadt des ehemaligen Wilajets Kossovo, erkannt und es zur Festung ausgebaut, die Stadt im Balkankrieg nach ihrer Niederlage bei Kumanovo indes ohne Kampf geräumt. Die Serben hatten das alte Kastell, das sich finster auf einem der beiden Hügel erhebt, zu deren Füßen Üsküb (siehe auch Bild Seite 388) im fruchtbaren Talkessel des Wardar liegt, neu befestigt, und ihre Heeresleitung war entschlossen, die Stadt unter allen Umständen bis zum Eintreffen des Entsatzheeres der Verbündeten zu halten. Ein großer Teil der Zivilbevölkerung hatte daher die Stadt räumen müssen und war in Pristina und Monastir untergebracht worden. Die Vorhut der bulgarischen Armee vertrieb zunächst die letzten serbischen Truppen aus den Pässen des Kara-Dagh und erreichte bereits am 23. Oktober Üsküb, wo sich die geschlagenen Serben noch einmal den vordringenden Siegern entgegenwarfen. In erbittertem Nahkampf gewannen die Bulgaren langsam Boden und konnten sich allmählich in dem auf dem rechten Wardarufer gelegenen Stadtteil festsetzen, während die Serben noch das linke Ufer sowie die Höhen mit der Zitadelle behaupteten. Die weitaus zum größten Teil aus Bulgaren und Türken bestehende Bevölkerung harrte mit Sehnsucht der Befreiung von den serbischen Gewalthabern, die hier während der letzten zwei Jahre eine wilde Schreckensherrschaft geführt hatten. Von seiten der Einwohnerschaft brauchten daher die bulgarischen Truppen keinerlei Feindseligkeiten zu befürchten, allein zahlreiche serbische Soldaten hielten sich in den Häusern versteckt, so daß es in den Straßen Üskübs zu heftigen Nahkämpfen kam. In wilder Flucht zogen sich schließlich die Serben über die fünfhundert Jahre alte Steinbrücke über den Wardar zurück und räumten die Stadt wie die Zitadelle, in der sie eine große Menge Kriegsmaterial zurücklassen mußten (siehe das nebenstehende Bild). Wie in allen Städten und Dörfern Mazedoniens, so wurde auch in Üsküb den bulgarischen Truppen nach dem Abzug der serbischen Unterdrücker ein begeisterter Empfang zuteil (siehe Bild Seite 455). Von allen Häusern wehten die bulgarischen Fahnen, aus allen Fenstern regnete es Blumensträuße auf die einziehenden Sieger, an deren Spitze Prinz Kyrill von Bulgarien, der zweite Sohn des Zaren Ferdinand, an der Seite des bulgarischen Armeekommandanten ritt. An das Pferd des Prinzen drängte sich jung und alt heran und küßte die Hände, ja selbst die Schuhe des Königsohnes, alles weinte vor freudiger Rührung und umarmte die bulgarischen Soldaten. Auch die türkische und albanische Bevölkerung, die unter der serbischen Herrschaft den ärgsten Mißhandlungen des Pöbels und der Willkür der Beamten preisgegeben war, beteiligte sich nicht minder freudig an dem Empfang der bulgarischen Truppen, mit denen Freiheit und Gerechtigkeit Einzug in das mißhandelte Mazedonien hielt. Unbeschreiblicher Jubel aber empfing die Sieger in den Krankenhäusern und Spitälern, wo sich österreichisch-ungarische Soldaten befanden, die in serbische Kriegsgefangenschaft geraten waren. Auch für sie hatte die Stunde der Befreiung geschlagen.

Mit Üsküb hatten die Bulgaren einen hervorragenden Stützpunkt für ihr Vordringen gegen das Amselfeld wie gegen Monastir und die albanische Grenze gewonnen, ohne daß die Hilfstruppen des Vierverbands imstande waren, dem Schicksal Serbiens in letzter Stunde eine andere Wendung zu geben.

Die durch den Weltkrieg bedingte Änderung in der Kampfform aller Waffen.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

I.

Auch der jetzige Weltenbrand hat an den Grundprinzipien vom Kriege, wie sie Clausewitz, Moltke, Schlieffen

aufgestellt haben, nichts geändert. Das Wesen und die Wertschätzung von Angriff und Verteidigung, von Verfolgung und Rückzug, von Flankierung, Einkreisung, Durchbruch und anderem mehr sind dieselben geblieben. Sie werden unverrückt bleiben wie die Satzungen einer Religion, die die Jahrhunderte überdauert. Aber in der Kampfform aller Waffen, das heißt in der Verwendung ihrer Kräfte im Kampfe selbst, sind so grundlegende Veränderungen eingetreten, daß sie als ein entscheidender Wendepunkt im gesamten Kriegswesen zu betrachten sind. Die deutsche Infanterie war in den Friedensjahren vor dem Kriege im Geiste rücksichtsloser Offensive erzogen. Das Reglement von 1906/08 sagt in dem Abschnitt über das Gefecht: „Den ihr innewohnenden Trieb zum angriffsweisen Vorgehen muß die Infanterie pflegen; ihre Handlungen müssen von dem einen Gedanken beherrscht sein: ‚Vorwärts auf den Feind, koste es, was es wolle.'" Eine nicht wegzuleugnende Geringschätzung gegen die Anlage von Schützengräben, geschweige denn gegen das Eingraben, ging mit dieser ritterlichen Angriffstheorie Hand in Hand. Wer bei Friedensübungen die Lösung seiner Aufgabe in der Verteidigung suchte, konnte nur in seltenen Fällen auf Billigung rechnen. Es ist bezeichnend, daß als kleine Disziplinarstrafe für die Mannschaften das Tragen eines Spatens verfügt wurde. Man übte als Form für den Angriff das allmähliche Herantragen einer ungeheuren Feuerwoge ein, die genährt wurde durch mehrere offene Linien hintereinander, die alle sprungweise vorgehend die vordere Feuerlinie nach und nach auffüllen, somit die vordere Schützenlinie soweit verdichten sollten, daß die erlittenen Verluste ausgeglichen wurden. Mit den so verstärkten vorderen Schützenschwärmen wurde dann mit Hurra und Trommelwirbel der Anlauf gemacht, der den Feind mit dem Bajonett niederrennen sollte. Floh er, so drohte ihm Vernichtung durch das auf nächste Entfernung abgegebene Verfolgungsfeuer.

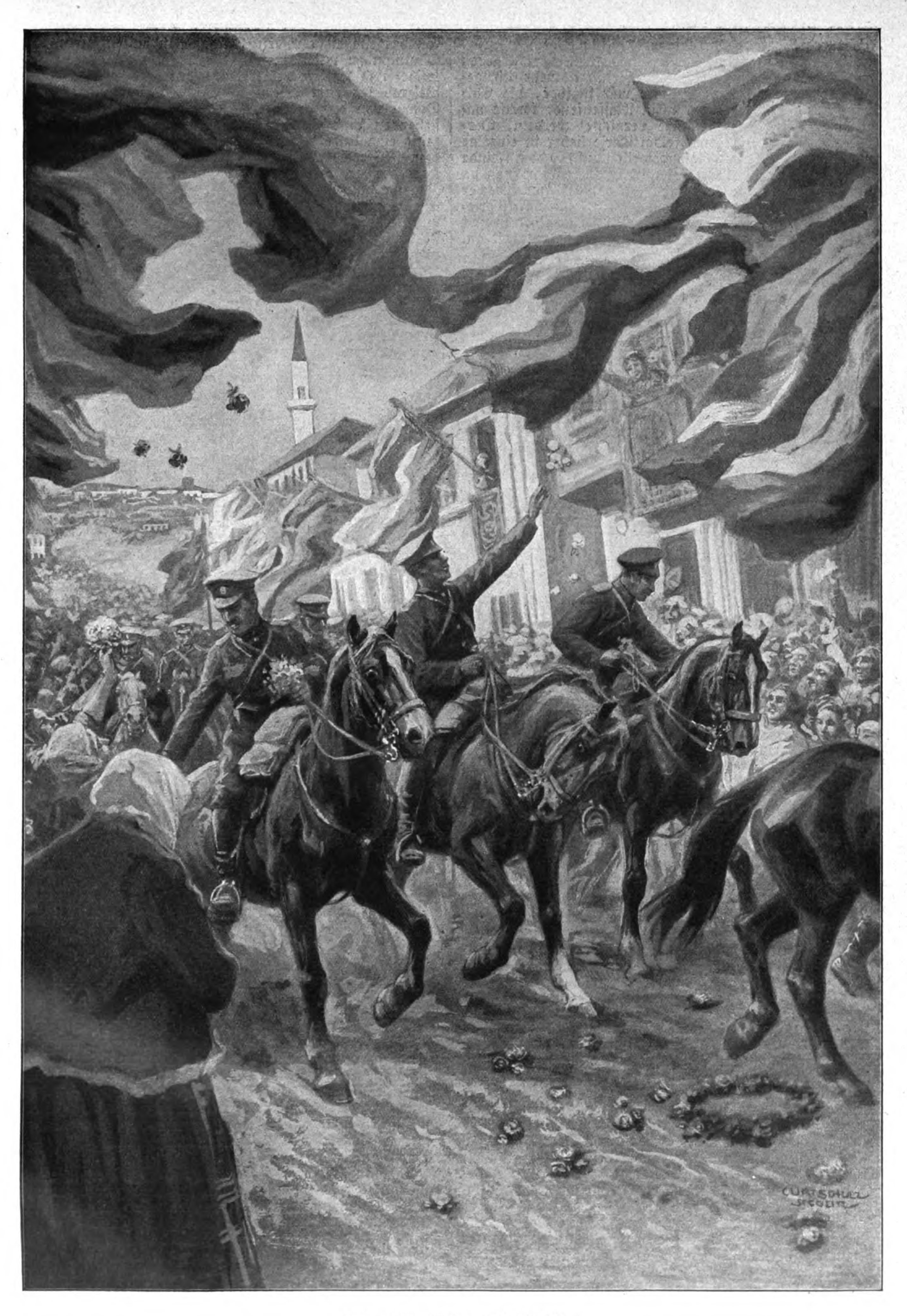
Die Unterstützung des Infanterieangriffs durch Artilleriefeuer wurde allerdings empfohlen und auch geübt, jedoch darüber hinweggesehen, wenn die Infanterie einmal ihr Heil allein versuchte oder sich wenigstens mit ihren Maschinengewehren begnügte, von deren ungeheurer taktischer Bedeutung sich vor dem Kriege nur wenige eine richtige Vorstellung machten. Die „Zweiwaffentaktik" — so nannte man die innige Verbindung von Infanterie mit Artillerie — blieb eine zwar anerkannte, aber nicht immer befriedigte Forderung. Moltke sagte einmal: „Eine neue Taktik ließe sich auf dem Schlachtfeld nicht improvisieren; die Truppe mache dort das, was sie auf den Übungsplätzen gelernt habe." Aus dem angedeuteten Unterlassen der Betonung der Artilleriewirkung im Frieden erklären sich die zwar heldenhaften, aber verlustreichen Angriffe unserer Infanterie in den mörderischen Augustschlachten von 1914.

Die Erfahrung ist allerdings nicht vergeblich gemacht worden. Die Artillerie wird schwerlich jetzt bei Einleitung irgend eines Gefechts fehlen. Inwieweit dabei die Feldartillerie durch die schwere Artillerie verstärkt worden ist, davon weiter unten. Die feindliche Feuerwirkung zwang aber die Infanterie zu ungleich umfangreicherer und feinerer Benützung der Deckungen im Gelände. Von einem Vorgehen über freies, von feindlicher Artillerie und Maschinengewehren eingesehenes Gelände konnte keine Rede mehr sein. Ein Heranschleichen, Auf-dem-Bauche-Herankriechen („Robben" nennt es die Truppe), ein Sichwinden durch die kleinsten Geländefalten, durch Wegegräben, das Benützen jedes Baumes, jedes Gebäudes als vorübergehende Deckung — das ist jetzt das Kennzeichen jedes Kampffeldes. Man sucht sich nicht allein den feindlichen Geschossen, sondern auch den feindlichen Augen zu entziehen. Daher die scheinbare Öde — die unheimliche Leere des Schlachtfeldes.

Diese hat im „Stellungskrieg" womöglich noch eine Steigerung erfahren. Das Zeigen einer Helmspitze bringt schon ernsteste Gefährdung, das Sichtbarmachen des Körpers sicheren Tod. Der Stellungskrieg hat die Verlängerung des Krieges bedingt. Hätten wir unsere Gegner auf einem Kampfplatz, wie sie etwa die flache Ebene bei Leipzig in der Völkerschlacht 1813 geboten hat — die Entscheidung wäre längst gefallen. Der Stellungskrieg ist in vollem Maße vergleichbar dem letzten Stadium des Festungskrieges vor dem Sturm über den verflachten Festungsgraben. Mit Sappen hat man sich herangearbeitet, mit Minen hat man dem Feinde zugesetzt, der Sturm — der Anlauf — ist jeden Augenblick zu erwarten. Der Minenkrieg — jahrzehntelang zum alten Eisen geworfen — ist im Russisch-Japanischen Kriege wieder aufgelebt. Jetzt steht er in voller Blüte. Die Minierkompanien, die lange Zeit abgeschafft waren, bilden jetzt einen kostbaren Teil unserer Angriffstruppen. Man fragt sich: „Warum bringt der Stellungskrieg eine solche Verzögerung der Kriegsentscheidung zuwege?" Die Antwort ist: Weil eine Verteidigungslinie, die auf beiden Flanken gesichert ist — durch Meere, Grenzen neutraler Staaten, gewaltige Festungen, befreundete Armeen — nur in der Front angegriffen werden kann. Die Frontalangriffe gegen stark befestigte Feldstellungen, unterstützt durch eine gewaltige schwere Artillerie und durch die Gliederung nach der Tiefe in mehrere, in ihrer Stärke wachsende Verteidigungslinien, haben kaum die Aussicht auf Erfolg. Das zeigen überzeugend die Erfahrungen in Flandern (auf beiden Seiten), im Artois, in der Champagne, in den Karpathen, auf Gallipoli und am Isonzo. Nur dann ist eine in der Front starke Linie zu überwältigen, wenn sie von der Flanke gefaßt werden kann.

Trotz dieser Erkenntnis spielen sich auf allen Fronten erbitterte Teilkämpfe ab. Die eigentümliche Änderung der Kampfform betätigt sich unter anderem in dem Ersatz des Bajonetts durch die Handgranate. Diese ist eine mit einem starken Sprengstoff gefüllte eiserne Kugel, in Rußland ein Kubus, der auf nächste Entfernung in den Feind hineingeschleudert wird und beim Aufprall nach wenigen Sekunden detoniert. Sie hat eine Wirkung wie etwa die Granate des ehemaligen Vierpfünders, der die Schlachten Kaiser Wilhelms I. schlagen half. Der Angriff geschieht also damit, daß die Stürmenden ein Dutzend Handgranaten in den Arm oder in den Brotbeutel nehmen und diese nun in die feindlichen Linien, Schützengräben oder Unterkunftstände schleudern. Die ballistische Wirkung ist ungeheuer, zermalmend. Rechnet man dazu die Vernichtung durch Minen von unten, die Wirkung der Bomben und Fliegerpfeile seitens der Luftfahrzeuge von oben, so kommt der frühere Bajonettangriff mit seinem „selten folgenden" Nahkampf dem Beurteiler vor wie eine milde Äußerung des Kriegsgottes. Die Begleiterscheinungen des jetzigen Krieges sind durch die Vervollkommnung der Zerstörungstechnik eben überall vernichtender, grausamer und abstoßender geworden — der erstickenden Gasangriffe, die unsere Gegner uns aufgenötigt haben, gar nicht zu gedenken. Wenn also im Bewegungskriege, zum Beispiel bei dem großartigen Durchbruch am Dunajec (Mai 1915), die alten stürmischen Angriffsformen zu ihrem wohlverdienten, entscheidenden Erfolge gelangten, so bietet anderseits der häufiger eintretende Stellungskrieg die Erscheinungen der Berennung einer Festung. Hierbei ist der Sturmangriff das Ende und die Entscheidung einer langen Kriegsperiode — eine Überrennung und deren Abwehr. Vorher aber spielen sich die zermürbenden Perioden des Festungskrieges ab etwa wie der Trancheenangriff auf Sewastopol. Der dauerte neun, unser jetziger Krieg an der Westfront bereits fünfzehn Monate.

Eigentümlich ist die eingetretene Verkürzung der Entfernungen, innerhalb deren das Infanteriefeuer abgegeben wird. Vor dem Kriege hielt man das Schußfeld für besonders günstig, das einen weiten Ausblick — auf 1200 Meter und darüber — gestattete. Fiel das Gelände dabei allmählich ab, um so besser. Man glaubte, den Feind auf diesem langen Angriffsweg so schädigen zu können, daß er zum letzten Anlauf nicht mehr die nötige Kraft habe. Anders jetzt! Man spart das eigene Feuer bis zum letzten Augenblick. Man eröffnet es erst dann, wenn der Feind auf 200 bis 300 Meter herangekommen ist. Dann schlägt ihm die Feuerwoge mit vernichtender Wirkung ins Gesicht. Steigt das Gelände dem Angriff des Feindes ein wenig entgegen, so erhöht das die ballistische Wirkung. Maschinengewehre und Feldgeschütze sind vielfach in die vorderste Linie eingestreut. Wird diese einmal überrannt, so sind sie allerdings gefährdet. Das muß aber als unausbleiblich hingenommen werden. Die Feldartillerie suchte bis zum Kriegsbeginn eine Massenwirkung in langen Geschützlinien, wie wir sie in den Schlachten von 1870/71 mit vollem Erfolg angewendet hatten. Das indirekte Feuer wurde bevorzugt, so zwar, daß die Geschütze hinter einer Hügelkette auf der dem Feinde abgekehrten Seite möglichst so in Stellung gingen, daß die



Einzug der Bulgaren in Usküb.

Nach einer Originalzeichnung von Curt Schulz.

Geschützrohre gerade über die Höhe hinübersehen oder — eine halbe Horizontale tiefer — indirektes Feuer abgeben konnten. Diese Taktik konnte jetzt nicht mehr innegehalten werden. Diese Hügelkette war sichtbar, die Entfernung sofort festzustellen. Ein Massenfeuer konnte dahin geleitet und die Geschütze vernichtet werden. Deshalb teilte man die eigene Feldartillerie lieber in einzelne Gruppen, ließ sie in den Geländewellen auf der dem Feinde zugekehrten Seite gedeckte Stellungen suchen und von da ein konzentrisches Feuer abgeben, das durch Fernsprecher einheitlich gestaltet werden konnte. Die langen Artillerielinien, die auch Napoleon I. und sein Artilleriemeister Drouot so sehr bevorzugten, gehören somit der Vergangenheit an.

Ankunft des ungarischen Donaudampfers „Berettio" in Vidin.

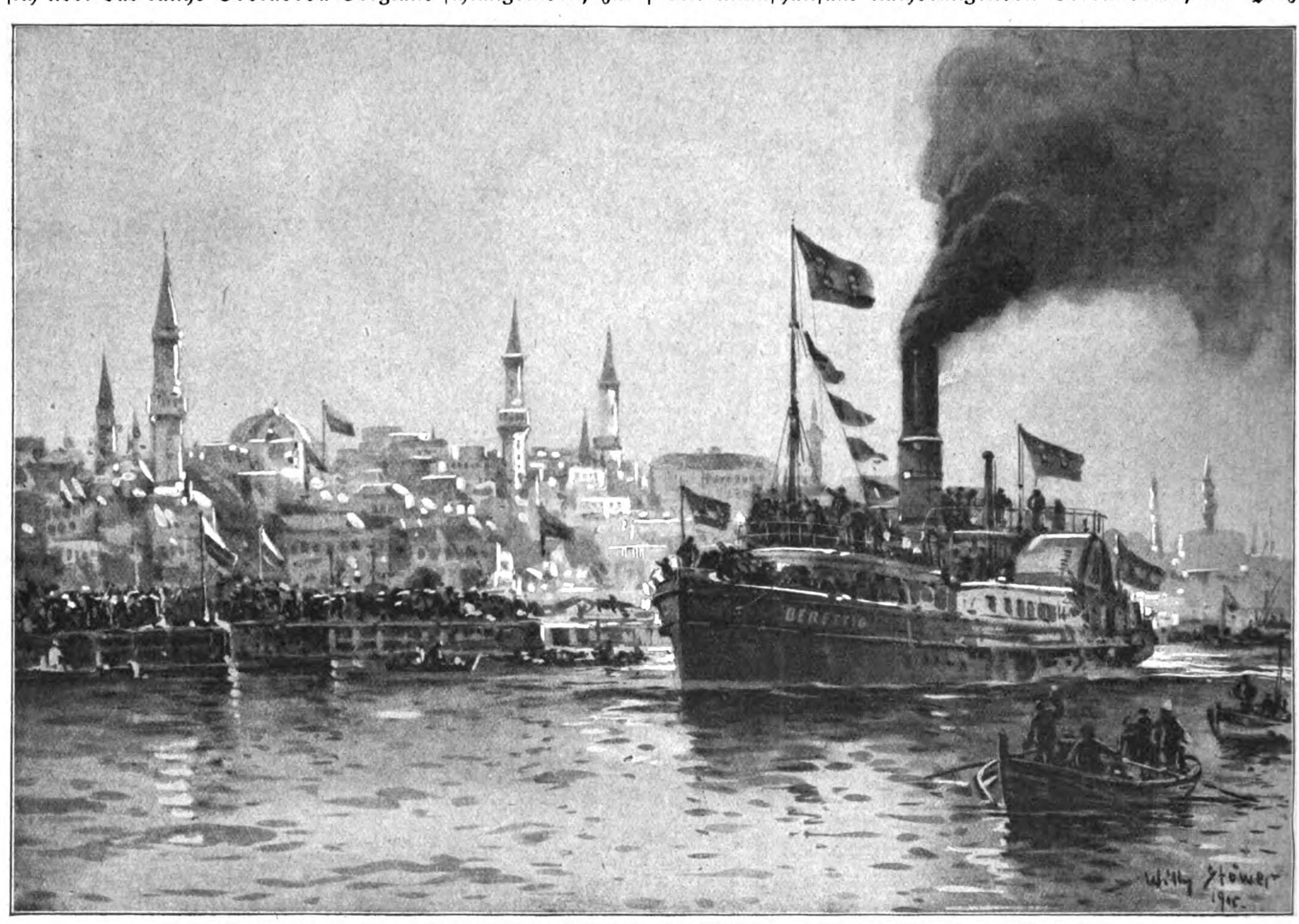
(Hierzu das Bild auf dieser Seite.)

Am 27. Oktober 1915 trafen südlich von Kladovo auf der sich über das rauhe Dobravoda-Bergland schlängelnden, zur Donau führenden Straße zwei Offiziere und fünfundzwanzig Mann einer bulgarischen Patrouille mit den Vorposten der deutsch-österreichisch-ungarischen Armee zusammen. Morgen- und Abendland reichten sich die Hand zu neuem Bunde, es war ein Augenblick von welthistorischer Bedeutung, ein Wendepunkt in der Geschichte des Weltkrieges, der von diesem Tage an in ein neues Stadium eintrat (siehe Bild Seite 389). Vierzehn Monate hindurch war der Verkehr zwischen Österreich-Ungarn und dem Balkan unterbrochen, die Donau wie durch ein eisernes Tor bei Belgrad abgeschlossen, der Weg zum Schwarzen Meere und darüber hinaus zum Orient durch einen Riegel versperrt. Solange sich Italien seinen ehemaligen Verbündeten gegenüber noch neutral verhielt, gelangten über Genua und Venedig die Erzeugnisse der Mittelmeerländer, wenn auch in beschränktem Maße, zu uns. Erst als auch Italien auf die Seite unserer Gegner trat, waren die verbündeten Zentralmächte von jeglicher Zufuhr aus dem Balkan abgeschnitten. Rumäniens zweifelhafte Haltung machte es uns unmöglich, unsere türkischen Bundesgenossen an den Dardanellen mit Waffen und Munition zu unterstützen und anderseits die großen Getreide- und Futtervorräte Bulgariens heranzuholen. Von Belgrad bis zum Eisernen Tore bei Orsova wurde die Donau von der auf den Berghöhen am serbischen Ufer stehenden feindlichen Artillerie beherrscht, während gleichzeitig eine Unzahl schwimmender Minen den Verkehr auf dem Flusse überhaupt unmöglich machte. Die Hauptverkehrsader der Donaumonarchie war damit unterbunden, der Zugang zum Suezkanal und zur Bagdadbahn verschlossen. England triumphierte — zu früh. Es hatte seine Rechnung ohne das deutsche Schwert gemacht.

Nachdem Belgrad von den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen mit stürmender Hand genommen worden war, als die Bulgaren den Timok überschritten, in raschem Siegeslauf Zajecar, Pirot und Knjazevac eroberten, konnten die überall bis zur Vernichtung geschlagenen serbischen Heere in dem nordöstlichen Zipfel ihres Landes nicht mehr standhalten und mußten sich, verfolgt von den unaufhaltsam nachdrängenden Verbündeten, ins Herz Serbiens zurückziehen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, abgeschnitten und zwischen die Donauschleife eingekeilt und somit zur Kapitulation oder zum Übertritt auf rumänisches Gebiet gezwungen zu werden. Der bei Alt-Orsova die Donau übersetzenden Armee Gallwitz (siehe Bild Seite 412/413) vermochten die Serben keinen ernsthaften Widerstand mehr entgegenzusetzen und noch viel weniger konnten sie die Vereinigung der deutschen und bulgarischen Streitkräfte hindern.

Damit hatte sich der eiserne Ring um Serbien geschlossen; unsere Feldgrauen hatten Hand in Hand mit ihren bulgarischen Kameraden das eiserne Donautor gesprengt, der Weg nach dem Orient war wieder offen. Zunächst galt es freilich erst dem Strom die Fesseln abzunehmen, die der Feind ihm angelegt hatte. Bevor die Schiffahrt wieder aufgenommen werden konnte, mußten alle Minen entfernt werden, die die Serben allenthalben gelegt hatten.

Bereits am 29. Oktober war der Donauabschnitt Orsova-Kladovo-Timokmündung von allen serbischen Streuminen



Die Donauverbindung mit Bulgarien: Ankunft des ungarischen Donaudampfers „Berettio" in Vidin.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.

gesäubert und somit die Freiheit des Wasserweges der unteren Donau hergestellt. Noch am selben Tage ging, von Orsova kommend, in dem bulgarischen Donauhafen Vidin der ungarische Dampfer „Berettio“ vor Anker. Am Kai der belebten Handelsstadt, deren zahlreiche Moscheen mit ihren halbmondgekrönten Minaretts und ehrwürdigen Kuppeln noch an die Türkenzeit erinnern, da Vidin gleich Belgrad ein trutziges Bollwerk des osmanischen Reiches war, hatte sich die Bevölkerung in Scharen eingefunden, und brausender Jubel empfing den mit den Flaggen des neuen Vierverbands festlich geschmückten Dampfer, der unter den Klängen aller Nationalhymnen der verbündeten Reiche langsam in den Hafen einfuhr, die wirtschaftliche wie militärische Brücke zu unseren Verbündeten im Orient schlagend. Ohne Unterbrechung reicht nun unsere Front im Osten von den Dünen von Windau und Libau bis zu den Palmenhainen am Persischen Golf. Die Dampfer, die nun wieder wie in Friedenszeiten von Wien bis Vidin verkehren, tauschen gegenseitig die Hilfsmittel der verbündeten Länder aus; deutsche Waffen und Truppen finden ihren Weg nach Konstantinopel und Ägypten, bulgarisches Getreide, Hülsenfrüchte, Mais und Futtermittel, Südfrüchte und Baumwolle, Kupfer aus den armenischen Bergwerken, die Reichtümer und Schätze des Orients werden auf dem Rückweg zu uns gelangen und uns doppelt für den unterbrochenen Seeverkehr mit Amerika und Ostasien entschädigen. „Wenn Allah ein Tor schließt, öffnet er tausend“, sagt ein türkisches Sprichwort, das mit der Fahrt des „Berettio“ zur Wahrheit wurde.

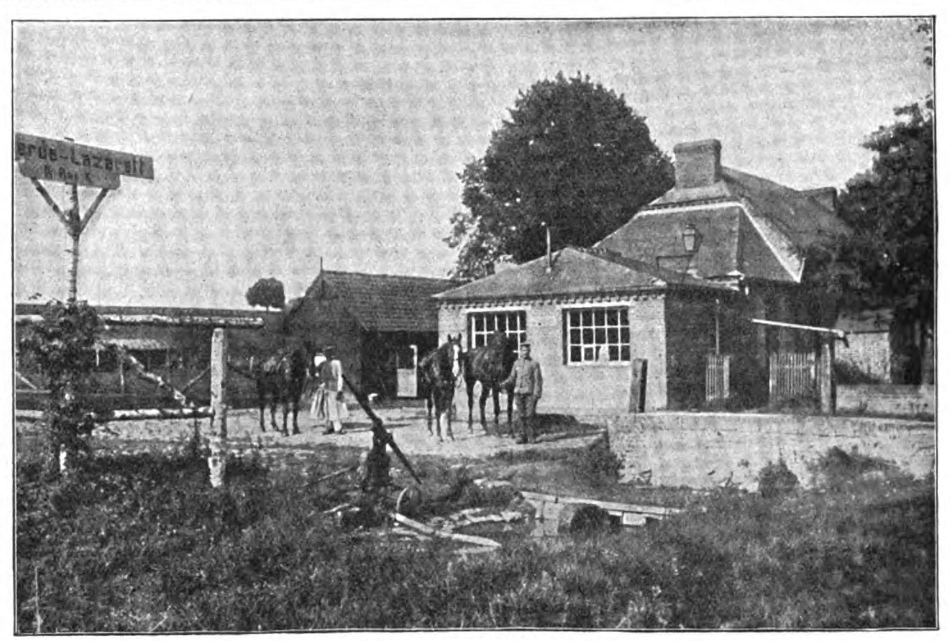
Pferdelazarette.

Von Paul Otto Ebe.

(Hierzu die Bilder auf dieser Seite.)

Je länger das Völkerringen dauerte, desto sparsamer mußte man mit allen Kriegsmitteln umgehen, um die Quellen des Nachersatzes selbst bei gesperrter Einfuhr nicht allmählich versiegen zu lassen. So begann man bald nach den Anfangschlachten, wie früher im Frieden, die Hülsen der abgeschossenen Patronen, Kartuschen, zerbrochene Waffen, Ausrüstungsstücke aller Art zu sammeln. Es wurden ferner Versuche gemacht, die Häute gefallener Tiere abzuziehen und zurückzusenden, um der Heimat das kostbare Leder, nach dem durch die vielen Militärausrüstungen große Nachfrage bestand, nicht vorzuenthalten.

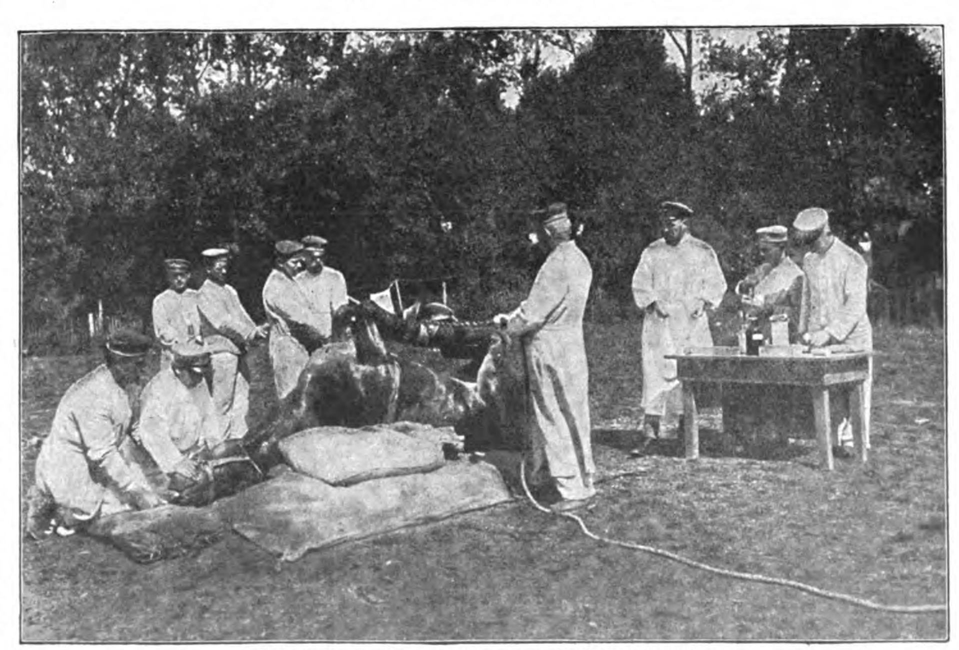
Was ist natürlicher, als daß man sich auch der treuen Gefährten annahm, die ihre Reiter mit Windeseile aus mancher Gefahr in Sicherheit gebracht hatten, oder die auf grundlosen Wegen keuchend und dampfend schwere Munitionswagen in die Feuerlinie zogen oder im feindlichen Granat- und Schrapnellfeuer Geschütze auf steilen Berghängen in Stellung brachten! Man hat allmählich eingesehen, daß sogar bei schwereren Verletzungen der Pferde diesen und



Eingang zum Pferdelazarett.



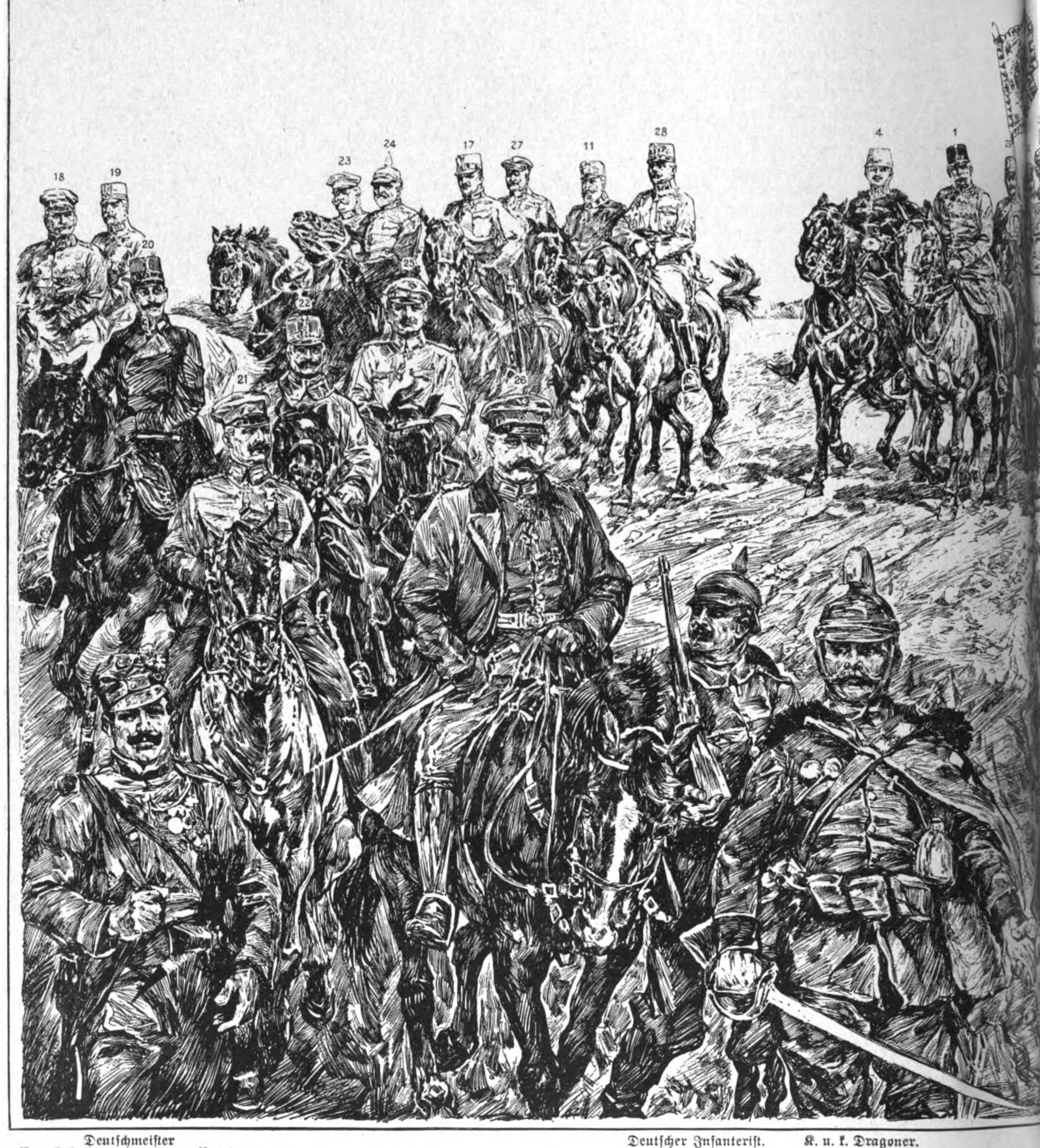
Pferd im Fall beim Abwerfen zu einer Operation.



Pferd in Rückenlage vor einer Kehlkopfoperation.

Pferdelazarett im Westen.

Nach Photographien von Gebr. Haeckel, Berlin.



Deutschmeister
(k. u. k. Infanterieregiment Nr. 4).

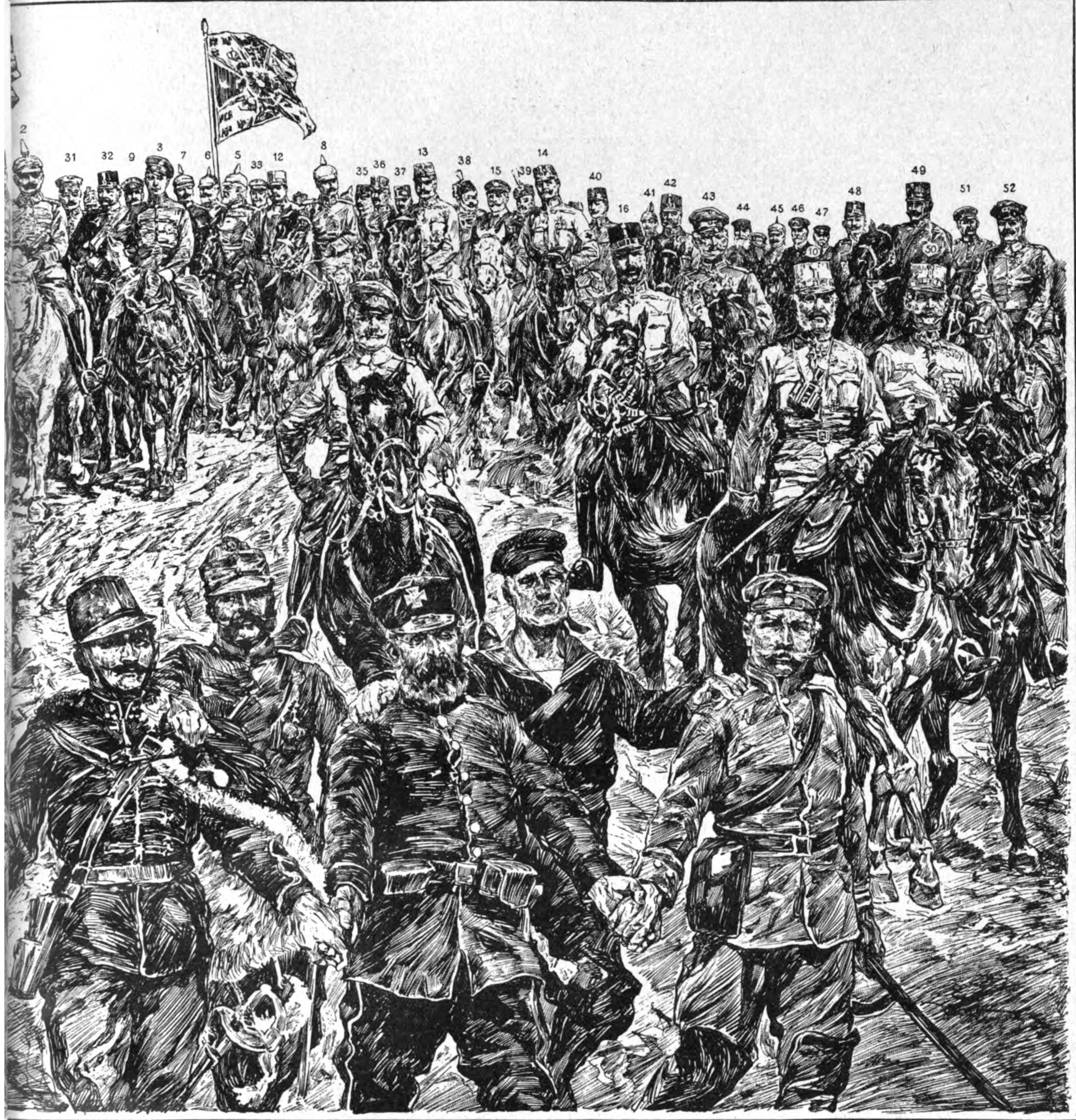
Deutscher Infanterist. K. u. k. Dragoner.

Die

Nach einer verkleinerten

Verlag „Die große Zeit“ von Ludwig Koch, vertrieben zugunsten des

1. S. M. Kaiser und König Franz Josef I.
2. S. M. Kaiser Wilhelm II.
3. Kronprinz Friedrich Wilhelm.
4. S. k. u. k. Hoheit Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Josef.
5. S. M. König Ludwig III. von Bayern.
6. S. M. König Wilhelm II. von Württemberg.
7. S. M. König Friedrich August von Sachsen.
8. S. K. Hoheit Kronprinz Rupprecht von Bayern.
9. S. K. Hoheit Herzog Albrecht von Württemberg.
10. S. k. u. k. Hoheit Feldmarschall Erzherzog Friedrich.
11. S. k. u. k. Hoheit General der Infanterie Erzherzog Josef Ferdinand.
12. S. k. u. k. Hoheit General der Kavallerie Feldmarschall Erzherzog Peter Ferdinand.
13. **S. k. u. k. Hoheit Feldzeugmeister Erzherzog Leopold Salvator.**
14. S. k. u. k. Hoheit General der Kavallerie Erzherzog Franz Salvator
15. S. k. u. k. Hoheit Admiral Erzherzog Karl Stephan.
16. S. k. u. k. Hoheit Generaloberst Erzherzog Eugen.
17. S. k. u. k. Hoheit General der Kavallerie Erzherzog Josef.
18. General v. Beseler.
19. General der Infanterie Freiherr v. Georgi, k. u. k. Landesverteidi
20. General der Kavallerie v. Böhm-Ermolli.
21. Generalleutnant Ludendorff.
22. General der Kavallerie Viktor Dankl.
23. Generaloberst v. Eichhorn.
24. Generaloberst v. Heeringen.
25. Generaloberst v. Kluck.
26. **Generalfeldmarschall v. Hindenburg.**



Kgl. ungarische Landwehr (Honved). K. u. k. österreichisch-ungarischer Artillerist. Deutscher Landsturmmann. Deutscher Marinesoldat. Deutscher Kürassier.

oße Zeit.

be des Gemäldes von Ludwig Koch.

ıds des k. u. k. Kriegsministeriums, Kriegsfürsorgeamt, Wien III, Paracelsusgasse 11.

ster.

27. General der Infanterie v. Linsingen.
28. General der Kavallerie Feldmarschalleutnant v. Boroevic.
29. Kriegsminister Feldzeugmeister Alex. Freiherr v. Krobatin.
30. Preußischer Kriegsminister Wild v. Hohenborn.
31. Generalstabschef Generalleutnant v. Falkenhayn.
32. General der Infanterie Freiherr v. Bolfras, Generaladjutant S. M. des Kaisers [Franz Josef I.
33. Reichskanzler v. Bethmann Hollweg.
34. General der Infanterie v. Emmich.
35. Österreichischer Ministerpräsident Graf Stürgkh.
36. General der Kavallerie Freiherr v. Pflanzer-Baltin.
37. General der Kavallerie Rohr.
38. Minister des Äußern von Burian.
39. Ungarischer Ministerpräsident Graf Tisza.
40. Feldmarschalleutnant Löbl.
41. Generaloberst v. Moltke.
42. Feldmarschalleutnant Krauß.
43. Generalfeldmarschall v. Mackensen.
44. Großadmiral v. Tirpitz.
45. Generalfeldmarschall v. Bülow.
46. Admiral v. Haus.
47. General der Kavallerie Graf Zeppelin.
48. Kgl. ungarischer Honvedminister General der Infanterie Baron Hazai.
49. General der Infanterie v. Kusmanek.
50. Generaloberst Chef des Generalstabs Freiherr Conrad v. Hötzendorf.
51. Generaloberst v. Einem.
52. Generaloberst v. Woyrsch.

der Truppe besser als mit einem Gnadenschuß durch aufmerksame Pflege und ärztliche Behandlung geholfen werden kann. So gesellten sich zu den Pferdedepots die Pferdelazarette, die in keinem künftigen Kriege mehr fehlen werden, nachdem sie die Kriegserfahrungen des jetzigen ins Leben riefen.

Das erste unserer Bilder auf Seite 457 führt uns durch den Eingang des Pferdelazaretts eines Reservekorps an der Westfront. Je nach Größe der Anlagen und nach dem Bedürfnis des zugehörigen Frontabschnittes befinden sich mindestens mehrere hundert, teilweise jedoch sogar 2000 bis 3000 Pferde in Pflege, wenn das Lazarett in seiner vollen Tätigkeit ist.

Am einfachsten zu behandeln sind die Pferde, die infolge von Überanstrengung, Wassermangel, Unterernährung oder nicht zusagender Fütterung entkräftet sind. Der Prozentsatz dieser Pferde ist nicht gering, denn der Krieg kennt keine Schonung der Pferde, wie sie im Frieden durchführbar war, wenn sich Abmagerung, Freßunlust, ständiges Zittern und ähnliche Anzeichen einstellen. — Schwere Kaltblüter sieht man oft in den Pferdelazaretten, die trotz ihres großen Umfanges nur noch Haut und Knochen haben, beständig am ganzen Körper zittern und völlig ausgepumpt sind.

Andere Tiere tragen tiefe Fleischwunden, haben noch Granatsplitter und Schrapnellkugeln im Leib oder sind durch Sattel- sowie Geschirrdruck aufgescheuert und mit Geschwüren bedeckt.

Die beiden folgenden Bilder zeigen die Vorbereitungen zu einer Operation. Der Pferdepatient wird auf ein vorher gerichtetes Strohlager zu Fall gebracht, indem vier Soldaten die rechte Vorderhand am Boden hin nach links ziehen, während vier andere die linke Vorderhand durch ein über den Pferderücken geworfenes Seil nach rechts ziehen. Hierauf wird das Pferd durch Festhalten des Halses — ohne dessen Hilfe es sich nicht erheben kann — auf das Strohlager gedrückt und die nötigen Fesselungen vorgenommen. Dann kann der Tierarzt seine Arbeit beginnen.

Sehr gut bewährt hat sich das Naturheilverfahren bei vielen inneren Erkrankungen und den Schwächezuständen. Licht- und Luftbäder, Diätkuren, regelmäßiges Leben, einige Tage Ruhe, Bäder, gutes, kräftiges Futter und ein warmer, sorgfältig gelüfteter Stall bringen auch ein physisch zusammengebrochenes, felddienstunfähiges Pferd rasch wieder in den Vollbesitz seiner Kräfte. Als Beispiel sei angeführt, daß ein Pferd, das kaum mehr laufen, noch weniger Lasten ziehen konnte, schon nach elf Tagen wieder nach Herzenslust galoppierte, Hindernisse nahm und wieder schwere Lasten zog. Sein Körpergewicht hatte sich innerhalb dieser Zeit um annähernd 180 Pfund gehoben!



Die Kriegsmarken der Stadt Warschau.

(Siehe die Abbildungen auf dieser Seite.)

Nach der Einnahme Warschaus gab das Bürgerkomitee, dem die Aufrechterhaltung der Ordnung in der Stadt anvertraut war, eine Anzahl Marken für den Stadtpostverkehr aus, zunächst solche zu 5, 6 (zwei verschiedene Ausgaben der 5-Groschen-Marke mit Überdruck) und 10 Groschen, später auch solche zu 2 und 20 Groschen. Die 5- bzw. 6-Groschen-Marke zeigte ein wehrhaftes Fabelwesen mit gehobenem Schild und Krummschwert, die 10-Groschen-Marke den altpolnischen Adler, die zu 2 Groschen die Weichselbrücke vor der Sprengung, die 20-Groschen-Marke, die im besonderen zum Frankieren von Eilbriefen in der Stadt diente, das Denkmal Johann Sobieskis im Lazienkipark zu Warschau. Die Buchstaben K. O. M. W. bedeuten „Komitet Obywatelski Miastra Warszawy“ (Bürgerkomitee der Stadt Warschau). Der hohe Nennwert der Marken ist aber nur scheinbar, denn der polnische „Groszen“ ist nicht etwa 10 Pfennig wert, sondern nur wenig mehr als 1 Pfennig. Die Verwendung dieser Marken hörte natürlich mit Einführung der geregelten deutschen Post auf.



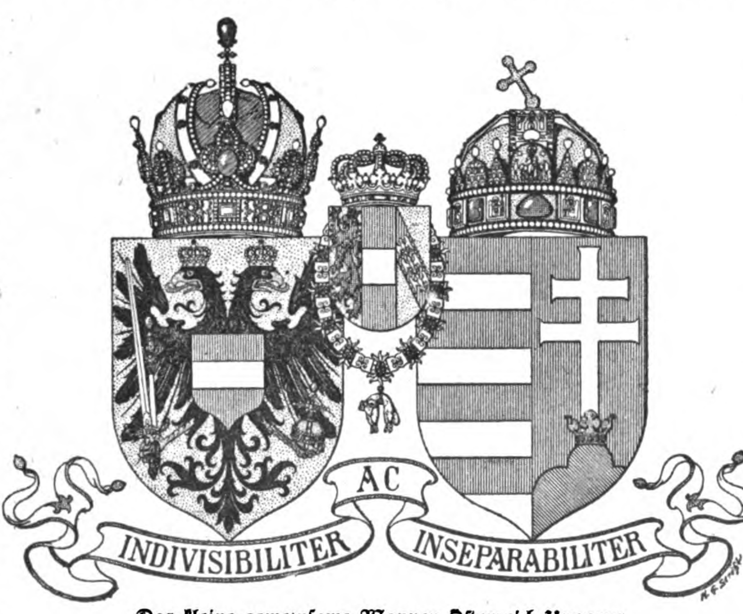


Kriegsaushilfsmarken, herausgegeben vom Warschauer Bürgerkomitee.

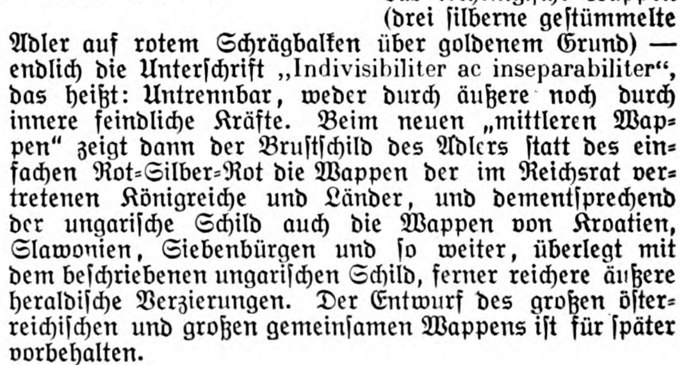
Die neuen gemeinsamen Wappen Österreich-Ungarns.

(Hierzu das Bild auf dieser Seite.)

Der Weltkrieg hat für Österreich-Ungarn auch die seit fast einem halben Jahrhundert (1869) schwebende Frage nach einem gemeinsamen Wappen gelöst. Bisher führten die gemeinsamen Ämter und auswärtigen Vertretungen den bekannten gekrönten Doppeladler, der aber von den Ungarn nie anerkannt wurde. Durch ein kaiserliches Handschreiben, veröffentlicht am 12. Oktober 1915 in der amtlichen „Wiener Zeitung“, ist nun diese Angelegenheit geregelt worden, indem für die erwähnten Behörden sowie für die Fahnen künftig das „gemeinsame kleine Wappen“ zur Anwendung kommt. Es zeigt links auf goldenem, von der österreichischen Kaiserkrone überhöhtem Schild den Doppeladler, auf dessen Brust das österreichische Wappen (roter Schild mit silberner Querbinde) — rechts unter der Stephanskrone mit dem bekannten schiefen Kreuz das ungarische Wappen (links Rot-Silber achtmal wagrecht gestreift, rechts silbernes Doppelkreuz über einem goldgekrönten grünen Berg auf rotem Schild) — beide Wappen vereint durch das kaiserliche Hauswappen, nämlich unter der Königskrone und umgeben von der Ordenskette des Goldenen Vlieses ein zweimal senkrecht gespaltener Schild, darauf links das alte Habsburger Wappen (blau gekrönter roter Löwe in Gold), in der Mitte die österreichische silberne Querbinde auf Rot, rechts das lothringische Wappen (drei silberne gestümmelte Adler auf rotem Schrägbalken über goldenem Grund) — endlich die Unterschrift „Indivisibiliter ac inseparabiliter“, das heißt: Untrennbar, weder durch äußere noch durch innere feindliche Kräfte. Beim neuen „mittleren Wappen“ zeigt dann der Brustschild des Adlers statt des einfachen Rot-Silber-Rot die Wappen der im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder, und dementsprechend der ungarische Schild auch die Wappen von Kroatien, Slawonien, Siebenbürgen und so weiter, überlegt mit dem beschriebenen ungarischen Schild, ferner reichere äußere heraldische Verzierungen. Der Entwurf des großen österreichischen und großen gemeinsamen Wappens ist für später vorbehalten.



Das kleine gemeinsame Wappen Österreich-Ungarns.
Nach einer Originalzeichnung von Professor Hugo Ströhl.



Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

In **England** begann man jetzt mehr und mehr einzusehen, daß der Weltkrieg das Land vor ganz unerwartete Aufgaben stellte. Man sah sich in einen Krieg verwickelt, in dem zum erstenmal nicht die Flotte die Entscheidung bringen konnte, in dem auch die Hilfskräfte, die England sich auf dem Lande durch geschickte Bündnisse geschaffen hatte, mit dem Gegner nicht fertig zu werden vermochten. So mußte England gegen seinen Willen in Flandern und an den Dardanellen selbst große Opfer bringen. Dennoch näherte sich die an Zahl und Gebiet gewachsene Gegnerschaft mehr und mehr seinen empfindlichsten Kraftquellen: Ägypten und Indien! Das verhehlte man dem englischen Volke auch nicht, im Gegenteil, Blätter wie die „Daily Mail" glaubten, durch möglichst schreckhaftes Ausmalen der deutschen Gefahr für Indien die junge Männerwelt in England aufrütteln zu können, daß sie sich in die Werbelisten eintrügen, und so ihrem Ziele, der allgemeinen Wehrpflicht, näher zu kommen. England dachte daran, auch eine achtunggebietende Landmacht zu werden, und vermeinte es mit Kitcheners Millionenheer und den Milliardenausgaben auch schon zu sein. Die englische Flotte, die das ausschlaggebende Werkzeug für die Ziele Englands sein sollte, als unüberwindliches, furchtgebietendes Machtmittel Jahrzehnte hindurch auch gewirkt hatte, kam tatsächlich vorläufig wenigstens nicht einmal für die englische Verteidigung, noch weniger aber für den englischen Angriff in Betracht. Die Torpedorohre der rührigen deutschen Unterseeboote hielten sie sicher und fest in Schach, die britische Unbezwinglichkeit zur See war ein Märchen geworden. Allerdings rühmte die britische Admiralität von ihrer Flotte, sie habe die „ihr zugedachten Aufgaben" vollständig erfüllt. Stolz schrieb sie sich nicht nur die Vernichtung der wenigen deutschen Kreuzer zugute, die zur Zeit des Kriegsausbruches auf dem Weltmeere Taten unvergänglichen Ruhmes vollbracht hatten, ehe nach monatelangem Ringen die Übermacht der vereinigten englischen, französischen und japanischen Flotten ihrer Herr geworden war, sondern rechnete sich auch die Wegnahme einiger deutschen Kolonien an.

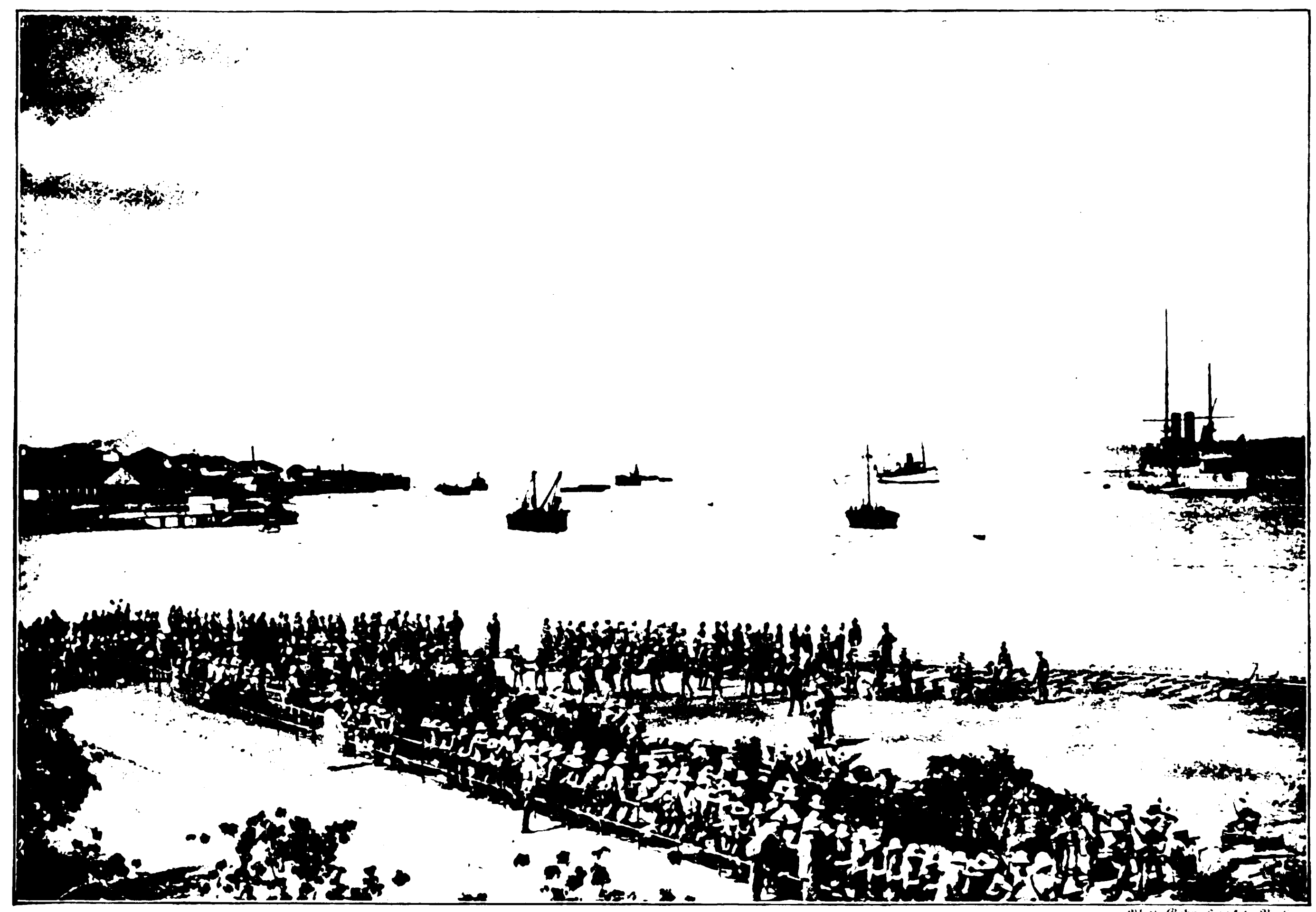
Aber gerade bei dem Wort Kolonie mußten die Engländer im Oktober und noch mehr im November an ihre Schwächen denken. Der Kriegschauplatz hatte sich durch die Vereinigung der Mittelmächte mit den Bulgaren und Türken gewaltig weit vorgeschoben, England war in Ägypten bedroht. Die englische Flotte konnte nimmermehr einen mit großartigen Mitteln unternommenen Versuch der Überschreitung des Suezkanals hindern (siehe untenstehendes Bild und Bild Seite 463). Ebensogut möglich wie ein Vorstoß nach Ägypten und damit nach Englands afrikanischem Besitz wurde nunmehr aber auch ein Vorstoß auf dem Landwege durch Mesopotamien nach Indien. Was sollte da die Flotte nützen! Was hatten die Engländer davon, daß sie trotz des Verlustes von rund 50 Kriegschiffen seit Kriegsausbruch mit rund 300000 Tonnen den Bestand ihrer Flotte von 57 Linienschiffen mit 1017000 Tonnen Rauminhalt auf mindestens 62 Linienschiffe mit 1 238 400 Tonnen gebracht hatten! Konnte die Flotte vielleicht Ägypten und Indien schützen? Sie konnte es nicht. Damit war der wichtigste Untergrund für die Weltmachtstellung Englands erschüttert.

Selbst in dem Gebiete, das die englische Flotte überlegen beherrschen sollte, gelang auch im November hier und da ein überraschender Erfolg der deutschen U-Boote. Nördlich von Dünkirchen im Kanal wurde am 9. November ein französisches Torpedoboot durch ein deutsches U-Boot versenkt. Unter dem Datum des nächsten Tages mußten die Engländer die Torpedierung der englischen Regierungsjacht „Irene" melden. Der eigentliche Kampfplatz der U-Boote gegen die englische Kriegsflotte, die ja auch sämtliche Handelschiffe umfaßte, da diese ausnahmslos bewaffnet waren, war aber entsprechend der Verlegung des Schwerpunktes in der Landkriegführung nach dem Balkan das Mittelländische Meer geworden. Dort gelang es einem deutschen U-Boot am 5. November, an der nordafrikanischen Küste den englischen Hilfskreuzer „Para", der 6322 Tonnen maß, zu versenken. Am 6. November fanden im Hafen von Solum die beiden mit je zwei Geschützen bewaffneten englisch-ägyptischen Kanonenboote „Prince Abbas" und „Abdul Menem" dasselbe Schicksal. Das große deutsche U-Boot griff diese Kriegschiffe überraschend an und vernichtete sie durch Geschützfeuer. Es geriet auch in den Kampf mit einem bewaffneten Handelsdampfer der Engländer, brachte das englische Feuer zum Schweigen und führte die Kanone des versenkten Schiffes als gute Beute heim. Fast täglich trafen Meldungen vom Untergang englischer und französischer Transportschiffe im Mittelmeer ein; der ganze Mittelmeerhandel war empfindlich gestört. Die Engländer verkündeten ihrerseits, daß sie den Handel Deutschlands mit Schweden durch ihre U-Boote in der Ostsee lahmgelegt hätten. Sie wollten nicht nur Handelschiffe, sondern auch wieder neue deutsche Kreuzer, zum Beispiel den Kreuzer „Frauenlob", versenkt haben. Die deutsche Regierung trat diesen Berichten aber mit dem Nachweis entgegen, daß kein deutscher Kreuzer oder ein anderes deutsches Kriegschiff in der Ostsee von Engländern oder Russen versenkt worden sei. Dagegen wurde von deutscher Seite am 5. November am Eingang des Finnischen Meerbusens das Führerfahrzeug einer russischen Minensuchabteilung in den Grund gebohrt.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Ein Lager türkischer Truppen in der Gegend des Suezkanals.



Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

Englische Kolonialtruppen erwarten am Hafen von Aden ihre Einschiffung.
Im Hintergrund ein Teil der Festung Aden, auf der Reede englische Kriegschiffe.

An Handelschiffen brachten die Engländer in der Zeit vom 1. bis 15. November den einen einzigen Dampfer „Suomi" mit 1016 Tonnen zum Untergang; dem stand in derselben Zeit aber ein englisch-französisch-italienischer Verlust von nicht weniger als siebenundzwanzig Schiffen gegenüber, die allein schon im Mittelmeer von deutschen und österreichisch-ungarischen U-Booten versenkt worden waren. Darunter waren einundzwanzig Schiffe über 3000 Tonnen groß, und nur ein einziges Schiff war kleiner als der torpedierte deutsche Ostseedampfer. Das waren Zahlen, die wohl aufklärend und dämpfend wirken mußten; denn den 1016 deutschen Tonnen standen 112 082 vernichtete Vierverbandstonnen gegenüber. Die englische Flotte war nicht imstande, dagegen irgendetwas zu unternehmen. Auf der Suche nach den U-Booten lief der englische Torpedobootzerstörer „Louis" im östlichen Mittelmeer auf und strandete; er wurde zum Wrack und mußte von den Offizieren und der Mannschaft verlassen werden.

In der englischen Regierung fanden inzwischen sehr wesentliche Verschiebungen statt. Die verfehlte Balkanpolitik, die Unentschlossenheit des englischen Kabinetts in der serbischen Frage vertrieb zunächst den englischen Minister Carson aus der Regierung; freimütig gab er zu, daß er den Rücktritt vollzogen habe, um die Regierung besser bekämpfen zu können. Als der englische Ministerpräsident Asquith dann vor das Parlament trat, um die Politik der Regierung zu verteidigen, fand er in Carson sofort einen rücksichtslosen Gegenredner, der aus eigener Kenntnis von der Verwirrung der englischen Regierung in Hauptfragen, besonders der Frage der Hilfe für Serbien, erzählen konnte und dadurch das Vertrauen auf die englische Regierung bei den Parlamentariern und beim Volke schwer erschütterte. Unter dem Eindruck der Carsonschen Kritik und infolge auch sonst zutage getretener Gegnerschaft schritt die englische Regierung zur Bildung eines kleinen Kriegsrates, der entscheidende Gewalt haben sollte. Bei seiner Zusammensetzung ging aus dem einst so stolz gefügten Bau der englischen Regierung wieder ein Stein verloren. Es war der allerdings schon zu dreiviertel losgelöste Minister Churchill, der ursprüngliche Marineminister, der einst in hochtrabenden Worten versprochen hatte, die deutsche Flotte wie Ratten aus dem Loch auszugraben und zu vernichten, und der später nach Antwerpen ging, um dort 30 000 Belgier und eine Brigade der vorzüglichsten englischen Marinetruppen erfolglos ins Feuer zu schicken.

Ein Mißgeschick traf in jenen Tagen den König Georg von England in Frankreich. Als er dort bei einer Besichtigung die Front der zur Parade aufgestellten Truppen abritt, wurde bei dem Hurrarufen der Soldaten sein Pferd unruhig und warf ihn ab. Er trug zwar keine schweren Schäden von dem Unfall davon, brauchte jedoch mehrere Wochen, ehe er wieder hergestellt war. Lord Kitchener, der englische Kriegsminister und Oberführer, gab ebenfalls zeitweilig seine Regierungstätigkeit auf. Er trat eine Reise nach dem Osten an, über deren Zweck anfangs viel herumgeraten wurde. Das Rätsel löste ein Besuch Kitcheners bei der griechischen Regierung. Es war aber nicht zu erkennen, daß er damit eine Besserung für die nicht gerade günstige Lage der Landungsarmee in Saloniki erzielte.

Neben allem Überfluß an sonstigem Mißgeschick stieß die englische Regierung noch dadurch auf neue Schwierigkeiten, daß unter ihren Augen im Parlament Friedenswünsche laut wurden, die nicht unbeachtet verhallen konnten. Denn sie gingen von Männern im englischen Oberhause aus, die von vorbildlicher Charakterfestigkeit und mutvoller Redlichkeit waren. Der eine, Lord Loreburn, war noch vor wenigen Jahren Präsident des Oberhauses gewesen und galt als einer der bedeutendsten englischen Juristen. Er führte aus, daß alle Nationen glaubten, im Rechte zu sein, und deswegen den Krieg durchhalten wollten. Gehe der Krieg so fort, so müsse sich die gesamte Zivilisation verändern, und vielleicht drohe sogar die Anarchie. Man müsse jede ehrenvolle Gelegenheit ergreifen, um einen sogenannten Aufreibungskrieg zu verhindern. Man müsse seltsam „konstruiert" sein, um diese Selbstverständlichkeit nicht zu begreifen.

Der andere Friedensredner war Lord Courtney, ein Mann, der noch vor kurzem sehr hohe Ämter bekleidet hatte. Auch er ist Jurist und zwar Völkerrechtslehrer. Schärfer noch als sein Vorredner wies er auf die ungeheuren Schädigungen durch den Krieg hin, legte vor allem auch die

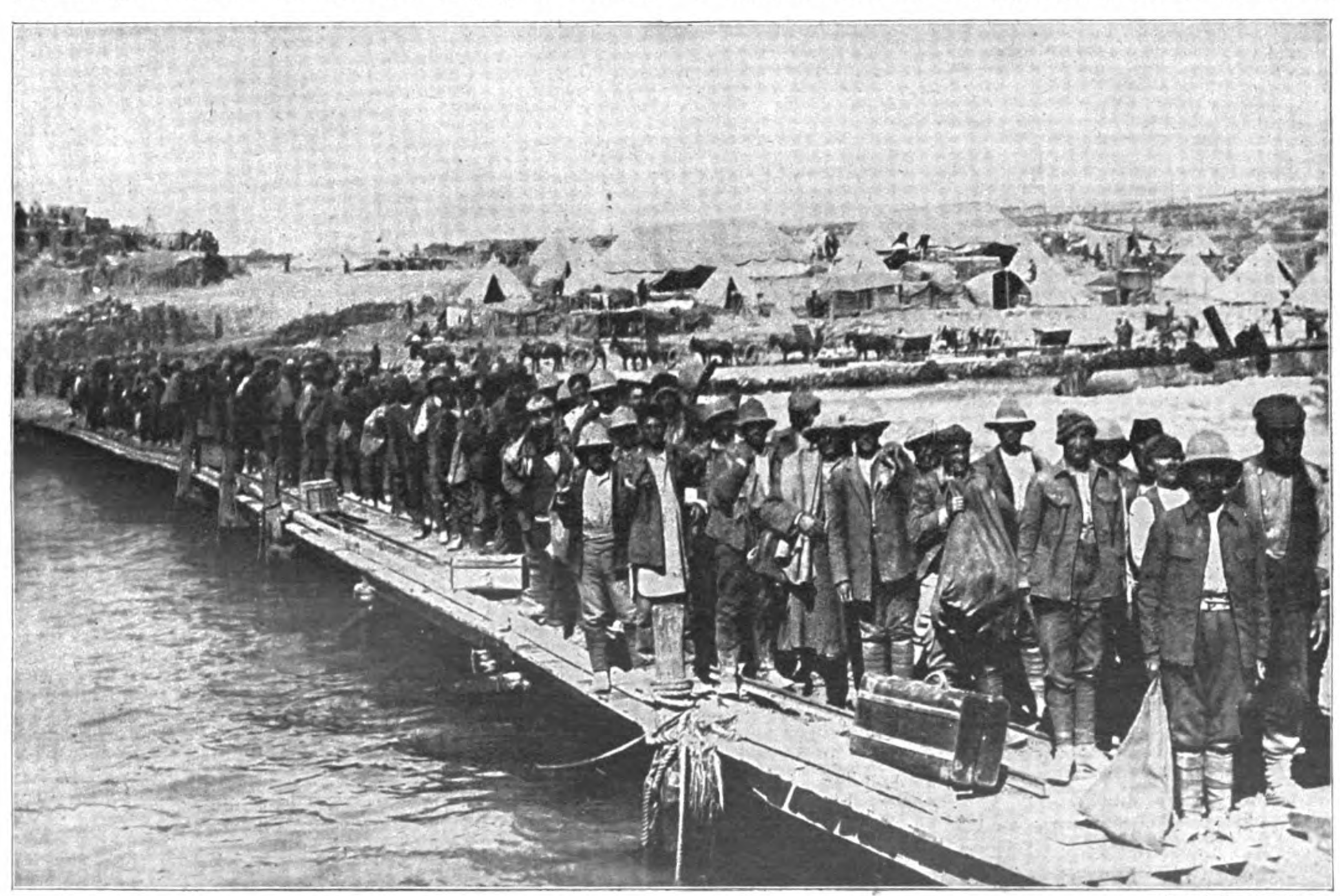
aussichtslose oder wenigstens sehr mißliche Lage der Vierverbändler dar und vertrat die Ansicht, daß die Frage doch nicht überraschend gefunden werden könne, ob denn kein Ausweg aus dem furchtbaren Unglück möglich sei. Er glaube nicht, daß es sich für England um die Frage „Freisein oder Untergehen" handle. Allerdings wollte er von einer England aufzuerlegenden Kriegsentschädigung nichts wissen. Die zur Vernunft mahnenden Stimmen solcher Männer konnten in England nicht ungehört bleiben. Auch durch sie wurde die Zahl derer vermehrt, die von der völligen Unwahrscheinlichkeit eines englischen Sieges schon seit längerer Zeit überzeugt waren.

* * *

In den ersten Oktobertagen klang die gewaltige deutsche Angriffsbewegung, die die deutschen Linien um Hunderte von Kilometern nach **Rußland** hineingebracht hatte und sie aus Polen auf echt russisches Gebiet hinausführte, in kleinere Vorstöße aus. Es wurde klar, daß der deutsch-österreichisch-ungarische Gewaltstoß, der von so glänzenden Waffentaten begleitet gewesen war, in erster Linie eine Verkürzung der mächtig gebogenen Front erstrebt hatte und damit das Freiwerden neuer Heeresmassen zur Förderung der kriegerischen Zwecke an anderen Stellen. Dahin gehörte, wie sich im Verlaufe des Oktobers herausstellte, Serbien, aber ebenso auch die deutsche Westfront. Während die Mittelmächte in Serbien zu ihrem vernichtenden Hauptangriff übergingen, hatten die Deutschen einen mit großer Übermacht ausgeführten Vorstoß der Engländer und Franzosen in Nordfrankreich und in der Champagne auszuhalten. Für diese großen Aufgaben hatte die Frontverkürzung in Rußland die Möglichkeit geschaffen. Mit der Erreichung einer durchweg geraden Linie von Riga bis Ostgalizien war der Zweck des Vorstoßes, der von der großen Durchbruchschlacht von Gorlice—Tarnow im Mai seinen Ausgang genommen hatte, vorläufig erfüllt. Es wäre in diesem Augenblick wertlos gewesen, noch tiefer nach Rußland hinein vorzudringen. Die Russen waren geschlagen. Der mächtigste und bedrohlichste Gegner zu Lande war für lange Zeit kampfunfähig gemacht oder durfte wenigstens als genügend geschwächt gelten. Jetzt mußte etwas geschehen, das den Krieg seinem eigentlichen Ende näherbringen würde. Das war der Vorstoß in Serbien, der zugleich die wichtigen anderen Fragen zur Lösung brachte: die Erleichterung der Stellungnahme für die freundlich gesinnten Bulgaren und die Entlastung der Türkei durch Herstellung der Verbindung der Mittelmächte mit Konstantinopel.

Deshalb kam es in Rußland nicht zu dem von manchen vielleicht erwarteten Vorstoß auf Petersburg und Moskau. Die Deutschen, Österreicher und Ungarn gingen zum Stellungskrieg über. Die Russen hatten ja durch die Frontverkürzung ebenfalls Menschen gewonnen und fühlten immer noch, trotz der riesenhaften Verluste, sogar die Kraft zu neuen Vorstößen in sich. Sie unternahmen an durchweg allen Punkten der Front im Verlauf des Oktobers und Novembers sehr kräftige Angriffe mit großen Truppenmassen in der Absicht, irgendwo durchzustoßen, doch nirgends erreichten sie ihr Ziel. Auch dieser Abschnitt des Feldzuges schloß für sie mit den größten Verlusten und keinem Erfolg ab. Die Deutschen, Österreicher und Ungarn waren nicht so sehr in der Minderzahl, daß sie in der Verteidigung hätten verharren müssen. Sie waren sogar gezwungen, eigene Angriffstöße anzusetzen. Sonst hätten die Russen ihre Absicht, Serbien mit mindestens 200 000 Mann zu helfen, wahr machen können.

Das war in großen Zügen die Gesamtlage an der russischen Front in den Monaten Oktober und November. Im einzelnen hat es an Kriegstaten von den kleinsten Vorpostengefechten bis zu den schwersten Zusammenstößen, den gewaltigsten Schlachten dort nicht gefehlt, wenn auch die allgemeine Aufmerksamkeit während der genannten Monate sich ganz auf die Vorgänge im Westen und, nach Abwehr der englisch-französischen Sturmversuche, ungeteilt auf Serbien lenkte. An der russischen Front gab es auf den beiden äußersten Flügeln zunächst noch Ausklangskämpfe als Folge der großen Ereignisse, die sich dort in der vorhergehenden Zeit abgespielt hatten. Im Süden waren es Ausläufer der heftigen russischen Angriffsunternehmung des Generals Iwanow, der auf dem Raum von Luck einen Durchbruch um jeden Preis versucht hatte. So viel er auch an Material und Mannschaften opferte, er drang nicht durch, sondern mußte zurück. Bei Czernycz holte er sich bei einem erneuten Vorstoßversuch wieder eine kräftige Niederlage, weshalb er am 2. Oktober das westliche Korminufer bis auf kleinere



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Befestigungsarbeiten am Suezkanal.
Von der englischen Militärbehörde in Ägypten eingestellte Zivilisten warten am Suezkanal auf Fahrgelegenheit nach ihren Arbeitsplätzen. Im Hintergrund das Zeltlager, in dem die Arbeiter wohnen.

Brückenköpfe sehr gegen seinen Willen freigab. Allein die Deutschen machten in diesen Kämpfen schon über 2400 Gefangene. Die Russen erwiesen sich an diesem Teile der Front als von den vielen fruchtlosen Angriffen gründlich erschöpft. Die Kämpfe spielten sich auf einem Gelände ab, das vielen Truppen grauenhaften Untergang bereitete. Einmal schoß eine Abteilung der Verbündeten einen feindlichen Flieger mit dem Erfolg an, daß er etwa tausend Schritte vor ihrer Linie niedergehen mußte. Er versuchte die Landung, wurde aber plötzlich nicht mehr gesehen: er war samt seinem beschädigten Flugzeug spurlos im Sumpfe verschwunden. Der Korminabschnitt gibt an Unergründlichkeit der Moräste dem unermeßlichen Sumpfgebiet der Poliesje nichts nach. Er muß sogar als ihre südliche Fortsetzung bezeichnet werden. Ungeachtet der grausigen Schrecknisse und furchtbaren Gefahren dieses Gebietes griffen die Deutschen, Österreicher und Ungarn den teilweise schon weichenden, aber an den wenigen festen Stellen noch zähe standhaltenden Feind an und schlugen ihn, wo überhaupt nur eine Angriffsmöglichkeit auf dem schwierigen Gelände bestand.

Heftig und schwer waren auch die Kämpfe auf dem äußersten nördlichen Flügel, bei der Heeresgruppe Hindenburg. Hier galt es, die verklingende deutsche Angriffsbewegung noch zur Durchführung der Besitznahme geeigneter Stützpunkte auszunützen. Südlich von Kosjany entbrannten mehrtägige wütende Kavalleriekämpfe, in deren Verlauf die Russen schließlich über die Miadsjolka zurückgehen mußten. Diese Hauptkämpfe im Osten kamen nach neuen Niederlagen der Russen am 3. Oktober, auf dem nördlichen Flügel am 4. Oktober, zu einer Art Stillstand. Gegenüber der Front Hindenburg sowohl als auch im Süden rafften sich die Russen nach einer Pause wieder zu größeren Angriffsunternehmungen auf. Sie durften nicht rasten, um von seiten ihrer im Westen verzweifelt anstürmenden Bundesgenossen nicht den Vorwurf hören zu müssen, daß sie wieder einmal im entscheidenden Augenblick nicht zur Stelle gewesen seien. Die Russen mußten neue Opfer bringen, um zu verhüten, daß größere deutsche Truppenteile vom Osten abgezogen und im Westen eingesetzt würden. Im Norden kämpfte Hindenburgs alter Widersacher, der General Rußki, im Süden holte Iwanow, diesmal in der Gegend westlich von Czartorysk, zu erneuten Durchbruchsversuchen aus. Beide Generale konnten ganz anders als früher unter der Führung des gestürzten Großfürsten mit neuen Plänen und neuen Gedanken auftreten. Beide sahen sich aber einem Unternehmen gegenüber, das erneute riesige Verluste fordern mußte, ohne sehr große Aussicht auf Erfolg zu bieten.



Sturm des ... regiments ... Die in einem ... Granaten ... Wasser... Durch das ... Natur gezeichnet ... Hugo ...

General Rußki setzte seinen Angriff zwischen Drwjatysee und Krewo am 5. Oktober mit größeren Massen an. Sie wurden wuchtig abgeschlagen oder brachen schon im Feuer zusammen. Bei Kosjany und hart südlich des Wiszniewsees hatten die Russen anfänglich Fortschritte gemacht, im Gegenangriff mußten sie unter schwersten Verlusten das Gewonnene aber wieder herausgeben. General Rußki mochte, abgesehen von den Forderungen, die die Vorgänge in Frankreich an ihn stellten, zu einer so frühen Wiederaufnahme der Angriffe durch die Erwägung geführt werden, daß die Deutschen ihre Stellungen noch nicht so fest ausgebaut haben konnten, daß gegen sie nicht wenigstens der Versuch eines kräftigen Sturmlaufes gemacht werden könnte. Die Ereignisse hatten ihm darin auch anscheinend recht gegeben, die anfänglichen Erfolge waren aber doch in Niederlagen verkehrt worden, was darauf zurückzuführen war, daß die Deutschen nicht versäumt hatten, die rückwärtigen Verbindungswege hinter der Front aufs beste wieder herzurichten. Die deutschen Pioniere verrichteten oft im Feuer der feindlichen Artillerie Wunderwerke an Heldenhaftigkeit durch Wiederaufbau von Eisenbahnen, Brücken und Wegen. Die wichtigen Eisenbahnlinien im Rücken der deutschen Truppen konnten unter ihrer tätigen Arbeit nach wenigen Tagen zu jeder strategischen Bewegung ausgenutzt werden. Deshalb vermochten die Deutschen auch mit verminderten Kräften der großen Überzahl der Russen, die gewaltig verstärkt auf bestimmte Punkte geworfen wurden, dennoch gewöhnlich zur rechten Zeit die notwendige Zahl eigener Truppen gegenüberzustellen und jeden russischen Fortschritt zu verhindern oder schnell wettzumachen.

Die Deutschen bewiesen, daß sie nicht nur in der Verteidigung ihren Mann zu stellen wußten, sondern immer noch Wucht genug in sich vereinten, um den Angriff mit Erfolg wagen zu können. Am 6. Oktober preßten sie sich auf einer Breite von fünf Kilometern vor Dünaburg in



Infanterie-
galizischen
en.
Krepierenden
turmhohe
empor.
nrohr nach der
Kriegsmaler
aune.

die russische Stellung ein. Südlich des Drwjatysees drängten sie den Feind weiter zurück. Der russische Führer an dieser Stelle wollte seine gefährdete Lage durch einen Gewaltstreich retten und griff zu dem verwegenen Mittel eines Reiterangriffs. Eine ganze russische Kavalleriebrigade setzte sich auf die deutschen Linien in Bewegung. Nach wenigen Augenblicken war sie völlig zusammengeschossen, niedergemäht von Granaten und Gewehrfeuer. In der Gegend von Smorgon und zwischen dem Boginskoljesee schritten die Russen, die ihre dort in den Kämpfen früherer Tage sehr geschwächten Regimenter neu aufgefüllt hatten, ebenfalls wieder zum Angriff. Die Wiederholung ihrer verlustreichen Durchbruchsversuche führte aber auch hier nur zu abermaligen Einbußen an Menschen und Material: an diesem Tage blieben wieder 11 Offiziere und über 1300 Mann als Gefangene in der Hand der Deutschen. An der Rigaer Bucht kam es bei Raggasem zu einem Gefecht zwischen russischen Kriegschiffen und den deutschen Landbatterien. Dabei wurde ein russisches Torpedoboot schwer beschädigt.

Iwanow hatte sich unterdessen bei Czartorysk eine schwere Schlappe geholt. Er begann am 6. Oktober auch bei Dubno mit einem neuen Ansturm. Nördlich des Ortes an der Putilowka stießen die Russen mit solcher Gewalt vor, daß es zu erbitterten Nahkämpfen um die Stellung am Flusse kam. Die Österreicher und Ungarn machten dabei mehrere Offiziere und 800 Mann zu Gefangenen. Gemeinsam mit den Deutschen gingen sie zu einem Gegenangriff mit größeren Massen über und nahmen das von den Russen hartnäckig verteidigte Dorf Kulikowice im Sturm. Dabei wurden 200 Gefangene eingebracht.

Auch an der bessarabischen Grenze begannen die Russen sich zu rühren (siehe die Bilder Seite 475). Ihre wiederholten Angriffe wurden an dieser seit Monaten gut gesicherten Front mit gewohnter Festigkeit zurückgewiesen. Während auf dem nördlichen Flügel die Russen vorläufig doch wieder erlahmten, entstand in Ostgalizien und Wolhynien eine neue russische Angriffsbewegung großen Stils. Davon gaben schon die Ereignisse des 7. Oktobers aufs neue und nachdrücklicher als am Vortage Zeugnis. General Iwanow ließ nicht nach. Unter Aufwand von riesigen Artilleriemassen und stärksten Ansammlungen sonstiger Truppen rückte er vor. Seine Angriffe scheiterten aber auch jetzt wieder trotz aller Anstrengungen. An der bessarabischen Grenze, in der Gegend nördlich des Dnjester und an der Strypa brachen die russischen Angriffe zusammen, ohne auch nur an die Hindernisse heranzukommen. Nordwestlich von Tarnopol gelangten die Russen aber an zwei Stellen in die vordersten Gräben. Deutsche und österreichisch-ungarische Bataillone schlugen sie nach Stunden erbitterten Ringens wieder hinaus.

Äußerst ergrimmte Kämpfe entwickelten sich auch um das nordwestlich von Kremenetz gelegene Dorf Sakanow. Mehreremal wechselte es seinen Besitzer. Bald gehörte es den Russen und bald ihren Gegnern. Diese hatten es nach Schluß des Kampfes fest in der Hand. Südlich und südwestlich von Olyka führten die ununterbrochenen Angriffe der Russen auch wieder zu Nahkämpfen. Dabei gelang es dennoch, die Russen unter großen Verlusten zurückzudrängen. Auch nördlich und nordöstlich von Kolki kamen die Angriffe der Verbündeten gegen russische Anstürme gut voran. Am Ende des Tages belief sich die Summe der Gefangenen mit denen des Vortages bereits wieder auf 4000 Mann. Trotzdem blieben im Süden auf der ganzen Front am nächsten Tage die Kämpfe mit großer Heftigkeit im Gange, wenn sie sich auch nicht zur Erbitterung der Kampfhandlungen vom 7. Oktober steigerten. Die Zahl der Gefangenen stieg auf 6000.

Am 8. Oktober wurde es aber auch auf den anderen Teilen der Front unruhiger. Selbst die Mitte, die unter Leopold von Bayern stand, hatte russische Vorstöße bei Korelitsch Labusy und Saluszje auszuhalten, wehrte sie aber mit Leichtigkeit ab. Auf der Front der Heeresgruppe Hindenburgs nahm der Feind von der Wiederholung größerer Angriffe zwar noch Abstand. Dafür rückten dort die Deutschen in die Stelle der Angreifer ein. Südlich des Wiszniewsees nahmen sie den Russen in einem Gefecht bei Nefedy 139 Gefangene ab. Viel größer waren die Erfolge der Deutschen vor Dünaburg. Südlich des größeren Ortes Illuxt drangen sie beiderseits von Garbunowka in ein neues Stück der russischen Stellung von 4 Kilometern Breite ein und erbeuteten 5 Offiziere, 1356 Mann und 2 Maschinengewehre. Die Russen versuchten am nächsten Tag diese Stellung zurückzugewinnen. Sie trugen ihre Gegenangriffe bis zu Nahkämpfen vor, wurden aber endgültig zurückge-

worfen. Westlich von Illuxt, in demselben Raume, wurde nördlich der Bahn Dünaburg—Poniewicz wieder ein Einbruch in die russische Stellung auf einer Breite von 8 Kilometern ausgeführt. Dabei behielten die Deutschen 6 russische Offiziere, 750 Mann und 5 Maschinengewehre. Überhaupt spielten hier die Deutschen noch weniger als die Truppenteile der Verbündeten in Ostgalizien und Wolhynien nur die Rolle der Verteidiger. Wo sich die Gelegenheit bot, sah man sie im Angriff. Dabei waren sie mit solchem Erfolg tätig, daß neben ihrer Hauptarbeit, der Verhinderung der Russen an den immer wieder versuchten Durchbrüchen, ein langsames, aber deutlich sichtbares Vorgehen zutage trat. Immer näher rückten die Deutschen auf Riga und Dünaburg, wie gewaltig auch die Russen ihre Gegenstöße anlegten.

Am 10. Oktober hatte der nördliche Heeresteil nur mit russischen Angriffen vor Dünaburg und nordöstlich von Wilna zu rechnen, deren er leicht Herr blieb. Der russische General Iwanow machte der Heeresgruppe Linsingen auch an diesem Tage große Schwierigkeiten mit ununterbrochener Beschießung und häufigen Sturmläufen; dennoch war eine Abnahme der russischen Angriffskraft wohl zu merken. Besonders die Armee des Grafen Bothmer hatte starke feindliche Angriffe abzuweisen. Deutsche Truppen dieser Armee schlugen den Feind nicht nur sicher zurück, sondern nahmen ihm auch die 15 Kilometer nordwestlich von Tarnopol südlich des Ortes Hadlik liegende beherrschende Anhöhe weg. Nördlich von Bielskaja Wola mußte der Feind das Feld sogar recht eilig räumen. Bei Jeczierzy wogten die Kämpfe unentschieden hin und her, und in der Gegend von Kuchockawola stießen Kavalleriemassen auf beiden Seiten heftig zusammen. Die verbündeten Truppen blieben dabei siegreich und warfen den Gegner hinter den Abschnitt der Flüsse Beziminnaja und Wiesiolucha zurück.


Phot. Welt-Preß-Photo, Wien.

Kommandant Exzellenz v. Heidebreck.

Führer deutscher Kavallerie, die im Verein mit österreichisch-ungarischen Reitertruppen bedeutende Erfolge in Wolhynien erfocht, mit seinem Stabe. Der k. u. k. Offizier neben Exzellenz v. Heidebreck ist Fürst Karl Kinsky.

Die Fortschritte der Deutschen und der Österreicher und Ungarn dauerten in den nächsten Tagen an. Die ganze Lage der Dinge an dieser Front, besonders die gewaltigen Kavalleriemassen, die der Feind nach und nach ins Feuer trieb, ließen immer klarer erkennen, daß er hier ein wirklich großes Unternehmen einzuleiten gedacht hatte. Die Kavallerie in solcher Zahl konnte nur den Zweck haben, im Falle eines Durchbruchs gleich äußerst ergiebig nachdrücken zu können, um eine Bresche zur vollständigen Niederlage für die verbündeten Truppen werden zu lassen. Wiewohl die Russen bisher mit ihren Angriffen nichts erreicht hatten, setzten sie dieselben in steter Beharrlichkeit sowohl an der bessarabischen als auch an der Serethgrenze fort. Eine äußerste Steigerung erfuhren die Kampfhandlungen noch einmal im Raume von Zaleszczyki und Onuth. Hier stürmten die Russen in der Nacht vom 14. zum 15. Oktober zu einem gewaltigen Vorstoß heran. Gegen die schwere Artillerie der Deutschen und der Österreicher und Ungarn vermochten aber selbst so ungeheure Massen nicht aufzukommen. Der Angriff verblutete in einem Höllenfeuer. 300 Tote zählte man unmittelbar vor den Drahthindernissen der Vorstellungen nordöstlich von Czernowitz. Darunter erkannte man auch wieder wie schon früher zahlreiche Kosaken, die hier unter dem Befehl des von Deutschen abstammenden Generals Keller kämpften.

Wenn bisher die Russen an dieser Front einmal wieder ihre Unternehmungen mit verschwenderischem Munitionsaufwand begleitet hatten, dank der ihnen so außerordentlich zustatten kommenden nordamerikanischen Geschäftsneutralität, so machte sich jetzt wieder Munitionsmangel, besonders an der bessarabischen Front, fühlbar. Die an dieser Front noch eingesetzten Truppen waren zudem auffallend schlecht ausgerüstet; die neueingestellten Fünfundvierzigjährigen waren zum Teil überhaupt noch nicht eingekleidet, ganze Kompanien trugen noch ihre Zivilanzüge. Nach allem kam es nicht überraschend, daß die russische Angriffsbewegung nunmehr an dieser Front fast völlig abstarb. Teilweise war der anfängliche Angriff schon in Verteidigung übergegangen. Von den 5000 Quadratkilometern ostgalizischen Bodens, die die Russen hier noch besetzt hielten, hatten sie in den letzten Tagen ein gutes Stück verloren. Südlich von Burkanow waren sie zwar mit ihrem Angriff über die Strypa vorgedrungen, sehr bald aber wieder weit zurückgeworfen worden. Der nördliche Teil der Heeresgruppe Linsingen hatte sich mit seinem linken Flügel durch das unwegsame Sumpfgebiet im Süden von Pinsk bei seinem Gegenangriff über seine ursprünglichen Stellungen ein tüchtiges Stück vorgekämpft. Zwischen seine nördlichsten Teile und den am Styr kämpfenden Truppen der Armee hatte sich russische Kavallerie durchgezwängt, doch hatte sie in den Kämpfen mit der Reiterei der Verbündeten dieser bald wieder weiten Raum geben müssen. Am Styr waren die Russen stellenweise 15—20 Kilometer auf dem Westufer des Flusses vorgedrungen gewesen, aber nach wenigen Tagen hatten sie doch das Ostufer wieder aufsuchen müssen und vermochten nicht, das Westufer ein zweites Mal zu gewinnen. Ein ganz besonderer Mißerfolg der russischen Offensive dieser Tage war der Umstand, daß die Heeresteile der Armee Linsingen die Gelegenheit benutzt hatten, die kleinen strategischen Nachteile der Front Pinsk—Styr—Dubno mit aller Kraft zu beseitigen und sich eine einheitliche Front zu schaffen, die einem etwa wiederholten Vorstoßversuch der Russen noch größere Schwierigkeiten bereiten mußte als die alte Linie.

Ebenso wie sich im Süden die Lage für die verbündeten Heereskörper nach wenigen kritischen Tagen sehr günstig gestaltete, gelang es auch der Heeresgruppe Hindenburg, alle russischen Angriffe überlegen abzuweisen, ja sogar langsam vorzudringen und die russische Front durch immer wiederholte Einbrüche ständig locker zu halten. Vor Illuxt brachen die Deutschen westlich des Ortes am 11. Oktober wieder in ein Frontstück der Russen von $2^1/_2$ Kilometer Breite ein und erbeuteten 1 Offizier, 367 Mann und 1 Maschinengewehr. Russische Gegenangriffe vermochten den Verlust an Raum nicht wieder einzubringen; die Deut-

schen hielten das Gewonnene sicher in ihrer Hand. Ein hier am nächsten Tage eingeleiteter russischer Angriff brach schon im Artilleriefeuer gänzlich zusammen. Dünaburg selbst wurde mit Bomben belegt und dort im Gange befindliche Truppenbewegungen dadurch schwer gestört.

Einen starken Angriff unternahmen die Russen auch bei Smorgon. Zwar gelangte er bis an die deutschen Drahtverhaue, dann aber erlosch er in wohlgezieltem Maschinengewehr- und Gewehrfeuer. Am 13. Oktober wurde in die russische Stellung westlich und südwestlich von Illuxt ein erneuter Einbruch gemacht. Er gelang auch diesmal und brachte den Russen außer Verlust an Gelände, Toten und Verwundeten eine neue Einbuße von 650 Gefangenen und 3 Maschinengewehren.

Während hier die Deutschen mit großem Glück vorankamen, wurde auf den rechten Flügel der Heeresgruppe Hindenburg von den Russen mit äußerst starkem Druck vorgestoßen. Ihre Berichte, verglichen mit den deutschen Generalstabsberichten, ließen erkennen, daß es ihnen darauf ankam, zwischen dem Djemmensee und dem Bryswatysee durchzubrechen. Sie behaupteten, den in dieser Enge zwischen den Seen liegenden Ort Torshof genommen zu haben. In Wirklichkeit waren sie aber knapp in Bataillonsbreite am 14. Oktober in die deutsche Stellung hineingekommen. Die Kämpfe dauerten an und endeten mit einer russischen Schlappe. Ein dritter Hauptkampfplatz an dieser Front war die Gegend nördlich und südlich des Boginskojesees. Die große russische Angriffsbewegung, die sich hier bemerkbar machte, kam aber über die Dryswjata nicht hinaus. In der Folge gestalteten sich die gesamten Ereignisse auf dieser Front nach anfänglichen scheinbaren Fortschritten der Russen für diese wieder so ungünstig wie nur möglich. Ihre Angriffe machten nicht die Lage der Deutschen kritisch, sondern gefährdeten nur die russische Schlagkraft.



Ein im Styr steckengebliebenes Auto wird wieder flott gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Die durch den Weltkrieg bedingte Änderung in der Kampfform aller Waffen.

Von Generalleutnant z. D. Baron v. Ardenne.

II.

Die ballistische Überlegenheit des französischen Feldgeschützes (es schießt 1200 Meter weiter als das deutsche) und seine Fähigkeit, gerade auf dem französischen Kriegsschauplatz — dem terrain mouvementé — durch Flankierungen von einem Tal zum anderen sich geltend zu machen, hat bei der deutschen Militärverwaltung dazu geführt, die Zahl der Haubitzen ganz außerordentlich zu vermehren. Die Kanone hat als Hauptgeschoßart das Schrapnell. Dieses ist gegen Infanterie äußerst wirksam, gegen die Schutzschilde der gegnerischen Artillerie aber nicht. Die Granaten der Haubitzen — mit vernichtendem Sprengstoff gefüllt — zerschmettern aber feindliche Geschütze in

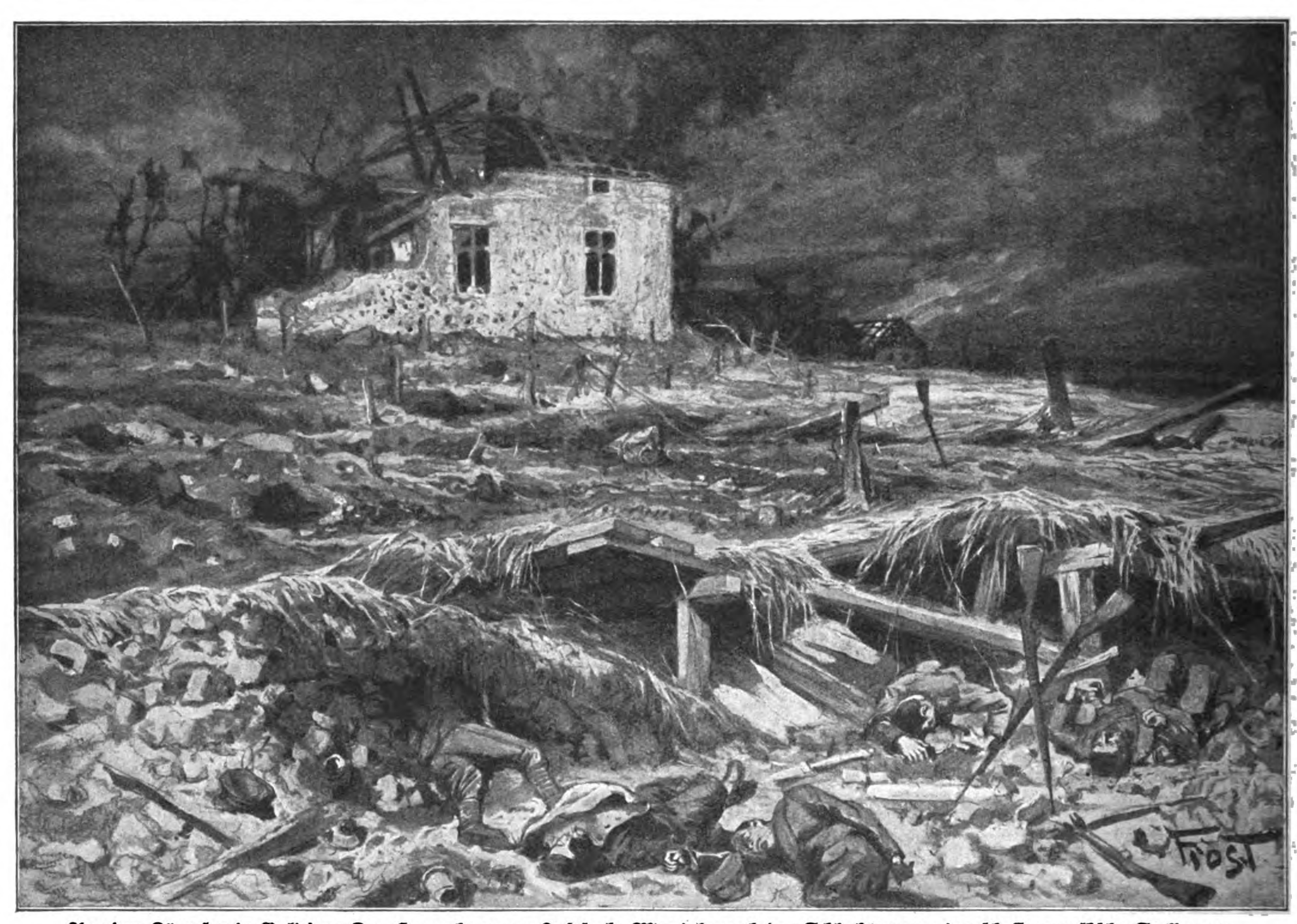


Schwierige Bagagebeförderung durch eine Furt in Galizien.

Hofphot. G. Berger, Potsdam.

dem Grade, daß man die abgerissenen Radreifen der Räder oft 100 Meter von den getroffenen Kanonen findet. Wenn nun schon die Feldhaubitze (Kaliber 10,5) diese Wirkung hervorbringt, so ist diese bei der 15-cm-Haubitze der schweren Artillerie des Feldheeres verzehnfacht. Unsere Feinde haben deren Wert wohl erkannt. Sie sind bestrebt gewesen, während des Krieges das Modell nachzuahmen und uns in großer Zahl gegenüberzustellen. Die deutsche Militärverwaltung ist ihnen aber überlegen geblieben. Man wird nach Beendigung des Krieges staunen, wieviel Hunderte schwerer Batterien den kämpfenden Truppen nachgeführt worden sind — von den ganz schweren Kalibern zu schweigen, die Panzertürme zerknacken wie Nüsse, und von den mächtigen Flachbahngeschützen, die ihre Geschosse von Dixmuiden nach Dünkirchen (30 Kilometer) geworfen haben. Die schwere Artillerie, die sonst erst am Ende eines Kampfes auftrat, leitet ihn jetzt ein. Sie vertritt die Rolle einer Feuerwalze, die die feindlichen Stellungen erst zermalmt, ehe man das kostbare Blut stürmender Bataillone einsetzt. Infanterie und Artillerie sind also in allen Stadien des Gefechts jetzt untrennbar verbunden und aufeinander angewiesen. Im Stellungskrieg gestaltet sich demnach eine ideale Verteidigungstellung etwa so, daß die vordere Linie (tiefe mit zahlreichen Fuchslöchern versehene Gräben) mit einzelnen Maschinengewehren und versteckt gehaltenen Geschützen ausgestattet wird. Da der Feind auf 30—300 Meter nahe zu sein pflegt, ist sein Anlauf, der nach zermalmendem Trommelfeuer meist mit ungeheurer Übermacht geschieht, oft nicht zu brechen. Der Verteidiger wird überlaufen. Der Angreifer findet den entscheidenden Widerstand erst in der zweiten Linie des Verteidigers, die 200 bis 400 Meter hinter der vorderen liegt. Die dritte Linie — starke Artillerie — befindet sich dann 2 bis 4 Kilometer hinter der zweiten und ist zugleich Aufstellungsgebiet der Reserven. Eine Linie, die innerhalb der Beobachtung des feindlichen Artilleriefeuers liegt, ist in kurzer Zeit in Staub verwandelt. Damit ist zu rechnen. Die zahlenmäßige Überlegenheit der Franzosen bei dem letzten großen Durchbruchsversuch im Artois und in der Champagne (September 1915) wurde noch unterstützt durch die stets eintretenden Vorteile des Angreifers gegenüber der Verteidigung. Er konnte den Ort und die Ausdehnung des Angriffs bestimmen. Was das geheißen hat, erhellt aus den bekannt gewordenen Stärkeverhältnissen. Danach haben die Generale Joffre und French nicht weniger als 92 Divisionen zum Angriff vorgeführt. Die Zahlenüberlegenheit des Gegners erstreckte sich ebenso auf seine Artillerie. Der ungeheuren Anzahl der zusammengebrachten feindlichen Geschütze und deren siebzigstündigem Trommelfeuer konnten wir eine gleiche Stärke nicht entgegensetzen, da wir in der Verteidigung keine Stelle unserer 600 Kilometer langen Front entblößen konnten.

Die größte Veränderung in der Gefechtsverwendung hat die Kavallerie erfahren. Weit mehr als hundert Regimenter zogen über die feindlichen Grenzen — alle wohlausgebildet und glänzend beritten. Eine stolze Kavallerie! Sie war in gleicher Weise ausgebildet für die Attacke zu Pferd mit der Lanze wie zum Gefecht zu Fuß mit dem Karabiner. Das Reglement besagte indes, daß die Führer auf letzteres nur dann zurückgreifen sollten, wenn die Erfüllung ihrer Aufgaben durch die Attacke zu Pferde nicht zu erreichen sei. Durch alle der Kavallerie gegebenen Vorschriften weht ein herrlicher Reitergeist, die Voraussetzung stürmischer Offensive, wie die hervorragendsten Führer sie als unentbehrliches Mittel zum Siege gepredigt haben. Im Anfang des Krieges konnte die deutsche Kavallerie die ihr anerzogenen Eigenschaften zu voller Betätigung ihrer Kräfte entfalten, so bei Lagarde, bei Perwez in Belgien, in der großen Verfolgung der englischen Armee von Maubeuge bis St.-Quentin und so weiter; später aber nur in einzelnen Kriegsepisoden, wenn der Bewegungskrieg den leidigen Stellungskrieg ablöste, so vor allem in dem Feldzug in Kurland. Überall, wo unsere Lanzenkavallerie mit dem Gegner zu Pferde zusammentraf, hat sie ihn geworfen und in allem der Vorschrift des großen Königs, die auch in das jetzige Reglement aufgenommen ist, ent-



Aus den Kämpfen in Galizien: Das Herrenhaus von Joseforka Mocziska nach der Schlacht; vorn eingeschossene russische Stellungen.
Nach Aufzeichnungen eines im Felde stehenden Offiziers gezeichnet von Martin Frost.



Von dem Durchbruchsversuch der Russen in Galizien: Überfall auf einen österreichisch-ungarischen 30,5-cm-Mörser.

An Ort und Stelle gezeichnet von Kriegsmaler Hugo L. Braune.

Die österreichisch-ungarische Artillerie, vor allem ihre Haubitzen und Motormörser, wird von den Russen besonders gefürchtet. Ihre Wirkung ist allerdings auch eine derartige, daß es begreiflich ist, wenn die Russen sich fast stets mit allen Mitteln bemühen, diese Geschütze unschädlich zu machen. Die Färbung ihrer Sprengwolken, unten rosarot, oben weiß, verrät die Anwesenheit der Riesengeschütze ebenso wie das eigentümlich röhrende Geräusch ihrer Granaten. Unser Bild zeigt eine Begebenheit von den Durchbruchsversuchen der Russen in der letzten noch von ihnen besetzten Ecke Galiziens. In regnerischer Nacht durchbrachen sie mit überlegenen Kräften die österreichisch-ungarischen Infanterielinien und brachten die Mörser in ihren Besitz. Da sie deren Abbau aber nicht verstanden, so konnten die Geschütze bei einem erfolgreichen Gegenangriff an derselben Stelle zurückerobert werden.

sprochen, die da besagte: „Preußische Kavallerie soll sich niemals attackieren lassen, sondern allemal den Feind zuerst attackieren.“ Der Stellungskrieg unterband die Tätigkeit der Kavallerie zu Pferde. Ein Teil derselben beruhte auf der Beunruhigung und Störung der feindlichen Verbindungslinien, also auf einem Auftreten im Rücken des Feindes. In Frankreich erstreckte sich aber bald die feindliche Front vom Meer bis zur schweizerischen Grenze wie eine eherne Mauer. Die war weder zu durchbrechen, noch war um die Flügel herumzukommen. Selbst einzelne deutsche Patrouillen, die sich hatten abdrängen lassen, kamen durch diese Mauer nicht zurück (die bekannt gewordene Patrouille der Leutnante v. Schierstädt und Grafen Strachwitz). So mußte denn die Kavallerie überall da, wo der Stellungskrieg eintrat, zum Karabiner greifen, um im Fußgefecht Schulter an Schulter mit der eigenen Infanterie ihre Gefechtskraft nutzbar zu machen. Dieser ungewohnten Aufgabe sind unsere Reiterregimenter in geradezu vorbildlicher Weise gerecht geworden. Viele Monate haben sie in den Schützengräben gestanden, ihre treuen Kampfgenossen, die Pferde, kilometerweit zurück. Dann haben die Heerführer plötzlich ihre Beweglichkeit ausgenützt und schnell an einer Lücke ihrer Front die zweitausend Karabiner, die eine Kavalleriedivision ins Feuer bringen kann, eingesetzt. In dieser Beweglichkeit liegt ein besonders wirksamer Vorzug der Kavallerie. So ist es gewesen von Tannenberg an bis Riga und Dünaburg. Die abgesessene Kavallerie hat auch den Ansturm zu Fuß mit dem Karabiner nicht gescheut, obgleich diesem noch immer das Bajonett fehlt. Erinnert sei an den Angriff eines ungarischen Husarenregiments, das in den Karpathenkämpfen den Gegner mit dem Kolben zusammenhieb. Oft haben Kavalleriedivisionen die Flanke unserer Armee gegen feindliche Angriffe zu decken gehabt — tagelang, wochenlang. Diese Deckung ließ sich nicht anders durchhalten als durch Selbstaufopferung. Die Geschichte des Krieges wird dereinst nachweisen, daß diese Selbstaufopferung zuweilen bis zur Vernichtung ging. Wenn daher aus der Minderbetätigung der Kavallerie zu Pferde die Folgerung gezogen werden sollte, daß diese Waffengattung als nicht mehr zeitgemäß vermindert oder gar abgeschafft werden müßte, so kennen die Vertreter dieser Ansicht die ungeheuren Leistungen der Kavallerie nicht, die sie in diesem Kriege schon an den Tag gelegt hat und noch legen wird. Und nun noch eins! Die Geschichte lehrt, daß Völker und Armeen stets nur die zuletzt gemachten Erfahrungen beherzigen und danach ihre Schlußfolgerungen ziehen. Es wäre leicht, aus der Militärgeschichte zu beweisen, wie sehr diese Einseitigkeit durch spätere Entwicklungen verleugnet worden ist und sich als verhängnisvoll erwiesen hat. Es ist zu hoffen und anzunehmen, daß Deutschland und Österreich-Ungarn ihre heldenmütigen Kavallerien nicht verkleinern werden, bloß weil eine auf den jetzigen Weltkrieg zugeschnittene Kriegführung ihr den Adlerflug nur mit einem Flügel gestattete.

Wenn bei der Kavallerie eine gewisse Beschränkung ihrer Verwendung nicht geleugnet werden kann, so ist das Gegenteil bei den Pionieren und den technischen Truppen der Fall. Sie nennen sich selbst scherzhaft: „das Mädchen für alles“. General v. Beseler, der Bezwinger von Antwerpen und Nowo-Georgiewsk, war lange Generalinspekteur der Pioniere und Ingenieure. Er hat es verstanden, bei aller Berücksichtigung ihrer infanteristischen Ausbildung ihr technisches Können so zu fördern, daß es, als sie die kriegerische Probe abzulegen hatten, allgemeine Bewunderung hervorrief. Die Waffe war bei der Mobilmachung schon verdoppelt worden und hat im Lauf des Krieges vielfache Verstärkungen erfahren. Die eingetretenen Verluste machten das nötig. Kunstleistungen allerersten Ranges, wie die Herstellung der gesprengten Tunnel von Lüttich und Wilna, der Brücken bei Iwangorod, Warschau und Przemysl, der Donauübergang nach Serbien und so weiter, gingen Hand in Hand mit taktischen Glanzleistungen, deren Aufzählung allein ein Buch füllen würde. Die Pioniere sind die treuen Begleiter aller Waffen, ja ihre Vorkämpfer. Das erkennt die Truppe auch an und begrüßt freudig ihre Brüder, die sie mit Recht als Jünger der Wissenschaft betrachtet. Wenn irgendwo die Überlegenheit der deutschen Bildung auf militärischem Gebiet gesucht werden müßte, so wäre sie neben dem Generalstab bei den Pionieren und den technischen Truppen zu suchen.

General Bojadjeff.

(Hierzu das Bild Seite 408.)

Der Kommandeur der ersten bulgarischen Armee, Generalleutnant Kliment Bojadjeff, ist, wie Andrei Protitsch in der „Neuen Freien Presse“ schreibt, eine der auffallendsten Persönlichkeiten unter den höheren bulgarischen Offizieren. Schon äußerlich. Hoher Wuchs, breite Schultern, gemäßigte Bewegungen, tiefschwarzer Bart, imponierender Blick lassen den energischen Willen erkennen, der diesen Mann auszeichnet. Bojadjeff ist nicht redselig, im Gegenteil, er gehört zu den schweigsamen Heerführern. Er genießt unter seinen Soldaten, die schwärmerisch zu ihm aufblicken, die größte Beliebtheit.

Er ist Mazedonier und stammt aus Ochrida. Nach der Befreiung Bulgariens hat er seine Heimat verlassen und in Sofia das Gymnasium und die Militärschule absolviert. Den ersten bulgarisch-serbischen Krieg im Jahre 1885 hat Bojadjeff als Leutnant mitgemacht. Bald darauf wurde er nach Turin an die dortige Generalstabsakademie kommandiert. Bojadjeff ist einer der ersten bulgarischen Offiziere, der seine kriegsakademische Ausbildung nicht in Rußland, sondern in Italien erhalten hat. Nach seiner Rückkehr aus Turin hat Bojadjeff Truppendienst bis zum Ende des Krieges gegen die Türkei und dem darauffolgenden zweiten Balkankrieg getan. Er blieb fern von Sofia und machte in der bulgarischen Provinz als Truppenkommandant seine Laufbahn. Durch die langjährige Fühlung mit seinen Soldaten hat Bojadjeff sich unter den Bulgaren eine volkstümliche Stellung zu verschaffen gewußt.

Beim Ausbruch des Balkankrieges im Jahre 1912 war Bojadjeff Kommandeur der vierten Preslawdivision in Schumla. Diese Division gehörte damals zur dritten Armee, die Kirkilisseh erobert, die dreitägige Schlacht bei Bunarhissar—Lüleh—Burgas gewonnen und die türkische Armee bis an die Tschataldschastellungen zurückgeworfen hat. Die Division Bojadjeffs nahm nach dem Abbruch der Londoner Friedensverhandlungen an den Kämpfen bei der Tschataldschalinie teil und erwarb sich den Ehrentitel: die „eiserne Division“.

Während des zweiten Balkankrieges kämpfte General Bojadjeff gegen die Serben in Mazedonien. Und als der Kommandeur der dritten Armee, General Radko Dimitriew, Ende Juni 1913 zum Generalissimus der bulgarischen Armee ernannt worden war, war Bojadjeff als Nachfolger Dimitriews in Aussicht genommen. Nach der Demobilisierung im Jahre 1913 wurde General Bojadjeff zum Kriegsminister als Nachfolger des Generals Wasow ernannt. Schon nach einem Jahre gab er diesen Posten auf und kehrte als Inspekteur der dritten Armeeinspektion in Rustschuk zu seinen Soldaten zurück. Da traf ihn ein schweres Unglück. Sein Sohn, der Oberleutnant in der königlichen Leibgarde war, wurde bei dem bekannten Attentat auf einem Karnevalsfest in Sofia getötet. Tieferschüttert kehrte Bojadjeff zu seiner Familie nach Sofia zurück. Er wurde als Generalstabschef ins Kriegsministerium berufen. Unmittelbar vor Beginn des serbisch-bulgarischen Krieges 1915 wurde General Bojadjeff zum Kommandeur der ersten Armee ernannt, die er, wie seinerzeit die vierte Division, wieder zum Siege führte.

Der gestörte Festschmaus.

Hunger ist der beste Koch. Zumal, wenn man geschlagene 48 Stunden in einem vom Regen aufgeweichten Schützengraben des mit Lehmboden gesegneten Departements Meurthe-et-Moselle gekauert hat. Doch darauf zu achten, hatten wir kaum Zeit. Der Gegner hatte herausbekommen, daß wir nur anderthalb Kompanien stark waren, und unternahm mit seinen bedeutend überlegenen Kräften einen Sturmangriff.

Die Entfernung zwischen unseren Schützenlinien und denen der Turkos mochte ungefähr 500 Meter betragen. Sie war groß genug, unserem Hauptmann ein grimmiges Lächeln zu entlocken. Er hatte bereits ein paarmal Proben von der Schießkunst seiner oberbayerischen Landwehrleute mit angesehen, und so befahl er jetzt kurz: „Leute, alle Patronen ausgepackt! Jeder legt sie neben sich. Geschossen wird erst, wenn die Schwarzen auf 100 Meter herangekommen sind. Aber dann — na, ihr wißt schon: jede

Kugel ein Treffer gibt in der Minute und für jeden Mann mindestens zehn Schwarze. Verstanden?" Die Mannschaft hatte verstanden. Rasch hatte jeder Mann die Patronen neben sich gelegt, und als die schwarze Meute, brüllend wie die Löwen, auf etwa 120 Meter heran war, rasselte es aus unseren Gewehren. Wie vor des Schnitters Sense die Ähren, so sanken die Afrikaner vor unseren Kugeln. Bald türmten sich die zur Erde Sinkenden zuhauf. Aber in dichten Reihen stürmten andere nach. Schon war der vorderste feindliche Haufe bis auf 10 Meter an uns herangekommen. Weiter ging es nicht; denn da stießen sie auf den Wall der Gefallenen, hinter dem der Nachschub sich unwillkürlich barg. Jeder, der Miene machte, über die grause Schutzwehr hinüberzusteigen, sank, von einer Kugel durchbohrt, hintenüber. Unsere Arme zuckten gewaltig nach dem Seitengewehr. Aber der Hauptmann meinte lächelnd: „Nur ruhig, Leute. Dort hinten kommt neue Arbeit für eure Gewehre. Und daß mir keiner den Kopf weiter als unbedingt nötig über den Erdwall hebt! Ich habe nicht einen Mann zuviel. Verstanden?" Mit diesen Worten kroch er schlangengleich weiter, um den Entfernteren dasselbe zu sagen. Er brauchte einen Mann nur anzublicken, so wußte der auch schon, was er zu tun hatte: so gut verstand die Mannschaft sich mit ihrem Führer.

Doch das Gefecht kam unerwartet schnell zum Stehen, da wir durch unsere bisher in Reserve stehenden Kameraden Verstärkung erhielten. Jetzt wurden die Seitengewehre aufgepflanzt, und mit Hurra ging's vorwärts. Von allen Seiten bedroht und ein Handgemenge mit stürmenden Bayern fürchtend wie die Hölle, zogen es die Söhne Afrikas vor, schleunigst Reißaus zu nehmen. Im Laufen geübt, vermochten auch manche zu entkommen. Viele andere freilich mußten ins Gras beißen.

Nachdem der Feind vollends vertrieben war, wurden wir abgelöst und durften zurückgehen, um endlich wieder an uns selbst zu denken. Nach einstündigem Marsch machten wir in dem von feindlicher und freundlicher Artillerie heiß umstrittenen und gänzlich zerstörten Dorfe M. halt. Ganze Herden von Kühen, jungen Rindern, Ziegen, Schafen, Schweinen trieben dort brüllend, meckernd, blökend, grunzend ihr Wesen. Zwischen den noch rauchenden Trümmerhaufen suchten Hühner und Enten vergeblich nach ihren Ställen. Da unsere Bagage und mit ihr die Lebensmittelwagen nicht so bald zu erwarten waren, sollte hier abgekocht werden. Unsere Kompaniemetzger fingen gewandt und rasch zwei Schweine und ein Rind, während ich mit drei Kameraden auf das umherirrende Hühnervolk Jagd machte; wir wurden einiger Prachtexemplare habhaft, die wir für unsere Herren Offiziere zuzubereiten gedachten.

Nach Tagen der Entbehrung sollte es heute einmal ein



Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Berliner Landsturm beim Bau einer Feldbahn.



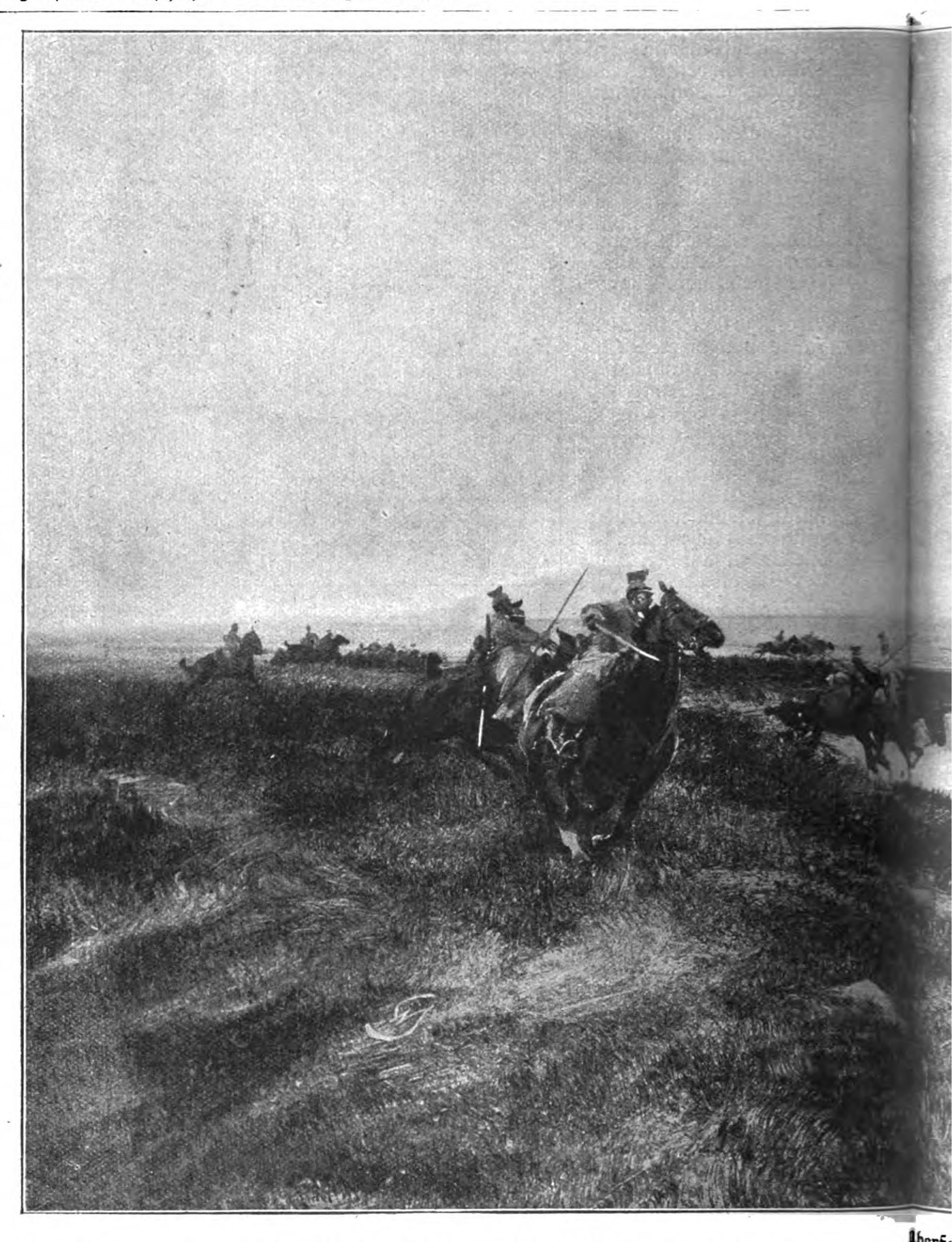
Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Berliner Schipper, unter denen sich mancher akademisch Gebildete befindet, bei ihrer Arbeit auf dem westlichen Kriegschauplatz.

üppiges Essen geben. Rindfleisch und Suppe, Schweinefleisch mit Weißkraut und Kartoffeln, schließlich Hühner- und Entenbraten. Diese Speisenfolge war doch einmal etwas anderes als kaltes Büchsenfleisch und Zwieback. Unter geübten Händen baumelten alsbald die zwei Schweine an einer zwischen Bäumen angebrachten Stange, lag das Rind schnell am Boden, und scharfe Messer trennten eilig die Haut von den geschlachteten Tieren. Die Mannschaft schnitt auf rasch gesäuberten Brettern Kartoffeln und Weißkraut, holte Wasser herbei oder suchte mit Erfolg unter den Trümmern nach etwa noch brauchbarem Kochgeschirr. Neben der zerstörten Dorfkirche war die Küche eingerichtet.

In anscheinend weiter Ferne grollte der Donner der feindlichen Kanonen, und in unserem Rücken setzte die so oft begrüßte Musik der eigenen Geschütze ein. Wir achteten es nicht. Hielten wir doch den Gegner für weit genug entfernt, um keine Störung fürchten zu müssen. Uns Landwehrmännern wässerte der Mund nicht wenig, als es in den großen und kleinen Kesseln kochte, brodelte und schmorte. „Leute, jeder bekommt heute dreifache Portion. Ihr habt's verdient," meinte unser Hauptmann schmunzelnd. Dann hob er selbst den einfachen Holzdeckel von einem der Kessel und sagte gutgelaunt: „Na, Kinder, das riecht ja famos!" Während uns der Hauptmann auf diese Art die Wartezeit verkürzte, konnte er selbst es doch nicht lassen, mit dem Degen eines der siedenden Hühner emporzuheben und zu sehen, ob es nicht bald gar sei. „Es dauert nicht mehr lange. Ihr könnt einstweilen die Festtafel richten," meinte er im Weitergehen.

Da sprengt plötzlich ein Offizier, das Pferd über und über mit Schweiß bedeckt, auf unseren Führer zu. Wir vernehmen gerade noch die Worte: „Herr Kamerad, bitte rasch nach vorn zur Unterstützung des P.... Regiments. Gegner versucht dort von neuem durchzubrechen." Bum — Bumbum ertönt es plötzlich über uns, und einer der noch übrigen Mauerpfeiler begräbt in krachendem Sturz unsere Kessel mit Inhalt unter Schutt und Asche. „An die Gewehre! Marsch-marsch!" Schon steht der Hauptmann vor der Kompanie, und während wir noch unsere Tornister zurechtrücken, geht es mit knurrendem Magen abermals dem Feinde entgegen. Ade, schöner Festschmaus! Fast zwei Stunden lagen wir nochmals im feindlichen Feuer. Aber daß der rücksichtslose Gegner uns um das köstliche Essen gebracht hatte, mußte er entgelten. Mit aller Macht wurde er gepackt, und so kam auch für uns schneller als gedacht der Zeitpunkt, wo wir, weiter zurückgeführt, mit Ruhe, wenn auch nicht unser üppiges Festmahl, so doch das inzwischen von der Feldküche für uns zubereitete Pökelfleisch verzehren konnten.

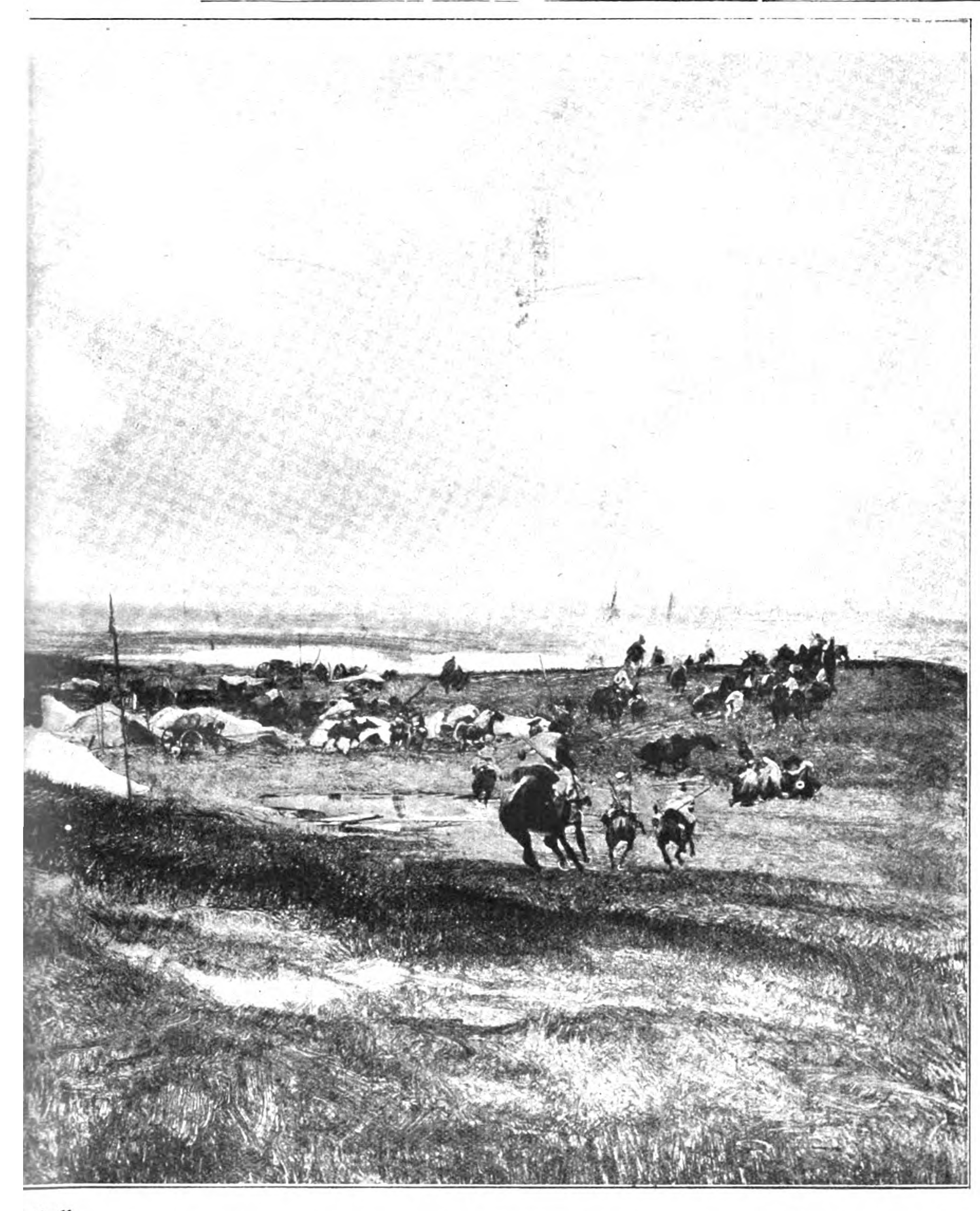


Die russischen Durchbruchsversuche am Styr und an der Strypa.

Von Major a. D. Ernst Moraht.

(Hierzu Bilder und Karte Seite 464—469 und 474.)

Im Verlauf des jetzigen Krieges ist wohl noch an keiner Stelle der tiefe innere Zusammenhang zwischen Politik und Strategie so scharf hervorgetreten wie an der wolhynischen und ostgalizischen Front während der jetzt abgeschlossenen Herbstkämpfe. Als wir uns nach der Eroberung Lembergs am 25. Juni 1915 zu der großen Schwenkung entschlossen, die die Russen über die Nordgrenze Galiziens hinaus zwischen Bug und Weichsel nach Norden fegte, sicherten wir unsere Flanken durch eine besondere Armeegruppe, deren linker Flügel sich an den Oberlauf des Bug lehnte, während die übrige Front im allgemeinen der Zlota-Lipa folgte, einem Wasserlauf, der sich zwischen Buczacz und Halicz in den Dnjestr ergießt. Diese Armeegruppe war aus deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen gemischt und hatte die Aufgabe, sich gegen die Russen, die noch den letzten Teil Ostgaliziens besetzt hielten, in der Verteidigung zu halten. Es wäre vielleicht nicht allzu schwer gewesen, damals auch diesen Teil österreichischen Bodens noch zu säubern und die wichtige Stadt Tarnopol in die Hände zu bekommen. Aber das Zurückwerfen und Niederringen der russischen Zentralmacht war damals die Hauptaufgabe, und da die Russen, trotz ihrer hohen Verluste, noch immer Millionen von Kriegern besaßen, so mußten wir alle Kräfte, die verfügbar waren, in Bereitschaft halten, soweit sie nicht in vorderer Linie an der Ver-



rfall
ikenlagers.
ginalgemälde von
Schreuer.

folgung beteiligt waren. Als wir dann Brest-Litowsk genommen hatten und jetzt wieder zwischen Narew und den nördlichen Pripetsümpfen jene große Schwenkung machten, die die Russen mit ihren Hauptkräften auf den Raum von Minsk zurückwarf, ergab sich eine gewisse Entblößung der südlichen Pripetsümpfe von Heeresteilen der Verbündeten. Zwar besaßen wir die Festung Kowel, waren aber mit den vorhandenen Kräften nicht stark genug, das breite Heranschwärmen von Kosakenhorden zu hindern, das im Raume zwischen den Bahnlinien Kiew—Sarny—Kowel und Kiew—Rowno—Kowel stattfand. Es stellte sich daher die Notwendigkeit heraus, eine besondere Armeegruppe mit der Abwehr der russischen Vorstöße zu betrauen. Diese Vorstöße hatten einen ganz besonderen politischen Zweck. Einmal sollten sie bei dem Großrussentum des Zarenreiches die Einbildung festhalten, daß Rußland der Donaumonarchie gegenüber noch immer siegreich sei, weil es den letzten Teil Galiziens, der von Ukrainern bewohnt ist, in der Hand hielt. Gerade damals zeigten sich in Rußland die ersten Anfänge größerer innerer Unruhen, und die Vertreibung der Russen aus Galizien wäre vielleicht verhängnisvoll für die damalige Regierung geworden. Solange man Ostgalizien und Westwolhynien hatte, konnte man immer darauf hinweisen, daß das Vordringen zwischen Riga und Pinsk gehemmt sei durch die Gefährdung unseres rechten Flügels.

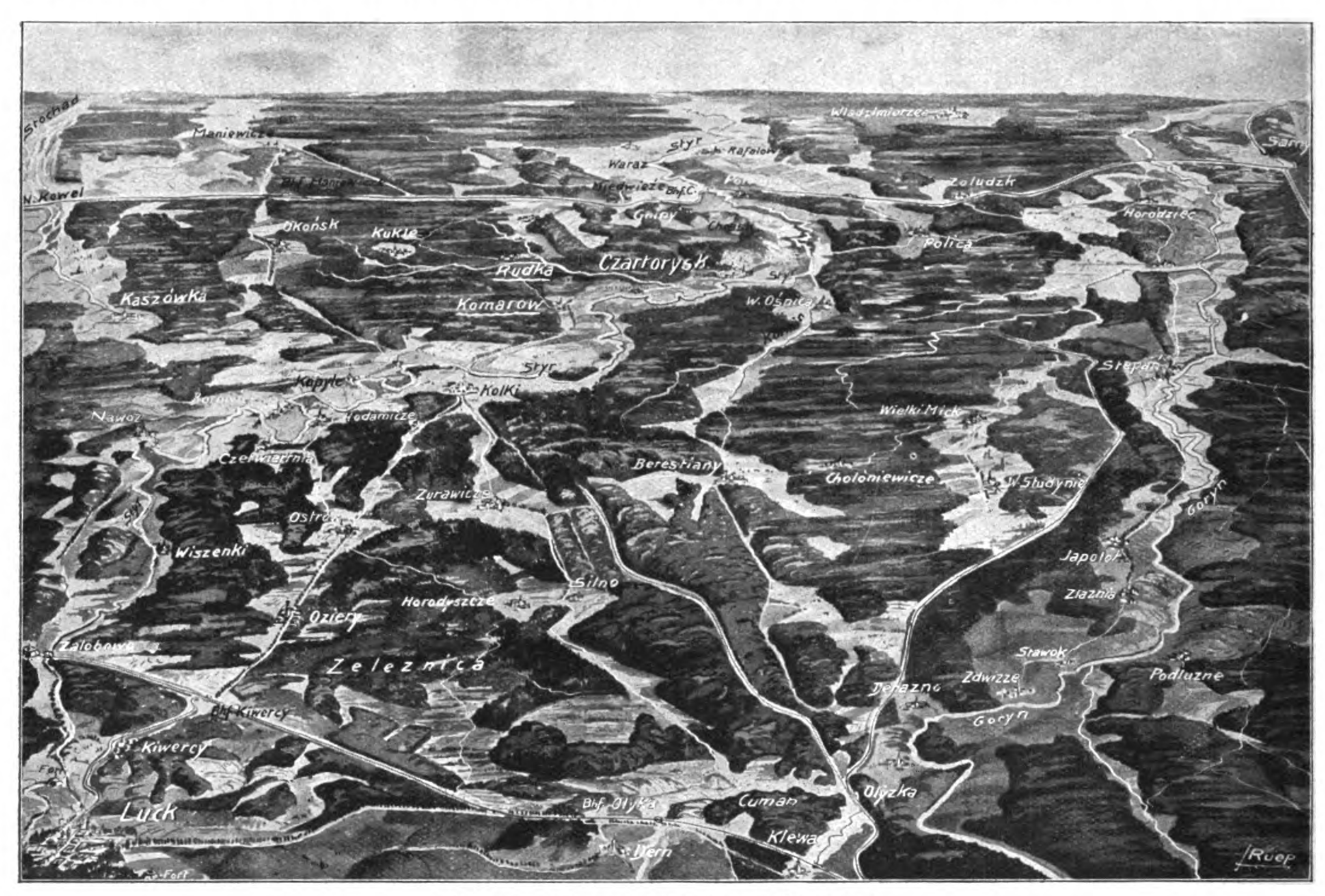
Noch ein anderer politischer Zweck belebte den russischen Widerstand zu starken Gegenstößen. Man wollte auf die schwankenden Neutralen des Balkans, besonders auf Rumänien, Eindruck machen und fürchtete Rumäniens Anschluß an die Mittelmächte im Falle unseres siegreichen Vordringens durch Wolhynien und Podolien in Richtung auf Kiew und Bessarabien. Mitten in diesen Erwägungen der russischen äußeren Politik fand der Wechsel im Oberkommando statt. Der Zar übernahm selbst die Heeresführung, und das gab erneuten Antrieb zu äußersten Anstrengungen, um auf jede Weise einen in die Augen springenden Erfolg zu erzielen.

Zwei Stellen waren es nun, die sich die russische Heeresleitung dieses Kriegschauplatzes — sie lag in Händen des Generals Iwanow — besonders für den Angriff ausersehen hatte. Im Süden handelte es sich um das Gebiet des Strypaflusses, wo die Armee Bothmer die Wacht hielt, und im Norden kam das Styrgebiet in Betracht, das die Nordarmee der Heeresgruppe Linsingen zu sichern hatte. In beiden Kampfgebieten gab es wieder zwei besondere Brennpunkte, auf die sich die Kraft der Russen konzentrierte. An der Strypa war es der Raum von Siemikowce, am Styr der Raum von Czartorysk (siehe die Vogelschaukarte Seite 474). Die ganze Front, in der die Russen nebenher zahllose Teilangriffe versuchten, war 250 Kilometer lang. Ein Stellungskrieg, wie er im Westen seit über einem Jahre besteht, hatte sich hier nirgends völlig ausgebildet, nur Anfänge dazu waren an der ostgalizischen Front erkennbar. Auf den übrigen Strecken fand sich immer wieder Gelegenheit zu Flankenstößen und Überflügelungskämpfen, sowohl auf unserer wie auf feindlicher Seite. In Ostgalizien begann der ernstere Kampf am 28. August und stieg dann bis Mitte September ständig bis zu einem hartnäckigen und blutigen Ringen empor. Erst seit dem 4. November konnte man sagen, daß der Durchbruchsversuch der Russen mit ihrer endgültigen Zurückwerfung über den Strypafluß geendet habe. Die Kämpfe um das Styrgebiet haben ihren Höhepunkt etwa um den 6. Oktober bei Czartorysk gewonnen. Etwas später als an unserem rechten Flügel endigten auch sie mit dem russischen Mißerfolg, indem der Feind, von uns dazu gezwungen, auf seinen Durchbruchsversuch am Styr verzichten mußte und sich überall über den Fluß hinübergetrieben sah.

Während der Kämpfe um den nördlichen und südlichen Brennpunkt der Front waren die Russen überall und immer in zahlenmäßiger Überlegenheit. Wiederholt haben wir das taktisch verspürt, mußten einmal bei Czartorysk unsere Front zurücknehmen, wurden auch im Raume von Rudka überfallen, wobei der Feind Erfolge hatte, und büßten bei Komarow sogar sechs Geschütze ein. Aber immer wieder verstand es die Heeresleitung des Generals v. Linsingen, rechtzeitig die Verstärkungen an die richtige Stelle zu bringen, wo sie den Russen die Vorteile wieder entreißen konnten. Als es sich schließlich darum handelte, den breiten Brücken-

kopf, den die Russen auf dem westlichen Ufer des Styr gebildet hatten, zu durchbrechen, setzten die verbündeten Truppen zu einem Sturm an, der den Feind überrennen konnte. Durch brennende Dörfer wurden die Russen nach Osten getrieben und gerieten dabei in die schlammigen Sümpfe längs der Straßendämme, so daß der wochenlange Kampf um den Styrübergang mit einem Gesamtverlust von etwa 75 000 Mann auf russischer Seite an Toten, Verwundeten, Gefangenen und Erkrankten abschloß.

Nicht lange Zeit vor der Entscheidung erschien an dem Bahnknotenpunkt Sarny der kaiserliche Hofzug des Zaren, der von hier aus an die Front fuhr, um seine tapferen Truppen zu begrüßen, die den „frechen und zähen Feind" bald vollständig zu Boden werfen würden. General Iwanow wurde gelobt und ausgezeichnet, aber das Lob ist zu früh erteilt worden. Man muß allerdings zugeben, daß die russischen Soldaten sich tapferer schlugen als früher in Galizien, und kann auch nicht umhin, die Führung des Generals Iwanow energisch zu nennen. Aber der Geist der Truppen und der verminderte Wert des Offizierkorps reichten denn doch nicht aus, den zähen Siegeswillen der verbündeten Heere zu brechen, wenn er auch eine Zeitlang aufgehalten werden konnte. Vor allem muß erwähnt werden, daß die Anlage der Angriffe auf russischer Seite Ähnlichkeit mit den Dispositionen hatte, die unserseits im Dunajecgebiet getroffen wurden, als wir im Mai die große Offensive begannen. Vielleicht waren die russischen Angriffsbefehle auch nur eine Nachahmung der unsrigen. Der Erfolg aber, den die Russen davontrugen, entsprach nicht annähernd dem deutschen und österreichisch-ungarischen. Ihr Angriff verlief sich in den Wäldern und Sümpfen des Pripet- und des Styrgebietes. Unsere Offensive dagegen dauerte über vier Monate und säuberte das ganze Königreich Polen. Hatte auch General Iwanow hinter seiner vorderen Front, ähnlich wie wir westlich des Dunajec, seine Artillerie auf die Entfernungen eingeschossen, seine Reserven zum Durchstoß bereitgestellt und in aller Heimlichkeit zusammengezogen, hatte er auch alles Brückenmaterial, das erforderlich werden konnte, zur Stelle, so fand er doch im Angriffsraum einen Gegner, der sich nach kurzer Überraschung wieder zu sammeln verstand und niemals den Angriffsgedanken durch den russischen Ansturm unterdrücken ließ.



Vogelschaukarte zu den Kämpfen um Czartorysk.

Der Kampf um Kragujevac.

Von Roda Roda.

(Hierzu die Bilder Seite 476—479.)

Gestern abend (ich weiß es von Herren des Stabes, bei dem ich eben weile), gestern hatten, wie Roda Roda in der „Neuen Freien Presse" berichtet, unsere Truppen jene Höhenlinie nördlich von Kragujevac erreicht, die den Ort in einem Halbkreis von 15 bis 20 Kilometer Radius umgibt.

Es sind das die östlichen Ausläufer der Rudnikkette, des wildesten Innerserbien. Rudnik bedeutet wörtlich „Erzgebirge". Ausgesprochener Mittellandcharakter. Die höchste Erhebung, der Weliki Sturatz, erreicht 1200 Meter. Dort gibt es nur Wald und Bleigruben. Auf den Ausläufern Heide, Feld, weit zerstreute arme Dörfer, erbärmliche Straßen — und nach dem vierzehntägigen Regen kein Fortkommen im Gelände, wenigstens nicht auf dem Schattenhang der Berge.

Trotzdem schafften's unsere Truppen. Feindliche Artillerie hatte lange die Höhe Karaula („Wachturm", 600 Meter) gehalten und mußte sie räumen. Die Eroberung des Wutschjak („Wolfsberges") nebenan, 570 Meter, kostete uns Blut. Gott sei Dank, nur ein paar Mann; wir konnten aus 150 Winkelgraden des Horizonts schwere Artillerie in Masse ansetzen, und Woiwode Sturm-Jurischitsch nahm seine Bataillone zurück. Die Eroberung des Wutschjak geschah in zwei Etappen: es war zuerst der Vorgipfel Kote 430 genommen worden; dadurch wurde auch die serbische Stellung auf dem Tschumitschsko Brdo unhaltbar — die feindliche Linie rollte sich auf. Unsere rechte Nachbargruppe marschierte in Gornji Milanovac ein.

So war die Lage gestern abend: alle von West, Nord und Ost nach Kragujevac führenden Straßen in unserer Gewalt. Der Regen legte sich. Gegen zehn Uhr blinkten nach langer Zeit zum erstenmal die Sterne.

Die Serben setzten die Nacht über ihren Rückzug fort.



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

Der Rest einer russischen Batterie in Bessarabien: ein Geschütz, ein Scheinwerfer.

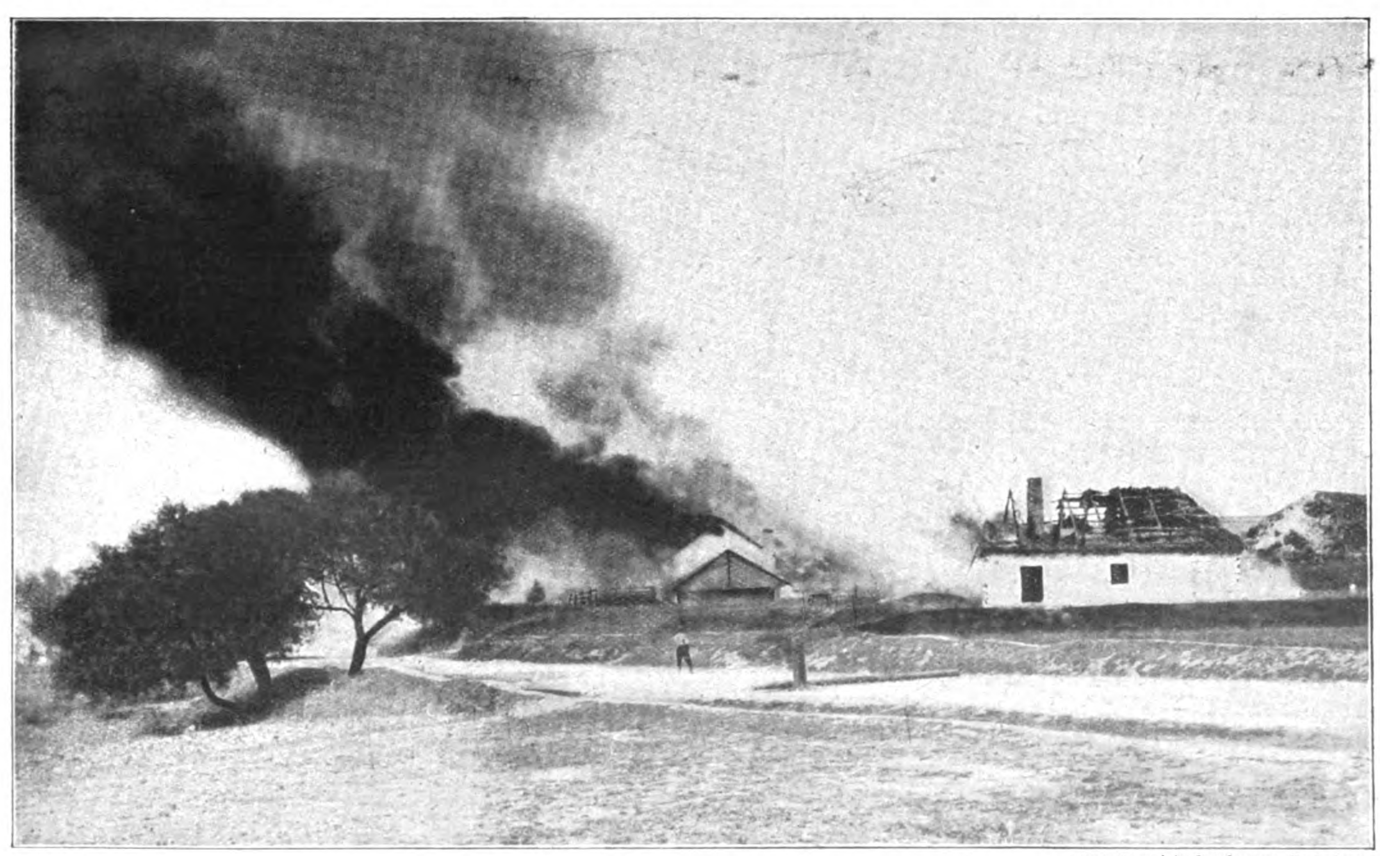
Unterwegs, in den Häusern, im Dickicht, ließen sie Nachzügler, meist Mazedonier, liegen. Die warteten das Vordringen des Verfolgers ab, um sich zu ergeben. Wir blieben die Nacht im allgemeinen still — ich hörte kaum drei, vier ferne Schüsse.

Am Morgen war's neblig. Unsere Artillerie spähte ungeduldig, brennend ungeduldig, zum Himmel aus, daß er sich entschleiere. Kaum lichtete sich der Ausblick, da ging das Schießen los.

Schon eher noch erfolgte das Vorrücken der Infanterie zwischen den beiden Straßen, die von Nordwesten her nach Kragujevac münden. Zu Mittag hatte sich der Halbkreis der Unsrigen schon gut 6 Kilometer näher an die Stadt geschoben.

Ich war zeitig früh aus meinem Standort aufgebrochen und überschritt etwa um acht Uhr die Jasenitzabrücke von Bozurnja; eine eiserne Gitterträgerbrücke, die der Feind uns unversehrt zurückgelassen hat.

Auf der Straße am Friedhof vorbei zogen die Munitionskolonnen mit ihren bepackten Maultieren und Pferd-



Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam.

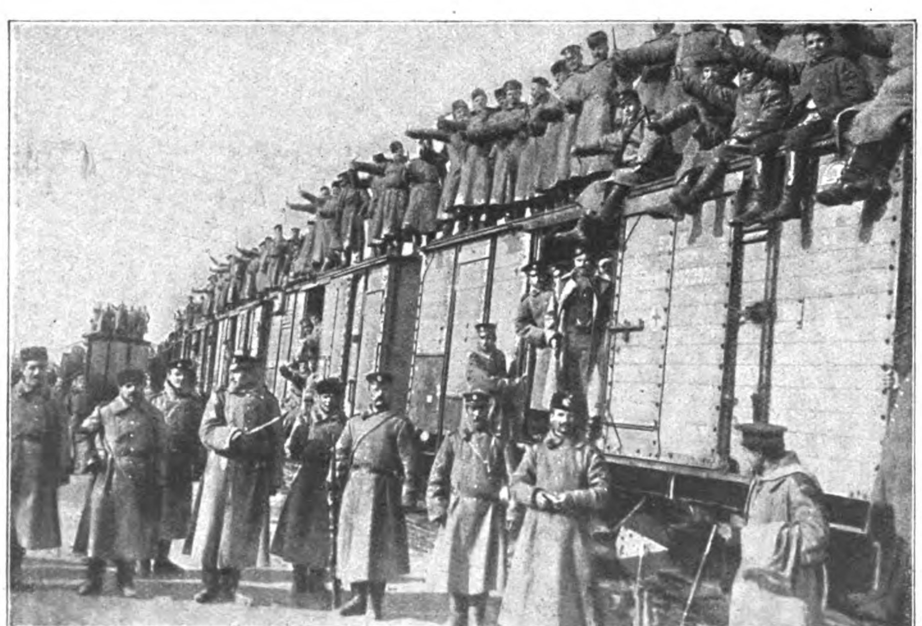
Von den Russen auf ihrem Rückzug in Bessarabien geplünderte und in Brand gesetzte Gehöfte.



Mazedonische Freiwillige stellen sich in Sofia zur Einreihung in das bulgarische Heer.



Abführung der ersten serbischen Gefangenen durch bulgarische Truppen.



Abfahrt bulgarischer Infanterieregimenter mit der Eisenbahn ins Aufmarschgebiet.

Bilder vom bulgarischen Heere.

Nach photographischen Aufnahmen des Leipziger Presse-Büros.

chen, die nicht größer, aber zottiger als Bernhardiner sind. Da arbeiteten Sappeure schon an der Straßenbesserung. Da waren Telephonisten, hatten Klettereisen wie holländische Schlittschuhe an den Stiefeln und krallten sich gleich Spechten an die Maste, um Leitungen zu legen, gerade da, wo gestern noch die Serben gestanden hatten . . . Und schwere Artillerie lauerte abseits — Zehnerkanonen, Fünfzehnerhaubitzen.

Die überlangen Kanonenrohre wiesen auf jenen Höhenrücken, den ich queren wollte. Der Erste Offizier befahl eben: „Laden!"

„Kann ich noch durchreiten?" schrie ich ihm hinüber.

Er winkte: „Vorwärts!" Ich trabte los — und sie mußten nur darauf gewartet haben: sowie ich mit meinem Dragoner jenseits der Höhe war, knallte in scharfem Tenor und Hochsopran die Lage über unsere Köpfe. Die Pferde bebten und schnaubten, waren außer sich vor Schreck.

Auf der Kuppe Tschumitschsko Brdo war's, wo die Topola-Kragujevacer Straße den Knick nach Osten macht, da traf ich den Stab des Divisionärs.

Auf dem Stabshügel — die herrlichste Sonne schien — wurde ich Zeuge des Kampfes um Kragujevac. Die Stadt selbst sah ich nicht; sie liegt hinter den nächsten Hügeln.

Unbegrenzter Fernblick. Rechts nebenan der rotgelbe Buchenwald des Wutschjak, um den man gestern nachmittag so heiß gestritten hatte. Darüber hinaus die Rudnikkette, Bühnenkulissen, die grün und finster sind und immer blauer werden.

Die Geschütze brüllen, das Infanteriefeuer trommelt. Die Fernrohre des Stabes, sechs Stück, stehen angereiht — ich kann das ganze Gefechtsfeld überblicken.

Links marschieren geschlossen deutsche Kolonnen — gewiß auf der Straße von Natalinzi. Wo sie sich über dem Kamm verliert, leuchten die Blitze, ballen sich die weißen Wolken serbischer Schrapnellsalven — wohl über deutschen Linien. Ist es nicht ungerecht, daß Ingenieure, Maler, Dichter — Menschen, Deutsche von Balkanbauern gefällt werden?

In der Richtung, wo vom Hügel verdeckt Kragujevac liegen muß, da wütet, da siedet ein Gewitter von Lichtpünktchen und Schäfchenwolken; deutsche Schrapnelle ob feindlichen Stellungen; und die Schäfchenwolken rücken sichtlich rechts, immer mehr rechts: der Feind geht zurück, deutsches Geschütz verfolgt ihn.

Vier Schrapnellfläumchen hoch oben, weit: österreichisch-ungarische Kanoniere greifen ein; legen Richtschüsse hin, um den Feind, wenn er den Deutschen entrann, nun mit den mächtigen Skodaschen 10,4-Zentimeter-Rohren zu übernehmen und weiterzujagen.

12 Uhr 15 Minuten mittags. Die Armee Kövesz rührt sich in den Wäldern rechts, nah und näher. Links der Rest unseres Korps, Kerntruppen, die schon auf einem anderen Krieg-



Phot. R. Sennecke, Berlin.

Deutsche Truppen mit Gepäckkarren auf dem Marktplatz des serbischen Dorfes Lapove bei Kragujevac.

schauplatze erprobt wurden. Hier auf dem Stabshügel ist es wie im Manöver. Man steht ungestört, betrachtet freien Auges und durch Gläser die Weltgeschichte, raucht und — wartet. Wartet mit gemachter Ruhe und heimlich zitternder Spannung der nächsten Stunde entgegen.

Nur der Telephonist hockt in einer kleinen Deckung. Keinen anderen würde es auf einem Fleckchen dulden — nicht den Artillerieobersten, nicht die Ordonnanzoffiziere und mich selbst — am wenigsten die lebhafte Exzellenz.

Der Generalstabschef, ein junger, tannenschlanker Hauptmann, geht sinnend in den feuchten Furchen auf und ab. Man hat dem Feldmarschalleutnant, als er die Division bekam, die besten Stabsoffiziere des Generalstabes angeboten — Exzellenz trennt sich von seinem jungen Hauptmann nicht, der ihm schon die Brigade führen half.

Der Herr Hauptmann tuschelt ein paar Minuten mit der Exzellenz und will dem Telephonisten diktieren. ...

Da kommt ein Honvedhusar mit einer Meldung angetrappelt. Der Generalstabschef liest dem Feldmarschalleutnant vor: „Feindliche Batterie auf Parlog (dem südlicheren von den beiden Bergen gleichen Namens) schießt auf Werbitza. Höhen Magaretsche Brdo und Widrowatschka Glava von Nachhuten besetzt, etwa je einem Bataillon."

„Braver Husar!" Die Meldung ist gerade zur rechten Zeit gekommen.

Der Hauptmann zündet sich eine neue Zigarette an und ruft: „Telephonist! Angriffsbefehl! Zunächst mündlich — schriftliche Ausfertigung folgt. Brigade X hat Magaretsche Brdo zu nehmen, Brigade Y die Widrowatschka Glava.

An die Artillerie: Auftrag zur Vorbereitung.

Zwei Minuten später, 12 Uhr 22 Minuten. Allmählich, doch immer schneller kracht das dumpfe Feuer unserer Haubitzen in die Ziele. Mir war unheimlich geworden, als der Generalstabschef vorhin so mit der Zigarette im Mund mit zehn Worten den Angriffsbefehl gab — vielleicht ein Todesurteil für Hunderte. Doch nein ...

Um 12 Uhr 30, nach ganzen 8 Minuten, fluten die serbischen Nachhuten von beiden Punkten zurück. Und weit hinten sieht man eine feindliche Artilleriekolonne davonziehen; alles von unseren Haubitzen verfolgt. Kaiserliche Infanterie verschwindet in breiten, dünnen Linien über die Hügelreihe nach Süden. Das sind die Brigaden.

Um 12 Uhr 31 Minuten geht eine Erregung durch den Stab. Alles deutet stumm, überrascht nach dem Wäldchen links vom braunen Acker.

Da hat sich fern, fern über dem unsichtbaren Kragujevac eine senkrechte, schwarze Rauchsäule erhoben. Sie steigt und verbreitet sich. Sie wächst, sie wallt.

„Die Serben haben das Pulvermagazin gesprengt."

„Nein, das Pulvermagazin liegt weiter östlich — sie sprengen das Arsenal hinten, im Süden der Stadt."

„Nein, die Pyrotechnische Anstalt."

„Nein, das Pulvermagazin."

Exzellenz ruft nach seinem Pferd. Er will sofort vor.

„Aber das Frühstück!" ruft man.

„Ohne mich, bitte. Ich muß sehen, was dort ..." Und im Augenblick ist er davon.

Erst nach sieben langen Minuten zerflog die Wolke vorn. Ein Flieger meldete sich surrend an und erschien bald im Äther, ein österreichisch-ungarischer Doppeldecker. Sollte er mit seinen Bomben die Explosion verursacht haben? Oder zündeten doch die Serben selbst die Ladung? Wenn sie's taten, würde es bedeuten, daß sie Kragujevac räumen wollen.

12 Uhr 45 Minuten. Ein Brand in der Stadt, der sich immer breiter dehnt. Den aber müssen die Serben selbst gelegt haben.

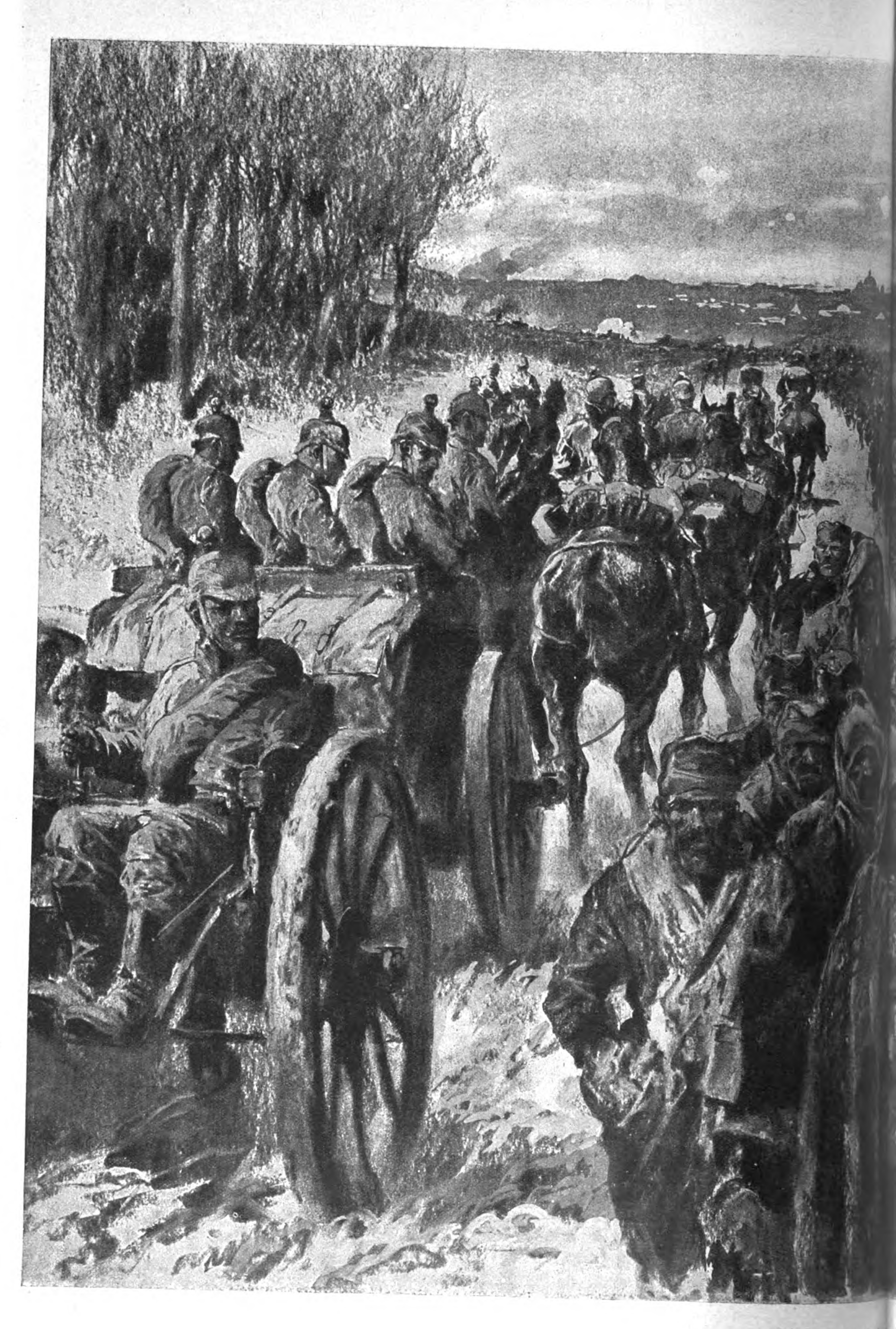
— — — — — — — — — — — — — — —

Wir frühstückten in der Mehana, Kote 381, einem Landwirtshaus — Suppe und Fleisch aus der Fahrküche. Über das Dach hinweg brausten die Flugbahnen unserer Artillerie.



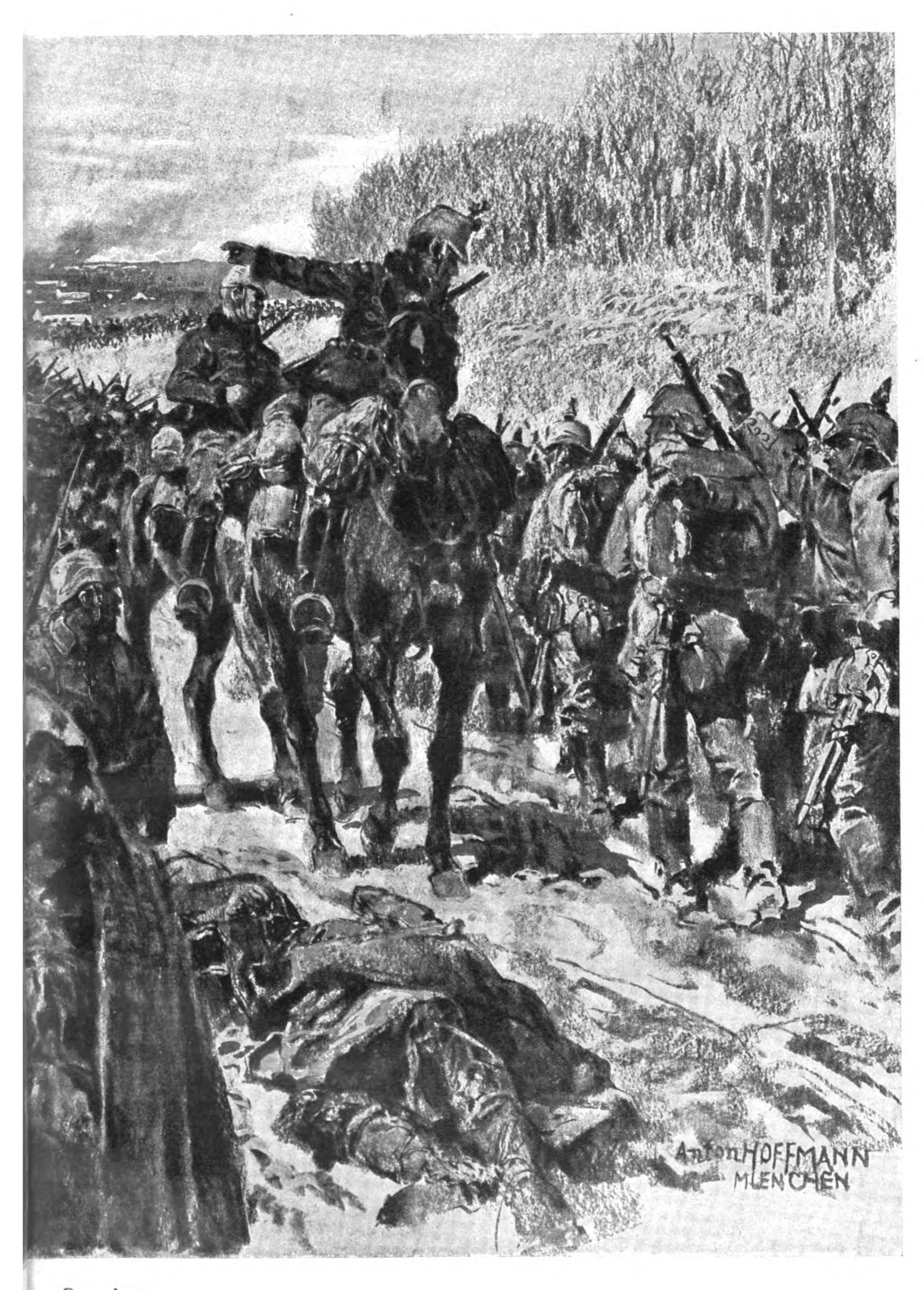
Phot. Berl. Illustrat.-Ges. m. b. H.

Deutsche Maschinengewehrabteilung bei einer Übung mit Karabinern hinter der Front des südöstlichen Kriegschauplatzes.



Die Verbündeten

Nach einer Originalzeichnung



vor Kragujevac.

n Professor Anton Hoffmann.

Nachmittags war Ruhe. Langsame, kühle Nebel sanken. Vorn sah man Arbeitsmannschaft in einem Garten Massengräber schaufeln — für die Serben, die im braunen Acker fielen, und manche andere, die man heute finden wird.

2 Uhr 15 Minuten. Unser linker Flügel schwenkt ein. Die Infanterie vor uns habe ich aus den Augen verloren. Die Landschaft schweigt.

Um 3 Uhr quäkt das Telephon: „Linker Flügel hat den serbischen Stützpunkt nächst der Schule von Desimirovac, Trigonometer 325, genommen; Feind geworfen. Zwei Bataillone in Vorrückung."

Desimirovac liegt nur noch sieben Kilometer vor der Stadt. Die Schützenlinie von Kragujevac ist durchbrochen von Truppen unseres Korps.

Straßenkämpfe in Loos.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Während die Franzosen zur Einleitung ihrer großen Offensive im September 1915 (siehe die Artikel Seite 331 und Seite 353) ihr Artilleriefeuer besonders gegen die deutsche Front in der Champagne und gegen den Abschnitt um Arras und das in den Mai- und Junikämpfen heißumstrittene Souchez richteten, nahmen die Engländer, deren Heere den Frontteil nördlich von Arras, vom Kanal von La Bassée bis zur Nordsee behaupteten, den Abschnitt Liévin—Loos unter Feuer, wobei sie täglich nicht weniger als 70 000 Granaten aller Kaliber gegen die deutschen Linien schleuderten. Am Morgen des 25. September, als die vordersten Schützengräben zusammengeschossen waren, bereiteten auf dieser Front die Engländer während des heftigsten Trommelfeuers den Gasangriff vor. Der schwache Westwind kam dem Feinde hierbei zu statten, da er die dichten Rauchwolken, die sich kaum vom Nebel unterschieden, gegen die deutsche Front zu trieb. Indem die Engländer Hunderttausende von Kubikmetern giftiger und betäubender Gase vor sich her wälzten, gelang es ihnen, in die ohnedies schon fast vernichtete vorderste deutsche Linie einzudringen. Aber obwohl von den Gas- und Rauchwolken halb betäubt und ohnmächtig, leistete die Besatzung heldenhaften Widerstand und feuerte bis zum letzten Atemzug auf die anstürmenden Schotten und Inder, deren Leichen sich zu Wällen vor den deutschen Gräben auftürmten.

Die englische Offensive kam daher bald ins Stocken, und es gelang ihr nur, die vorgeschobene erste deutsche Linie zu nehmen. Zwischen dieser und der zweiten Linie, vor der der englische Angriff zusammenbrach, lag das Dorf Loos, in dessen Umgebung sich die großen nordfranzösischen Kohlenbergwerke befinden. Hier stießen die Engländer auf einen so zähen Widerstand, daß sie wohl an die Kämpfe um Neuve-Chapelle erinnert wurden. Jedes Haus war von den Deutschen besetzt und in ein kleines Fort verwandelt worden. Hinter den geschlossenen Fenstern, auf den Dächern der Häuser und besonders auf den Kranen der Bergwerkschächte, die sich bis zu 300 Fuß hoch mitten im Dorf über den einstöckigen Häusern erheben, waren Maschinengewehre aufgestellt. Quer über die Straßen hatte man Gräben aufgeworfen und davor aus umgestürzten Karren, Läden und Toren Barrikaden errichtet, hinter denen unsere Feldgrauen mit Gewehr und Handgranaten bereitlagen. Ein kleines Bollwerk für sich bildete der Friedhof von Loos, der südwestlich von dem Dorf gelegen war und den die Engländer erst erobern mußten, um sich der Ortschaft selbst nähern zu können. Nicht weniger als hundert Maschinengewehre waren hinter den Mauern des Friedhofs und den Grabsteinen in Stellung gebracht worden, und auf den Ruhestätten der Toten tobte ein furchtbarer, grausiger Nahkampf. Nachdem die kleine Heldenschar der Verteidiger gefallen war, drangen die Engländer auf Loos vor. Es war 8 Uhr morgens, anderthalb Stunden nach Beginn des Sturmangriffs, als sie unter schweren Verlusten den Rand des Dorfes erreichten. Der Kampf um Loos, der nun entbrannte und zwei Stunden lang andauerte, gehört zu den blutigsten und verlustreichsten Schlachten des ganzen Weltkrieges. In allen Straßen und Gassen tobte ein verzweifelter Kampf Mann gegen Mann, aus allen Häusern und Dächern knatterten Maschinengewehre und mähten die anstürmenden Schotten, Kanadier, Iren und Inder nieder. Ganze englische Bataillone wurden dabei aufgerieben und verloren alle Offiziere. Über die zu hohen Haufen aufgetürmten Leichen ihrer Kameraden mußten immer wieder frische englische Reservetruppen gegen die deutschen Barrikaden vordringen. Ein jedes Haus und Gehöft mußte einzeln genommen werden, denn obwohl das Dorf unter den Geschossen der schweren Artillerie bedeutend gelitten hatte, war doch kein Feuer ausgebrochen, und so konnten sich unsere Soldaten auch in den zusammengeschossenen Ruinen noch behaupten und erfolgreich verteidigen. Das Innere der Häuser, so berichtet der Korrespondent des „Daily Chronicle", steckte voll deutscher Soldaten, die die Keller wie Laufgräben benutzten und durch die Treppenöffnungen die Engländer beschossen. Das Schnellfeuer aus den Kellern fügte den Engländern, die ohne Deckung waren, schwere Verluste zu, und die Verteidiger mußten erst durch Handgranaten, die von außen durch die Fenster und Türen in die Keller auf sie hinabgefeuert wurden, kampfunfähig gemacht werden.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Das Denkmal für die im Kampf um die Lorettohöhe gefallenen deutschen Krieger auf dem Friedhof zu Lens.

Wohl gelang es der englischen Übermacht schließlich, das Dorf zu besetzen, aber es war nur noch ein großer Trümmerhaufen. Dagegen blieben die deutschen Truppen im Besitz des dahinter gelegenen wichtigen Hügels 70, gegen den sich nun der englische Angriff richtete. Einen Augenblick schien hier dem Feind der Erfolg zu winken, als er in die vordersten Gräben eindringen konnte, dann aber geschah um so wirkungsvoller und verheerender der Gegenstoß unserer Feldgrauen, die die Engländer auf der ganzen Front unter so schweren Verlusten zurückwarfen, daß die große Offensive schließlich immer mehr abflaute, da der Feind keine neuen Reserven mehr ins Feuer führen konnte. An dem Todesmut der Helden von Loos ist der dort geplante Durchbruch zerschellt.

erwehre
en auf
en und
Frauen
kleines
er sich
Ilander
nebern
wehre
Grab
Rube
r Nah
teidiger
or. Es
Beginn
en den
es, der
geben
ganzen
in ver
Mann
s allen
en kein
jewesen
anführ
Kano
Inder
nglück
t dabei
verloren
r die zu
netürm
Kame
er wie
he Re
en die
en vor
s Haus
te ein
werden,
s Dorf
en der
bedeu
e, war
ausge
onnten
n auf
geschos
ch be
olgreich
Innere
ter der
„Dail
ll deut
ie die
sen be
Trer
ngliz
Da
n Kol
ndern,
waren,
, und
ie von
uf sie
n.
eßlich,
roßer
Trup
ls 70,
Einen
inken,
arte,
rhee
Eng
Ber
eßlich
erven
r der
hellt



Aus den Straßenkä

Ein Sturmangriff der Schotten bricht in den Straßen von Loos i

Nach einer Originalzeichnung von



ämpfen in Loos.
im deutschen Infanterie- und Maschinengewehrfeuer zusammen.
n Professor Hans W. Schmidt.

Die Geschichte des Weltkrieges 1914/15.

(Fortsetzung.)

Nach kurzer Kampfpause warfen die Deutschen am 16. Oktober östlich von Mitau die Russen aus ihren Stellungen und drängten sie nördlich und nordöstlich von Groß-Eckau über die Misse zurück. In diesen erfolgreichen Kämpfen machten sie 5 Offiziere und über 1000 Mann zu Gefangenen. Bei Dünaburg waren die Russen die Angreifer, wurden geschlagen und ließen 4 Offiziere und 440 Mann gefangen zurück. Schwere Angriffstöße der Russen wiederholten sich aber auch bei Smorgon, die südlich des Ortes an verschiedenen Stellen erst im Nahkampf entscheidend zurückgeschlagen wurden.

Während die an Hindenburg anschließende Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern auch an diesem Tage im allgemeinen Ruhe behielt, blieben in Wolhynien—Ostgalizien noch Kämpfe im Gange. Hier lag der Angriffswille aber entschieden auf seiten der verbündeten Truppenteile und führte zur Zurückwerfung der Russen über den Styr bei Mulzycze. Am Kormynflusse versuchten die Russen erfolglose Gegenstöße. Viele Anstrengungen wurden auch in den nächsten Tagen an verschiedenen Stellen, je nachdem es ihnen gelang, wieder genügend kräftige Reserven zusammenzuraffen, erneut gemacht; doch ohne jeden Erfolg. An der Front Wolhynien—Ostgalizien, der Front der Heeresgruppe Linsingen, kam es am 17. Oktober nur zu örtlichen Zusammenstößen am Styrflusse zwischen Rafalowka und Kulikowice. Die Russen dagegen setzten auf der Front des Prinzen Leopold von Bayern beiderseits der Bahn von Liachowitschi—Baranowitschi einen umfangreichen Vorstoß an. Er gelangte bis auf 400 Meter an die Hindernisse der Verteidiger. Dann aber wurde er blutig niedergerungen. Auf der Front der Heeresgruppe Hindenburg ging es wieder sehr lebhaft zu. Vor Riga kamen die Deutschen in ihrem Angriff gut voran und machten 2 Offiziere und 280 Mann zu Gefangenen. Bei Jakobstadt wurden die Russen mit ihren Angriffen abgewiesen. Westlich von Illuxt brachen die Deutschen wieder in ein 3 Kilometer breites Stück der russischen Stellung ein und nahmen den Gegnern 2 Offiziere und 175 Mann weg. Am 18. war Jakobstadt der Ort blutig zurückgewiesener russischer Angriffe; südlich von Riga stürmten die Deutschen erneut an, nahmen russische Stellungen und erreichten östlich Borkowitz die Düna. Sie erbeuteten 1 Offizier, 240 Mann und 2 Maschinengewehre.

Auch auf dem Schauplatz im Süden nahm die Tätigkeit der Russen wieder bedeutenderen Umfang an. Im Sumpf- und Waldgebiet des Styr setzten sie hier ihre Angriffe mit erstaunlicher Beharrlichkeit fort. Sie stürmten bei dem nordwestlich von Dorazno liegenden Dorfe Bogulawska dreimal mit außerordentlicher Wucht an, stießen aber auf eine wegen ihrer Tapferkeit berühmte Honveddivision und mußten teils in deren Feuer, teils im Nahkampf das Feld räumen. 3 Offiziere, über 500 Mann und 2 Maschinengewehre blieben in der Hand der Ungarn. In der Gegend von Kulikowice drang eine russische Division über den Ort hinaus nach Westen vor. Nach Durchführung eines kräftigen Gegenangriffs der verbündeten Truppenteile in jener Gegend sah sie sich aber wieder weit östlich des genannten Ortes und am Ostufer des Styr. Verzweifelte Anstrengungen des Gegners, bei Czartorysk das Westufer des Styr zu gewinnen, hatten insofern Erfolg, als eine Überschreitung des Flusses an einzelnen Stellen nicht verhindert werden konnte, da der Angriff mit übergroßen Massen erfolgte. Aber der Besitz dieser vereinzelten Stellen am Westufer des Styr blieb den Russen doch nicht unbestritten, vielmehr wurde dort mit großer Erbitterung weitergekämpft. Ein Versuch zur Verdrängung der verbündeten Truppenteile bei Rafalowka, der ebenfalls mit äußerst starken Kräften unternommen wurde, führte aber wieder zu einem Fehlschlag für die Russen; sie mußten außer großen blutigen Einbußen über 100 Mann als Gefangene in der Hand des Siegers lassen. In den nächsten Tagen dauerten die Kämpfe an, ohne daß es zu größeren Entscheidungen kam. Vom 19. Oktober an wurde besonders wieder im Gebiet von Kolki gerungen. Die Russen wandten überall in großem Maßstabe die neuesten Hilfsmittel des Angriffs, wie fahrbare Schutzschilde (siehe Bild Seite 482), Panzerzüge und dergleichen an. An der Putilowka war eine der verbündeten Batterien besonders erfolgreich gegen einen Panzerzug. Sie brachte der Lokomotive des Zuges einen Granatenvolltreffer bei, durch den die Russen zum Teil getötet wurden, während die übrigen ihr Heil in der Flucht suchten; ein Streifkommando



Soldaten in Winterausrüstung auf der Wacht im Osten. Phot. Gebr. Haeckel, Berlin.

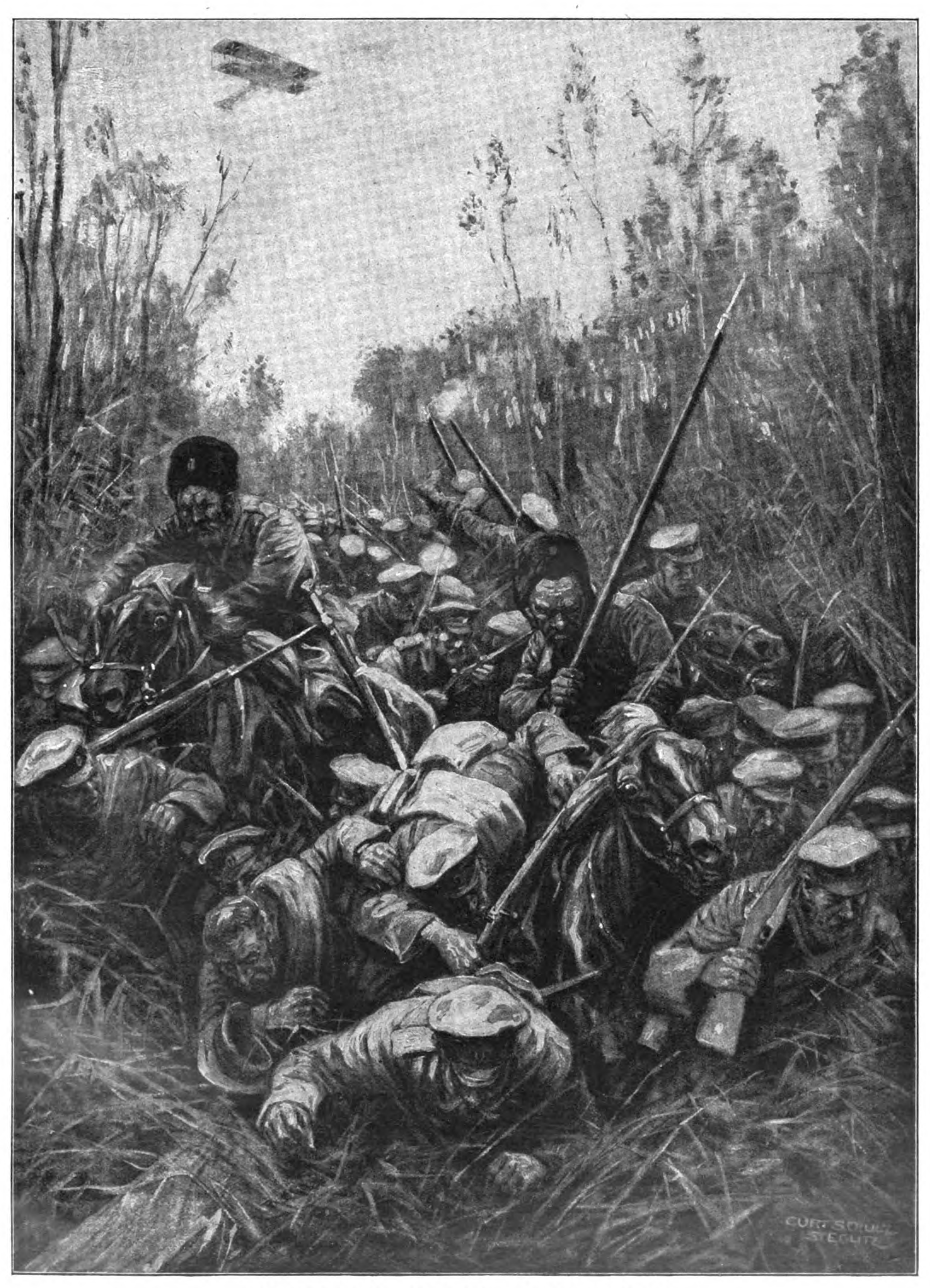
des österreichisch-ungarischen Regiments Nr. 49 aber wagte sich an den Abbau des Zuges. Dabei erbeutete es zwei Maschinengewehre nebst japanischen Revolvern und Gewehren und fand auch viel Munition und Kriegsgerät. Die Russen ließen sich aber durch die fortwährenden Schlappen nicht entmutigen. Über Rowno führten sie immer wieder neue Verstärkungen an die ganze Front in Wolhynien und Ostgalizien heran. Bei Czartorysk durchstießen sie mit unwiderstehlicher Wucht eine Stellung der österreichisch-ungarischen Truppen und erschienen plötzlich im Rücken der deutschen Artillerielinie. Dabei gingen sechs Geschütze verloren, die bei der plötzlich sehr kritisch gewordenen Lage nicht mehr zu retten gewesen waren.

Die Russen waren geneigt, diesen Glücksfall vom 20. Oktober, der ihnen, wie sie in ihren Berichten ausdrücklich hervorhoben, sogar über deutsche Truppen einen Erfolg gebracht hatte, als großen Sieg auszurufen. Sie versprachen sich davon besonders auf die Rumänen einen günstigen Eindruck. Glaubten sie doch sichtlich bewiesen zu haben, daß das russische Heer keineswegs zusammengebrochen sei, sondern noch die ungeschwächte Wucht seiner Angriffskraft besitze und immer wieder eine erfolgreiche Durchbruchsbewegung aufnehmen könne. In diesen Tagen tauchten sogar immer bestimmter lautende Nachrichten auf, daß die Russen durch einen Angriff auf Bulgarien vom Schwarzen Meere aus durch Rumänien hindurch auch den Serben in ihrer schwerbedrängten Lage Rettung zu bringen gedächten. Die Gerüchte verdichteten sich zu so bestimmten Nachrichten, daß sogar schon der Name des Heerführers genannt wurde. Der russische General Dawidow sollte bei Odessa 250000 Mann zusammengezogen haben, mit deren Einschiffung bei Odessa, Chersson und Jalta begonnen sein sollte. Als Landeplätze waren sowohl Punkte an der Küste des Schwarzen Meeres wie auch am Donauufer in Aussicht genommen. Doch General v. Linsingen hatte bei Czartorysk längst einen umfassenden Gegenstoß angesetzt. Trotz schleunigst herbeigeführter großer Verstärkungen mußten die Russen weichen, verloren am 21. Oktober 19 Offiziere und 3600 Mann als Gefangene und ließen als weitere Beute 1 Geschütz und 8 Maschinengewehre zurück. Die Verfolgung wurde mit großem Nachdruck in der Richtung auf Czartorysk durchgeführt. Besonders peinlich begann den Russen auch der Druck zu werden, den Linsingen, während in Ostgalizien die Front im großen und ganzen stand, mit Beharrlichkeit und Erfolg gegen den rechten Flügel der Russen ausübte. Sie verloren erneut Gebiet und Leute, ohne einen einzigen ihrer Erfolge als durchschlagende Entscheidung aufrechterhalten zu können. Es war ein kurzer Siegestraum des Generals Iwanow, und der Hilfsplan für Serbien wurde vorläufig wieder aufgegeben. Die Verfolgung der Russen brachte am 22. Oktober die Eroberung von Kolki und die Wegnahme von über 600 Gefangenen durch deutsche und von 1600 Mann mit 11 Offizieren durch vereinte deutsche und österreichisch-ungarische Streitkräfte.

Nahmen so auf dem südlichen Schauplatz die Dinge für die verbündeten Heere trotz eines anscheinenden Erfolges der Russen wieder eine entschieden günstige Wendung, so waren auch auf der Front der Heeresgruppe Hindenburg nicht nur alle russischen Unternehmungen erfolglos, sondern die Deutschen kamen ihrerseits in zielbewußten, gut vorbereiteten Stößen langsam, aber mit großer Stetigkeit voran. Die Russen gaben sich die denkbar größte Mühe, sie im Vordringen aufzuhalten, richteten Gegenangriffe auf die aufgegebenen Stellungen und schickten sich sogar zu einem verwegenen Landungsversuch von der See her an. Bei Domesnees landeten nicht unbeträchtliche russische Streitkräfte. Als sie aber von dem Anmarsch stärkerer deutscher Truppenkörper hörten, gingen sie am 23. Oktober wieder auf ihre Schiffe zurück. An diesem Tage hielten die Deutschen auch die Zeit für gekommen, nordwestlich von Dünaburg, bei den vielumkämpften Stellungen von Illuxt, die Frucht wochenlanger Anstrengungen zu ernten. Das Glück war ihnen dabei günstig. Sie warfen den Gegner in wuchtigem Ansturm nordwestlich von Dünaburg aus seinen Stellungen und erstürmten Illuxt. Dabei erlitten die Russen äußerst schwere Einbußen an Toten und Verwundeten und verloren außerdem noch 18 Offiziere, 2940 Mann, 10 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer. Dieser deutsche Erfolg spornte die Russen in den nächsten Tagen zu lebhafter Gegentätigkeit an. Am 24. Oktober steigerten die Deutschen dabei die Zahl ihrer Gefangenen auf 22 Offiziere und 3705 Mann, die der erbeuteten Maschinengewehre auf 12. Über Illuxt hinaus kam es zu heftigen Kämpfen, die vorerst unentschieden hin und her wogten. Nördlich von Illuxt handelte es sich besonders um das Gehöft von Kasimirschki, das bald den Deutschen, bald den Russen gehörte, am 25. Oktober aber fest in der Hand der Deutschen blieb. Auch bei Gabunowka vermochten sie sich erneuten Vorsprung zu sichern.

Erbeutete fahrbare russische Schießscharten. Phot. A. Grohs, Berlin.

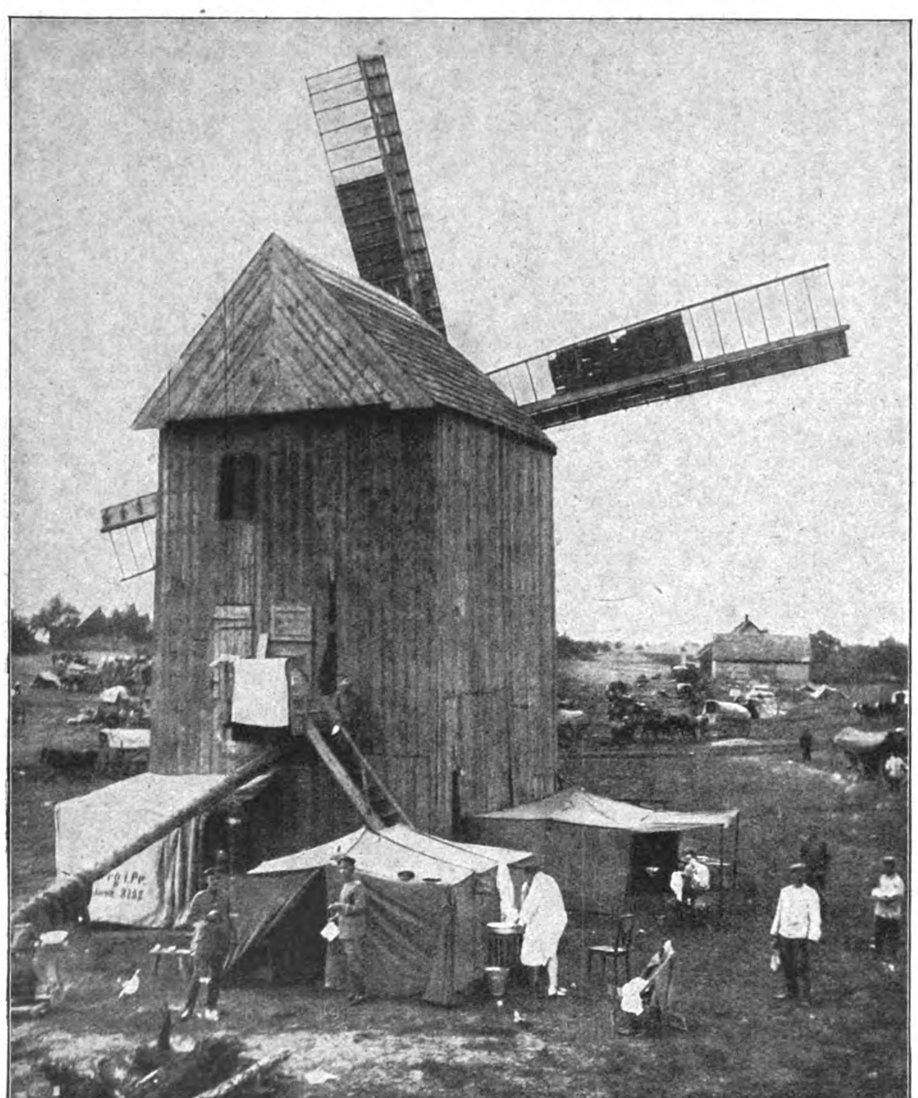
Unterdes war von den verbündeten Truppenteilen bei Czartorysk mit sichtlichem Erfolge weitergefochten worden. Sie kamen in immer größere Nähe der Stadt. Doch stets brachten die Russen noch genügende Truppenmassen für Gegenstöße zusammen, die sich über ganz Wolhynien ausdehnten. Als Hauptpunkte des Durchbruchsversuchs ergaben sich immer wieder die Stellungen der Verbündeten am unteren Styr zwischen Czartorysk und Kolki, im Sumpfgebiete dieses Flusses und im Winkel zwischen dem oberen Sereth und der oberen Ikwa im südlichen Wolhynien. Neu herangeführte russische Kerntruppen lieferten hier wieder Beweise großen opferbereiten Mutes. Jetzt waren von der übrigen Front auch vermehrte Artilleriemassen herbeigezogen worden, die die Infanterieangriffe mit großer Munitionsverschwendung vorbereiteten. Die Russen warfen Unmengen an Geschossen aller Kaliber auf ganz geringfügige deutsche und österreichisch-ungarische Frontabschnitte. Diese heftige Artillerietätigkeit verriet nur zu deutlich, wie viel ihnen daran lag, hier auf der südlichen Kampffront zu einem befriedigenden sichtbaren Erfolg zu kommen. Das Endergebnis all dieser Mühen war aber in diesem Falle weniger als Null, insofern die Russen sogar Gebiet verloren. Die ungeheuren Menschenopfer, die sie brachten, verschafften ihnen immer nur vorübergehenden Gewinn. So räumten die Österreicher und Ungarn bei Nowo-Aleksini am 23. Ok-



Die Russen auf dem Rückzug durch die Rokitnosümpfe.

Nach einer Originalzeichnung von Curt Schulz.

tober einen Geländestreifen von 5 Kilometer Breite und 1000 Schritt Tiefe, weil sein Festhalten in dem hageldichten feindlichen Artilleriefeuer nur unnötige Verluste verursacht hätte. Am nächsten Tage wurde das aufgegebene Gebiet aber wieder vollständig eingenommen. Ein bei Czartorysk keilförmig vorgetriebener Einbruchszipfel der Russen in die Front der Verbündeten ging ihnen unter ganz außerordentlichen Verlusten wieder verloren, indem er im Flanken- und Kreuzfeuer der verbündeten Artillerie geradezu zermalmt wurde. Tag für Tag stellte sich die Überlegenheit, ja Unüberwindlichkeit der Deutschen, Österreicher und Ungarn auch hier als unbestreitbar heraus. Am 29. Oktober machten sie erneute große Fortschritte in der Richtung auf Czartorysk. Sie nahmen die russische Stellung bei Komarow, brachten auch den Ort selbst in ihren Besitz und hielten ihn gegen zahlreiche russische Gegenangriffe fest. 18 Offiziere und 929 Mann wurden gefangen genommen und 2 Maschinengewehre erbeutet, bei Kolki ein russisches Flugzeug durch Feuer heruntergeholt. — Ende Oktober hatte sich zwar die deutsch-österreichisch-ungarische Front kaum merklich nach Rußland hinein weiter vorgeschoben, immerhin legte die Endziffer der Gefangenen und der Beute auch für Oktober den Beweis ab, daß äußerst umfangreiche Kämpfe auch während dieses Monats an der Ostfront sich abgespielt haben mußten, in denen dem Feinde zusammen 326 Offiziere, 55000 Mann und 108 Maschinengewehre abgewonnen wurden. Diesem war es nicht gelungen, irgendwo einen Durchbruch herbeizuführen; es war ihm auch nicht geglückt, die Arme für einen Zug gegen Bulgarien freizubekommen.



Eine russische Windmühle als Stabsquartier. Phot. A. Grohs, Berlin.

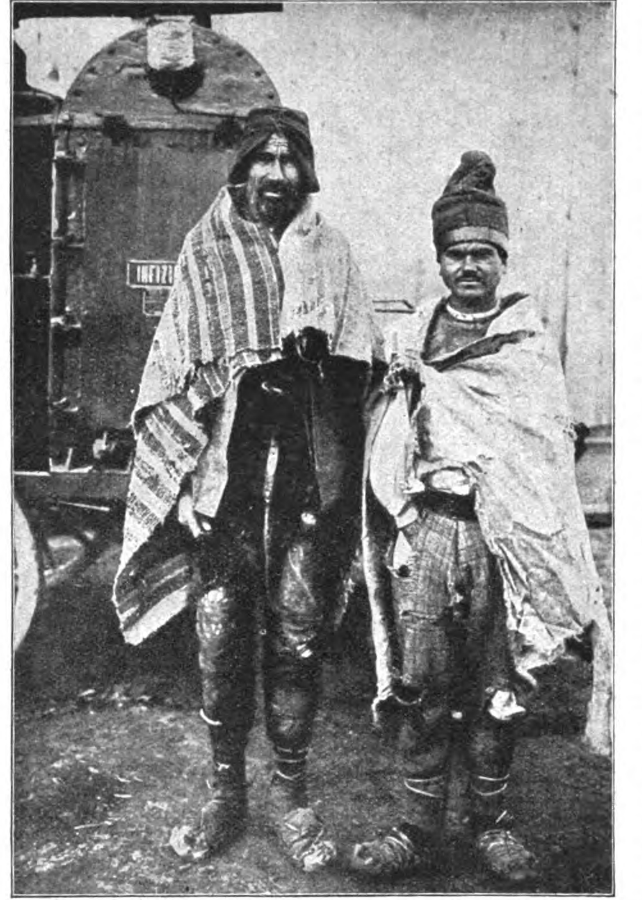
Anfang November erzielten die Russen mit ihren blutigen Stürmen wieder einen örtlichen Erfolg, indem sie bei Siemikowce vorübergehend in die Stellungen der Truppen des Generals v. Bothmer eindrangen. Diese gewannen durch kühne Gegenstöße ihre verlorenen Gräben aber wieder zurück. Um den genannten Ort entspannen sich am 1. November erbitterte Nachtkämpfe. Gegen Morgen hatten die Deutschen ihn zum zweitenmal fast vollständig erstürmt und dabei weitere 2000 Gefangene gemacht, deren Zahl sich am nächsten Tage auf 3000 erhöhte. Westlich von Czartorysk kamen die Verbündeten weiter voran trotz der dichten Massen, die Iwanow vorschickte, um den deutsch-österreichisch-ungarischen Angriff hier wenigstens zum Stillstand zu bringen. Anfang November machten die Deutschen, nach blutiger Abwehr zahlloser feindlicher Angriffe in den letzten Oktobertagen bei den Kämpfen zwischen dem Ilsen- und Swentensee, wieder 500 Gefangene. Hier blieben aber hartnäckige Kämpfe im Gange, in denen die Russen nicht immer den kürzeren zogen. So bogen die Deutschen zwischen den genannten Seen ihre Linien etwas zurück und überließen den Russen das Dorf Mikulischki. Die Deutschen legten es nun aber unter so starkes Artilleriefeuer, daß die Russen es ihnen schon sehr bald wieder überlassen mußten. Mit ihren folgenden Angriffen wurden die Russen zurückgewiesen, wobei sie namentlich bei Garbunowka schwere Verluste erlitten. Auch vor Dünaburg spannen sich neue Zusammenstöße schwerster Gattung an. Im Süden hatten die Russen am 3. November die Fortschritte der Verbündeten vor Czartorysk wieder wettzumachen. Alle noch so starken Gegenangriffe scheiterten aber auch diesmal. Die Verbündeten brachten 5 Offiziere, 1117 Mann und 11 Maschinengewehre als Beute ein. Bei Siemikowce, von dem die Russen immer noch einen Teil behaupteten, brachte der 4. November 2000 weitere Gefangene. Eine gleich hohe Zahl von Gefangenen war auch das Ergebnis des folgenden Tages. An diesem kamen die Kämpfe dort zu einem vorläufigen Abschluß. Tapferer Gegenwehr noch wuchtigeren Angriffsmut entgegensetzend, warfen die Truppen der Verbündeten nunmehr die Russen vollständig aus dem Ort hinaus. Am 5. November trat nach heißen Kämpfen hier und auf der ganzen Front eine nur wenig gestörte Ruhe ein. Im Süden bei Siemikowce waren die Russen nun wieder endgültig auf das Ostufer des Styr zurückgeworfen.

In den nächsten Tagen wurden von der gesamten Ostfront nur kleinere Zusammenstöße gemeldet, die sich im Süden durchweg vor Czartorysk, im Norden im Seengebiet und bei Jakobstadt, Dünaburg und Riga abspielten. Hier waren die Deutschen unter Wegnahme von einigen Offizieren und 117 Mann bis an den Tirulsumpf und Kekkau vorgedrungen. Dieser deutsche Vorstoß auf Riga veranlaßte nun die Russen zu den furchtbarsten Anstrengungen um Wiedergewinn des Verlorenen. Sie rafften sich trotz der größten Verluste immer wieder zu neuen Versuchen auf, die deutschen Linien zu durchbrechen. Durch starkes Artilleriefeuer glaubten sie Breschen gelegt zu haben, gegen die dann die Infanterie vorgeschickt wurde. Deren Stöße wurden aber immer matter. Es war deutlich zu merken, daß sich der russische Soldat bewußt war, planlos in den sicheren Tod zu laufen, ohne irgend etwas zu erreichen. Bei Bundul konnten deutsche Truppen beobachten, wie die Infanterie der Russen von Kosaken durch Peitschenhiebe vorgetrieben wurde. Bei Grenhop nordwestlich Olai wurde sie durch Sumpf vorgejagt. Reihenweise fielen die Russen in dem ruhig gezielten deutschen Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Das Jammern der Verwundeten drang schrecklich und mitleiderregend zu den Deutschen aus dem Sumpf herüber; doch konnten diese trotz allem guten Willen keine Hilfe bringen. Ein deutscher Artilleriebeobachter, der sich an



Einzug der Bulgaren in Nisch.
Nach einer Originalzeichnung von L. Tuszynski.

dieser Stelle an die russischen Gräben heranpirschte, stutzte plötzlich und glaubte seine letzte Stunde gekommen; denn er sah einen ganzen russischen Graben mit Schützen, die ihr Gewehr zum Anschlag gegen ihn erhoben zu haben schienen. Sie schossen aber nicht. Bei näherem Zusehen stellte sich heraus, daß es fünfzig dichtstehende Russen waren, die samt und sonders durch Kopfschüsse den Tod gefunden hatten. Ein Angriff, den die Russen nach furchtbarem Wirbelfeuer am 9. November bei Kekkau unternahmen, mißglückte vollständig. An einer Stelle gelangten schwache russische Truppenteile an die deutschen Drahtverhaue, waren dort aber sehr bald mit dem Bajonett niedergemacht oder vertrieben. In den nächsten Tagen mußten die Russen ihre ergebnislosen Gegenangriffe aber vorläufig einstellen. Vor Czartorysk hatte es indessen kaum einen ruhigen Tag gegeben. Der Erfolg war immer auf seiten der verbündeten Truppenteile, die dort fast Tag für Tag mehrere hundert Gefangene und einige Maschinengewehre erbeuteten. Der Gegner ging dort allmählich zu völkerrechtswidrigen Hilfsmaßnahmen über, die für die dabei Betroffenen natürlich immer von den schlimmsten Folgen begleitet sein mußten. So fing man hinter der österreichisch-ungarischen Putilowkafront einen Offizier des russischen Infanterieregiments Nr. 407 ab, der sich in österreichisch-ungarischer Uniform durch die Linien geschlichen hatte, um sich als Spion zu betätigen. Am Kormin wurden auch russische Horchpatrouillen in österreichisch-ungarischer Uniform entdeckt. Ebendort, südlich von Garymowka, machte eine Offizierspatrouille auch einmal wieder die traurige Beobachtung, daß russische Truppen österreichisch-ungarische Verwundete ermordet hatten.



Phot. Photothek, Berlin.

Wie serbische Zivilgefangene aussehen.

Vom 13. November an überließen die Verbündeten den Russen nicht mehr die günstigen Gelegenheiten, die ein richtig und glücklich durchgeführter Angriff schaffen kann, sie führten vielmehr auch an diesem Teile der Front wieder selbständige Angriffe aus und brachten bei einem Einbruch in die feindliche Stellung nordwestlich von Czartorysk 1500 Gefangene und 4 Maschinengewehre ein. Wie gut der Augenblick für diese eigenen Vorstoßversuche gewählt war, bewies der große Erfolg, den sie am 14. November bereits errangen. Die verbündeten Truppen griffen den Feind auf der ganzen Front des Styrbogens, dessen westliches Ufer er noch besetzt gehalten hatte, mit großer Gewalt an und warfen ihn über den Fluß zurück. Auf dem Rückzuge gaben die Russen ihre endgültige Niederlage selbst dadurch zu, daß sie alle Ortschaften in Brand steckten zum deutlichen Zeichen, daß sie vorläufig nicht daran denken konnten, wiederzukommen; darum wollten sie nach ihrer Weise wenigstens dem Gegner das Vordringen nach Möglichkeit erschweren.

Damit waren vierwöchige zähe Kämpfe für die verbündeten Heereskörper unter dem Oberbefehl des Generals v. Linsingen ruhm- und erfolgreich entschieden. Die mit so großen Hoffnungen begonnene Angriffsbewegung der Russen war vollständig in sich zusammengebrochen; der Gewinn hatte vollständig hergegeben werden, stellenweise sogar noch Gelände geräumt werden müssen. Das Westufer von Strypa und Styr war von den Russen, die mit seiner Besetzung schon den ersten erfolgreichen Schritt zum Durchbruch getan zu haben glaubten, nicht zu halten gewesen. Zum zweitenmal hatte General v. Linsingen den rührigen russischen Heerführer Iwanow geschlagen. Die erste Aufgabe, die er mit Geschick gelöst hatte, war, wie wir sahen, die Sicherung des südlichen Pripetgebietes. Kosakenhorden hatten dort die bei der Umgruppierung gegen Serbien eingetretene Lockerung der Verbindungen zwischen den Heeresteilen der Verbündeten zur Überflügelung benutzt und waren sogar teilweise bis Kowel geschwärmt. Linsingen hatte aber gar bald die südlichen Sumpfgebiete wieder gesäubert und sich jetzt auch der Verhinderung des Iwanowschen Durchbruchsversuches an Strypa und Styr, einer ungleich schwierigeren Aufgabe, gewachsen gezeigt. Das hatte ihm der Gegner, der mit stark überlegenen Kräften auf einem ihm bis ins einzelne bekannten Gelände gekämpft hatte, besonders am Styr wahrlich nicht leicht gemacht. Dazu kam, daß Linsingen dort vier russischen Armeekorps und zwei russischen Kavalleriedivisionen mit weit schwächeren Kräften gegenüberstand. Er verfügte über eine ostpreußische und eine kurhessische Division im Südbogen des Styr; im Zentrum standen österreichisch-ungarische Divisionen, im Nordbogen die polnische Legion, und als Verstärkung stand nur noch die zehnte österreichisch-ungarische Kavalleriedivision zu Gebote.

Mit großem Geschick hatte Iwanow den Durchbruch auf der Bahnlinie Kiew—Kowel angesetzt, die die Kräfteverschiebung wesentlich erleichterte und einen etwaigen Erfolg vorzüglich hätte ausnutzen lassen. Er hatte sich für seinen Durchbruchsversuch am Styr in jeder Beziehung den deutsch-österreichisch-ungarischen Dunajecdurchbruch unter Mackensen zum Vorbilde gewählt. Während seine Artillerie sich auf vorher ermittelte Ziele genau einschießen mußte, schaffte er heimlich große Truppenmassen heran und zog sie an geeigneten Punkten zusammen. Als er auch das Überschiffungs- und Brückenmaterial wohlversteckt im Uferschilf zur Stelle hatte, wagte er den Übergang. Unter dem Sperrfeuer seiner Artillerie war er an drei Stellen gleichzeitig über den Strom vorgegangen: im Südbogen 2 Kilometer unterhalb Czartorysk bei der Kolonie Kozlieiczy, im mittleren Teil längs der genannten Bahnstrecke und im Nordbogen 2 Kilometer unterhalb der Brücke von Rafalowka bei Sobienszczyzki. Die gewaltige russische Übermacht konnte die dünnen deutschen Sicherungslinien leicht abdrängen. Mit was für Gegnern er aber zu tun haben werde, zeigten ihm zwei opfermutige deutsche Kompanien, die bei Nowosielki einen kühnen Gegenangriff gegen fünffach überlegene feindliche Kräfte machten, ihnen mit Kolben und Bajonett große Verluste beibrachten und unter Mitnahme von 700 Gefangenen nur Schritt für Schritt zurückwichen, so die sonst vielleicht eingetretene völlige Zerreißung der deutschen Front verhindernd. Es war aber nicht zu vermeiden gewesen, daß der übermächtige Feind sich allmählich südlich der Bahnlinie bis auf 15 Kilometer über den Fluß vorgeschoben hatte. Wir sahen, daß er bei Komarow, das von schwachen deutschen Kräften tagelang gehalten wurde, bis in die deutsche Artillerielinie eingedrungen war. Die zahlenmäßige Unterlegenheit hatte im Nordbogen zu ähnlichen Verhältnissen geführt. Linsingen hatte nun zunächst dafür Sorge getragen, daß die Flußufer im Norden und im Süden an den Flügeln zurückgewonnen und so wieder eine natürliche Sicherung der Flügel geschaffen wurde. Dann wurde planvoll zur Eroberung der einzelnen Dörfer und festen Punkte im Styrbogen geschritten und der Gegner allmählich auf seinen Brückenkopf zurückgedrängt, der um die

drei genannten Übergangspunkte gebildet war. Als Linsingen die Annäherung soweit vollzogen hatte, daß diese drei Punkte in dem Feuer seiner Artillerie lagen, wurde der allgemeine Sturm angeordnet. Während russischer Train und Rückzugskolonnen unter dem verheerenden Feuer der gegnerischen Artillerie die Brückenübergänge zu gewinnen trachteten, zwangen die deutschen und österreichisch-ungarischen Sturmkolonnen den Feind, ein Dorf um das andere zu räumen. Dabei wurden viele Russen in die Sümpfe und in den Uferschlamm gejagt und fanden hier einen entsetzlicheren Tod als den durch die Kugel (siehe Bild Seite 483).



Die Grenzwacht gegen Montenegro auf dem Lovcen.

General Iwanow hatte für den verunglückten Durchbruchsversuch 15000 Mann an Gefangenen hergeben müssen; 13000 Russen und 80 russische Offiziere wurden als gefallen festgestellt; verwundet und an Epidemien erkrankt waren mindestens 50000 Mann. Groß war auch die Waffenbeute der verbündeten Heere; allein an Maschinengewehren waren es 48. Das war eine Enttäuschung für die Russen, die um so schwerer wog, als selbst an höchster Stelle der Durchbruchsversuch Iwanows schon als vollständig geglückt gegolten hatte. Gefangene erzählten, daß der Zar im Sonderzug nach Sarny gekommen war und im Auto die Front besucht hatte. In seinem Geleit hatte sich auch der Thronfolger befunden. Die Gefangenen berichteten ferner, daß der Zar sehr frisch ausgesehen, sein blasser, kränkelnder Sohn aber einen sehr wenig militärischen Eindruck gemacht habe. Beide hatten in Paradeuniform die Front der Reservetruppen abgeschritten und der Zar sich in einer kurzen Ansprache an die Soldaten gewandt und sie aufgefordert, den „frechen und zähen" Feind mit Gottes Hilfe vollständig zu Boden zu werfen. Das gelang den Russen aber nicht, trotz aller opferbereiten Tapferkeit und des persönlichen Mutes vieler einzelner.

Auch der Deutsche Kaiser begab sich an die Front seines Heeres. Er besuchte die Stadt Pinsk und danach die Stellungen der deutschen Truppen östlich der Stadt am Schilfmeer der Pripetsümpfe. Von den Sanddünen am Ostufer



Phot. Leipziger Presse-Büro

Ansicht des montenegrinischen Ortes Virpazar am Skutarisee.
Im Hintergrund am Berge die Straße nach Cetinje, der Hauptstadt Montenegros.

des Strumen und der Jassiolda aus sah er die russischen Stellungen und Hindernisse. Hier hatten die Russen im letzten Oktoberdrittel einmal einen großen Nachtangriff auf einen deutschen Heeresflügel unternommen, von dem sie sich Außergewöhnliches versprachen. Sie stützten sich dabei auf die Erfahrungen, die sie bei kleinen Überfällen auf die damals noch undichten und dünnen deutschen Sicherungslinien gemacht hatten. Dabei war ihnen die Unübersichtlichkeit des Geländes und die Unzugänglichkeit der mit Dickicht bestandenen oder von trügerischem Moorboden bedeckten Sümpfe zugute gekommen, deren Beschaffenheit ihnen genau bekannt war, während der Gegner erst Erfahrungen sammeln mußte. Der geplante Angriff war aber den Deutschen bekannt geworden. Nach genügender Sicherung des Flügels, dem die Absicht der Russen galt, zogen sie auf dem entgegengesetzten Flügel alle verfügbaren Verstärkungen heran. Die dort gegenüberliegende russische Front war von Abwehrtruppen entblößt. Gegen diesen geschwächten russischen Flügel brachen die Deutschen nun mit großer Wucht vor, während die Russen eben den Sturm an dem entgegengesetzten Ende einzuleiten versuchten. Zwar suchten diese den gefährdeten Flügel schleunigst zu stärken, es war aber zu spät und eine empfindliche Schlappe nicht mehr zu vermeiden.

Die deutschen Armierungstruppen konnten diese schwierigen Gegenden nunmehr fast ungestört für den Winter einrichten. Sie bauten besonders gut angelegte Unterstände für die Überwinterung und legten umfangreiche Befestigungen an, die an vielen Stellen auch der unzugänglichsten Sumpfgegenden mit dem nahenden Winter notwendig wurden, weil die Sümpfe, Flüsse und Kanäle sehr bald zufrieren und dadurch gangbar werden mußten. — Es folgte nun auf der gesamten russischen Front eine größere Kampfpause. Wenn die Verhältnisse hier auch beweglicher blieben als an der deutschen Westfront, so bildeten sich doch auch im Osten durchweg ganz ähnliche Zustände heraus wie im Westen. Der Kampf nahm wieder ganz die Formen des Stellungskrieges an, der sich aus örtlichen Schützengrabenunternehmungen zusammensetzt. Auf beiden Flügeln kam es zu besonderen Ereignissen erst wieder am 22. November. An diesem Tage hatte die Heeresgruppe Linsingen nordöstlich von Czartorysk und nördlich der Eisenbahn von Kowel—Rowno bei Dubisze russische Vorstöße abzuweisen, wobei die Erbeutung von 50 Gefangenen und 3 Maschinengewehren gelang. Die Heeresgruppe Hindenburg stieß auf Bersemünde vor, vertrieb die Russen vorübergehend aus dem Ort, konnte ihn aber noch nicht halten, nahm dem Feind aber 6 Offiziere, 700 Mann und 2 Maschinengewehre. Vorübergehend setzten sich die Russen nördlich von Illuxt in dem Gehöft Janopol fest; doch wurden sie im Gegenangriff wieder daraus vertrieben. Am nächsten Tage blieb auch Bersemünde fest in der Hand der Deutschen; dabei wurde noch 1 Maschinengewehr eingebracht und 2 Offiziere und 50 Mann gefangen genommen. Einige Gegenangriffe der Russen in den nächsten Tagen hatten keinen Erfolg. Die Novemberbeute bei den deutsch-österreichisch-ungarischen Truppen der Ostfront betrug 73 Offiziere, 13000 Mann und 32 Maschinengewehre. Das erste Drittel des Dezember brachte auf der gesamten Front keine wesentlichen Ereignisse. Es blieb beim Stellungskrieg, bei gelegentlichen Überfällen von beiden Seiten und bei lebhafterem Luftkampf, in dem die Verbündeten die Oberhand behielten.



Phot. Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.

Admiral v. Schröder,
Kommandeur des Marinekorps an der belgischen Küste, der den Orden Pour le Mérite erhielt.

Monate schwerer Kampfarbeit lagen hinter den Millionen tapferer Streiter, die seit dem Mai 1915 in glänzendem Siegeszuge große Gebiete in die Hand der verbündeten Mächte gebracht hatten und nun den friedlichen Wiederaufbau dessen, was der Krieg zerstört hatte, mit Leib und Leben schützten. Als Zeichen, daß die erkämpften Gebiete sicher in deutscher Hand waren, wurde in der ganzen Welt die Wiederaufrichtung der Universität Warschau aufgefaßt. Zugleich war diese Tat des Friedens und der Kultur eine eindrucksvolle Widerlegung des Geredes von deutschem „Barbarentum“. (Forts. folgt.)

Illustrierte Kriegsberichte.

Küstenbefestigungsarbeiten an der flandrischen Küste.

(Hierzu die Bilder Seite 488—491.)

Nachdem am 15. Oktober 1914 Ostende in deutsche Hände gefallen war und deutsche Marinetruppen sich in Flandern festgesetzt hatten, begann für die deutsche Matrosenartillerie ein schweres Stück Arbeit, nämlich die Küste Belgiens gegen Angriffe von See aus zu befestigen. In den Dünen herrschte ein reges Leben. Ihre natürliche Form eignete sich zwar schon für Verteidigungsanlagen, doch genügte sie noch lange nicht den Ansprüchen unserer Küstenartillerie. Riesige Erdmassen mußten bewegt werden, um Geschützstände für schwere und mittlere Artillerie zu erbauen, Wege wurden angelegt und die Bahnverbindung in dem Küstengelände wieder hergestellt. Vor allem war es wichtig, den Kanal von Brügge nach Zeebrügge und die Mole hier zu schützen, da sie von englischen Schiffen aus beschossen werden konnten. Heute recken deutsche Kanonenrohre ihre Mündungen drohend nach See hinaus, und man staunt beim Besuch dieser Werke, wie Bedeutendes hier innerhalb eines Jahres an Verteidigungsmitteln geschaffen wurde.

All dies geschah unter der Oberleitung des Befehlshabers der Marinetruppen in Flandern, Admirals Ludwig v. Schröder, eines sehr energischen Seeoffiziers, der auch als Inspekteur der Schiffsartillerie hervorragend tätig war. Für seine hervorragenden Leistungen wurde Admiral v. Schröder beim Besuch des Kaisers in Flandern durch den Orden Pour le Mérite ausgezeichnet.

Einzug der Bulgaren in Nisch.

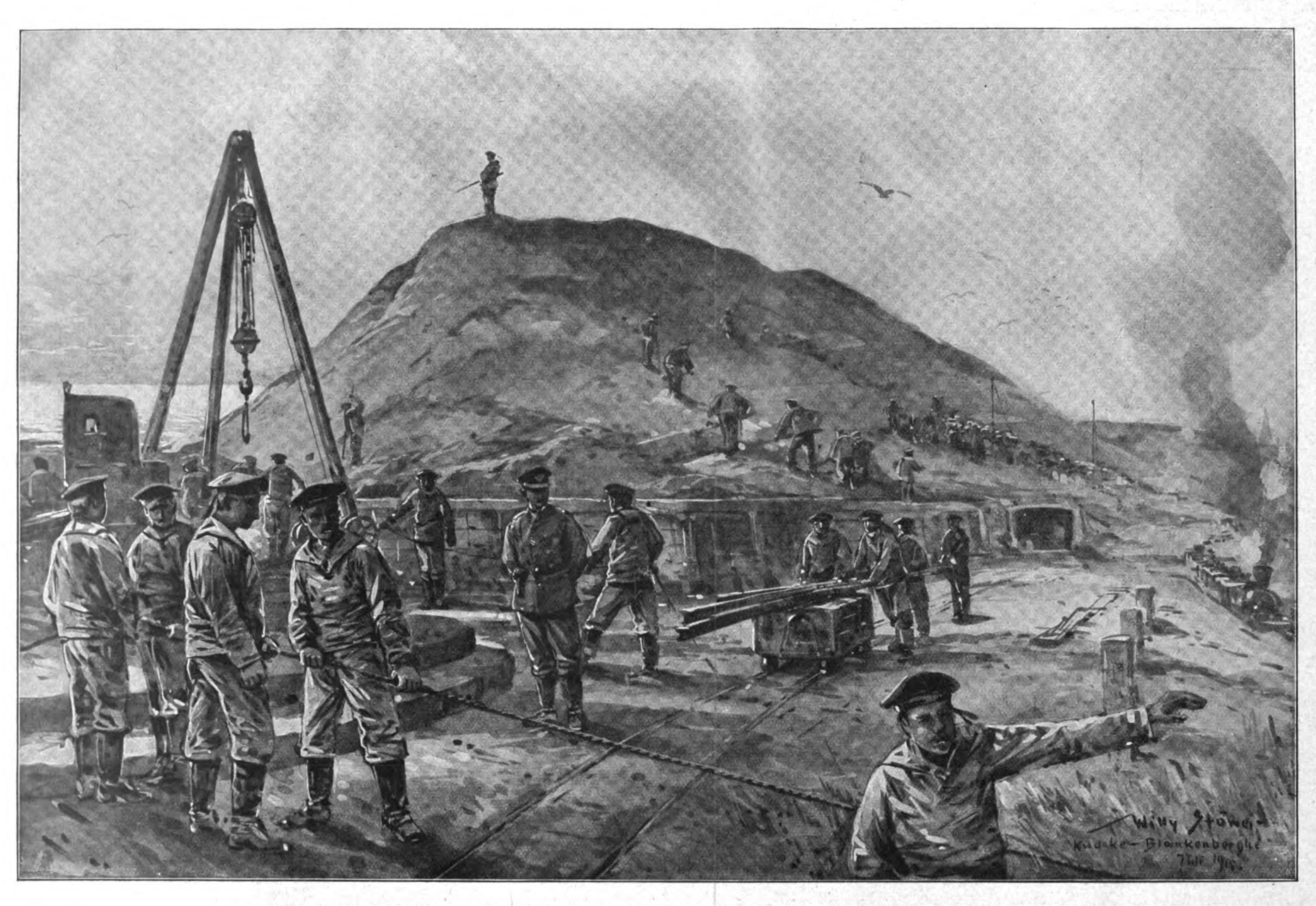
(Hierzu das Bild Seite 485.)

Während die verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Heeresgruppen die Serben von Norden nach Süden ins Innere des Landes zurückdrängten, überschritten die Bulgaren den Timok, den Grenzfluß der beiden Staaten, und durchbrachen die stark befestigte serbische Ostfront im Norden bei Negotin und Kladovo, wo sie sich mit den deutschen Truppen vereinten, und im Süden bei Egri-Palanka und Vranje. Damit erkämpften sie sich den Zutritt in die Täler der Morava und des Timoks und konnten, von Leskovac aus in nördlicher und von Knjazevac aus in südwestlicher Richtung, längs der Bahnlinien auf Nisch vorstoßen, das nur noch durch die an der Eisenbahnstrecke Nisch—Sofia gelegene Bergfestung Pirot vor vollständiger Einschließung geschützt war. Am 29. Oktober nahmen die Bulgaren die Werke von Pirot im Sturm und bahnten sich dadurch den geraden Weg durch das Tal der Nischava auf Nisch, das sie nunmehr von drei Seiten umklammern konnten.



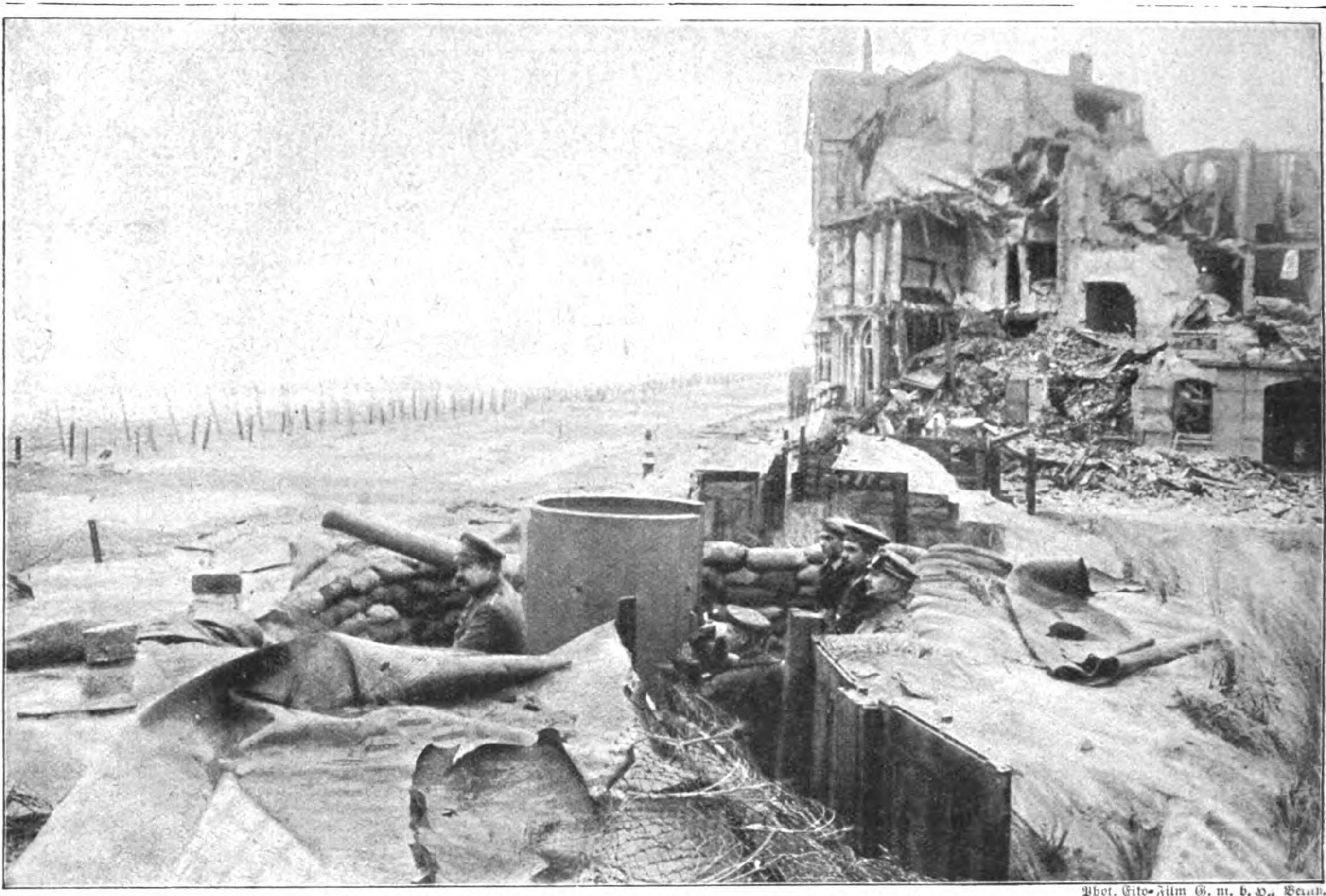
Von den Engländern bewaffnete Eingeborene werden bei ihrem Angriff auf Loheia von den Türken in die Flucht geschlagen.

Nach einer Originalzeichnung von Max Tilke.



Vom Kriegschauplatz in Flandern: Küstenbefestigungsarbeiten unserer Marine in den Dünen.

Nach einer Originalzeichnung von Professor Willy Stöwer.



Ein vorgeschobener Beobachtungsposten an der flandrischen Küste.

Phot. Eiko-Film G. m. b. H., Berlin.

Schrittweise mußten die Bulgaren den sich verzweifelt wehrenden Serben das hügelige Waldgelände entreißen, drei Tage lang ununterbrochen um die Forts von Nisch kämpfen. Im Tale der Nischava, 8 Kilometer vor deren Einmündung in die Morava gelegen, bildet Nisch den Vereinigungspunkt dreier großer Talbogen. Die Ebene ist von großer Fruchtbarkeit, eine wahre Kornkammer des Landes. Die tiefeingeschnittenen Täler der Nischava und Morava waren seit alters die natürlichen Verbindungsstraßen mit Bulgarien, Mazedonien und Ungarn, an deren Stelle heute die Eisenbahnen getreten sind, die, nach Belgrad, Sofia und Saloniki führend, sich in Nisch kreuzen. Mit der Einnahme dieses Hauptknotenpunkts öffnete sich für die Verbündeten der unmittelbare Schienenweg von Wien nach Konstantinopel. Infolge dieser strategisch wie wirtschaftlich so bedeutenden Lage war Nisch, das erst seit 1878 zu Serbien gehört, mit 25 000 Einwohnern nach Belgrad die zweitgrößte und belebteste Stadt Serbiens und gleichzeitig eine der stärksten Festungen des Landes. Im August 1914 war die Regierung von Belgrad nach Nisch verlegt worden; hier hielt König Peter in dem alten Konak der türkischen Paschas mit den Vertretern des Vierverbandes Kriegsrat, und hinter den Forts, die sich im Kreise um die Stadt lagern, hielt man das Staatsarchiv und die Geheimakten vor den Feinden verwahrt.

Während auf den Höhen, in den Wäldern und in den Tälern ein außerordentlich erbitterter Nahkampf tobte, räumten die serbischen Truppen in wilder Flucht die Stadt, die von Komitatschi ausgeplündert wurde. Durch geschickte Umgehungsmanöver der Bulgaren waren die Serben indes überrascht worden, so daß sie nicht mehr Zeit fanden, die Lagerhäuser und Arsenale vor ihrem Abzug zu vernichten, noch auch die Belgrader National- und Universitätsbibliothek, sowie die Gemäldegalerien und Kunstgegenstände des Belgrader Museums, die man, in Kisten verpackt, nach Nisch geschafft hatte, zu entfernen. Die besseren Kreise der Bevölkerung hatten die Stadt schon vor Beginn des Kampfes verlassen, nur die zahlreichen bulgarischen und türkischen Einwohner waren zurückgeblieben und erwarteten frohen Mutes den Einzug der Sieger. Am Nachmittag des 5. Novembers, gegen 3 Uhr, zeigte sich zuerst eine bulgarische Patrouille von vier Mann in Nisch, denen sich dreizehn ihnen entgegeneilende serbische Infanteristen ergaben. Die serbische Regierung hatte angeordnet, daß zwanzig serbische Banden in Nisch bleiben und aus den Häusern auf die bulgarischen Truppen schießen sollten, indes gelang es dem Bischof Dositej, die Ausführung dieses niederträchtigen Planes, dem die ganze Stadt zum Opfer gefallen wäre, zu verhindern. Als die bulgarischen Truppen singend und unter klingendem Spiel über die alte Nischavabrücke durch das malerische Türkenviertel zogen, eilten die Bewohner aus ihren Häusern und liefen jubelnd den Siegern entgegen. Auch mehrere hundert österreichisch-ungarische Gefangene, die sich teilweise in den von den Ärzten und Wärtern verlassenen Lazaretten befanden, wurden von den Bulgaren aus harter Gefangenschaft erlöst und stürzten sich weinend vor Freude ihren Befreiern entgegen.

Ungeheure Vorräte, große Mengen Kriegsmaterial, das größte serbische Eisenbahnarsenal sowie wertvolle Dokumente fielen in die Hände der Bulgaren, die sofort Ordnung schafften und dem Rauben und Plündern der serbischen Komitatschi Einhalt geboten. Die Nachricht von der Einnahme Nischs rief in ganz Bulgarien jubelnde Begeisterung hervor. Mit Musik und wehenden Fahnen zog die Bevölkerung Sofias vor die Gesandtschaften der verbündeten Staaten und vor das Schloß des Zaren Ferdinand. Dieser wie der Ministerpräsident Radoslawow dankten bewegt für die Huldigungen und erklärten, die bulgarische Nation habe endlich ihre geschichtlichen Wünsche verwirklicht und jene Städte in ihren Schoß zurückkehren lassen, die ihr vor vierzig Jahren entrissen wurden. Und der Ministerpräsident schloß mit den Worten: „Die Eroberung der Festung Nisch, von deren Wällen die bulgarische Flagge für immer zu Ehren des Königs und der Dynastie und zum Ruhme der tapferen Soldaten wehen wird, ist ein historisches Ereignis".

Erfolgloser Angriff der Engländer auf Lohcia in Arabien.

(Hierzu die Kunstbeilage.)

Nach der siegreichen Erstürmung der Stadt Lahadsch in dem an das britische Gebiet von Aden angrenzenden Gebiet Südarabiens und der erfolgreichen Beschießung der englischen Kasernen und Magazine auf der Insel Perim durch die Türken versuchten die Engländer, die türkischen Hafenstädte am Roten Meere von der See her anzugreifen

und in ihre Gewalt zu bringen. In den ersten Tagen des September erschien vor der Stadt Loheia, nördlich von Hodeida, wo einst Kapitänleutnant v. Mücke nach abenteuerreicher Irrfahrt mit dem Rest der tapferen Emdenbesatzung gelandet war (siehe die Karte im II. Bande Seite 198), eine aus Torpedobootzerstörern und mehreren Kanonenbooten bestehende englische Flotte und forderte durch einen an Land gesetzten Parlamentär die sofortige und bedingungslose Übergabe der Stadt. Die türkischen Behörden wiesen ein solches schmachvolles Ansinnen entrüstet zurück und ließen sich in ihrer Pflicht auch nicht beirren, als gegen Abend die englischen Schiffe ungefähr vierzig Granaten gegen Loheia schleuderten. Am zweiten Tage, als die Türken noch immer keine Anstalten zur Übergabe trafen, nahmen die Engländer aus einer achtungsvollen Entfernung von neunhundert Metern von der Küste das Feuer wieder auf. Nun aber griffen die türkischen Batterien, die geschickt am Strande versteckt waren, in den Kampf ein und trafen eines der feindlichen Kanonenboote, das in Brand geriet und schleunig nach der Insel Hamzok, gegenüber von Loheia, flüchtete. Am dritten Tage brachten die Engländer noch einen Kreuzer ins Gefecht, der mit den beiden Kanonenbooten neun Stunden lang ununterbrochen Loheia beschoß und in dieser Zeit über vierhundert Granaten auf Stadt und Hafen schleuderte, ohne sonderliche Erfolge zu erzielen. Wohl brachen an einigen Punkten der Stadt Brände aus, doch das Feuer wurde durch die türkischen Behörden gelöscht, ehe es verheerend um sich greifen konnte.

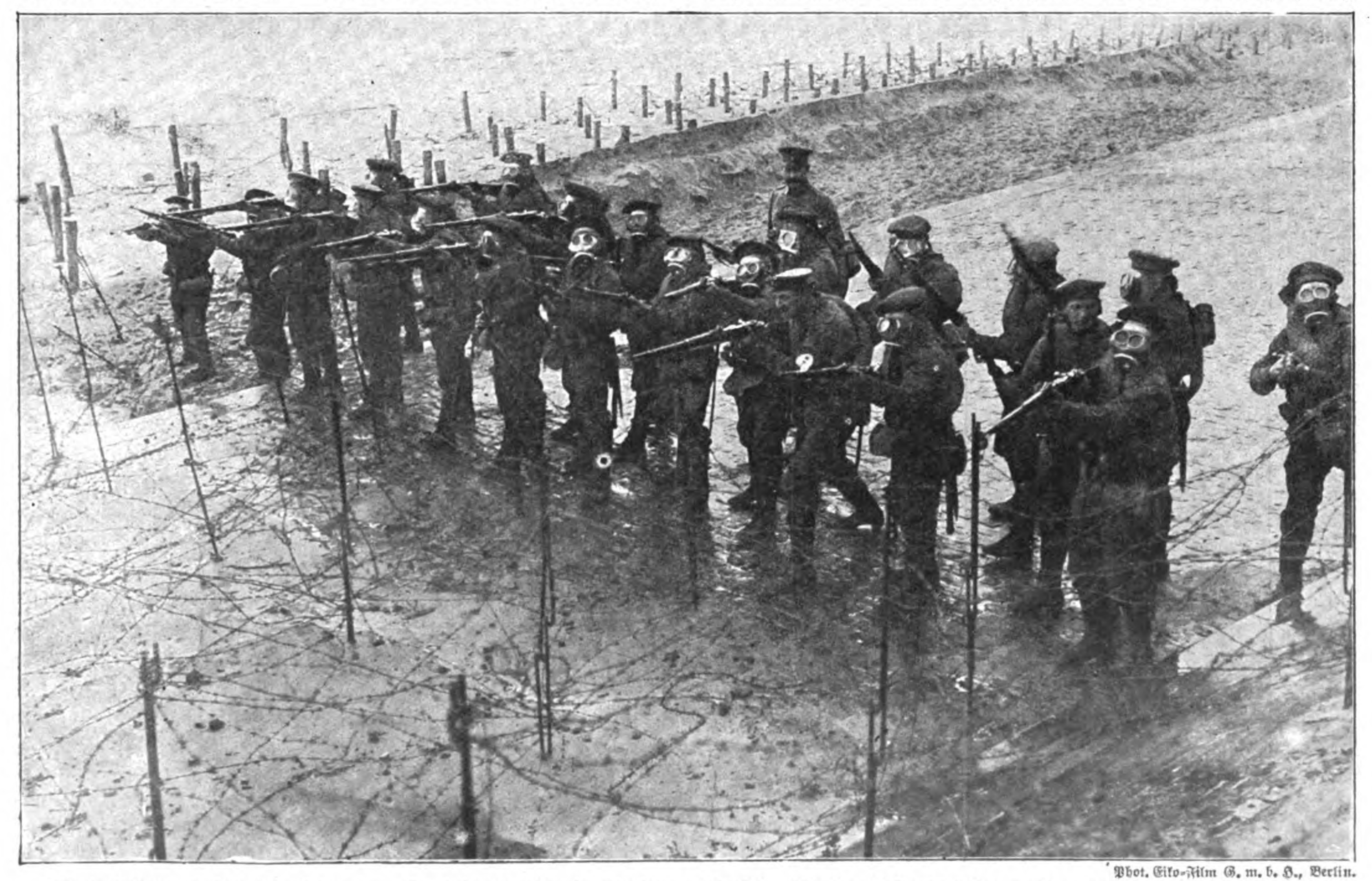
Fast gleichzeitig mit diesem Angriff zur See unternahmen die Engländer auch zu Lande einen Angriff auf Loheia. Durch Geld und Versprechungen war es ihnen gelungen, mehrere von der türkischen Sache abgefallene Araberhäuptlinge für die englischen Pläne zu gewinnen. Einer dieser Verräter, mit denen schon Kapitänleutnant v. Mücke zu kämpfen hatte, der Beduinenhäuptling Idriß, hatte mit englischem Gelde ungefähr zweitausend Eingeborene angeworben und ausgerüstet. Dieses „Heer", das einen ziemlich kläglichen Eindruck machte und fast von allen Existenzmitteln entblößt war, suchte, während die englische Flotte Loheia unter Feuer nahm, sich von der Landseite her der Stadt zu nähern und ihr in den Rücken zu fallen. Als aber die verräterischen Wüstensöhne von den umliegenden kahlen Höhen herab die Stadt, in deren Mauern ihnen reiche Beute winkte, stürmen wollten, stießen sie auf die durch eingeborene arabische Freiwillige verstärkte türkische Besatzung. Sie brachte den wilden Anprall des Feindes rasch zum Stehen und ging dann selbst zum Gegenangriff über, der für das englisch-arabische Heer zum Verderben wurde. Denn die zügellosen, nur an räuberische Überfälle unbewaffneter Karawanen und Pilgerzüge gewöhnten braunen Gesellen waren der türkischen Kriegserfahrung keineswegs gewachsen und wurden durch das Einschlagen der ersten Granaten und die unheimliche Tätigkeit der Maschinengewehre derart in Bestürzung und Verwirrung gebracht, daß sie, kaum zum Schießen gekommen, sich schreiend zur Flucht wandten. Die Erbitterung über den feigen Verrat des arabischen Räubergesindels spornte die Türken an, den Bundesgenossen der Engländer eine vernichtende Niederlage beizubringen. Mit wehenden Fahnen folgten sie dem fliehenden Feind, der sich nochmals zum Kampf stellte. Aber unter den Hieben der türkischen und arabischen Soldaten sanken die Scharen Idriß' in den Sand; 423 Tote, darunter der Anführer Mehmed Tahir, deckten die blutige Walstatt, die übrigen flohen in wilder Auflösung und ließen außer zahlreichen Verwundeten eine große Menge Gewehre zurück. Auch die englische Flotte mußte unverrichteter Dinge wieder abdampfen. Außer dem Verlust von 10 Toten, die auf der Insel Hamzok bestattet wurden, sowie der Beschädigung eines Kanonenbootes hatte sie mit der dreitägigen Beschießung von Loheia nichts erreicht.

Ein württembergisches Regiment bei der Abwehr der großen französisch-englischen Offensive.

(Hierzu das Bild Seite 492/493.)

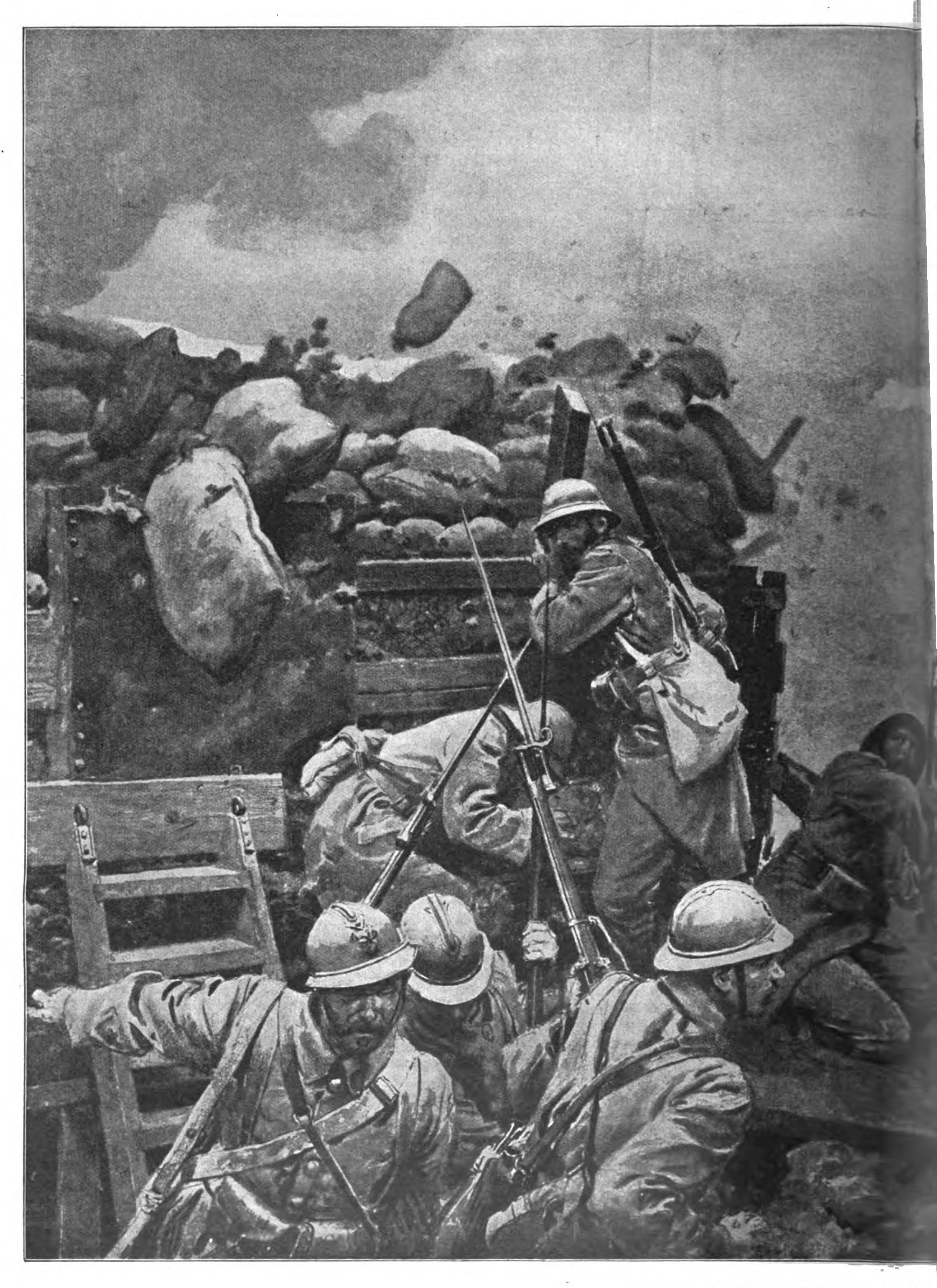
H. . ., 23. Oktober 1915.

. . . Nachdem die Engländer vom 22. bis 24. September unsere Stellung mit allen Kalibern unaufhörlich beschossen hatten, war es am Abend des 24. September merkwürdig still. Es war die Ruhe vor dem Sturm, dem uns allen unvergeßlichen Sturm vom 25. September. Der Himmel war bewölkt, und zwischen zehn und elf Uhr abends rieselte ein leichter Regen nieder. Eine ernste Stimmung herrschte in unseren Reihen. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß



Phot. Eiko-Film G. m. b. H., Berlin.

Marineinfanterie bei einer Übung vor Drahthindernissen in Flandern. Die Mannschaften sind mit Schutzmasken gegen feindliche Gasangriffe ausgerüstet.



Ein französischer Schützengraben
Im Hintergrund ein
Nach



Feuer der schweren deutschen Artillerie.
ebauter drehbarer Panzerturm.
her Darstellung.

die da drüben etwas Großes planten. Unsere Patrouillen meldeten: Es geht etwas vor, die Engländer räumen die Hindernisse weg. So gegen halb zwölf Uhr legte sich im Regimentstab alles schlafen. Wir hatten schon manches erlebt in diesem Kriege, wodurch das Gemüt schon abgehärtet war, aber das Bewußtsein, daß vielleicht die nächste Stunde einen mörderischen Angriff bringen konnte, legte sich einem in dieser Nacht doch wie ein Alpdruck auf die Brust. Als es gegen Morgen ging, hörte man wieder den leise niederrauschenden Regen. In der Frühe, es mochte noch nicht ganz fünf Uhr sein, ging es plötzlich los. Mit e i n e m Schlage! Ein Geschützfeuer setzte ein, wie ich es noch nicht vernommen hatte. Ein Krachen und Donnern und Beben, als sollte die Erde zermalmt werden. Bei uns im Regimentstab war in wenigen Minuten alles fertig. Die Antwort unserer Artillerie auf das Feuer des Gegners setzte alsbald ein und übertraf an Stärke bald den Donner der englischen Geschütze. Schon das Sausen der mächtigen Geschosse in der Luft war eine Nervenfolter, das Dröhnen und Toben nicht zu beschreiben. Über der ganzen Front lag heller Feuerschein wie ein riesenhaftes Wetterleuchten. Blitz auf Blitz zuckte aus den Geschützen, und das gewaltige Krachen steigerte sich zu unerträglicher Heftigkeit.



Phot. Paul Lesch, Berlin.

Blick in einen von den Engländern gesprengten Minentrichter, in dem von deutschen Truppen danach ein Minenstollen gegen die englische Stellung getrieben wurde.

Das erste Bataillon lag zu Beginn des Artilleriefeuers in der vorderen Linie. Die rückwärts liegenden Reserven wurden alarmiert, unsere Anmarschwege wurden von den Engländern unaufhörlich beschossen und das Vorgelände mit Schrapnellen bestreut. Gleich in den ersten Kampfstunden lernten wir nun eine listige neue Angriffsweise der Engländer kennen. Noch im schützenden Dunkel der Nacht waren sie aus ihren Gräben herausgestiegen und in die zwischen den beiden feindlichen Linien befindlichen Granatlöcher gekrochen, damit auch die Geschosse unserer Artillerie über sie hinwegfliegen sollten. Unsere Artillerie merkte aber die Absicht und richtete das Feuer auf diesen Szenenwechsel des Feindes ein. Während unablässig das Artilleriefeuer tobte in einer Stärke, daß es uns undenkbar erschien, ein solches Donnern könnte noch überboten werden, hörte man plötzlich ein mark- und beinerschütterndes Krachen: auf dem linken Flügel, am sogenannten . . . weg, dem am weitesten vorgeschobenen Punkt unserer Front, hatte eine ungeheure Explosion stattgefunden. Über den Rauch- und Nebelwolken, die das ganze Gelände bedeckten, loderte eine mächtige, etwa dreißig Meter hohe Feuersäule empor. Riesige Erdmassen waren durch die Gewalt der Explosion zum Himmel geschleudert worden. Es waren fürchterliche Augenblicke.

Und nun sah man auf der feindlichen Seite Leuchtkugeln emporsteigen, weiße, grüne und rote. Greller Lichtschein ging von ihnen aus. Rasch, wie der helle Schimmer aufgeflammt war, erlosch er wieder. Doch wir wußten: das ist das Zeichen zum Angriff. Es ist unmöglich, einigermaßen genau zu beschreiben, was sich nun abgespielt hat. In Nebel und Rauch rückten die feindlichen Sturmkolonnen heran. Unsere Maschinengewehre begannen zu knattern. Immer toller wurde das Feuer der Artillerie. Aus dem Gefechtsunterstand drang plötzlich unser Regimentsadjutant heraus und schrie: Die Engländer sind in den . . . weg eingedrungen! Durch die oben erwähnte Sprengung hatte der Feind eine günstige Einfallpforte in unsere Stellung erhalten. Kolonne auf Kolonne der stürmenden Engländer wurde sichtbar. Aber das Feuer unserer Maschinengewehre war von furchtbarer Wirkung. Als ob ein urgewaltiger Riese mit einer mächtigen Sense ein Kornfeld schnitte, nach vorn, nach rechts, nach links, so sah es aus. So bestrichen unsere Maschinengewehre das Kampfgelände, und unsere Artillerie legte unaufhörlich Sperrfeuer zwischen die beiden Stellungen. Unsere schweren Mörser beschossen die feindlichen Schützengräben.

Um sieben Uhr etwa war es, da kam vom ersten Bataillon die Meldung, die Munition werde knapp. Ich erhielt den Befehl, mit zwölf Mann in die erste Linie zu gehen und dort Patronen zu verteilen. Die Laufgräben wurden vom Gegner ununterbrochen mit Granaten und Schrapnellen geradezu überschüttet. Von Schulterwehr zu Schulterwehr in Abständen von zehn Schritten ging es der ersten Linie zu, oft über zusammengeschossene Laufgräben hinweg, vorbei an zahlreichen Toten. Schwerverwundete wurden an uns vorüber nach rückwärts geschleppt. Mehrmals war es in dem Hagel von Granaten nicht möglich, weiterzukommen. Gerade war ich wieder bei einem Sprung, da erhalte ich plötzlich einen furchtbaren Schlag über die rechte Wange; ich glaubte, es reiße den Kopf weg. Das Blut läuft mir vom Gesicht herunter, ich bleibe stehen; der Mann hinter mir wollte mich verbinden, ich aber schrie: Spring weiter, es ist nicht gefährlich. Endlich waren wir vorne im stärksten Feuer der Granaten, die Patronen wurden verteilt. Und dann ging's wieder zurück. Die Laufgräben waren entsetzlich anzusehen.

Den Engländern war es nicht gelungen, einen nennenswerten Gewinn zu erzielen. Im weiteren Verlauf des Kampfes wurden sie von zwei Seiten gefaßt. Die Artillerie beschoß unaufhörlich das Einfalltor der Engländer, den großen Trichter, der durch die eingangs erwähnte gewaltige Explosion entstanden war. Dadurch konnten die Engländer weitere Verstärkungen nicht heranziehen, und ihre Truppenteile, die den Trichter besetzt hielten, konnten bei dem rasenden Feuer unserer Artillerie nicht wieder zurück. Am . . . weg hatten die Engländer bereits ein Maschinengewehr herangebracht und feuerten uns damit in die Flanke. Da gingen einige wagemutige Leute von uns über die Stellung des uns benachbarten Regiments . . . mit Handgranaten vor, und es gelang ihnen, die den . . . weg besetzt haltenden Engländer im Rücken zu fassen. Die Engländer drüben konnten ihre eigenen Kameraden nur in beschränktem Maße

unterstützen. Inzwischen war vom Bahngleis her Leutnant St. mit einer mit Handgranaten bewaffneten Truppe vorgestoßen. Als es dann gegen Mittag wurde, hielten die Engländer nur noch den Trichter besetzt, aber auch hier räumten Handgranaten im Verein mit der Artillerie gründlich auf. Um die Mittagstunde verlor die Schlacht an Wildheit, der Artilleriekampf flaute zuerst ab. Und als der Abend kam, waren alle Stellungen fest in unserer Hand geblieben.

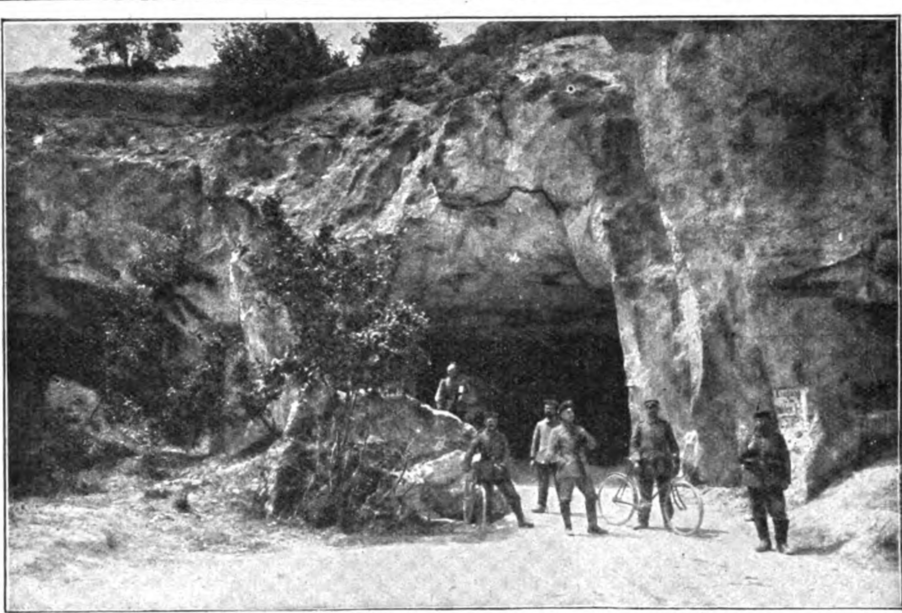
Am anderen Tag machte ich einen dienstlichen Rundgang durch das Kampfgelände. Es sah schrecklich aus. Die Stellung links der Bahn war an den meisten Stellen eingeebnet, die Drahtverhaue in Fetzen in die Luft geflogen. Teilweise auf dem Bauche kriechend, näherte ich mich dem heißumstrittenen großen Trichter. Geschossen wurde nicht mehr. Es herrschte Kampfesmüdigkeit auf beiden Seiten. Wie ich nun aus dem engen Graben, in dem ich mich vorwärts bewegte, heraustrat, blieb ich gebannt stehen. Was sich meinen Blicken darbietet, übersteigt die kühnste Phantasie. Der Trichter hat am oberen Rand einen Durchmesser von nicht weniger als dreißig Metern und, wie ich später feststellte, eine Tiefe von acht Metern. Oben am Rand des Trichters waren unsere Leute beschäftigt, zur Verteidigung eine Galerie zu errichten. Auf dem Grunde des Trichters wurden hier die gefallenen Engländer gleich beerdigt. Die Leichen unserer deutschen Kameraden wurden zurückgeschafft. Gerade wurde ein schwerverwundeter Engländer von Doktor K. in dem Trichter verbunden und dann ebenfalls ins Lazarett gebracht. Als ich dann an den . . . weg kam, zeigten sich mir grauenhafte Bilder. Hier lagen die toten Engländer haufenweise umher — und dazwischen saß oder stand schon unsere neue Grabenbesatzung, die Leute schrieben Briefe und Karten. Tief schmerzlich berührte es mich, als ich beobachtete, wie mancher von unseren Leuten unter den Gefallenen nach einem vermißten Freunde suchte, und einer von uns war gar auf der Suche nach seinem gefallenen Bruder. Ob er ihn wohl gefunden hat?

Wo die Schlacht schon ein Jahr tobt . . .

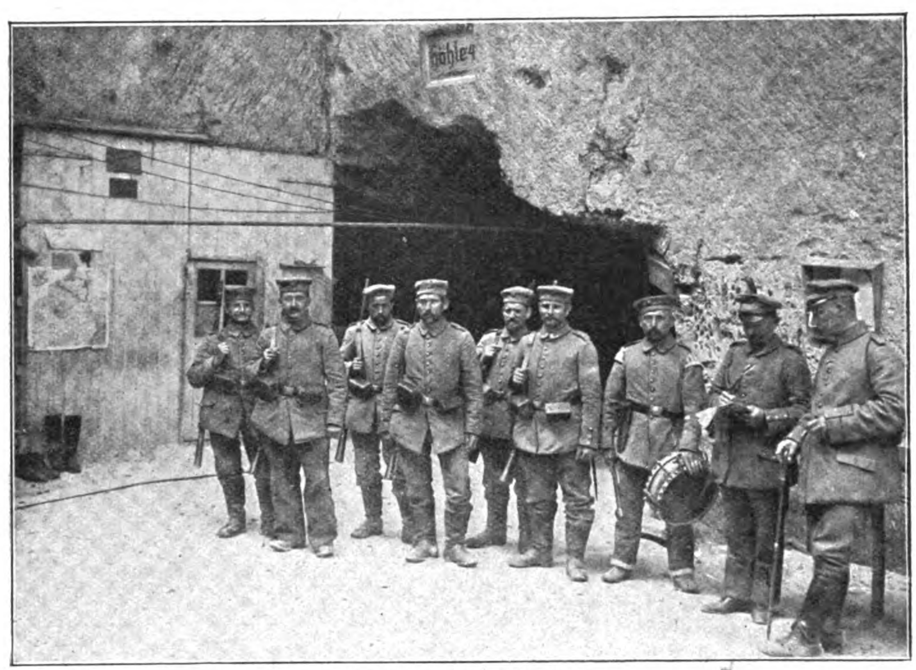
(Hierzu die Bilder Seite 494 und 495.)

In der „Morning Post“ findet sich in einer Nummer vom November 1915 ein fesselndes Stimmungsbild von der längsten Schlacht der Geschichte, der ununterbrochenen, erbitterten Schlacht um Arras. „Es gibt auf der ganzen langen Front vom Elsaß bis hinauf zur See keinen Winkel, dem das besondere Interesse innewohnt, das sich an die Hügel von Arras heftet.

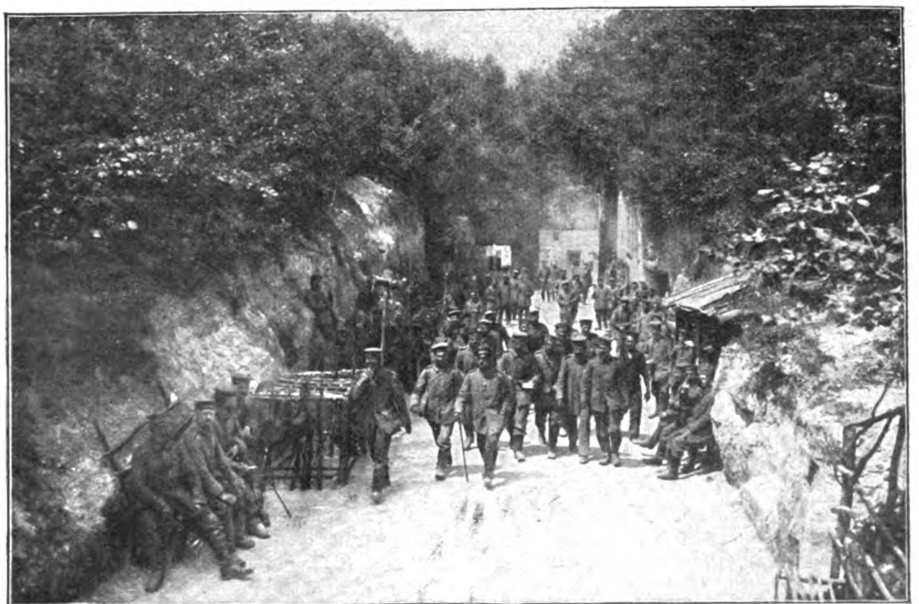
‚Sie fragen nach diesem und jenem Kampf, der sich hier abspielte‘, meint der uns vom französischen Kommando zugeteilte Führer in seiner unerschütterlichen Ruhe und Liebenswürdigkeit. ‚Aber hier gab es nur **einen** Kampf, nur eine einzige Schlacht, und die hat ein Jahr gewährt.‘ Das ist keine Schönrednerei, denn wenn es auch wahr ist,



Eingang zu einer Höhle.



Wache an einem Eingang.



Soldaten verlassen eine Höhle, um sich in den vorderen Graben zu begeben.

Bei den großen Steinhöhlen bei Ville in der Nähe von Chitry.

Die Höhlen liegen 80 Meter vom Feind entfernt und bieten fast für eine ganze Division Unterkunft.

Nach photographischen Aufnahmen von Gebr. Haeckel, Berlin.

daß anderwärts ebenso ununterbrochene und langwierige Kämpfe stattfanden, so hat doch nirgends sonst der Krieg der Landschaft und den Menschen so deutlich seinen Stempel aufgedrückt wie hier, weil nirgends sonst ein ebenso langsamer, kaum wahrnehmbarer Fortschritt (um nicht zu sagen Stillstand!) unter ähnlich großen Schwierigkeiten auf einem völlig flachen, keinerlei Deckung bietenden Gelände Fuß für Fuß errungen sein wollte.

Da spricht man von dem Höhlenleben unserer Soldaten und nimmt doch stillschweigend an, daß sie sich eben nur für Stunden, höchstens für Tage in der Erde vergraben. Aber die Soldaten hier um Arras, die kennen kein anderes Leben. Das sind wirklich Höhlenmenschen. Es macht einen unauslöschlichen Eindruck, auf diese unabsehbaren, weit und breit verwüsteten Felder zu schauen, von denen jede Spur menschlichen Daseins verwischt ist, und sich dann zu erinnern, daß unter den aufgeworfenen Maulwurfshaufen, den nach allen Richtungen hinlaufenden, schier endlosen Erdkämmen Menschen hausen, die ein sagenhafter böser Geist in den Schoß der Erde verbannt hat.

Man staunt, wie nahe der britischen Front noch Zivilisation herrscht. Hier aber um Arras ist die Kultur erstorben. Seit mehr als einem Jahr ist kein Pflug über diese Felder gegangen. Das Unkraut ist hochgeschossen und wieder verwelkt, und die nackten, rostbraunen Arme dürren Gebüsches geben diesen öden Flächen, die ganze Heere decken, etwas Trostloses. Mitten in dieser Wüstenei liegt das Hauptquartier eines Divisionsgenerals. Man ist gewöhnt, solche Quartiere in irgendeinem Schlosse zu finden und will seinen Augen nicht trauen, daß in diesen drei Erdlöchern ein General mit seinem gesamten Stab untergebracht sein soll. Nichts als die einfachsten Notwendigkeiten des Lebens sind da vorhanden: ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch. Das Dach ist aus Stahlbändern gebogen, so daß jeder dieser Unterstände wie die Hälfte eines Fasses aussieht, darinnen man nur in der Mitte aufrecht stehen kann. Von hier aus kann der General jeden ihm unterstehenden Heeresteil erreichen, ohne den Kopf über die Erde stecken zu müssen. Wände und Fußboden sind hier trocken, obwohl sie weder gepflastert noch ausgelegt sind. An der Front sieht es in dieser Hinsicht anders aus. Da ist der Schmutz überwältigend. Alle Landstraßen sind zu beiden Seiten mit einer fortlaufenden Reihe von Löchern versehen, in die sich aufmarschierende Truppen, die plötzlich unter Feuer genommen werden, hineinzwängen können. Meilenweit in der Runde ist nicht eine fußhohe Erhöhung, nicht eine Grube, die nicht irgendwie als Deckung nutzbar gemacht worden wäre, und das nicht nur, wo Angriff und Nachschub vor sich gehen, sondern tatsächlich überall.



Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau.

Ein Langschläfer wird aus dem Rohr eines 30,5-cm-Geschützes herausgeholt.

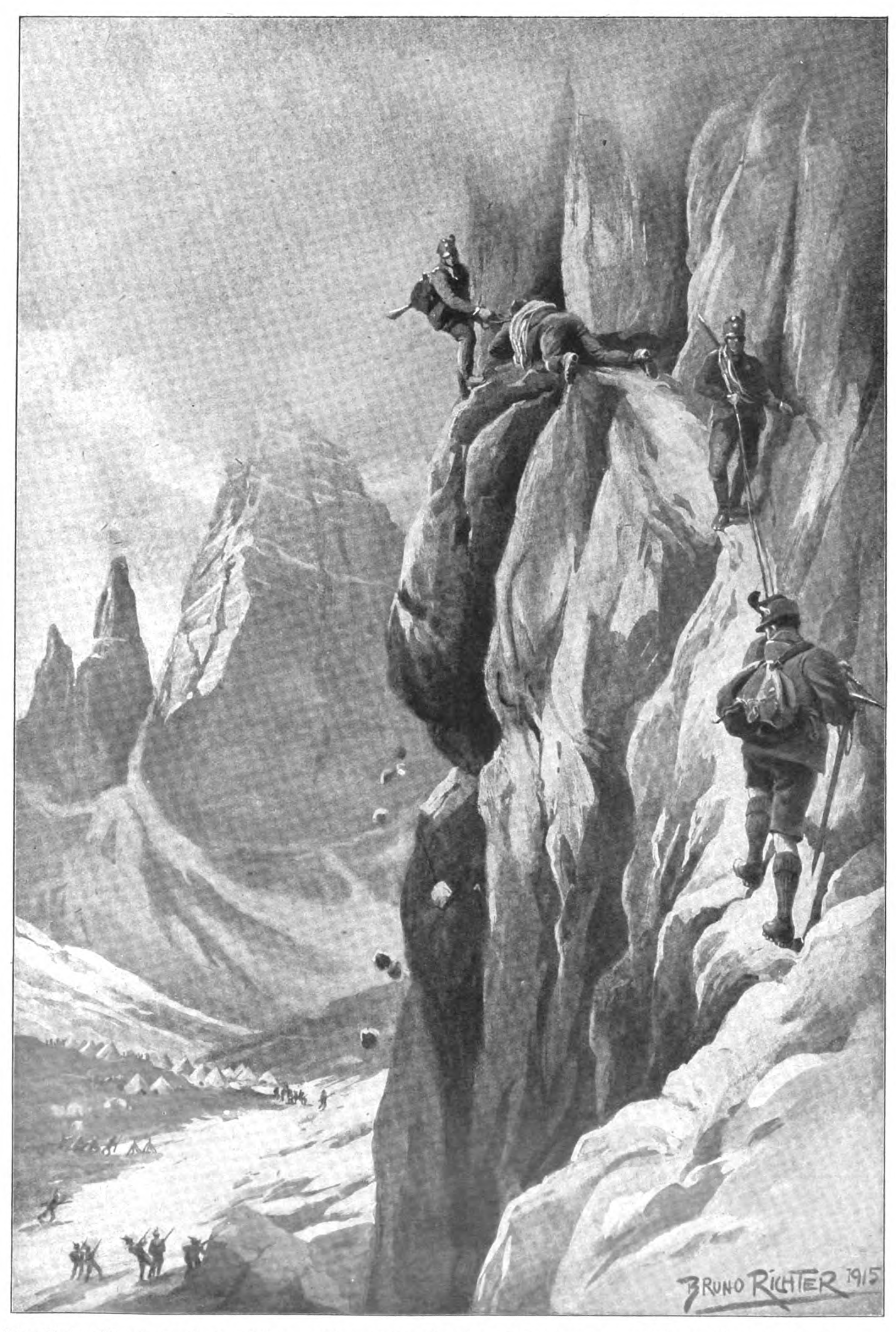
Da ist an der Seite der Landstraße parallel zur Front ein Keller eingemauert, in verhältnismäßiger Sicherheit, denn wenn die achthundert Ellen weiter vorgerückte Front etwa auch zurückgehen müßte, bietet der Erdwall der Landstraße noch immer einen gewissen Schutz. Hier wurden einmal inmitten des wütendsten Tobens der Schlacht Entschlüsse gefaßt, die, wenn sie nur eine halbe Stunde Verspätung erlitten, das Verhängnis heraufbeschworen haben würden. — Zahlreiche Leute mit schrecklichen Schrapnellwunden, die Notverbände bereits durch und durch von Blut getränkt, werden an uns vorübergefahren, und uns, die wir auf dem letzten Überrest eines ehemaligen Dorfes harren, erscheint es unglaublich, daß auch nur einer dieser Bedauernswerten die vielen, vielen Meilen hindurch leben kann, die noch auf holprigen Wegen bis zum nächsten Verbandplatz zu durchmessen sind.

Es ist keine Gegend, die Spaziergängern zu empfehlen wäre. Die nicht explodierten Granaten und Lufttorpedos liegen zu Haufen umher, und ihre Zerstörungswut wartet nur auf den Augenblick, da sie sich austoben kann. Sicherlich hatten auch die Deutschen die auf und ab steigenden feindlichen Gestalten erspäht, denn ein paar große Granaten, die an uns vorübersausten, bewiesen uns, wie scharfe Wache sie trotz des uns umhüllenden Regennetzes gehalten hatten. Als die erste Granate explodierte, hielt unser Führer gerade den Arm ausgestreckt, und einer dieser gefährlichen Splitter ging ihm glatt zwischen Körper und Arm hindurch. Hoch spritzte der Straßenschmutz vor dem Gewicht der sich einbohrenden Granate an uns heraus, und ein Soldat stürzte getroffen mit dem Kopf zuerst in den Zugangsgraben, den er besser benützt hätte."

Eine Patrouille Tiroler Landesschützen wird von Bersaglieri beschossen.

(Hierzu das Bild Seite 497.)

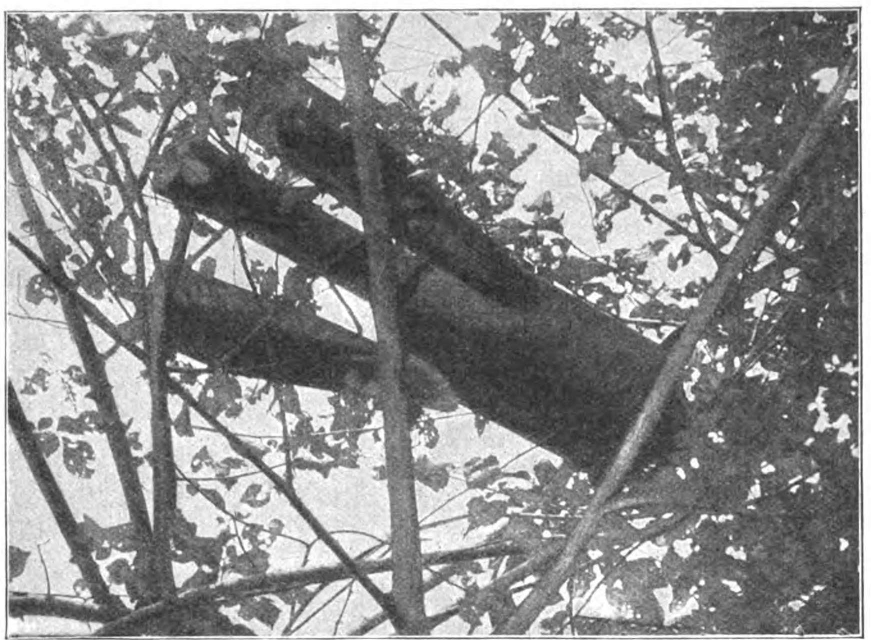
Außerordentlich schwierig und gefahrvoll gestaltet sich der Aufklärungsdienst der Patrouillen in dem wilden, unwegsamen Gebiet der Dolomiten, in das die Italiener von den südlichen, leicht zugänglichen Saumpfaden und Gebirgstraßen aus einzudringen suchten, um die steilen, beherrschenden Paßhöhen zu gewinnen. Schmale Schuttrinnen, ragendes Gipfelgewirr, rötlichgelbe Marmorschollen wechseln dort mit unheimlicher Klippenwildnis, die selbst von den verwegensten und tollkühnsten Hochtouristen gefürchtet ist. Auf halsbrecherischen Pfaden, über die sonst nur flüchtigen Fußes die Gemse lief, schlichen sich die Tiroler Patrouillen an den Feind. Angeseilt, an Stricken und Bändern gingen sie vor, zur Rechten drohend gen Himmel ragende Felsen, zur Linken in jäher Tiefe ein brausender Gießbach. Aus den Tälern herauf, über Grasmatten und Felspartien rückten die Bersaglieri vor; über ihnen schwebten, an Abhängen angeklammert, die Tiroler Patrouillen, die Büchse um die Schulter, den Rucksack mit Proviant, Handgranaten und oft auch mit Telephonapparaten auf dem Rücken, den Bergstock in der Hand. Leise, geräuschlos mußten sie da oben heranschleichen, um den ahnungslosen Feind ungestört zu beobachten. Ein lauter Tritt, ein Stein, der sich unter ihren Füßen löste und donnernd in die Tiefe stürzte, hätte sofort den Gegner auf sie gezogen und ihnen den sicheren Tod gebracht. Bei diesen so gefährlichen Streifzügen zeichnete sich der alte Tiroler Bergsteiger Sepp Innerkofler hervorragend aus, der hier in den Dolomiten zu Hause war und auf den Steilwänden des Elfers, des Paternkofels und der Drei Zinnen für seine engere und engste Heimat kämpfte und starb. Auf den lärchenumstandenen grünen Matten des Tischleinbodens stand sein schmucker, sauberer Hof, der so manchen kühnen Touristen gastlich beherbergt hatte. Sepp Innerkofler kannte jede Falte und Spitze seiner Dolomitengruppe und bei den meisten Patrouillengängen beteiligte er sich als vertrauter Wegauspürer, manche waghalsige Leistung vollbrachte er auch ganz allein. So erstieg er einmal nachts einen Hochgipfel und legte eine Telephonleitung, die er gleich als Artilleriebeobachter nutzbar machte. Auf einem dieser verwegenen Streifzüge ereilte den unerschrockenen Bergsteiger der Tod. Nachts elf Uhr war er mit zehn



Eine Patrouille Tiroler Landesschützen auf dem Felsbande eines Dolomitenturmes wird von Bersaglieri beschossen.

Im Hintergrunde die Drei Zinnen.

Nach einer Originalzeichnung von Bruno Richter.



Phot. A. Karl Müller, Magdeburg-West.

Französische Mine, die in einem Baume über einem deutschen Schützengraben hängen blieb **und so nicht zur Explosion kam.** Aus dem Graben aufgenommen.

erprobten Tiroler Schützen von seiner Alm aufgebrochen, aufwärts durch Latschen, Geröll und steile Schneerinnen, und während sie sich mit Steigeisen, Eispickel und Bergstöcken hinaufarbeiteten, schossen von unten die Italiener herauf, die offenbar das Geräusch vernommen hatten, aber in der Dunkelheit ihr Ziel verfehlten. Nach zweistündigem, anstrengendem Klettern erreichte die Patrouille im Morgengrauen die Spitze des Elferkofels, wo sie sich kurze Rast gönnte. Dann, als man den Rückweg durch italienische Posten gesperrt fand, wollte Innerkofler noch ein im Tale angelegtes Lager der Bersaglieri auskundschaften und auf Umwegen zu den Seinen zurückkehren. Alle zehn Mann folgten ihrem Führer; sie seilten ab und ließen sich über eine steile Schneerinne 300 Meter tief hinab. Unbehelligt erreichten sie einen Pfad in ein von den Italienern unbesetztes Seitental, aber als sie glücklich die erste Felsecke umklettert hatten, tat sich zu ihren Füßen ein tiefer Abgrund auf. 300 Meter tiefer befand sich das Zeltlager der Italiener. Den Rückzug anzutreten, war zu spät, denn durch herabfallende Steine aufmerksam gemacht, hatten die Italiener die kühne Patrouille entdeckt und empfingen sie nun mit heftigem Gewehrfeuer. Sie suchte, so rasch es eben ging, den nächsten Felsgrat zu erreichen, um hier aus sicherer Deckung das Feuer der Italiener zu erwidern. Bevor sich die Patrouille aber noch dem Feuerbereich der Bersaglieri entzogen hatte, wurde Sepp Innerkofler, der gerade Handgranaten auf den Feind schleudern wollte, von einer Kugel getroffen, er glitt aus, überschlug sich und stürzte in die Schlucht hinab.

Der Artilleriebeobachter im Schützengraben.

(Hierzu die Bilder Seite 498 und 499.)

Der Stellungskampf hat für den Artilleristen ganz neue Methoden geschaffen. Der Kampf im Waldgelände hat den Artilleriebeobachter in den Schützengraben gewiesen. Man kann ruhig behaupten, daß heute das Feuer des größten Teils unserer Artillerie von der vordersten Linie aus geleitet wird.

Die Gründe hierfür sind sehr einleuchtend: die Front zerfällt in kleine Gefechtsabschnitte, jedem Abschnitt ist zur Unterstützung seine Artillerie zugewiesen; diese hat im Verteidigungskrieg die Aufgabe, den Feind in geziemender Entfernung zu halten und ihm auf alle mögliche Weise Abbruch zu tun.

Die Tätigkeit dieser vorgeschobenen Beobachter in vorderster Schützenlinie ist schwierig, gefahrvoll, aber auch lohnend. Ich habe sie in den langen Monaten des Stellungskrieges genau kennen gelernt und will sie im folgenden etwas eingehender schildern. —

Unter dem Schutz des Waldes reite ich mit einem kriegsfreiwilligen Unteroffizier als Hilfsbeobachter bis auf zwei Kilometer hinter die Infanterielinien heran. Dann wird der Wald lichter. Pätsch! pätsch! klappt es neben uns in die Buche. Die Pferde werden unruhig und wollen sich das Gepäck nicht mehr abschnallen lassen. Wir benutzen die linke Zugangsappe und werden uns dann in der vordersten Linie von rechts an unseren Beobachtungstand heranschieben. In fast regelmäßigen Zeitabständen streut ein französisches Feldgeschütz mit Brennzündern diese Sappe ab. Man benutzt die Feuerpausen, um möglichst rasch bis zur vordersten Linie durchzukommen. Dann geht's rechtsum den engen Graben entlang. Die abgelösten Infanterieposten schlürfen eben, behaglich niedergekauert, ihren Kaffee. Die Kontrolloffiziere rufen uns Scherzworte zu und wünschen uns Glück. Man sieht die Artillerie gerne im Graben. Kann sie doch immer helfen, wenn der Feind gar zu anmaßend ist. Endlich sind wir im Fernsprechunterstand, lassen uns die Vorkommnisse der Nacht schildern, hören noch rasch die neuen Gewohnheiten des Gegners — der Franzose arbeitet nämlich gern mit Überraschungen —, neue Beobachtungen im Schießen, auffallende Punkte im Gelände werden mitgeteilt, da — in der Richtung des linken Flügels ein furchtbares Getöse, der Luftdruck schneidet scharf unser Gesicht. „Xte Batterie feuerbereit!" Dann wird der Fernsprecher abgenommen, ich eile im Laufschritt voraus, Hilfsbeobachter und Telephonisten mir nach, den Apparat unter dem Arm, dem linken Flügel zu. Inzwischen saust schon das zweite Ungetüm herüber und explodiert mit schrecklichem Krach ganz in unserer Nähe dicht hinter der Rückenwehr. Wir drücken uns an die Grabenwand, bis die Sprengstücke und Steine niedergefallen sind, eilen weiter und kommen an die Stelle, wo die erste Mine den Graben gesprengt und ihn auf einige Meter eingeschüttet hat. Wir selbst waren wenige Minuten zuvor an der Stelle vorbeigekommen. Nun bildet sie ein wüstes Durcheinander von Leichen, Stahlschilden, Steinen, Holzbalken, Sandsäcken, Uniformstücken. Endlich sind wir am linken Flügel. Meine Leute schalten den Fernsprecher ein, der Kompanieführer führt mich an eine Blende, wo er bereits ein Gewehr auf die Abschußstelle des Minenwerfers eingestellt hat. Eben hat schon die vierte Mine den Lauf verlassen, und sofort sausen zwei kleinere als Antwort in die Richtung, aus der der Schuß kam. Ich habe inzwischen Verbindung mit der Batterie und gebe Entfernung, Höhen- und Seitenrichtung zurück. — „Schuß!" Und alsbald jagt schon mit flacher Bahn die erste Granate dicht über unsere Köpfe weg und schlägt etwa fünfzig Meter vor uns ein. Beobachtung: etwas mehr rechts. Ich gebe Seitenkorrektur, und gleich kommt die zweite. Der Minenwerfer hat die Pause benutzt, uns die fünfte Mine herüberzuschicken. Sie krepiert hinter der ersten Linie. Alles drückt sich an die Grabenwand. Mein zweiter Schuß lag genau in der Abschußrichtung. Ich konzentriere das Feuer meiner Geschütze, gebe Kommando: „Kürzere Feuerpausen!" zurück, und nun zieht's Schuß auf Schuß mit „Huju, huju, huju" dicht über uns weg. Jetzt haben **wir** die Oberhand. Unsere kleinen Minen streuen die feindliche Linie rechts und links davon ab und setzen Volltreffer in den Graben. Ich lege in der Entfernung noch etwas zu. Es dauert einige Sekunden, bis der nächste Zünder umgestellt ist, und schon hat der Gegner die Pause benutzt, um aus seiner Deckung herauszugehen und uns eine neue Mine herüberzuschicken. Doch sie geht zu kurz. Der Franzmann hat offenbar seinen Mörser etwas nach rückwärts gebracht, denn ich kann den Abschuß nicht mehr sehen. So reißt der Kurzschuß ein großes Loch zwischen den beiden Gräben, indes meine Batterie mit der neuen Entfernung lebhaft weiterfeuert. Dann ein neues, wohlbekanntes Heulen in der Luft: das Flankierungsgeschütz unserer schweren Artillerie. Auch dieses will die Opfer rächen. Der Schuß lag gut. Die Sprengstücke fliegen bis zu uns herüber. Der Kampf wird nun so lebhaft, daß wir erst durch den Fernsprecher darauf aufmerksam gemacht werden müssen, daß unser rechter Flügel von feindlicher Artillerie bestreut wird. Ich muß den

Minenwerfer der „schweren" überlassen, breche meine Zelte ab und renne mit meinem Stabe an den Artilleriehochstand, der in der Mitte der Stellung liegt, um die der belästigten Kompanie gegenüberliegenden feindlichen Gräben unter Feuer zu nehmen. Mit meiner mehr frontal wirkenden Batterie kann ich gegen die starken Brustdeckungen wenig ausrichten, so wähle ich die schwereren Flankierungsgeschütze, die in einem ganz anderen Gefechtsabschnitt stehen, mit denen ich aber durch unmittelbare Fernsprecherleitung verbunden bin.

Mit der Haubitze, dieser vorzüglichen Präzisionswaffe, kann man selbst bei dreißig Meter Grabenentfernung in den vordersten feindlichen Schützengraben schießen, ohne die eigene Infanterie zu gefährden. Die Volltreffer im Graben, die bei der Streuung aller Geschütze nicht immer gelingen, werden von unserer Infanterie mit Schmunzeln und vergnügtem Händereiben begleitet . . .

Es ist inzwischen Mittag geworden, und da der Franzose auf eine anständige Essenspause Wert legt, können auch wir uns durch ein kleines Frühstück auf die Anstrengung des Nachmittags vorbereiten. Abwechselnd beobachten wir durchs Glas etwaige Bewegungen beim Gegner, aber es rührt sich oft stundenlang nichts.

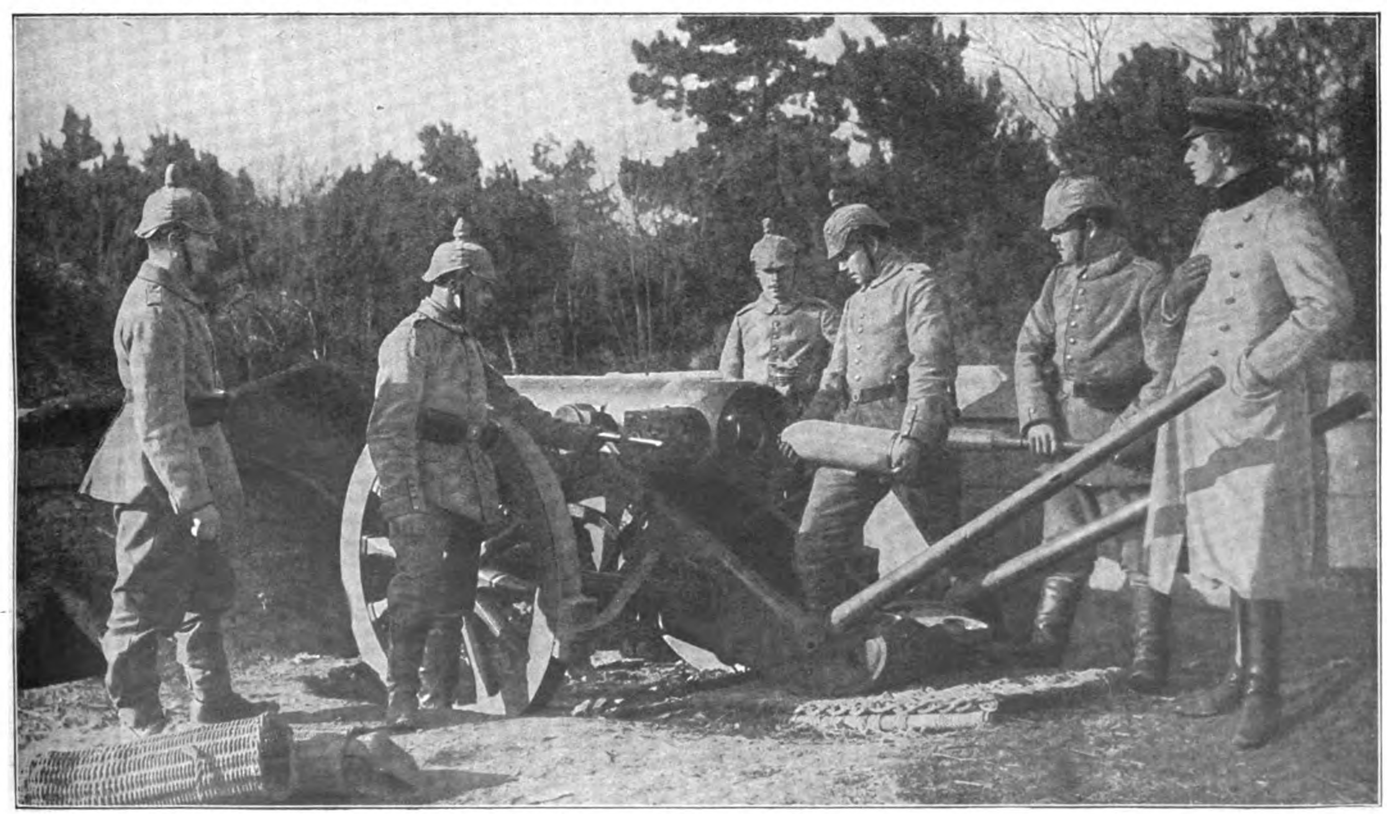
— — — — — — — — — — — — — — —

Am dunstigen Horizont erscheint gegen halb vier Uhr unmittelbar in der Flanke ein feindlicher Fesselballon. Auch der Batterieoffizier meldet sein Erscheinen. Wir schneiden ihn beide mit dem Richtkreis an. Entfernung übereinstimmend etwas mehr als zwölf Kilometer. Also zu weit für uns. Wir rechnen nun mit einer Flankenbeschießung durch ein schweres Festungsgeschütz, das schon öfter hier Gastrollen gegeben hat. „Der Mungo schießt!" Wer diesem Geschütz den Namen gegeben hat, weiß niemand, aber in der Brigade heißt es seit dem ersten Tag seines Auftretens der „Mungo". Der Fesselballon hat seinen bestimmten Zweck. Der Gegner will uns reizen. Er weiß, daß wir, um den „Mungo" zum Schweigen zu bringen, unsere gesamte Artillerie auf seine Schützengräben hetzen. Vom Ballon aus will er dann unsere Geschützstellungen festlegen, sobald er Rauch und Feuerschein bemerkt. Unsere artilleristische Organisation gestattet uns jedoch, mit anderen vom Ballon aus nicht zu erkennenden Geschützen und Batterien zu schießen. Zunächst Meldung ans Regiment, einen Flieger anzufordern, der die Lage des schweren feindlichen Geschützes feststellen könnte. Schon windet sich langsam durch die Luft mit kläglichem Geheul der erste Schuß heran. Er liegt hinter unserer Stellung. Der nächste kommt unserer zweiten Linie schon näher. Wir eröffnen gleichzeitig mit der schweren Artillerie und den Minenwerfern ein höllisches Feuer auf die Schützengräben. Sobald der schwere Schuß bei uns einfällt, erscheint drüben an der Brustwehr ein Spiegel, der dem feindlichen Artilleriebeobachter einen Überblick über unsere Stellung gewährt, ohne daß er seine Deckung verlassen muß. Auf diesen Augenblick haben unsere Braven an den Blenden schon gewartet. Die Trümmer des Spiegels rasseln in den Graben. „Achtung auf den feindlichen Artilleriebeobachter!" ruft der Kompanieführer durch. Jetzt wird er den Kopf über die Brustwehr strecken, wenn sein Schuß einfällt, dann muß die Infanterie auf ihn schießen. Wird er nicht gleich getroffen, so wird er zum mindesten beunruhigt. Unsere Feldkanonen pfeffern drüben auf die Brustwehr, daß die Steine spritzen. Die Haubitzen setzen Treffer auf Treffer in den feindlichen Graben. Eben ist drüben ein Handgranatenvorrat mit starkem Krach in die Luft geflogen. Der dritte „Mungo" schießt schon Strich auf unsere vorderste Linie; leider geht es nicht ohne Verluste ab. Endlich erscheint unser Flieger, und er ist es nun, der die Aufmerksamkeit der feindlichen Batterien auf sich zieht. Der „Mungo" schweigt, um seine Stellung nicht zu verraten, die kleineren Geschütze jagen ihren Tagesvorrat an Pulver in die Luft, und wir im Schützengraben sind die Zuschauer, uns freuend, wenn unser Flieger durch geschickte Wendungen alle Berechnungen der feindlichen Artillerie über den Haufen wirft. Er wendet sich dem Fesselballon zu, der in Eile eingezogen wird, kreist noch ein Stündchen über den Stellungen und gönnt uns die Ruhe.

Der Tag neigt sich. Wir belästigen noch einen Bretterwagen, dessen blendendweiße Last durch die Zweige schimmert. Dann schweigt die Artillerie. Es ist nichts mehr zu sehen draußen, und wir ziehen uns in den Fernsprecherunterstand zurück.

Bald beginnt das regelmäßige Schießen der feindlichen Infanterie gegen die Blenden und Deckungen. Dieses „Holzhacken" kann aber unseren Schlaf nicht stören.

. . . Seit halb drei Uhr liegen wir auf der Lauer. Der Feind bildet sich nämlich seit einiger Zeit ein, daß wir um diese Stunde ablösen, und will mit seinen schweren Minen diese Arbeit stören. Wir lassen alle Geschütze gefechtsbereit machen und warten an den Blenden zu viert auf den ersten Minenschuß. Oft steht man um halb sechs Uhr noch draußen, und er wagt es nicht, uns die gefürchtete Flasche mit dem Dynamit herüberzuspielen. So beginnt der neue Tag häufig mit Warten . . .



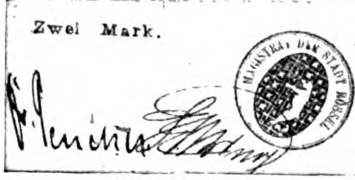
Die Granate wird ins Rohr eingeführt.



Tilsit (Ostpreußen).



Rastenburg (Ostpreußen).



Röffel (Ostpreußen).

Deutsch-Eylau (Ostpreußen).

Röffel (Ostpreußen).

Heilsberg (Ostpreußen).



Liebstadt (Ostpreußen).



Chorzow (Schlesien).



Schloß Storchnest (Posen).



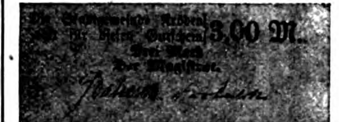
Kgl. Ansiedlungskommission für Westpreußen und Posen.



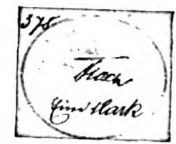
Rosdzin (Schlesien).



Schomberg (Schlesien).



Kröben (Posen).



Orzegar (Schlesien).

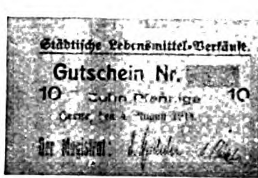




Gebweiler (Elsaß-Lothringen).



Farbenfabrik vorm. Friedr. Bayer & Co., Leverkusen (Rheinprovinz).



Herne (Westfalen).

Schuldschein
50 Pfennige
zahlt gegen Rückgabe
Vorschuss-Verein Wiehe E. G.

Vorschuß-Verein Wiehe (Provinz Sachsen).



Brühl (Rheinprovinz).



Colmar (Elsaß-Lothringen).



Kriegsgefangenenlager Mauthausen (Oberösterreich).



Tabor (Böhmen).



Lille (Nordfrankreich).



Czenstochau (Russisch-Polen).



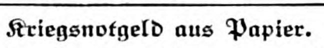
Libau (Kurland).



Vlissingen (Holland).



Vorder- und Rückseite (verkleinert) des belgischen 1-Frank-Scheines (eine Seite französisch, die andere flämisch).



Kriegsnotgeld aus Papier.

Aus der Kriegsnotgeldsammlung des Herrn Geh. Regierungsrats G. G. Winkel, Königsberg i. Pr.

Nach Aufnahmen des Techno-Photographischen Archivs, Berlin-Friedenau.

Kriegskalender zur Original-Einbanddecke der Illustrierten Geschichte des Weltkrieges 1914/15. Dritter Band

enthaltend die Ereignisse vom 1. Juli bis 31. Dezember 1915.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig, Wien.

Juli.

1. Französische Stützpunkte bei Le Four de Paris und am Hilsenfirst gestürmt; die Russen bei Marjampol-Firlejow, am Labuka- und Porabschnitt, in der Gegend von Krasnik, bei Tarlow, Sienna und Ilza geworfen; italienische Angriffe im Doberdo-, Görzer und Krngebiet abgewiesen; siegreiche türkische Kämpfe bei Ari Burun. — **2.** Französische Angriffe bei Souchez und Les Eparges, russische bei Radow abgewehrt; die Russen gegen die Zlota Lipa gedrängt; Zamosc, Studzianki und Wysnica genommen und der Bug abwärts von Kamionka Strumilowa erreicht; italienische Mißerfolge bei Sagrado, Polazzo, am Monte Sabotino und am Großen Pal; das deutsche Minenschiff „Albatros" vor russischer Übermacht an der Küste von Gotland auf Strand gesetzt; das italienische Torpedoboot „17 Os" in der nördlichen Adria versenkt. — **3.** Weitere deutsche Erfolge in den Argonnen und bei Regnieville; französische Angriffe auf den Maashöhen abgewiesen; die Russen weichen von Narajow Miasto bis Przemyslany; heftige russische Gegenangriffe in Russisch-Polen abgewehrt, ebenso italienische Angriffe bei Redipuglia, Woltschach und am Krn; deutsche Flieger bombardieren Harwich und Nancy. — **4.** Englischer Angriff bei Ypern, französischer bei Souchez abgewiesen; deutscher Erfolg bei Croix des Carmes und Norroy; das Westufer der Zlota Lipa von den Russen gesäubert; russische Niederlage bei Krasnik, italienische bei Polazzo; mißglückter englischer Fliegerangriff gegen die deutsche Nordseeküste; französischer Transportdampfer an den Dardanellen durch deutsches U-Boot versenkt; englische Niederlage bei Aden. — **5.** Französische Angriffe bei Les Eparges abgewehrt; Rückzug der Russen über Tarnogora; schwere Verluste der italienischen 3. Armee im Görzischen; englische Schlappe bei Basra. — **6.** Englische Vorstöße bei Ypern, französische bei Souchez, Les Eparges und Croix des Carmes, russische in Polen, italienische am Krn abgewiesen; deutscher Erfolg bei Ailly-Apremont, öst.-ung. bei Trebinje; der Wald bei Biale Bloto unweit Suwalki und die Höhe 95 südlich von Borzymow erstürmt; Brand der Kathedrale von Arras. — **7.** Französische Angriffe bei Souchez und Apremont, russische bei Kowno, Strzogowo, an der Weichsel und Zlota Lipa, italienische vor Görz, montenegrinische bei Trebinje abgewehrt; russische Stellungen bei Przasnysz und an der oberen Weichsel gestürmt; der italienische Panzerkreuzer „Amalfi" durch öst.-ung. U-Boot versenkt. — **8.** Französische Angriffe bei Souchez und Ailly, russische bei Krasnik, italienische auf den Col di Lana abgewiesen; deutscher Erfolg im Priesterwald; Verlust der Höhe 631 bei Ban de Sapt; Überreichung der deutschen Antwort auf die amerikanische „Lusitania"-Note vom 10. Juni; türkische Erfolge im Kaukasus. — **9.** Deutsche Erfolge bei Beau Sejour Ferme und im Priesterwald, öst.-ung. in der Schlacht bei Krasnik; französische Angriffe bei Launois und Leintrey, russische bei Ossowiec, italienische bei Sdraussina, am Kreuzbergsattel und Col di Lana abgewehrt; Kapitulation der deutschen Streitkräfte in Deutsch-Südwestafrika. — **10.** Englischer Vorstoß bei Ypern, französische bei Souchez-Ablain, Fricourt, Beau Sejour Ferme, Ailly und Sondernach, russische bei Krasnostaw abgewiesen. — **11.** Der Kirchhof von Souchez, französische Stellungen bei Ammerzweiler, russische bei Lipina und Derewlany gestürmt; französische Angriffe bei Combres und Ailly, italienische bei Vermegliano, Redipuglia und am Col di Lana, montenegrinische bei Awtowaz abgewehrt; der deutsche Kreuzer „Königsberg" an der Rufidjimündung zerstört. — **12.** Weitere Erfolge bei Souchez; französische Angriffe im Priesterwald, italienische bei Redipuglia, englisch-französische bei Ari Burun und Seddil Bahr abgewiesen. — **13.** Französische Stellungen bei Vienne le Chateau und Boureuilles erstürmt; deutsche Erfolge bei Kalwarja, Kolno, Przasnysz und Mlawa; schwere englische und französische Verluste bei Seddil Bahr. — **14.** Französische Angriffe bei Souchez, in den Argonnen, bei Malancourt und im Priesterwald, italienische bei Polazzo abgewehrt; deutsche Erfolge bei Kurschany, Osowa, Olscanka und Kolno, öst.-ung. bei Nizniow; Przasnysz gestürmt. — **15.** Französische Angriffe in den Argonnen, russische am Dnjestr, italienische bei Rufiedo und Schluderbach abgewiesen; die Windau bei Popeljany überschritten; weitere deutsche Erfolge bei Kolno und Przasnysz, öst.-ung. bei Sokal; Niederlage der Engländer am Euphrat. — **16.** Siegreiches Vordringen in Kurland und am Bug; die russischen Stellungen bei Mlawa und Cielona durchbrochen, ebenso am Wieprz; öst.-ung. Erfolge bei Grabowiez und Krasnik. — **17.** Französische Angriffe bei Souchez, Embermenil und Ban de Sapt, russische bei Altauz abgewehrt; weiteres siegreiches Vordringen deutscher und öst.-ung. Armeen bei Kurschany, zwischen Pissa und Weichsel, an der Pilica und Ilzanka, bei Krasnostaw, Sokal und Sienno. — **18.** Kämpfe bei Souchez und Les Eparges; Windau, Schiuxt und Tuckum besetzt; der Narew südwestlich von Ostrolenka erreicht; russische Stellungen an der Ilzanka und am Bug gegen verzweifelten russischen Widerstand gestürmt; russische Angriffe am Dnjestr abgewiesen; Beginn der zweiten Isonzoschlacht; schwere italienische Verluste an der Isonzofront und im Tiroler Grenzgebiet; der italienische Kreuzer „Giuseppe Garibaldi" vor Ragusa torpediert. — **19.** Englische Angriffe bei Hooge, französische bei Fricourt, italienische am Col di Lana abgewehrt; die Russen in Kurland, bei Ostrolenka und an der Ilzanka zurückgeworfen; Kostrzyn und Radom genommen; Fortdauer der hartnäckigen, verlustreichen Angriffe der Italiener gegen die ganze Isonzofront bis zum Krn. — **20.** Deutscher Erfolg in den Argonnen; französischer Angriff bei Münster, italienischer bei Schluderbach abgewiesen; russische Stellungen bei Szawle, an der Dubissa, bei Janowka-Kiekiernyszki, Nowogrod, Rozan, Krojec, Wladislawow, Skrnyiec, Piaski und Krasnostaw durchbrochen; heftige Kämpfe bei Sokal; neue ungeheure Verluste der Italiener an der Isonzofront; italienische Niederlagen in Tripolis. — **21.** Französische Vorstöße bei Leintrey, Sondernach und am Reichsackerkopf abgewehrt; neue große Erfolge bei Szawle, an der Dubissa, bei Blonie, Iwangorod, Lublin und Siennicka Wola; Fortdauer der Isonzoschlacht mit schwersten Verlusten für die Italiener. — **22.** Französische Angriffe bei Souchez, im Priesterwald, am Lingekopf, Barrenkopf und Reichsackerkopf, russische am Bug abgewiesen; deutsche Erfolge in Kurland, vor Rozan, bei Granica, zwischen Bug und Weichsel, öst.-ung. bei Belzyce, Wronow und Kozinic; weitere verlustreiche Angriffe der Italiener, besonders im Görzischen und gegen die Hochfläche von Doberdo. — **23.** Kämpfe bei Souchez, Leintrey und Münster; russische Niederlage bei Szawle; Rozan und Pultusk erobert; die Russen von Warschau bis Iwangorod über die Weichsel geworfen, ebenso zwischen Weichsel und Bystritza zurückgedrängt; neuerliche heftige Angriffe der Italiener gegen die Isonzofront abgeschlagen; Vorstoß öst.-ung. Flottenteile gegen die italienische Küste. — **24.** Russische Stellungen an der Jesia, bei Dembowo und vor Warschau genommen; der Narew in breiter Front überschritten; italienische Angriffe gegen die Hochfläche von Doberdo abgewehrt. — **25.** In Kurland Poswol und Poniewitz erreicht; weitere Fortschritte oberhalb Ostrolenka, gegen Nowo Georgiewsk und Warschau, bei Grubeschow und Sokal; heftige italienische Angriffe gegen das Doberdo- und Krngebiet abgewiesen. — **26.** Französische Angriffe bei Souchez und Le Mesnil abgewehrt; einige Gräben auf dem Lingekopf verloren; große russische Offensive zwischen Rozan und Pultusk gescheitert; deutsche Erfolge in den Argonnen, bei Mitau und Grubeschow, öst.-ung. bei Sokal; neue schwere Verluste der Italiener vor dem Doberdogebiet; das französische U-Boot „Mariette" in den Dardanellen versenkt. — **27.** Französische Angriffe am Lingekopf und Barrenkopf, russische bei Serock, Iwangorod, Nasielsk und Sokal abgewiesen; deutsche Erfolge bei Souchez, Mitau, Goworowo und vor Warschau; die italienischen Verluste in der zweiten Isonzoschlacht auf mindestens 100 000 Mann geschätzt; Vorstoß öst.-ung. Flottenteile und Seeflugzeuge gegen die italienische Küste. — **28.** Deutsche Erfolge bei Suwalki, öst.-ung. an der bessarabischen Grenze und bei Kamionka Strumilowa, türkische im Kaukasus und an den Dardanellen; russische Angriffe bei Nasielsk, Gora Kalwarja und Sokal, italienische bei Sdraussina, Vermegliano und Marce im Etschtal abgewehrt. — **29.** Französische Angriffe im Priesterwald und am Lingekopf-Barrenkopf, italienische bei Sagrado, Redipuglia und am Monte dei Sei Busi abgewiesen; der Weichselübergang bei Kozienice erzwungen; die russischen Stellungen westlich vom Wieprz und nördlich von Chmiel besetzt; das italienische U-Boot „Nautilus" vor Triest untergegangen. — **30.** Deutsche Erfolge bei Hooge, Lomza, Rozan und auf dem rechten Weichselufer, öst.-ung. an der Bystra; Lublin besetzt; russische Angriffe bei Cholm und Iwangorod, italienische am Kleinen Pal, Paß Lodinut und Monte Cristallo abgewehrt. — **31.** Englische Angriffe bei Hooge, französische bei Souchez und am Reichsackerkopf, russische bei Iwangorod, italienische bei Kastell Tessin, am Hohen Trieb sowie gegen das Doberdogebiet abgewiesen; die Russen zwischen Weichsel und Bug erneut geworfen; Cholm besetzt; im Juli 297 800 Russen gefangen, 67 Geschütze und 559 Maschinengewehre erbeutet.

August.

1. Französische Angriffe am Schratzmännle, italienische bei Polazzo abgewehrt; deutsche Erfolge in den Argonnen, bei Poniewicz, Suwalki, Lomza, Podzamcze, Kurow und Dubienka, öst.-ung. vor Iwangorod, Nowo Alexandria und Wladimir Wolynsk. — **2.** Deutsche Erfolge bei Le Four de Paris, Poniewicz, Lomza und Cholm, öst.-ung. bei Iwangorod und Lenczna; heftige italienische Angriffe bei Polazzo und am Zeller Kofl abgewiesen. — **3.** Fortschritte gegen Kupischki; die Narewübergänge bei Ostrolenka, die Bloniestellung bei Warschau und der Westteil von Iwangorod genommen; russische Niederlage nordöstlich von Cholm; italienische Angriffe bei Sdraussina, Polazzo, gegen den Monte dei Sei Busi und Col di Lana abgewehrt; türkische Erfolge im Kaukasus und an den Dardanellen. — **4.** Kämpfe am Lingekopf; deutscher Kavallerieerfolg in Kurland; russische Gegenangriffe vor Rozan abgewiesen; die äußere und innere Fortslinie von Warschau durchbrochen; Iwangorod genommen; Ustilug und Wladimir Wolynsk erreicht; italienischer Angriff am Kreuzbergsattel abgewehrt. — **5.** Warschau genommen; Fortschritte in Kurland, vor Lomza und Nowo Georgiewsk, bei Nowo Alexandria und Cholm; italienische Vorstöße bei Sagrado, Podgora, Plava, gegen den Krn und Col di Lana abgewiesen; das italienische U-Boot „Nereide" und das Luftschiff „Citta di Jesi" vernichtet. — **6.** Deutsche Erfolge vor Kowno und Ruskowola, öst.-ung. bei Lubartow; Fort Dembe vor Nowo Georgiewsk genommen; die

Russen zwischen Lomza und Bugmündung geworfen; türkische Erfolge bei Ari Burun und Seddil Bahr. — 7. Bei Wyszkow der Bug erreicht; Serock genommen, ebenso Zegrze vor Nowo Georgiewsk und das östliche Weichselufer bei Warschau; russische Niederlage bei Lubartow und Miechow; italienische Angriffe bei Polazzo und Pejo abgewehrt; neue schwere englische und französische Verluste an den Dardanellen. — 8. Fortschritte vor Kowno, Lomza und Nowo Georgiewsk; die Straße Warschau-Lublin überschritten; öst.-ung. Erfolg bei Uszieczko. — 9. Der Westteil von Hooge an die Engländer verloren; Lomza erstürmt; weitere Fortschritte vor Kowno, Ostrow und östlich von Warschau; deutsche Erfolge bei Zelechow, öst.-ung. bei Kozk und Czernelica, türkische bei Ari Burun und Seddil Bahr; italienische Vorstöße gegen die Doberdohochfläche und Zagora abgewiesen; das türkische Linienschiff „Barbarossa Haireddin" gesunken; in der Nacht Zeppelinangriff gegen London und Harwich. — 10. Französische Angriffe bei Souchez und am Lingekopf, russische bei Mitau und aus Kowno, englisch-französische bei Ari Burun und Seddil Bahr abgewehrt; südlich von Lomza die ganze russische Front im Weichen; der Czerwony Bor überschritten; Kaluczyn und Jedlanka erreicht; Fort Benjamin vor Nowo Georgiewsk besetzt; älterer englischer Kreuzer durch „U 27" versenkt; das öst.-ung. „U 12" und ein italienisches U-Boot gesunken. — 11. Deutscher Erfolg bei Vienne le Chateau (Martinswerk) und La Harazee; russischer Gegenangriff an der Dawina abgewiesen; Wizna, Zambrowo, Andrzejow und Lukow besetzt; die Russen zwischen Bug und Parczew geworfen; italienische Vorstöße gegen die Doberdohochfläche und Zagora abgewehrt; Angriff einer öst.-ung. Flottenabteilung gegen die italienische Küste. — 12. Der zähe russische Widerstand am Narew und Bug gebrochen; Sokolow, der Liwiecabschnitt und Radzyn erreicht; italienischer Angriff bei Schluderbach abgewiesen; das öst.-ung. „U 3" versenkt. — 13. Deutsche Erfolge am Martinswerk, vor Kowno und Nowo Georgiewsk; der Slina- und Nurzecabschnitt, Miendzyrzec und die Straße Radzyn-Wlodawa erreicht; italienische Angriffe an der Tiroler Grenze, im Gebiet von Görz und Doberdo abgewiesen. — 14. Deutsche Erfolge bei Kupischki, vor Kowno, am Nurzec, bei Losice und Wlodawa; starke italienische Angriffe bei Tolmein, an der Kärtner und Tiroler Grenze abgewehrt; ein großer englischer Soldatentransport im Ägäischen Meer durch deutsches U-Boot versenkt. — 15. Französischer Angriff bei Ammerzweiler, italienische in Tirol, am Krn und Doberdoplateau abgewiesen; der Nurzecdurchbruch vollendet; der Übergang über den Bug bei Drohiczyn, über die Joczna, Klukowka und Krzna erzwungen; Biala und Slawatysze durchschritten; erfolgreiche Abwehrkämpfe der Türken bei Anaforta. — 16. Die Forts von Kowno zwischen Njemen und Jesia gestürmt, ebenso ein Fort und zwei Zwischenwerke vor Nowo Georgiewsk; erfolgreiche Kämpfe bei Kupischki gegen die Buglinie; italienische Vorstöße im Val Sugana und gegen Tolmein abgewiesen; Harrington durch deutsches U-Boot beschossen; heftige Kämpfe bei Anaforta. — 17. Französischer Angriff am Schratzmännle abgewehrt; Kowno mit 1301 Geschützen erobert, ferner zwei weitere Forts von Nowo Georgiewsk; neue Fortschritte gegen Bialystok, an der Kamionka und vor Brest Litowsk; heftige italienische Angriffe gegen San Martino, Tolmein, im Dreizinnengebiet und gegen Milegna abgewiesen; deutscher Erfolg zur See bei Hornsriff-Feuerschiff; in der Nacht Zeppelinangriff auf London. — 18. Französische Angriffe bei Souchez und Münster abgewehrt; die Russen bei Kalwarja-Suwalki im Rückzug, bei Tykocin, Bjelsk, Mielejczyce, Mielnik, Janow und Niemirow geworfen; weitere Fortschritte vor Nowo Georgiewsk und Brest Litowsk; italienische Angriffe vor Vielgereuth, Tolmein und dem Mrzli Vrh abgewiesen. — 19. Nowo Georgiewsk mit 85 000 Mann und 1640 Geschützen genommen; die Russen auf Gudele, hinter die Koterka und Pulwa geworfen; Wolczyn und die Gegend von Piszcza erreicht; italienische Vorstöße bei Tolmein und am Mrzli Vrh abgewehrt; das englische U-Boot „E 13" im Sund versenkt. — 20. Italien erklärt der Türkei den Krieg; 10 Milliarden Kriegskredit im Deutschen Reichstag bewilligt; Bielsk, Tokary, Klukoriczy und Tymianka genommen; die russischen Stellungen an der Jesia und Pulwa geräumt; deutscher Flottenvorstoß in die Bucht von Riga; italienische Angriffe am Monte Coston, bei Schluderbach, Flitsch, Tolmein und gegen die Hochfläche von Doberdo abgewiesen. — 21. Weitere Fortschritte bei Kowno, an der Koterka, Pulwa und Krsna; die Eisenbahnlinien Bialystok-Brest Litowsk und Kleszczele-Wysocko Litowsk unterbrochen; italienische Angriffe gegen das Doberdoplateau und die Tre Sassi abgewehrt; schwere englische Verluste vor Anaforta; Unterzeichnung des türkisch-bulgarischen Abkommens. — 22. Französischer Angriff bei Münster abgewiesen; Ossowiec besetzt; neue Fortschritte bei Kowno, Tykocin, Kleszczele, Razna, Piszcza und am Switjazsee; italienische Angriffe gegen Tolmein und das Doberdoplateau abgewehrt. — 23. Französische Angriffe am Barrenkopf abgewiesen; die Russen bei Kleszczele, Kopytow, Wlodawa und an der Pulwamündung geworfen; Kowel besetzt; italienische Vorstöße bei Polazzo, San Martino und Tolmein, englische bei Ari Burun abgewehrt. — 24. Deutsche Erfolge bei Birschi, Knyszyn, Sokoly und Wierchowicze; die russischen Stellungen bei Dobrynka durchbrochen; Fortschritte an der Lesna und bei Wlodawa; italienische Angriffe gegen San Martino und Lafraun abgewiesen. — 25. Brest Litowsk genommen; weitere Fortschritte bei Sejny-Merecz, Augustow, Bialystok, Bielsk, im Bialowieska- und Pripetgebiet; italienischer Angriff gegen den Monte dei Sei Busi abgewehrt; deutsche Kreuzer vor Dagö. — 26. Olita und Kamenez Litowsk besetzt; weitere Fortschritte gegen den Bialowieskaforst, an der Lesna, Prawa und Ryta. — 27. Deutscher Sieg bei Bausk und Schönberg; Stadt Narew besetzt; weitere Erfolge zwischen Kamenez Litowsk und Samary; die russischen Stellungen an der Zlota Lipa durchbrochen; italienische Angriffe gegen das Doberdoplateau und Tolmein, englische bei Anaforta abgewiesen. — 28. Neue Erfolge bei Kowno, Augustow, Podubno-Kobryn und an der Zlota Lipa; Zloczow besetzt; heftige italienische Angriffe an der ganzen Isonzofront abgewehrt; schwerste englische Verluste vor Anaforta. — 29. Weitere Erfolge vor Olita, bei Lipsk, im Bialowieskaforst, bei Suchopol, Kobryn und gegen Luck; die Strypa erreicht. — 30. Die Eisenbahn Grodno-Wilna, Nowy Dwor, der obere Narew und der Muchawiecabschnitt erreicht; die Russen bei Luck, Swiniuchy, Raziechow und Turze geworfen. — 31. Erfolgreiche Kämpfe bei Münster; vor Grodno die äußere Fortslinie erreicht; die russischen Stellungen bei Bialykamien durchbrochen; die Russen auf allen Fronten im Rückzug; Luck und Zborow genommen; Augustbeute im Osten bei den deutschen Truppen 269 800, bei den öst.-ung. 53 300 Gefangene.

September.

1. Czarnokowale genommen, ebenso die äußere Fortslinie von Grodno; die Übergänge über den Swislocz aufwärts von Makarowce, die Jasiolda bei Pruzana und den Styr aufwärts von Luck erzwungen; die Russen in ganz Ostgalizien geworfen; Brody besetzt. — 2. Lennewaden und Stadt Grodno gestürmt; die Russen bei Merecz und Alekszyce-Swislocz geworfen; weitere Fortschritte bei Wilna, am Njemen, an der Jasiolda, bei Dubowoja und in Ostgalizien; italienischer Angriff vor Tolmein abgewiesen; großer englischer Truppentransport im Ägäischen Meer durch deutsches U-Boot versenkt. — 3. Friedrichstadt gestürmt; Grodno mit sämtlichen Forts in deutschem Besitz; Kämpfe an der Wilija, bei Pruzana und Berecza Kartuska; die Russen bei Drohiczyn, Sinkow, Zalosce und Brody geworfen. — 4. Weitere deutsche Fortschritte bei Grodno, Wolkowysk, Nowy Dwor, Berecza Kartuska und am Sereth, öst.-ung. bei Brody und Tarnopol; russische Gegenangriffe an der bessarabischen Grenze und östlich von der Serethmündung abgewehrt; mißglückte italienische Vorstöße bei San Martino und in Südtirol; im Marmarameer ein feindliches U-Boot versenkt. — 5. Fortschritte bei Wolkowysk, Smolanica, an der Jasiolda, in der Putilowkaniederung und bei Tarnopol; russische Gegenangriffe von Dubno bis zur bessarabischen Grenze abgewiesen, ebenso italienische Angriffe am Kreuzbergsattel. — 6. Französische Vorstöße bei Sondernach und Souchez, italienische beim Kreuzbergsattel, russische in Ostgalizien abgewehrt; deutscher Kavallerieerfolg bei Daudsewas; weitere Fortschritte an der Pyra und Kotra, am Rosabschnitt, bei Chomsk und Drohiczyn; schwere russische Niederlage zwischen Podkamien und Radziwilow; „U 27" als verloren gemeldet. — 7. Wolkowysk genommen; Fortschritte bei Troki Nowe, Izabelen, Pruzana und an der Jkwa; heftige russische Gegenangriffe bei Tarnopol aufgehalten; die russischen Stellungen bei Szuparka gestürmt; italienischer Vorstoß gegen die Doberdohochfläche abgewiesen; Aufstände an der indischen Nordwestgrenze gemeldet. — 8. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch als Oberbefehlshaber abgesetzt; französische Stellungen bei Vienne le Chateau gestürmt; die Russen hinter die Zelwianka, Rozanka und Jasiolda gedrängt, bei Trembowla zurückgeworfen; weitere Fortschritte bei Sielec, am Dnjepr-Bug-Kanal und in Wolhynien; Dubno genommen; London, Norwich und Middlesborough durch deutsche Luftschiffe bombardiert. — 9. Deutsche Erfolge bei Souchez, am Schratzmännle und Hartmannsweilerkopf, öst.-ung. bei Rowno, Zalosce und Rozany; Bucniow, Olszanka und die Höhen bei Pieski gestürmt; russische Angriffe bei Tarnopol, italienische bei Tolmein abgewiesen; deutscher Luftschiffangriff auf Baltischport. — 10. Skidel, Niekrasze, Lawna, Alba und Derazno genommen; Erfolge bei Friedrichstadt und Wilkomietz; die Front der Verbündeten südlich von Tarnopol auf die Höhen an der Strypa zurückgenommen; italienischer Angriff am Monte Cosich abgewehrt. — 11. Kämpfe zwischen Düna und Njemen; erfolgreicher Durchbruch an der Zelwianka; Fortschritte bei Pinsk; Szkuraty gestürmt; der Gory und die Jkwa überschritten; Dolzanka verloren und zurückgewonnen; heftige italienische Angriffe vom Flitscher Becken bis zum Doberdoabschnitt sowie beim Monte Piano abgewiesen; die Docks von London erneut bombardiert. — 12. Die Russen zwischen Friedrichstadt und Jakobstadt geworfen; rasches Vorrücken bis zur Bahn Wilna-Dünaburg; Fortschritte östlich von Grodno und gegen Pinsk; heftige russische Angriffe am Sereth und vor Tarnopol, italienische bei Flitsch und Tolmein, sowie im Popenagebiet abgewehrt; erfolgreicher Angriff deutscher Wasserflugzeuge gegen russische Seestreitkräfte in der Bucht von Riga; nachts Southend durch deutsche Luftschiffe bombardiert. — 13. Fortschritte bei Wilna, im Njemenbogen, gegen die Szczara und Pinsk; heftige russische Angriffe in Wolhynien und an der Strypa abgewehrt. — 14. Russische Kavallerie bei Soloki, im Sumpfgebiet des Styr und Pripet geworfen; die Szczara erreicht; erfolglose russische Angriffe an der galizischen und wolhynischen, italienische an der Tiroler und küstenländischen Front. — 15. Fortschritte gegen Jakobstadt und Wilna; Pinsk genommen; schwere russische Verluste an der mittleren Strypa, bei Nowo Aleksiniec und Nowo Poczajew. — 16. Widsy gestürmt; die Szczaraübergänge an mehreren Stellen erzwungen; russische Vorstöße bei Buczacz und im wolhynischen Festungsgebiet, italienische am Monte Coston, bei Tarvis, Flitsch und San Martino abgewiesen. — 17. Die russische Front zwischen Wilja und Njemen durchbrochen; Fortschritte vor Dünaburg, bei Telechany und Pinsk; Rückzug der Russen an den Sereth; russische Angriffe in Wolhynien, italienische bei Flitsch abgewehrt. — 18. Wilna gefallen; Molodeczno, Smorgon und Wornjany erreicht, ferner die Linie Nienadowicze-Dobromysl und die Wisliza; der Strumen überschritten; türkische Erfolge auf Gallipoli; bei Kreta ein großer englischer Transportdampfer durch deutsches U-Boot versenkt. — 19. Fortschritte vor Dünaburg, bei Lida und am Molczadzabschnitt; russische Angriffe bei Smorgon, Luck und an der Jkwa abgewiesen. — 20. Im Westen Beginn des heftigen Artilleriefeuers als Vorbereitung der großen englisch-französischen Offensive; Fortschritte bei Oszmjana, Lida, Dworzec und Ostrow; russische Angriffe bei Luck und an der Jkwa, italienische in Südtirol abgewehrt. — 21. Mobilmachung in Bulgarien; französische Angriffe bei Souchez und Roclincourt, russische bei Lennewaden und an der Jkwa abgewiesen; die russischen Stellungen bei Smelina, Subotniki und Nowaja Mysz durchbrochen; Ostrow besetzt; Fortschritte an der Myschanka und am Oginskikanal. — 22. Fortschritte bei Dünaburg, von Oszmjana bis Subotniki, bei Wolowka und Logischin; russische Angriffe bei Nowo Poczajew und an der Jkwamündung, italienische am Monte Peralba abgewiesen; die öst.-ung. Truppen bei Luck

und vom Monte Coston zurückgenommen. — **23.** Englischer Vorstoß bei La Bassee abgewiesen; neue Erfolge bei Lennewaden, Smelina, Soly, Olschany, Nowo Grodek, Kraschin und Kolki; die deutschen Truppen hinter Oginskikanal und Jasiolda zurückgenommen; verlustreiche russische Angriffe bei Nowo Aleksiniec und an der unteren Ikwa; italienische Vorstöße bei Vielgereuth und am Plöckenpaß abgewehrt. — **24.** Ergebnis der dritten deutschen Kriegsanleihe: über 12 Milliarden Mark; Beginn der großen englisch-französischen Offensive von Ypern bis zu den Argonnen; die meisten Angriffe abgewiesen, ebenso russische bei Lennewaden, Wilejka, Rabun und an der wolhynischen Front, italienische am Col dei Bois; Negiewitschi gestürmt; neue Fortschritte bei Baranowitschi, Medwjeditschi, Lipsk und am unteren Styr. — **25.** Eine deutsche Division bei Loos, eine andere bei Perthes in die zweite Verteidigungsstellung gedrängt, sonst alle englischen und französischen Vorstöße unter schwersten Verlusten gescheitert; russische Angriffe bei Wilejka und Nowo Aleksiniec abgewiesen; die Russen bei Smorgon, Wischnew, Sabresina und Djeljatitschi zurückgedrängt. — **26.** Die feindliche Offensive im Westen zum Stehen gebracht; schwere englische Verluste bei Loos, Souchez und Arras, französische von Somme Py bis Massiges; Fortschritte bei Dünaburg und Wischnew, am Njemen, Serwetsch und an der Szczara, bei Dubno und Luck; russische Angriffe bei Smorgon, italienische am Monte Piano und am Nordrand der Doberdohochfläche abgewehrt; Angriff deutscher Flugzeuge gegen die russische Flotte im Rigaischen Meerbusen. — **27.** Im Westen alle weiteren Durchbruchversuche abgewiesen; bei Loos erfolgreicher Gegenangriff, ebenso in den Argonnen; die Russen vor Dünaburg, Smorgon, Wischnew, Baranowitschi und am Styr zurückgedrängt; italienische Vorstöße am Col dei Bois und Monte dei Sei Busi abgewiesen; das italienische Linienschiff „Benedetto Brin" in die Luft geflogen. — **28.** Fortschritte bei Loos; heftige französische Angriffe bei Souchez, Neuville, Souain und Massiges abgewiesen; die Russen an den Swentensee, hinter Kormin und Putilowka geworfen; Boguslawka gestürmt; italienische Angriffe bei Vielgereuth und Tolmein abgewehrt. — **29.** Weitere Fortschritte bei Loos; französische Angriffe bei Arras, zwischen Reims und den Argonnen unter schwersten Verlusten abgewiesen; die Russen bei Wessolowo, Smorgon und am Korminbach geworfen; italienische Angriffe im Adamellogebiet, bei Vielgereuth, Pontafel und Tolmein abgewehrt. — **30.** Neue Fortschritte bei Loos; französische Angriffe bei Souchez, Neuville, Auberive und Massiges, russische bei Madziol, Smorgon, Wischnew, Nowo Aleksiniec und Tarnopol, italienische am Mrzli Vrh und bei Tolmein abgewiesen; Erfolge bei Grendsen und am Korminbach; Septemberbeute der deutschen Truppen im Westen über 10 000, im Osten über 95 000 Gefangene.

Oktober.

1. Englische Angriffe bei Loos, französische bei Angres, Auberive, Le Mesnil und Ville sur Tourbe, russische am Naroczsee und bei Wischnew, italienische im Cristallogebiet, bei Pontafel und Tolmein abgewiesen; Czernycz am Korminbach erstürmt. — **2.** Englischer Angriff bei Loos, französischer bei Souchez und Neuville abgewiesen; die Russen über die Mjadsjolka und vom Westufer des Kormin gedrängt; italienischer Vorstoß am Doberdogebiet abgeschlagen. — **3.** Französische Angriffe bei Massiges und Ville sur Tourbe abgewiesen, russische bei Lennewaden, zwischen Postawy und Smorgon, italienische im Tonalegebiet, vor Vielgereuth und Lafraun abgewehrt; erste französisch-englische Truppenlandung in Saloniki. — **4.** Russisches Ultimatum in Sofia überreicht; öst.-ung. Truppen streifen über die Drina nach Serbien. — **5.** Heftige französische Angriffe in der Champagne, russische bei Krewo, italienische bei Vielgereuth abgewehrt; Venizelos tritt zurück. — **6.** Neuerliche schwerste Verluste der Franzosen in der Champagne ohne nennenswerten Erfolg; deutsche Fortschritte vor Dünaburg, am Dryswjatysee und bei Czartorysk; russische Angriffe am Boginskojesee, bei Smorgon, Kremenez, Dubno und an der Putilowka abgewiesen; Kulikowice gestürmt; die Drina, Save und Donau an mehreren Stellen durch öst.-ung. und deutsche Truppen überschritten; Frankreich, England, Belgien und Serbien brechen die Beziehungen zu Bulgarien ab. — **7.** Erfolgreiche deutsche Gegenangriffe bei Sainte Marie à Py und Navaringehöft; verlustreiche Angriffe der Russen an der ganzen ostgalizischen und wolhynischen Front; italienischer Angriff gegen die Hochflächen von Vielgereuth und Doberdo abgewehrt; günstige Fortsetzung des Übergangs über Drina, Save und Donau. — **8.** Englischer Angriff bei Vermelles, französischer beim Navaringehöft abgewiesen; deutsche Erfolge bei Loos und Leintrey; Grabunowka, Komory und Prytladniki gestürmt; russischer Angriff in Wolhynien und Ostgalizien, italienischer gegen Vielgereuth abgewiesen; die Serben in der Matschwa, Posawina sowie abwärts von Semendria geworfen; Belgrad großenteils genommen. — **9.** Deutsche Erfolge bei Souchez und Tahure; die russischen Stellungen bei Illuxt genommen; Sieczyczy gestürmt; russische Angriffe bei Tarnopol und an der Strypa abgewiesen; Belgrad und die südlichen Höhen erobert; Vormarsch gegen Obrenowaz. — **10.** Die Russen hinter die Beziminnaja und Wiesiolucha gedrängt; eine Höhe bei Hladki genommen; die Serben südlich von Belgrad, zwischen Semendria und Poscharewaz geworfen; ein französischer Truppendampfer bei Malta durch deutsches U-Boot versenkt. — **11.** Französische Angriffe bei Loos, Souchez, Neuville und Tahure, russische bei Burkanow und Rafalowka abgewiesen; Fortschritte bei Illuxt; Semendria genommen. — **12.** Englische Angriffe bei Vermelles, französischer bei Tahure, russische bei Dünaburg, Smorgon und Burkanow, italienische bei Tolmein abgewehrt; deutsche Erfolge bei Souchez und am Schratzmännle; die Russen bei Rudka, Bielsko Wolskaja und Hajworonka, die Serben an der Drina, bei Belgrad und vor Poscharewaz zurückgedrängt; Selesnik gestürmt. — **13.** Englische Angriffe zwischen Ypern und Loos, französische bei Tahure und am Schratzmännle, russische bei Dünaburg und Tarnopol, italienische bei Riva und am Mrzli Vrh abgewiesen; weitere Erfolge bei Illuxt; Hajworonka genommen, ebenso der größte Teil von Poscharewaz; der Erino Brdo gestürmt; Luftschiffangriff gegen London; Delcassé tritt zurück. — **14.** Deutsche Erfolge bei Vermelles und Auberive; schwere russische Verluste bei Dünaburg und Wessolowo, italienische bei Peteano; die Serben über die Bolitschiza gedrängt; Poscharewaz ganz genommen, ebenso durch bulgarische Truppen die Paßhöhen bei Belogradschik und Knjaschewaz. — **15.** Englische Angriffe bei Vermelles, französische bei Leintrey, russische bei Wessolowo und Smorgon, italienische bei Riva abgewehrt; deutscher Erfolg am Hartmannsweilerkopf, öst.-ung. bei Rafalowka; weitere Fortschritte in Serbien; bulgarische Truppen nehmen die Grenzkämme, ferner die Ostforts von Sajetschar. — **16.** Der Westhang des Hartmannsweilerkopfes planmäßig geräumt; die Russen bei Mitau, Großeckau und Mulczyce geworfen; russische Angriffe bei Dünaburg, Smorgon und am Kormin, italienische am Nordwestrand der Doberdohochfläche abgewiesen; der Petrowgrob, der Avalaberg, die Höhen Welkikamien und Paschuljiste gestürmt; weitere Fortschritte bei Semendria, Poscharewaz und Knjaschewaz; der Timoktübergang durch die Bulgaren erzwungen. — **17.** Englische Vorstöße bei Vermelles, französische bei Leintrey und am Schratzmännle, russische bei Jakobstadt, Smorgon, Baranowitschi, am Kormin und Styr, italienische bei Peteano abgewiesen; Fortschritte bei Illuxt, in der Matschwa, südlich von Belgrad und Poscharewaz; bulgarische Erfolge bei Babin Sub und Egri Palanka. — **18.** Russische Stellungen bei Riga gestürmt; heftige russische Angriffe bei Boguslawka, Kulikowice und Rafalowka, italienische an der ganzen Isonzofront abgewehrt; Obrenowaz genommen, ferner die Höhen östlich von Wranitsch, südlich von Ripan, Grozka und Boschewaz; Fortschritte in der Matschwa, bulgarische gegen Sajetschar, Pirot und im oberen Morawatal. — **19.** Deutsche Erfolge bei Prunay und Mitau, öst.-ung. an der Putilowka; große italienische Verluste an der ganzen Isonzofront und vor Vielgereuth; Fortschritte bei Schabaz, Ripanj, Grozka, an der Ralja und gegen Petrowaz; der Sultan Tepe bei Egri Palanka gestürmt; bulgarische Erfolge gegen Kumanowo. — **20.** Das Dünaufer von Borkowitz bis Bersemünde gewonnen; bei Czartorysk eine deutsche Division zurückgenommen; heftige russische Angriffe bei Baranowitschi und Kulikowice, italienische vor Vielgereuth, am Col di Lana, bei Schluderbach und am Karnischen Kamm abgewehrt; Schabaz genommen; Leskowaz, Selewaz, Rasanaz erreicht; bulgarische Fortschritte im Timoktal, vor Pirot, gegen Kumanowo und das Wardartal. — **21.** Russische Angriffe bei Sadewe, Baranowitschi und Czartorysk abgewehrt; bei Nowo Aleksiniec die öst.-ung. Front ein Stück zurückgenommen; schwere russische Verluste bei Okonsk; Beginn der dritten großen italienischen Offensive an der Isonzofront; alle Angriffe unter schwersten italienischen Verlusten abgewiesen, ebenso Vorstöße an der Kärntner Grenze und in den Dolomiten; in Serbien weitere Fortschritte gegen Arnajewo, Palanka, Petrowaz und Knjaschewaz; die Slatinahöhe gestürmt; Kumanowo, Wranje und Welesch besetzt. — **22.** Russische Angriffe bei Sadewe und am Oginskikanal abgewehrt; Fortschritte bei Czartorysk; Kukli genommen; die Drina bei Wischegrad, die Donau bei Orschowa überschritten; die Serben bei Lukawiza, Palanka und Orljewo geworfen; Negotin und Rogliewo genommen; schwere italienische Verluste an der Isonzofront, am Col di Lana und vor Vielgereuth. — **23.** Die Russen vor Dünaburg am Schloßberg und aus Illuxt geworfen, ebenso bei Domesnees, Komarow und Lopuszno; das Südufer der Jasieniza, die Höhen bei Arandjelowaz, Palanka, Petrowaz und Kladowo genommen; bulgarische Erfolge bei Prahowo und im Timoktal; Fortdauer der großen Isonzoschlacht unter schweren italienischen Verlusten; der deutsche Kreuzer „Prinz Adalbert" gesunken. — **24.** Französische Angriffe bei Tahure und Le Mesnil gescheitert, russische bei Kekkau, Dünaburg und am Dryswjatysee abgewiesen; öst.-ung. Erfolg bei Komarow; Fortschritte bei Wischegrad, an der Tamnava und Jasieniza, bei Ratari, Dolni Livadiza, Kutschewo, Sip und vor Pirot; Waljewo und Petrowaz besetzt; an der ganzen Isonzofront neuerdings schwere italienische Verluste ohne jeden Erfolg. — **25.** Deutsche Erfolge bei Illuxt und Kukli; russische Angriffe bei Baranowitschi und Czartorysk abgewehrt; Fortschritte bei Wischegrad, Lasarewaz, Arandjelowaz, Ratscha, Markowaz und Kutschewo; heftige Kämpfe vor Görz und Tolmein, ohne jeden Erfolg für die Italiener. — **26.** Die Russen bei Tymschany geworfen, bei Czartorysk weiter zurückgedrängt; in Serbien die Linie Waljewo-Topola erreicht; die Serben bei Dobrunj, Gorni Milanowaz, Topola und Neresniza geworfen; die Jasieniza, Ratscha und Resawa überschritten; bei Ljubitschewaz die erste Verbindung mit den Bulgaren hergestellt; Fortschritte bei Negotin und Knjaschewaz; italienische Angriffe bei Tolmein, Globna, Görz, am Col di Lana und Siefsattel abgewehrt. — **27.** Russischer Angriff bei Schtschersty abgewehrt; Fortschritte bei Grabunowka; Rutka genommen; die Kolubara überschritten, das Gebirge bei Rudnik und Swilajnaz, ferner Sajetschar, Knjaschewaz und die Drenowa Glawa gestürmt; heftige, für die Italiener sehr verlustreiche Angriffe vom Monte San Michele bis zum Flitscher Becken, am Col di Lana und in Südtirol abgewiesen. — **28.** Neue Erfolge bei Wischegrad, Rudnik, Tschumitsch, Lapowa und Swilajnaz; Pirot genommen; russische Kriegschiffe vor Warna beschädigt; schwere italienische Verluste an der küstenländischen Front und am Col di Lana. — **29.** Russischer Angriff bei Mitau abgewehrt; bei Czartorysk mehrere Ortschaften gestürmt; Fortschritte bei Wischegrad, gegen Gorni Milanowaz und im nordöstlichen Serbien; italienische Angriffe bei Tolmein, Monte Sabotino, Podgora und im Tonalegebiet abgewiesen; die Vorstellungen am Col di Lana verloren; das Ministerium Viviani durch ein Ministerium Briand ersetzt. — **30.** Deutsche Erfolge bei Neuville und der Butte de Tahure; bei Le Mesnil ein Grabenstück verloren; die Russen aus Plakanen und bei Komarow-Podgacie zurückgedrängt; Gorni Milanowaz genommen; die Serben an der Srebrniza und von der Strasenizahöhe geworfen; heftige italienische Angriffe bei Tolmein, Görz, im Doberdo- und Tonalegebiet abgewiesen. — **31.** Französische Angriffe bei Tahure, russische bei Dünaburg, Baranowitschi und am Kormin abgewehrt; Fortschritte bei Raggasem-Jaunsem;

Kragujewaz und der Triwunowoberg genommen; bulgarische Erfolge bei Planiniza und Bela Palanka; italienische Angriffe im Doberdogebiet abgewiesen; Oktoberbeute im Osten durch deutsche und öst.-ung. Truppen 67 000, in Serbien 6600 Gefangene; die italienischen Verluste in der zweiten Oktoberhälfte auf 150 000 geschätzt.

November.

1. Fortschritte gegen Riga; starke russische Angriffe vor Dünaburg und Czartorysk abgewiesen; Siemikowce größtenteils zurückerobert; Tschatschak, die Höhen bei Kragujewaz und Turija, ferner Wrandol besetzt; öst.-ung. Erfolge bei Awtowaz und Bileka; verzweifelte italienische Angriffe gegen den Görzer Brückenkopf gescheitert. — 2. Russische Angriffe bei Illuxt, Grabunowka und Buczacz abgewehrt; die russische Stellung bei Bielgow durchbrochen; weitere Fortschritte bei Awtowaz, Tschatschak, an der Jagodina; Uschize, Swrljig, der Plesberg und die Guljanskahöhe genommen; neue blutige Verluste der Italiener vor Görz. — 3. Deutscher Erfolg bei Massiges; russische Angriffe bei Dünaburg, Kuchocka Wola, Czartorysk, Siemikowce, Burkanow und am unteren Styr abgewiesen; die Serben bei Tschatschak, Kragujewaz, Jagodina und östlich von der Morawa geschlagen; der Kalafat bei Nisch gestürmt; italienische Angriffe gegen die Podgora, Zagora und den Monte San Michele abgewehrt. — 4. Französische Angriffe bei Massiges, russische am Swentensee, bei Gateni, Kosciuchnowka, Komarow und Rafalowka abgewiesen; Siemikowce ganz genommen; die Höhen bei Prahowo und Arilje, die Jeliza Planina, die Höhen bei Lugomir gestürmt; Tschuprija und Paratschin erobert, ebenso vorgeschobene Stellungen bei Nisch; erfolgreiche bulgarische Kämpfe bei Strumitza. — 5. Russische Angriffe bei Dünaburg und Wisniowczyk gescheitert; russische Stellungen bei Budka genommen; die montenegrinische Hauptstellung am Ilino Brdo durchbrochen; Kraljewo, Stubal, Warwarin, Sokobanja und Nisch erobert. — 6. Russische Angriffe bei Riga, Illuxt, am Swentensee, bei Wisniowczyk und Dubno abgewehrt; öst.-ung. Erfolge gegen Iwanjiza und im westlichen Morawatal; Kraljewo mit 130 Geschützen genommen; Fortschritte gegen Kruschewaz. — 7. Kämpfe in den Vogesen; russische Angriffe bei Riga, Jakobstadt, Sapanow, Czartorysk, am Kormin und an der Ikwa abgewehrt; Iwanjiza, der Wijenaz, Kruschewaz, Praskowze und Leskowaz besetzt; die Übergänge über die westliche Morawa gewonnen; Kämpfe am Col di Lana; der deutsche Kreuzer „Udine“ torpediert. — 8. Russische Angriffe bei Riga, Jakobstadt, Dünaburg, Jaslovisc und Czartorysk, italienische auf Zagora, den Col di Lana und Siessattel abgewiesen; die Serben an der Straße bei Iwanjiza, Kraljewo und Kruschewaz geworfen; der italienische Dampfer „Ancona“ durch öst.-ung. U-Boot versenkt. — 9. Russische Angriffe bei Kemmern, Jakobstadt und Budka, italienische bei Podgora, Zagora, Plava und gegen den Col di Lana abgewehrt; weitere Fortschritte bei Iwanjiza, am Ibar, bei Aleksandrowaz, Nisch und Aleksinaz. — 10. Russische Angriffe bei Kemmern und Czartorysk, montenegrinische bei Trebinje abgewehrt; die deutschen Truppen bei Schlok zurückgenommen; öst.-ung. Erfolg bei Kosciuchnowka, ferner am Tschemernorücken und Pogled, deutsche an der westlichen Morawa, bei Brus und am Jastrebaz, bulgarische an der südlichen Morawa; heftige Kämpfe von Plava bis zum Monte dei Sei Busi. — 11. Kämpfe bei Kowel und Czartorysk; Dubtschi, Ribare und Bogutowaz erreicht; schwere italienische Verluste am Doberdohang, vor Görz und am Col di Lana. — 12. Fortschritte bei Wischegrad, Iwanjiza, beiderseits vom Ibar, im Jastrebazgebirge und an der südlichen Morawa; verzweifelte italienische Angriffe im Görzischen abgewiesen. — 13. Die russische Stellung bei Podgacie durchbrochen; russische Angriffe bei Kowel und Rafalowka abgewehrt; weitere Fortschritte am Lim, gegen Jawor, im Ibar-, Rasina- und Toplizagebiet; erfolglose Stürme der Italiener gegen das Doberdoplateau; die Franzosen bei Welesch über den Karassu geworfen. — 14. Deutscher Erfolg bei Ecurie; die Russen vom Westufer des Styr geworfen; weitere Kämpfe im Doberdogebiet; Fortschritte in Serbien; Sokolowiz und Prokuplje erreicht. — 15. Französische Angriffe bei Ecurie, italienische am Doberdoplateau und gegen Podgora abgewiesen; Fortschritte bei Uwatsch, Jawor, Uschze, Babiza und gegen Kurschumlje; türkische Erfolge im Irak. — 16. Fortschritte am Lim, gegen Jawor, Raschka und Kurschumlje. — 17. Englische Angriffe bei Messines, italienische am Monte San Michele und bei San Martino abgewehrt; Jawor und Kurschumlje besetzt; Fortschritte in der Golija, Kopaonik und Radan Planina. — 18. Heftige italienische Angriffe von Oslawja bis zum Monte San Michele abgewiesen; Fortschritte bei Priboj, gegen Nowa Warosch, Sjeniza, Raschka und Prischtina. — 19. Italienische Angriffe vor Görz und am Doberdoplateau, russische bei Olyka abgewiesen; Nowa Warosch, Sjeniza, Raschka, Dren und Prepolaz besetzt. — 20. Heftige Kämpfe um den Görzer Brückenkopf; Erfolge bei Tschajnize, im Ibar- und Labtal; Nowibasar, Gilani, Gostiwar, Sanizka Glawa und Prilep besetzt. — 21. Schwere italienische Verluste bei Oslawja, Podgora, San Martino und am Col di Lana; Fortschritte am Golesberg, gegen Prjepolje, im Ibar- und Labtal. — 22. Italienische Angriffe bei Oslawja, Pevma, Podgora, San Martino und Selz gescheitert; die italienischen Verluste in den ersten sechs Kriegsmonaten auf über eine halbe Million geschätzt; Fortschritte im oberen Drintal, gegen Mitrowiza und Prischtina; Prjepolje besetzt. — 23. Russische Angriffe bei Czartorysk und Dubiszcze abgewehrt; deutscher Erfolg bei Bersemünde; schwere italienische Verluste am Monte San Michele und bei San Martino; Mitrowiza und Prischtina besetzt; Fortschritte bei Priboj und Nowibasar. — 24. Bersemünde genommen; verlustreiche italienische Angriffe von Oslawja bis San Martino; Fortschritte bei Fotscha, Sjeniza, Wutschitrn und an der Sitniza. — 25. Russische Vorstöße bei Pulpe, Bersemünde und Dünaburg abgewehrt; schwere Verluste der Italiener im Raum vor Görz; Tschajnize genommen; Fortschritte am Kosarasattel, in der Mokra Planina und bei Mitrowiza; englische Niederlage bei Ktesiphon. — 26. Neue schwere Verluste der Italiener an der ganzen küstenländischen Front; Fortschritte gegen Klina, im Sitniza- und Drenizagebiet. — 27. Schwerste italienische Verluste vor San Martino, Podgora, Oslawja, Zagora, Plava, Tolmein, am Monte Piano und bei Schluderbach; Fortschritte am Metalkasattel, bei Tschelebitsch, gegen Ipek, bei Prischtina und Ferisowitsch. — 28. Zahlreiche italienische Angriffe im Görzischen und vor Tolmein abgewiesen; Fortschritte am Metalkasattel und bei Priboj; Prisren erobert. — 29. Neue ergebnislose Massenanstürme der Italiener im Görzischen; Fortschritte gegen Plewlje, bei Rudnik und an der Sitniza. — 30. Italienische Angriffe bei Tolmein, San Martino und am Monte San Michele abgewiesen; Fortschritte gegen Plewlje; das linke Zernaufer von Franzosen und Serben gesäubert.

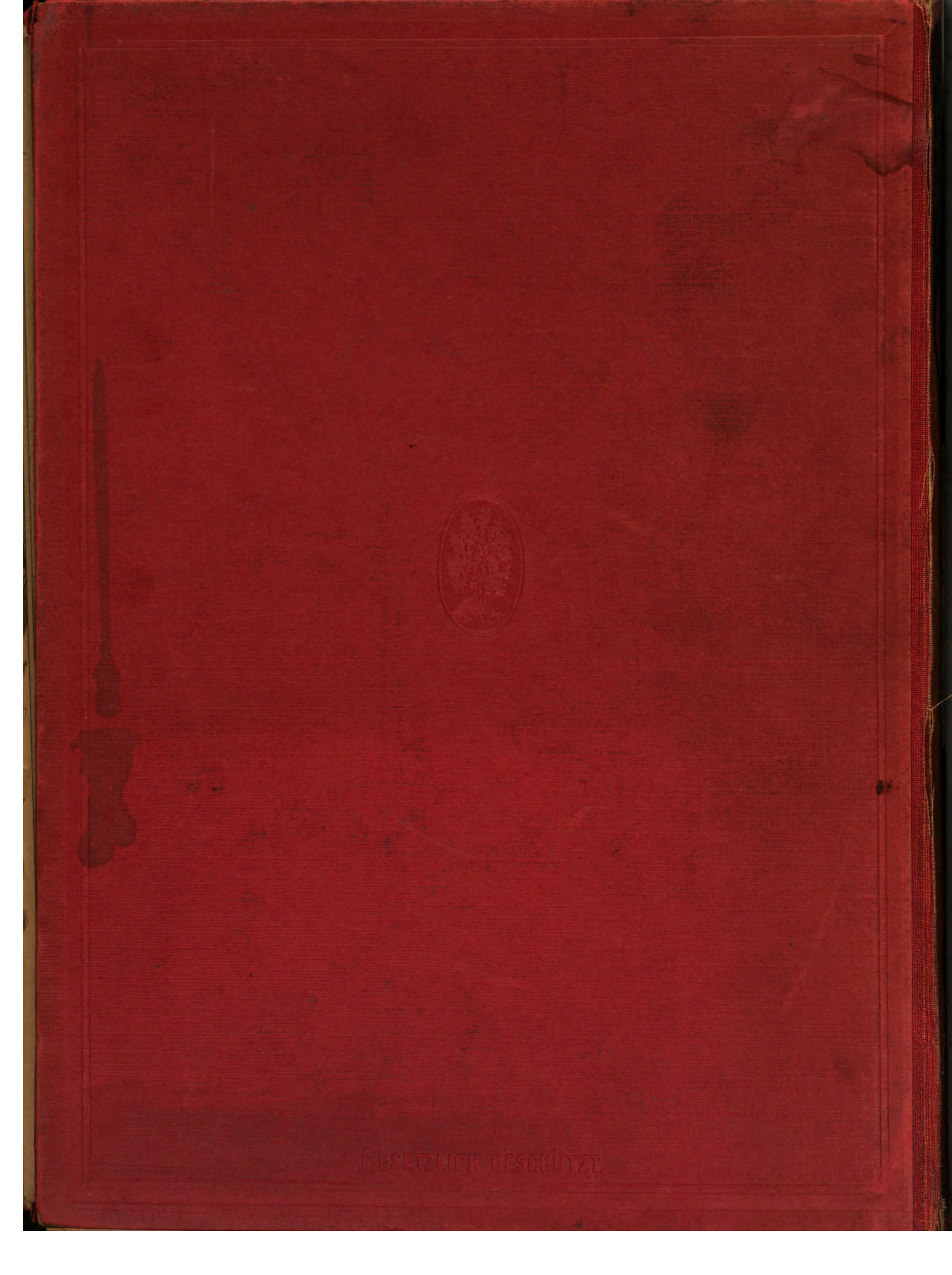
Dezember.

1. Italienische Angriffe bei Tolmein und Oslawja abgewiesen; Boljanitsch, Plewlje und Jakuba besetzt; schwere englische Verluste im Irak; Wechsel in den österreichischen Ministerien des Innern, der Finanzen und des Handels. — 2. Deutscher Erfolg bei Podczerewicze; italienische Vorstöße bei Oslawja, am Monte San Michele und bei San Martino abgewiesen; Fortschritte südwestlich von Nowibasar und Mitrowiza. — 3. Italienischer Angriff im Görzischen abgewiesen; Fortschritte bei Plewlje, Tresnjewiza und gegen Djakowa; bulgarischer Sieg an der Ljuma; General Joffre zum Oberbefehlshaber der französischen Armee ernannt. — 4. Italienischer Angriff bei Oslawja abgewehrt; Fortschritte bei Tschelebitsch, Plewlje, gegen Ipek und im Jamagebirge; Monastir besetzt. — 5. Russische Angriffe am Babitsee, italienische am Doberdoplateau abgewehrt; Fortschritte an der Pestera und gegen Ipek; Resna, Medowo und Dibra besetzt; öst.-ung. Flottenvorstoß gegen San Giovanni di Medua; das französische U-Boot „Fresnel“ versenkt, ferner bei Valoua ein italienischer Kreuzer durch ein öst.-ung. U-Boot. — 6. Deutscher Erfolg bei Auberive; Fortschritte gegen Berane; Suchodol, Ipek und Djakowa genommen; die Franzosen im Rückzug aus dem Karassu-Wardar-Bogen. — 7. Deutscher Erfolg bei Souain; italienischer Angriff am Doberdoplateau abgewiesen; Fortschritte bei Berane; die Franzosen und Engländer in Mazedonien weiter zurückgedrängt. — 8. Italienische Angriffe bei Oslawja, am Monte San Michele und bei San Martino abgewiesen; Fortschritte bei Plewlje, Berane, Ipek und am Wardar; Ochrida besetzt. — 9. Italienischer Angriff am Monte Vies abgewehrt; Fortschritte gegen Montenegro, bei Struniza und im Irak. — 10. Französische Angriffe bei Souain, russische bei Kowel, italienische in Südtirol und im Görzischen abgewiesen; weitere bulgarische Erfolge gegen die französisch-englischen Truppen in Mazedonien. — 11. Englische Angriffe bei Neuvechapelle, russische bei Jakobstadt und Pinsk, italienische am Doberdoplateau abgewiesen; Fortschritte im albanischen Grenzgebirge und im Irak; Korita und Roschaj besetzt; französisch-englische Niederlage in Mazedonien. — 12. Russischer Vorstoß bei Wulka, italienische in Judikarien und bei Oslawja abgewehrt; Struga, Gewgheli und Doiran besetzt. — 13. Fortschritte südlich von Plewlje und bei Berane; türkischer Sieg bei Kut el Amara. — 14. Fortschritte an der Tara; öst.-ung. Antwort auf die amerikanische Anconanote. — 15. Russische Angriffe am Dryswjatysee, an der Beresinamündung, bei Berestiany und am Kormin abgewiesen; öst.-ung. Erfolg bei Flitsch; Fortschritte bei Glibatschy, Bjelopolje, Roschaj und Ipek. — 16. Englischer Vorstoß bei Hellwerden, russische am Naroszsee, italienische am Monte San Michele und Col di Lana abgewehrt; Fortschritte bei Tschelebitsch und Ipek; Bjelopolje genommen; Verluste der Italiener in der vierten Isonzoschlacht auf 70 000 geschätzt; General French durch General Douglas Haig ersetzt. — 17. Italienischer Angriff im Suganatal abgewehrt; Fortschritte bei Moskowaz; englische Schlappe in Westägypten; der deutsche Kreuzer „Bremen“ versenkt. — 18. Neue Fortschritte bei Mojkowaz, Bjelopolje und Kut el Amara. — 19. Öst.-ung. Erfolge am Taraknie und bei Godusa; Rückzug der Engländer von der Suvlabai (Anaforta). — 20. Erfolge bei Hulluch, Kosciuchnowka und am Wygonowskojesee; italienischer Angriff am Monte San Michele abgewehrt; Fortschritte bei Berane. — 21. Kämpfe am Hartmannsweilerkopf; im Deutschen Reichstag 10 Milliarden Kriegskredite bewilligt. — 22. Der Hartmannsweilerkopf zurückerobert; General Emmich gestorben. — 23. Russischer Angriff an der bessarabischen Front abgewiesen. — 24. Öst.-ung. Erfolg bei Rarancze. — 25. Russische Vorstöße bei Kolki, Berestiany und in der Polesie abgewehrt. — 27. Heftige russische Angriffe an der bessarabischen Front und bei Zaleszczyki abgewiesen. — 28. Französische Angriffe am Hirzstein und Hartmannsweilerkopf, russische bei Raggasem und an der bessarabischen Front, italienische im Suganatal und am Col di Lana abgewiesen. — 29. Englischer Angriff bei Lille, russische bei Schlok, an der bessarabischen und Strypafront, italienische in Südtirol abgewehrt; öst.-ung. Flottenvorstoß gegen Durazzo; das französische U-Boot „Monge“ versenkt. — 30. Deutscher Erfolg bei Hulluch; russische Angriffe an der Strypa, italienischer bei Torbole abgewehrt; Verhaftung der Konsuln der Mittelmächte in Saloniki; der englische Kreuzer „Natal“ gesunken. — 31. Heftige russische Angriffe in Ostgalizien abgewiesen.


3 0000 047 776 640






GESETZLICH GESCHÜTZT